Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER LIBRARY
HX 7914 2

Die Gegenwart

1884.

Digitized by Google

KPH 9001

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

EDWIN CONANT

(Class of 1829)

OF WORCESTER, MASS.

A fund established in 1892, the income thereof to be applied to the benefit and increase of the College Library.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Theophil Zolling.

Sechsundzwanzigster Band.

(Nr. 27—52.)

Berlin 1884.

Verlag von Georg Stilke.

Digitized by Google

△
C Germ. 1934
KH154
KPH 9001
HARVARD COLLEGE
JUL 15 1930
LIBRARY
Conant Fund
(26-28, 32-36)

Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

Register.

Sechsundzwanzigster Band.

Seite

* Der neue Reichstag 337. 353 390
Adler, Georg, Der Normalarbeitstag 129
— Ein vergessener Vorläufer des modernen Socialismus . . . 183
Agrippa, Die Führer der constitutionellen Linken in Italien . 67
Asher-London, G. M., Todesstrafe und Begnadigung in England 115
— Die Engländer und ihre Flotte 389
Baron, J., Occupation und Protection 305
Behrmann, M., Einiges über Frauen und die Frauenerziehung in Rußland 155
Blaze de Bury, Henri, Mein Proceß mit Meyerbeer 185
Blind, Karl, Ein englischer Volksvertreter 99
— Deutschland und England in Afrika 177
— Der Verfassungskampf in England 241
Bobertag, G., Zur Innungsbewegung 33
— Das Project einer Reichspostsparkasse 145
Bodek, Arnold, Die Reichstagswahlen am 28. October 1884 . 289
Boettcher, Friedrich, Zwischen zwei Reichstagen 81
Bolin, Wilhelm, Paul Heyse's Freundschaftsnovellen 298
Brachvogel, Udo, Der Panama-Canal 83. 101
Braun-Wiesbaden, Karl, Ein deutscher König im Exil . . . 9
— Die Tagebücher der Fürstin Metternich 108. 124
— Die völkerrechtliche Seite der colonialpolitischen Fragen . . . 193
— Die Braunschweigische Erbfolge. Historisch-juristische Erörterungen 321
Breitinger, H., Neues über den alten Weltschmerz 228
— Die neuesten Vertreter der allgemeinen Literaturgeschichte . . 392
Buchwald, Otto, Die Colportageromane und die Kalender . . 343
Bulle, Oskar, Eine philosophische Dichtung in Prosa 263
— Der Raub der Sabinerinnen. Schwank von Franz und Paul von Schönthan 222
— Neue historische Romane 341
— „Frau Susanne" von Lindau und Lubliner. — „Der Salontyroler" von G. von Moser 385
Bulthaupt, Heinrich, Muth 228
Capitolinus, Ein italienischer Verleger 120
— Gaetano Moroni 280
Carriere, M., Der Roman eines politischen Märtyrers 394
Caspari, Otto, Ueber den Endzweck im All 56
Castelnuovo, Enrico, Der Tubus 220. 235. 251
Castner, Julius, Hauptmann, Das Torpedowesen in der deutschen Marine 196
Dehn, Paul, Die Tripelallianz und der Orient 17
Deputatus, Ein Rückblick auf die Drei Kaiser-Begegnung . . 209
Doehn, Rudolf, Die Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten 373
Dornblüth, Fr., Dr. med., Die Cholera 18
Dostojewsky, F. M., Die Wirthin . . 316. 331. 345. 364. 382 398
Ebe, G., Europäische Kunst im Import und Export 281
Ehrlich, H., Opern und Concerte . . 111. 190. 223. 286. 334. 366
— Das neue Gewandhaus in Leipzig 413
Floerke, Gustav, Achill u. s. w. 139
Friedrichs, Hermann, Die Cholera und die Furcht 86
Frohschammer, J., Illusion und Ideal 133
Fulda, Ludwig, Ein Gedankendichter 41
— Ueber Popularität in der Kunst 137
Gagern, Carlos von, Eine Erinnerung an Garibaldi 195
Gebhardt, Bruno, Die Grenzen der Geschichte 39
— Das Urtheil der Geschichte 293. 314
Geiger, Ludwig, Friedrich der Große in französischen Liedern . 23
— Zur Diderot-Feier 86

Seite

Geßner, L., Das allgemeine öffentliche Seerecht des deutschen Reiches 243
Goldbaum, Wilhelm, Ludwig Ganghofer 5
Gopčević, Spiridion, Aus meinem Goldkästchen 218
Göring, Hugo, Kuno Fischer's Kant 106
Goverts, H., Etwas über ungarische Kunst 328
Greif, Martin, Dämmerstunde 148
Groß, F., Jean Richepin 21
Groth, Klaus, Der colonisatorische Werth des Plattdeutschen . 53
— „Dietsche Beweging" 409
Hartmann, Eduard von, Zur Geschichte des Pessimismus . . 213
— Der Bücher Noth 246
Heveši, Ludwig, Der Drang zum Leben. Ein Phantasiebild . 12
— Vater Jost's Geheimniß 414
Jensen, Wilhelm, Ein Besuch. Novellette 203
Jessen, P., Unsere Fahnen 380
Kalischer, Alfr. Chr., Beethoven und Amalie Seebald-Krause. Mit bisher ungedruckten Briefen 323
Katscher, Leopold, Zur Frage der Betheiligung der Arbeiter am Unternehmergewinn 65
Kleinpaul, Rudolf, Flußnamen 26. 42
Kleist, Heinrich von, Unwahrscheinliche Wahrhaftigkeiten. Eine ungedruckte Humoreske 157
— Sonderbare Geschichte. Eine ungedruckte Humoreske 283
Koegel, Fritz, Die Oper der Gegenwart 309
Kohn, Heinrich, Zum Begriff der Colonie 275
Kohut, Adolph, Der Ausfall der ungarischen Reichstagswahlen 35
— Zwei französische Schmähschriften über Deutschland 89
— Petöfi-Reliquien 261
Koßmann, Ernst, Ein deutsches Fest in den Vogesen 43
Lang, Wilhelm, Aus dem Bezirk der Quarantaine 169
Legouvé, Ernest, Ristori und Rachel 233
Lichtwark, A., Die spanische Ausstellung 14
— Die Teppichausstellung im Gewerbemuseum 30
— Die beiden neuen Panoramen 93
— Die akademische Kunstausstellung 142. 171 206. 237
— Gurlitt's Herbstausstellung 270
— Ein japanisches Märchen 299
— Der Neubau der technischen Hochschule 301
— Die Adolf Hildebrand-Ausstellung 347
— Moderne Möbel 396
— Kunstausstellungen 417
Lübke, Wilhelm, Renaissance, Barock und Rococo 310
Luthmer, F., Das Kunstgewerbe in der Arbeiterwohnung . . . 201
Lutz, Robert, Max Müller's Biographische Essays 379
Mennell, Arthur, Die Jugend Michelet's 266
Meyer, Conrad Ferdinand, Seelenwanderung 5
— Erinnerungen an eine edle Frau 211
— Thibaud von Champagne 293
Meyer, M. Wilhelm, Die Weltzeit 131
— Finsterniß und Licht. Glossen zur jüngsten Mondfinsterniß . . 258
Moldauer, Berthold, Das deutsche Nationalgefühl in Oesterreich 227
Münz, Sigmund, Die Hoftitel der Professoren 74
Münzer, Emanuel, Cavour und der Ultramontanismus . . . 355
Pallaske, A., Zur neuen Rechtsordnung 51
Pecht, Fr., Die deutsche Historienmalerei der Zukunft 361
Peschkau, Emil, Die Zeitungen und die Literatur 59
Petersen, F. C., Der französische Kleinstädter 75
Politicus, Die bevorstehende Reichstagswahl 49
Prel, Carl du, Zur Philosophie der Mystik 357

Digitized by Google

Seite

Quarck, Max, Zur Börsen- unp Capitalrentensteuerfrage . . . 405
Reinhold, Carl Theodor, Praktische Colonisationsarbeit am häuslichen Heerd 2
Reuß, J. von, Zwischen Freundesgräbern 61
Riotte, Hermann, Zu den Wahlkämpfen in Amerika 113
Roquette, Otto, Neues über Friederike Brion 278
Sanders, Daniel, Die Zahlen in der Odyssee 45
Singer, Wilhelm, Vierzehn Jahre Republik 161
Scherbel, Simon, Dr. med., Ueber Ehen zwischen Blutsverwandten 307
Schiller und das Körner-Museum in Dresden 344
Schläger, E, R. W. Emerson und der Socialismus 153
Schlözer, Karl von, Der Roman des Telegraphen 268
Schmidt, Alexander, Wider das Rococo 247
Schmidt, Erich, Ein Jugendstück Lessing's 181
Schmidt, Julian, Moderne Essayisten 339
Schmidt-Weißenfels. Die spanische Königsfamilie 91
Scholz, August, Henryk Sienkiewicz 162
Schultheiß, F. G., Die Möglichkeit einer Weltsprache 377
Thun, Alphons, Zur Colonialfrage 375
Valentin, Max, Die französische Volksschule unter der dritten Republik 178
Vambéry, H., Gesandtschaften in Teheran 290
Vogt, Carl, Zoologische Stationen 407
Volkelt, Johannes, Ein Bekämpfer des Empirismus 71
Wallow, Selmar, Die Deportation nach Sibirien 70
— Bekenntnisse eines Moskauer Slavophilen 250
Weisbrodt, Gustav, Der Kabelschutz 227
Welti, Heinrich, Die Bayreuther Festspiele 123
— Die Münchener Mustervorstellungen 188
Wenzelburger, Theodor, Die holländische Thronfolge . . . 1
— Das neue Unterrichtsgesetz in Belgien 97
— Die vlämische Bewegung in Belgien 167
Westerburg, Albert, Die Zukunft des Reichsgerichts 257
Winter, Georg, Geschichte und Nationalöconomie 149
— Carl von Noorden's historische Vorträge 326
Zabel, Eugen, Von den Berliner Theatern 183
Zacharias, Otto, Die Urgeschichte als Schlüssel zum Verständniß der Gegenwart 37
— H. Huxley's Vorlesungen über Physiographie 147
Ziel, Ernst, Neue lyrische und episch-lyrische Gedichte 117
— Alfred Meißner's Selbstbiographie 198
— Das Sonett in Deutschland 312
Zolling, Theophil, Laube über Grillparzer 7
— Erinnerungen an Heinrich Laube 104
— Richard Wagner's Lebensbericht 151
— Friedrich Vischer als Lustspieldichter 165
— Von den Theatern 189
— Assunta Leoni. Schauspiel von Adolf Wilbrandt 205
— Der Dichter des Centrums (Friedrich Wilhelm Weber) . . . 215
— Gerettet. Schauspiel von Friedrich Spielhagen 221
— Ein neuprovençalisches Epos 231
— Die große Glocke. Lustspiel von Oscar Blumenthal 253
— Verirrungen. Schauspiel von Joseph Trieb 269
— „Konradin". Von Hans Herrig. — Die Provinzialin. Von Iwan Turgenjew. — Drei Frauen für einen Mann. Von Valabrègue und Grenet-Dancourt 284
— Salvatore Farina 296
— Das Geheimniß des Herrn Marchese. Lustspiel von Paolo Ferrari 318
— Wera. Schauspiel von A. Weimar 333
— Der Club. Pariser Lebensbild von Edmond Gondinet . . . 348

Seite

Zolling, Theophil, Drei Erzähler. (Karl von Schlözer. J. V. Widmann. Ludwig Hevesi) 359
— Christoph Marlowe. Trauerspiel von Ernst v. Wildenbruch . 400
— „Haus Wartenberg" von Oscar v. Redwitz 411
Zorn, Philipp, Der Staatsrath 273

Notizen.

Beaulieu, Spanische Frühlingstage 402. Becker, Liederhort 419. Bernstein, Münchener Bunte Mappe 350. Bitter, C. H., Gesammelte Schriften 348. Blume, Th., Der Zukunftsstaat und die Lösung der soc. Frage 386. Böheimb, Deutsche Lieder u. Gedichte 62. Buchholz's Reisen in Westafrika 174. Christen, Unsere Nachbarn 47. Dahn, Walhall 419. Desjardins, Les cahiers des États généraux en 1789 etc. 47. Deutscher Kalender 303. Diede, Charlotte, Lebensbeschreibung und Briefe 351. Dresdener Kunstverein, Gruß vom Elbstrand 386. Druskowitz, Drei englische Dichterinnen 255. Engelhorn, Die Kunstschätze Italiens 419. Escherich, Saga 47. Flach, Glykerion 254. Fortin, Le chant de la cloche 271. Frank, Das Wunderkind 239. Frankl, Erinnerungen 335. Friedmann, Neue Lebensmärchen 79. Frisch, Farbendruckblätter 350. Fuerschleim, Auf friedlichem Wege 78. Fulda, Satura 175. Gedon, Kunstsammlung 46. Gesellhofen, Junker Hans von Schweinichen 63. Glümer, Lutin und Lutine 63. Goldschmidt, Aus Rußland 318. Groller, Weltliche Dinge 62. Groß, Karl Marx 419. Gubernatis, Literaturgeschichte 175. v. Hagen, Bibliographische Notizen 286. Heyse-Laistner, Novellenschatz 287. Hiller, Ferd., Erinnerungsblätter 302. Hinüber, Das Lied vom Genius 350. Hirundo, Die Giebinger 418. Holz, Geibel's Gedenkbuch 302. Jensen, Der Wasunger Krieg 335. Junghans, Die Gäste der Madame Santines 127. Kaiserlingk, Römische Aquarelle 78. Klein, Astron. Abende 349. Krech u. Fischer, Das preuß. Gesetz betr. Zwangsvollstreckung 191. Kretzer, Im Sturmwind des Socialismus 191. Kürschner's Taschen-Conversations-Lexikon 349. Kunze, Gedichte 62. Leuthold, Gedichte 349. Lingg, Högni's letzte Heerfahrt 319. Mauthner, Dilettantenspiegel 78. Meyer, Geschichte der preuß. Handwerkerpolitik 15. Meyer, Astronomische Spaziergänge 349. Michell, Das Buch der Esel 303. Mikszath, Die guten Hochländer 47. Mitscher, Originalradirungen 386. Mohn, Christkind 367. Mohr, Das Bildniß von Thersandra 62. Orny, Im Banne des Kometen 47. Meister Pathelin 350. Perrot-Pietschmann, Aegypten 31. Petersen, Henrik Steffens 175. Ponsard, Horaz und Lydia 350. Rittershaus, Am Rhein 419. Runeberg, Fähnrich Stål's Erzählungen 302. Sacher-Masoch, Frau von Soldan 255. Scherr, Haidekraut 319. Schilling, Spanische Grammatik 158. Schipper, Dunbar's Leben und Gedichte 402. Seidel, Idyllen und Scherze 419. Sepp, Der bayerische Bauernkrieg 127. Steinau, Des Lebens Wellenschlag 418. Telmann, Im Hochland 271. Thausing, Dürer's Lebensgeschichte 367. Vierordt, Neue Balladen 303, Vogler, Der Herr Commerzienrath 175. Voß, San-Sebastian 62. Walling, Von Lenz zu Herbst 402. Weihnachtsliteratur 385. Weinhold, Lenz's dramat. Nachlaß 255. Werner, Gebannt und erlöst 303. Wichert, Die Braut in Trauer 191. Wie es war und wurde 402. Wiedemann, Aegyptische Geschichte 239. Wiermann, Der deutsche Reichstag 287. Wieser, Ueber den Ursprung und die Hauptgesetze des wirthschaftlichen Werths 239. Ziegler, Deutsche Soldaten- und Kriegslieder 402. Ziemssen, Zum Tagesschluß 47.

Offene Briefe und Antworten.

Ein Stücklein von der österreichischen Censur von Wilhelm Jensen 63. Romeo u. Julia und das germanische Liebesideal von Julius Duboc 79. Nachträgliches zu den Don Juan-Studien von W. Bolin 158. „Reptil" als geflügeltes Wort von H. B. Kaiser 303. Die Aussichten der Juristen in Preußen von Dr. jur. Aschrott. Nochmals über das geflügelte Wort „Reptil" von C. Löper, 351.

Digitized by Google

№ 27. Berlin, den 5. Juli 1884. Band XXVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die holländische Thronfolge. Von K. Theodor Wenzelburger. — Praktische Colonisationsarbeit am häuslichen Herd. Von Karl Theodor Reinhold. — **Literatur und Kunst:** Seelenwanderung. Von Conrad Ferdinand Meyer. — Ludwig Ganghofer. Von Wilhelm Goldbaum. — Laube über Grillparzer. Von Theophil Zolling. — Ein deutscher König im Exil. Von Karl Braun-Wiesbaden. — Der Drang zum Leben. Ein Phantasiebild von Ludwig Hevesi. — **Aus der Hauptstadt:** Die spanische Ausstellung. Von A. L. — Notizen. — Inserate.

Die holländische Thronfolge.

Von K. Theodor Wenzelburger.

Seit Monaten werden im ganzen Lande die Vorbereitungen getroffen, um am 10. Juli, dem Tage, an welchem vor 300 Jahren die Kugel des von Philipp II. gedungenen und mit dem Segen seines jesuitischen Beichtvaters ausgestatteten Mörders den großen Oranien, den „Vater des Vaterlandes" traf, den Manen des großen Todten die verdiente Huldigung darzubringen, — aber vorher wird sich in Delft in der „Nieuwe Kerk" noch einmal die oranische Familiengruft öffnen, um den Letzten seines Stammes zum ewigen Schlummer aufzunehmen. Es ist kein Fürstenhaus in Europa, in welchem der Tod in den letzten fünfzehn Jahren eine so gräßliche Ernte gehalten hat, als im Hause Oranien: im Jahr 1870 trug man die hochherzige Gattin des greisen Prinzen Friedrich zu Grabe, während der Bruder der Dahingeschiedenen, Kaiser Wilhelm, mit dem deutschen Heere vor Paris lag, zwei Jahre später folgte Amalie, die Gattin des beliebten Prinzen Heinrich, des Bruders des regierenden Königs, 1878 starb Königin Sophie, die Württembergerin, 1879 Prinz Heinrich selbst, nachdem ihm nur kurze Zeit das Glück vergönnt gewesen, an der Seite der jugendlichen zweiten Gemahlin zu leben; dann raffte eine jähe Krankheit den Prinzen von Oranien, die Hoffnung des Landes, hinweg, bald darauf ging der hochbetagte Schwager unseres Kaisers, Prinz Friedrich, der Großmeister der niederländischen Logen zum ewigen Osten ein, und jetzt schließt Prinz Alexander den langen Zug des Todes, der 67jährige Vater wird als letzter Sprosse des oranischen Hauses am Grabe des Sohnes stehen.

Wenige Fürstenkinder haben ein so unfreundliches Dasein gehabt, wie der dahingeschiedene dreiunddreißigjährige Prinz Alexander. Von frühester Jugend an kränklich trat er vollständig in den Hintergrund; überstrahlt und in den Schatten gestellt von seinem hochbegabten Bruder, dem Prinzen von Oranien, wurde ihm keine andere Zukunft augurirt, als die, später einmal als des Königs erster Unterthan neben dem Throne zu stehen. Aber mit dem Tode desselben wurde er der muthmaßliche Thronerbe und mit Recht verlangte deshalb auch die öffentliche Meinung, daß der Prinz aus seiner fast klausnerischen Zurückgezogenheit hervortrete, sich unter dem Volke bewegen und der Pflichten eingedenk sein möge, welche er dem Lande gegenüber einmal zu erfüllen habe. Umsonst, das Haus auf dem herrlichen Kneuterdijk, in welchem einst der große Rathspensionär Johan de Witt gewohnt hatte, blieb für die Außenwelt so gut wie verschlossen, nur aus dem Kreise weniger Vertrauter drang hin und wieder eine Kunde über das Leben des Prinzen in die Oeffentlichkeit. Darf man sich deshalb wundern, wenn über das Thun und Treiben desselben und über seine geistigen Fähigkeiten die widersprechendsten Berichte verbreitet und theilweise auch geglaubt wurden?

Aber die freiwillige Absonderung wurde nur um so strenger, denn zu den körperlichen Leiden trat noch der tiefste Seelenschmerz. Es müssen furchtbare Tage für Alexander gewesen sein, als seine von ihm zärtlich geliebte Mutter hoffnungslos darnieder lag, und der Tod derselben machte einen so niederschmetternden Eindruck auf ihn, daß man schon damals für sein Leben gegründete Befürchtungen hegte. Dann traf ihn ein womöglich noch härterer Schlag, als sein Bruder der Mutter folgte. Dem Vater schon lange und namentlich seit dessen zweiter Heirath in einer den Augen der Welt nicht entgehenden Weise entfremdet, war sein Bruder das einzige Wesen gewesen, an dem er mit inniger Zärtlichkeit hing, und die Pietät, mit der er sein Andenken heilig hielt, hat etwas Rührendes an sich; noch einige Tage vor seinem Tode ließ er sich in die Bettstelle tragen, in der sein Bruder gestorben war.

Aber seiner Stellung und der auf ihn gesetzten Hoffnungen in vollem Umfange bewußt, hielt er es doch für nöthig, von seiner Haltung öffentlich Rechenschaft abzulegen. Er that dies in einer kleinen Broschüre, und wer die Gelegenheit hatte, von derselben Einsicht zu nehmen, wird ebenso getroffen durch den klagend melancholischen Ton, der wie das letzte Vermächtniß eines Menschen klingt, der vom Leben nichts mehr erwartet, wie er auch den wahrhaft gesunden und zeitgemäßen Ideen seine Bewunderung zollen muß, welche der Prinz über die constitutionelle Monarchie und namentlich über das Verhältniß des Monarchen zu den Dienern des Staats ausspricht.

Und dennoch, trotz aller körperlichen und seelischen Leiden hat Prinz Alexander den öffentlichen Angelegenheiten seines Vaterlandes stets die regste Theilnahme gezeigt, und wie er selbst mit Vorliebe die Vertreter der Kunst und Wissenschaft in seine nähere Umgebung zog, so fanden auch alle Bestrebungen auf diesem Gebiete an ihm einen wohlwollenden Mäcenas. Mit reichlicher Hand unterstützte er fast alle wohlthätigen Vereine und als im vorigen Jahre der indische Archipel von der Wuth der Elemente in so gräulicher Weise heimgesucht wurde, stellte er sich an die Spitze des Krakatao-Comités, das so viel zur Linderung der dort herrschenden Noth beigetragen hat.

Seit einer Reihe von Jahren hat Alexander seine Wohnung nur verlassen, um von Zeit zu Zeit nach Delft zu gehen, in die Familiengruft hinabzusteigen und auf den Sarg seiner Mutter und seines Bruders einen Kranz zu legen. Als sich die Kunde

Digitized by Google

von seiner Krankheit verbreitete, gab man sich im Anfang keinen besonderen Befürchtungen hin, erst als täglich ärztliche Bulletins erschienen, die einen bösartigen Typhus constatirten, fing man an sich mit der Möglichkeit einer traurigen Katastrophe vertraut zu machen. Schon gab man sich neuen Hoffnungen hin, nachdem die gefährlichsten Symptome gewichen waren, schon konnten die Aerzte die beruhigende Versicherung geben, daß ohne den Hinzutritt eines unerwarteten Ereignisses die Gefahr als beseitigt betrachtet werden könne, als Sonnabend, 21. Juni, die um 5 Uhr ausgegebenen Extratelegramme meldeten, daß der Prinz um 2 Uhr gestorben sei. Das unerwartete Ereigniß war in der That eingetreten, denn der ohnedies geschwächte Körper des Prinzen hatte nicht mehr die Kraft gehabt, die Folgen einer tückischen Krankheit siegreich zu überstehen. Ungefähr vor zehn Jahren, zu derselben Zeit, war Alexander von seinem Oheim, dem Prinzen Friedrich, in den Freimaurerbund aufgenommen worden; der deutsche Kronprinz war dabei zugegen und die von letzterem damals gesprochenen Worte haben ihm ebenso die Sympathien des freisinnigen Theils der Bevölkerung gewonnen, wie sie die bekannten Wuthausbrüche der Ultramontanen aller Herren Länder hervorriefen. Nach Friedrichs Tod wurde Alexander zum Großmeister des Freimaurerordens gewählt und noch einige Tage vor seinem Tode ließ er sich über die am 15. Juni stattgehabte Zusammenkunft der Großoffiziere in sehr eingehender Weise Bericht erstatten.

Ueber das Grab des Prinzen hinweg richten sich die Augen in die Zukunft und diese sieht allerdings trübe genug aus. Zwar ist König Wilhelm III. im Verhältniß zu seinen Jahren noch ein kräftiger Mann, aber er nähert sich den Siebzigern und dann ist die vierjährige Prinzessin Wilhelmine, die Tochter aus der Ehe mit Emma von Waldeck-Pyrmont, die Thronerbin. In Anbetracht dieses Ereignisses hat man sich im Auslande schon in allerlei Phantasien der tollsten Art ergangen und den englischen Blättern gebührt dieses Mal der Ruhm, in den lächerlichsten Faseleien das Aeußerste geleistet zu haben. Der König hat bekanntlich vor einiger Zeit den Hof in Brüssel besucht und darauf hin wurde in einem englischen Blatt als feststehende Thatsache der Welt verkündet, daß dieser Besuch insofern seine hochernste Bedeutung habe, als über die Zukunft der oranischen Dynastie bestimmte Abmachungen getroffen seien, wodurch man zwei Fliegen mit einem Schlage treffen könne, indem nämlich die jugendliche Wilhelmine dem zwölfjährigen Sohne des Grafen von Flandern — bekanntlich dem Vertreter der ultramontanen Branche des in Belgien regierenden Hauses Coburg — anvermählt wurde, so daß schließlich Belgien und Holland einmal in das Verhältniß der Personalunion zu einander treten würden und der Traum Oraniens wenigstens theilweise in Erfüllung ginge. In dieselbe Kategorie gehört der in einigen deutschen Blätter aufgetauchte Plan, die Prinzessin mit einem Sohne des Herzogs von Edinburg zu verheirathen, der dann in Holland erzogen werden solle, um später als Regent auftreten zu können. Bei allen derartigen Conjecturen tritt die krasseste Unwissenheit in staatsrechtlichen Fragen in so naiver Weise auf, daß man sich oft ernstlich fragen muß, ob denn diese Zeitungen gegen ihre Leser eine solche souveraine Verachtung hegen; ein deutsches Blatt tischte dieser Tage seinen Lesern die funkelnagelneue und gewiß noch nie ausgesprochene Wahrheit auf, daß die Königin Wilhelmine ihres Thrones verlustig werde, wenn sie ohne Erlaubniß der Generalstaaten heirathe, ja sie könne ohne Zustimmung derselben überhaupt gar keine rechtsgültige Ehe eingehen; als ob dies in Deutschland oder anderen constitutionellen Staaten anders gehalten würde! Von den patriotischen Beklemmungen französischer Blätter, die im Geist schon eine deutsche Secundogenitur im Haag sehen, die von Berlin aus inspirirt werden wird, und welche in den holländischen Küsten und Colonien nur die Beute der unersättlichen deutschen Ländergier erblicken können, braucht hier nicht weiter Notiz genommen zu werden, da ja die deutschen Blätter aller Farben unbegreiflicherweise schon viel zu viel Tinte verschwendet haben, um den hier zu Tage geförderten journalistischen Unsinn zu widerlegen.

Daß eine der ersten Aufgaben der Regierung und Generalstaaten sein muß, die Thronfolge für die Zukunft zu regeln, versteht sich von selbst, da von König Wilhelm III. männliche Nachkommen wohl nicht mehr zu erwarten sein werden. Nach Wilhelmine kämen nach dem bis jetzt geltenden Gesetze die Kinder des Großherzogs von Weimar an die Reihe, der mit einer Schwester des Königs verheirathet ist, nach diesen Prinz Albrecht von Preußen, der Sohn Mariannes, einer Tante des Königs und in letzter Linie endlich die Kinder des Prinzen von Wied, der mit der Tochter des Prinzen Friedrich verheirathet ist. Erst nach dem Aussterben aller dieser Familien käme das Haus Nassau in Betracht, das Erbrecht desselben würde sich erst begründen lassen, wenn man in das 16. Jahrhundert zurückgeht; denn die depossedirte Dynastie des Herzogthums Nassau stammt von dem Grafen Johann von Nassau-Katzenellenbogen, dem Bruder Wilhelms von Oranien, ab; übrigens ist derselbe zugleich auch der Stammvater des jetzigen holländischen Königshauses.

Wie diese Frage aber auch gelöst werden mag, die Zukunft des Staates hängt in keinem Falle von ihrer Entscheidung ab; jedes Volk und jeder Staat findet seine Existenzberechtigung in sich selbst und eine so reiche historische Vergangenheit, wie sie die Niederlande aufzuweisen haben, die mehr als einmal bewiesen hat, daß die Zukunft des Staates nicht von dem Wechsel der Personen abhängt, wird auch in der Folge die sicherste Garantie für die Freiheit und Unabhängigkeit des Staates darbieten.

Amsterdam, Ende Juni.

Praktische Colonisationsarbeit am häuslichen Herd.

Von Karl Theodor Reinhold.

Das neue Deutschland trägt sich in wachsendem Maße mit der Hoffnung auf einen zukünftigen Colonialbesitz. Seitdem man durch Reden und Planen über deutsche Colonien fremde Nationen glücklich zu einem festen Zugreifen nach dem verfügbaren Rest der Welt gebracht hat, wagt man die ersten schüchternen Schritte, um wenigstens den Abhub der Mahlzeit jener Reichen zu erlangen. Bei dem tiefen Stande der patriotischen Hoffnungen auf eine kühne Colonialpolitik können immerhin selbst die kleinsten Anfänge einer selbstbewußten Bewegung freudig begrüßt werden. Man muß annehmen, daß die unsere ganze nationale Zukunft bestimmende Nothwendigkeit eines überseeischen Besitzes unserem Volke endlich mit der Klarheit über die Lage der Dinge auch die Rücksichtslosigkeit und Energie anerziehen wird, welche den Kampf ums Dasein auch über die Meere trägt.

So sehr man nun der populären Bewegung vorerst ein gutes Stück von übertreibendem Optimismus wünschen muß, so nothwendig erscheint es für die gebildete und an der nationalen Politik mitarbeitende Bevölkerung, das Bewußtsein von der engbegrenzten Möglichkeit deutscher Colonialpolitik klar zu halten, und dahin zu wirken, daß man über entfernte und zweifelhafte Ziele nicht naheliegende große Gebiete für eine gleichartige Erfolge versprechende Thätigkeit unbeachtet lasse. Wir wissen jetzt, daß es der privaten Unternehmung überlassen bleibt, fremde Länder, „wenn noch welche frei sind", zu erwerben. Aber der Colonisationsgedanke ist trotzdem weder eine Mode- noch eine aussichtslose Sache.

Ueber die auswärtige Colonisation besteht ein bisher nicht genügend gepflegtes Arbeitsfeld, welches wir die intensive oder verdeckte Colonisation nennen möchten und von der sogenannten inneren Colonisation d. h. Landesmelioration unterscheiden müssen. Es eröffnet sich hier für die private Vereinsthätigkeit ein überaus fruchtbares Gebiet, auf welches gerade in unserer Zeit der gährenden Colonialbewegung die allgemeine Aufmerksamkeit mehr als bisher zu lenken ist.

Es handelt sich mit einem Worte darum, die fremden Ländern angehörige deutsche Bevölkerung bis zu einem gewissen

Digitized by Google

Grade und nach bestimmten Richtungen hin dem alten Vaterlande zu erhalten und möglichst zu kräftigen. Hier ist freilich nicht das naive Phantom in Frage, das mit Recht von einem bekannten deutschen Parlamentarier, welcher Jahre lang im Auslande gelebt hat, wiederholt verspottet und nachdrücklich zurückgewiesen worden ist, als könne man in aller Stille auf dem Boden der fremden Staaten „ein neues kleines Deutschland" erbauen. Die nationale Assimilationskraft und staatliche Energie jener fremden Völker wacht mit Eifersucht über jeder derartigen Regung einer unmöglichen Selbständigkeit. Allein wenn die hier in Betracht kommenden, nach Hunderttausenden und Millionen zählenden deutschen Bevölkerungen der fremden Länder nicht eben Deutsche wären, d. h. Elemente von denkbar geringer nationaler Widerstandskraft, so würde schon die absolut hohe Zahl jener Elemente den Erfolg einer Art von Colonie ergeben, welche nicht in allen, aber in vielen wesentlichen Beziehungen den Werth eines eigenen Colonialbesitzes für das Mutterland enthielte. Denkt man sich aber die deutsche Einwanderung in den fremden Ländern mit der nationalen Zähigkeit aber der Juden, Magyaren, Engländer oder Franzosen ausgestattet, so würde bei voller Souverainetät der fremden Staatsgewalt das Schwergewicht der deutschnationalen Massen eine Wahrung ihrer volksthümlichen Eigenart durchsetzen, welche zugleich für das Heimatland von der greifbarsten Bedeutung sein würde. Es kann bei dem bestimmenden Einfluß materieller Gesichtspunkte auch für unsere Frage nicht häufig genug darauf hingewiesen werden, von welch mittelbarem und unmittelbarem handelspolitischen Vortheil die Existenz deutscher Bevölkerungselemente in fremden Staaten ist. Die dominirende Stellung Englands im Welthandel beruht großentheils auf der nationalen Gleichartigkeit seiner Bevölkerung mit jener der fremden Exportländer. In ähnlicher Weise ist der steigende Verkehr Deutschlands mit den Vereinigten Staaten für viele Handelsartikel auf das deutsche Element der nordamerikanischen Bevölkerung zurückzuführen. Es entspricht der Natur der Sache, daß ganze Gruppen des materiellen wie geistigen Bedarfs einer Bevölkerung von dauernden und zufälligen Einwirkungen rassenhafter und nationaler Anschauungen bestimmt werden und insoweit sich ein fortgesetzter Zusammenhang zwischen dem Mutterlande und der Emigration ergibt.

Je nach der Energie der nationalen Eigenart und der inneren Gründe derselben wird der hierdurch bedingte Güterbezug aus der Heimat einen größeren oder kleineren Spielraum einnehmen, übrigens aber das ganze Gebiet der Exportartikel durchlaufen. Von den Verzehrungs- und Bekleidungsgegenständen bis zu den Schmuck- und Luxusartikeln, von den Kleinerzeugnissen des Geistes bis zu den höchsten Kunstleistungen wird hier sich ein Begehr entwickeln, der sich mit der Kraft der frischerhaltenen nationalen Empfindung auch zu den nationalen Bezugsquellen wenden wird. Welch große Rolle ein solcher Zusammenhang spielt, davon gibt der englische und auch der deutsche Export redendes Zeugniß. Der Bezug gewisser Getränke, gewisser Stoffe, von Spielwaaren, Büchern, Musikalien, Musikinstrumenten, von Gegenständen der Kunstindustrie und der Kunst, insbesondere von Gemälden, zeigt für den Verkehr Deutschlands mit den Vereinigten Staaten die wachsende Einwirkung des deutschen Elements. Es wäre hier nebenbei wohl die Frage aufzuwerfen, ob der exorbitante amerikanische Einfuhrzoll auf ausländische Gemälde (welcher den Zorn der Pariser soweit erregt hat, daß die angehenden nordamerikanischen Künstler vom Besuch der Pariser Kunstinstitute ausgeschlossen worden sind, während in Deutschland eine gleiche Antwort nicht durchzusetzen war und Mancher sich hochgeehrt fühlt, daß der in Paris abgewiesene Yankee bei uns seine Kunststudien macht) aufrecht erhalten werden könnte, wenn die deutsche Bevölkerung mit mächtiger nationaler Empfindung den freien Eingang deutscher Bilder, insbesondere der sehr beliebten Landschaften forderte.

Es bedarf keiner weiteren Ausführung, von welcher Bedeutung auch nach den im Gebiete des politischen und geistigen Lebens liegenden Richtungen hin die Existenz großer deutscher Bevölkerungen im Auslande sein muß. Das praktische Interesse der Frage liegt in der Untersuchung der Mittel, durch welche die Erhaltung und Förderung deutschen Lebens im Auslande erreicht werden kann. Es ergibt sich hier eine ganze Reihe ebenso einfacher wie wirksamer Maßnahmen, welche noch nicht gewürdigt worden sind.

Die praktische Ausbreitung der deutschen Sprache im Auslande ist bisher nur ganz vereinzelt betont und immer wieder vergessen worden. Und doch ist dieser Weg vielleicht der erfolgreichste von sämmtlichen colonisatorischen Bestrebungen. Die Einsicht in diese Wahrheit hat in Frankreich vor einiger Zeit eine Gesellschaft zur Förderung der französischen Sprache begründen helfen, der wir zur Zeit nichts Aehnliches an die Seite zu stellen haben.

Da es zunächst vor Allem darauf ankommt, das vorhandene deutschsprechende Element im Auslande zu erhalten, so sollte das alte Deutschland Bestrebungen, welche diesem Zwecke dienen, volle Beachtung und Unterstützung zuwenden. In vielen Fällen bedarf es nur des guten Willens und verhältnißmäßig geringer Opfer, um erhebliche Erfolge zu verbürgen. In den Vereinigten Staaten und neuerdings in Oestreich sind Vereinsbildungen vorhanden, deren Förderung leicht und vielversprechend ist. Der Allgemeine Deutsche Schulverein hat in Oestreich den der deutschen Bevölkerung gewaltsam aufgedrängten Kampf für die deutsche Sprache muthig aufgenommen und sich immer weiter ausgebreitet.

Es ist freilich schwer, die deutsche Trägheit aufzurütteln und, so lange es nicht im eigenen Hause brennt, zu thätiger Mitwirkung zu bringen. Die Freunde des genannten Schulvereins können von entmuthigenden Erfahrungen berichten. Aber mit Treue und Zähigkeit läßt sich für eine gute Sache doch allmählich viel durchsetzen. In vielen Gegenden Deutschlands, namentlich im Königreich Sachsen, hat der Schulverein in letzter Zeit mächtige Wurzel gefaßt. Bei unablässiger und ausdauernder Agitation im Kleinen und Großen wird ganz Deutschland in die Bewegung hineingezogen werden können. Man muß nur sowohl den idealen wie den praktisch-geschäftlichen Sinn unseres Volkes auf die Bedeutung hinlenken, die eine allmähliche Umwandlung des deutschen Oestreichs in einen feindseligen Staat mit fremden Nationalitäten für unsere Zukunft birgt. Die Größe der Gefahr aber kann Jeder aus der ständig wachsenden östreichischen Broschürenliteratur über die Verdrängung der deutschen Sprache ersehen. Die ebenso interessanten wie für das deutsche Gefühl schmerzlichen Broschüren von Franz Höllrigl „Aus dem Böhmerwald", von Teweles „Linguistische Studien" und die Publicationen des deutschen Schulvereins sind laute Mahnrufe an die „deutschen Brüder im Reich", den Stammesgenossen in Oestreich im Kampfe um ihre Sprache und Nationalität beizustehen. Aus dem Auflösungsproceß diesseits wie jenseits der Leitha wird, wenn die staatsbegründende deutsche Nationalität dort erliegt, in kurzer Zeit eine zweite orientalische Frage entstehen, die nicht nur die heutigen verblendeten Bedränger des Deutschthums in den Abgrund ziehen, sondern auch die Knochen der pommerschen Grenadiere fordern und dem sorglosen deutschen Reichsphilister den Trost, „daß nur die Völker der Türkei aufeinanderschlagen", nicht lassen wird.

Die Agitation für die deutsche Sprache kann erfolgreich und ohne jede Gefahr betrieben werden, da sie das fremde Staatsbürgerthum nirgends bedroht. In allen fremden Ländern sind die Deutschen — nicht immer zur Ehre ihres nationalen Bewußtseins — die treuesten und anhänglichsten Unterthanen und die besten Förderer der fremden Cultur. Niemand kann ihnen verwehren, ihre Sprache und ihre geistige Zusammengehörigkeit mit dem deutschen Volke festzuhalten, so wenig wie den massenhaften englischen und amerikanischen Fremdencolonien in Deutschland, Paris und aller Orten die treue Anhänglichkeit an ihre nationale Eigenart verübelt wird.

Auf diesem praktischen Gebiete läßt sich außerordentlich viel erreichen, zumal wenn die innere Consolidirung und wahrhaft nationale Gestaltung der deutschen Volkspersönlichkeit nebenher in den Grenzen des Reichs planmäßig betrieben wird, ein sehr

*

Digitized by Google

wichtiges Kapitel, das hier zu weit führt und nur zum Schluß noch mit einigen Worten gestreift sein mag.

Ein weiterer, anscheinend nach der entgegengesetzten Seite hin gerichteter, aber zu demselben Ziele führender Schritt liegt in der praktischen Pflege des fremdsprachlichen Unterrichts. Wie übel es hiermit, namentlich auf den höheren Schulen Deutschlands, bestellt ist, weiß Jeder. Da aber Colonisation gleichbedeutend ist mit der Beherrschung ausländischer Verhältnisse, so leuchtet ohne Weiteres ein, daß wir Deutschen nur dann in der Lage sind, colonisatorische Fortschritte zu machen, wenn wir die besseren und zur Leitung bestimmten Elemente unserer Auswanderung mit wirklich brauchbaren Sprachkenntnissen ausrüsten. Die deutschen Unterrichtsverwaltungen, die freien Vereine und vor Allem die deutschen Eltern sollten bei den furchtbar wachsenden Schwierigkeiten für das Fortkommen des deutschen Nachwuchses systematisch dahin wirken, daß die künftig unvermeidliche Nothauswanderung ein wohlvorbereitetes Geschlecht findet. Mindestens eine fremde Sprache — englisch, spanisch oder französisch — sollte ein obligatorisches Unterrichtsfach der höheren Schulen in dem Sinne werden, daß ihre praktische Beherrschung Voraussetzung bestimmter Qualificationen wäre. Zu diesem Zwecke sollte man Ausländer oder vollkommen praktisch ausgebildete deutsche Sprachlehrer anstellen und für reichliche Gelegenheit zur Erlernung der Conversation, sowie einfacherer Verkehrs- und Geschäftsformen sorgen. Die erheblichsten Geldopfer wären hier ein wohlangelegtes Erziehungskapital.

Man kann mit Sicherheit annehmen, daß die in solcher Weise vorgebildeten Elemente der deutschen Auswanderung für die Erhaltung und Kräftigung des Deutschthums im Auslande eine ganz andere Rolle spielen würden, als die heute wehrlos in den Strom fremder Nationalitäten gerathenden Landsleute. Das Gefühl der Sicherheit, welches mit einer gewissen Beherrschung des Lebens verbunden ist, die zeitige Ueberwindung jenes Zustandes kindlicher oder bauernmäßiger Anstaunung des Fremden, welcher unsere Landsleute im Auslande erfahrungsmäßig drückt und zur affectirten Preisgebung ihrer dort nicht gewürdigten nationalen Eigenart verführt, vor Allem aber die enorme Erleichterung des Fortkommens in Folge sicherer Kenntnisse der Landessprache müssen nothwendig auf die ganze Haltung der Deutschen im Auslande und die Wahrung ihrer ethnographischen Persönlichkeit günstig einwirken. Die noch heute unerschöpflichen Beispiele nationaler Selbsterniedrigung der Deutschen unter den Fremden würde zweifellos seltener werden, wenn sie künftig nicht mehr mit dem Gefühl ungleicher Waffen das Ausland betreten.

Eine ganze Fülle praktischer Colonisationsarbeit liegt auf dem neuerdings auch officiell betretenen Gebiet einer planvollen auswärtigen Handelspolitik. Es wird freilich dem noch immer in seine alten Grenzen gebannten deutschen Blicke schwer, die weitergreifende Einsicht anderer Völker sich anzueignen. Welch ungemein hohe Bedeutung nationale Dampferlinien für die materielle und geistige Verbindung fremder Gebiete mit deutscher Bevölkerung und des Mutterlandes haben, darüber können mit voller Sachkenntniß nur solche Leute reden, die einmal längere Zeit „draußen" gewesen sind. Bei diesen Männern ist das Urtheil dann auch einstimmig und wohl geeignet, den parlamentarischen Skepticismus und dem kurzsichtigen Zahlengeist die Correctur der besseren Erfahrung zu geben. Projecte ferner wie die der geplanten überseeischen Bank gehören ebenfalls hierhin. Dieselbe sollte aber nicht nur das reine Bankgeschäft betreiben. Das Journal des Débats führte vor kurzem treffend aus, daß es auch „Kapitalcolonien" gibt, daß man nicht nur mit Armeen und Auswandrerschaaren, sondern auch mit dem Handel und mit Kapitalien colonisiren kann. Die Geschichte der Nationalökonomie zeigt in zahlreichen und zum Theil berühmten Fällen die erobernde Bedeutung solcher in fremden Gebieten werbender Kapitalien, welche im Verbot des „Absenteismus" oder doch der Beschränkung der verhaßten „absentees" von der nationalen Eifersucht oft genug gewürdigt worden ist. Die Reaction des nationalen Instincts beweist die Fruchtbarkeit jener handelspolitischen Methode.

Auf diesem Felde gibt es noch zahlreiche große und kleine Maßnahmen, welche durchweg einfacher Natur aber mit Aufmerksamkeit zu behandeln sind. Nicht die Neuheit der Gedanken, sondern ihre kräftige und praktische Durchführung ist in Frage. Die deutsche Sucht zur Zersplitterung verdirbt die besten Pläne. Mag der Deutsche im Reich sich der Mannichfaltigkeit der heimischen Verhältnisse erfreuen, für die nationale Kraftentwicklung nach außen ist die Concentration der einzige Weg zu Erfolgen. Kaum hat der Gedanke von Exportmusterlagern, Handelsmuseen, Specialmärkten Wurzel gefaßt, so entsteht der leidige Streit um den Sitz und für den Ort dieser Institute. Anstatt den gegenwärtig gegebenen Mittelpunkt des deutschen Reichs, die Reichshauptstadt, zu wählen, concuriren ein halbes Dutzend und mehr Städte; schließlich erhalten sie alle einen Schatten der Idee, deren wirklich fruchtbare Ausführung in der deutschen Eifersucht erstickt wird. Unbeschadet der selbständigen und reichen Entwicklung deutschen Sonderlebens muß das Reich in einem greifbaren Bilde dem Volke deutscher Zunge innen und außen dem Lande vorschweben und ähnlich wie London oder Paris als Brennpunkt der über dem Erdball verstreuten Nation allgemein empfunden werden. Hieraus ergibt sich eine innere Sammlung und Kräftigung des Volksthums im Auslande, die von unmittelbarer Rückwirkung auf die Beziehungen zum Mutterlande sein wird. Der Austausch von Sachgütern und persönlichen Dienstleistungen, die concentrirtere und dadurch energischere Fühlung zwischen der alten und der Colonialbevölkerung ergeben hier die gesunden materiellen Unterlagen, auf denen ein Welthandelsvolk, wie die Deutschen es ihrer Anlage nach sind, sein weitverzweigtes Wachsthum frei entwickeln kann. Es ist daher systematisch darauf hinzuarbeiten, aus der deutschen Reichshauptstadt einen großartigen Markt des nationalen Lebens zu schaffen, welcher in materieller wie geistiger Beziehung eine Art Clearinghouse darstellt, in welchem die weitauseinanderliegenden und zersplitterten Bethätigungen der deutschen Bevölkerungen zugleich eine Concentration und Lösung finden, die einen größeren Zug von Einheit und Klarheit in das Bild der deutschen Nationalität bringen. Denn nichts kann unsere Bedeutung unter den Völkern der Erde mehr heben als kraftvolle Einheit der Erscheinung, in welcher wir unsere Existenz durchsetzen mit dem klassisch-stolzen Bekenntniß der Czechen „Wir sind wir". Erlangen wir diese bei zahlreichen untergeordneten Nationen naiv und gesund erscheinende „Forderung ums Dasein" auf der uns Deutschen nur einmal nur möglichen bewußten Stufe als Recht auf das nationale Leben, so wäre alles Gerede und Geschreibsel über Colonisation überflüssig. Deutschland besitzt im östlichen Europa, in den Vereinigten Staaten und in Südamerika Analoga von Colonien, welche wenigstens theilweise Ersatz für eigenen Besitz gewähren. Der Pessimismus über die Zukunft der deutschen Bevölkerung dort ist unbegründet, sobald er sich selbst entschlossen aufgibt und zu thätiger Arbeit übergeht.

In Wahrheit kommt es hauptsächlich darauf an, daß wir daheim, am häuslichen Herd ein starkempfindendes, geeintes Volk werden. Ist die Sehnsucht der Patrioten erfüllt, daß wir einen rechten nationalen Stolz auf unser Volksthum als erstes allgemeines Erziehungsziel der Nation betrachten und in diesem Stück nicht ferner von allen andern Völkern übertroffen werden, so steht hinter unseren Stammesgenossen im Auslande eine weltgeschichtliche Macht, eine großes Culturvolk, welches die ausgesendeten Kinder mit unwiderstehlicher Kraft an sich bindet und auch ohne staatsrechtliche Formen in einer Einheit zusammenhält, welche neben ihrem idealen Werth selbst die begehrten ziffernmäßigen Erfolge zeitigt. Den deutschen Völkerfamilien anzugehören, in einer großen über die ganze Erde verbreiteten Gemeinschaft zu stehen, welche neben dem Glanze einer zweitausendjährigen Geschichte noch die Kraft der blühenden Jugend zeigt und unter den Culturnationen in erster Reihe steht — dies erhebende Gefühl wird in einer Zukunft, die wir selbst bald herbeiführen können, einen Ring über den Erdball ziehen, den in geheimer Angst die fremden Völker schon sich schließen sehen Hierzu ist allerdings die unermüdliche Arbeit bei uns und an uns

Digitized by Google

selbst nothwendig, vor Allem aber, was Fürst Bismarck bei der Commissionsberathung über die Dampfersubvention betonte, der Flügelschlag der nationalen Begeisterung. Dieser sich zu schämen, sie künstlich zurückzuhalten oder gar lächerlich zu machen, ist eine der schwersten Versündigungen an der Zukunft unseres Volkes. Denn wir Deutschen haben es von allen Nationen der Erde am wenigsten nöthig, daß man uns Wasser in den Wein schüttet. Während alter hanseatischer Unternehmungsgeist auf Landerwerb hinauszieht und nach dem anderen soeben gehörten schönen Worte unseres großen Staatsmannes „der nationale Schild ihnen folgt", haben wir zu Hause die Hand zu rühren und ein weites Feld der Bethätigung anzubauen, die in den besten Zielen und Erfolgen mit der Sache der Colonialpolitik zusammenfällt.

Literatur und Kunst.

Seelenwanderung.

Von Conrad Ferdinand Meyer.

Den ich pflanzte, junger Baum,
Dessen Wuchs mich freute,
Zähl' ich deine Lenze, kaum
Sind es zwanzig heute.

Oft im Geist ergötzt es mich,
Ueber mir im Blauen,
Schlankes Astgebilde, dich
Mächtig auszubauen.

Lichtdurchwirkten Schatten nur
Legst du auf die Matten,
Eh' du dunkler deckst die Flur,
Bin ich selbst ein Schatten.

Aber haschen soll mich nicht
Stygisches Gesinde,
Weichen werd' ich aus dem Licht
Unter deine Rinde.

Frische Säfte rieseln laut,
Rieseln durch die Stille,
Um mich, in mir webt und baut
Ew'ger Lebenswille.

Halb bewußt und halb im Traum
Ueber mir im Lichten
Werd' ich, mein geliebter Baum,
Dich zu Ende dichten.

Ludwig Ganghofer.

Von Wilhelm Goldbaum.

Von dem wunderbaren Stück Erde, das im Norden der Watzmann und im Süden der Zugspitz wie zwei gewaltige Ausfallsthürme begrenzen, kenne ich nur einen kleinen Theil und auch diesen leider nicht so genau, daß ich zu beurtheilen vermöchte, wie viel oder wie wenig er geeignet ist, die Phantasie eines Dichters zu erregen. Ich habe am Achensee Sommerfiesta gehalten, bin durch die Hinter- und Vorderriß nach Tölz gewandert, von der Scholastika nach Kreuth und von da nach Tegernsee gefahren, habe zu guterletzt auch die Ufer des Starnbergersees durchmessen, bis wo die Benediktenwand sich dunkel in seinen Fluthen spiegelt. Und die ergreifenden Eindrücke, welche ich auf diesen Fahrten empfangen, sind in mir wach geblieben, wie gewiß in Jedem, der mit offenen Augen dieses Gebirgsparadies durchpilgerte. Aber es ist etwas Anderes, ein entzückendes Landschaftsbild still genießend in sich aufzunehmen, und etwas Anderes, die Staffage dieses Bildes so bis ins Einzelne zu studiren, daß man ihren inneren Zusammenhang mit der Natur, deren Bestandtheil sie ist, ergründet. Der Tourist schwelgt in dem Anblick des Zugspitz, wenn die Abendsonne das weiße, nadelförmig gen Himmel strebende Haupt desselben mit leuchtendem Golde übergießt; er jubelt vor Entzücken, wenn er über den tiefblauen Spiegel des Achensee dahinrudert und an den steilen Felswänden die Gemse hurtig emporspringen sieht; er erschauert in geheimnißvoller Bangigkeit, wenn der Donner durch die Berge hallt, daß es sich anhört, als ob von dem einen zum anderen die Kunde des bevorstehenden Weltunterganges tönte. Aber von der Aufnahme eines solchen Eindruckes bis zu seiner dichterischen oder künstlerischen Gestaltung, bis zu seiner Erneuerung in Wort oder Farbe ist ein weiter Weg, den man ahnt, wenn man vor einem Bilde Franz Defreggers steht oder ein Gedicht Karl Stielers liest. Diese Bauern und Knechte, Gaisbuben und Sennerinnen, Holzflößer und Botenläufer sind von ihren Bergen, ihren Seen und Almen nicht abzulösen; sie und das Stück Gotteswelt, in dem sie leben, sind Eins. Und wenn man ein solches Defregger'sches Bild oder Stieler'sches Gedicht am Nordpol unter die Augen bekäme, man würde sich wie durch einen Zauber fortgetragen fühlen an das Ufer der Ache oder des Inn, zu den stillen Riesen, welche, einer über die Schultern des anderen, herniederschauen auf die einsamen Bergseen des bayrischen Hochlandes. Nicht der Dialekt und der Juhuschrei, nicht die Joppe und der Nagelschuh sind die Merkmale der Echtheit; Alles zusammen und dazu Erde und Himmel, Wald und Ferner, Mensch und Gethier ergeben das Bild der Wahrheit und auch dann erst, wenn es, hindurchgegangen durch die Seele des Dichters oder Malers, eine Einheit geworden ist in Stimmung und Gestalt, in Sprache und Farbe.

Man ist leicht geneigt, das Dialektgedicht, die Dorfgeschichte, das Alpenidyll als etwas Untergeordnetes in der Gattung über die Achsel anzusehen. Im Süden steht man Fritz Reuter und Klaus Groth, im Norden Franz Stelzhamer und Kobell kühl, sozusagen literarisch gegenüber. Und nirgends so wahr wie hier ist ja allerdings das Wort, man müsse, um den Dichter zu verstehn, in des Dichters Lande gehn. Aber diese Wahrheit erstreckt sich doch nur auf das Stoffliche, nicht auf den Dichter selbst. Der Dichter erhebt den Stoff ins Allgemeine, indem er sich selbst zu einem Theile von ihm macht, und Mecklenburg wird nicht poetisch durch seine eigenen Reize, sondern dadurch, daß es sich in der Individualität Fritz Reuters reflectirt. Ob dann in Nordstetten oder Güstrow, Lenggries oder Radegund die Geschichte spielt, das ist, von der Lokaltreue abgesehen, völlig gleichgültig; nur daß Roseggers Steirer ein Stück von Roseggers, Reuters Mecklenburger ein Stück von Reuters, Auerbachs Schwarzwälder ein Stück von Auerbachs Persönlichkeit sei, ist die Bedingung. Und wenn diese erfüllt ist, dann hat der Jägerbursch in der Jachenau, die Sennerin auf der Kobelwand dasselbe poetische Recht wie die „problematische Natur" Spielhagens, und der Dialekt denselben literarischen Geltungsanspruch wie die hochdeutsche Schriftsprache.

Diese Ueberzeugung ist mir zuerst lebendig geworden, als ich im Sommer des Jahres 1880 im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater zu Berlin den „Herrgottschnitzer von Ammergau" aufführen sah. Das Stück wirkte über die weite Entfernung hinweg am stärksten durch sich selbst; Lokal und Dialekt thaten nur ergänzend ihre Schuldigkeit, indem sie zeigten, wo das Naturell des Dichters seine Heimat hatte. Später klang mir der Name dieses Dichters öfter an das Ohr und allmählich war mir Ludwig Ganghofer auch als Lyriker und Novellist vertraut geworden, noch bevor ich ihn in seiner ganzen blonden Jugendfrische von Angesicht zu Angesicht sah, einen echten, stramm gefügten Altbayern, der in seinem neuen Wiener Heim — am „Ratzenstadel" draußen, wo einst die Villa des Fürsten Kaunitz

Digitized by Google

stand — mit leuchtendem Stolze seine Jagdtrophäen aus der bajuvarischen Gebirgswelt producirt. Er hat es als echtes Jägerskind leicht gehabt, sich mit den Menschen und Thieren im Wald und auf der Alm bekannt zu machen und die Geheimnisse der Natur zu erlauschen, und dann holte er sich aus den Hörsälen der Münchener Universität, was ihm als literarisches Handwerkszeug für die Zukunft von Nutzen sein konnte. Er beschäftigte sich mit Fischart, der ihn auf das Volksthümliche hinlenkte, und mit Alfred de Musset, dessen Spuren in seiner Lyrik wiederzufinden sind. Er hörte die Vorlesungen von Moritz Carriere und Wilhelm Hertz und sah das große Talent des unglücklichen Leuthold in Wahn und Nacht niedertauchen. Es war, als er sich rüstete, die Feder in die Hand zu nehmen, noch ein sehr respectabler Rest von der berühmten Tafelrunde des Königs Max an der Isar beisammen: Paul Heyse, Lingg, Hermann Schmid. Und junges Streben erstarkt gern an guten Mustern. So wurde Ludwig Ganghofer zum Dichter und daß er den bereits erbgesessenen Landsleuten auf dem deutschen Parnaß, einem Hans Hopfen und Karl Stieler, an Ruf und an Jahren nachsteht, ist kein Grund, warum man ihn nicht ebenfalls schon einer eingehenden Betrachtung würdigen sollte. Das Talent überwindet die Jugend.

Das Talent Ganghofers ist aber ein dreifaches, es bekundet sich in der Lyrik, in der Novelle, im Drama, und ist man sich erst über das Maß der Originalität klar geworden, das ihm verfügbar, so vermag man auch zu beurtheilen, wo diesem jungen Altbayern jetzt und in Zukunft die schönsten Kränze blühen. Für den Dichter ist die Originalität Alles; sie bildet den Schatz unter seinen Schätzen. Aus dem eigenen Glase trinken, nennt es Alfred de Musset, aber Glas und Trunk müssen auch etwas Besonderes sein, nicht Haus- und Küchenvorrath aus Jedermanns Wirthschaft. In der Jugend hält man sehr bald eine Thräne, die man im Auge spürt, für eine Perle, und einen alltäglichen Eindruck für eine poetische Empfindung; dann zimmert man leicht einen Vers dazu, gefällige Nachbarn geben ihr Amen, und der gottbegnadete Sänger ist fertig. Aber dabei braucht nicht ein einziges Körnlein von Originalität vorhanden zu sein und meistens ist es auch nicht vorhanden. Der wahre Dichter wird aus Schmerzen geboren. In dolore paries. Das Ringen mit sich selbst, der Kampf mit dem eigenen Ich, das sich sträubt, in den Mittelpunkt der Dinge hineingerückt zu werden, ist das wesentlichste Merkmal der Originalität. Ich habe Dichter gekannt, die jauchzend um ihren Schreibtisch herumhüpften, wenn plötzlich ein erlösender Einfall sie über eine Schwierigkeit der Composition hinweghob, und denen die hellen Thränen über die Wangen liefen, während sie eine ergreifende novellistische oder dramatische Scene niederschrieben. So vollzieht sich das Schaffen gleichsam trotz des Dichters, ihm selbst eine Offenbarung; er glaubt, der Herr über seinen Genius zu sein und er ist sein Knecht. Ludwig Ganghofer ist sich dessen bewußt, er deutet auf diesen geheimnißvollen Proceß in den Versen:

> Ich habe — nicht der Letzte, nicht der Beste —
> Nur durch des Lebens Schule mich gemüht,
> Und jeder Aufschrei, den sie mir entpreßte,
> Ward, ohne daß ich's dachte, mir zum Lied.
> In dieser Schule hab' ich nur erfahren,
> Daß lang die Schmerzen, kurz die Freuden waren.

Wenn nun aber gleichwohl der Lyriker Ganghofer gegen den Dramatiker und Novellisten Ganghofer im Nachtheile ist, so hat dies nicht in einem Mangel an Originalität, sondern in einem Ueberschuß an Empfindung seinen Grund. Aus vollem Halse lacht, in Thränenfluthen weint der Poet, aber man glaubt ihm seine Trauer weniger als seine Freude, und das dichterische Wort selber will sich schwerer in seine Verzweiflung als in seinen Frohsinn schicken. Er ist zu concret, zu nachdenklich, zu sehr — bei aller Jugend — durch sein besonderes Interesse an den Dingen in bestimmte Grenzen eingeschlossen, als daß er, im All umherschweifend, wie es der Lyriker soll, an jeder Blume den Honig zu finden vermöchte. Es mag sein, daß er im Verkehr mit den Münchener Malern sein Auge frühzeitig daran gewöhnte, das Körperliche der Erscheinungen, das Plastische der Formen als das Entscheidende anzuschauen, oder daß die zum Epischen und Dramatischen gesteigerte Natur seines heimischen Hochlandes ihn den bescheideneren subjectiven Stimmungen des Lyrikers entfremdete, genug, das Lied quillt ihm nicht frei und leicht genug aus der Seele, es reißt sich von ihr halb gewaltsam los wie der Bergbach vom Felsen, und wie dieser hat es, obzwar klaren und durchsichtigen Spiegels, in rapidem Gefäll eine Menge von Hindernissen, entwurzelte Baumstämme, rollendes Gestein und jählings aufgerissenes Erdreich zu überwinden.

Was nun aber den Lyriker beeinträchtigt, das ist die Stärke des Novellisten, des Dramatikers. Fast die Geltung eines Gesetzes kommt der Thatsache zu, daß der Lyriker und der Dramatiker sich nicht bei einander heimisch fühlen in derselben Individualität. Schiller und Geibel liefern den Beweis. Dort herrscht die Kraft, hier die Anmuth. Auf Ludwig Ganghofer angewendet, läßt sich der Satz noch dadurch modificiren, daß das Stoffgebiet selbst, auf dem der bayrische Epigone erntet, sich der Novelle, dem Drama williger erschließt als dem Liede, und dem letzteren beinahe nur, wenn der Humor den Takt angibt. Ganghofers Gedichte sind tief empfunden, von gewinnender Frische, und doch wiegt ein ganzes Bündel derselben nicht das einzige Lebensbild „Hochwürden Herr Pfarrer" auf und vollends erweist es sich, daß seiner Muse die Tracht der Sennerin angeboren ist, wenn man sich die Wirkung vergegenwärtigt, welche sein Volksstück „Der Herrgottschnitzer von Ammergau" von der Bühne herab übt. Da tritt die Ursprünglichkeit seines Talents voll zu Tage und zwar gleichmäßig wirksam in der Erfindung, der Sprache, der Nachgestaltung der Scenerie. Und da schafft der Genius loci auch Lyrisches von reizender Unmittelbarkeit in Vers und Prosa. Ein solches Stück Lyrik ist die Skizze „Das Geigenkröpfl" und das Jagdabenteuer „Der schwarze Teufel". Was man heutzutage Stimmung nennt, das darf man freilich hier nicht suchen; aber darum ist's wahrhaftig nicht schade. Denn diese neumodische Stimmungsmacherei ist etwas ausgeklügelt Weichliches, woran kein Faden von Poesie, aber desto mehr Reflexion ist. Man redet sich künstlich in eine Situation hinein, häuft onomatopöische Worte, und stellt so einen Nebelschleier her, der Landschaft, Handlung, Menschen und Schicksale dem Leser mehr verhüllt als erschließt. Diese Art Stimmung ist Beschreibung. Daß aber die Handlung selbst, daß die Charaktere, die Schicksale viel unmittelbarer und wirksamer ohne aufdringliches Hinzuthun des Dichters, in dem Leser eine Stimmung schaffen können, dafür hat Ludwig Ganghofer ein sehr feines Gefühl, als wäre er bei Iwan Turgenjew in die Schule gegangen. „Man klomm einen Berg hinan, ohne zu wissen, was man von dem Gipfel aus sehen würde," sagte Sainte Beuve von den französischen Dichtern der ausgehenden Restauration. Mit Ganghofer steigt man bergan, er bereitet nicht vor wie ein geschwätziger Führer, und wenn droben sich plötzlich ein entzückendes oder schauerliches Panorama eröffnet, so steht er schweigend dabei, wie er auch nicht einen breiten Commentar vorträgt, wenn etwa in einem schicksalsschweren Momente der Jörg oder Sepp mit dem Schuh aufschlägt, daß die Stube zittert, wenn die Broni oder Loni im Augenblicke der Entscheidung bis an die Haarwurzeln erröthet. Der wahre Dichter docirt und declamirt nicht, er gestaltet. Und hat er etwas zu erörtern, so reden sein Figuren, seine Situationen für ihn, wie beispielsweise die Loni im „Herrgottsschnitzer" sich darüber klar zu werden sucht, warum sie mit einem Herzen voll von Elternliebe ihre Eltern nicht kennt. „Siehst, Lehnl, in mein'm Herzen, da is mir grad, als wär' a Kammerl drin, das mir unser Herrgott ganz extra für d' Eltern g'schaffen hat. Und wie weh mir's thut, daß die Kammer leer blieben is, das kann ich kein'm Menschen sagen. Ich hab' keine Eltern und hab' doch a Herz dafür, und mir will's net in Sinn, daß es Leut' geben soll, die a Kind haben und keine Lieb' dazu, die's weggeben können in Gleichmuth oder gar in Haß." Auch Berthold Auerbach hat, wie seine soeben veröffentlichten Briefe beweisen, nicht umhin

Digitized by Google

gekonnt, Ganghofers Talent anzuerkennen, als er den „Herrgottsschnitzer" — und dasselbe gilt von dem „Proceßhansel" — auf dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater sah. Er faßte seinen Eindruck in folgenden Worten zusammen: „Gestern sah ich ein Stück der Münchener Schauspieler „Der Herrgottschnitzer von Ammergau", ein Stück ganz im Dialekt, auch in den Empfindungen voll warmer Naturlaute und überhaupt ganz naturalistisch, dabei aber mit geschickten theatralischen Contrasten und auch einigem theatermäßigen Aufputz. Ich konnte erst lange nach Mitternacht zur Ruhe kommen, so bis aufs Tiefste erregte mich diese neue Fassung des Volkslebens auf. Es ist offenbar, es ist ein Schritt weiter geschehen, als ich wagte oder vielleicht auch konnte; dennoch glaube ich, daß meine Haltung und Fassung mehr der Dauer der Kunst entspricht."

Man ist schnell bereit, wenn man während einiger Ferienwochen am Achensee den Salontiroler beobachtet hat, sich eine abgünstige Vorstellung von dem Menschenschlage zu bilden, der da hinten in den Bergen haust. Dieses „Schubladln" und „Fensterln", diese „G'stanzln" bei Beefsteak und Champagner haben ein Raffinement, das auf die Dauer ermüdet und vernüchtert. Aber weiter hinein in's Land, wo der schaulustige Engländer, der blasirte Wiener Finanzbaron, der kritische Berliner noch rare Gäste sind, muß man vordringen, um zu erfahren, daß es doch ein ganz eigenthümlicher Humor und eine ebenso eigenthümliche Tragik ist, was der Verkehr mit den begletscherten Riesen, mit den düsteren Alpenseen im Menschenleben entwickelt. Und dort drinnen ist Ganghofers Muse zu Hause, dort hat sie die tragische Episode von den „Seeleithnersleuten", die heitere von „Assi Manlasse" aufgelesen. Fast eine Sehnsucht hat mich beschlichen nach dem tiefversteckten Walchensee und nach der steilen Straße, neben der in schwindelndem Grunde die Ache zu Thal donnert; als ich Ganghofers Hochlandsgeschichten las, die er unter dem Titel „Bergluft" zusammengefaßt. Und das ist, wie ich meine, ein Zeugniß für den echten Dichter, daß wir ihm folgen, wohin er uns führt. Wenn wir mit seinen Augen sehen, mit seinem Herzen empfinden, mit seinen Menschen lachen und weinen, so ist seine Gewalt über uns erwiesen, und diese Gewalt ist das Zeichen seiner Originalität.

So Gott will, in nicht zu ferner Frist wandere ich wieder hinaus, wo

auf der Höh
findt so schö
jedes sein Platz,

und ich denke, es wird Mancherlei in Berg und Thal mich an den Poeten erinnern, der mir mein dunstiges Stadtzimmer zur Winterszeit mit erquickender „Bergluft" angefüllt hat.

Laube über Grillparzer.

Ein Buch von Heinrich Laube über Franz Grillparzer? Und ein Buch, das dem großen östreichischen Dramatiker gerecht wird? Gewiß, hat nicht schon Laube als Theaterdirector den Wiener Dichter zu Ehren gebracht, wie sollte er nicht als Biograph ihn zu würdigen verstehen? Freilich, ein größerer Gegensatz ist schwer denkbar als zwischen diesen beiden literarischen Physiognomien. Das Gemeinsame scheint nur darin zu bestehen, daß Beide eben deutsche Dichter in Wien, Dramatiker sind. Grillparzer ein weicher Oestreicher, Laube ein stahlharter Norddeutscher; Grillparzer ängstlich, träumerisch, unentschlossen, melancholisch, grillenhaft, eine problematische Natur, die keiner Lage gerecht wird, in der sie sich befindet — Laube praktisch, burschikos, gesund und stark, im Leben wie in seinen Schriften. Man lese nur einmal seine „Lebensgeschichte Grillparzers"*) und vergegenwärtige sich, daß der Verfasser schon hoch in den Siebzigern steht, einem Alter, wo sogar die Unsterblichsten, wenn sie überhaupt noch die Feder führen, fast immer greisenhafter Geschwätzigkeit zuneigen. Bei Laube nichts dergleichen. Er schreibt noch immer seine hastigen, kurz angebundenen Sätze, klar, gedrungen, kernig, eher zu wenig als zu viel sagend, sprunghaft, ohne Rücksicht auf die Vollständigkeit, die Chronologie. Er macht fast keinen Versuch, uns das widerspruchsreiche Wesen seines Collegen psychologisch zu erklären: er zeichnet einfach dessen Aeußeres plastisch und scharf hin, spricht von seinen Eigenheiten und thut manchmal einen beherzten Griff in reiches ungedrucktes Material. Am liebsten läßt er Grillparzer, dem sonst so Schweigsamen, das Wort, und er selbst, der sonst so Gesprächige, schreibt gewissermaßen nur den verbindenden Text dazu, wobei er nur ab und zu etwa eine Aeußerung des stets cum grano salis zu verstehenden Dichters corrigirt. Dies geschieht meist mit feiner Ironie, aber öfter stimmt er ihm zu, streicht ihn gebührend heraus und nimmt ihn wohl auch gelegentlich, zumal gegen die norddeutsche Kritik, in Schutz. Einmal lodert auch sein ganzer Zorn empor: bei der Stelle aus Grillparzers Tagebuch über dessen Betheiligung an der Wiener Revolution, wo die ganze Erhebung als Faschingsscherz, ein Idyll, als das Werk heldenmüthiger Kinder hingestellt wird. Und Grillparzer verdient da wirklich die Rüge seines Biographen. Sonst plagt sich dieser auch mit ästhetischen Untersuchungen nicht allzu sehr. Wer eine Einführung in den Geist der Grillparzer'schen Dichtung erwartet, wird sich enttäuscht finden. Laube ist immer zuerst Theatermann. Wird just ein Stück Grillparzers genannt, so beurtheilt Laube es kurz, schlagend und meist zutreffend, immer aus dem Gesichtswinkel der Bühnenwirkung vom Standpunkte des Directors, des Regisseurs. Darum mag es Manchen auch komisch anmuthen, daß er für die Bühnenrettung einiger unsicherer Stücke einfach — den Rothstift empfiehlt.

Wer Laube kennt, konnte kein anderes Buch von ihm erwarten. Sit ut est aut non sit. Wer die geistige Physiognomie des Dichters vermißt, der greife zu Emil Kuhs noch immer unübertroffener Abhandlung. Laube bietet nicht abgerundete, künstlerisch empfundene Stimmungsbilder, sondern nur lebendige, frische, farbige Feuilletons. Eine erschöpfende Biographie des Dichters ist überhaupt für die nächsten Jahrzehnte unmöglich, denn sein Nachlaß darf erst in fünfzig Jahren veröffentlicht werden. Grillparzer war sein Lebtag zurückhaltend, fast ohne Beziehungen. Er hat niemals Privatbriefe, selten Albumblätter geschrieben, wie die Autographensammler wohl wissen. Seine Selbstbiographie ist Fragment geblieben und sehr mit Vorsicht zu gebrauchen. Bleiben also nur die Einzelberichte und anekdotischen Aufzeichnungen seiner Verwandten, seiner wenigen Bekannten. Diese hat Laube denn auch auf das Ausgiebigste benutzt und wir sind ihm dankbar für jeden Bericht, den er noch der Vergessenheit entreißen konnte. Ihm ist vor Allem das Material, das ein Verwandter Grillparzers, der jüngst verstorbene Freiherr von Rizy in Wien, für eine Biographie gesammelt und zum Theil im „Grillparzer-Album" veröffentlicht hat, zur Verfügung gestellt worden und bildet seine Hauptquelle. Damit füllt Laube manche Lücke in Grillparzers Selbstbiographie, die bis 1836 reicht und im 10. Bande seiner sämmtlichen Werke mitgetheilt ist. Das Uebrige sind Familientradition und Freundeserinnerungen, namentlich die mündlichen Mittheilungen von Grillparzers „Leibarzt", des vor wenigen Wochen verschiedenen Dr. Preyß.

Nicht Alles, was Laube aus den Heften Grillparzers mittheilt, ist interessant. Man kann darüber streiten, ob das Reisetagebuch aus der Türkei in die Biographie gehört, ob es überhaupt des Abdrucks werth war. Laube gibt sich keiner Täuschung hin. Jedenfalls verübeln wir ihm den Abdruck der höhnischen Bemerkungen Grillparzers über Bauernfeld, denn sie müssen den greisen Dichter schwer verletzen, sind auch durchaus schief und ungerecht. Der grämliche alte Grillparzer konnte für den graziösen, leichtblütigen Vollblutwiener kein Verständniß haben. Um so werthvoller sind die anderen Citate aus ungedrucktem Material: die Erzählung der Handlung von „Blanca von Castilien", einem ungedruckten Erstling, der offenbar von

*) Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Schillers Don Carlos angeregt ist, die scharfgeistigen Autokritiken über dieses und einige spätere Stücke und mannichfache Nachrichten über Grillparzers Abstammung, Familie, Jugend, Bildungsgang. Werthvoll ist auch die zum erstenmal abgedruckte Vorrede zur „Ahnfrau" mit der pikanten Bemerkung, die Kritik habe die eigentliche partie honteuse des Stückes immer noch nicht herausgefunden. Laube überrascht uns dabei mit der Bemerkung, daß der bekannte „Vorbericht" zu diesem Stücke nicht von Grillparzer, sondern von seinem Freunde und Gönner Schreyvogel, dem späteren Director des Burgtheaters, herrühre. Neu und interessant sind auch einige Zusätze zu Grillparzers Reise zu Goethe, die in der Selbstbiographie eingehend geschildert wurde. Hier urtheilt Grillparzer über die Norddeutschen, die er in späteren Jahren als poesielos verdonnerte, sehr anerkennend. „Die Menschen", schreibt er in Berlin, „habe ich angenehmer gefunden, als ich sie mir vorgestellt. Der Oestreicher erscheint im Auslande leicht ein Tölpel, der Preuße ein Großsprecher; zu Hause sind sie beide etwas anders, wenn sie gleich beide einen kleinen Beigeschmack davon behalten mögen. Die Unterhaltung ist hier ungleich geistreicher als bei uns, selbst wenn sie nicht glänzen will."

Ungemein fesselnd ist Grillparzers unnachsichtlich strenge Prüfung seiner Herzensregungen. Als Mensch gewinnt er dadurch freilich nicht. Dieser sauertöpfische Egoist, der so viel geliebelt hat, ohne wirklich lieben zu können, bietet keinen erbaulichen Anblick. Seine Bekenntnisse sind von einer erschreckenden Aufrichtigkeit, die manchmal geradezu ans Unritterliche und Rohe grenzt. Er war in der Liebe kein Heiliger. Namentlich über sein Verhältniß mit der Frau eines befreundeten Malers wird Manches angedeutet, und Laube erzählt sogar eine wahre Komödienscene, deren Held Grillparzer war und die würdig wäre, im Boccaccio zu stehen. Besonders in Bezug auf das Kapitel Katharina Fröhlich steckt uns Laube ein Licht an, so daß wir das räthselhafte Verhältniß nachgerade verstehen können. Man höre einmal Grillparzers Bekenntnisse über seine Art verliebt zu sein, und frage sich dann noch, ob er ein Wesen glücklich machen und selbst überhaupt ein Glück finden konnte.

Von dem Augenblicke an, als der theilnehmende Gegenstand nicht mehr haarscharf in die Umrisse passen wollte, die ich bei der ersten Annäherung voraussetzend gezogen hatte, warf ihn auch mein Gefühl als ein Fremdartiges so unwiderruflich aus, daß meine eigenen Bemühungen, mich nur in einiger Stellung zu halten, verlorene Mühe waren. Ich habe auf diese Art bei Weibern den Betrüger gespielt, und ich hätte doch jederzeit mein Alles gegeben, wenn es mir möglich gewesen wäre, ihnen zu sein, was sie wünschten. Ich habe auf diese Art das Unglück von drei Frauenzimmern von starkem Charakter gemacht. Zwei von ihnen sind bereits todt. Aber ich habe nie eine Neigung betrogen, die ich hervorgerufen hätte. Vielmehr näherte ich mich nie einem Weibe, das nicht vorher sich mir genähert. — Wollte Gott, mein Wesen wäre fähig dieses rückhaltlosen Hingebens, dieses Selbstvergessens, dieses Anschließens, dieses Untergehens in einen geliebten Gegenstand! Aber ich weiß nicht, soll ich es höchste Selbstheit nennen, wenn nicht noch schlimmer, oder ist es blos die Folge eines unbegrenzten Strebens nach Kunst und was zur Kunst gehört, was mir alle anderen Dinge aus dem Auge rückt, daß ich sie wohl einen Augenblick ergreifen, nie aber lang festhalten kann. Mit einem Worte: ich bin der Liebe nicht fähig. So sehr mich ein werthes Wesen anziehen mag, so steht doch immer noch etwas höher, und die Bewegungen dieses Etwas verschlingen alle anderen so ganz, daß nach einem Heute voll der glühendsten Zärtlichkeit leicht — ohne Zwischenraum, ohne besondere Ursache — ein Morgen denkbar ist der fremdesten Kälte, des Vergessens, der Feindseligkeit möchte ich sagen. Ich glaube bemerkt zu haben, daß ich in der Geliebten nur das Bild liebe, das sich meine Phantasie von ihr gemacht hat, so daß mir das Wirkliche zu einem Kunstgebilde wird, das mich durch seine Uebereinstimmung mit meinen Gedanken entzückt, bei der kleinsten Abweichung aber nur um so heftiger zurückstößt. Kann man das Liebe nennen? —

Nein, gewiß nicht, können wir getrost antworten. Grillparzer war auch in der Liebe grillenhaft, selbstquälerisch, unverträglich. Was Wunder, daß am Ende der weibliche Eigensinn in Kathi, die in ihren Hoffnungen und berechtigten Erwartungen stets betrogen wurde, einen argwöhnischen, heftigen, zänkischen Charakter annahm? Wir können es ihr wahrlich nicht verdenken. Wie sehr aber sinkt Grillparzer als Mensch in unserer Werthschätzung, wenn wir ihn jetzt in seinen Tagebüchern den kläglichen, ungentilen Versuch machen sehen, das Scheitern seines kurzen Liebesglückes physiologisch zu erklären und seinerseits die Schuld auf seinen grillenhaft beobachteten Vorsatz, das Mädchen nicht zu genießen, und bei Kathi als auf eine Wirkung des „unbefriedigten Geschlechtstriebes" zu schieben! Nach dieser seltsamen Beschönigung seines unqualificirbaren Verhaltens kommt aber wieder ein aufrichtiger Seufzer. „Warum mußte dieses Wesen in meine Hände gerathen oder je darauf verfallen, sich gleich auf gleich mir gegenüber zustellen." Das Verhältniß trübte sich gleich Anfangs und konnte sich doch nie lösen. Wohl flackert manchmal noch einmal die erste Empfindung auf. „Mittags bei Fröhlich", heißt es in einer späteren Notiz. „Es erwachte, wie jedesmal nach jeder Versöhnung, eine Art Verlangen in mir. Ich nahm sie auf den Schoß und liebkoste ihr, das erstemal nach langer Zeit. Aber die Empfindung ist erloschen. Ich möchte sie gar zu gerne wieder anfachen, aber es geht nicht." Die Liebe in ihm, wenn sie überhaupt je da war, ist endgültig todt und läßt sich nicht einmal mehr galvanisiren. An ihre Stelle tritt eine warme Freundschaft, die ihr Nebeneinanderleben erträglich macht und sich mit der Zeit durch die Gewohnheit immer mehr vertieft. Katharina hat ihren „Zimmerherrn" ohne Zweifel bis zuletzt nicht nur verehrt, sondern auch geliebt. Sie hatte ihm ihre Jugend, ihr Lebensglück geopfert und war es zufrieden. Das seltsame, stets rein gebliebene Verhältniß sollte ein halbes Jahrhundert dauern. Er ist der ewige Bräutigam Kathis geblieben.

Der Leser, will er einen Gesammteindruck von Grillparzers Wesen empfangen, muß sich erst mühsam die zerstreuten Züge zusammensuchen und combiniren. Laube versäumt es leider, das Porträt selbst zu entwerfen. Zum Glück läßt er ihm reichlich die Hälfte des Buches das Wort, wodurch uns der Dichter und Mensch näher tritt. Wie wir gesehen haben, nicht immer zu seinem Vortheil. Grillparzer war ein Hypochonder, ein virtuoser Selbstquäler. Wie die Biene selbst aus häßlichen Pflanzen Honig saugt, so entnahm Grillparzer auch seinen Freuden Wermuth. Er war zu leicht verstimmt und gar nicht für die Oeffentlichkeit gemacht. Und nun denke man sich, daß dieser empfindliche, reizbare Mensch gerade mit dem Theater, das stählerne Nerven verlangt, in Verbindung treten mußte. Die Schauspieler waren ihm zuwider. Seine Hauptdarstellerin Fräulein Wolter hat er nie kennen gelernt. Seiner Braut, die zum Theater gehen will, untersagt er diese Laufbahn. Mit 27 Jahren ein berühmter Dichter, drückte ihn der große Erfolg seiner ersten Stücke nur nieder. Die Première der „Ahnfrau" verletzt sein Schamgefühl. „Es ist", schreibt er in sein Tagebuch, „etwas in mir, das sagt: es sei ebenso unschicklich, das Innere nackt zu zeigen, als das Aeußere." In der Folge hat er sich auch von allen Proben und ersten Aufführungen ferngehalten und bald das Theater überhaupt nicht mehr besucht. Die Kritik, über die er sich nicht hinwegzusetzen verstand, verletzte ihn tief. Sie hatte, und gewiß nicht mit Unrecht, die „Ahnfrau" eine Schicksalstragödie genannt, und so zählte denn Grillparzer hinfort, er mochte schreiben, was er wollte, zu den Schicksalstragikern. Dies hat Grillparzers Dichten am meisten vergällt. Er wurde verurtheilt wegen eines ästhetischen Grundsatzes, den er nicht theilte. Ueber nichts hat er in der Folge mehr geschrieben, als über oder besser gegen die Schicksalsidee. Die verächtliche Haltung gegen die Kritik hat er zeitlebens geäußert und sich dadurch viele Feinde zugezogen. Zu all diesen Verdrießlichkeiten kamen noch die Eigenheiten seines dichterischen Naturells, ein steter Kampf zwischen poetischem Wollen und Nichtwollen. Er arbeitete leicht und schnell, war aber leicht aus einer gehobenen Stimmung zu bringen und unfähig, sich später wieder ganz in dieselbe zu versetzen. Wenigstens erklärt er selbst manche Mängel seiner Dichtungen durch äußere

Digitized by Google

Störungen. So geht ein Riß durch „Hero und Leander", durch sein Lieblingsstück „Sappho"; mitten in der Conception des „Goldnen Vließes" ereilte ihn die Kunde vom Selbstmorde seiner Mutter. Widrig war auch seine unglückliche Geistesrichtung, die in seinem Kopfe Raum für je nur einen Gegenstand ließ. Er zersplitterte, er zerstreute sich leicht. So kommt es, daß er jede Liebhaberei, jedes andere Interesse wie eine Behinderung verdammte. Er war sehr musikalisch, sang hübsch, studirte den Contrapunkt, componirte nicht ohne entschiedene Begabung, und hatte, wie Hanslick bestätigt, tiefe und eigenthümliche Gedanken über Musik — natürlich macht er sich auch einen Vorwurf aus diesem Talent. Dann kommen die Stunden des Zweifels an seinem Dichterberuf, die eigentlich keinem Poeten erspart sind, bei Grillparzer aber besonders verheerend auftreten. Er klagt über die Erkaltung seiner Phantasie, das Ausbleiben der poetischen Inspiration: „Ist einmal der Dichter über Bord, sende ich ihm den Menschen auch nach." Und endlich bricht die Katastrophe seines Lebens herein: der Durchfall seiner Komödie „Weh dem, der lügt." Sie schmettert ihn so sehr nieder, daß er sich von diesem Schlage nicht wieder erholt. Er schließt seine literarische Laufbahn ab. Sein Tagebuch hört auf. Nur Gelegenheitsgedichte und giftige Epigramme verfaßt er noch. Erst nach Jahren, um 1843, erholt er sich ein wenig, aber deshalb bleibt doch Alles, was er sinnt und spinnt, der Oeffentlichkeit vorenthalten, in seinem Pult vergraben. Ein von Laube hier zuerst mitgetheiltes Gedicht zeigt uns seine spätere stereotype Stimmung:

Was je dem Menschen schwer gefallen,
Eins ist das Bitterste von allen:
Vermissen, was schon unser war,
Den Kranz verlieren aus dem Haar,
Nachdem man sterben sich gesehn,
Mit seiner eignen Leiche gehn.

Grillparzer konnte auch noch aus andern Gründen nicht glücklich werden. Er war ein Stockösterreicher, und sein Oesterreich war das Land eines Metternich, den er übrigens liebte und entschuldigte, eines Bach, eines Beust, ein Polizeistaat, das Eldorado der Protection, des Nepotismus, des Trinkgelds. Er mußte die stufenweise Abschwächung seiner innigst geliebten Heimat erleben: den Verlust der Lombardei, Venedigs, das Hinauswerfen aus Deutschland, die Zweitheilung, den Nationalitätenschwindel. Er, der übrigens schon das Aufflammen deutschen Nationalbewußtseins zur Schillerfeier 1859 spöttelnd betrachtet, hatte kein Verständniß für die deutschen Siege über Frankreich und zürnte Bismarck bis zuletzt. Und dabei kannte und beklagte Niemand so wie er die Fehler und Gebrechen seines Oestreich. „Der Katholicismus", schreibt er einmal, „ist an Allem schuld. Gebt uns eine zweihundertjährige Geschichte als protestantischer Staat, und wir sind der mächtigste und begabteste deutsche Volksstamm. Heute haben wir nur noch Talent zur Musik und — zum Concordate." Und nun will sein Unstern, daß er als Beamter diesem verlotterten Staatswesen dienen muß. Alle Anfeindungen, alle Verdrießlichkeiten der Amtslaufbahn hat er auskosten müssen, und immer fühlte er sich dadurch gehemmt und gestört. Er kämpft mit Geldsorgen und nüchterner Bureauarbeit. Sein Ideal, Director der Hofbibliothek zu werden, hat sich nie erfüllt. Stets wurden ihm talentlose Streber, seichte Kriecher vorgezogen. Sogar seine Stellung am Burgtheater, wohin er doch eher paßte als ins Zollamt und Finanzministerium, wurde ihm sofort untergraben und verleidet. Die Censur erschwerte ihm das Dichten, die Ränke seiner Mitbureaukraten das Leben. Er wurde verdächtigt, arretirt, angeklagt, mit jenem Raffinement geärgert und geschunden, wie es nur das vormärzliche Oestreich verstand. Er, der schwarzgelbe Josephiner, sollte plötzlich ein staatsgefährlicher Wühler und sogar ein Gottesleugner sein. Spitzel und Denuncianten hetzten den harmlosen Poeten und überall erlag er dem Mißverstand, Undank, Haß. Man darf wohl sagen: Grillparzer ist an Oestreich zu Grunde gegangen.

„Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter der Fülle." Als das Goethe'sche Wort an Grillparzer sich erwahrte, da fand man einen gebrochenen Greis, einen mit sich und seiner Zeit zerfallenen Sonderling. Laube bewirkte durch die Ausgrabung der Grillparzer'schen Dramen eine literarische Resurrection, die Wiener bereiteten ihm Erfolg um Erfolg, ganz Oestreich feierte den 80. Geburtstag seines Dichters. Es war zu spät. Er hatte keinen Sinn für die verspäteten Ehren und keine Freude daran. Er entzog sich allen Triumphen und entgegnete spöttisch Laube, als dieser von dem durchschlagenden Erfolge seiner Stücke meldete: „Wunderlich, welcher Zufall hat denn da geholfen?" Ein Jahr nach seinem Ehrentag entschlief er. Man hat ihn zu Tode gefeiert und dann den Todten mit königlichen Ehren bestattet. Grillparzer ist gewiß einer der unglücklichsten Menschen unserer Literaturgeschichte.

Theophil Zolling.

Ein deutscher König im Exil.

Von Karl Braun-Wiesbaden.

Der letzte Kurfürst von Hessen schrieb kurz vor seinem Tode, er sehe mit stets wachsender Sehnsucht der Rückkehr nach seinem Lande und auf seinen Thron entgegen. Er glaubte fest daran, daß ein Umschwung der Dinge nahe bevorstehe; und er drückte dieses Gefühl, wenn auch nicht so poetisch, dann doch ebenso lebhaft aus wie Odysseus, der nichts sehnlicher wünschte, als noch einmal „den Rauch seines Herdes zum Himmel aufsteigen zu sehen".

Wen erinnert nicht dieser letzte Seufzer des deutschen Kurfürsten an jene bewundernswürdige Darstellung Macaulays, welcher uns den Gemüthszustand der englischen Flüchtlinge schildert, die unter der Regierung Jakobs II. England verlassen und sich auf dem Continent, namentlich in den Niederlanden, angesammelt hatten.

Diese Flüchtlingskrankheit ist Allen gemeinsam, sowohl den durch die Reaction vertriebenen Oppnenten, als auch den durch die Opposition vertriebenen Reactionären. Auch die Herrscher, welche durch Krieg oder Revolution veranlaßt wurden, sich in das Ausland zu begeben und dort längere Zeit zu verweilen, leiden ganz in dem nämlichen Grade an derselben, wie jene gewöhnlichen Sterblichen, die nicht für den Thron geboren sind und niemals eine Krone getragen haben. Jener vertriebene und von dem Bundestag im Stich gelassene Herzog Karl von Braunschweig, welcher in seinen französischen Streitschriften sogar den deutschen Namen verschmähte und es vorzog, sich Charles „d'Este" zu nennen, hielt sich stets einen großen Vorrath von Uniformen, weil er hoffte, Soldaten für dieselben zu finden, und schloß sogar mit dem Gefangenen von Ham einen Vertrag: „Do ut des" oder „Do ut facias", d. h. ich gebe das Geld her, daß du aus deinem Gefängniß befreit wirst, und dafür schaffst du mir, wenn du Kaiser der Franzosen geworden, „mein" Herzogthum wieder. In der That ist Napoleon aus Ham entsprungen und auch nachgehends Kaiser geworden; aber „Charles d'Este" hat dennoch sein Herzogthum nicht wiedererhalten, obwohl er die Vertragsurkunde über das mit Louis Napoleon Bonaparte abgeschlossene Geschäft mit der größten Sorgfalt aufbewahrte bis zu seinem seligen Ende.

Um so seltsamer ist es, daß ein anderer Herrscher, ebenfalls aus dem Haus Este, dem doch jene Hergänge sehr wohl bekannt sein mußten, daß ein König von Hannover, gegen dessen Vorgänger jener Karl von Braunschweig förmlich gewüthet und für den er sich sogar ein Richtschwert angeschafft hatte, um solche, wenn er zur Gewalt gelange, allerhöchst eigenhändig zu decapitiren, daß Georg V., welcher im Abscheu gegen die Rheinbundszeiten und gegen Napoleon I., den Usurpator und Räuber der welfischen Stammlande, und im Enthusiasmus für die Befreiungskriege und die Sieger von Waterloo war großgezogen worden, daß Georg V., welcher als Ultralegitimist oder, wie er sagte, als „Welfe, Christ und Mensch" den bonapartistischen Cäsarismus und die Revolution gleich sehr verabscheuen mußte, doch in

Digitized by Google

einem solchen Grade an jener Flüchtlingskrankheit, die sich bei dopossedirten Herrschern zu einer besonderen Specialität — dem Thronfieber oder dem Kronenheimweh — gestaltet, litt, daß er alle jene Erinnerungen und Traditionen, alle jene Ueberzeugungen und Gefühle, alle jene Erfahrungen und Warnungen vergaß und bereit war, sich mit dem Cäsarismus, der Illegitimität und der Revolution, mit der durch das Suffrage universel „gekrönten Demokratie", als welche sich Napoleon III. nicht nur von seinen reptilischen Leibjournalisten bezeichnen ließ, sondern sogar selbst proclamirte, in eine Verschwörung einzulassen, und noch dazu in eine Verschwörung gegen das deutsche Land und das deutsche Volk und gegen seine legitimen deutschen Mitfürsten, blos zu dem Zwecke, seiner Flüchtlingskrankheit um jeden Preis Genüge zu leisten.

Der dritte und letzte Band von Oscar Medings „Memoiren zur Zeitgeschichte", welcher den Titel führt: „Im Exil", und soeben bei Brockhaus in Leipzig erschienen, liefert uns das Material und die Belege zu jener schier unbegreiflichen Krankheitsgeschichte des „Königs im Exil". Ich will in der nachfolgenden Darstellung mich lediglich an eine unzweifelhaft echte Urkunde halten, welche Napoleon überreicht ward, und an einen Brief des Grafen von Platen, welcher als „Minister des Auswärtigen" für den blinden König fungirte, gerichtet an Meding und datirt vom 17. April 1867. Der Brief verlangt von Napoleon „Geld, viel Geld, sehr viel Geld" und offerirt dafür eine Art von Menschenhandel; und die Denkschrift liefert zu dem proponirten Handel eine ausführliche Begründung, welche versucht, das offerirte Geschäft dem französischen Kaiser in einem möglichst vortheilhaften Lichte zu zeigen. Meding betitelt diese Denkschrift, welche in französischer Sprache abgefaßt ist: „Memoiren über die Grundlagen eines Bündnisses zwischen dem König Georg und dem Kaiser Napoleon".

Das Actenstück ist so langweilig-lehrhaft im Eingang, als wenn es Friedrich v. Gentz, Karlsbader Andenkens, nach den Eingebungen des Fürsten Metternich zu Papier gebracht hätte.

Da verkündet es mit einer geschäftsphilosophischen Miene, der Charakter der germanischen Rasse und deren Entwicklung beruhe auf zwei großen „Principien", welche während einer tausendjährigen Geschichte überall hervortreten. Dies sei erstens das Princip der Selbstständigkeit der Völker und zweitens das Princip der Freiheit. Die romanischen Völker streben der Centralisation zu, die deutschen Volksstämme aber seien für die Fürsten und gegen die neutralisirenden Kaiser. Hier stoßen wir auf eine höchst eigenthümliche Auffassung, welche sich während der Periode von 1866 bis 1870 deutlich erkennbar durch die welfische Politik durchzieht. Diese Politik ist legitimistisch. Gleichwohl hindert dieser Cultus der Legitimität den König nicht, mit Napoleon III., der wahrhaft stolz darauf war, nicht zu den alten Legitimen zu gehören und sich wiederholt, namentlich bei Gelegenheit seiner Verheirathung, als einen „Emporkömmling" (parvenu) proclamirte im bewußten Gegensatz zu den alten Dynastien, eine Allianz auf Leben und Tod, auf Gedeih und Verderb anzustreben, und zugleich die Absicht zu verfolgen, mit Hülfe seiner Verbündeten, als welche er Frankreich und Oestreich in Aussicht genommen hatte, sein „Welfenreich" zu vergrößern auf Kosten deutscher Mitfürsten, die doch mindestens ebenso legitim waren als er selber.

In diesem Sinne schreibt er selbst am 13. Juni 1869 an Meding:

„Wie Sie wissen, verfolge ich nur das eine Ziel mit strengster Consequenz und nie ermattender Energie, unter Gottes Beistand und Segen ein großes und mächtiges Welfenreich wiederherzustellen."

Und damit jeder Zweifel darüber, was unter dem „großen und mächtigen" Welfenreiche zu verstehen, ausgeschlossen sei, erzählt uns Meding, daß König Georg V., bethört von dem Abenteurer Klindworth (welcher unter seinen Bekannten scherzweise der „Doyen des Spionencorps" genannt wurde, weil er auf der Reihe herum allen Potentaten gedient und sie alle verkauft und verrathen oder ausgepreßt hatte), die Absicht hegte, durch französischen Beistand nicht nur die Wiederherstellung seines früheren Königreichs Hannover innerhalb der Grenzen, welche es von 1816 bis 1866 gehabt hat, herbeizuführen, sondern dasselbe auch ansehnlich zu vergrößern, namentlich durch Einverleibung von Kurhessen und von anderen deutschen Gebieten, „um dadurch sämmtliche Besitzungen Heinrichs des Löwen in seiner Hand wieder zu vereinigen".

Klindworth habe sich, so erzählt Meding, im Besitze eines, diesen schönen Plan auseinander setzenden und von dem König Georg eigenhändig unterzeichneten, für den Kaiser der Franzosen bestimmten Memoire befunden; und der bethörte König habe es sich ein schweres Stück Geld kosten lassen müssen, um dies compromittirende Actenstück aus den Händen seines verrätherischen Vertrauten wieder in die seinigen zu bringen. Diese Angabe Medings ist durchaus nicht unglaubhaft. Denn Klindworth hat denselben Griff während seiner langen Laufbahn (von 1820 bis 1880) sehr häufig wiederholt. Gleichwohl erfreute er sich bis zu seinem seligen Ende, das, wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, im Jahre 1882 erfolgt ist, des Vertrauens hoch- und höchstgestellter Personen. Auch solche, welche über seine Antecedentien wohl unterrichtet waren — und König Georg V. war es, namentlich aus der Zeit der braunschweigisch-hannoverschen Händel während der zwanziger und dreißiger Jahre — schienen sich dem seltsamen Irrthum hinzugeben: „Er hat zwar alle Anderen betrogen, aber mit dir wird er eine Ausnahme machen." Selbst der Fürst Metternich, der große Trismegistus der continentalen Reaction, wußte dem Zauber der ziemlich plumpen Klindworth'schen Kunststücke nicht zu widerstehen und hat ihn lange Zeit, auf Kosten anständiger Leute, als seinen Vertrauensmann gelten lassen; und Klindworth seinerseits wußte, unter Berufung auf die Protection des Fürsten, viele allzu gläubige Gemüther zu täuschen. Die Geschichte dieses Klindworth verdient geschrieben zu werden. Sie ist, für uns wenigstens, lehrreicher als die Biographien des Plutarch und aller seiner mehr oder weniger berufenen Nachahmer. Denn sie zeigt uns, wie wenig Weisheit dazu gehört, nicht nur, wie der große Kanzler Oxenstjerna meint, die Welt zu regieren, sondern auch Diejenigen, welche die Welt regieren oder zu regieren glauben, zu täuschen. Die Letzteren befinden sich in der Regel abwechselnd in der Laune, entweder viel zu wenig oder viel zu viel Vertrauen zu schenken, letzteres namentlich dem Schmeichler und dem Verleumder gegenüber.

Doch kehren wir von diesem Excurs wieder zurück zu unserer welfischen Denkschrift vom 17. April 1867.

Dieselbe tadelt also den alten deutschen Bund, weil er

1. zu viele und zu kleine Monarchien in sich begriffen;
2. sich zum Oefteren zum Organ von „Doctrinen" und zum Werkzeug für ultrareactionäre Maßregeln hergegeben, und
3. nicht gehörig für Handel und Wandel gesorgt und den Ansprüchen der deutschen Nation nicht entsprochen habe.

Davon, daß er bei den beharrlichen Rechts- und Verfassungsbrüchen in Hannover und Kurhessen taub blieb oder sich incompetent erklärte oder gar mithalf am Unrecht, sagt die welfische Denkschrift gar nichts. Natürlich; sie hatten ihre guten Gründe davon zu schweigen.

Dann gibt die Denkschrift dem Kaiser Napoleon III. die Versicherung:

— Die Lage, welche das Jahr Sechsundsechzig in Deutschland geschaffen, sei die Verneinung der Eingangs genannten zwei großen Principien des nationalen Lebens in Deutschland, nämlich der Selbstständigkeit der Völker (l'autonomie des races) und der Freiheit. Diese Lage, heißt es dann wörtlich, führt früher oder später entweder zu einer Revolution im Innern von Deutschland oder zu einem großen europäischen Krieg.

Folgt dann ein Schauergemälde der erstgedachten Revolution, welche gleichzeitig auch die sociale Frage aufwerfen, sich mit derselben compliciren und unbarmherzig die sofortige Lösung aller Probleme fordern werde, welche unser Zeitalter bewegen.

— „Man wird sehen, heißt es dann wörtlich, wie sich in einer verzweiflungsvollen Verbindung gleichzeitig und mit dem nämlichen Feld-

Digitized by Google

geschrei sowohl die politischen Demokraten und die arbeitenden Klassen, deren Elend durch den Militarismus noch erschwert wird, erheben, als auch die aristokratischen Bevölkerungsschichten, welche den depossedirten Fürsten anhängen.

— „Die Parole für den Krieg wird sein:

Verbrüderung zwischen der französischen und der deutschen Nation!

— „Diese Verbrüderung muß nach Ansicht der deutschen Patrioten auf der Voraussetzung beruhen, daß Frankreich sich verpflichtet, nicht als Eroberer in Deutschland zu erscheinen, sondern in der erklärten Absicht, Deutschland zu befreien und ihm den Besitz seines natürlichen Rechtes wieder zu geben."

Daß das Alles am Ende des vorigen Jahrhunderts schon einmal da war und daß damals die bindendsten Versicherungen des bezeichneten Inhaltes von den Franzosen gegeben wurden, und was sie nachgehends — und namentlich auch in Hannover — gemacht haben, davon scheinen König Georg und sein Rathgeber nichts zu wissen. Die Denkschrift fährt fort:

— „Der König von Hannover hat nicht nur das Herz seiner Unterthanen in seiner Hand, sondern er verfügt auch über die directen Dienste einer großen Anzahl kluger, unterrichteter, entschlossener und tapferer Offiziere, welche niemals in preußische Dienste übertreten und an den König durch ihren Fahneneid gefesselt sind. Ganz Hannover ist organisirt für die Erhebung. Das geheime Centralcomité hat seine Verzweigungen überall im Lande. Ueberall werden die Befehle des Königs ohne Aufschub vollzogen. An der Spitze dieser geheimen Nationalregierung steht ein Mann von Intelligenz und bewährter Treue; er hat an seiner Seite einen Executiv-Ausschuß, bestehend aus jungen, entschlossenen Männern. Jede Provinz hat ihren Vorstand u. s. w.

„Der Präsident des geheimen Centralcomités ist von dem König mit Leitung der inneren Angelegenheiten betraut und hat seine Maßregeln getroffen. Im Falle eines Conflictes, wie er dem Kriege vorausgeht, wird die gesammte wehrpflichtige Jugend Hannover verlassen und sich in das Ausland begeben. Ein jeder Wehrpflichtige ist im Voraus unterrichtet, an welchen Offizier er sich zu wenden hat und an welchen Ort er sich begeben muß, um dort seine Reisekosten zu empfangen und den Platz zu erfahren, wohin er dirigirt wird.

„Sobald Frankreich für den Fall eines Kriegs gegen Preußen die Mitwirkung Hannovers acceptirt, sowie die Bildung einer hannoverschen Armee auf französischem Gebiete gestattet, ist es leicht, eine solche Armee sofort in das Leben zu rufen.

„Schon in dem gegenwärtigen Augenblicke befinden sich in der Schweiz etwa 1500 Mann gedienter Soldaten im Sold des Königs von Hannover und unter Befehl von Offizieren und Unteroffizieren desselben. Sie bilden die Cadres verschiedener Regimenter.

„Auch in England befinden sich schon 300—400 Mann vertheilt in der nämlichen Weise.

„In Amerika haben wir ungefähr 2000 Mann, welche dort organisirt werden durch unsere lediglich ad hoc dahin geschickten Offiziere. Auf Grund einer im Voraus vereinbarten Parole, welche ihnen durch das atlantische Kabel zukommt, werden solche sofort nach Europa zurückkehren."

In Betreff dieses amerikanischen Contingents zur welfischen Revolutions- und Kriegsarmada muß ich eine kleine Randglosse machen. Ein mir befreundeter Deutscher, welcher sich 1867 und 1868 in New-York aufhielt, erzählte mir darüber Folgendes:

„Um selbige Zeit erschienen in Amerika und namentlich in New-York hannoverische Werbeoffiziere, an deren Spitze ein Herr von Dassel stand. Sie wohnten in einem sehr feinen nnd theuren Hotel, Brevoort-House in der fünften Avenue — oder wie unsere halb amerikanisirten Deutschen sagten: in der fünften „Ebene" — und warben im Auftrag des Königs Georg V. für die Welfen-Legion. Sie erließen zu diesem Zweck einen Aufruf in den zu New-York in deutscher Sprache erscheinenden Zeitungen. Auch fanden zu diesem Zwecke einige Picknicks und Festessen statt, sowie auch sonstige Demonstrationen. Einer derselben habe ich zufällig beigewohnt; ich bin also im Stande, darüber aus eigener Wahrnehmung zu berichten. Die Anhänger des Königs Georg V. brachten vor dem Brevoort-House den darin wohnenden hannoverschen Werbeoffizieren ein Musikständchen. Die Rede hielt ein vormaliger hannoverscher Tambourmajor, der zur Zeit in New-York eine Bierkneipe führte. Der Gedankengang der Rede war folgender: „Wir sind in Deutschland sehr gequält worden und sind deshalb nach Amerika gegangen; aber hier geht es uns noch viel schlechter; deshalb wollen wir nach Deutschland zurückkehren, um das Land zu befreien, und deshalb wollen wir rufen: Es lebe Seine Majestät Georg V., König von Hannover! Es lebe der Herr von Dassel!" Die Werbeoffiziere fanden indeß wenig Zulauf, obgleich sie es an Geld und an Versprechungen nicht fehlen ließen. Ich glaube nicht, daß sie mehr als zweihundert Mann zusammenbrachten, und die waren zum großen Theil Bummler. Die Bewohner von New-York nahmen keine Notiz von der Sache oder sie lachten über dieselbe."

So viel zur Ergänzung und Berichtigung der Geschichte von den Zweitausend in Steifleinen oder vielmehr in Amerika.

Die Denkschrift fährt fort:

— „Alle die oben aufgezählten Mannschaften werden in dem Augenblicke, wo der Krieg (gegen Preußen) beschlossen und Frankreich bereit ist, die erforderlichen Verträge mit Hannover zu schließen, an der französischen Grenze aufgestellt werden, um dort die hannoverschen Emigranten zu empfangen.

„Der König wird sich dann nach Frankreich begeben und von da aus sein Volk zu den Waffen rufen. Zugleich wird er erklären, daß er sich im Namen des deutschen Volks mit dem Kaiser der Franzosen verbündet habe, um Deutschland von der seinen Gefühlen widerstrebenden Knechtschaft zu befreien, und daß er jeden guten Deutschen auffordere, sich seiner Armee einzureihen, um gemeinsam mit den Hannoveranern den gemeinsamen Feind zu bekämpfen.

„Man ist ferner dahin übereingekommen, daß auch die Häupter der demokratischen Partei zu gleicher Zeit das Volk auffordern, sich zu erheben. Sie werden ebenfalls in ihrem Aufrufe erklären, daß die Armee des Königs von Hannover die deutsche Armee ist, und daß Jeder, der es mit seinem Vaterlande gut meint, sich derselben einzureihen habe.

„Der König von Hannover wird in einem Manifeste die großen Grundsätze von 1789 proclamiren und für Hannover das suffrage universel einführen.

„In weniger als zwei Monaten werden 10,000 Chassepots nach dem neuesten Modell der französischen Armee geliefert sein. Desgleichen alle übrigen Ausrüstungsgegenstände u. s. w."

Alles ist nach den französischen Modellen gearbeitet. Die Exercierreglements, die Kriegsartikel, die Organisationsordnung, — Alles, wie es gegenwärtig in Frankreich in Geltung — sind sorgfältig ins Deutsche übersetzt und werden allen Unteroffizieren zugestellt werden, so daß im Augenblicke der Kriegserklärung eine Elite-Armee von 10,000 Mann sofort Frankreich zur Verfügung gestellt werden kann.

„Gleichzeitig wird eine allgemeine Erhebung des ganzen hannoverschen Volkes stattfinden zur Unterstützung und Förderung der militärischen Operationen. Diese Erhebung kann auf drei verschiedene Arten bewerkstelligt werden:

1. Wenn die französische Armee von Holland aus nach Deutschland einmarschirt, wird man mit deren Vorschreiten succesiv die Bevölkerung insurgiren, so daß die preußischen Truppen gleichzeitig zu kämpfen hätten mit den von der Grenze heranrückenden Franzosen und mit der Insurrection im Innern des Landes.

2. Wenn die Franzosen an der hannoverschen Nordsee-Küste landen, wird man sie mit guten Lootsen versorgen, und das Volk veranlassen, sich hinter den preußischen Truppen zu erheben, welche Front nach der Küste machen müssen.

3. Wenn die preußische Armee am Rhein eine Niederlage erlitten, und durch Hannover sich zurückzieht um an der Elbe eine zweite Aufstellung zu nehmen, wird sie, verfolgt von den siegreichen französischen Truppen, nach Nord und nach Süd hin einen Guerilla-Krieg zu bestehn haben.

„Die Officiere des Generalstabes haben bereits die für jeden dieser Fälle erforderlichen Pläne ausgearbeitet. Die Sammelplätze der Insurgenten sind bestimmt und die Chefs sind mit der nöthigen Instruction versehen.

Digitized by Google

„Die Waffen für die, welche an der Insurrection theilnehmen, sind heimlich im Lande geborgen. Was noch fehlt, wird im gegebenen Augenblicke eingeführt werden. Die Pulvervorräthe befinden sich in Holland, wo auch der oberste Chef der Insurrection zur Zeit seinen Sitz hat.

„Auch sind bereits alle Maßregeln ergriffen, um auf Specialbefehl die preußischen Pulvermagazine in Hannover in die Luft zu sprengen. Die Telegraphendrähte werden zerschnitten, die Eisenbahnschienen ausgehoben, die Militärmagazine in Brand gesteckt, und die Eisenbahnbrücken zerstört werden. Die Preußen werden in Hannover aller Communicationsmittel beraubt, ihre Existenz in dem Königreich wird unmöglich werden."

Dies sind die Pläne des deutschen Königs im Exil; Napoleon hat mit diesen Propositionen gespielt, ohne eine feste Verpflichtung zu übernehmen. Offenherziger war schon der Minister. Er sagte, „wir wollen diese hannoverschen Zündstoffe in unsere wohl verschlossene Schublade legen, und diese erst aufziehen, wenn wir dessen bedürfen".

Sic vos non vobis vellera fertis oves!

Der Drang zum Leben.

Ein Phantasiebild von Ludwig Hevesi.

Weithin dehnt sich das Meer, von Aufgang bis Niedergang und von Mittag bis Mitternacht. Die blaue Höhe darüber, die blaue Tiefe darunter, sonst nichts, nichts.

Doch, ein Schiff in der Mitte, ein Menschenschiff. Im Unabsehbaren verloren, sucht es das Ende des Endlosen.

Und nun ist es gefunden. Ein Sturm fährt über das Meer, daß der Gischt hoch aufstiebt, wie Wüstensand. Die Fläche ist ein Gebirg geworden, welches sich aufthürmt und zusammenbricht, tausendmal in tausend Minuten.

Niemand hört es, wie das Schiff zerkracht und wie der Abgrund die Trümmer hinabschlürft, Balken und Menschen durcheinander. Niemand hat den fünfzigfachen Todesschrei gehört; ein Pfiff der Windsbraut übergellt fünfzig letzte Seufzer.

Nur ein Kopf treibt noch athmend auf der Woge, einen Augenblick. Und jetzt nicht mehr. Wer hat seinen letzten Laut vernommen? Und er klang doch so schrill und verzweifelt: „Dorothea!"

*

„Dorothea," zittert es von den blassen Lippen. Dieser Name war ihr letzter Schrei, er ist ihr erster Hauch.

Einen Einzigen hat das Meer nicht behalten. Aus bleierner Ohnmacht erwacht er; er weiß nicht wie, er weiß nicht wo.

Eine öde Küste. Kein Mensch, kein Thier. Ein Berg hinter ihm mit Wald und Höhle; Fruchtbäume, eine Quelle. Und ringsum das Meer, das weite, stille, blaue. Und über ihm die Sonne, die hohe, stille, heiße. Starr und still selbst die Blätter der Palmen und Agaven. Windstille. Meeresstille. Robinson. Salas y Gomez.

*

Wie lang ist er dort gesessen auf seinem Fußbreit Felsen in diesem weltbreiten Ocean? Er hat die Monde nicht gezählt und die Jahre. Er hat sie nicht zählen können, weil sie sich so ähnlich waren. Winter war Sommer und Sommer war Winter unter diesem ewig gleichen Südhimmel. Aber Nacht war Nacht und Tag war Tag. Und jeden Abend warf er einen Stein in eine Ecke seiner Höhle; das war seine Zeitrechnung. Immer größer wurde dieser Steinhaufen, diese öde, leere Vergangenheit, in der ein Tag war wie der andere, ein tauber, harter Stein. Anfangs zählte er die Steine jeden Morgen, aber als sie in die Tausende gingen, hörte er auf. Sie vermehrten sich auch ungezählt. Jetzt fügte er die Steine lieber zu einer Bank zusammen, vor seiner Höhle, an der Sonne. Aber als er auf der Bank saß und seine Füße den Boden nicht mehr erreichten — so hoch war sie nachgerade geworden — da hörte er auch damit auf. Und nun rechnete er gar nicht mehr.

Auch blickte er nur noch gedankenlos hinaus auf das weite Gewässer. Er erwartete nichts mehr und hoffte nichts. Wäre plötzlich ein Schiff mit vollen Segeln daher gefahren, er hätte sich gesagt: unmöglich, es ist eine Möve.

*

Anfangs streifte er viel umher auf der Insel und redete laut mit sich. Stundenlang rief er „Dorothea!" . . . nur um eine Menschenstimme zu hören in der ängstigen, betäubenden Stille. Und dann war ja dies das Schönste, was er zu rufen wußte. Das Liebste. Er rief es hinein in den Wald, hinauf in den Himmel, hinab ins Meer. Und immer hoffte er ein Echo zu finden, das ihm zurückriefe: „Dorothea!" und mit dem er dann plaudern könnte den ganzen Tag. Aber es lebte nicht einmal ein Echo auf dieser stummen Insel.

Anfangs hatte er auch allerlei kostbare Gelüste. Nach Tinte, Papier und Feder, nach einem Buch. O, die Hälfte seiner Insel würde er hingegeben haben um ein Buch. Er hatte eine Taschenuhr — sie ging nicht seit seinem Schiffbruch — und las stundenlang ihr Zifferblatt. Er fand einige Knöpfe an seiner Kleidung, welche die Firma der Fabrik trugen; er las Knopf auf Knopf durch, tausendmal. Das Zifferblatt und die paar Knöpfe waren seine Bücherei. Er redete sich ein, die kurze Chronologie I—XII sei die ganze Weltgeschichte. Und die Firma „A. E. und Comp. Hamburg" die ganze Weltliteratur. Welcher Kummer für ihn, daß da nur „A. E." stand und nicht der volle Name. Welches Meisterwerk der Literatur entging ihm dadurch, welche Quelle der Erhebung und Erfrischung war ihm verschüttet.

Aber dann dachte er nach über das Gelesene, wochenlang, monatelang. Er hatte ja Zeit. Und zuletzt lachte er höhnisch auf, daß die Weltgeschichte denn doch so inhaltlos sei und die Weltliteratur so unbedeutend. Er durfte wohl lachen, er allein unter allen Lebenden, denn er wußte beide auswendig, vom ersten Buchstaben bis zum letzten. Und wenn er genug gelacht hatte, dann rief er „Dorothea!" und weinte.

*

Da kam ein Tag des Schreckens. Ein stiller, harmloser, freundlich lächelnder Tag des Zornes.

Er dachte nach, . . . er wollte nachdenken über die dunkeln Wege der Vor . . ., der Vor . . ., wie hieß doch das Ding? . . . Wie hieß es doch nur in aller Welt?! . . . Das Wort „Vorsehung" fiel ihm nicht ein.

Drei Nächte lag er wach und stocherte in seinem Hirn herum, ob er es vielleicht doch noch hasche. Es lag ihm ja auf der Zunge, daß er meinte es ausspucken zu können. Die dunkeln Wege der Vor . . . der Vor . . . Wenn ihm Einer nur den nächsten Buchstaben gesagt hätte, er hätte es ganz und gar wieder gehabt, das leidige Wort. Aber Keiner sagte ihm den nächsten Buchstaben.

Wem ein Batzen fehlt, geht zum Nachbar und borgt sich ihn. Auch ihm fehlte nur ein Batzen, ein Buchstabe, und wie gerne hätte er sich den Buchstaben ausgeliehen, geliehen selbst von seinem Todfeind. Aber sein nächster Nachbar, so weit er sah, war der Mann im Monde . . . und überdies war eben Neumond.

Um die dritte Mitternacht fuhr er jäh in die Höhe. „Werde ich blöde?" schrie er entsetzt.

Alles stumm um ihn her. „Werde ich stumm?" schrie er verzweiflungsvoll.

Diese Vorstellung ließ ihn nicht mehr los. Blöd . . . stumm, stumm . . . blöd; entsetzlicher Pendelgang seines Denkens. Ein Fieber raste in seinem Gebein. Er warf sich auf die Kniee und betete zum Himmel, inbrünstig, ingrimmig, um das vergessene Wort, um den verlorenen Buchstaben. Aber der Himmel schwieg.

„Du schweigst?" schrie er, „wohlan, so werde ich sprechen." Und er sprach fort, unaufhörlich fort, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht. Was er sprach? Alles . . . Nichts . . . Er sprach nur, um zu sprechen, denn so lange er sprach, war er

Digitized by Google

sicher, nicht stumm zu sein und sogar weniger blöd. Abends wurde er heiser. Da warf er sich aufs Gesicht nieder und biß in die Erde und knirschte: „Ich kann mir nicht helfen, nun rede ich den ganzen Tag und verlerne es doch."

Er wälzte sich am Boden die ganze Nacht und versuchte von Zeit zu Zeit, wie stumm und blöd er schon sei. Gegen Morgen wich die Heiserkeit und das beruhigte ihn einigermaßen. „Gut," sagte er, „aber man muß vorsorgen für die Zukunft." Er raffte sich also auf und that zweierlei.

Er drehte einen festen Strick aus Bast und knüpfte eine Schlinge daran. Diesen Strick band er an einen Baumast vor seiner Höhle, so daß die Schlinge frei herabhing. Einen leichten Holzblock stellte er grad unter die Schlinge als Schemel. Wenn er auf den Block stieg, den Hals durch die Schlinge steckte und mit dem Fuße den Block wegstieß, so war er todt.

Als er dies vollendet hatte, athmete er auf. Nun war er sicher, nicht blöd zu werden; er konnte ja vorher ein Ende machen.

Dann machte er sich Tinte aus Erde und dem rothen Saft einer Frucht. Er wollte sein ganzes Gehirn ausräumen und jeden Rest von Menschenthum, den er noch darin fand, luftdicht und gegen Verdunstung geschützt aufspeichern in sicheren Behältnissen. Nichts sollte mehr davon abhanden kommen, kein Stäubchen Seele, kein Krümelchen Mensch. Das Vaterunser war das Erste, das Einmaleins das Zweite, dann kam die Nationalhymne, dann Bruchstücke von Liedern, die er einst ganz gekonnt, endlich ging es an ein Wörterbuch. Jedes Wort, das ihm noch einfiel, that er in die eiserne Kasse, wie bares Geld. Mancher Stein, Fels und Baum um seine Höhle bedeckte sich mit Schriftzügen.

Verhängnißvolle Arbeit. Sie gebar ihm Entsetzen über Entsetzen. Nun, da er den Ueberschlag seiner Habe machte, sah er erst, welche Verluste er bereits erlitten. Wie viele uneinbringliche Posten, auf immer verlorene Summen. Tag für Tag spannte er sein Gedächtniß auf die Folter, um ihm noch ein Wort und noch eins abzupressen. Wie viele angefangene Wörter standen auf diesen Rinden. Ihr Schluß fiel ihm nicht mehr ein, aber er konnte ihm vielleicht ein andermal noch einfallen, bei günstigerem Blut- und Nervenstand. Einstweilen galt es also wenigstens die Silbe festzuhalten um jeden Preis.*)

Und wenn ihm dann das Verlorene in Tagen, in Wochen doch nicht wieder einfiel, dann raufte er sich das Haar und verzweifelte. Plötzlich aber rief er: „Dorothea!" und klammerte sich fest an diesen Namen und war getröstet. Denn wenn er jedes Wort vergaß, selbst den eigenen Namen, dieses eine mußte ihm doch übrig bleiben.

*

Wieder vergingen Zeiträume, die er bald maß, bald nicht mehr maß. Gebückt schleppte er sich von einer Inschrift zur andern und las und las. Seit Jahren kämpfte er diesen Kampf um die Sprache. Einen Kampf, der ihm nur Niederlagen brachte. Ja, wenn der Zweifel nicht gewesen wäre. Aber da kam auch noch der Zweifel herangeschlichen und nagte mit an seinem kargen Vorrath, wie eine Ratte am letzten Zwieback des Schiffbrüchigen.

Da stand das Wort mit deutlichen Zügen, wie er es damals aufgeschrieben, als er noch auf der Bank saß und mit beiden Füßen den Boden erreichte. Jetzt sann er hin und her über einen Buchstaben, aus dessen Form er bald den, bald jenen Laut herauszubekommen versuchte. Er betastete ihn mit den Händen, als könnten sie den Augen helfen. Er schnupperte an ihm herum, wie ein Thier. Alle Sinne strengte er an, um den Sinn des stummen, für ihn allmählich verstummenden Zeichens festzuhalten.

Dann fragte er sich: „Kann ich noch lesen? Heißt das wirklich so und nicht anders, als ich es lese? Und spreche ich wirklich noch oder belle ich nur, oder blöke, oder grunze, daß mein nächster Landsmann mich nicht mehr verstehen würde?"

Er fragte sich das, Anfangs mit Worten, später mit einem nagenden Gefühl geistigen Hungers. Und dieses Gefühl wurde immer dumpfer; wie lange noch und es wird sich gar nicht mehr so weit aufraffen können, um sich in Worte zu kleiden?

Er aß die Baumfrüchte, die vor ihm niederfielen, und pflückte sie nicht mehr. Er trank das Wasser, das an seinem Munde vorbeilief, und schöpfte es nicht mehr.

Er wurde krank und wieder gesund, wie ein Thier.

Wie ein Thier ging er aus und ein in seiner Höhle.

Er war alt und grau geworden und sprach nicht mehr mit sich selbst. Theils wußte er nicht: was, theils nicht: wie.

Seit Jahren hatte er die Versuche zu lesen aufgegeben; er empfand das Bedürfniß nicht mehr. Auch nicht das Bedürfniß sich zu erinnern.

Seit Jahren hatte er kein Wort mehr articulirt; auch dieses Bedürfniß war ihm abhanden gekommen. Er konnte nicht mehr sprechen. Kein Wort . . . Sollte das möglich sein? Kein einziges Wort? Womit wäre das zu beweisen? Mit einem unwiderleglichen Beweisgrund. Seit Jahren hatte er nicht mehr „Dorothea!" gerufen. Nicht weinend und nicht lachend, wie so oft vorher, wie jedesmal, wenn sein Geist sich geängstigt festhalten mußte an seinem letzten Nothanker. Er hatte auch diesen Anker fahren lassen. Seit Jahren.

Der Mensch war zu Ende, das Thier lebte noch weiter.

*

Nur eine Gewohnheit, eine einzige war ihm noch treu geblieben, außer den elementarischen Instincten, die den Leib erhalten. Seit vierzig Jahren und länger hatte er sie tagtäglich geübt mit unverbrüchlicher Pünktlichkeit. Sie war seine Religion geworden. Seine zweite Natur, stärker als die erste. Selbst als er nicht mehr wußte, warum er es that, that er es noch immer, wie ein Thier, das auf gewisse Bewegungen abgerichtet worden.

Er ging jeden Tag unter jenen Baum, stieg auf jenen Holzblock und steckte seinen Hals in jene Schlinge. Der Vernünftige hatte sich das angewöhnt, damit seinerzeit selbst der halb oder ganz Vernunftlose die Fähigkeit habe, sich zu tödten.

Warum er sich nicht getödtet, ehe er so tief gesunken? Weil er nicht an einem Tage so tief sank, sondern an Tausenden von Tagen. Und weil er heute nicht merklich elender war, als gestern und morgen nicht viel schlimmer als heute. Und endlich und erstlich, weil er lebte und den Drang zum Leben hatte.

Und wieder einmal stand er auf dem Block und hatte den Hals in der Schlinge. Wozu? Das wußte er nicht; er war es so gewohnt, das war ihm wie Essen und Trinken. Da fiel zufällig der Block unter seinen Füßen. Er hing in der Luft.

In diesem Augenblick, zwischen Leben und Tod, erwachte in dem Thiere plötzlich wieder der Mensch. Er mußte erwachen, sofort und ganz erwachen, sonst schlief er ein auf ewig.

Der Mann in der Schlinge griff mit beiden Händen über sich und erfaßte mit beiden den tödtlichen Strang. Krampfhaft hielt er ihn fest und hob mit den letzten Kräften die Last seines Körpers soweit, daß die Schlinge sich lockerte und daß er wieder Athem hatte. Athem genug für ein Wort.

Und dieses Wort war nicht „Dorothea!" . . . sondern „Hülfe!"

Mit dem Aufgebot der äußersten Muskelenergie hob er sich einen Zoll weit an dem Strang empor und rief immer und immer wieder: „Hülfe!"

Ein Wort, das er lange vor „Dorothea" vergessen, ein Begriff, der ihm längst unfaßbar geworden. Und im Angesichte des Todes rief das Thier mit längst verlorener Menschenstimme aus voller Brust: „Hülfe!" und zehnmal: „Hülfe!"

Wenn er einen Blick vor sich hinabwarf aufs Meer, konnte er sehen, wie das stille, trostlose, von ihm vieltausendfach verfluchte Blau nach allen Seiten endlos ins Weite floh. Er wußte es ja, er hatte sich ja seit mehr als einem Menschenalter an den Gedanken gewöhnt, in die Vorstellung sich hineingewachsen, daß auf zweitausend Seemeilen in die Runde kein Ohr war, seinen Hülferuf zu hören.

*) Solche und ähnliche Symptome der Gedächtnißkrankheiten werden neuestens eifrig beobachtet.

Digitized by Google

Und dennoch schrie er mit dem letzten Brustvoll Odem: „Hülfe!"

Hatte sich der Tod den schlechten Witz erlaubt, ihm dies einzige Wort zurückzugeben, als es ihm nichts mehr nützen konnte?

*

Man hörte ihn. Man schnitt die Schnur durch und rief ihn ins Leben zurück.

Es hatte eben ein Schiff unten Anker geworfen und Leute an Land gesendet. Seit Jahrzehnten zum ersten Male wieder.

Als sich der Gerettete erholt hatte, fragte man ihn, wer er sei und wie er auf die verlorene Insel gerathen und mit dem Hals in jene Schlinge. Aber er verstand kein Wort und wußte kein Wort zu erwidern. Der Schiffsarzt erkannte, daß man es mit einem Menschen zu thun habe, der in der Einsamkeit sich selbst verloren. Man hatte ein neugebornes Kind von siebzig Jahren vor sich, und keins von den begabten. Er lebte noch einige Jahre und lernte nicht mehr sprechen. Auch das Wort „Hülfe" nicht. Nur damals hatte der Unglückliche dieses Wort unbewußt gerufen, als er an der Bastschnur hing und ihn die ganze Breite des Weltmeeres von aller Möglichkeit der Hülfe schied.

So gewaltig ist in Allem, was lebt, der Drang zum Leben.

Aus der Hauptstadt.

Die spanische Ausstellung.

Das mit Spannung erwartete Album von Skizzen lebender spanischer Künstler, unserm Kronprinzen bei seiner Anwesenheit in Madrid als Huldignng an seine hohe Gemahlin angekündigt, ist eingetroffen und durch die Güte der Besitzerin ohne Zögern dem Publicum der Hauptstadt zur Mitfreude vorgeführt. In den Räumen der Akademie hat Max Jordan, Director der Nationalgalerie, die losen Blätter als Kern benutzt, um den sich Körners, Possarts, Gebhards und Seels Bilder und Skizzen aus dem Wunderlande der Romantik und die verschiedenartigsten Arbeiten der älteren Industrie des Landes aus dem Besitz des Kaisers, der kronprinzlichen Familie, der Grafen Seckendorff und Eulenburg, der Herren Hainauer, Dr. Lippman und Ulrici zu einer anheimelnden „spanischen Ausstellung" gruppiren.

Es sind dieselben Räume, in denen die Jubiläumsausstellung älterer Kunstwerke im Berliner Privatbesitz vor einem Jahre die viel ventilirte Frage der Einrichtung von Kunstausstellungen praktisch zu lösen versuchte. Noch erinnern die prächtigen rothen Draperien der Wände und der rothe Teppich des Fußbodens an jene Musterleistung. Palmen und Orangen bereiten schon auf der Treppe die Phantasie auf eine Reise nach dem Süden vor, ein Duft blühender Sendboten der spanischen Flora strömt dem Eintretenden aus der offenen Thür entgegen, über dem Rundsitz in der Mitte des Uhrsaals und aus allen Ecken nicken die Orangen mit ihrer goldenen Last von Früchten, die Myrthen und Rosen.

Die Langeweile des freibleibenden Sockels unter den Bilderwänden wird durch zierliche Kasten und Schränke altspanischer Arbeit mit bunten Einlagen und vergoldeten Schnitzereien unterbrochen. Daneben stehen ernste hochlehnige Stühle mit blanken Messingknöpfen, Sitz und Polster mit Leder überzogen, in jener getriebenen Arbeit, die neuerdings auch in Deutschland wieder aufgelebt ist. Alte spanische Stickereien und orientalische Teppiche vollenden die reiche Ausstattung.

Das Album kam in einem schlichten schwarzen Kasten mit vernickelten Eisenbeschlägen, der gleichfalls ausgestellt ist. Mit ihm die Adresse an den Kronprinzen, der ehrfurchtsvoll ersucht wird, das Album im Namen der Madrider Akademie für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung der Kronprinzessin zu überreichen, denn von der Akademie ging die Anregung aus. Es ist für uns von Interesse zu beobachten, wie weder in dem Ornament der in gothischen Lettern geschriebenen Adresse noch in den Verzierungen des Deckels, der sie einschloß, eine Spur von Renaissance zu entdecken ist. Alles gothisch oder maurisch, als ob ein instinctiver Widerwille gegen die Formen der Zeit vorhanden wäre, deren Politik dem blühenden Lande den Untergang bereitet hat.

Wollte man in dem Inhalt des Albums einen Maßstab für den Stand der modernen spanischen Kunst suchen, so würde das Ergebniß ganz falsche Proportionen zeigen, denn wir haben, wie es der Zweck verlangte, eine Reihe von Blättern beschränkten Umfangs vor uns, durchweg Aquarelle untermischt mit einigen Feder- und Tuschzeichnungen oder Oelskizzen. Kaum daß die hundert Blatt zu einigen Schlüssen allgemeiner Natur über Ziel und Richtung der heutigen Künstlergeneration berechtigen. Es fehlt jede Anlehnung an die großen Meister der alten Schulen von Sevilla und Madrid, ebenso das Element der klassischen Kunst Italiens; von einzelnen Pagen und Troubadours abgesehen, deutet keine Spur auf die Existenz einer eigenartigen Historienmalerei, die sich auf der letzten Münchener Ausstellung so siegreich offenbarte. Auch die Landschaft, die so köstliche Blüthen zeitigt, ist nur schwach vertreten. Fast durchgängig bewegt sich der Darstellungskreis innerhalb des modernen Volkslebens. Das Vorwiegen der Aquarelle, die in unsern Tagen eine so glänzende Entwickelung erlebt, muß als ein Zeichen gelten, daß auch die spanische Kunst das ausgefahrene Geleise der erschöpften Oelmalerei verlassen hat und in den technischen Grundlagen der Malerei neue Bahnen einschlägt.

Es kann sich für uns nicht um eine erschöpfende Betrachtung der einzelnen Blätter handeln, die ja jedes für sich keine andre Geltung beanspruchen als die einer Gelegenheitsgabe. Den Titel bildet eine Allegorie „Hispania" von José Casádo, ein mächtiges Weib vor dem Säulenpaar sitzend, das die stolze Devise Karls V. trägt „plus ultra". Sie lehnt sich auf ein reiches Wappenschild und stützt die Rechte auf ein hohes Schwert. Ein Löwe liegt zu ihren Füßen. Bei aller Einfachheit eine originelle Allegorie und überaus frisch in der Erscheinung. Auch die Züge mit der niedrigen von schwarzem Haar beschatteten Stirn sind trefflich individualisirt. Brillante Technik der Aquarelle versteht sich bei Casádo von selbst, dem in dieser Beziehung sein Vaterland wenig Rivalen an die Seite zu setzen hat. Das Widmungsblatt von Ferrant enthält eine complicirtere Allegorie. Deutschland, ein blondes Weib in den drei Landesfarben, thront unter schwerem Baldachin. Neben ihr steht Spanien und beugt sich erklärend zu einem Album, das ein junges, lorbeerbekränztes Weib vor ihr aufgeschlagen hält. Die Letztere ist, wie der begleitende Knabe mit Gesetztafeln und Wage andeutet, die Akademie als Spenderin des Albums, — breit und flott, ebenfalls Aquarell.

Unter den Federzeichnungen fällt eine allerliebste Ansicht des „Giralda" in Sevilla von Garzia Ramos auf. Es ist jener phantastische Maurenthurm mit kolossalem, nur durch die farbige Bekleidung gegliederten Körper, auf den die Renaissance unbekümmert eine zierliche, reich silhouettirte Thurmspitze gesetzt hat. Der Künstler zeigt ihn im Schmuck flatternder heller Fahnen und Wimpel, wie er beim Einzuge des Kronprinzen prangte. Nicht weit davon eine andere Federzeichnung führt uns Typen der Bevölkerung von Salamanca vor. Es ist die Skizze zu einem Bilde von J. Aranjo, das einen wimmelnden Jahrmarkt darstellt, — zwei Schurken suchen einen Tölpel zu betrügen, — ausnehmend kräftig in der Charakteristik. — Eine „Chula" — man übersetzt dies wohl am mildesten mit „Schenkmamsell" — von Bilbao gehört unter die trefflichsten Leistungen der Aquarelle. Das derbe Mädchen mit den dichten schwarzen Simpelfransen über der Stirn lehnt an einem Tisch mit Liqueurstand und blickt vergnügt auf den Beschauer. Sie hat ein feuerrothes Tuch über die Schultern geschlagen, das den rechten, auf die Hüfte gestützten Arm freiläßt. Wie dieser Arm herauskommt! — Vornehmer erscheint auch in der Technik und Stimmung ein Cardinal von Antonio Casanova. Er sitzt auf offenem Altan und blickt von der Lectüre auf sinnend über die öde Landschaft im Abendlicht hinaus. Die Farben fangen schon an zu verschwimmen. — Von Ricardo de Madrazo, dem jüngsten Mitgliede der weitverzweigten Künstlerfamilie, enthält das Album ein hübsches Aquarell, das überaus lebendig jenes alte Thema des Mädchens variirt, welches beim Briefschreiben „nicht weiter kann". — Pradillas schlafender Lakai, Aquarell, stammt aus 1873, einer Zeit, da seine europäische Berühmtheit noch in den Windeln lag. — Einen deutschen Zunamen trägt Niederleytner, aber seinem alten Valencianer merkt man sofort an, daß dem Künstler dieser Menschenschlag von Kind auf vertraut gewesen sein muß. — Ein arabisches Weib, das sich in bunter Tracht an eine mit azulejos — farbig glasirten Kacheln — bekleidete Wand lehnt, von P. Francés, und ein Krieger von Echena mögen diese Aufzählung einiger hervorragender Stücke beschließen.

Digitized by Google

Ernst Körner, durch seine Bilder aus dem Orient wohlbekannt, hat eine größere Anzahl Studien und Bilder aus Spanien für die Ausstellung zur Verfügung gestellt und J. Possart, der einen Theil der spanischen Reise mit ihm gemeinsam zurückgelegt, hat sich ihm angeschlossen. Oft behandeln sie dasselbe Motiv, und da auch die Gegenden hauptsächlich zwischen Granada, Sevilla und Toledo wechseln, die übrigen Provinzen und Städte sowie das Volksleben aber fast ganz fortfallen, so bilden sie eine romantische Ergänzung zu den modernen Thematen des Album.

Von den Aquarellen Eduard Gerhards, der gegen Ende der vierziger Jahre die pyrenäische Halbinsel bereiste; dürfen die getreuen Aufnahmen der berühmten Deckenmalereien in der Alhambra besondere Bedeutungen beanspruchen. Owen Jones, der englische Architekt, gibt in seiner großen Publication nur eine Decke als farbiges Blatt, alle übrigen in Umrissen. Auch sonst sind sie, soviel mir bekannt, nirgend farbig reproducirt. Und heute soll ihr Zustand eine neue Aufnahme unmöglich machen, da die Lederbekleidung, auf die sie gemalt, den Einflüssen der Witterung erlegen ist. Wir besitzen also in den auf Pergament gemalten sehr getreuen Nachbildungen Gerhards möglicherweise die einzigen, die den Eindruck der Originale genau wiedergeben. Es kommt hinzu, daß Owen Jones zwar das imposanteste Gemälde, eine Versammlung maurischer Könige, in Farben reproducirt, aber es weicht von den drei andern gänzlich ab, denn es enthält nur einzelne sitzende Figuren in feierlicher Haltung auf Goldgrund, während die übrigen, die in reichbewegten Scenen das Leben christlicher und maurischer Ritter in Krieg, Jagd und friedlichem Lebensgenuß wiedergeben, die ganze Natur in den Kreis ihrer Darstellung ziehen mit einem unendlichen Gewimmel liebevoll beobachteter Thiere, mit blühenden Bäumen, die sich von dem tiefblauem Himmel mit seinen weißen Wölkchen abheben.

Die Darstellungen laufen um eine Decke von rechteckigem Grundriß mit abgerundeten Schmalseiten. In der Mitte jeder Langseite baut sich eine Architektur auf, bald ein Schloß, bald ein großartiger Brunnen. An der einen Seite wird das Leben des christlichen Ritters geschildert, auf der andern das des maurischen. Meist sind es Jagdscenen; der Orientale, am Turban und den faltigen Gewändern leicht zu erkennen, tödtet von seinem Pferde herunter fast nur harmlose Gazellen und Hirsche, einmal auch ein Wildschwein. Dem Christen, in der knappen Tracht der Entstehungszeit des Cyklus — man nimmt etwa das Jahr 1350 an, wo die Decoration der Alhambra unter Yussuf I. erneuert wurde — sind die reißenden Thiere zuertheilt, der Bär und sogar der Löwe. Von gewaltigem Schwunge ist die Darstellung eines Ritters zu Fuß, der zum Schlage gegen den Löwen ausholt, welcher ihn anfällt. Einmal ersticht er mit seiner Lanze einen wilden Mann, der eine Jungfrau entführen will. Der zahme Löwe, den sie an der Kette hält, hat sich feige zusammengekauert. Dann bringen die Ritter ihren Damen die Jagdbeute, der Orientale steht mit würdiger Geberde neben dem am Boden liegenden Wild, der Abendländer überreicht seine Trophäe knieend. Köstlich sind die Mittelgruppen. Einmal ein schachspielendes Paar, ein andermal ein Ritter mit seiner Dame am Brunnen, in dem sich unter dem Mantel der fallenden Wasser nackte Gestalten baden. Nicht ohne Pathos ist der Kampf eines christlichen mit einem maurischen Ritter geschildert; ersterer erleidet von der Lanze seines Gegners den Todesstoß und sinkt mit ausdrucksvoller Handbewegung vom Pferde. Aus dem Fenster eines Schlosses beugt sich seine zuschauende Dame, die entsetzt ihre Hände erhebt. In Farbe und Zeichnung sind die Bilder ganz vorzüglich, wenn sie auch über die nothgedrungene Einfachheit der Epochen des Beginnes nicht hinausgehen. Wenige stets wiederkehrende kräftige Töne bilden die Grundlage des Colorits. Die Zeichnung ist energisch, von bewußter Grazie, und plagt sich in der Darstellung der Architektur bereits mit den Elementen der Perspective, wie sie auch die Gestalten des Hintergrundes beträchtlich verkleinert.

Ueber den Ursprung gelten bis jetzt nur Vermuthungen; haben wir es mit dem Producte abendländischer Kunst zu thun? Die Einführung des wilden Mannes scheint dafür zu sprechen, das Unterliegen des christlichen Ritters könnte ein Zugeständniß an den maurischen Besteller sein. Sonst kommt der Christ offenbar besser weg als der Maure. Aber woher sollte ein König von Granada sich um 1350 den Künstler verschrieben haben? Ob ein Sieneser oder Florentiner sich um jene Zeit zu dieser liebevollen Beobachtung der niedern Natur gewandt haben könnte?

Gegen den einheimischen Ursprung hat man das sogenannte Bilderverbot des Islam geltend gemacht. Aber längst ist nachgewiesen, am bündigsten in einer kleinen Abhandlung von Karabacek, daß ein solches eigentlich nie existirt habe. Im Koran ist es nicht nachzuweisen, und die Aussprüche, welche die mündliche Ueberlieferung dem Propheten zuschreibt, haben niemals bindende Kraft besessen. Daß die islamitische Kunst Persiens bis auf diesen Tag die Darstellung des Menschen als ihr Recht beansprucht, beweisen die Metallarbeiten und Stickereien mit den von Alters her beliebten Jagdscenen, die Teppiche und Lackmalereien. Von einem ägyptischen Sultan aus dem neunten Jahrhundert wird berichtet, er habe sein eigenes Bildniß und das seiner Gemahlinnen anderthalb lebensgroß aus Holz geschnitzt in seinem Thronsaal aufgestellt. Selbstverständlich waren sie naturtreu bemalt und trugen goldenen Hauptschmuck. Ein andrer legte dreihundert Jahre später eine förmliche Gemäldegalerie an, wie denn auch nach der Ueberlieferung des Märchen der „Tausend und eine Nacht" Harun al Raschid einen Gemäldesaal besessen haben soll. Von einzelnen Bildern berichten die Schriftsteller, die uns sogar die Namen von Künstlern aufbewahrt haben. So gab es in Kairo ein Bild, das den Joseph im Brunnen darstellte und wegen des Effectes der Fleischfarbe auf dem dunklen Grunde berühmt war. In einem Palaste am Tigris befand sich im neunten Jahrhundert eine Bildergalerie, in der eine Darstellung des Innern einer christlichen Kirche beim Gottesdienste das für uns interessanteste Thema behandelt. Aus neuerer Zeit sind die Bildnisse türkischer Sultane bekannt, vor Allem das des Muhamed II. von Giovanni Bellini. In unserm Jahrhundert befahl Mahmud II., derselbe, welcher die Janitscharenplage aufhob, die Kaffeehäuser mit seinem Porträt zu schmücken und türkische Gelehrte geben heutzutage ihren Werken ihr Bildniß bei.

Von den Menschenbildern älterer Zeit ist uns nur die Ausstattung der Miniaturen erhalten und hier und da ein Erzeugniß des Kunsthandwerks. Und doch kennt die orientalische Ueberlieferung Maleranekdoten, wie die der Griechen und Japaner. Ja, wir wissen sogar, daß man bestimmte Schulen unterschied, und daß es arabische Literatur bis zu den Anfängen einer Kunstgeschichte gebracht hat.

Demnach erscheint der orientalische Ursprung der Malereien in der Alhambra keineswegs ausgeschlossen oder auch nur anormal. Doch wird Genaueres erst von einer sorgfältigen Untersuchung zu erwarten sein, die nicht lange möge auf sich warten lassen. Besondere Aufmerksamkeit verdient dabei die Technik, die als Malgrund präparirte Thierhäute verwendet.

A. L.

Notizen.

Geschichte der preußischen Handwerkerpolitik. von Dr. Moritz Meyer. I. Band. Die Handwerkerpolitik des Großen Kurfürsten und König Friedrichs I. Minden i. W., 1884, Bruns Verlag.

An der Hand bisher nicht verwertheten Urkundenmaterials des Königl. Geh. Staats-Archivs gibt der Verfasser eine anschauliche Geschichte der Gewerbspolitik, welche Preußens thatkräftige Herrscher befolgten, um in einer wichtigen Epoche strafferer Centralisation der Staatsverwaltung die vorhandene mächtige Organisation des Gewerbes mit seiner corporativen Zunftverfassung allmählich so schwiegsam und elastisch zu machen, wie es für die Zwecke einer gründlichen Reform der öffentlich rechtlichen Verhältnisse nothwendig schien. In richtiger Erkenntniß der Aufgaben der historischen Volkswirthschaftslehre geht der Bearbeiter der preußischen Handwerkerpolitik nur immer so weit, als er seinen Folgerungen die rechtfertigenden Grundlagen urkundlichen Materials zu sichern vermag. Des letztern bieten die Beilagen eine so reiche Fülle, daß sie über die selbstständige Darstellung hinausragend das Buch vorwiegend als werthvolles Quellenwerk erscheinen lassen.

F. St.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12
Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Schlangenbad

im Taunus, 1½ Stunde vom Rhein, unübertroffener Waldkurort, sauerstoffreiche Luft, meilenlange, staubfreie Waldwege, Molken, Kräutersäfte, Kuh- und Ziegenmilch, berühmte Bäder von naturwarmem (27—32° C.), krystallhellem, blaugrünem, sammetweichem Wasser, welche die Nerven beruhigen und stärken, den Blutlauf reguliren, Exsudate resorbiren und das beste natürliche Kosmeticum und Conservirungsmittel bilden. Hülfreich bei Nervenleiden, Frauenkrankheiten, Gicht, Rheuma, Altersgebrechen, Hautübeln und unreinem Teint.

Prospecte mit Situationsplan und Wohnungsverzeichniß franco und gratis.

Das Bürgermeister-Amt.

Tanagra-Figuren.

Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichsten Publicationen des Kunsthandels“ versendet gratis und franco

Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung.
Berlin W., 29 Behrenstrasse.

Bücher-Ankauf!

Bibliotheken, wie einzelne Werke zu höchsten Pr. Meine Lagerkataloge liefere für 80 Pf. fro.

L. M. Glogau. 23 Burstah, Hamburg.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher
Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis: per ½ 850 — ¼ 800 — ⅛ 150 — ¼=Pfd.-Dose 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Soeben erschien:

Geschichte der Deutschen Volkspoesie

seit dem Ausgange des Mittelalters
bis auf die Gegenwart.
In ihren Grundzügen dargestellt von
Dr. F. H. Otto Weddigen.

8. XVI u. 360 S. *M.* 6.—

Die „Europa“ sagt in einer längeren Besprechung: „Der auch auf dem Gebiete der Litteraturgeschichte rühmlichst bekannte Verfasser hat mit obigem Werke eine längst gefühlte Lücke glücklich ausgefüllt, indem er zuerst den Versuch einer systematischen Darstellung der Deutschen Volkspoesie machte. Der Versuch ist ihm wohl gelungen ...“

Verlag von **Georg D. W. Callwey** in **München.**

Antiquar-Catalog 15.

Französ. Literatur, Curiosa, Flagellantism, Frauenfrage, Spiritismus, Freimaurerei, Varia. 1600 Nrn. erschien soeben. Wir bitten gratis franco zu verlangen.

S. Glogau & Co., Leipzig.

Hannover-Altenbecken Eisenbahn Saison 15. Mai b. 30. Sept.

Bad Pyrmont

Pferdebahn zum Salzbade und Bahnhof 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.
Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.
Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an das fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt **Fürstl. Brunnen-Direktion.**

½ Stunde von Frankfurt a. Main.

Bad Homburg

½ Stunde von Frankfurt a. Main.

Wirksame Brunnenkur bei allen **Magen-** und **Unterleibsleiden** (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit. **Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas-,** und **Moor-Bäder.**
Luftkurort ersten Ranges für Nervenleidende und Reconvalescenten.
Inhalationen für **Hals-** und **Brustleidende. Molkenkur.** Heilgymn. Institut (Electrotherapie, Massage.) Kaltwasser-Heilanstalt. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester, Militair-Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste.
Mineralwasser-Versandt in stets **frischer Füllung** während des ganzen Jahres.

Bad Reinerz.

Klimatischer Gebirgs-Kurort, Brunnen-, Molken- u. Bade-Anstalt, in der Grafschaft Glatz, Pr.-Schlesien. Saisondauer. Anfang Mai – Ende Oktober.
Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, Kehlkopfleiden, chronische Tuberkulose, Lungenemphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes. Blutmangel, Bleichsucht u. s. w. sowie der hysterischen und Frauenkrankheiten, welche daraus entstehen. Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und Wochenbetten, nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Skrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, konstitutionelle Syphilis. Empfohlen für Rekonvaleszenten und schwächliche Personen. sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

Soeben ist erschienen:

Denkwürdiges aus meinem Leben

von
J. C. Bluntschli.

Im Auftrag der Familie durchgesehen und herausgegeben von
Dr. R. Seyerlen.

3 Bände. Preis: eleg. geheftet 22 *M.*, eleg. gebdn. 25 *M.*

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
in Nördlingen.

Gratis und portofrei

erhält jeder Interessent in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes die erste Lieferung *von*
Otto Spamer's Illustrirtem Konversations-Lexikon,
um durch Einsichtnahme die Überzeugung gewinnen zu können, dass in diesem Werke wirklich ausserordentlich viel und Reichhaltiges geboten wird.

Im Verlage von **Eduard Trewendt** in **Breslau** erschien soeben:

Genie und Wahnsinn.

Eine psychologische Untersuchung von **Dr. Paul Radestock.** 6 Bog. gr. 8. Eleg. broseh. 2 Mk.

Der auf diesem philosophischen Gebiete vorteilhaft bekannte Verfasser, dessen frühere Werke „Schlaf und Traum“ und „Die Gewöhnung und ihre Wichtigkeit für die Erziehung“ weitgehende Anerkennung fanden, bietet in dieser Schrift eine eingehende und lichtvolle Studie, die nicht nur bei Fachleuten, sondern auch bei dem grösseren Publikum reges Interesse erwecken dürfte.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben erschien:

Die Seele des Kindes.

Beobachtungen
über die geistige Entwicklung des Menschen in den ersten Lebensjahren.
Von Prof. Dr. **W. Preyer.**
Zweite stark vermehrte Auflage.
Preis broch. 9 *M.*, eleg. gebd. 11 *M.*
Leipzig. **Th. Grieben's Verlag.**

Gediegene Lektüre für Reise und Haus!

Max. Schmidt,	Johannisnacht,	broch.	à *M.* 2.
dto.	Der Georgi-Thaler	„	
dto.	Die Knappenliesl	„	
dto.	Hochlandsbilder (ges. Werke		à 14 Bg.

Bd. I) 20 Bg. broch. *M.* 3.60, eleg. geb. *M.* 4.50.
Werthvoller Inhalt,
elegante Ausstattung, billiger Preis.
Vorrätig in allen Buchhandlungen.
Verlag von **Georg D. W. Callwey** in **München.**

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 28. Berlin, den 12. Juli 1884. Band XXVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 5gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Tripelallianz und der Orient Von Paul Dehn. — Die Cholera. Von Dr. med. Fr. Dornblüth. — **Literatur und Kunst:** Jean Richepin. Von F. Groß. — Friedrich der Große in französischen Liedern. Von Ludwig Geiger. — Flußnamen. Von Rudolf Kleinpaul. — **Aus der Hauptstadt:** Die Teppichausstellung im Gewerbemuseum. Von A. L. — Notizen. — Inserate.

Die Tripelallianz und der Orient.

Von Paul Dehn.

Mit dem Jahre 1887 läuft das Zollbündniß zwischen Oestreich und Ungarn ab und gleichzeitig die Mehrzahl der zwischen Oestreich-Ungarn und den Nachbarstaaten abgeschlossenen Handelsverträge. Bis dahin wird die Neuregelung des wirthschaftspolitischen Verhältnisses der südosteuropäischen Staaten unter einander zu erfolgen haben, eine Angelegenheit, welche Deutschlands Interessen immer unmittelbarer berührt.

Die erste Vorbedingung einer wirthschaftspolitischen Annäherung Deutschlands, Oestreich-Ungarns und der Staaten zwischen Orient und Occident ist die Regelung des wirthschaftspolitischen Verhältnisses zwischen Oestreich und Ungarn, welche bis Ende 1887, bis zum Ablauf des bestehenden Vertragsverhältnisses, erfolgt sein muß. In beiden Reichshälften bestehen Verstimmungen und Gegensätze, wie sie während der Ausgleichsverhandlungen von 1876 und zuletzt im April 1884 aus Anlaß der ungarischerseits begünstigten und östreichischerseits bekämpften Errichtung eines Schlachtviehmarktes in Preßburg für Wien so scharf zum Ausdruck gelangt sind. Allein das östreichisch-ungarische Reichsinteresse erheischt gebieterisch die Wiederherstellung und Sicherung des wirthschaftspolitischen Friedens zwischen den beiden Reichshälften und es wird von allen Seiten, wenn nicht die östreichisch-ungarische Monarchie in ihren Grundvesten erschüttert werden soll, das erforderliche Entgegenkommen zu Gunsten einer neuen Vereinbarung bethätigt werden müssen. Einer der ersten Arbeitskräfte des Ministeriums Tisza, Herr von Matlekowits, Staatssekretär im ungarischen Handelsministerium, hat sich zwar in einer Rede vor seinen Budapester Wählern vom 22. Mai 1884 als einen Anhänger des gemeinsamen Zollgebietes bekannt, indessen fügte er die einschränkende Erklärung hinzu, daß er den unbedingten Ausgleich, den Ausgleich um jeden Preis nicht anstrebe. In dieser Beziehung hält er das im § 58 des Gesetzartikels 12 vom Jahre 1867 ausgesprochene Princip, wonach „die Gemeinsamkeit der commerziellen Angelegenheiten nicht aus der pragmatischen Sanction folgt, denn im Sinne der letzteren sind die Länder der ungarischen Krone rechtlich abgesondert von den übrigen Ländern des Landesfürsten, könnten daher als solche durch ihre eigene verantwortliche Regierung und Legislative Verfügungen treffen und durch Zollinien ihre commerziellen Angelegenheiten regeln" nicht blos für eine Waffe, mittelst welcher man den andern Theil zu passenden Concessionen zwingen und obligiren könnte, sondern für jene feste Grundlage, auf welcher fußend Ungarn in Sicherheit die Vor- und Nachtheile des Handels erwägen und beurtheilen kann, und wenn die Verhandlung in dem Principe des gemeinsamen Zollgebietes keine günstige Lösung fände, so kann nach der Anschauung des Herrn von Matlekowits auf gesetzlicher Basis das Princip der Verhandlung geändert und zu anderen Principien, eventuell mit der Errichtung der Zollschranken, zum selbstständigen Zollgebiete übergegangen werden.

Bei dem Abschluß des bevorstehenden Ausgleichs wird man in Budapest nicht versäumen dürfen, über die engeren Landesgrenzen hinaus eingedenk der Kallay'schen Mahnungen die Blicke auch nach Nordwesten und Südosten zu lenken. Hat Ungarn seiner besonderen Verkehrslage zwischen Orient und Occident jene Mißgeschicke zuzuschreiben, welche in Gestalt von Invasionen, Verwüstungen und Glaubenskriegen das Land verödeten, die nationale Bevölkerung aufrieben und die Einwanderung fremder Elemente nöthig machten, so kann es jetzt unter veränderten Verhältnissen in wirthschaftspolitischer Hinsicht aus seiner Lage im Ersatz zu früheren Verlusten besondern Vortheil ziehen.

Nicht minder wichtig und wünschenswerth als das Zustandekommen des dritten Ausgleiches zwischen Oestreich und Ungarn ist die friedliche Regelung der wirthschaftspolitischen Beziehungen dieser Monarchie zu den Staaten zwischen Orient und Occident. In dem Kapitel „Deutschland und Rumänien" sind die zahlreichen Differenzen und Gegensätze angedeutet worden, welche in wirthschaftspolitischer Hinsicht zwischen Oestreich-Ungarn und Rumänien bestehen. Im dringlichen Interesse der beiden Länder ist bei Erneuerung der ebenfalls im Jahre 1877 ablaufenden östreichisch-ungarisch-rumänischen Handelsconvention auf die friedliche Beilegung jener Differenzen mit gutem Willen und großer Entschiedenheit hinzuarbeiten. Oestreich-ungarischerseits wird man nothgedrungen, wenngleich unwillig, an Rumänien große Zugeständnisse machen müssen, will man dieses Absatzgebiet nicht vollends verlieren. Bei einem Vergleich der beiderseitigen Beschwerden zeigt sich, daß Rumänien gegründeteren Anlaß dazu hat als Oestreich-Ungarn. Letzteres befindet sich in günstigerer Verkehrslage und bildet für die Erzeugnisse Rumäniens auf ihrem Wege nach den mittel- und westeuropäischen Absatzmärkten ein nicht immer freies, öfters gänzlich gesperrtes, schwer zu umgehendes Durchzugsgebiet. Gegen das östreichisch-ungarische Verbot der Ein- und Durchfuhr rumänischen Hornviehs wird Rumänien wirksam allein durch die Hebung seiner heimischen Veterinärpolizei ankämpfen können und es hat in dieser Richtung bereits aussichtsvolle Anläufe genommen. Bei der Hornvieheinfuhr hat Oestreich-Ungarn bisher aber nur eine Vorsicht gebraucht, wie sie von fast allen übrigen Staaten des Westens gehandhabt worden ist. Dagegen erscheint es unbegreiflich und unverständlich, daß Ungarn alljährlich seine Grenze auch gegen rumänische Hammel

Digitized by Google

und Wolle sperrt und zwar regelmäßig dann, wenn der französische Markt mit dieser Thiergattung versorgt wird. Unter der zeitweisen Grenzsperre gegen Wolle leiden überdies gerade ungarische Staatsbürger besonders, weil die Hammelherden derselben vielfach durch Rumänien bis nach der Dobrudscha wandern und bei der Rückkehr als rumänische behandelt werden. In Folge des Druckes, welchen die große Steinbrucher Borstenvieh- und Mastanstalt auf den serbischen und rumänischen Schweinehandel übt, ist derselbe verstimmt worden und will sich durch Errichtung eigener Grenzmärkte emancipiren. In seinem Bericht für 1883 beklagt der östreichisch-ungarische Consul zu Widdin selbst die häufige Grenzsperre Oestreich-Ungarns gegen Erzeugnisse bulgarischer Herkunft und als Folge davon die Schädigung der östreichischen Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft, da die bulgarischen Erzeugnisse alsdann — wie auch die rumänischen — auf dem billigeren Seewege nach den mittel- und westeuropäischen Märkten verfrachtet werden. Es wird demnach durch Grenzsperrmaßregeln von Oestreich-Ungarn die Concurrenz der Staaten zwischen Orient und Occident in Mittel- und Westeuropa nicht nur nicht zurückgedrängt, sondern theilweise sogar erleichtert. Durch seine zeitweiligen Einfuhrverbote von Fellen aus Bulgaren schädigt Oestreich-Ungarn sogar direct seine eigene Industrie, da nach den Berichten östreichisch-ungarischer Consuln selbst vielfach die Gerber Oestreich-Ungarns auf die Verarbeitung bulgarischer Felle angewiesen sind, welche sie unter Umständen erheblich vertheuert über Triest beziehen müßten. Mit einer so kleinlichen, verkehrshemmenden Wirthschaftspolitik, welche auch in den Paßscheerereien an der Grenze zum Ausdruck kommt, wird allseitig gebrochen werden müssen, nachdem nicht nur die Nutzlosigkeit, sondern geradezu die Schädlichkeit derselben für die Betheiligten klar zu Tage tritt.

Wenn dann die Intentionen des leitenden deutschen Staatsmannes, welcher seit der Auflösung des deutschen Bundes ein neues vertragsmäßig geregeltes Verhältniß zwischen Deutschland und Oestreich-Ungarn erstrebte, welcher in seinem deutschen Verfassungsentwurf vom 4. Juni 1866 bestimmt wissen wollte: „Die Beziehungen des Bundes zu den deutschen Landestheilen des östreichischen Kaiserstaates werden nach erfolgter Vereinbarung über dieselben mit dem zunächst einzuberufenden Parlamente durch besondere Verträge geregelt werden", welcher im Jahre 1879 bei seiner Anwesenheit in Wien nach sonst zutreffenden Berichten zwischen Deutschland und Oestreich-Ungarn „ein öffentliches, verfassungsmäßiges Bündniß gegen die Coalition" herstellen wollte, das, „durch Mitwirkung aller constitutionellen Factoren zu Stande gekommen, auch nur durch solches Zusammenwirken, also nur mit Zustimmung, in Deutschland des Kaisers, des Bundesrathes und des Reichstages, in Oestreich des Monarchen und der Vertretung von Cis- und Transleithanien auflösbar sein sollte", so darf wohl angenommen werden, daß auf dem bestehenden politischen Vertragsverhältniß zwischen den beiden mitteleuropäischen Reichen im Hinblick auf die Bedeutung der gemeinsamen Interessen im Orient unter Beseitigung all' der vorhandenen, mehr oder minder kleinlichen Differenzen unter der einen oder anderen Form eine wirthschaftspolitische Annäherung hervorgehen wird, welche berufen wäre, im Interesse aller Völker vom Rhein bis zu den Mündungen der Donau nicht nur Streit und Krieg zu verhindern, sondern die friedliche Arbeit Europas positiv zu fördern.

Mehr als anderen widerstrebt es wirthschaftspolitischen Kreisen das, was man Conjecturalpolitik nennt, zu treiben. Allein es muß doch betont werden, daß die großen Ziele zukünftiger mitteleuropäischer Wirthschaftspolitik nicht so ferne und nebelhafte sind, als es den ersten Anschein hat, wenn sie im Orient, und zwar in den Staaten zwischen Orient und Occident durch handelspolitische, in der europäischen Türkei durch verwaltungspolitische, in Anatolien endlich durch colonialpolitische Actionen angestrebt werden und nicht etwa in Gegenden, welche vorerst noch selbst ferne und nebelhafte sind. Eifersüchtig auf sein „handelspolitisches Näherrecht" verfolgt Oestreich-Ungarn die neue Richtung, welche die deutsche Handelspolitik nach Westafrika hin einzuschlagen scheint, und man glaubt bereits annehmen zu dürfen, daß die Erschließung neuer Gebiete für den deutschen Handel nothwendig dessen Concurrenz im Orient bis zu einem gewissen Grade werde abschwächen müssen. In diesen Tagen, da deutsche Marinesoldaten eine Kanone aus den Ruinen des brandenburgischen Forts Groß-Friedrichsburg von Afrika nach Berlin überführt haben, wie einen alten Zeugen vergangener doch nicht vergessener Kämpfe und Bestrebungen, kommt ein Ausspruch des nun durch Schmoller in ein helleres Licht gerückten großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg ins Gedächtniß, welcher einst bedauerte, daß die beiden größten deutschen Ströme, der Rhein und die Donau, Gefangene in fremden Händen seien. Wie damals so wird man auch jetzt von Berlin aus über die kleinen Experimente in tropischen Zonen das große Ziel mitteleuropäischer Wirthschaftspolitik, die wirthschaftspolitische Gewinnung des europäischen, die colonialpolitische Cultivirung des asiatischen (anatolischen) Orients nicht übersehen. Wahrlich, hätte zu rechter Zeit ein Fürst in Wien geherrscht von dem weiten Blick eines Friedrich Wilhelm, die Donau wäre heute ein deutscher Strom bis zur Mündung, während es jetzt noch fraglich erscheint, ob jene Länder für Deutschlands Handel und Cultur wiedergewonnen werden können.

Die Cholera.

Von Dr. med. Fr. Dornblüth.

Der unerwartete Ausbruch der Cholera in Toulon hat wieder einmal den Beweis geliefert, daß die Sperrmaßregeln keinen irgend zuverlässigen Schutz gewähren, und daß im Vertrauen auf diese immer noch diejenigen Vorkehrungen vernachlässigt werden, die in Deutschland von den Männern der Wissenschaft längst als zuverlässig und ausführbar anerkannt sind. Diese erfordern freilich große Arbeit und beträchtliche Geldaufwendungen durch Reihen von Jahren, wo die Cholera nicht als Schreckgespenst droht: da sie aber mehr leisten, auch gegen andere Krankheiten, und wahrscheinlich auch in der That weniger kosten als jene von der bloßen Angst dictirten, und doch stets durchbrochenen Absperrungen mit ihren kostspieligen Störungen von Handel und Verkehr und alle die mit viel Eifer und wenig Verständniß in Scene gesetzten Desinfectionen, so werden sie hoffentlich jetzt endlich um so eher Anerkennung und Ausführung finden, als sie durch Robert Kochs Entdeckung dem allgemeinen Verständniß näher gerückt sind.

Der längst als eigentliche Ursache der Cholera angenommene Organismus, den Koch neuerdings in der Gestalt des Kommabacillus aufgefunden und in einigen seiner wichtigsten Lebenseigenschaften erkannt hat, bedarf bekanntlich gewisser Hülfsursachen oder günstiger Bedingungen, um eine Epidemie der Cholera ins Leben zu rufen. Diese allein erzeugen niemals die asiatische, höchstens die ziemlich ungefährliche einheimische Cholera (Cholera nostras), deren Name leider so oft als Deckmantel der echten, asiatischen Cholera gebraucht wird, bis es zu spät ist, um die Krankheit auf ihren Ausbruchspunkt zu beschränken. Aber auch der Cholerapilz kann oft in Menschen eindringen, ohne sie krank zu machen, wenn er nicht eine gewisse seiner Einwirkung günstige Disposition oder Empfänglichkeit vorfindet; oder er kann einzelne Menschen, auf die er übertragen wird, krank machen, ohne daß viele andere Erkrankungen nachfolgen. Und zwar geschieht letzteres nur dann, wenn der Bacillus außerhalb des menschlichen Darms günstige Bedingungen für sein Leben, seine Entwicklung und Vermehrung, sowie für seine Ausbreitung findet.

Diese örtlichen Bedingungen oder Hülfsursachen der Cholera sind nach Pettenkofers bekannten Ansichten die wichtigsten, und bestehen wesentlich in starker Verunreinigung des Bodens mit organischen fäulnißfähigen Stoffen. Auf reinem Boden, einerlei welche Beschaffenheit er sonst hat, mag die Cholera noch so oft eingeschleppt werden, und mögen auch einzelne Personen,

Digitized by Google

die mit den Kranken und ihren Ausleerungen zu thun gehabt haben, von der Krankheit ergriffen werden, kommt es niemals zur Bildung einer Epidemie: offenbar weil diesem Boden die faulenden Stoffe fehlen, welche dem Cholerapilz zur Nahrung und Wucherung dienen. Dieser Boden muß zugleich feucht sein, da, wie ebenfalls Koch dargethan hat, nur bei Anwesenheit von Feuchtigkeit der Pilz sich vermehrt, durch Austrocknen aber rasch abstirbt. Die günstigsten Bedingungen wird also der Bacillus dort finden, wo ein mit organischen Stoffen verunreinigter Erdboden durch Sinken des Grundwassers der atmosphärischen Luft zugänglich wird und wenn seine Entwicklung zugleich durch die ihm nöthige Wärme begünstigt wird. Aber auch im Wasser kann nach Kochs directer Beobachtung der Kommabacillus existiren und mit demselben in wirksamem, lebens- und entwicklungsfähigem Zustande von Menschen aufgenommen werden.

Da der Cholerapilz erfahrungsmäßig, auch trotz scharfer Aufsicht, leicht unbemerkt eingeschleppt werden kann, und da er im Erdboden, im Wasser und anderen Keimstätten unsern Zerstörungsmitteln wenig oder gar nicht zugänglich ist, so bleibt es nach wie vor Kochs Entdeckung eine Aufgabe der Gesundheitspflege, die eben genannten lokalen Hülfsursachen der Cholera so viel wie möglich zu beseitigen, bevor die Cholera da ist, und somit durch Aufhebung einer der nothwendigen Bedingungen einer Epidemie, den Ausbruch derselben zu verhüten. In erster Linie kommt es natürlich darauf an, den Grund und Boden unserer Häuser, wozu auch die Zwischendecken unserer Wohnungen gehören, nach Möglichkeit gegen das Eindringen faulender und fäulnißfähiger organischer Stoffe und des Wassers zu schützen, den verunreinigten Boden aber auszutrocknen, damit die an Stelle des Wassers eindringende Luft vermittelst ihres Sauerstoffs die gefährlichen organischen Stoffe zerstören und in unschädliche verwandeln kann.

Dies ist in vielen Städten durch Neugestaltung des Abfuhrwesens, Drainirung und Canalisirung, so wie durch reichliche Wasserversorgung, als erste Bedingung der Reinlichkeit, bekanntlich bereits in bedeutendem Umfange geschehen, und die guten Folgen haben sich nicht nur in allgemeiner Abnahme der Krankheiten und der Sterblichkeit, sondern auch ganz besonders in Bezug auf die Cholera deutlich gezeigt. Wenn die Engländer sich darauf berufen, daß die in Folge der schweren Choleraepidemien von 1848 und 1854 auf John Simons Rath ausgeführten durchgreifenden Verbesserungen in Wasserversorgung und Canalisation die Wirkung gehabt haben, daß die Cholerazeiten von 1865/66 an England sehr gelinde, die von 1872 bis 1874 fast spurlos vorübergingen, trotz des regsten Verkehrs mit dem stark inficirten Continent, so mögen Zweifler dagegen anführen, daß auch ohne solche Vorbauungsmaßregeln viele Theile Deutschlands, die früher stark von Cholera heimgesucht waren und also gewiß keiner Immunität oder Sicherheit vor der Cholera sich erfreuten, von der in anderen Theilen Deutschlands und den Nachbarländern in großer Ausdehnung und Heftigkeit wüthenden Krankheit verschont blieben, und mögen dies als einen jetzt noch nicht erklärlichen Zufall ansehen; — schwieriger wird das Leugnen solchen Zusammenhanges aber gegenüber der Thatsache (der sich andere gleichartige an die Seite stellen lassen), daß die Stadt Danzig, die bis in die neueste Zeit immer ein wahres Choleranest war, so oft die Krankheit in ihre Nähe kam, nach Vollendung der nach englischem Muster ausgeführten Wasserversorgung und Canalisation im Jahre 1873, als die Cholera sich in den Vororten von Danzig (Neufahrwasser, Heubude) mit gewohnter Stärke verbreitete, mit nur 160 Fällen davonkam, während man sonst immer über 1000 gezählt hatte.

Da die Städte wegen ihrer zahlreichen und dichter gedrängten Bewohner, wegen ihres stärkeren Verkehrs die ersten Angriffspunkte der Cholera zu bilden pflegen und dann zu Mittelpunkten werden, von denen aus die Epidemie sich auf die Dorfschaften verbreitet, so sind jene natürlich vorzugsweise zu schützen. Wenn man aber die in den Dörfern sehr gewöhnliche Bodenverunreinigung durch die in unmittelbarster Nähe der Wohnungen, und oft oberhalb derselben befindlichen Dungstätten, sowie die sehr häufigen Verunreinigungen des Trink- und Nutzwassers, das entweder aus Bächen oder aus nahen Flachbrunnen genommen wird, die oberirdisch und unterirdisch dem Einlaufen von Schmutzwasser, Düngerjauche u. dgl. m. preisgegeben sind, also der Choleraentwicklung äußerst günstige Bedingungen, bedenkt, so wird man sich nicht wundern, daß solche Dörfer, wenn sie einmal von der Cholera heimgesucht werden, ganz enorme Krankheits- und Sterblichkeitszahlen aufzuweisen haben. Wenn in Städten eine Choleraſterblichkeit von 4 auf 100 Bewohner, oder 400 auf 10 000, mit Recht Entsetzen erregen kann, so ist dies doch sehr wenig in Vergleich zu den Dörfern, die, z. B. 1859 in Mecklenburg, oft $\frac{1}{4}$ und mehrfach über $\frac{1}{3}$ ihrer Einwohner in der kurzen Zeit von ein paar Wochen hinweggerafft sahen!

Hier hat die staatliche Gesundheitspflege eine große Verantwortlichkeit und eine wichtige Aufgabe, die nicht den Gutsherrschaften und Gemeinden anheimgegeben werden kann, wie allenfalls in den Städten, wenigstens in den größeren, wo intelligentere Einwohnerschaften und Obrigkeiten eher das Nöthige vorkehren werden, wenn ihnen einmal, wie es jetzt der Fall ist, die Möglichkeit und Nützlichkeit sanitärer Verbesserungen gezeigt worden ist.

Die zweite Bedingung oder Hülfsursache der Cholera ist die individuelle Disposition, oder die Empfänglichkeit der einer Ansteckung ausgesetzten Personen. Auch dieser stets beobachtete und von allen Kennern der Cholera voll gewürdigte Umstand, daß von vielen, unter annähernd gleichen Lebensverhältnissen existirenden und in gleicher Weise der Ansteckung ausgesetzten Personen einige leicht, andere schwer, viele andere gar nicht ergriffen werden, ist durch Koch unserm Verständniß erschlossen. Alle guten Beobachter von Choleraepidemien sind darin einig, daß vorzugsweise diejenigen Personen gefährdet sind, deren Verdauung sich nicht in ordnungsmäßigem Zustande befindet, mag dies in ihrem allgemeinen Gesundheitszustande, mag es in gelegentlich erworbenen Verdauungsstörungen begründet sein: von jeher sah man schwächliche, durch Anstrengungen, Entbehrungen, Krankheiten erschöpfte, schlecht genährte oder durch Diätfehler an Verdauungsstörungen leidende Personen vorzugsweise und auch besonders schwer erkranken, während kräftige, gut genährte Personen mit normaler Verdauung, sowie Gemüthsruhige und Kaltblütige auch inmitten der zahlreichsten Cholerakranken ganz verschont blieben, oder höchstens einen leichten Anfall zu bestehen hatten. Koch hat nun gezeigt, daß der Cholerabacillus nur in alkalisch reagirenden Nährsubstanzen regelrecht wächst, durch eine geringe Menge freier Säure aber in seiner Entwicklung auffallend zurückgehalten oder getödtet wird. Da nun im gesunden Magen beständig freie Säure anwesend ist, so werden die verschluckten Cholerabacillen hier getödtet; fehlt es aber an freier Magensäure, was bei Verdauungsstörungen vorkommen kann, oder wird etwa durch rasche Entleerung des Magens der mit Bakterien versetzte Inhalt desselben so rasch in den Darm übergeführt, daß die Säure nicht einwirken konnte, so entwickeln sich die Bacillen in dem alkalisch reagirenden Darminhalt massenhaft, und werden an und in dessen Wänden ihre verderblichen Wirkungen entwickeln.

Wir sehen also durch diese Entdeckung bestätigt und erklärt, daß und warum Personen mit schwacher und gestörter Verdauung sich vor jeder Infectionsmöglichkeit zu hüten haben, kräftige mit gesunder Verdauung aber derselben in der Regel ungestraft trotzen können. Ferner daß und warum man während einer Choleraepidemie, wo erfahrungsgemäß auch gesunde Menschen oft eine gewisse Schwäche der Verdauung spüren, alle Ueberladungen, Excesse und das Genießen schwer verdaulicher Speisen und Getränke, besonders auch die noch gährenden, vermeiden muß: denn jede Verdauungsstörung, die sonst nur unbedeutende Beschwerden verursachen mag, kann in Choleraſzeiten dem Bacillus den Zugang zum Darm öffnen, ihm eine günstige Entwicklungsstätte bereiten und dadurch schwere Krankheit oder gar den Tod nach sich ziehen. Ein Durchfall zur Choleraſzeit ist ein Warnungsruf, daß man schleunigst die Ordnung wieder herstelle: denn sie

Digitized by Google

zeigt an, daß der Darm in geschwächtem Zustande und daher ohne Schutz gegen den eindringenden Feind ist. Nun darf man aber die Sache nicht so verstehen, daß etwa jeder Durchfall zur Zeit einer Choleraepidemie so schnell wie möglich gestopft werden müßte, wozu ja sogenannte Choleratropfen und andere opiumhaltige Mittel dann von allen Seiten empfohlen und förmlich aufgedrängt zu werden pflegen. Es ist vielmehr im Gegentheil wünschenswerth, daß der Darm so schnell und so vollständig wie möglich von seinem krankhaften Inhalte befreit werde, damit den Pilzen das Festsetzen und Wuchern wenigstens erschwert oder vielleicht unmöglich gemacht werde. Ich selbst habe in drei großen Choleraepidemien, an deren Bekämpfung ich sehr regen Antheil genommen, die feste Ueberzeugung gewonnen, daß jeder rechtzeitig in vernünftige Behandlung genommene Durchfall und auch die große Mehrzahl der beginnenden Cholerafälle geheilt werden kann; daß aber fast rettungslos verloren ist, wer im Anfange der Krankheit durch Opium und andere sogenannte Stopfmittel seine Darmbewegungen aufhebt. Jetzt wird Jeder begreifen, was damals oft bezweifelt wurde, daß man die Bacillen nicht im Darm zurückhalten, sondern schleunigst hinausschaffen muß, wofern man sie nicht an Ort und Stelle tödten oder wenigstens zeitweise unschädlich machen kann. Ob wir jetzt bereits Mittel haben, die diesem Zwecke dienen können, wie ich glaube, und wann und wie sie anzuwenden sind, muß natürlich dem Urtheile des Arztes überlassen bleiben, der bei jedem Kranken nicht nur diese Rücksicht auf die Verdauungsorgane und die Bacillen seines Patienten zu nehmen, sondern auch viele andere Punkte zugleich ins Auge zu fassen hat, wie es denn überhaupt bei der Cholera mehr als bei der großen Mehrzahl der Krankheiten nicht nur darauf ankommt, die richtige Methode und die besten Mittel zu kennen, sondern sie auch im richtigen Moment anzuwenden.

Der Cholerabacillus selbst, ohne dessen Uebertragung, Ansiedelung und Vermehrung im Darm kein Fall von Cholera zu Stande kommt, und der für das Entstehen einer Epidemie neben den Hülfsursachen so nothwendig ist, wie der zündende Funke zur Explosion einer Pulvermine, — dieser Bacillus vermehrt sich außerhalb seiner indischen Heimat, sicher in Europa, nur in beschränkter Weise. Die Epidemieen erlöschen in verhältnißmäßig kurzer Zeit, sei es, daß die Nahrung verzehrt, der empfängliche Theil der Bevölkerung durchseucht ist, sei es, daß die Lebenskraft der Pilzindividuen in unserm Klima sich in wenig Generationen erschöpft. Neben den so vergänglichen Formen werden aber wohl, analog wie bei anderen krankheiterzeugenden Pilzen, Dauerformen existiren, welche die Art fortpflanzen und unter günstigen Umständen jene rasche Vermehrung der Bacillen erzeugen, welche die Epidemien verursachen. Von solchen Dauerformen des Cholerapilzes, deren Mitwirkung zur Verbreitung der Krankheit nicht wohl von der Hand gewiesen werden kann, wissen wir bis heute gar nichts, sind also auch nicht im Stande, sie anders zu bekämpfen, als durch Hinwegräumung jener Hülfsursachen, ohne welche die massenhafte Vermehrung der Bacillen und die Epidemien nicht eintreten. Dagegen haben Kochs Entdeckungen über den Bacillus selbst so viel Aufschluß gegeben, daß wir daraus auch Muth und Kraft schöpfen können, um ihn wirksamer zu bekämpfen, als es bisher möglich war.

Die Cholerabacillen sind danach sehr vergängliche Geschöpfe: Eintrocknen tödtet sie in wenig Stunden vollständig, die Anwesenheit freier Säure legt wenigstens ihrer Entwickelung, wenn nicht auch ihrem Leben, schwere Hindernisse in den Weg. Eintrocknen und Ansäuern der pilzhaltigen oder verdächtigen Stoffe — also aller Entleerungen von Cholerakranken und der mit solchen beschmutzten Gegenstände, wie Wäsche, Betten ꝛc. — werden also zuverlässige Desinfectionsmittel sein, besser jedenfalls als die meisten der bisher gebräuchlichen, deren Ruf oft nur darauf beruht, daß die Cholera nicht überall hinkommt, wo man sie fürchtet, und daß die Epidemien in unserm Klima stets nach kurzer Zeit von selbst erlöschen. Die Entwicklung von Chlor- oder Karboldämpfen in der Umgebung der Kranken, sowie das Anräuchern verdächtiger Personen, was augenblicklich in Frankreich, sowie an der italienisch- und spanisch-französischen Grenze den eintretenden Reisenden zu Theil wird, hat auf die etwa im Darm befindlichen Bacillen gewiß, und auf die entleerten und durch den übrigen Darminhalt oder andere Dinge eingehüllten Bacillen schwerlich irgend eine Wirkung. Man wird sich in dieser Beziehung zunächst auf Grund der Beobachtungen Kochs auf Austrocknen oder ausgiebige Behandlung der verdächtigen Stoffe mit Mineralsäuren beschränken müssen.

So vergeblich der Versuch sein würde, die in Menschen, in den Erdboden oder großen Unrathmassen oder in Gewässer eingedrungene Bacillen auf solche Art zu bekämpfen, und so schwer ausführbar und vollkommen unzuverlässig alle Sperr- und Desinfectionsmaßregeln einer einigermaßen ausgebreiteten Epidemie gegenüber sein werden, so zugänglich und angreifbar sind oft die ersten Fälle von Choleraerkrankungen an einem Orte. Es handelt sich dann nur um Aufnahme der Kranken in einem gegen Verunreinigung des Bodens und Wassers gesicherten Lokal nebst Desinfection oder Vernichtung aller Abgänge und aller nicht sicher desinficirbaren Kleider und Gebrauchsgegenstände. Nach allen Erfahrungen brauchen sich Aerzte und Wärter dabei nicht vor Ansteckung zu fürchten, wenn sie nicht durch eine Störung der Verdauungsorgane sich in besonders empfänglichem Zustande befinden. Der Umgang mit den Kranken, ihre Wartung und Pflege, sowie die Behandlung der Leichen ist anerkannter Weise für Gesunde nicht oder sehr wenig gefährlich; aber der Aufenthaltsort der Kranken, die Abtritte ꝛc., welche ihre Ausleerungen aufgenommen haben, und ihre (ziemlich frische und feuchte) Wäsche haben sich stets als sehr gefährlich erwiesen. Auch diese alten Erfahrungen hat Koch bestätigt und aufgeklärt: er fand, daß in der Wäsche von Cholerakranken, die (was wohl immer der Fall sein dürfte) mit Entleerungen beschmutzt war und 24 Stunden feucht gehalten wurde, die Cholerabacillen sich in ganz außerordentlicher Weise vermehrten, und ferner, daß wenn Choleraentleerungen oder Darminhalt von Choleraleichen auf der feucht gehaltenen Oberfläche von Leinwand, Fließpapier und ganz besonders auf der Oberfläche feuchter Erde ausgebreitet werden, daß sich dann nach 24 Stunden regelmäßig die ausgebreitete dünne Schleimschicht vollständig in eine dichte Maße von Cholerabacillen verwandelt hat.

Könnte man von allen Cholerakranken, also auch von denjenigen, welche mit der sogenannten Choleradiarrhoe umhergehen und umherreisen, und dabei die Krankheitskeime ausstreuen, alle Abgänge auffangen und sicher desinficiren, also ihre Bacillen durch Austrocknen, durch Säuren oder andere chemische Mittel tödten, so würde man jede Choleraepidemie vernichten können. Solche Bestrebungen werden zwar vermuthlich immer an dem Leichtsinn und der Unwissenheit der Menschen und den uncontrolirbaren Mannichfaltigkeiten des Verkehrs scheitern, aber dennoch bleibt die Aufgabe bestehen, womöglich in jedem Cholerafall, besonders bei den ersten in einem Orte oder Hause, zu verhindern, daß Choleraausleerungen in die Abtritte, in den Erdboden und andere der Bacillenentwicklung günstige Stoffe gelangen, und ferner die Wäsche und andere verunreinigten Gegenstände alsbald einer zuverlässigen Desinfection zu unterziehen, über deren Ausführung dem Vernehmen nach die deutsche Reichs-Choleracommission alsbald Anweisungen erlassen wird. Dagegen wird man gut thun, von allen sogenannten prophylaktischen oder vorbauenden Desinfectionen abzusehen, weil dadurch keinerlei Nutzen, sondern lediglich der Wahn eines nicht vorhandenen Schutzes geschaffen wird. In dieser Beziehung ist Reinlichkeit in Haus und Hof, wie oben ausgeführt, die einzige Schutzwehr.

Können wir nach allem diesem in Folge unserer besseren Kenntniß der Ursachen und Verbreitungsweise der Cholera ihrem drohenden Nahen mit besserem Muthe als früher entgegensehen, so wird eben die bessere Erkenntniß auch dazu beitragen, das ärztliche Handeln sicherer und erfolgreicher zu machen, als dies bei der früher vorhandenen Unkenntniß und den oft sehr fehlerhaften Vorstellungen über die Ursache und das Wesen der Krankheit möglich war. Schon der Umstand, daß die Aerzte,

Digitized by Google

wenn nicht unbedingtes Vertrauen, so doch Hoffnung an ihre Behandlung knüpfen, und daß solche Hoffnung oder solches Vertrauen den Kranken eingeflößt wird, hat oft, wie ich vielfältig selbst erfahren habe, einen günstigen Einfluß auf den Verlauf der Krankheit. Der Schrecken und das Entsetzen aber, welches diese mörderische Krankheit durch ihr plötzliches, explosionsartiges Auftreten, ihre rasche Ausbreitung und ihren stürmischen Verlauf überall verbreitet, wohin sie ihren Fuß setzt, die werden uns so lange nicht erspart werden, als es nicht gelingt, durch hygienische Verbesserungen ihr den Boden zu entziehen. Und da die zur Abwehr der Cholera nothwendigen Verbesserungen zugleich vielen andern, im Laufe der Zeit noch mehr Opfer fordernden Krankheiten, entgegenwirken, so mögen die scharfen und eindringlichen Mahnungen jenes orientalischen Gastes zugleich die segensreiche Folge haben, durch raschere Ausführung sanitärer Verbesserungen auch die Gebiete jener andern Krankheiten mehr und mehr einzuengen und durch Schutz und Förderung der allgemeinen Gesundheit das Gemeinwohl zu erhöhen.

Literatur und Kunst.

Jean Richepin.

Von F. Groß.

In der neuesten Zeit haben in Frankreich mit Gedichten zwei Autoren im großen Publicum Aufsehen erregt. Man braucht die Titel der beiden poetischen Sammlungen nur zu nennen, um einen Einblick zu gewinnen in die derzeitige Geschmacksrichtung der Franzosen. Der eine Band, der ältere, von Maurice Rollinat verfaßt, führt die Aufschrift: „Die Nervenkrankheiten" (Les névroses); der andere, kürzlich erschienen, hat Jean Richepin zum Verfasser und heißt: „Die Gotteslästerungen" (Les blasphèmes). Rollinat tauchte eines Tages aus dem Dunkel seiner Unbekanntheit plötzlich empor. Sarah Bernhardt im Vereine mit Albert Wolff vom „Figaro" hatte ihn entdeckt. Und wie das in Frankreich heut zu Tage zu gehen pflegt: wenn man einen Künstler, einen Dichter lanciren will, begnügt man sich als findiger Protector keineswegs damit, zu constatiren, der Schützling mache schöne Bilder, Statuen oder Gedichte, sondern man stellt ihn nebenbei als ungewöhnlichen, geheimnißvollen Menschen hin. Rollinat ist Klaviervirtuose, Componist, Sänger, Declamator, kurzum er kann Alles und außerdem auch dichten. Unstreitig steckt ein starkes Talent in ihm. Aber sein Geschmack ist verdorben wie derjenige des Publicums. Das Gesunde, Natürliche erscheint ihm langweilig; er macht die Nervenkrankheit zur zehnten Muse, und dabei unterschiebt er ihr Stoffe, die man selbst in den pathologischen Rahmen nur mit aller Gewalt hineindrängen kann. Ich erinnere daran, wie er die Liebe — eines Stieres zu einer Kuh naturalistisch schildert, jedem Veterinär zu Nutz und Belehrung ... Für blasirte Gaumen ist solche Kost wie gemacht; was Wunder, daß Paris Rollinat einen Tag lang als bedeutenden Dichter acclamirte! Es wäre ungerecht, zu sagen, daß in Paris nicht auch Verständniß vorhanden sei für reine und edle Dichtung. Aber, sieht man von Victor Hugo ab, dessen großer Name den Franzosen von vornherein imponirt, auch wo es sich um ein schwaches Werk handelt, und sie zu einer Art Götzendienst auf die Kniee wirft, so wird man zugeben, daß die vornehmen Poeten langsam, Schritt für Schritt, ihren Boden sich erobern und auf eine verhältnißmäßig kleine Gemeinde beschränkt bleiben. Leconte de Lisle, Sully-Prudhomme, François Coppée illustriren durch ihre Schicksale diese Behauptung zur Genüge. Man darf deshalb mit einigem Mißtrauen einem dichterischen Produkt begegnen, das unmittelbar nach seinem Erscheinen von Paris verschlungen wird und Auflage nach Auflage erlebt. In der That zeigt dieses Mißtrauen sich in der Regel nur zu sehr berechtigt. Wie lange hat Alphonse Daudet gebraucht, um sich seine feste Position zu erschaffen, obzwar gerade seine ersten Schriften — die reizvollen, kleinen, von der Sonne der Provence durchglühten Genrebilder — zu dem Tadellosesten gehören, was er geschaffen! Richepin aber nahm die Feder zur Hand und war sofort berühmt, Anfangs freilich nur in den Studenten-Kaffeehäusern des Quartier latin, aber auch diese Berühmtheit ist nicht leicht zu erlangen. Am linken Seineufer galt er als ein großer Poet, nachdem er seine Vagabundenlieder — die „Chansons des gueux" — veröffentlicht hatte. In diesen Liedern war er so handgreiflich, so ultrarealistisch, daß die Gerichte etliche Stellen beanstandeten, die denn auch in allen weiteren Auflagen weggelassen wurden. In diesem Verbote lag eine Reclame, wie der junge Poet sie sich nicht wirksamer wünschen konnte. Wie weit er in der Realistik geht, mag daraus erhellen, daß Emile Zola (in seinen „Documents littéraires") die Gedichte Richepins für gar zu starken Pfeffer erklärt. „Monsieur Richepin," sagt Zola wörtlich, „fait un effort trop visible pour s'encanailler." Im Verlaufe seiner Kritik setzt Zola auseinander, daß Richepin mit der ungeschminkten Brutalität im Ausdrucke geradezu kokettire ... Die eingeschlagene Richtung erwies sich Richepin als diejenige, die ihn zu Ruhm und Geltung führte, und so sucht er in den „Blasphèmes" sich selbst zu überbieten. „Originell um jeden Preis" ist seine Devise, und wo die Einfälle ihm versagen, tritt — es ist das nicht übertrieben — ein ausgesprochener Größenwahn in Action, Richepin rasselt mit dem Säbel und droht, er allein, er persönlich, werde Gott, Schicksal, Natur u. s. w. züchtigen und vernichten ... Solche Abart von Poesie erfreut sich derzeit in Paris einer unsagbaren Popularität; nicht um Richepins willen, sondern zur Charakteristik von Paris verdienen diese Gedichte, in einem deutschen Blatte gekennzeichnet zu werden ... Richepin ist übrigens weniger eigenartig, als er selber wohl glaubt. Obwohl in seinen Absichten weit abstechend von den „Parnassiens" wie Gautier, Banville und Baudelaire, tritt er in des letzteren Fußstapfen mit der Absicht (frei nach Baudelaires „Fleurs du mal"), das Häßliche zum Angelpunkte der Poesie zu machen. Und während er über die Romantik der „Parnassiens" ironisch lächelt, verirrt er in dem Bestreben, das Höchste an Realistik zu leisten, sich ziellos in Romantik, denn kein der Wirklichkeit entnommenes Bild reicht aus, um seine hyperbolischen Wendungen zu verdeutlichen. Welchem Romantiker steht er nach, wenn er kreischend behauptet, aus seinen Versen werde er spitzige Waffen machen, die Natur — diese Rabenmutter, diese Kupplerin — damit zu erstechen! Der Eindruck, den Richepins Gedichte hervorbringen, läßt sich dahin zusammenfassen, daß man in neun Fällen unter zehn auf die Idee kommt, ein in normalem Zustande hochbegabter Mensch sei vom Veitstanze befallen worden. Die Frage nach Richepins innerer Bedeutung ist rasch zu erledigen: überquellende Fülle von Bildern und Gedanken; eine pompöse Rhetorik, die an Victor Hugo gemahnt; glühendes Temperament; weitblickender Geist einerseits — dagegen andererseits: Mangel an Einfachheit und Natürlichkeit; theatralische Pose; Liebäugeln mit bloßen Aeußerlichkeiten; phänomenale Selbstüberhebung; die Sucht, in jeder Silbe, in jeder Bewegung anders zu sein als die übrigen Menschen; offenkundige Absicht, um jeden Preis Lärm zu machen ... Eine Reihe dieser Fehler aber erscheint den Franzosen gar nicht als solche, ja, gerade das Komödiantenhafte in Richepins literarischer Erscheinung blendet und berückt die Majorität seiner Landsleute. Will man wieder einmal eine Probe davon haben, daß die Franzosen in gewissen Dingen Kinder sind, so braucht man nur den von Adrien Marx signirten Leitartikel des „Figaro" vom 1. Juni d. J. zu lesen; er handelt von Richepin und schildert dessen Schicksale und Persönlichkeit im Stile eines Ammenmärchens ... Daß Richepins Gedichte merkwürdig seien, das wolle noch gar nichts beweisen, aber ganz andere Dinge könne man von ihm erzählen. In früheren Jahren habe er einen spitzigen grauen Hut mit zwei rothen Quasten, dazu Stulpstiefeln und Pumphosen getragen, und damals habe er etwas von Fra

Digitized by Google

Diavolo, Othello und Porthos (aus Dumas' „Drei Musketieren") an sich gehabt. In Médéah in Afrika sei er geboren, seine Familie stamme aus Kurdistan und er gleiche einem Zigeuner. Seine Mußestunden fülle er mit Musik aus, und zwar sei er ein leidenschaftlicher Trommler. Seine Studien absolvirte er glänzend, fürchtete sich aber vor einer philisterhaften Thätigkeit, nahm Reißaus und beschäftigte sich nacheinander als Ringkämpfer in Jahrmarktbuden, als Matrose, als Lastträger, als Chansonettensänger und griff erst dann zur Feder. Er sei sogar — staunt, französische Zeitgenossen! — der englischen Sprache mächtig und habe, Dank dieser „érudition spéciale" „Macbeth" übersetzt. Als vor einiger Zeit der Darsteller des „Nana Sahib" in seiner gleichnamigen Tragödie am Théâtre Porte-Saint-Martin plötzlich erkrankte, übernahm Richepin seine Rolle und führte sie glänzend durch. In jener Vorstellung hätte Rollinat noch die Zwischenacte ausfüllen sollen, und das Gaudium wäre vollkommen gewesen ... Und es gibt Leute, welche glauben, es sei genug Leistung für einen einzelnen Menschen, wenn er gute Gedichte mache, auch ohne vorher Ringkämpfer oder Chansonettensänger gewesen zu sein! ... Aber Richepin erreicht seinen Zweck. „Tout Paris" spricht von ihm, und endlich wird auch das Ausland auf ihn aufmerksam. Wie sehr Alles an Richepin gemacht, gekünstelt ist, geht schon aus dem Titel seines Buches hervor. Derber hätte er seine Tendenz dem Publicum kaum mehr unter die Nase reiben können. „Ich bin ein Gotteslästerer von Profession!" ruft er den Leuten zu. „Nur hereinspaziert, meine Damen und Herren, gleich wird Gott gelästert! Der Band 3 Fr. 50 C.!" Er kann den Marktschreier nicht los werden, das Deckblatt seiner Gedichte nimmt sich wie ein „boniment" zu Gunsten eines Kalbes mit drei Köpfen oder der Dame mit der Tigerhaut aus. Louise Ackermann, die gedankentiefe französische Dichterin, von der ich an dieser Stelle zwei Male gesprochen*), gehört unstreitig zu den Atheisten, aber sie überschreibt ihre Bücher einfach „Poésies" und „Nouvelles Poésies", sie drückt ihren Atheismus in ernster, würdiger Weise aus, aber sie flunkert nicht damit. Richepin begnügt sich nicht, Gott zu leugnen, sondern er verfällt oftmals in bloßes Schimpfen, haut mit Händen und Füßen um sich, und nicht selten erinnert er an die Stimmung der Besucher jenes oberbayerischen Bauernwirthshauses, in welchem eine Tafel angebracht ist mit der Inschrift: „Hier darf nicht vor zehn Uhr Abends gerauft werden." Viele seiner Gedichte, die er mit der Ueberzeugung von sich gibt, etwas nie zuvor Gesagtes zu verkünden, bewegen sich in Wirklichkeit in längst ausgefahrenen Geleisen. In „Tes père et mére" z. B. wirft er sich in die Brust und meint, alle Kindesliebe sei Unsinn, denn Vater und Mutter hätten an das Kind nicht gedacht, als es entstand ... Hätte Richepin seine „érudition spéciale" auch ein wenig auf deutsche Literatur ausgedehnt, so würde er wissen, was Franz Moor (I. Act, 1. Scene) über dasselbe Kapitel sagt. Und er würde auch wissen, daß vor ihm ein gewisser Goethe die Gottheit als Werk des Menschen bezeichnet hat; er würde sich den Zuruf des Prometheus an Zeus vergegenwärtigt haben:

„Ihr nähret kümmerlich
Von Opfersteuern
Und Gebetshauch
Eure Majestät" ...

Aber Richepin versteht kein Deutsch. Er hat allerdings „Macbeth" übersetzt (was Menschenhände im Stande sind!), allein Schiller und Goethe bekümmern ihn nicht. Dafür excellirt er im Pariser Argot. Zola in der oben angeführten Kritik wirft ihm vor, daß er den Gebrauch des Dialekts übertreibe, und Zola ist auf diesem Gebiete doch gewiß nicht zimperlich. Wenn Richepin in einem Gedichte vom „pif" du municipal spricht oder etwas „mastoc" nennt, so wird man selbst manchen Franzosen sagen müssen, daß „pif" eine Nase und „mastoc" etwas Geschmackloses bedeute. Aber auch im rein Französischen schafft Richepin sich Specialitäten. Sein Lieblingsausdruck, der unaufhörlich wiederkehrt, ist „cracher". In diesem Bande wird fortwährend gespuckt. Einmal spuckt der Zufall einen Menschen auf die Erde. Dann spuckt Richepin der Natur ins Gesicht. Ein drittes Mal werden die Ideale angespuckt, und sofort durch 339 Druckseiten. Aber all solcher Auswüchse und Verirrungen ungeachtet spricht aus einzelnen Gedichten eine machtvolle Individualität, die Sprache nimmt einen kühnen Flug, und fast widerwillig fühlen wir uns mitgerissen.

In einem als Einleitung dienenden Sonnet verkündet Richepin: wer sein Buch gekauft habe, um sich zu amüsiren, werde seine Rechnung nicht finden; hier werde herber Wein geboten für starke Köpfe und gesunde Magen ... In einer an Maurice Bouchor, den Verfasser der „Chansons joyeuses", gerichteten Widmung bekennt Richepin sich als Nihilisten. „Ich zweifle," sagt er, „daß viele Leute den Muth haben werden, Glied für Glied die logische Kette dieser Poeme zu verfolgen, um zu den unversöhnlichen Schlußfolgerungen zu gelangen, die ihr selbstverständliches Resultat sind. Wenn ich all die Meinungen überblicke, die ich bedingungslos angreife — Meinungen, die untereinander gegnerisch sein mögen, aber alle einig sind wider mich — so frage ich mich mit Besorgniß, wem meine Aufrichtigkeit nicht unangenehm sein wird." Wirklich greift er nicht etwa blos die Transcendentalisten an, er wendet sich ebenso heftig gegen die Materialisten. Er erkennt nicht nur keine schöpferische Kraft an, sondern auch keine Gesetze, keine von der Wissenschaft ergründete Ordnung. Der blinde Zufall nur waltet, und der Naturforscher weiß ebenso wenig wie der Priester ... Seltsamerweise bemerkt er zum Schlusse der Widmung, dies sei eigentlich eine bittere Ironie, denn er wisse, sein ehemaliger Freund Bouchor theile längst nicht mehr seine hier niedergelegten Anschauungen. Aber daraus macht Richepin sich nicht viel. „Ich werde mich immer mehr und mehr," ruft er, „in die stolze Einsamkeit meiner Gedanken einhüllen." Durch alle seine Gedichte geht eine tiefe Sehnsucht danach, das Räthsel des Menschenlebens zu lösen, in das Weltgeheimniß einzudringen, den Schleier der Maja zu lüften. Die Wissenschaft, behauptet er, biete dazu keinen Weg. Wir seien nicht klüger als vor einer ganzen Reihe von Entdeckungen unserer Gelehrten. Jede Freude und jede Hoffnung sind ihm fremd. Sogar der Frühling widert ihn an, er nennt die Zeit mit ihrem stets wiederkehrenden Wechsel eine „alte Komödiantin ohne Talent". Während er trinkt, denkt er an den Katzenjammer, der ihm bevorsteht. Er beneidet die Blödsinnigen, weil sie die Schalheit der Welt nicht erkennen. Diese ist aus der Verbindung der Null mit dem Nichts hervorgegangen. Wilder, entfesselter Hohn ergießt sich aus seinem Munde über alle Ideale. Die Götter der verschiedenen Religionen führen einen wilden Tanz aus — es sind unheimliche, manchmal groteske Bilder, die an uns vorüberziehen ... Jetzt ertönt eine Weheklage über des Menschen Ohnmacht und Blindheit, dann schreit der Dichter empor zu dem Gott, dessen Existenz die Anderen behaupten: „O stolzes Geheimniß deiner düsteren Schleier! Wer sich Vater nennt, muß es auch sein. Wie kannst du mich bluten lassen in der Finsterniß, wenn du mich geschaffen hast? Wie kannst du mich auf dem Steine knieen lassen, die Arme nach dir ausgestreckt, erstickend vor Schluchzen, ohne daß eine Thräne dein Auge befeuchtet, wenn ich wirklich dein Kind bin? ... Ein Almosen, aus Mitleid! Mein Elend ist so groß. Ich bin nicht schlecht. Sei du gut und beachte mich. Mein armes Herz ist voll Liebe und will dir entgegenschlagen ..." Das Gedicht heißt: „La prière de l'athée" und dürfte von dem Atheisten herrühren, der Gott täglich auf den Knieen dafür dankt, daß er nicht an ihn glaubt. Denn gleich auf jene rührende Klage folgt der Zuruf: „Dein Stolz und dein Ruhm sind Blüthen unserer Träume; ohne uns wärest du nicht." Gott soll dem Dichter ein Lebenszeichen geben; wenn nicht, wird er, Jean Richepin, ihn — ohrfeigen. Solche Pointen, und das Buch wimmelt von ihnen, riechen nach Irrenanstalt. Aber gleich darauf blitzen wieder bedeutende Gedanken auf. Wie packend ist z. B. in Richepins Darstellung der Ahasver, der keine Spur

*) Siehe „Gegenwart" Nr. 48 vom Jahre 1882 und Nr. 3 vom Jahre 1883.

Digitized by Google

von Reue empfindet und von sich sagt: „Ich bin der König der Erde, einer von den unzähligen Proletariern, die niemals schweigen sondern immer in die Welt rufen, daß du nicht bist . . . Erst mit dem letzten Menschen stirbt der letzte Ewige Jude.“ Den Teufel führt Richepin als Freund der Menschheit vor. Er läßt ihn die Enterbten zu sich rufen und ihnen sagen: „Taucht bei mir das Brod der Wahrheit in den Wein der Gotteslästerung.“ Aber vor Richepins Nihilismus besteht selbst Beelzebub nicht. „Wenn ich an Gott glaubte,“ sagt er, „würde ich an den Teufel glauben, aber da ich nicht an Gott glaube, kann ich nicht an den Teufel glauben.“ Der Dichter sieht in einer Vision die vielen Religionskriege, die schon stattgefunden, und alle haben das Motto: „Gott will es!“ Die Götter, in deren Namen Blut vergossen ward, müssen sterben. Der Dichter wird sie tödten. „Der Mensch hat eure Stirne mit dem Heiligenscheine gekrönt; er hat euch Tempel, Scepter und Throne geschenkt; ihr lebt durch unsere Almosen, und da wir die Ursache sind und ihr die Wirkung seid, so können wir euch vernichten, nachdem wir euch gemacht haben.“ Nach diesen Worten stößt der Dichter die Götter ins Chaos, er sieht sie als Verlorene hinabstürzen in den ewigen Schatten. Richepin spricht zumeist von sich und von den Göttern. Sein brausendes, zügelloses Ich erklärt er mit seiner Abstammung von Vorfahren, die aus Kurdistan herbeigekommen. Er fühlt sich als Nomaden, der berufen sei, die Menschheit von allen sie einschüchternden Phrasen zu befreien. Die wilden Völkerschaften haben überhaupt seine uneingeschränkten, heißen Sympathien; er versteigt sich bis zu einer Apologie der Menschenfresserei. In der Abtheilung „Les dernières idoles“ kündigt er der Vernunft jede Gefolgschaft auf. Er wirft ihr vor, daß sie den Menschen zwar vor dem Thiere auszeichne, aber ihn doch nicht glücklich machen könne. Er will Ruhe haben, Ruhe auch vor den Qualen des Gedankens, und darum nimmt er sich vor, die Vernunft zu beseitigen, wie er die Götter beseitigt hat. Auch ihr droht er mit Prügel („Je vais te dévêtir de ta royale jupe — Pour te fouailler à pleine peau“), und man muß sich im Interesse der arg gefährdeten Vernunft damit trösten, daß Richepin hoffentlich nicht immer sein Wort hält und daß die Leute, die er bisher umgebracht hat, alle noch am Leben sind. Großartige Töne findet Richepin in der Anklage wider die Natur, daß sie das Thier liebevoller bedacht habe als den hülflos geborenen Menschen; freilich stört auch hier wieder die unerträgliche Drohung, er werde die Natur züchtigen. Aber man vergißt diese Marotte um der mächtigen Klänge willen, welche Richepin ertönen läßt. Die Natur, sagt er, setze ihre Kinder nur in die Welt, um sie dem Tode zu weihen. Sie sei eine schreckliche Todtengräberin. Der Mensch wisse wohl, warum er bei der Geburt schreie und weine — „on ne peut trop gémir du malheur d'être né“. Wer sie je eine Mutter genannt, der habe gelogen. Nach der Natur verhöhnt Richepin den Fortschritt, der für ihn ebenfalls nicht besteht. Wer an den Fortschritt glaube, der glaube, ohne es zu wissen, auch an Gott. Der Zufall nur lenke Alles. Dieses Thema variirt der Dichter unermüdlich. Zum Schlusse wendet er sich an den neuen Christus. Daß dieser kommen werde, sei über jeden Zweifel erhaben; er werde kommen, wenn die müde, haltlos umherirrende Menschheit wieder nach einem Heiland, nach einem Halt begehren werde. Der Dichter sagt dem zukünftigen Messias schon im Voraus, daß er auch an ihn nicht glaubt. Er, Richepin — es ist nur etwas unklar, wie er sich das denkt — wird dann der einzige Ungläubige sein. Diese an und für sich allerdings seltsame Voraussagung kleidet der Dichter in gewaltige Accorde. Ich lasse ihm das Wort, um zugleich ein Muster seiner Verse zu bieten:

„Dans ton triomphe tu n'entendras que mon cri;
Et, malgré le troupeau des blondes Madeleines
T'enveloppant de leurs cheveux, de leurs haleines,
Tu sentiras perler à ton front pâlissant
Les horribles rubis de la sueur de sang.
Oui, oui, tu souffriras tout ce qu'a souffert l'Autre!
Et c'est pourquoi dans mon blasphème je me vautre
Comme un lion s'étend sur sa proie et la mord.
Avant que tu sois né, te condamnant à mort,
Loin de la redouter j'appelle ta venue;
Car je te vois déjà, les regards dans la nue,
Y cherchant vainement ton rêve en vain rêvé
Que mon blasphème aura par avance crevé;
Car j'ai tout préparé pour que l'ancien supplice
Avec tous ses détails contre toi s'accomplisse;
Car j'ai forgé les clous, emmanché le marteau,
En haut du bois infâme accroché l'écriteau;
Car j'ai fourbi le fer de lance qui te navre:
Car j'ai dressé la croix où pendra ton cadavre;
Car c'est pour t'y clouer que je t'ouvre mes bras! — —
Et maintenant tu peux venir, toi qui viendras.“

Nach dem Wenigen, was ich hier mitgetheilt habe, mag jeder Leser sich ein Urtheil bilden über den Dichter, dessen Name jetzt in Frankreich von Munde zu Munde geht. Es wäre traurig um die Franzosen bestellt, wenn Richepin sich als einer ihrer Lieblingspoeten einbürgern würde; glücklicherweise gibt es in der Literatur wie in der Toilette vorübergehende Moden. Keine Dame trägt heute eine Krinoline. Es wird der Tag kommen, an welchem die Mode über die Auswüchse der französischen Literatur zur Tagesordnung übergegangen sein wird: über die „Nervenkrankheiten“ Rollinats wie über die „Gotteslästerungen“ Richepins. Dem Unparteiischen erübrigt nur, zu bedauern, daß eine ungewöhnliche Begabung sich so haltlos und ziellos verirren kann um eines momentanen Erfolges willen, den die Franzosen eines Morgens vergessen haben werden. Leuten wie Richepin ergeht es umgekehrt wie Lord Byron: sie erwachen einmal und sind plötzlich nicht mehr berühmt.

Friedrich der Große in französischen Liedern.

Von Ludwig Geiger.

Die Art und Weise, wie Friedrich in der deutschen Literatur, wie er speciell in den preußischen und den östreichischen Volksliedern geschildert wurde, ist in neuerer Zeit mehrfach Gegenstand eingehender Behandlung gewesen. Weniger bekannt ist die Art, wie er in der französischen Literatur und besonders in dem französischen Volkslied dargestellt wird. Die folgenden Zeilen wollen auf Grund eines neuen Werkes*) einige Mittheilungen darüber machen.

*) Chansonnier historique du XVIII. siècle. Recueil de chansons, vaudevilles, sonnets, épigrammes, épitaphes et autres vers satiriques et historiques. Formé avec la collection de Clairambault, de Maurepas et autres manuscrits inédits. Publié avec introduction, commentaire, notes et index par Emile Raunié. Paris, A. Quantin. Bisher erschienen 8 Bände. Sie umfassen die Zeit vom Anfange des Jahrhunderts bis 1774, bis zum Tode Ludwigs XV. (Der 9. Band, die Zeit von 1774 bis 1780 enthaltend, wurde ausgegeben, nachdem dieser Aufsatz bereits der Redaction übersendet war.) Hauptzweck dieser Zeilen ist, auf diese bedeutsame und, soweit ich sehe, in Deutschland sehr wenig beachtete Sammlung hinzuweisen. Sie bezweckt nicht, eine vollständige Sammlung der historischen Volkslieder zu sein, legt vielmehr eine berühmte handschriftliche Sammlung zu Grunde und beschränkt sich auf die Mittheilung ungedruckten Materials. Die Fülle des Dargebotenen ist erstaunlich: politische und Literaturgeschichte erhalten ihren Antheil. Theatergeschichtchen werden ebensowohl besprochen, wie die großen Weltvorgänge; Pariser Skandalgeschichten und Ereignisse der Literatur erfahren eine neue Beleuchtung. Die Einleitungen und Anmerkungen des Herausgebers sind kurz, sachlich, ohne Aufdringlichkeit, sie erklären schlicht und einfach das, was wirklich der Erklärung bedarf. Die Ausstattung des Werkes ist vorzüglich. Jeder Band enthält einige meisterhafte Radirungen von Männern und Frauen, die in jener Zeit eine Rolle spielen und von den Liederdichtern bald gut bald übel tractirt werden.

Digitized by Google

Daß Friedrich die französische Sprache liebte und in seinen Gesprächen und Schriften bevorzugte, war den Franzosen wohl bekannt. Aber an derartige Benutzung waren sie zu sehr gewöhnt, um sonderlichen Werth darauf zu legen; sie nahmen dieselbe vielmehr als schuldigen Tribut hin. Nicht von Friedrich dem Schriftsteller sprechen diese Lieder, sondern von Friedrich, dem Regenten und Krieger.

Seine Thronbesteigung gilt als ein wichtiges Ereigniß. Man kennt die schöne Ode Voltaires an Friedrich (1740), in der er als Fürst des Friedens und der Aufklärung willkommen geheißen wird: „Soldaten haben allein die Kriege verherrlicht, Höflinge und Wollüstlinge das Vergnügen gepriesen, sie haben die Wahrheit verachtet, Wissenschaft und Kunst verspottet, das Talent verhöhnt; du aber regiere und kläre auf, belohne das Verdienst und befördere die Tugend."

Le Salomon du Nord apporte la lumière;
Barbare, ouvre les yeux.

Zu solch hohem Tone versteigen sich die Volkslieder nicht. Eins behandelt die Frage, wer dem Kaiser Karl VI. (gest. 19. Oct. 1740) folgen werde. (La succession de l'empereur, Chans. hist. VI, 286 ff.) Der Kurfürst von Bayern und der Herzog von Toscana machen Ansprüche. „Der König von Preußen schmeichelt sich mit der Gunst des Reichstags, er glaubt schon Herrscher am Rhein zu sein und jubelt über seinen Fang. In seiner Politik folgt er den Rathschlägen Voltaires und Maupertuis', hat er ja doch den Schein des Gelehrten wie sie und ist Katholik wie sie." Aber der Franzose kümmert sich im Grunde wenig um den Nachfolger des Kaisers; mag es werden, wer will; wenn nur Frankreich seinen Ludwig behält und den Segen seiner Herrschaft.

Ein Dichter des Jahres 1741 beschäftigt sich mit dem „europäischen Chaos". Er sieht in Frankreich und in den übrigen Ländern Europas lauter Verwirrung. Er bezeichnet Männer und Frauen, die er erwähnt, mit Namen, die er aus der Antike entlehnt hat. Jedem gönnt er nur eine kurze Erwähnung; von Friedrich sagt er: „Prusias (der Name des tapfern Königs von Bithynien ist gewählt wegen seines Anklingens an Prusse), indem er seine Truppen heimlich marschiren läßt, glaubt Schlachten zu gewinnen."

Die Schlachten wurden aber wirklich gewonnen. Und Frankreich hatte damals ein Interesse daran, daß der Sieg auf preußischer Seite blieb, denn es war mit Preußen verbündet. Aber das Bündniß dauerte nicht lange. Friedrich näherte sich England, schloß seinen Frieden mit Maria Theresia und ließ die Franzosen, die nicht ausschließlich seinetwegen gekommen waren, in Böhmen zurück. Es gibt über diesen Feldzug ein Lied: Chanson des grenadiers du régiment de Lyonnais (Chans. hist. VI, 322—326). Es ist ein frisches Soldatenlied mit dem Refrain: Chacun a son tour, luron lurette. Es schildert die muthige Stimmung der Krieger, die Tapferkeit und das Ansehen der Heerführer, die Aufgabe des Heeres, das Kaiserthum zu beschützen. Der Dichter freut sich des Beistandes Hollands und erträgt gleichmüthig den Abfall Preußens. „Der König von Preußen meint wohl daran gethan zu haben, mit Oestreich Frieden zu schließen, er hat uns den Rücken gekehrt, um Schlesien zu erhalten; verspreche er sich nicht zu viel davon, denn er wird nicht lange drin bleiben."

Der Sänger war ein schlechter Prophet; auch die folgenden schlesischen Kriege vermochten nicht, Friedrich aus seinem neugewonnenen Besitze zu drängen. Die Kämpfe der Franzosen gegen Oestreich erregten in Frankreich keinen sonderlichen Enthusiasmus. Es gibt ein Gedicht aus dem Jahre 1744 (Entrée en Campagne, vol. VII, S. 45), in welchem der Sänger hofft, daß der Zug nicht nach Prag gehe: „Maria Theresia hat Krone und Diamanten verpfändet; wo es aber nichts mehr zu holen gibt, da mag ich und mein König nicht sein"; er schlägt seinen Landsleuten vor, lieber nach Hannover zu gehen, um dort, wo Alles im Ueberfluß vorhanden sei, ihre Säcke zu füllen. — In einem andern (Les ennuis de la Reine de Hongrie, S. 47 ff.) wird Maria Theresia sehr gehöhnt. Sie sei die Stolze, die Friedensstörerin, aber es gehe ihr schlecht nach Gebühr. „Sie leben," so redet der Sänger die Kaiserin an, „recht knauserig, seitdem unser Vetter Friedrich (notre cousin Frédéric) ganz Schlesien in seine Jagdtasche gesteckt hat."

Die Jahre 1745 bis 1757 sind, in unserer Sammlung wenigstens, ohne Erwähnung Friedrichs. Seltsam genug, denn die Aufmerksamkeit der Welt und Frankreichs insbesondere war in der Zwischenzeit nicht selten auf den „Salomon des Nordens" gerichtet. Der Verkehr französischer Schriftsteller mit dem Berliner Hofe und der Berliner Akademie war ein äußerst reger: Maupertuis hatte seit Jahren dort seinen Wohnsitz aufgeschlagen, und Voltaire beeiferte sich, ihm zu folgen. Aber nicht einmal von diesen das französische Nationalgefühl arg verletzenden Vorgängen ist die Rede; weder von den Lächerlichkeiten, die Maupertuis, noch von den Schlechtigkeiten, die Voltaire beging, wird gesprochen. Nur einmal heißt es in einem Tableau de Paris (VII, 109 ff.) aus dem Jahre 1748, in welchem der Verfasser die Runde bei allen Berühmtheiten macht, auch Voltaire sei nicht da, „der Eine sagt, er sei nach Preußen gegangen, der Andere, er sei nach Rußland geflüchtet".

Mochten die französischen Literaten nach wie vor Preußens König begrüßen, Frankreichs Politiker zogen sich vor ihm zurück. Der siebenjährige Krieg begann. Die Franzosen standen auf Seite der Gegner Friedrichs. Aber man sieht deutlich: der Haß gilt zuerst weit mehr dem mit Friedrich verbündeten England als Preußen selbst. In einem aus dem ersten Jahre des Krieges 1756 stammenden Liede (L'armée de Hanovre, VII, 281 fg.) heißt es: „Oeffne Deine Augen, allzu wildes England, und mache das Uebel gut, das Du der Erde bereitet. Friedrich, der von Tugenden, Talenten und Künsten Umgebene, der Günstling der Minerva, des Apollo und Mars, wäre der Gott des baltischen Meeres gewesen, wenn er, zufrieden mit den kriegerischen und friedlichen Lorbeeren, die er erntete, nicht den Norden verwüstet hätte, der ihn anbetete. Die Muse der Spree wird, wenn sie seine Geschichte aufzeichnet, seufzen an dem Orte, wo der Glanz seines Ruhmes sich verfinsterte durch den verhängnißvollen Vertrag, der seine Tugenden mit Deiner Wildheit verband." (Es ist der Neutralitätsvertrag zu Westminster zwischen England und Preußen gemeint vom 16. Januar 1756.)

Der Krieg begann. Die französischen Truppen in Westdeutschland hatten den Sieg bei Hastenbeck davon getragen (26. Juli 1757) über den Herzog von Cumberland; trotz des Sieges war der Heerführer, der Marschall d'Estrées, durch den lüderlichen Genossen Königs Ludwig, den Herzog von Richelieu, ersetzt werden. Ein Volkslied (Les deux généraux) stellt beide einander gegenüber:

A Cythère l'un le (nämlich der König) sert,
Et l'autre sur le Veser.

„Man bemerkt beide Krieger in einem schönen Felde voll Lorbeeren, der Eine wußte sie zu erwerben, der Andere sie fortzunehmen."

Am 5. Nov. 1757 wurde die Schlacht von Roßbach geschlagen. Die Franzosen, die ohne sonderliche Lust in den Krieg gezogen waren, gönnten ihren Truppen die Niederlage. Es gibt französische Lieder, die geradezu den feindlichen Sieger verherrlichen.

Eins, das mir vorliegt — es befindet sich nicht in der Rauniéschen Sammlung — trägt den Namen Voltaires „Ode über den gegenwärtigen Krieg" 1758. Der Dichter schildert, wie Ehrgeiz und Eifersucht sich rüsten, wie die furchtbare Bellona ihr Haupt erhebe. Drei mächtige Feinde vereinigen sich gegen den König; er aber sei ruhig, wisse von keiner Furcht und beschäftige sich nur mit dem Glücke seiner Unterthanen. Mit einem Blicke besiege er seine Feinde, der französische Stolz werde vernichtet,

Français, ta valeur si vantée,
Devant le Prussien est glacée,
Tout disparaît jusqu'à l'honneur.

Digitized by Google

Oestreich werde vernichtet, der wilde Moskowite könne nicht widerstehn, „die herrlichen Ereignisse, welche das Alterthum feierte, werden in den Augen der Nachwelt nur falsche Märchen sein". Aber nun sei des Krieges genug; der König möge an seine Ruhe denken. „Ergreife die Leier des Horaz, sei Apollo auf dem Parnaß, wie Du Mars im Kriege warst."

Das Jahr 1758 ist sehr reich an französischen Dichtungen, die den Krieg betreffen; die Berliner königliche Bibliothek verwahrt eine Anzahl derselben. In den Chansons sur la retraite de l'armée française ist eins witzig und scharf. Die Heerführer werden aufgezählt und ihre Niederlagen besprochen. Die Franzosen jammern: „Wir wollen fort, die Luft bei den Deutschen ist uns zu schädlich." Aber sie nehmen alsbald wieder einen hohen Ton an: „Hätten wir nur keine Feinde, wir wären alle wahre Alexander."

Holländische und französische Offiziere ergreifen das Wort. Möglicherweise freilich sind es Deutsche, die solche Titel wählen, um sich darunter zu verbergen. Es gibt ein Poëme d'un officier hollandais à sa majesté le roi de Prusse 1758, in welchem der Sänger den König als Kriegshelden preist, aber doch nicht unterlassen will, ihn an seine wichtigeren Friedensaufgaben zu erinnern. Merkwürdiger sind die Vers par un officier français prisonnier de sa majesté le roi de Prusse Berlin 1758. Der Dichter gibt vor, gefangen zu sein; er dichtet von Leipzig aus seine Geliebte an, er preist besonders den Prinzen Heinrich, den er seinem angestammten König Ludwig bei weitem vorzieht, er sehnt sich nach Freiheit, rühmt aber doch den Herrscher, der ihm die Freiheit geraubt, nennt ihn „den stolzen und gelehrten Nebenbuhler des ersten der Cäsaren" und wendet sich gegen manche Angreifer des Königs. Höchst eigenthümlich ist es nun, wie dieser angebliche oder wirkliche Franzose literarische Kritik gegen Deutsche übt. Er, der Franzose, müßte doch die Nachahmer der Franzosen anerkennen; statt dessen tritt er energisch gegen Gottsched, den geschworenen Franzosenfreund auf. Dessen vers tudesques werden als sehr schlimm bezeichnet. Er will sich diesen literarischen Bundesgenossen und Nebenbuhler nicht gefallen lassen, sondern ruft aus: „Mag Gottsched sich auch noch so sehr anstrengen, seine poetische Ader erhitzen und seine alte Melpomene nach Gefallen heulen lassen; niemals wird sie den unsterblichen Klängen der Musen der Seine gleichkommen."

Ein solch absprechendes Urtheil mußte die Deutschen erbittern. Gottscheds und der Deutschen Vertheidigung wurde von zwei Dichtern übernommen. Beide sind sie gewiß Deutsche, wenn sie auch französisch schreiben; der Eine nennt sich Mathanasius der Jüngere; der Andere bezeichnet sich als einen officier du regiment de Picardie. Der Letztere geht mit dem Verächter deutscher Dichtkunst scharf ins Gericht: „Lernen Sie, mein Herr, daß Frankreich nicht das einzige Land ist, wo man denkt; daß es noch andere Staaten gibt, in denen man sich der Wissenschaften, des Geists und Geschmacks rühmt und wo man besonderen Werth legt auf wahres Verdienst und wahre Tugend ohne Einbildung und Ueberhebung."

Zeigt sich hier neben dem politischen der literarische Kampf, so tritt in einem auch sonst bemerkenswerthen Epos, als dessen Verfasser de Sauvigny genannt ist, „La Prussiade, poëme en quatre chants" Frankfurt 1758, das religiöse Element hervor. In dem kleinen Epos herrscht nämlich die Absicht vor, den Sachsen-Friedrich als Protestanten angenehm zu machen, den ganzen Krieg vorwiegend als einen religiösen erscheinen zu lassen. Gleich am Anfange des Gedichts wird Friedrich als Führer der Calviniſten bezeichnet, deren Erwartungen er erfüllt. Calvin — denn er wird seltsamerweise als der religiöse Rathgeber Friedrichs hingestellt — erscheint dem König mehrmals, zuerst um ihn zum Kriege zu ermuntern, sodann um ihn zur Beendigung des Kampfes aufzufordern. Das Gedicht aber endet mit den Worten:

Ainsi le protestant si jaloux de lui plaire
En lui vit un vengeur et le Saxon un père.

Doch kehren wir zu unserer Sammlung zurück. Unter dem Titel „Les Soubisades" enthält sie (VII, 287 ff.) eine Reihe heftiger Spottgedichte gegen Soubise. Ich hebe einige hervor.

„Zu Friedrich, der sich mitten in der Schlacht befindet, kommt einer mit dem Rufe: Wir haben gefangen ..." „„Wen denn?"" fragt der König. „Den General Soubise." „„O weh, man entlasse ihn sogleich. Ich weiß die Bedeutung dieses Manns zu schätzen; in meinem Lager ist er mir unangenehm, unschätzbar aber an der Spitze der Feinde.""

Soubise selbst wird vorgeführt, eine Laterne in der Hand. „Ich kann noch so sehr suchen; wo ist denn mein Heer? Gestern war es doch noch hier; hat man mir es fortgenommen, oder habe ich mich verlaufen? Gott sei Dank, da finde ich es endlich; wie bin ich so glücklich! Aber, nein! es ist ja das feindliche Heer!"

Man fingirt, der geschlagene Feldherr kehre nach Paris zurück. Er wird vom Volkswitze höhnisch empfangen. „Nach seinen großen Thaten kann er sich ein Schloß bauen ohne Kosten; sein Weib liefert ihm das Holz und Jeder wirft ihm einen Stein."

Ein Erfolg, den die französische Armee davon getragen, wird Soubise zugeschrieben, während er dem General-Lieutenant de Chevert gebühre. Ein Dialog zwischen Joli-Coeur und La Ramée beschäftigt sich mit diesem Ereignisse (La victoire de Soubise, S. 298 ff.) und der eine Unterredner bemerkt am Schlusse als Augenzeuge: „Glaube mir nur, als Chevert den Sieg davon trug, war Soubise nicht weit."

Fast noch schlimmer als Soubise wurde ein anderer französischer Heerführer im siebenjährigen Kriege, der Graf von Clermont in Liedern behandelt (VII, 293 ff. 299 ff.). Friedrich hatte ihn, der Abbé war, „General der Benedictiner" genannt; diese Bezeichnung behielt der unglückliche Feldherr bei. Die Dichter fragen, was er denn eigentlich sei. Der Eine antwortet: „Halb Geistlicher, halb Krieger, zum einen ebenso wenig geschaffen, wie zum andern; er schlägt sich wie ein Apostel und dient seinem Gott, wie er sich schlägt." Der Andere bemerkt: „Ein Geistlicher kann's nicht sein, denn die Kirche will ihn nicht; ein General noch weniger, denn Mars mißhandelt ihn; ein Akademiker gewiß nicht, denn er thut den Mund nicht auf. Was ist er denn? Ach recht wenig. Man schrieb ihm den Werth eines Riesen zu, aber zum Unglück ist es nur ein kleines Prinzchen, dessen Nichts der hohe Titel verklären soll." Ein Dichter läßt ihn sein Kriegslied anstimmen: „Ich kam, schwur, wetterte, trank mir einen Rausch an"

J'ai fait le diable à quatre
Je me suis laissé battre.

Clermont wurde in der Schlacht von Crefeld geschlagen (23. Juni 1758). Ein Franzose, der in der Schlacht verwundet worden, der Graf von Lauraguais, dichtete ein Abschiedslied an den Krieg (Adieux à la guerre, S. 295 ff.), er habe genug vom Kriegsruhm, er wolle Mars mit Amor vertauschen, sein Blut sei über seine Lorbeeren geronnen; ich habe einen Sieg wieder verlieren und den Grafen von Gisors (den Sohn des Marschalls von Belle-Isle) fallen sehen."

Die Stimmung des Verfassers des letzterwähnten Liedes „Ich will nur jagen, lachen, singen und trinken" wurde von gar Manchem getheilt. Trotzdem wurde der Friede zwischen Preußen und Frankreich nicht geschlossen, im Gegentheil ein neuer Vertrag zwischen Oestreich und Frankreich zu Stande gebracht (Versailles, December 1758). Es gibt über denselben ein furchtbares Lied (Résultats du traité de Versailles, S. 301 fg.). Der Dichter beklagt den neuen Vertrag, durch welchen die theuersten Interessen des Landes verletzt würden. „Unsere Schätze, unser Blut werden umsonst vergeudet, die Völkerrechte verwirrt, das Reich beklagt seine verrathene Freiheit; Europa vereinigt sich ohne Ziel, ohne Erfolg, ohne Ehre gegen Brandenburg. Die Franzosen sind Allen ein Schrecken von der Elbe bis zum Rhein, unsere Nebenbuhler triumphiren, unser Ruhm ist vernichtet, unsere Städte ohne Schutz, unsere Häfen zerstört, der Credit erschöpft, die Völker belastet; das sind die würdigen Resultate Eurer weisen Rathschläge. O, Bernis, ist der Tod von 300,000 Mann nicht genug der Opfer? Ist die Verachtung,

Digitized by Google

die ein König deinen kleinen Reimereien bezeigt, nicht genug gerächt?"

Bernis, der in der letzten Stelle erwähnt ist, wird mit Unrecht Hauptanstifter des Versailler Vertrags genannt, denn gerade er wirkte gegen denselben und wurde deshalb durch den Herzog von Choiseul ersetzt. Gegen Bernis aber hatte sich der Spott Friedrichs manchmal gekehrt, und gerade unsere Stelle spielt auf ein Wort an, das Friedrich in einer Epistel an den Grafen Gotter gebraucht hatte:

> Je n'ai pas tout dépeint, la matière est immense
> Et je laisse à Bernis la stérile abondance.

Trotz des Vertrags, der die Franzosen zur Fortsetzung des Krieges nöthigte, erschallt der Zuruf (Conseils aux Français, VII, 302 fg.) vom Kriege abzustehn. Die Franzosen werden an ihre Niederlagen erinnert. An Roßbach, „den Gipfel ihrer Schande, wo sie mit Windeseile geflohen seien vor dem Beginn des Kampfes", an Crefeld, wo die Tapferkeit der Truppen gegen die Unfähigkeit der Führer nichts vermocht hätte. „Steht ab vom Kampfe," so ruft der verzweifelte Dichter, „Eure Anstrengungen sind überflüssig. Euer Ruhm ist dahin, Euer Reich ist zu Ende."

Eine neue Niederlage schien diesen traurigen Prophezeiungen Recht zu geben. Contades war im Oberbefehl dem Prinzen von Soubise gefolgt und hatte die Schlacht bei Minden verloren (1. August 1759). Ein Ungenannter schreibt eine Epistel an die Pompadour (VII, 317), von der man sagte, daß sie die Befehlshaberstellen nach Gutdünken vertheilte, mit der Bitte, ihm doch auch einen militärischen Posten zu geben; er verspreche ohne Ueberhebung Soubise und Contades zu gleichen.

Contades war durch Broglie ersetzt, Soubise aufs Neue nach Deutschland geschickt worden. Die beiden Letztgenannten hatten sich vereinigt und waren zusammen im Treffen von Fillinghausen (16. Juli 1761) geschlagen worden; nun erduldeten sie gemeinschaftlich Spott und Hohn. In einem Gedichte auf Beide (VII, 331 ff.) heißt es: „Soubise ist 45 Jahre, Broglie ungefähr ebenso alt, darin ähneln sie sich; der Eine versteht den Feind zu schlagen, der Andere nur zu fliehn, dadurch unterscheiden sie sich. Der Eine ist beschränkt und halsstarrig, der Andere dumm und hochmüthig, das ist ihre Aehnlichkeit; Broglie ist ein Hanswurst, Soubise hat einen schönen Namen, das ist der Unterschied."

Auch Broglies Tage waren gezählt; an seine Stelle kam Marschall d'Estrées. Ein Lied, das seinen Einzug in Deutschland beschreiben soll (VII, 342 ff.) lautet resignirt genug: „Ich marschire wie ein Marschall, durchaus nicht wie ein General. Wenn wir einen Vortheil erlangen, so hat Soubise alle Ehre davon. Ich trete ihm gern mein Anrecht ab, denn ich habe keinen Antheil am Siege."

Das eben erwähnte Gedicht ist aus dem J. 1762; im folgenden Jahre wurde der Hubertusburger Friede geschlossen, der den siebenjährigen Krieg beendete. Merkwürdigerweise bezieht sich kein Gedicht unserer Sammlung auf diesen Frieden, obwohl er doch für Frankreich bedeutsam genug war. Und überhaupt hören nun die Erwähnungen Friedrichs auf. Nur einmal noch wird sein Name genannt. Das geschieht in einem seltsamen Gedichte: Noëls pour l'année 1771 (VIII, S. 231—238). Dort wird die Wanderung des Jesusknaben durch Europa beschrieben. Die Unterhaltung, die Friedrich mit ihm führt, ist zu cynisch, um hier wiedergegeben zu werden, sie ist nicht etwa irreligiös, sondern bezieht sich auf geschlechtliche Laster, welche die Franzosen Friedrich Schuld geben. Ferner heißt es: „Friedrich präsentirt dem Jesusknaben die Könige von Schweden und England, dann aber bringt er den Knaben in seine Gewalt, führt ihn unter Trommelschlag fort und behandelt ihn auf Soldatenart. Die übrigen Fürsten, da sie sehen, daß dies kein Spaß ist, thun den Preußenkönig in Acht und Bann; aber Friedrich, stolz und eigenmächtig, geht mit Jesus seines Wegs und ruft ihnen verächtliche Worte zu."

Soll das ganze Gedicht nicht blos ein thörichtes Spiel sein, so zeigt es die gefürchtete Stellung, die man Friedrich zuschrieb: er galt auch den Franzosen als Schiedsrichter Europas. Schade, daß unsere Sammlung nicht auch das Jahrzehnt von Friedrichs Tod umfaßt; wir würden dann gewiß manch ihm gewidmetes Wort lesen können. Um aber diese Skizze nicht in der Mitte abzubrechen, sei ein Wort über den Tod Friedrich des Großen aus einer französischen Quelle angeführt. Grimm erwähnt des Ereignisses October 1786 (neue Ausgabe Band XIV, 449). Er gibt keinen langen Artikel darüber, sondern nur eine schlichte und wirkungsvolle Aufzeichnung: Epitaphe du roi de Prusse: Hic cinis, nomen ubique.

Flußnamen.

Von Rudolf Kleinpaul.

I.

Unter den Aufschneidereien, mit denen der abenteuerliche Simplicissimus bei seiner zweiten Wallfahrt nach Einsiedeln seine Beherberger tractirt, ihnen, wie er sich ausdrückt, die Ohren damit zu krauen, ist auch die — er habe auf seinen weiten Reisen alle namhaften Flüsse in der Welt gesehen, als Rhein und Donau in Deutschland, die Elbe in Sachsen, die Moldau in Böhmen, den Inn in Baiern, die Wolga in Reußen, die Tems in Engelland; davon und von andern seltsamen und wunderbarlichen Wassern, Brunnen, Seen, Sümpfen und Lachen wußte er nicht allein daherzulügen, sondern er hatte alles selbst mit seinen eignen Augen gesehen; wenn er aber verständige Leute vor sich hatte, so hiebe er nicht soweit über die Schnur. Er gibt gerne zu, daß dies lauter Aufschneidereien und Storgen gewesen seien; aber, o ehrlicher Simplici, von den irdischen Gewässern weißt Du ja in der That ein Mehreres zu erzählen. Sintemal Du unlängst in dem Mummelsee gewesen und zum Centrum Terrae hinabgefahren bist; sintemal Du zugesehen hast, wie die Wasser von den Wassermännlein oder Sylphen (welche Du mit den Undinen verwechselst) aus dem Abyssо des Oceani in alle Quellen des Erdbodens getrieben werden, wovon alsdann alle Brunnen in der ganzen Welt fließen und die große und kleine Wasserflüß entstehen. Ueber den Kreislauf des Wassers hast Du Dich damals vom Prinzen über den Mummelsee ausführlich berichten lassen und auch den Grund der Verschiedenheit, so die einzelnen Flüsse untereinander aufweisen, erkundet. „Weil ich verstehe," meintest Du zu dem Fürstlein, „daß euer Geschlecht durch solche See alle Quellen und Flüß auf dem ganzen Erdboden mit Wasser versihet, so werdet ihr auch Bericht geben können, warum sich die Wasser nit alle gleich befinden, beides an Geruch, Geschmack und der Kraft und Würkung, da sie doch ihre Wiederkehrung, wie ich verstanden, ursprünglich alle aus dem Abgrund des großen Oceani hernehmen, darein sich alle Wasser wiederum ergießen."

Hätten wir nun, anstatt des Simplicissimus, von den Sylphen den grünen, leuchtenden Stein empfangen, mit dessen Hülfe man sich im Wasser hinunterläßt, so würden wir uns vielleicht auch darüber Auskunft erbeten haben, warum nit alle Flüsse und Ströme gleich genennet werden. Wie kommt es denn, hätten wir gefragt, daß das Wasser bald Rhein, bald Donau, bald Elbe, bald Wolga heißt, da es doch immer dasselbe Wasser ist und aus einem und demselben allgemeinen Brunnen aufsteigt? Beruht diese Mannichfaltigkeit der Flußnamen etwa darauf, daß sich die Wasser nit alle gleich befinden, beides an Geruch, Geschmack und der Kraft und Würkung? — Wolten wir das Fürstlein gebeten haben, uns auch davon die Ursach zu erzählen.

Als worauf der Mummelseeprinz vielleicht folgendermaßen geantwortet haben würde: — Rings um unsern König schweben die Fürsten über alle See, die sich in der ganzen Welt befinden, ein jedweder in derjenigen Landsart aufziehend, in welches sich ihr unterhabender See von dem Centro Terrae aus erstreckt. Wie sich nun diese Fürsten beides mit Kleidern und Geberden

Digitized by Google

der Landsart anbequemen und sich bald wie Chinesen, bald wie Afrikaner, bald wie Tartaren, bald wie Schweizer tragen, also müssen sie auch sprechen wie die Nationen in der ganzen Welt. Und daher kommt es, daß jeder Fluß und jeder Bach einen besonderen Namen hat, indem er je nach dem Lande und der Landsart bald Inn, bald Donau, bald Wolga genennet wird.

Aber, hätten wir abermals gefragt, der König, um den die Wassermännlein schweben, der sie wie Eilboten in alle Welt entsendet, und zu dem sie auf wunderbaren Wegen wieder niederfahren, was hat denn der für einen Namen? Denn der gehört doch keinem einzelnen Volke, sondern der ganzen Erde an? Spricht er deutsch oder chinesisch? — Inzwischen wären wir wohl dem Sitze des fraglichen Königs näher gekommen, und die Majestät hätte uns weiterer Nachforschungen in diesem Punkte überhoben, indem sie selbst anfinge, fein gut Teutsch mit uns zu reden, uns wie den Simplicissimus interpellirend: „Aus was Ursach habt Ihr Euch unterfangen, uns gleichsam ganz mutwilliger Weis so einen Haufen Stein zuzuschicken?“ —

II.

Hierauf wollen wir den Simplicissimus einmal Simplicissimus sein und ihn mit den Wassermännlein auf den Grund des Friedsamen Meeres wischen lassen, aber die Erzählung vom Mummelsee als eine Allegorie betrachten, die uns die Entstehung der Flußnamen anschaulich machen soll. Der König, der wie eine Spinne im Mittelpunkte des weitläuftig ausgesponnenen Wassernetzes thront, der, um mich eines Grimmelshausen'schen Bildes zu bedienen, die Geschäfte der Wassermännlein wie der Weisel in einem Immenstocke dirigirt, er mag uns den allgemeinen Begriff des Wassers vorstellen, der allen Flußnamen zu Grunde liegt; und die Geister, welche das Element vom Mittelpunkt der Erde hinauf an die Oberfläche treiben, um bald in diesem, bald in jenem Lande zu Tage zu treten, mögen die Wörter bedeuten, welche jenem allgemeinen Begriff in den verschiedenen Sprachen des Erdkreises entsprechen. Das deutsche Wassermännlein heißt zum Beispiel Ache, das schwedische Elf, das arabische Wadi, das spanische Rio, das chinesische Kiang, das skythische Don u. s. w. Diese Hauptwasserleute haben wieder andere Undinen unter sich, die zu ihnen in gleichem Verhältniß stehen wie sie selber zum Könige: der Ache ist zum Beispiel die Schwarzach und die Salzach unterstellt, dem Elf der Götaelf und der Torneäelf, dem Wadi der Guadalquivir und der Guadalupe, dem Kiang der Jantsekiang und der Takiang, dem Rio der Rio de Janeiro und der Rio de la Plata, dem Don der Dnjepr und der Dnjestr; alle diese Namen sind nur nähere Bestimmungen des Haupttitels. Die ganze Organisation wird uns an die Verwaltungsbezirke und Provinzen eines großen Reichs gemahnen. Der Mummelsee, durch dessen Tiefen wir zu dem Reservoir im Erdinnern gelangen, erinnere uns daran, daß die wahre Bedeutung der Flußnamen von der Sprache oft vermummt ist und daß unser Blick, um das wahre Gesicht der Wassermännlein zu erkennen, gewöhnlich durch eine Maske dringen muß — wir schließen uns damit der Auffassung des Simplicissimus an, nach welcher der Name Mummelsee genugsam zu verstehen gibt, daß es um ihn wie um eine Maskerade ein verkapptes Wesen seie; eigentlich ist wohl Mummel so viel wie ein Nix oder Wassergeist. Der grüne Stein endlich, welcher macht, daß wir im Athmen das Wasser anstatt der Luft brauchen und mit geringer Mühe im Element herumwebern können, er sei uns ein Symbol der etymologischen Wissenschaft, mit welcher wir uns ohnverblichen in die mächtigsten Ströme der Welt vertiefen.

Und so wollen wir uns ihrer gleich bedienen, um den Wasserhauptleuten oder den Departementschefs ein wenig auf die Nähte zu fühlen, ob sie ihre Pflicht thun und die Menschen gehörig mit Wasser versorgen, oder ob sie dies Geschäft ihren Untergebenen überlassen und selbst im Centrum Terrae auf der Bärenhaut liegen. Wir können uns gar nicht genug über ihre aufopfernde Thätigkeit verwundern; denn weit entfernt, daß sie sich von ihrem Amt zurückgezogen hätten, sie sehen es nicht einmal gern, wenn ihnen Jemand hilft das Reich bewässern, sondern rollen mit ihren Urnen würdevoll und majestätisch als gute Präfecten durch die Lande. Es ist seltsam, aber die berühmtesten Flüsse der Erde führen gewöhnlich keinen andern Titel als den Namen Fluß selbst, ohne alle weiteren Zusätze; daran erkennen wir eben, daß sie unter dem persönlichen Commando der Wasserfürsten stehen. Das kommt daher, daß die Menschen das größte, vielleicht auch einzige Wasser in ihrer Nähe zunächst κατ' ἐξοχήν das Wasser oder den Fluß benennen und den allgemeinen Begriff anstatt des Eigennamens brauchen. Diese allgemeinen Namen halten sich so lange, als sich keine anderen Prätendenten melden und der Horizont des Volkes nicht merklich erweitert wird. Ja, sie behaupten sich gelegentlich auch dann noch, aber freilich nur deshalb, weil sie, um ihres Alters und ihres ungewöhnlichen, einer entschwundenen Zeit angehörigen Klanges willen, von der gegenwärtigen Generation nicht mehr verstanden und im Lande selbst gar nicht mehr als allgemeine Begriffe empfunden werden. Aus demselben Grunde machen sie dann auch ihren Weg ins Ausland zu fremden Nationen, von denen sie natürlich erst recht nicht verstanden werden.

Wolga, sagt ein russisches Sprichwort, wird die Antwort sein, wenn du den kleinsten Bach nach seinem Namen fragst. Das bezieht sich natürlich auf das ungeheure Stromgebiet der Wolga, die über hundert Nebenflüsse hat; aber in einem anderen Sinne könnte man das Sprichwort auf den russischen Don anwenden. Don wird die Antwort sein, wenn du den kleinsten Bach nach seinem Namen fragst, denn Don oder Dan ist ein skythisches Wort und bedeutet Wasser. Jeder Bach und jeder Fluß der Erde ist ein kleiner Don. Dieses Wort hat eine ungeheure Verbreitung. Es wird zunächst absolut für den drittgrößten Strom des europäischen Rußlands, den Grenzfluß zwischen Europa und Asien gebraucht; im Alterthum hieß er Tanais, was zweifellos auf Dan zurückzuführen ist. Es steckt aber außerdem in vielen wichtigen Flußnamen. So in Eridanus, was ursprünglich der Name eines großen Stroms in Norddeutschland, vielleicht der Oder, vielleicht der Weichsel ist und erst nachmals von den Griechen mit dem Po identificirt ward; nur so ist die Sage verständlich, daß die in Pappeln verwandelten Schwestern des Phaethon den Bernstein am Eridanus ausschwitzten und ins Meer träufelten. Der Bernstein, den man seit uralter Zeit an der preußischen Ostseeküste von Danzig bis Memel holte, wurde zu Lande an die Küsten des Adriatischen Meeres gebracht und hier von phönizischen und griechischen Kaufleuten eingekauft; so entstand der Irrthum, er sei ein Produkt des großen Stromes, der ins Adriatische Meer fällt. Aehnliche Irrthümer kommen bekanntlich häufig vor, ich will nur an den türkischen Weizen erinnern, der aus Amerika stammt, den aber das Volk aus Ostindien über die Türkei herkommen ließ. Eridanus hängt offenbar eng mit Rhodanus, dem alten Namen der Rhone zusammen, daher bei den vagen geographischen Vorstellungen der alten Griechen Eridanus auch wieder mit Rhodanus verwechselt wurde; ja, vielleicht ist Rhenus, unser Rhein, selbst nur eine andere Form des Wortes, und der Reno, ein Nebenfluß des Po, verhält sich zum deutschen Rhein, wie der Po selbst zum Eridanus. Andere behaupten, der Name Rhein sei keltisch und den ursprünglich am Rheine wohnhaften Kelten abgelernt; noch Andere glauben an einen Zusammenhang des Namens Rhein mit dem griechischen ῥέειν fließen, so daß Rhein der Fließende oder der Fluß schlechthin sein würde.

Aber wir haben noch einen wichtigen Strom, dessen Name ebenfalls auf das skythische Wort Don oder Dan zurückzuführen ist, das ist die schöne blaue Donau. Die Donau wurde von den Alten Danubius und im unteren Laufe, der ihnen zuerst bekannt war, Ister genannt. Ister ist eine Abkürzung von Danister, so daß sich Dan-ubius und Dan-ister entsprechen. Danubius bedeutet das obere Wasser, Danister das untere Wasser. Ohne große Schwierigkeit erkennt man, daß sich Danubius zu Danister verhält wie Dnjepr zu Dnjestr; der Dnjepr hieß bei den alten Griechen Borysthenes, bei den Römern aber Danapris, der Dnjestr bei den Griechen Tyras, bei den Römern aber Danastris. Ein Blick auf die Karte lehrt, daß der Dnjestr für die Alten ebenfalls

Digitized by Google

den unteren, der Dnjepr den oberen Fluß darstellte, nur daß der Unterschied hier auf zwei Flüsse angewendet ward. Die Donau, im Keltischen Danoba, im Magyarischen Duna, hieß im Althochdeutschen Tuonowa, im Mittelhochdeutschen Tuonouwe. Dies beruhte auf einer Andeutschung des lateinischen Danubius, indem aus dem -ubius das althochdeutsche owa, das mittelhochdeutsche ouwe d. i. Wasser, Strom gemacht ward. Da nun Don selbst schon Wasser bedeutet, so ist unser Wort Donau genau dem italienischen Mongibello, dem Namen des Aetna zu vergleichen; denn wie Mongibello aus Monte und arabisch Gebel, Berg entstanden und so viel ist wie Berg-Berg, so ist Donau aus unserem Aue und dem skythischen Don, Wasser entstanden und so viel wie Wasser-Wasser.

Elbe wird die Antwort sein, wenn du den kleinsten Bach nach seinem Namen fragst. Unsere Elbe scheint ebenfalls Fluß überhaupt zu bedeuten; man wird das bei seiner ersten Reise nach den skandinavischen Ländern inne, wo man einen Elf und einen Elv über den anderen trifft, z. B. den Göta-elf, welcher die Trollhättafälle bildet. Auch in Deutschland gibt es noch ähnliche Flußnamen: eine Alf fließt in der Rheinprovinz, eine Alb im südlichen Baden, die Elben ist ein Nebenfluß der Eder. Die Haupt-Elbe wird böhmisch, mit umgestellter Liquida, in Labe, lateinisch in Albis verwandelt, und man könnte denken, daß sie speciell so viel wie der weiße Fluß sei, eine Eigenschaft, welche, wie wir unten sehen werden, an den Flüssen sehr häufig hervorgehoben wird. Grimm stellt daher die Elbe mit den Elfen oder Alben, sowie mit dem althochdeutschen albiz, d. i. Schwan zusammen, was Alles sich mit dem lateinischen albus, weiß berührt. Aber nicht nur daß die Elbe bei Dresden so gelbe ist und nur eine ihrer Quellen Weißwasser genannt wird, der ganze Zusammenhang erscheint auch etwas problematisch, da z. B. die Elfen des deutschen Heidenthums keineswegs weiße Geister sind, sintemal es ebensogut Schwarzelfen wie Lichtelfen gibt; Alberich ist bekanntlich der Fürst der Schwarzelfen. Jedenfalls müßte der Begriff früher verallgemeinert und der weiße Fluß als Fluß schlechthin betrachtet worden sein. Beim Volke hat eine andere Erklärung des Namens Elbe großen Cours erhalten: die Erklärung aus dem Zahlworte Elf, das zufällig mit dem schwedischen Flußnamen buchstäblich zusammentrifft. Der Elbquellen oder Elbbrunnen sollen elf gezählt werden: Nomen ab undenis fontibus Albis habet. Ja, sagt ein schlechter Dichter,

> Ja, es hat ihren Brunn und Ursprung auch die Elbe
> Als Königin der Ström aus dem Gewölbe
> Des hohen Riesenbergs; entspringt die Elb heraus
> Mit elf Brunnquellen klar, dies weist ihr Name draus.

Diese Etymologie ist ebenso drollig wie die, daß Elbe soviel wie Halbe sei, weil sie Deutschland halbire.

Ache wird die Antwort sein, wenn du den kleinsten Bach nach seinem Namen fragst; denn Achen findet man gleichfalls zu Dutzenden in Deutschland, den Niederlanden und andern angrenzenden Ländern. Das edle alte Wort Ache oder Aach bedeutet schlechthin Wasser und wird wie Elbe und wie Don gern absolut gebraucht; es entspricht dem lateinischen Aqua, dem Ap im Sanskrit und dem litauischen Ap, auf welches so viele ostpreußische Flüsse auslauten, z. B. die Angerap und die Goldap. Oft sind sogar Städtenamen daraus geworden, z. B. heißt Aach eine kleine Stadt im badischen Kreise Konstanz am Ursprunge des Flüßchens Ach, und Aachen hat seinen Namen von den Aachen, d. h. den Aachener Mineralquellen. Die Franzosen nennen Aachen Aix-la-Chapelle; dieses Aix, welches auch sonst vorkommt, ist zusammengezogen aus Aigues = Eaux = Aquae. Die Formen Ach, Aach und Ache sind im obern Deutschland heimisch; im Oldenburgischen, Hannover, Holstein und theilweise auch in Schleswig und in den Ostseeprovinzen tritt Au und Aue ein; in der Schweiz, im nördlichen Frankreich, in den Niederlanden, in Westfalen und dem Osnabrückischen herrscht die Form Aa. Das Königreich der Niederlande zählt allein vierundzwanzig Gewässer des Namens Aa. Selbst in Schweden besteht das Wort neben Elf; hier wird es Å geschrieben.

Und so könnte man noch viele Antworten ausfindig machen, welche die Bächlein geben möchten. Jordan wird in Palästina die Antwort sein, denn dieser Hauptfluß Palästinas und in seiner Art überhaupt einzige Strom heißt eigentlich Jarden, d. i. der Herabfließende oder eben der Fluß, daher ihn Josephus schlechthin τὸν ποταμόν betitelt. Ganges in Ostindien, denn die Ganga bedeutet Strom. Congo in Afrika, denn die Portugiesen benennen ihn einfach Zaire, d. h. Meer oder großes Wasser. Nil in Aegypten, denn die Araber nennen ihn el-Bachr, welches ebenfalls Meer oder großes Wasser bedeutet. Dergleichen absolute Bezeichnungen müssen uns wohl in Verwunderung setzen, die wir viel gesehen und gelernt haben und alle Flüsse der Erde überschauen; wer aber an einem bestimmten Flusse wohnt und nur diesen einen im Auge hat, der fühlt kein Bedürfniß ihn von anderen zu unterscheiden und Umstände mit ihm zu machen, selbst wenn er sich nicht, wie bei Elbe, Ache oder Don, auf veraltete und darum genugsam ausgezeichnete Formen berufen kann. „Geh an's Wasser," sagen wir wohl auch, wenn wir in Genf einen an den Genfersee schicken; „sie ist ins Wasser gegangen," wird es in Dresden heißen, wenn sich eine in die Elbe gestürzt hat. Wozu sollte der Aegypter seinen Nil, welcher von der Stadt Chartum ab bis zu seinen Hauptmündungen bei Damiette und Rosette nur einen einzigen Nebenfluß, den Atbara, aufnimmt, anders als das große Wasser, nämlich el-Bachr nennen? Er spricht nicht von dem Bachr en-Nil, sondern von dem Bachr, und erst wenn er den Weißen Nil (Bachr el-Abyad) dem Blauen Nil (Bachr el-Azrak) oder das Nilwasser dem Salzwasser oder dem Meere (Bachr el-Mälch) oder dem Lotwasser, d. h. dem Todten Meere (Bachr Lût) entgegensetzt, sucht er nach einer näheren Bestimmung.

III.

Es setzt schon immer eine gewähltere Gesellschaft und einen höher gestimmten Unterhaltungston voraus, wenn von speciellen Flüssen die Rede ist, und der allgemeine Begriff bald durch die Größe, bald durch die Farbe, bald durch sonst eine Eigenschaft determinirt wird. Von Cordova bis nach Sevilla bin ich auf dem Fluß gefahren. — Auf welchem Flusse? — Nun, auf dem großen Flusse. Da weiß Jeder, woran er ist; die Größe ist offenbar das einfachste, nächstliegende Mittel der Bestimmung, für einen großen Fluß haben ja die meisten Sprachen selbstständige Ausdrücke, zum Beispiel die portugiesische das ebenerwähnte Wort Zaire, die arabische das ebenerwähnte Wort Bachr, die deutsche das Wort Strom, welche Worte schon eine leise Beschränkung der allgemeinen Idee enthalten. Anderseits scheint der große Fluß nur ein genauerer Ausdruck für den Fluß κατ' ἐξοχήν zu sein. Ich bin also von Cordova nach Sevilla auf dem Guadalquivir gefahren, das heißt, auf dem großen Flusse, denn Guadalquivir ist aus dem arabischen Wadi al-kebir entstanden und gleich dem spanischen Rio grande. Auch der Niger, nach dem Nil der bedeutendste Strom Afrikas, wird im obern Laufe von den Mandingo Dhiuliba = Dscholiba, d. i. großer Fluß, genannt; und ebenso heißt der Mississippi in der Sprache der Algonkin-Indianer Miche-Sepe, großer Fluß oder großer Vater der Wasser, ein Name, der durch die Werke Chateaubriands populär geworden ist. Der gewaltige Strom von Nordamerika nimmt an zweihundert Nebenflüsse auf, darunter viele, welche den Hauptströmen Europas gleichstehn; seine Quellen sammeln sich in einem See, und zwar gilt gegenwärtig der nach seinem Entdecker benannte Glaziersee für das erste Sammelbecken des Mississippi, die Gesammtheit der diesen See speisenden Quellen für den Quellenbezirk des Vaters der Ströme. Den Strom, welcher Flüsse und Bäche wie Kinder um sich sammelt, einem Vater zu vergleichen, liegt nahe, doch rührt die poetische Wendung erst von den Europäern her, denn Miche bedeutet Alles, die Gesammtheit, Sepe Fluß. Bei den Indianern kommt auch ein Missinnippi vor, welches Wort nicht mit Sepe, sondern mit Nipi, Wasser, gebildet ist; so heißt der Fluß Churchill in Nordamerika. Ganz analog ist der Name des Congo: Moienzi Ensaddi, welcher so viel heißt wie: Fluß, der alle andern absorbirt. Die

Digitized by Google

Franzosen, welche Louisiana colonisirten, tauften den Mississippi, wie das Land, nach dem Vater der französischen Monarchie, dem heiligen Ludwig: Saint Louis.

Wie sah denn aber das Wasser aus, auf dem Du gefahren bist, schwarz oder weiß, blau oder gelb? — Dunkle Tannen und Berghäupter scheinen aus ihm wieder: es war ein schwarzer Fluß. Diese Bezeichnung findet sich in allen Sprachen wieder. Black River heißt ein amerikanischer Fluß, Rio Negro ein Nebenfluß des Amazonenstroms. Bereits im alten Griechenland führten viele Flüsse den Namen *Μέλας*, sie heißen jetzt gewöhnlich Mavropotami oder Mavronero. Freiligrath sagt zu der Griechin auf der Messe:

Und hinter ihnen wandelst du —
Heil widerfahre dieser Schwelle!
Schlank wie am Flusse Karasu
Des Taurus weidende Gazelle.

Kara heißt schwarz, Su Wasser im Türkischen: Karasu, Schwarzwasser werden daher unzählige Flüsse in der Türkei und in andern von türkisch-tatarischen Volksstämmen bewohnten Ländern und eben auch am Taurus in Kleinasien genannt. Der eine Quellfluß des Euphrat, welcher jahrhundertelang die Ostgrenze des römischen Reiches bildete, wird von den Arabern Frât oder Furât, von den Türken gewöhnlich nur Karasu betitelt. Der Gegensatz ist Weißwasser, türkisch Aksu, arabisch Wadi al-abyad = spanisch Guadalaviar, so viel wie Rio blanco: das sind reißende und daher schäumende Bergströme; an einem solchen liegt zum Beispiel die Stadt Aksu in Ost-Turkestan oder der kleinen Bucharei. Auf den ersten Blick denkt man wohl auch, daß der Rio de La Plata, das ist, der Silberstrom, seinen Namen von der silberweißen Farbe habe, wie wir von dem silbernen Rhein sprechen. Er wurde aber vielmehr von dem wirklichen Silber so genannt, welches die Eingeborenen im Jahre 1527 dem Diego Garcias brachten. Bekanntlich sind die La Plata-Staaten oder die Staaten der Argentinischen Conföderation reich an Silber (spanisch Plata, Argento).

In Afrika wird der Weiße Nil (Bachr el-Abyad) dem Blauen Nil (Bachr el-Azrak) entgegengesetzt, und zwar hier der erstere für den hellen oder klaren Nil erklärt, indem seine durch endlose Ebenen fließenden Wasser geläutert, gleichsam filtrirt erscheinen; der letztere, ein plötzlich steigender und Alles mit sich fortreißender Bergstrom ist dunkel oder trübe. Blau ist im Allgemeinen die Farbe der meisten großen Ströme, die draußen im ebenen Lande fließen, wenn man auf sie hinsieht, wie die Teiche blau sind, auf die nichts als der leere Himmel schaut; und auch der vereinigte Nil hat diese Farbe, so gut wie die schöne, blaue Donau. Nur in unmittelbarer Nähe erscheint er gelb und schlammig, so daß man ihn dem Vaal-Rivier, d. h. dem Fahl- oder Gelbflusse (jenseits dessen die Transvaalische Colonie liegt), oder dem Hoangho, dem zweiten Hauptstrom Chinas, d. i. ebenfalls dem „gelben Flusse", an die Seite stellen kann; der größte chinesische Strom, der Jantsekiang, heißt in seinem Oberlaufe, wie der Nil, der „blaue Fluß" (Kinschakiang). Ja, höchst wahrscheinlich bedeutet Nil selbst so viel wie Blau, indem der Name mit dem bekannten Worte Anilin zusammenhängt. Anilin kommt von dem spanischen añil, dem portugiesischen anil; dies geht auf das arabische an-nîl = al-nîl zurück, und das ist wieder aus dem Persischen (nîl) oder aus dem Sanskrit (nila) entlehnt. Das portugiesische Anil ist der Name für Indigo, nila, womit auch Lila identisch ist, bedeutet dunkelblau. Der Nil ist also der dunkelblaue Fluß, der Blau zu vergleichen, welche bei Blaubeuren im Blautopfe entspringt und in die Donau mündet. Dazu stimmt vortrefflich, daß der Nil im Hebräischen (Sichor) und ursprünglich auch im Griechischen (*Μέλας*) der Schwarze heißt, denn dunkelblau und schwarz stehen sich sehr nahe, so nahe, daß manche Völker in Blau trauern. Auch der einheimische Name Aegyptens, Chemi oder Kemi, was ebenfalls „schwarz" bedeutet und gewöhnlich auf das schwarze Land bezogen wird, ist wahrscheinlich zunächst der Name des schwarzen Flusses.

Ich kann mich nicht enthalten, auf eine Bedeutung aufmerksam zu machen, welche das hindostanische Wort Nil erhalten hat. Der Indigo gibt bekanntlich ein sehr echtes Blau, es ist ein außerordentlich dauerhafter Farbstoff. Daher heißt im Sanskrit nili raga, indigofarben, auch: unwandelbar wie die Indigofarbe, beständig in der Zuneigung, treu. Wer wollte zweifeln, daß deshalb Blau die Farbe der Beständigkeit und der Treue geworden ist? —

Noch heute führt der Indigo in Aegypten den Namen Nile: die seltsame Staude wird an den Ufern des Nils selbst überall angebaut, und wer das Delta im Sommer zu sehen bekommt, der weiß, daß sie dann eine der ersten Stellen unter den ägyptischen Feldgewächsen einnimmt. Es gibt noch einen anderen großen Strom, dessen Name mit dem einer wichtigen Drogue zusammentrifft: wie der Nil mit dem Indigo, so ist die Wolga mit dem Rhabarber combinirt. Das Mütterchen Wolga, von den Tataren Etil, Itil oder Atel, d. i. die Freigebige genannt, führte im Alterthum den Namen Rha (*Ῥᾶ ποταμός*); es mag das ein sarmatisches Fremdwort gewesen sein, aber wir erinnern uns daran, so oft wir Rhabarber einnehmen oder Rhapontika-Salat essen. Rhabarber und Rhapontika ist so ziemlich gleich, das eine wie das andere die Wurzel einer mächtigen Pflanze, die zur Gattung Rheum (*ῥῆον*) gehört und auch bei uns in Gärten häufig angepflanzt wird. Die Rhabarberwurzeln des Handels stammen aber von einer besonderen Species, die wir noch nicht kennen: sie sind ein eigenthümliches Produkt der centralasiatischen Steppe von einer noch nicht aufgefundenen Art, die in Hochturkestan einheimisch zu sein scheint, daher das wichtige Heilmittel in der Pharmacopoea Germanica unter die Rhei species ignotae Sinenses gerechnet wird. Ammianus Marcellinus sagt dagegen, der Rhabarber bedecke die Ufer der Wolga, daher nun auch die Pflanze wie die Wolga Rha genannt werde. Bis jetzt hat man an der Wolgamündung nur das sogenannte Rhaponticum gefunden, welches eine dem chinesischen Rhabarber ähnliche Wurzel hat, und man darf wohl annehmen, daß die Pflanze auch schon im Alterthum weiter hinten, in der Wüste Gobi gefunden und nur aus Unkenntniß an die Ufer der Wolga versetzt worden ist. Das scheint schon daraus hervorzugehn, daß der eigentliche Rhabarber durch das Indusland und das Rothe Meer über Alexandria importirt ward, dann nannte man ihn Rha Barbarum; aus den Ländern am Schwarzen Meere oder dem Pontus kam das Rha Ponticum oder Rhapontion (neugriechisch *ραβέντι*, arabisch râwend). Von der Wolga würde man die Wurzel doch nicht erst nach Ostindien und Aegypten gebracht haben. Ich möchte glauben, obgleich das nur eine Vermuthung sein soll, daß die ganze Combination des Rhabarber mit der Wolga auf einem uralten Hirngespinnst beruht und durch den Anklang des Wortes Radix, Wurzel, an den Namen Rha veranlaßt worden ist. In der That hieß es nicht bloß Rha-ponticum und Rha-barbarum, sondern auch Radix pontica, Radix barbara. In der Sprache und in der Schrift, namentlich in der pharmaceutischen, mochte man das Wort Radix abkürzen, so daß nur noch Rad, oder Ra. übrig blieb, wie das noch jetzt auf Recepten vorkommt. Dies erinnerte einen Gelehrten an die Wolga, und er erfand die Fabel, daß der Rhabarber an den Ufern der Wolga wachse, umsomehr, als er in der That aus dieser unbekannten Gegend her bezogen ward. Ra verhält sich zu Radix, wie im amerikanischen Jargon Rebs zu Rebells, Repubs zu Republicans, Pants zu Pantaloons, Spec zu Speculation, Photo zu Photograph, Secesh zu Secessionist u. s. w.

An vielen Flüssen machte eine Eigenschaft einen hervorragenden Eindruck auf die Phantasie: das war ihre Schnelligkeit. Der Garigliano heißt bei seiner Entstehung Liri; den Namen Garigliano nimmt der Fluß erst bei der Einmündung des Rapido an: Rapido ist so viel wie der Reißende oder Schnelle. So soll der Tigris, der in der Genesis unter dem Namen Hidekkel als einer der vier Ströme des Paradieses bezeichnet wird und den die Assyrer Idiglat, die Araber Didschleth nannten, seines raschen Laufes wegen den Namen Pfeil erhalten haben (altpersisch tigra, Pfeil). Von der verderblichen Wirkung des reißenden Wassers ist der Name Amazonenstrom (Amazonas) hergenommen.

Digitized by Google

Dieser nächst dem Nil längste Strom der Erde verspürt bis sechshundert Kilometer ins Land hinein noch Ebbe und Fluth und seine Wasser steigen vom niedrigsten Stande bis über sechzehn Meter hoch. Deshalb nannten ihn die Para-Indianer, welche im sechzehnten Jahrhundert die ganze Mündungsgegend bewohnten, Amassona, d. h. Zertrümmerer der Boote, woraus durch Umdeutung das Wort Amazonas oder Amazonenstrom, sowie die Sage entstand, daß zwischen dem Amazonenstrom und dem Orinoco Amazonen lebten und gegen die europäischen Fremden gekämpft hätten. Weiter oben, zwischen den Zuflüssen Ucayale und Madeira, heißt der gewaltige Strom Solimões, in seinem Oberlaufe Marañon (portugiesisch Maranhão). Der letztere Name ist unzweifelhaft von Maraña abgeleitet, was Dickicht oder undurchdringliche Wildniß bedeutet; aber auch hier hat die Volksetymologie gespielt. Der spanische Entdecker Pinzon, der das Aestuarium des Stromes im Jahre 1500 auffand, soll gefragt haben: Mare an non? Meer oder nicht? —

Der Orinoco heißt im Indianischen eine ringelnde Schlange. Nach seinem Austritte aus dem Hochlande umströmt er nämlich dasselbe, indem er eine große Spirale um seine Quelle beschreibt. Von derselben ist die Mündung nur 820 km entfernt, während die ganze Stromentwicklung über 2500 km beträgt.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Die Teppichausstellung im Gewerbemuseum.

Wenn jedes Werk der Menschenhand seine Geburts- und Heimatscheine und sein Wanderbuch mit sich führte, welch ein wunderbares Geschichtenbuch ließe sich dann aus den Papieren all der herrlichen alten Producte orientalischen Kunstfleißes zusammenstellen, die jetzt im Lichthof des Gewerbemuseums wie blumige Wiesen am Boden liegen, in langen Streifen feierlich wie in einer Moschee von der Galerie herabhängen oder über den Eingängen ausgespannt sind wie farbenglühende Baldachine über Thronen. Wenn sie reden könnten, was hätten sie zu erzählen! Die Greise unter ihnen sind vielleicht von Kreuzrittern als kostbarste Beute heimgebracht und dem Dienste des Christengottes oder seiner Heiligen geweiht worden. Ueber andre könnte noch der Fuß eines purpurgeborenen Kaisers in Byzanz gewandelt sein. Dieser mag einmal aus dem Fenster eines venetianischen Palastes gehangen haben, als es galt, den ersten der stolzen Fürsten zu empfangen, in deren Reich die Sonne nicht unterging. Dort sehen wir die leibhaften Brüder alter guter Freunde, die auf den Bildern der Eyck, des Raffaellino del Garbo oder unseres Holbein Fuß und Gewandsaum der Madonna vor der Berührung mit dem profanen Boden beschützen. Jener dort, der aus dem köstlichsten Silber- und Goldgewebe, zum Priestermantel verschnitten, gleicht auf ein Haar jenen aller Beschreibung spottenden Wunderwerken, die im Bayrischen Nationalmuseum aufbewahrt werden, Beutestücken aus den Türkenkriegen. Bei anderen steigt ein holländisches Interieur des ausgehenden siebzehnten Jahrhunderts vor unseren Augen auf mit Damen in lichtem Atlas, würdigen Handelsherren mit Fürstenmienen unter hohen Perrücken und braunen javanischen Dienerinnen, wie sie die Netscher malten. Dort liegt einer, den sein Besitzer aus dem italienischen Palaste gekauft hat, dessen Schicksale er seit dreihundert Jahren getheilt. Vom Rande Sibiriens bis zu den Höhen Tibets und Kaschmirs, von den Stromländern Indiens bis zu den Katarakten des Nils und den Küsten der Levante, ja bis Granada und Polen würde kein Volk leben, das nicht seinen Vertreter fände, wenn das Zauberwort eines Spiritisten die Schatten der Verfertiger in langem Zuge an uns vorüberziehen ließe. Wie manches der Völker mag im Laufe der Jahrhunderte zergohren sein!

Welche Wanderungen machte jedes einzelne Stück durch, ehe es in dem Museum unserer jungen Reichshauptstadt seine letzte Ruhe fand! Teppiche und Stoffe waren im Orient und sind dort zum Theil noch jetzt die Vertreter des Goldes. Alljährlich schleppen noch heute die Mekkapilger unendliche Mengen als Weihegeschenke für das Heiligthum zusammen, und von Mekka aus zerstreut sie ein wohleingerichteter Handel über die ganze mohamedanische Welt.

Die ausgestellten Teppiche umspannen den Zeitraum von etwa sechshundert Jahren. Sie sind fast sämmtlich in europäischen Kirchen und Palästen entdeckt, im Orient gehören ganz alte Teppiche zu den höchsten Seltenheiten, sie werden eben aufgebraucht, geradeso wie in den katholischen Kirchen die Paramente aus den prachtvollen orientalischen Goldgeweben des Mittelalters, während der Schatz protestantischer Kathedralen Norddeutschlands die köstlichen Zeugen einer untergegangenen Kunst unversehrt, weil ungebraucht in unsere Zeit gerettet hat. Doch sind es nicht die letzten Jahrhunderte allein, die aus dem Orient Teppiche importirten. Soweit wir von der occidentalischen Menschheit überlieferte Kunde haben, stand sie im Banne der orientalischen Gewebe. Ihre Einwirkung auf die Kunst und Bildung des Abendlandes läßt sich kaum noch erst ahnen. Wie auf dem Zaubermantel des Faust wurde auf dem Teppich die bildgewordene Mythologie des Ostens zu uns herübergetragen und befruchtete mit der schrankenlosen Zeugungskraft, welche an den Boden des mittleren Asiens gebunden zu sein scheint, die Phantasie der abendländischen Völker. Ganze Klassen niederer Götter, die Halbmenschen und Fabelthiere, die Tritonen, Greifen und Drachen und wie jene wundersamen Verschmelzungen verschiedener animalischer Wesen alle heißen, lassen sich in der Kunst Babyloniens nachweisen, ehe ein griechischer Gedanke sie weiter gebildet. Im Ornament unterliegt es keinem Zweifel, daß die fruchtbarsten Gedanken, die bis in unsere Tage alle Productionen beherrschen, durch Teppiche und Prachtstoffe dem Abendlande vermittelt wurden. Zwar sind die Originale altmesopotamischer Textilindustrie aus Andeutungen griechischer, biblischer und römischer Schriftsteller nicht mehr zu reconstruiren, aber die Schwellen der Paläste Babylons und Ninives haben uns in Stein gehauen die Muster einer einfacheren Gattung überliefert, mit Feldern von Rosetten als Mittelstück, einer Borte von Lotusblumen ins Profil gestellt als Rand.

Ob die Farbencomposition, seit Urzeiten eine Hauptstärke der orientalischen Kunst, auf den Colorismus der occidentalischen Abnehmer jemals einen besonderen Einfluß geübt, steht dahin. Schwerlich wird er so stark gewesen sein wie der des ornamentalen Gehalts. Wenigstens läßt er sich nicht ohne Weiteres nachweisen, soweit wir zurückblicken können. In der originellsten Periode unserer Kunst, die in Farbe und Form ganz auf eigenen Füßen stand, dem Rococo, scheint eine principielle Abneigung gegen orientalische Teppiche geherrscht zu haben. Mit den duftigen Tönen des Seegrün, Rosa, Lila und Perlmutter und dem kalten Silber, das im Rococo vielfach an die Stelle des Goldes trat, lassen sich die glühenden Tinten des echten Teppichs kaum zu einer Harmonie vereinigen. Sehr selten findet man ihn auf Bildern der Zeit, nie, soweit mir den Augenblick erinnerlich, auf decorativen Vorlagen, während die Heiligenbilder und Interieurs der vorhergehenden Jahrhunderte von den köstlichsten Beispielen wimmeln.

Für uns, die wir jene durch das Rococo bereits abgebrochene Verwendung orientalischer Teppiche wieder aufnehmen, liegt ihr Hauptwerth in der Farbe, wenn auch die Bedeutung des fein empfundenen Musters nicht herabgesetzt werden soll. Freilich, bis jetzt hat uns das Studium nicht viel genützt. Unsere Production hielt sich nicht an die mustergültigen Exemplare mit wohlerhaltenen frischen Farben, sondern suchte sich die verschossensten, „abgetöntesten" aus, die sie nachahmte, so gut es die gänzlich verschiedenen Mittel erlaubten. Das Resultat ist die große Misere, in der wir stecken. Wo der Orientale die mannichfachsten Pflanzenfarben besitzt, die bei richtiger Behandlung gar nicht verschießen oder, wo sie gar zu sehr mißhandelt werden, sich bei sorgfältiger Aufbewahrung im Dunkeln noch nach fünf Jahrhunderten allmählich wieder erholen, benutzen wir mit Vorliebe chemisch reine Färbemittel. Da fehlt dann unsern Producten jener höchste Reiz individueller Tönung, der allem aus organischen Wesen gewonnenen Colorit unverlierbar eigen bleibt. Dann kommt hinzu, daß wir die Wolle vor der Färbung entfetten und bleichen. Das macht sich dann nachher durch eine harte Gesammtönung bemerkbar, während die orientalischen Farben auf unentfetteter Wollfaser ein glühendes goldiges Ansehen erlangen. In jüngster Zeit hat auch der verschossenste orientalische Teppich noch zuviel Farbe, um als Vorbild dem Geschmack des Publicums entsprechen zu können; aber unsere Fabrikanten haben dafür an den trübseligst verstimmten Gobelins die Wahrheit entdeckt. Sie bleiben auch nicht einmal bei der Imitation des widerwärtigen Colorits stehen, sondern suchen in der ganz verschiedenen Kunsttechnik die freien naturalistischen Fruchtborten der Gobelinwirkerei nachzubilden, die sich fast ebenso frei kann

Digitized by Google

gehen lassen wie die Malerei. Was dabei herauskommt steht tiefer als die auf Stramin gestickten Jagdscenen der Reisetaschen unserer Väter. Möge uns der Himmel bewahren vor weiteren Schritten auf dieser Bahn. Gibt es doch jetzt in keinem modernen Teppich ein herzhaftes Weiß mehr, weil die übrigen „Töne" es nicht vertragen können. Und dabei dreht sich doch alle Farbenharmonie um Weiß und Schwarz, wie um feste, unverrückbare Pole. Wenigstens sollte man sich das für den Anfang immer wieder vorhalten. Die Tönung kann nur das Resultat einer längeren Entwickelung auf dem Gebiet der Farbenempfindung sein, der Abschluß, mit dem man nicht anfangen kann, denn eine Entwickelung läßt sich nicht rückwärts durchmachen. Uebrigens werden wir bei einer nahen Gelegenheit auf die Farbe in ihrer historisch-physiologischen Entwickelung zurückkommen.

Einen Begriff von der Pracht der alten Stoffe zu geben, liegt so wenig in der Macht des Wortes wie die Schilderung der Musik, und ein Versuch würde ebenso zur Nebelei führen. Das Material der Ausstellung gehört zum weitaus größten Theil dem Gewerbemuseum, nur daß es für gewöhnlich nicht in so ausgedehntem Maße zugänglich gemacht werden kann. Einige Prachtstücke hat die Frau Kronprinzessin beigesteuert, eine Anzahl seltener und überaus wohlerhaltener Beispiele Dr. Bode, der eine ausgezeichnete Sammlung alter Teppiche besitzt.

Zum ersten Mal wird hier der Versuch gemacht, den umfangreichen Stoff in chronologischer Ordnung vorzuführen. Die Handhabe zur Bestimmung geben am sichersten die Bilder der italienischen und niederländischen Malerschulen. Allerdings nicht mit unfehlbarer Sicherheit, denn damit, daß ein Teppich auf den Bildern der Eyck vorkommt, ist noch nicht gesagt, daß er nicht auch älter sein könnte oder noch ebenso einige Jahrhunderte später angefertigt worden sein könnte. Der Orient hält ja das einmal Gefundene mit unglaublicher Zähigkeit fest. Aber wir sehen doch andrerseits, daß vom fünfzehnten Jahrhundert an jede dritte Generation in Europa Teppiche ganz verschiedenen Charakters zugeführt bekommt, was zunächst auf Erweiterung der Handelsbeziehungen schließen läßt. Ueber den Ursprung der Fabrikate sind wir bei Allem, was nicht unserer Zeit entstammt, im höchsten Grade unsicher. Nur ganz allgemein lassen sich Persien, Kaschmir und Indien nach den verschiedenen Jahrhunderten auseinanderhalten. Anders ist es mit den Erzeugnissen der Industrien, die zeitweilig in Spanien, in Polen und an den Küsten der Nordsee geblüht haben. Erstere sind schon verhältnißmäßig früh zu Grunde gegangen. Von Teppichen, die bei den friesischen und jütischen Bauern ganz in der orientalischen Technik geknüpft wurden, sind mir datirte Beispiele aus den ersten beiden Jahrzehnten dieses Jahrhunderts bekannt.

Seit dem Anfang der fünfziger Jahre wird die Teppichwirkerei nach orientalischer Weise auch in Schlesien betrieben, von wo sie sich nach Böhmen und Sachsen verpflanzt hat. Es war die Kottbuser Handelskammer, die 1853 einige Webemeister nach Kleinasien schickte, um die Teppichfabrikation nach den schlesischen Nothstandsdistricten zu verpflanzen. Die Herstellung ist sehr primitiv, da die Wollfäden, welche die sammetartige Oberfläche bilden, mit der Hand in die Kette des Gewebes geknotet werden. Sie lassen sich der Knoten wegen auch nicht ausziehen, wie die Plüschfäden. Das Wollmaterial ist ein andres als bei den besten orientalischen Teppichen. Bei uns wird Schafwolle verwendet, während der Orient Ziegenhaar vorzieht. Auch jene weichen seidigen Waaren, die so hoch geschätzt werden und bis in die neueste Zeit als Seidenteppiche galten, sind aus besonders feinem Ziegenhaar. Bei uns hat man das Material noch nicht verwenden können. Die Engländer sollen in ihren indischen Bergländern und am Cap daran denken, Ziegen der Haargewinnung wegen zu züchten. Immerhin dürften die glatteren Ziegenhaarteppiche neueren Fabrikats, die so viel weniger staubhaltend sind, bei dem stärkeren Verbrauch des kostbareren Materials, das nicht so viel aushält wie die krause Wolle, Luxusartikel bleiben.

Vom Orient ist heutzutage an modernen Fabrikaten nicht viel Erfreuliches mehr zu holen, denn im Contact mit Europa scheint sich die alte Erfindungskraft zu zersetzen, und überdies haben unsere unseligen Anilinfarben, deren Tuben an Geldesstatt sogar bei den unberührtesten Stämmen Innerafrikas circuliren sollen, in ihrer bequemen Anwendbarkeit die theuren schwierigen Pflanzenfarben auf weiten Strecken verdrängt. Um so wichtiger wird die Hebung unserer einheimischen Industrie, die bis jetzt principiell die Anilinfarben ausschließt. Hier könnte das kaufende Publicum bei einiger Thatlust einen sehr wohlthätigen Einfluß ausüben, indem es nicht die modefarbigen Fabrikate wie sie gerade vorräthig kaufte und verbrauchte, sondern den Teppich, den es lange Jahre in seiner Wohnung vor Augen haben soll, den es bei der großen Haltbarkeit auf Kind und Kindeskind vererben kann, auch ganz nach seinem Geschmack anfertigen ließe. Ein gutes Muster ist aus einfachen Motiven älterer orientalischer Originale oder der Copien in Julius Lessings bekanntem Teppichwerk unschwer zusammenzustellen, und wird von jeder Fabrik in wenigen Wochen ausgeführt. Namentlich bei der Aussteuer sollte ein solcher Teppich nicht fehlen. Einige wenige gute Muster in schlichten kräftigen Farben — man hat sie zur Verfügung — würden weithin ihre Wirkung ausüben. Es ist hohe Zeit, daß wir aus der trüben Tönung herauskommen. Das Ausland, das doch ein so weites Absatzgebiet sein könnte, fängt schon an, sich über unsere „Chocoladensauce" lustig zu machen. A. L.

Notizen.

Die Verlagsbuchhandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig hat sich ein Verdienst erworben, indem sie dem deutschen Publicum, Gelehrten wie Laien, eine autorisirte Uebersetzung der epochemachenden Geschichte der Kunst im Alterthum des Pariser Universitätsprofessors Perrot bietet, denn seit Winkelmann und K. O. Müller, auf deren Schultern der Franzose allerdings steht, ist kein Werk auf dem Gebiete der Kunstgeschichte erschienen, das uns in so umfassender und tiefdringender Weise in das Ganze antiker Kunst einführt. Aegypten, Assyrien, Persien, Kleinasien, Griechenland, Etrurien, Rom und ihre Kunst bilden da den Gegenstand kunsthistorischer Forschung und Darstellung. Die erste Abtheilung: Aegypten ist soeben in der deutschen Ausgabe bei der 24. und letzten Lieferung angelangt, so daß uns schon jetzt ein Urtheil über das stattliche Buch möglich ist. Ein derartiges Werk existirte bisher in der deutschen Literatur nicht, und nur ein Schriftsteller, der, wie Perrot, den Orient so gründlich aus eigener Anschauung kennt, vermochte es zu schreiben und damit den jetzigen Anforderungen der Wissenschaft und Kunst so vollständig zu entsprechen. Der für uns ja erst in den letzten Jahrzehnten wirklich erschlossene Orient steigt hier empor in alter Pracht, und alle die neuen wichtigen Ergebnisse der Denkmäler- und Inschriftenerforschung, auf Grund deren die Geschichte und Kunsthistorie des Alterthums eine ganz neue Gestalt angenommen, sind hier genau berücksichtigt und aus allgemeinen Gesichtspunkten durchgearbeitet. Es ist eine Freude zu sehen, wie die Detailforschung hier im Zusammenhang verwerthet erscheint und sich harmonisch und niemals aufdringlich zu einem Ganzen schließt, einer kunstvollen Mosaik vergleichbar, wo das Einzelne im Dienste einer Einheit verschwindet und nur als Theil mitwirken und gestalten hilft. Perrot ist aber auch nicht nur Forscher und Gelehrter, der seinen Gegenstand bis ins Kleinste beherrscht, ein Aegyptolog von staunenswerther Kenntniß, er ist zugleich auch Künstler. Der feine Sinn für die Form, der seine Landsleute so oft auszeichnet, ist auch ihm gegeben, und äußert sich einerseits in dem unbestechlichen Schönheitsgefühl, womit er, ohne sich um die einseitigen Liebhabereien leicht entzündlicher Kunstfreunde zu kümmern, mit streng ästhetischem Maßstabe Kritik übt, und andererseits in der stilischen Durcharbeitung seiner Schrift. Perrot schreibt immer klar, anschaulich, unterhaltend, ohne flach oder lediglich amüsant zu werden, und dieser Vorzug erscheint auch in der trefflichen Bearbeitung seines Werkes durch den bekannten Aegyptologen R. Pietschmann. Wir müssen noch hinzufügen, daß die glänzende äußere Ausstattung des französischen Buches auch im deutschen Gewande beibehalten wurde. Die vielen hundert Stahlstiche, Buntdrucke und Holzschnitte nach Zeichnungen des Architekten Chipiez bilden einen werthvollen Bestandtheil des Buches, das wir unsern Lesern nicht warm genug empfehlen können.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12
Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Luther,

Historisches Charakterbild in sieben Abtheilungen
von
Otto Devrient.

Ein Festspiel, erstmalig im Herbste 1883 zur vierhundertjährigen Geburtstagsfeier Luther's dargestellt von Bewohnern Jenas.

Zweite Auflage.

gr. 8. XII, 160 S. geh. *M.* 3.60. Eleg. geb. *M.* 5.—.

Neue Romane.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Byr, Rob., Soll ich? Roman. 2 Bde. 8. broch. *M.* 4.—

Möllhausen, Bald., Der Haushofmeister. Roman. 3 starke Bde. 8. broch. *M.* 14.—

In allen guten Leihbibliotheken vorräthig.

Soeben erschien:

Geschichte der Deutschen Volkspoesie
seit dem Ausgange des Mittelalters
bis auf die Gegenwart.
In ihren Grundzügen dargestellt von
Dr. **F. H. Otto Weddigen.**

8. XVI u. 360 S. *M.* 6.—

Die „Europa" sagt in einer längeren Besprechung: „Der auch auf dem Gebiete der Litteraturgeschichte rühmlichst bekannte Verfasser hat mit obigem Werke eine längst gefühlte Lücke glücklich ausgefüllt, indem er zuerst den Versuch einer systematischen Darstellung der Deutschen Volkspoesie machte. Der Versuch ist ihm wohl gelungen..."

Verlag von **Georg D. W. Callwey** in **München.**

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena** erschien soeben:

Kampf und Schutz
gegen drohende Schwindsuchtskrankheiten des Kehlkopfs und der Lungen
in 80 Lebensregeln nebst Tagesdiät.
Für Ärzte und Laien von
Dr. med. **Michaelis,** prakt. Arzt.
Mit 2 Holzschnitten. 8. geh. 1 *M.* 20 *Pf.*

Der
Naturgenuß
Ein Beitrag zur Glückseligkeitslehre.
Von
Hieronymus Lorm.
Vornehme Ausstattung (Prochaska's „Salon-Bibliothek") brosch. M. 2.50, geb. M. 3.—.
Neu!] [Im Buchhandel!

Bad Homburg
½ Stunde von Frankfurt a. Main. — ½ Stunde von Frankfurt a. Main.

Wirksame Brunnenkur bei allen **Magen-** und **Unterleibsleiden** (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit. **Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas-,** und **Moor-Bäder.** **Luftkurort ersten Ranges** für Nervenleidende und Reconvalescenten. **Inhalationen** für **Hals-** und **Brustleidende. Molkenkur.** Heilgymn. Institut (Electrotherapie, Massage.) Kaltwasser-Heilanstalt. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester, Militair-Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste.
Mineralwasser-Versandt in stets **frischer Füllung** während des ganzen Jahres.

Bad Reinerz.

Klimatischer Gebirgs-Kurort, Brunnen-, Molken- u. Bade-Anstalt, in der Grafschaft Glatz, Pr.-Schlesien. Saisondauer. Anfang Mai – Ende Oktober.
Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, Kehlkopfleiden, chronische Tuberkulose, Lungenemphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes. Blutmangel, Bleichsucht u. s. w., sowie der hysterischen und Frauenkrankheiten, welche daraus entstehen. Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und Wochenbetten, nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Skrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, konstitutionelle Syphilis. Empfohlen für Rekonvaleszenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Geschichte des Alterthums
von **Eduard Meyer.**

Erster Band: Geschichte des Orients bis zur Begründung des Perserreichs.

8°. XIX und 647 Seiten. M. 12. —

Der zweite Band soll die griechische Geschichte und die Zeiten des Perserreichs, der dritte die hellenistische Zeit behandeln.

Der Schwäbisch-Rheinische Städtebund
im Jahre 1384
bis zum Abschluss der Heidelberger Stallung.
Von **L. Quidde.**

8°. 237 Seiten. M. 6. —

Soeben ist erschienen:

Denkwürdiges aus meinem Leben
von
J. C. Bluntschli.

Im Auftrag der Familie durchgesehen und herausgegeben von
Dr. **R. Seyerlen.**

3 Bände. Preis: eleg. geheftet 22 *M.*, eleg. gebdn. 25 *M.*

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
in Nördlingen.

Im Verlage von **Otto Wigand** in **Leipzig** ist erschienen:

Iwan Turgenjew.
Eine literarische Studie
von
Eugen Zabel.
Mit dem Bildnisse Turgenjews.
Preis 4 *M.* Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Verlag von **F. C. W. Vogel** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Urgeschichte des Menschen.
Ein Handbuch für Studirende
von
Prof. Dr. **A. Rauber**
in Leipzig.

I. Band: **Die Realien.**
Mit 2 Tafeln. gr. 8. 1884. Preis 10 *M.*

Verlag von **Wilhelm Koebner** in **Breslau:**

Das philosophische System
Eduard von Hartmann's
von
Dr. **Raphael Koeber.**
Preis 9 Mark.

Redaction.

Ein j. Mann, 20 Jahre alt, ev., mit sehr guter Gymn.-Bildung, seit fast 2 Jahren d. Buchhandel angehörig, im Besitz umfassender Kenntn. d. ges. Literatur, Geschichte, Politik 2c., der engl., franz. u. ital. Sprache hinlänglich mächtig, sucht eine geeignete Stellung b. d. Redaction einer geachteten Zeitung. Suchender war schon mit best. Erf. liter. thätig, Verf. e. bek. humor. Werkchens. Gefl. Off. sub **J. E. 8204** an **Rudolf Mosse, Berlin S. W.** erb.

Redaction und **Expedition,** Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **F. G. Teubner** in **Leipzig.**

Digitized by Google

№ 29. Berlin, den 19. Juli 1884. Band XXVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Samstag erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur Innungsbewegung. Von G. Bobertag. — Der Ausfall der ungarischen Reichstagswahlen. Von Adolph Kohut. — Die Urgeschichte als Schlüssel zum Verständniß der Gegenwart. Von Otto Zacharias. — **Literatur und Kunst:** Die Grenzen der Geschichte. Von Bruno Gebhardt. — Ein Gedankendichter. Von Ludwig Fulda. — Flußnamen. Von Rudolf Kleinpaul. (Schluß.) — Ein deutsches Fest in den Vogesen. Von Ernst Koßmann. — Die Zahlen in der Odyssee. Von Daniel Sanders. — Notizen. — Inserate.

Zur Innungsbewegung.

Von G. Bobertag.

Ausgangs 1881 schloß ich eine kurze Besprechung des neuen Innungsrechts an dieser Stelle*) mit folgenden Sätzen: „Möchten die deutschen Handwerker einsehen, welch große Vortheile ihnen das neue Gesetz durch die volle Freiheit bei der Aufnahme ihrer Mitglieder gewährt. Möchten diese jetzt erst wirklich freien Innungen sich zu Vereinigungen der tüchtigsten Mitglieder des Standes entwickeln und endlich den ganzen Stand zur Tüchtigkeit erziehen. Der Boden dafür ist geschaffen. Das neue Innungsrecht hat die Hindernisse beseitigt; aber nur dann wird es damit gelingen, wenn der Handwerkerstand vergißt, daß ein Paragraph 100e im Gesetz steht." — Ich wurde an diesen Gedanken lebhaft erinnert durch die jüngst im Reichstage stattgefundene Berathung und schließliche Annahme des Antrages Ackermann.

Ich muß bei der noch größeren Bedeutung, welchen der § 100e der Innungsnovelle vom 18. Juli 1881 durch den Beschluß des Reichstags vom 18. bezw. vom 10. Juni dieses Jahres und namentlich durch die von dem Vertreter der verbündeten Regierungen, Geh. Oberregierungsrath Lohmann, am 10. Juni abgegebene, dem Antrage Ackermann günstige Erklärung, erhalten hat, den Wortlaut des Paragraphen zunächst in Erinnerung bringen. Der von dem Bundesrathe dem Reichstage zu Anfang des Jahres 1881 unterbreitete Gesetzentwurf enthielt den § 100e in nachstehender Fassung: „Für den Bezirk einer Innung, deren Thätigkeit auf dem Gebiete des Lehrlingswesens sich bewährt hat, kann durch die höhere Verwaltungsbehörde nach Anhörung der Aufsichtsbehörde bestimmt wurden: 1) daß Streitigkeiten aus den Lehrverhältnissen der in § 120a bezeichneten Art auf Anrufen eines der streitenden Theile von der zuständigen Innungsbehörde auch dann zu entscheiden sind, wenn der Arbeitgeber, obwohl er ein in der Innung verbotenes Gewerbe betreibt und selbst zur Aufnahme in die Innung fähig sein würde, gleichwohl der Innung nicht angehört; 2) daß und in wie weit die von der Innung erlassenen Vorschriften über die Regelung des Lehrlingsverhältnisses, sowie über die Ausbildung und Prüfung der Lehrlinge auch dann bindend sind, wenn deren Lehrherr zu den unter Nr. 1 bezeichneten Arbeitgebern gehört. Haben sich hiernach Lehrlinge solcher Gewerbtreibenden, welche der Innung nicht angehören, einer Prüfung zu unterziehen, so ist dieselbe von einer Commission vorzunehmen, deren Mitglieder zur Hälfte von der Innung, zur Hälfte von der Aufsichtsbehörde berufen werden; 3) daß Arbeitgeber der unter Nr. 1 bezeichneten Art von einem bestimmten Zeitpunkte an Lehrlinge nicht mehr annehmen dürfen. — Diese Bestimmungen sind widerruflich."

Der vorstehend gesperrt gedruckte Satz 3 wurde 1881 vom Reichstage gestrichen und auch der erste Antrag des Abgeordneten Ackermann, ihn wieder in das Gesetz hineinzubringen, wurde in der Sitzung des Reichstags vom 31. Januar 1883 abgelehnt, während jetzt der von demselben Abgeordneten zum zweiten Mal gestellte gleiche Antrag in der Sitzung vom 18. Juni dieses Jahres eine schwache Majorität gefunden hat.

Es erhellt, um das gleich hier zu erwähnen, aus Vorstehendem, daß die von dem Geh. Oberregierungsrath Lohmann am 10. Juni für nöthig befundene Zurückweisung der Annahme, „daß die verbündeten Regierungen diejenige Stellung aufgegeben hätten, welche sie in der Vorlage von 1881 einnahmen", eine dem Antrage Ackermann zustimmende Erklärung war und daß also die Freunde der Verleihung des Lehrlingsprivilegs an die Innungen, sei es die unveränderte Annahme des Reichstagsbeschlusses seitens der verbündeten Regierungen, sei es eine dahin gehende neue Regierungsvorlage in nächster Zeit zu erwarten berechtigt sind. Es ist ferner klar, daß in der nach wirthschaftlichen Privilegien und den davon erhofften materiellen Vortheilen trachtenden Masse der deutschen Handwerksmeister die durch den Reichstagsbeschluß vom 18. Juni und die Erklärung des Regierungsvertreters vom 10. Juni eröffnete Aussicht eine lebhafte Agitation hervorrufen muß, welche ihr nächstes praktisches Ziel in der Stärkung der dem Lehrlingsprivilegium günstigen Reichstagsfractionen bei Gelegenheit der bevorstehenden Reichstagswahlen, d. h. der conservativ-klerikalen Parteien, zu erblicken hat.

Ganz abgesehen von der politischen Bedeutung dieser Sachlage, lediglich im Interesse der Innungsbewegung selbst ist dieser Sieg der Freunde des § 100e entschieden zu bedauern.

Von den Gegnern, welche der Antrag Ackermann im Reichstage gefunden hat, steht ein Theil der Innungsbewegung überhaupt ablehnend gegenüber. Ich will hier den Standpunkt der Socialdemokraten, welchen der Abgeordnete Bebel in seiner Rede vom 18. Juni nach Form und Inhalt mustergültig vertrat, und der auf die Ansicht hinausläuft, daß einzig und allein die socialistisch-communistische Organisation der gesammten Arbeit den Leiden der Handwerker abhelfen könne, — diesen Standpunkt will ich hier nicht näher erörtern. Im scharfen Gegensatz zu

*) Nr. 49, Jahrg. 1881 der „Gegenwart".

Digitized by Google

diesem Standpunkt, wenn auch in der Abneigung gegen die ganze Innungsbewegung mit den Socialdemokraten äußerlich vereint, steht eine Anzahl liberaler Abgeordneter, welche die Klagen über den Verfall des Handwerks, namentlich die Klagen über die mangelhafte Lehrlingserziehung, die in der ganzen Innungsbewegung in gewissem Sinne die Hauptsache bildet, als völlig unbegründet hinstellen und nicht Rühmens genug machen können von den Riesenfortschritten gerade der technischen Erziehung in der Zeit seit 1869. Sie weisen mit Stolz auf die seitdem, zumal in Berlin und anderen Großstädten, eingerichteten Fachschulen hin, auf die wiederholt inscenirten Ausstellungen von Lehrlingsarbeiten, auf all das, was Herr v. Kleist-Retzow am 10. Juni mit vielleicht nicht ganz ungerechtfertigtem Spott als die „Ladenhüter" unter den Argumenten gegen die Innungsbewegung bezeichnete. Man wird mit dieser Argumentation gegen die Zünftler in dem bevorstehenden Wahlkampfe entschieden nicht überall Glück haben. Man würde weit besser thun, zuzugeben, daß es in der That mit der technischen, intellectuellen und sittlichen Erziehung — und diese drei Momente können bei der Heranbildung eines tüchtigen Nachwuchses der kleingewerblichen Bevölkerung nicht von einander getrennt werden — in weiten Kreisen des deutschen Handwerks schlecht bestellt ist. Wo, wie in Württemberg, seit langer Zeit eine Combination staatlicher Fürsorge mit freier Vereinsthätigkeit sich entwickelt hat, treten diese Mängel nicht so hervor, wie anderwärts, wie namentlich in Preußen. Ich bin weit davon entfernt, den Segen, welchen auch in Preußen und nicht am wenigsten in Berlin, die Fachschulen und auch mancher „Gewerbeverein" bringen, nicht hoch zu schätzen, die Anerkennung, die ich den württembergischen Einrichtungen zolle, schützt mich hoffentlich gegen jede falsche Beurtheilung in dieser Beziehung. Ich habe mich wohl auch hie und da der hübsch arrangirten Lehrlingsausstellung gefreut. Aber diese anerkennenswerthen Leistungen haben es in Preußen doch nur mit einem verschwindend kleinen Theile der Lehrlinge zu thun, die große Masse des Handwerks in den mittleren und kleinen Städten und auf dem Lande bleibt völlig unberührt davon und selbst in Berlin ist die Gesammterziehung der Lehrlinge, mögen immerhin einige Tausend am Zeichenunterricht Theil nehmen, eine solche, daß nur eine gewisse Voreingenommenheit und Verblendung Loblieder darüber anstimmen kann. Falsch ist es ferner auch, wenn man glaubt, durch den beliebten Hinweis auf den neuerlichen Aufschwung des sogenannten Kunstgewerbes die Klagen über die Mängel der kleingewerblichen Ausbildung und Leistung mundtodt zu machen. Das, was das Handwerk und das Kleingewerbe mit diesem Aufschwunge zu thun hat, tritt gewaltig zurück gegen das, was die kapitalkräftigen Großbetriebe auf diesem Felde geleistet haben und immer leisten werden. Es klingt sehr schön, wenn man den deutschen Handwerkern das Kunstgewerbe als die fette Domäne preist, die ihnen die Großindustrie niemals rauben könne, in Wahrheit sind das aber ziemlich inhaltslose Worte, die der großen Masse der Meister absolut unverständlich bleiben müssen und der Wirklichkeit viel weniger entsprechen, als etwa der Satz: die Flickarbeit bleibt die unantastbare Domäne des Handwerks. Die individuelle, durch keine Maschine zu ersetzende Kunstfertigkeit, welche das Kunstgewerbe vielfach beansprucht, ist keineswegs das geeignete Moment, einen ganzen Stand selbständiger kleiner Unternehmer aufrecht zu erhalten, sie tritt vielmehr mit Vorliebe in den Dienst der Großunternehmer, leider zum Theil noch mit einen durchaus nicht ausreichend hoch normirten Antheil am Unternehmergewinn.

Ein anderer Theil der Gegner des Antrags Ackermann stellt sich der Innungsbewegung an sich nicht ablehnend gegenüber, sondern er bekämpft nur nachdrücklichst die „privilegirte" Innung und deshalb vor Allem nicht nur den Ackermannschen Zusatz, sondern den ganzen § 100e der Innungsnovelle. In der Reichstagssitzung vom 18. Juni vertrat diesen Standpunkt in besonders beachtenswerther Weise der Abgeordnete Dr. Blum. Er bekannte sich als Freund der Innungen, aber nur der „freien" Innungen. Ihnen wirthschaftlich nutzbare Privilegien zu geben, wie der Antrag Ackermann dies wolle, oder auch nur, wie der § 100e dies jetzt schon zuläßt, ihnen Jurisdictionsrechte über den Kreis der Mitglieder hinaus zu geben, sei unverträglich mit dem Wesen eines „freien" Vereins und ungerechter selbst als ein gewisser allgemeiner Innungszwang. Noch eingehender hatte diesen Gedanken schon am 10. Juni der Abgeordnete Goldschmidt ausgeführt, indem er treffend daran erinnerte, daß das Gesetz vom 18. Juli 1881 die Freiheit der Innungen insofern wesentlich erweitert habe, als nach ihm den letzteren das Recht zugestanden sei, in der Hauptsache autonom über die Aufnahme und den Ausschluß von Mitgliedern Bestimmung zu treffen, ein Recht, welches sie nach dem Wortlaut der Gewerbeordnung von 1869 bei weitem nicht in gleichem Umfange hatten. Knüpfe man nun an die Mitgliedschaft eines in dieser Beziehung „freien" Vereins ein so wichtiges und wirthschaftlich einträgliches Privilegium, wie das der Lehrlingshaltung, so bedeute dies nichts Anderes als die Verleihung des Rechts, unliebsame Gewerbsgenossen concurrenzunfähig zu machen.

In der That erscheint die Einräumung öffentlich rechtlicher Machtvollkommenheiten über den Kreis der Vereinsgenossen hinaus, und nun vollends die Verleihung wirthschaftlich lucrativer Privilegien an derartig „freie" Innungen weit zünftlerischer als das Verlangen nach obligatorischen Innungen an sich und ich habe es nie begreifen können, daß man regierungsseitig im Jahre 1881 auf der einen Seite die Freiheit der Innungen in zweckmäßiger Weise vervollständigte und auf der anderen Seite den § 100e in das Gesetz aufnahm. Die Art von Selbstverwaltung, wie sie durch diesen Paragraphen geschaffen werden soll, steht im schroffsten Widerspruch mit dem Wesen des modernen Rechtsstaats. Wenn man die Handwerksgenossen eines bestimmten Bezirks, wie dies z. B. die östreichische Gewerbeordnung vom 20. December 1859 wenigstens auf dem Papier that, durch die selbstständige Niederlassung ipso facto zu Angehörigen einer Genossenschaft werden läßt, welche in gesetzlichen Grenzen gewisse gemeinsame Angelegenheiten zu verwalten und dem Staate gewisse Aufsichtspflichten abzunehmen hat, so mag man dies bei der bunten Vielgestaltigkeit und weitgehenden Specialisirung unsres gewerblichen Lebens und bei der Verwischung der Grenzen zwischen den einzelnen Gewerben einerseits und zwischen Großindustrie und Handwerk andrerseits vielleicht für unpraktisch halten, aber an und für sich ist die Organisation solcher Zwangsgenossenschaften nicht als mittelalterlich zünftlerisch, nicht als unverträglich mit dem modernen Rechtsstaat zu bezeichnen. Diese Organisaton kann doch wenigstens noch als Selbstverwaltung im Sinne des 19. Jahrhunderts aufgefaßt werden, aber das, was der § 100e aus den Innungen zu machen verspricht, kann, wenn es eben wirklich zur Ausführung gelangt, nur auf die rechte mittelalterliche privilegirte Zunft hinaus kommen.

Man kann diese principiellen Bedenken gegen die Verleihung behördlicher Machtvollkommenheiten über den Kreis der Innung hinaus oder wirthschaftlich nutzbarer Privilegien an die „freien" Innungen auch nicht mit dem Einwand zurückweisen, daß in der Praxis sich die Sache ja doch ganz anders gestalte, daß namentlich die Bestimmung des § 100e, die Privilegirung einer Innung solle erst dann erfolgen dürfen, wenn die Thätigkeit derselben auf dem Gebiete des Lehrlingswesens sich bereits bewährt habe, vor allen Gefahren schütze. Nachdem einmal eine Behörde angefangen hat, den Paragraphen zur Anwendung zu bringen, ist dem Wettlauf der Innungen um die Erlangung der verheißenen Privilegien Thür und Thor geöffnet und die Behörden werden jetzt gar nicht anders können, als diese Privilegien zu verleihen, wo es nur irgend mit Anstand geschehen kann. Die Frage, ob diese oder jene Innung sich bereits „auf dem Gebiete der Lehrlingserziehung" hinreichend „bewährt" habe, ist in der Praxis so unendlich schwer auch nur einigermaßen sicher und gleichmäßig zu entscheiden, daß man, um nicht ungerecht zu sein, mit ihrer Bejahung sehr liberal verfahren müssen wird oder gar nicht anfangen dürfte.

Der Weg, den Regierung und Reichstag 1881 mit der Einfügung des § 100e in das Gesetz betreten haben, und auf welchem

Digitized by Google

jetzt ein weiterer Schritt vorwärts gethan worden ist, wird unzweifelhaft zu Verhältnissen führen, welche ihrerseits wieder eine energische Reaction bedingen müssen. Die Innungen und der deutsche Handwerkstand werden dadurch schwer geschädigt werden. Möchte es gelingen, dem deutschen Kleingewerbe noch einmal Verständniß für den Gedanken beizubringen, daß keine Privilegien, keine Vorrechte, keine Herrschaftsbefugnisse im Stande sind, das Handwerk vor immer weiterem Niedergang, vor immer vollständigerer Unterwerfung unter die Großindustrie zu bewahren, sondern einzig und allein das eigene energische Vorwärtsschreiten auf der Bahn technischer, wirthschaftlicher, sittlicher Vervollkommnung. Dann könnten die „freien" Innungen zweifellos Großes leisten auf dieser Bahn. Die praktische Verwirklichung des § 100e jedoch schließt diese Hoffnung aus, die gesunde Entwicklung eines neuen Innungslebens ist damit zu Ende.

Der Ausfall der ungarischen Reichstagswahlen.

Von Adolph Kohut.

Alle drei Jahre wird der ungarische Reichstag gewählt. Daß in allen constitutionellen Ländern eine große und rücksichtslose Agitation von allen Parteien entfaltet wird, um in Wort und Schrift, durch Massenversammlungen, Vorträge, Flugschriften, Zeitungsartikel ꝛc. die öffentliche Meinung zu bearbeiten, ist selbstverständlich und im Interesse der freien Discussion und der politischen Freiheit mit Freuden zu begrüßen. Aber die beschämenden und skandalösen Scenen, die sich in Ungarn diesmal vor und nach den Reichstagswahlen abspielten, sind eines civilisirten Landes unwürdig. Nur in Amerika, wo der Revolver eine solche Rolle spielt, erleben wir noch derartige abscheuliche Ausschreitungen gelegentlich der Wahlen. Diesmal besonders lösten sich alle Bande frommer Scheu. Transleithanien glich Wochen hindurch einem Schlachtfelde, auf welchem sich die gegnerischen Parteien mit der ganzen Wuth des Fanatismus bekämpften. Als Waffe kam besonders der Schleuderstein in Mode. Die Parlamentscandidaten wurden, während sie vor versammeltem Volke erschienen oder auf der Rednertribüne standen, um recht erbaulich über die Versammlungsfreiheit zu sprechen, mit einem wahren Steinregen überschüttet, und ebenso erging es auch allen Parteifreunden und Genossen der dem Pöbel nicht sympathischen Abgeordneten. Ein Schlachten war's, und nicht eine Schlacht zu nennen, — das Blut floß in Strömen und es gab zahlreiche Todte und Verwundete. Das Empörendste war bei all den scheußlichen Vorgängen, die sich in Mindszent, Klausenburg, Czegléd u. s. w. abspielten, daß die Vertreter der Obrigkeit, die Sicherheitsbeamten, entweder selbst die Hand bei all den ruchlosen Excessen im Spiele hatten, indem sie in erster Linie fanatische Parteigänger und dann erst Comitatsbeamte sind, oder aber zu schwach und zu feige waren, um die Canaille zu Paaren zu treiben und dem Mob den Daumen aufs Auge zu drücken. Erst nachdem die Wogen der Erregung aufs Höchste gestiegen waren und die Ausübung der Wahl illusorisch geworden wäre, entschloß sich die Regierung zu energischen Mitteln zu greifen. Koloman von Tisza, der Premierminister und zugleich Minister des Innern, erließ an alle Behörden ein Circularschreiben, worin er vor jeder unerlaubten, d. h. ungesetzlichen Wahlbeeinflussung warnte und ihnen gestattete, Militär und Gendarmerie zur Aufrechterhaltung der Ordnung zu requiriren; auch wurden an alle die vom Mob bedrohten Ortschaften Polizeimannschaften und Soldaten geschickt, um jede Störung durch Waffengewalt niederzuhalten. So haben sich gewissermaßen unter dem Schutz der Bajonette die Reichstagswahlen vollzogen.

Bei den jetzigen Reichstagswahlen kämpften folgende Parteien um die Herrschaft im Parlament wie in der Regierung, denn da Ungarn ein streng constitutionelles Land wie England und Italien ist, führen diejenigen die Geschäfte des Landes, welche über eine ausschlaggebende Mehrheit im Reichstage zu verfügen haben: die Liberalen, die Gemäßigt-Oppositionellen, die Unabhängigen, die Nationalen, die Antisemiten und die sogen. Wilden, d. h. die keiner bestimmten Partei angehörigen Politiker. Die Liberalen, deren Führer Koloman von Tisza ist und mit deren thatkräftiger Unterstützung er bereits neun Jahre hindurch an der Spitze der Regierung steht — nachdem er schon aus vier Parlamentswahlen als Sieger mit großer Mehrheit hervorging —, befinden sich seit dem Jahre 1875 am Ruder. Dieselben sind aus einer Fusion der Deákisten, der Anhänger Franz von Deáks, des Vaters des „Ausgleichs" Ungarns mit Oestreich im Jahre 1867, und derjenigen Linken, welche des staatsrechtlichen Haders müde waren, hervorgegangen. Seit jener Zeit ist Herr von Tisza Herr der Situation. Ein zäher Calvinist, der seine staatsmännische Laufbahn damit begann, daß er im Parlament mit glänzender Beredsamkeit die rohen Attentate bekämpfte, welche das Bach'sche Concordatsministerium auf die protestantischen Kirchen Ungarns begonnen, ist Tisza auch als Politiker von einer unglaublichen Ausdauer, der seine Ziele und Bestrebungen mit Beharrlichkeit verfolgt. Ein Taktiker ersten Ranges, beherrscht er durch sein polemisches Talent das Parlament; wie kaum Einer weiß er die Schwächen seiner Gegner herauszufinden und dort seine Hebel anzusetzen. Was haben die oppositionellen Parteien schon Alles aufgeboten, um den kühlen, nüchternen, unerbittlichen Calvinisten zu stürzen, aber vergebens! Als Tisza zum ersten Male den Sitz des Präsidenten auf der Ministerbank einnahm, bemerkte man ein Mitglied der äußersten Linken, das, mit verschränkten Armen, in eine Ecke des Saales gelehnt, den starren Blick auf den neuen Chef der Regierung — eine hagere Gestalt, so daß die Kleider an ihr schlottern, die Augen durch riesige blaue Brillengläser verschleiert — gerichtet, dastand. „Warum stierst du denn Tisza so sehr an?" frug ihn ein Gesinnungsgenosse. „Ich denke" — antwortete der Extreme — „daß wir diesen Mann von diesem Platze nicht mehr lebendig wegbringen werden." Und, wie es scheint, soll dieser verbissene Prophet Recht behalten. So lange Herr von Tisza über eine Mehrheit im Reichstage verfügen wird, wird er sich wohl nie von seinem Platze rühren. Er denkt mit Mac Mahon: j'y suis, j'y reste! Er hat es verstanden, die Liberalen derart zu beherrschen, daß sie ihm blindlings folgen, wie die Nationalliberalen in der Zeit der nationalliberalen Herrlichkeit dem Fürsten Bismarck. Die Wandelungen der Volksgunst hat er in seltenstem Maße erfahren. Nach der Fusion auf der Höhe seiner Volksthümlichkeit, war er, als er die Occupation Bosniens und die Andrássy'sche Politik warm vertheidigte, der Gegenstand allgemeinen Hasses, und als sogar einige europäische Skandale in der Verwaltung, bei denen der Staatssekretär Graf Zichy-Ferraris eine so traurige Rolle spielte, sein Ansehen aufs Tiefste erschütterten, glaubte man schon, daß er und mit ihm die liberale Partei von der politischen Bildfläche verschwinden würden, aber er gleicht dem Antäus in der Fabel: zu Boden geworfen, schnellt er mit frischer Kraft und Elasticität wieder empor. Die Liberalen huldigen dem Fortschritt auf politischem, socialem und religiösem Gebiete. Herrn von Tisza mag es zum Ruhme angerechnet werden, daß er stets und beharrlich den um sich greifenden Antisemitismus in rücksichtsloser Weise bekämpfte, daß er das Palladium der Gewissens-, Versammlungs- und Preßfreiheit stets hoch hielt und zu Ausnahmemaßregeln, wie z. B. gelegentlich des Spectakels in Kroatien in der Wappenschilderaffaire, nur in dem äußersten Fall griff und sofort bereit war, die Ausnahmezustände zu beseitigen, sobald die Verhältnisse sich einigermaßen besserten. Aber Tisza ist kein Mann der Doctrinen, sondern ein Politiker des Opportunismus. Während in allen europäischen Culturstaaten wenigstens die Nothcivilehe eingeführt ist, herrscht in Ungarn noch unumschränkt die kirchliche Trauung. Nach langem Zaudern raffte er sich vor einigen Monaten endlich auf und brachte das Mischehengesetz im Parlamente ein. Das Unterhaus nahm dasselbe mit erdrückender Mehrheit an, aber die Magnaten und Kirchenfürsten, sowie die „Indigenen" wiesen selbst dieses schwächliche Experiment eines bürgerlichen Eheschließungsgesetzes bekanntlich mit Hohn und

Digitized by Google

Spott zurück. Der entschiedene Liberalismus hätte erwartet, daß er dieses Auflehnen des Oberhauses mit der so oft angedrohten Reform des Hauses der Lords sowie mit dem Einbringen der obligatorischen Civilehevorlage beantwortet hätte, aber Herr von Tisza machte mit der Geistlichkeit, auf deren Unterstützung bei den Wahlen er angewiesen war, seine Rechnung und sowohl die Reform des Oberhauses wie die der Eheschließung wurde vertagt. Er wagte der verbündeten Reaction kein Paroli zu bieten.

Zu den bekanntesten Vertretern der liberalen Regierungspolitik im Parlament, die auch außerhalb Ungarns einen klangvollen Namen haben, gehörten bisher Maurus Jókai, der berühmte Romanschriftsteller und Chefredacteur des ungarischen Regierungsblatts: „Nemzet" — „Nation" — und Dr. Max Falk, Chefredacteur des Pester Lloyd, der aber diesmal in seinem Wahlkreis durchgefallen ist. Trotz der heftigsten und erbittertsten Agitation der Oppositionsparteien hat Tisza und die liberale Partei auch in dieser Wahlcampagne gesiegt. Der ungarische Reichstag zählt 446 Mitglieder und die Summe der gewählten Liberalen beträgt 229. Es verfügen dieselben über eine noch größere Mehrheit als in der abgelaufenen Session des Reichstages. Da aber der Zuwachs an Stimmen keine allzu bedeutende und eine Anzahl von Bezirken der liberalen Fahne untreu geworden ist, so beweist dies, daß sich in den letzten Jahren in Ungarn gar Manches zum Schlechteren verändert hat. Der ehemalige Justizminister im Cabinet Andrássy, Balthazar Horváth, hat den Nagel auf den Kopf getroffen, als er kürzlich gelegentlich einer Wahlrede in Temesvár auf den socialen und sittlichen Krebsschaden im Magyarenlande hinwies. „Die Ursache aller Uebel", sagte er u. A., „liegt in der gegenwärtigen Generation, in dem Verfall des Gemeingeistes... Wir haben große Fehler begangen, indem wir unsere Gegner artig hätschelten, durch einige Compromisse unsere eigene Schöpferkraft lähmten; dies mußte auf das große Lager des Liberalismus entmuthigend einwirken und den Samen der Apathie ausstreuen. Der Opportunismus gerieth immer mehr auf die Oberfläche, der Liberalismus aber wurde allmählich der Gegenstand des Spottes, der Verfolgung und der Geißelung. Ich kann wohl nicht behaupten, daß die Reaction ihren Einzug in unsere Gesetzgebung hielt, doch ist es unleugbar, daß materielle Gesichtspunkte die Herrschaft erlangten und jede Frage, welche sich über das Niveau der Tagesinteressen erhob, kaltem Gleichmuth begegnete." Wer denkt hierbei nicht an die deutschen Compromißpolitiker der nationalliberalen Aera? Aber nicht allein das Compromißthum in der Politik hat Platz gegriffen, wie Balthazar Horváth klagt, sondern die ganze ungarische Gesellschaft ist krank. Abgesehen von den zahlreichen antisemitischen Ausschreitungen und den Processen à la Tisza-Eszlár, grassirt in Ungarn das wüste Demagogenthum, die Spiel- und Duellwuth, die Verhetzung der Gemüther, der Terrorismus, den einzelne Klopffechter und verbrecherische Charlatane, wie der berüchtigte Julius Verhovay, auf ihre Gesinnungsgenossen ausüben, — kurz, das Schauspiel, welches sich uns im Lande der heiligen Stephanskrone darbietet, ist gerade kein erfreuliches und schönes.

Es ist klar, daß die liberale Regierungspartei noch die meiste Anwartschaft auf unsere Sympathien hat. Die Gemäßigt-Oppositionellen, deren Führer Graf Albert Apponyi Wochen hindurch das Land bereiste und überall Brandreden gegen die Regierung hielt, verfolgen eine conservativ-agrarische Politik, sofern sie überhaupt ein Programm haben. Im Allgemeinen verlegen sie sich auf das Negiren und tadeln Alles, was von der Regierung kommt, selbst die Finanzpolitik des Grafen Szapáry, eines der besten Finanzminister, die Ungarn je besessen. Die Angriffe gegen die ungarische Finanzpolitik sind durchaus ungerecht. Die Anstrengungen, die Ungarn zur Consolidirung seiner Finanzen macht, sind sehr anerkennenswerth, das Gleichgewicht im Staatshaushalt ist im Ordinarium hergestellt und die Rentenconversion hat sich aufs Glücklichste vollzogen. Was wollen aber die Gemäßigt-Oppositionellen bieten, sobald sie zur Herrschaft gelangen? Eine ihrer, bei den jetzigen Wahlen durchgefallenen Größen hat das Geheimniß in einer Wahlrede ausgeplaudert. „Das Großcapital", sagte Paul Somssich, „dessen Besitzer sich Weltbürger nennen, hat kein Vaterland. Es beherrscht heute noch die Staaten und die Einzelnen, scheint aber den Höhepunkt seiner Herrschaft schon überschritten zu haben, und nicht fern ist die Zeit, in der es mit jener aufgeklärten öffentlichen Meinung, welche die Privilegien der Gutsbesitzer abschafft, wird pactiren müssen." Das genügt! Durch socialistisch-agrarische Kunststückchen und Quacksalbereien wollen diese Candidaten auf ein Ministerportefeuille die kranke Gesellschaft curiren! Weß Geistes Kind übrigens diese Leute sind, die es nicht verschmähen, zuweilen das Mäntelchen liberaler Gesinnungen umzulegen, bewies ja die Coalition, welche sie mit den feudalen Junkern und Pfaffen der Magnatentafel eingingen, als es galt, das Mischehengesetz zu Falle zu bringen. Sie gingen ein Bündniß selbst mit Beelzebub ein, wenn es ihnen nur gelänge, das verhaßte Tisza'sche Cabinet zu stürzen. Leider, leider, haben die Wahlen ihnen das Concept verdorben: sie haben es blos auf etwa 60 Mitglieder zu bringen vermocht.

Sie wurden noch überflügelt von der äußersten Linken, den „Unabhängigen", welche gegen 67 Candidaten gewonnen haben. Diese Partei schwört zur Fahne Ludwig Kossuths, des alten Exdictators, der jetzt in Turin grollend seine Memoiren schreibt und recht fleißig leidenschaftlich-elegische Episteln an seine Getreuen im Vaterland sendet. Diese Herrschaften streben die Personal-Union mit Oestreich an, sie wollen ein eigenes ungarisches Heer, ein eigenes ungarisches Zollgebiet, — wenn es ginge, wünschten sich diese dem Chauvinismus besonders ergebenen Magyaren der Unabhängigkeitpartei (függetlenségi párt) sogar einen ganz aparten eigenen Herrgott. Der namhafteste Führer dieser Partei ist Carl von Oetvös, der berühmt gewordene Vertheidiger in dem Proceß von Tisza-Eszlár, dem aber das Malheur passirte, im siebenten Bezirk zu Budapest, wo er gegen den Staatssecretär im ungarischen Handelsministerium, Dr. Alexander Matlekowics, candidirte, durchzufallen.

Seine Niederlage beweist am besten, wie mächtig der Antisemitismus in Ungarn ist. Die Reichstagswahlen sind am meisten den Antisemiten zu Gute gekommen. Nicht weniger als 22 sind in das Parlament gewählt worden. Vor einigen Jahren noch gab es nur einen einzigen Antisemiten im Parlament, Victor Istóczy. Diesen Herrn, der von Zeit zu Zeit sein Steckenpferd des Antisemismus ritt und für eine Austreibung der Juden nach Palästina plaidirte, nahm man nicht ernst; nun aber verfügt er schon über eine Partei im Reichstage und er hat das Recht, ernst genommen zu werden. Dieses Anwachsen des Antisemitismus ist das bezeichnendste Symptom der diesmaligen Wahlen. Die sociale und Racenfrage, welche seit Jahren Ungarn aufwühlt und das Land fast an den Rand der Revolution gebracht hat, wird voraussichtlich noch viel lebhafter in der Presse, in Volksversammlungen, im Parlament und — auf den Straßen und Gassen der Städte erörtert werden. Die sociale Frage ist nun auch in Ungarn aufgerollt, — die Mittelklasse, die sich bisher indolent verhalten, mag zusehen, wie sie sich mit dieser neuen Erscheinung abfindet.

Etwa ein Dutzend Candidaten haben die nationalen Parteien gewählt. Und mit diesen Abgeordneten wird die Regierung sicherlich ihre Noth haben. Diesmal haben die Serben und Rumänen, dem Beispiel der Siebenbürger Sachsen folgend, ihre bisherige Passivität gegenüber den Reichstagswahlen aufgegeben und haben theils mit den verschiedenen Parteien betreffs der Candidaten pactirt, theils eigene Candidaten aufgestellt, beides fast ausnahmslos unter Anerkennung der bestehenden staatsrechtlichen Grundlage. Die Nationalitäten haben gut daran gethan, daß sie sich an der praktischen Politik betheiligen und für ihr gutes Recht im Parlament kämpfen, wo sie es verletzt glauben. Nichts kann der gedeihlichen Entwickelung und dem Aufschwung Ungarns hinderlicher sein, als der übertriebene Chauvinismus und die Nationalitätenhetze. Das bestehende Nationalitätengesetz muß sine ira et studio, gewissenhaft und strenge durchgeführt werden, um Friede und Eintracht herzustellen. Den Magyaren gebührt gesetzlich und naturgemäß die Führung im Lande und es wäre

Digitized by Google

ein Unglück für Ungarn, wenn dort ein solcher grauenhafter Nationalitäten-Wirrwarr herrschte, wie in Cisleithanien, aber was dem Einen recht, muß dem Anderen billig sein; und wenn die Nationalitäten treue Staatsbürger sind und die staatsrechtliche Stellung Transleithaniens in der Monarchie voll und ganz anerkennen, können sie auch mit Recht beanspruchen, daß ihre gesetzlichen und patriotischen Culturbestrebungen anerkannt und hochgehalten werden!

Ich übergehe die 11 keiner Partei angehörenden Wilden, welche zu den nothwendigen Requisiten eines jeden Parlaments gehören und auf das Ergebniß der entscheidenden Debatten eben im Allgemeinen ohne Einfluß sind, und will das Facit der diesmaligen Wahlen ziehen: Es ist erfreulich, daß die liberale Partei, zumal die Reaction in Belgien soeben erst triumphirt hat, wenigstens in Ungarn Siegerin geblieben. Das glänzende Vertrauensvotum, welches das Land dem Leiter der magyarischen Politik, Koloman von Tisza, gegeben, darf ihn aber nicht blenden: die ungarische Gesellschaft ist krank; die sociale und Nationalitätenfrage erheischen dringend ihre Lösung, und die Forderungen des Liberalismus in Kirche und Schule, in Staat und Gesellschaft lassen sich nicht mehr aufschieben. Allerdings haben auch diesmal die Wahlen die vollständige Ohnmacht der Parteien dem Liberalismus gegenüber bewiesen, aber es darf nicht vergessen werden, daß der Liberalismus es war, welcher Herrn v. Tisza eine imponirende Mehrheit zugeführt hat. Hier sind die starken Wurzeln seiner Kraft, und will er und sein Regime auch in der Zukunft reüssiren, muß er das Programm des Liberalismus, ohne allzu ängstliche Rücksichtnahme auf Opportunitätsbedenken, ganz und voll ausführen. Vor allem aber muß der grauenhaften Comitatsverwaltung, deren Folgen wir in Tisza-Eszlar und Nyiregyháza sattsam kennen gelernt haben, ein Ende bereitet werden! Die Organe der Verwaltung sind vielfach corrumpirt, und wir haben neuerdings oft die beschämende Erfahrung gemacht, daß höhere Comitatsbeamte mit dem Straßenpöbel gemeinsame Sache machten, indem sie sich selbst, von Parteifanatismus hingerissen, an Excessen gegen politische Gegner betheiligten oder aber scandalöse Auftritte aus Nachlässigkeit oder Feigheit stillschweigend duldeten.

Der ungarische Reichstag wird, wie ich fürchte, im Herbst, da die neue Session beginnt, — dem polnischen Reichstag gleichen. Auch im letzten Parlament ging es zuweilen hoch her und Scandale waren an der Tagesordnung, aber im neuen Hause wird der Spectakel voraussichtlich ein nothwendiges Attribut, eine berechtigte Eigenthümlichkeit werden. Dort werden, wie selbst die freisinnige ungarische Presse befürchtet, nunmehr Sitz und — Stimme haben, welche sich auf die Volksleidenschaften berufen und die auch im Sitzungssaale die chaotische Stimme der Volksleidenschaft erheben werden. Man wird parlamentarische Scenen erleben, die an den agramer Landtag erinnern, wo David Starcsevics und Genossen den gewerbsmäßigen Scandal zur Schmach der kroatischen „Intelligenz" als den beliebtesten Sport der Herren Kroaten betreiben. Die ungarische Gesellschaft kann von einem solchen Reichstag nur wenig Gutes erwarten.

Die Urgeschichte als Schlüssel zum Verständniß der Gegenwart.

Von Otto Zacharias.

Alle Wissenschaften berühren und fördern sich gegenseitig. So haben die Ergebnisse der Geologie in bemerkenswerth hohem Grade unsere geschichtlichen Forschungen beeinflußt. Wenn uns durch klare Thatsachen bewiesen wird, daß die Erdoberfläche nicht zu allen Zeiten so beschaffen war, wie wir sie jetzt vor uns sehen, wenn wir aus der Aufeinanderfolge der Gesteinsschichten die Ueberzeugung gewinnen, daß die Vertheilung von Land und Wasser in ihrer gegenwärtigen Form verhältnißmäßig neueren Datums ist, so verlängert sich das Band, welches uns und unser Geschick mit den Ereignissen der Vergangenheit verknüpft, ins Unbestimmbare, und wir gelangen in den Besitz eines unerschöpflichen Fonds von Zeit, auf den wir beliebig Wechsel ziehen können, wenn es sich darum handelt, große (und ungeheuer erscheinende) Veränderungen im Gebiete der organischen und anorganischen Natur durch die fortgesetzte Wirksamkeit bekannter Gesetze zu erklären.

Diese von Charles Lyell, dem berühmten englischen Forscher, zuerst in die Geologie eingeführte „Stetigkeit der Ursachen" enthält implicite die Anerkennung eines causalen Zusammenhanges zwischen den früheren Epochen der Erdgeschichte und den Veränderungen, die noch gegenwärtig in physikalisch-geographischer Hinsicht vor sich gehen. Hieraus ergibt sich nun mit Nothwendigkeit die weitere Schlußfolgerung, daß eine Continuität materieller Art auch für die lebenden Wesen, die den Erdball bevölkern, zu statuiren sei: daß also zwischen den thierischen und pflanzlichen Organismen unserer jetzigen Erdperiode und denen der Urzeit ein Verhältniß der Abstammung bestehen müsse.

Und zwar ist dieses Abstammungsverhältniß der Art zu denken, daß Organismen von einfacherem anatomischen Bau die Vorläufer von solchen waren, die eine größere Complication ihrer körperlichen Einrichtung zeigen. Diese Theorie wird fast zum Range völliger Gewißheit erhoben, wenn wir die embryonale Entwickelung der gegenwärtig lebenden höheren Thiere studiren, und wenn wir andererseits sehen, daß die sedimentären Schichten, je nach ihrem Alter, Reste von mehr oder minder entwickelten Organismenformen einschließen.

Es wird in solchen Kreisen, deren Logik von theologischen Vorurtheilen unbeeinflußt ist, kaum noch Jemand geben, der es fertig bringt zu glauben: daß der Löwe oder der Eichbaum eines Tages ganz unvermittelt so ins Dasein traten, wie wir sie jetzt vor uns sehen. Es ist uns eine Alternative gestellt, der wir nicht ausweichen können. Entweder müssen wir annehmen, daß die zahlreichen Verwandtschaftsbeziehungen, welche die höheren Organismen in ihrem Bau und in ihrer Entwickelung mit den niederen aufweisen, gar keine wissenschaftliche Bedeutung haben und lediglich dazu da sind, um unser Denken in eine Falle zu locken, oder wir müssen in jenen Beziehungen das Band erblicken, welches die höheren Lebensformen mit den niederen Organisationstypen genetisch verknüpft. Ein Drittes gibt es nicht.

Was nun den ersten Theil der Alternative betrifft, daß jene merkwürdigen Aehnlichkeiten bedeutungslos seien, so müßte mindestens eine plausible Theorie ihrer Entstehung gegeben werden, weil das Walten des Zufalls dabei sicherlich ausgeschlossen ist. Da uns nun bisher keine solche Theorie von den Gegnern der Entwickelungslehre präsentirt worden ist, so behauptet letztere siegreich und ausschließlich das Feld, indem sie dem geistigen Auge großartige Perspectiven in eine allumfassende Natur- und Weltgeschichte eröffnet.

In vagen, verschwimmenden Grundzügen liegt diese große Historia mundi bereits vor uns. Ein Hauptkapitel darin, zu dem schon allerlei Material aufgehäuft ist, wird von der Herkunft des Menschen und dessen Stellung in der Natur handeln. Wann ist der Mensch zuerst aufgetreten? In welchem Zeitmoment des allgemeinen Lebens finden wir seine Wiege? Welches waren die günstigen Dispositionen des Klimas und der geologischen Verhältnisse, als er zuerst „an der Spitze seiner Brüder" erschien?

Es gibt heutzutage noch auf Bildung Anspruch erhebende Europäer, die eine solche Fragestellung für frevelhaft erachten. Sie meinen, die Urgeschichte unseres Geschlechts sei nur darum mit einem so dichten Schleier verhüllt, damit wir gar nicht einmal den Versuch machen sollen, ihn zu heben. Es ist dies die Logik der Bequemlichkeit, mit welcher der Wissenstrieb in beständiger Fehde liegt. Letzterer kann mit viel größerem Rechte darauf hinweisen, daß jeder Trieb seine Befriedigung erheischt, und daß die Räthsel dazu da sind, um gelöst zu werden.

Für den denkenden Menschen kann es nichts Anziehenderes

Digitized by Google

geben, als den Spuren nachzugehen, welche nach fernab liegenden Epochen der Vergangenheit führen, und uns ahnen lassen, aus welchen Anfängen unsere gegenwärtige Cultur hervorgegangen ist. Für denjenigen freilich, der möglichst rasch über das massenhaft aufgehäufte Material orientirt sein will, ist der Anschluß an einen bewährten Führer unerläßlich. Wer sozusagen die Poesie der Urgeschichte des Menschen kennen lernen will, dem kann kein schöneres Buch empfohlen werden, als das „Die Schöpfung" betitelte von Edgar Quinet.*) Hier haben wir einen Autor, der das, was er schildert, innerlich erlebt hat. Mit genialem Blick findet er sofort heraus, daß uns die Steinsplitter, die Bronzespangen und die Eisenäxte nichts über die Entwickelung des Menschengeschlechts lehren können, wenn wir keinen klaren wissenschaftlichen Begriff von der Stellung des Menschen unter den übrigen Naturwesen besitzen. Es ist eine Art Usance unter den Anthropologen geworden, den Urmenschen für ein wildes Ungeheuer auszugeben. Das ist aber eine Sinnlosigkeit. In Wirklichkeit zeigt er uns vielmehr von Anfang an alle diejenigen Qualitäten, welche ihn zu einem Dasein höherer Art befähigen.

„Man unterscheidet den Brachiopoden vom Brachiopoden — ruft Quinet aus — den Mollusken vom Mollusken, und sollte kein sicheres Merkmal finden können, den Menschen vom Vierhänder zu unterscheiden? Ist das nicht der augenscheinlichste Beweis, daß hier ein Rechnungsfehler vorliegen muß? Zwischen dem Gorilla und dem Menschen ist nicht blos eine Größenverschiedenheit des Gehirns und die vielerörterte Frage des Daumens; der ganze Zeitraum der Geschichte steht zwischen ihnen, und erweitert die Kluft von Jahrhundert zu Jahrhundert. Die Orang-Utangs, die Siamangs und die Gorillas thuen heute genau dasselbe, was sie vor hunderttausend Jahren thaten, nicht mehr und nicht weniger. Sie empfinden, sie handeln wie am Beginn ihrer Existenz."

Dem gegenüber macht nun Quinet geltend, daß der Mensch nicht blos innerhalb der Natur, sondern auch in einer traditionellen, historischen Welt stehe. Er allein habe die Fähigkeit, sich nicht nur im Raume, sondern auch in der Zeit fortzubewegen. Und gerade letzteres Merkmal, das nur ihm zukommt, unterscheide ihn von den übrigen belebten Wesen. Es genüge nicht zu sagen: der Mensch fühlt und denkt; man müsse auch hinzufügen: der Mensch bewegt sich von Generation zu Generation in der Zeit vorwärts.

Eingangs dieser Zeilen ist gesagt worden, daß eine Wissenschaft die andere fördere. Diesen Satz sehen wir bezüglich der Forschungsweise Edgar Quinets bestätigt. Der Historiker vereint sich in der Person dieses geistvollen Schriftstellers mit dem Naturforscher. Zu der Uebung im Beobachten detaillirter Umstände und Verhältnisse kommt hier der weite, weltüberschauende Blick des Geschichtskundigen. Zu einer möglichst objectiven Auffassung dessen, was die Vorzeit unseres Geschlechts betrifft, kann Niemand befähigter sein, als ein in das Detail der geologischen Wissenschaft eingeweihter Historiker. Es ist wahr, daß vom Standpunkte des Anatomen und Zoologen aus betrachtet, der Mensch nichts weiter darstellt, als ein placentales Säugethier. Es gibt in unserem Körper kein einziges Organ, welches sich nicht auch bei den höheren Affen vorfindet. Aber umfaßt denn Anatomie und Zoologie die ganze Wissenschaft vom Menschen?

Der Fanatismus einiger Ultras beantwortet diese Frage unbedenklich mit Ja. Aber mit gleichem Rechte könnte man dann behaupten, daß bei Beschreibung der Biene von ihrer Industrie und ihren Kunstbauten nicht die Rede sein dürfe, und daß das nur die Dichter und Märchenerzähler interessiren könne. In diesem Fall würde freilich sofort der Vorwurf einer „unwissenschaftlichen Behandlung des Gegenstandes" erhoben werden, während dieselben Gelehrten nichts darin finden, daß man in der Anthropologie die Fähigkeit des Menschen, geistig fortzuschreiten, für unwesentlich hält und daher beharrlich ignorirt.

Gerade durch diesen geistigen Fortschritt aber ist die ungeheure Kluft zwischen uns und den geschichtslosen Primaten entstanden. Eine ganze Welt, ein complicirtes historisches Gewebe, trennt uns für alle Zeiten von dem uns anatomisch und zoologisch verwandten Gorilla.

Was war nun aber das Vehikel jenes siegreichen Vordringens und Weiterschreitens, durch welches sich das Menschengeschlecht schon in vorgeschichtlicher Zeit von den übrigen Naturwesen unterschied?

Hierauf gibt einer unserer berufensten Naturforscher, der sich neuerdings auch der Urgeschichte des Menschen zugewendet hat, die Antwort: daß alles geschichtliche Leben und alle Culturentwickelung mit der Staatenbildung beginnt. Der Staat ist — wie in dem uns vorliegenden Werke Prof. A. Rauber's näher ausgeführt wird — der eigentliche Erzeuger der Menschheit, der Fähigkeiten des Einzelnen sowohl wie derjenigen der Gesammtheit. Er ist auch der Erzeuger der Kirche, ja der Religion.*)

Hier hätten wir also einen analogen Proceß vor uns, wie er bei der Entwickelung des thierischen Eies unserer directen Beobachtung zugänglich ist. Wenn sich der Bildungsstoff der Eizelle in die einzelnen Segmente zerlegt und daraus durch fortgesetzte Weitertheilung das Material zum Aufbau eines neuen Thierkörpers hervorgeht, so ist es in diesem Falle auch das Ganze (der Einhalt), was die Größe und Anordnung der Elementartheile bestimmt, sie mit Kräften zu ihrer Fortentwickelung ausrüstet und schließlich zu Organen und Organsystemen zusammenfügt.

Es lag dem berühmten Embryologen nahe, die Entwickelung der menschlichen Cultur nach Analogie eines anderen Entwickelungsprocesses, dessen Verlauf wir vom Anfang bis zum Abschluß beobachten können, zu betrachten. Solche Analogien sind fruchtbar und lehrreich; auch ist es nicht das erste Mal, daß davon zur Präcisirung der Begriffe in politischen und staatsrechtlichen Dingen Gebrauch gemacht wird.

Man denke nur an die Bezeichnungen „politischer Körper" und „staatlicher Organismus", deren sich jetzt jeder Zeitungsreporter bedient, um in aller Kürze auszudrücken, daß die einzelnen Factoren des Staatslebens sich in dem Verhältniß gegenseitiger Abhängigkeit von einander befinden. So kann man mit voller Berechtigung die aus der Beobachtung von sich entwickelnden Thierkörpern gewonnenen Anschauungen auch auf die sich gestaltende menschliche Gesellschaft übertragen. Wie der flüssige Inhalt des Eies, so zeigen auch primitive Stämme keine festen Contraste ihrer Theile. Anfangs betreiben alle Menschen dieselbe Art von Thätigkeit. Es besteht nicht einmal eine feste Häuptlingsschaft, und nur im Kriegsfall macht sich eine Unterordnung der Uebrigen unter die Autorität des stärksten und tapfersten Führers geltend. Von den so beschaffenen, lose zusammenhängenden, kleinen gesellschaftlichen Aggregaten findet ein Fortschritt zu solchen von größerer Festigkeit und bedeutenderem Umfange statt, deren integrirende Theile zu gleicher Zeit bestimmter und mannichfaltiger werden. Die einzelnen Individuen der Gesellschaft übernehmen mit Entwickelung der letztern verschiedenen Arten und Ordnungen von Thätigkeiten, die durch Unterschiede in den örtlichen Bedingungen oder durch äußere Nöthigung hervorgerufen werden. Allmählich kommt es zu dauernden gesellschaftlichen Gebilden von größerer Complication, vermehrter Leistungsfähigkeit und längerem Bestand. Das ist der sociale Fortschritt, wie er seit Urzeiten her stattgefunden hat.

„Wie der Körper des Menschen, der Thiere und der Pflanzen nur demjenigen verständlich ist — argumentirt Rauber —, der die Entwicklungsgeschichte dieser Wesen und ihrer Functionen kennt, demjenigen aber ein vollständig verschlossenes Gebiet bleibt, der diese Kenntniß versäumt, so ist es auch der Fall mit dem Dasein des Menschengeschlechtes. Wer dasselbe bloß als ein Gegebenes betrachtet, nicht aber als ein Gewordenes, und sein Werden

*) In deutscher Uebersetzung von Bernhard v. Cotta. 2 Bände. Leipzig 1871, J. J. Weber.

A. Rauber: Urgeschichte des Menschen. I. Band. Leipzig 1884. F. C. W. Vogels Verlag.

Digitized by Google

außer Betracht läßt, bringt sich um die Mittel, dasselbe zu verstehen."

Weil nun viele Menschen völlig unbekannt mit dem Verlaufe unserer culturellen und staatlichen Entwickelung sind, so haben sie auch kein Verständniß für die Vorgänge der Gegenwart, woraus in einem Theil der Fälle politische Indifferenz, im andern Theil ausgesprochene Staatsfeindlichkeit resultirt. „Die eine sich feindlich gegen den Staat, ihren Erzeuger, heranwälzende Heeressäule ist die sociale, die andere die kirchliche. Und wenn die dritte Heeressäule genannt werden soll, so sei sie genannt; es ist diejenige der unfruchtbaren Schwätzer, die sich ebenfalls nicht verstehen." Mit diesen wenigen Federstrichen charakterisirt Prof. Rauber das Elend unserer politischen Lage äußerst treffend, wie es auch nicht anders von einem so feinen und kenntnißreichen Beobachter alles natürlichen Geschehens zu erwarten ist.

Aber der Staat ist nicht unschuldig daran, daß ihm so zahlreiche Feinde erstanden sind. Daß die herangewachsene ältere Generation so öde Ansichten vom Staate hat, rührt nach Raubers Ansicht davon her, daß es der Staat selbst war, der es versäumte, zur allein richtigen Zeit die geeignete Belehrung über sein Wesen und seine Aufgaben auszustreuen. „Es ist klar — meint Rauber — daß schon die letzte Classe der Volksschule dieses wichtige Gebiet zu pflegen haben wird, wofür ein geziemender Leitfaden geschaffen werden muß. Man wende nicht ein, die Jugend sei hierfür nicht empfänglich; sie ist es weit mehr als für manche andere Dinge (z. B. Grammatik), von welchen man so viel erhofft. Im Gegentheil, die Jugend horcht auf, wenn von staatlichen Dingen in einer Weise die Rede ist, die ihr gerecht wird."

Von dem sehr beherzigenswerthen Gesichtspunkte aus, das Verständniß der Gegenwart durch eine wissenschaftlich gediegene, aber allgemein verständliche Darstellung der Urgeschichte des Menschen zu fördern, ist das vorliegende Buch abgefaßt. Es kann vielen Fachgelehrten ein Muster für die Behandlungsweise eines so schwierigen, ja riesenhaften Materials sein. Ueberall schimmert das geistige Band durch die zerstreuten Einzelnheiten hindurch und hält sie fest zusammen. Nichts ist nebensächlich oder obenhin in diesem schönen Buche behandelt; von der ersten bis zur letzten Zeile kündigt sich das Walten einer Meisterhand an. Es ist eine Darstellung ganz aus einem Gusse, die nicht verfehlen wird, in den weitesten Kreisen Aufsehen zu erregen. Der in Bälde erscheinende zweite Band wird sich speciell mit der Entwickelungsgeschichte der Gesellschaft beschäftigen und sicherlich ebenfalls Gediegenes darbieten.

Literatur und Kunst.

Die Grenzen der Geschichte.

Von Bruno Gebhardt.

Der jüngst verstorbene Droysen sagt einmal: „In den Kreisen derer, die in den historischen Studien ihren Beruf sehen, sind, wie es scheint, die Fragen nach dem Wesen ihrer Wissenschaft, nach ihrer Theorie und ihren Methoden, nach ihrem Verhältnisse zu andern Gebieten menschlicher Erkenntniß wenig beliebt. Vielleicht weil sie dem Einen für unerheblich, dem Andern für seitabliegend gelten, dem Dritten es genügend erscheint, aus der eigenen wissenschaftlichen und Lebenserfahrung die für ihn endgültigen Anschauungen gewonnen zu haben." Und in der That, für Aufhellung dieser Fragen ist bisher wenig geschehen. Der rechte Historiker sucht lieber aus vermoderten Archivpapieren einen alten Kaufvertrag oder eine werthlose Besitzurkunde, als daß er sich mit dem Totalen seiner Wissenschaft beschäftige, sie zu durchdringen versuche und sich klar werde über Wesen und Zweck, über Ziel und Aufgabe derselben. Ich verkenne keineswegs Werth und Wichtigkeit archivalischer Publicationen, munitiöser Quellenuntersuchungen, chronologischer Forschungen, aber ich halte es für bedauernswerth, wenn der Forscher bei seiner Detailarbeit den Blick für das Große und Ganze verliert, wenn die Specialarbeit um ihrer selbst willen existiren zu wollen prärogirt, kurz wenn das historische Factum sich begnügt dazusein und nicht Baustein sein will an dem großen Geistesbau menschlicher Erkenntniß. Wie unendlich werthvoll und wichtig würde es sein, wenn die großen Historiker, die wir unser zu nennen stolz sein dürfen, jeder aus der Fülle seiner Erfahrung sich über Wesen und Zweck seiner Wissenschaft aussprechen wollte! Nur so könnte der Grund gelegt werden für eine Theorie der Geschichte, die uns noch immer mangelt, nur so würde der oft verfehlte Versuch, die Geschichte zu einer Wissenschaft zu erheben, endlich glücklich zu Ende geführt werden können. Indeß gerade der Historiker, der seinen Stoff beherrscht und deshalb zur theoretischen Durchdringung desselben vorzüglich geeignet ist, überläßt die Gedankenarbeit dem Philosophen, dem wiederum der Stoff Nebensache, der Gedanke Hauptsache ist, und so entstehen denn jene titanenhaften geschichtsphilosophischen Constructionen, denen das Fundament historischer Thatsachen fehlt. Ein Beispiel für viele! Fichte hat „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" geschrieben, eine Philosophie der Geschichte von weitausschauender Perspective, aber vor der Philosophie hat sich die Geschichte in ein Nichts verflüchtigt, und Fichte sagt selbst: „Der Philosoph bedient sich der Geschichte allerdings nur, inwiefern sie zu seinem Zwecke dient, und ignorirt alles Andere, was dazu nicht dient; und ich kündige es freimüthig an, daß ich ihrer in den folgenden Untersuchungen mich also bedienen werde." Hier ist denn in den deutlichsten Worten gesagt, daß die Erkenntniß von Wesen und Zweck der Geschichte nicht Selbstzweck, sondern daß die historische Thatsache blos Mittel zum Zwecke sei, blos die Säule, an der sich epheuartig die philosophische Construction ranke, ohne daß die Integrität derselben gewahrt bleibe.

Was haben die Philosophen nicht blos bei der Beantwortung der ersten grundlegenden Frage: „Was ist Geschichte?" gesündigt. Fast jeder Philosoph hat da seine eigene Definition aufgestellt, manche interessant, keine deckend, bis man auf die Etymologie des Wortes zurückging. Der Grieche nennt diese Wissenschaft ἱστορία, der Römer hat kein eigenes Wort dafür, der Deutsche sagt Geschichte. Die Ausdrücke, deren sich die übrigen Culturvölker bedienen, gehen alle auf diese beiden zurück, so das l'histoire der Franzosen, la storia der Italiener, the history der Engländer und andererseits geschiedeniss der Holländer u. s. f. Seiner Etymologie nach bedeutet ἱστορία (von εἰδέναι) die Thätigkeit des Erforschens der Thatsachen. Das haben schon die Römer richtig erkannt, indem sie die Geschichtsschreibung historia, die Geschichte selbst res gestae oder so ähnlich nannten. Damit ist die Theilung gegeben. historia ist Geschichte im subjectiven Sinn, nämlich Erforschung und Darstellung dessen, was geschehen ist; dieses letztere, das Geschehene, ist Geschichte im objectiven Sinne, res gestae, und bildet den Inhalt jener. Und was ist Geschichte im objectiven Sinne? Ein Entwicklungsproceß; nichts Körperliches oder Geistiges ist gleich Athene aus dem Haupte des Zeus entsprungen, jedes Wesen und Wissen hat seine Entwickelung. Entwickelung ist das Fortschreiten von einem Ausgangspunkt, und dieses Fortschreiten, das nicht immer ein Fortschritt zu sein braucht, dieser Entwickelungsproceß heißt Geschichte im objectiven Sinne. Damit ist unser Ausgangspunkt fixirt. Die Geschichte kann es nun mit den verschiedensten Objecten zu thun haben: wir können den Entwickelungsproceß der unbelebten Natur, der übrigen lebenden Wesen, des Menschen betrachten. „Der ergiebigste Stoff ist die Gattung Mensch", sagt Berthold Auerbach, nur auf den Menschen richtet sich unser Blick, nur menschheitliche Entwickelung ziehen wir in den Kreis unserer Betrachtung und definiren bald Geschichte als Entwickelungsproceß der Menschheit. Das wäre also inhaltlich das Wesen der Geschichte. Aber wie gestaltet es sich dem Umfange nach, wo sind die Grenzen des historischen Stoffes? Um

Digitized by Google

diese Frage, die für uns die Hauptfrage ist, zu beantworten, müssen wir erst den Begriff „Menschheit" definiren. Menschheit ist die Gesammtheit aller mit Vernunft begabter Wesen, Geschichte der Menschheit wäre also Entwickelung der Gesammtheit aller mit Vernunft begabter Wesen — und das wäre Universalgeschichte im höchsten Sinne. Zugleich ist es aber ein unlösbares Problem, denn so genommen umfaßt die Geschichte alle Gebiete des physischen, geistigen und moralischen Seins und erheischt Betrachtung und Darstellung aller dieser Gebiete. Sie muß die Individualität ins Auge fassen, deren jede ihren Beitrag zur Entwickelung der Gesammtheit leistet, und doch besteht die Gesammtheit aus Millionen Individualitäten. Daran muß das Ideal einer wirklichen Universalgeschichte scheitern; eine mögliche Universalgeschichte muß sich so beschränken, wie überhaupt alles historische Wissen sich beschränken muß. Man hat der Geschichte zum Vorwurf gemacht, daß ihr Inhalt ein so geringer im Verhältniß zu dem, was wirklich geschehen ist, sei, und daß oft der Zufall ein unwichtiges Factum aufbewahre, ein wichtiges untergehen lasse. Der letztere Vorwurf ist nicht ungerechtfertigt, aber doch unvermeidlich; der erstere ist unhaltbar. Denn was soll und will uns die Geschichte geben? Nichts weiter als, um den treffenden Ausdruck von Lazarus zu brauchen, den Niederschlag der Thatsachen und Ideen. Es ist unmöglich, alle treibenden und bewegenden Kräfte, die ein Ereigniß herbeiführten, aufzuzählen; es ist unmöglich, jedes Kämpferpaar zu nennen und in seinen Bewegungen zu schildern, das in der Schlacht bei Actium den Sieg für Octavian entschied, der Niederschlag alles dessen ist eben: Octavian siegte. Das ist eine natürliche Begrenzung des historischen Stoffes, eine andere liegt noch deutlicher auf der Hand. Wir können nur wissen, entweder was wir miterlebt haben, wobei wir zugegen gewesen sind, oder was uns auf irgend eine Weise überliefert ist. Das ist so selbstverständlich, daß es keines Wortes weiter bedarf. Also der Stoff der Geschichte besteht in den überlieferten Niederschlägen des Geschehenen. Aber auch in dieser Begrenzung ist das Gebiet noch so unermeßlich groß, daß der Historiker sich selbst noch Beschränkungen auferlegen muß, wenn er eine Universalgeschichte überhaupt zu Stande bringen will. Bis ins 17. Jahrhundert hinein band man sich an die vier Weltreiche, wie sie Paulus Orosius zuerst zur Bewältigung des Stoffes verwendet hatte. Im 18. wurde die Fessel gesprengt, aber man hatte kein anderes, die Gesammtmasse zusammenfassendes Princip an Stelle dessen zu setzen und die Englische, dann Hallische Weltgeschichte war nichts weiter als eine haarsträubend voluminöse Sammlung von Staatengeschichten. Was wir bis auf unsere Zeit an Weltgeschichten besitzen, ist auch nichts anderes als Staatengeschichte, allenfalls unter jedesmaliger stärkerer Hervorhebung des in der betreffenden Epoche die politische Hegemonie besitzenden Staates. Erst Ranke, wenn wir von H. Rückerts verfehltem Versuche absehen, spricht in der Vorrede zu seiner Weltgeschichte für sie das Programm aus: „Die Aufgabe der welthistorischen Wissenschaft besteht eben darin, den Zusammenhang der Dinge zu erkennen, den Gang der großen Begebenheiten, welche alle Völker verbindet und beherrscht, nachzuweisen." Aber auch ihm ist die gefährliche Klippe deutlich offenbar: „Die Weltgeschichte," sagt er, „würde in Phantasien und Philosopheme ausarten, wenn sie sich von dem festen Boden der Nationalgeschichten loßreißen wollte; aber ebensowenig kann sie an diesem Boden haften bleiben." Indem er nun hinzusetzt: „Die Nationen sind nicht durchaus naturwüchsig", liegt der Zwiespalt offen zu Tage, der Zwiespalt zwischen künstlicher, oft zufälliger Bildung, denn das sind die Nationen politisch — und dem natürlichen Gebilde, der Menschheit. Trenne ich die Gesammtheit in Theile, wie unendlich schwer, ja unmöglich ist es, aus den Theilen das Leben des Ganzen sich gestalten zu lassen. Nehme ich das Ganze, wie ist in diesem Chaos Ordnung und Maß zu schaffen? Nun, dürfen wir fragen, gibt es keine Theilung, die nicht so unnatürlich oder wenigstens so künstlich ist, wie die der Menschheit in Nationen? Unzweifelhaft, und zwar nach Ideen, die im welthistorischen Entwickelungsgange als leitend erkannt werden. Es würde zu weit führen, näher auf diesen Gedanken einzugehen. Nur eines will ich noch bemerken. Der Mensch, der nicht gedankenlos vegetirt, sondern wirklich lebt, muß, um zu einer sichern Weltanschauung, der Grundlage seines ideellen Seins, zu gelangen, sich die Frage beantworten, welches ist Zweck und Ziel des menschlichen Lebens? In gleicher Weise muß der Universalhistoriker die Frage zu lösen versuchen, was ist Zweck und Ziel des historischen Lebens der Menschheit? Scheinbar werden die Beantwortungen dieser Frage mannichfach und verschieden ausfallen, aber es ist sicher, daß Kriterien vorhanden sind, durch welche das Problem näher bestimmt werden, durch welche die Differenzen gehoben und auf ein Ziel vereinigt werden können. Von einem so gewonnenen Princip, und dasselbe wird tiefer liegen als alle bis jetzt maßgeblichen Principien, hat der Universalhistoriker auszugehen und in dem factischen Inhalt der Geschichte nachzuweisen, wo die jenes Princip fördernden und hemmenden Momente wirksam waren. Warum sollte nicht eine Universalgeschichte unter dem Gesichtswinkel der Entwickelung des Gottesbegriffes geschrieben werden können? Man sehe nur, welch unendlichen Werth Ranke in seiner herrlichen Weltgeschichte gerade auf diese Ideen legt und man wird zugeben, daß auch noch ausgedehnter, erweiterter sich dieser Versuch durchführen ließe. Auch der etwaige Einwand, daß eine solche Universalgeschichte keinen Platz böte für das, was jetzt den Hauptinhalt der Geschichte ausmacht, also für Politik und Kriege, ist hinfällig, wenn man erwägt, etwa wie geläutert der Gottesbegriff durch Entstehung und Ausbreitung des Christenthums wurde, wie ferner zur Weiterentwickelung dieser Ideen die Reformation beigetragen hat, und in wie engem Zusammenhange wiederum die Ausbreitung des Christenthums und das Emporkommen der Reformation mit der Politik, mit der Literatur, mit der ganzen Cultur zusammenhängt. Bei Wahrung eines solchen Princips finden nicht nur alle Erscheinungen des historischen Lebens Raum in der Geschichte, sondern das weltgeschichtliche Chaos mit seinen unendlich mannichfaltigen Bewegungen und Regungen nimmt Form und Gestaltung an. Doch genug von diesem Ideal einer Weltgeschichte, die erst noch geschrieben werden soll.

Eine fernere Begrenzung und Beschränkung des historischen Stoffes finden wir in der Anordnung desselben unter dem Gesichtspunkte der Rasse. Auch dieser Gesichtspunkt ist noch ein natürlicher, im Wesen der Menschheit selbst liegender. Es handelt sich hier natürlich weniger um die anthropologischen als um die ethnographischen Rassen. Gerade in unserer Zeit, wo der Panslavismus und der Panromanismus wieder auf die Fahnen der Parteien geschrieben werden, müßte eine weltgeschichtliche Darstellung in dieser Theilung von höchstem Interesse sein. Die slavischen Nationen hat man wohl oft zusammengefaßt, die Einheit der germanischen und romanischen Nationen ist der Gedanke, von dem Ranke bei seinem ganzen Forschen ausging. Die Geschichte von diesem Princip aus behandelt würde manche interessante Perspective eröffnen, die ich blos kurz andeute. Einst beherrschte der Romanismus die Welt, jetzt prävalirt in und außerhalb Europa der Germanismus; hat das Slaventhum eine Zukunft? Wann war die Einheit der drei in Europa vorwiegenden Völkerkreise noch vorhanden, wann und wodurch wurde sie aufgehoben, wie bildeten sich die Gegensätze heraus? Ich kann das Alles nur flüchtig berühren, aber es liegt am Tage, wie fruchtbringende und interessante Reflexionen sich daran knüpfen.

Die nächste Art der Begrenzung des geschichtlichen Stoffes wäre Staatengeschichte und Staatsgeschichte. Während die Universalgeschichte die Menschheit als einheitliches Ganzes, während die Rassengeschichte sie in ihrer natürlichen Theilung zum Gegenstand hat, spaltet die Staaten- nnd Staatsgeschichte die Gesammtheit in künstliche oder zufällige Bildungen. Wer die Geschichte kennt, wird zugeben, daß, so natürlich dem menschlichen Wesen nach die Entstehung der Staaten ist, so willkürlich, zufällig, künstlich oft die Zusammensetzung derselben ist. Welche Menschengruppen einen Staat bilden, welche anderen im Laufe der Entwickelung zugetreten sind, wer weiß nicht, von welchen

Digitized by Google

äußeren Umständen das oft abhing? Friedensschlüsse, nachdem Zufall und Glück über Sieg oder Niederlage entschieden, Kauf, Erbschaft, Heirath bilden die Ursachen. Wie viele Zufälligkeiten mußten vorangehen, ehe unter Karl V. die habsburgische Weltmonarchie herauswuchs! Welch ein unnatürliches Conglomerat bildet nicht heute noch die östreichische Monarchie! Und dieses zufällige Menschengewirr macht nur eine Einheit, einen Staat aus, gewiß keine natürliche, sondern nur eine künstliche, zusammengehalten etwa durch ein gemeinsames Herrscherhaus oder ein anderes mehr äußeres Band. Solange noch einheitliche Religion in den Staaten herrschte, konnten sie wohl als durch göttliche Anordnung gegründet gelten; seitdem Renaissance und Reformation diese Fesseln gesprengt hatten, erstand eine neue Auffassung des Staates. Hugo Grotius, der Begründer des modernen Völkerrechtes, stellte die Vertragstheorie zuerst auf: die Staatsgemeinschaft beruht auf freiwilliger Einwilligung der Betheiligten. Thomas Hobbes hat unter Aufnahme des alten aristotelischen Satzes, daß der Staat um des bloßen Lebens willen entsteht, aber um des vollendeten Lebens willen besteht, die Vertragstheorie dahin ausgedehnt, daß die Einzelnen sich dem Herrscher vertragsmäßig unterwerfen, um von ihm Schutz zu erhalten. Die Lehre ist von Locke und Spinoza weiter gebildet worden und fand ihren crassesten Ausdruck in Rousseaus Contrat social. Man weiß, daß die Realisirung der ganzen Theorie die französische Revolution war; sie zog die thatsächliche Consequenz, daß, wenn der Staat, durch die Regierung repräsentirt, nicht mehr den Bedürfnissen seiner Unterthanen entspricht, wenn also der eine Vertragscontrahent den Vertrag brach, auch der andere nicht mehr daran gebunden sei. Die Lehren der französischen Revolution sollten nicht verloren sein. Unter natürlicher Begünstigung der Herrschenden proclamirte die historische Rechtsschule die Theorie des Selbstzwecks. Der Staat ist Selbstzweck, seine Erhaltung ist seine erste Aufgabe. Aber auch diese Theorie widerspricht nicht unserer Behauptung, daß die Staaten keine natürlichen, sondern künstliche Bildungen seien. Staatsgeschichte wäre also der Entwickelungsgang einer durch irgend welches Band äußerer Natur oder Interessen zusammengehaltenen Menschengruppe, Staatengeschichte oder Geschichte eines Staatensystems der Entwickelungsgang einer lokal oder politisch zusammenhängenden Staatengruppe. Solche Staatengruppen bildeten im Alterthum beispielsweise die griechischen Staaten, die lokal, politisch und durch gemeinsame Interessen verbunden, ohne dauernde einheitliche Führung, doch in steter Beziehung zu einander standen. Allerdings erscheint in den Darstellungen die griechische Geschichte fast ausschließlich als die Geschichte Spartas und Athens, während die andern Staaten nur temporär in den Vordergrund oder wenigstens in Mitwirkung treten. Doch flössen die Quellen reichlicher, so würden wir auch das Bild des Staatensystems deutlicher empfangen. Im Mittelalter ist das beste Beispiel das System der italienischen Städte = Staaten, wie es von Sismondi und Leo gezeichnet wurde. In der Neuzeit bildet ganz Europa ein solches Staatensystem und der Kern der ganzen neueren politischen Geschichte ist das Ringen und Festhalten am Gleichgewicht der Staaten. Spittler und Heeren haben in unverdientermaßen vergessenen Werken unter diesem Gesichtspunkte die Geschichte geschrieben. Staatsgeschichten haben wir ja in Hülle und Fülle für alle bestehenden und untergegangenen Staaten, darin aber berühren sich Staaten- und Staatsgeschichte außerordentlich nahe, daß die Staatsgeschichte nicht isolirt aufgefaßt werden kann, daß sie immer die Verhältnisse benachbarter Staaten und ihre Einflüsse berücksichtigen muß. So wird die Staatsgeschichte blos eine engere Staatengeschichte oder besser eine Staatengeschichte unter dem vorwaltenden Gesichtspunkte eines Staates, und Staatengeschichte unter dem Gesichtspunkte der ganzen Gesammtheit, des Systems.

Immer tiefer steigen wir die Stufenleiter der historischen Objecte hinunter und gelangen nun zu den Gesellschaftsverbänden, die innerhalb der Staaten bestehen. Jede Genossenschaft, jeder Verband, jede Vereinigung der Menschen hat ihr geschichtliches Werden, aber der Verband, auf dem die Staaten in erster Reihe beruhen, ist die Familie. „Auf gesetzmäßiger Fortpflanzung des Menschengeschlechtes," sagt Goethe, „ruht größtentheils die Geschichte. Die bedeutendsten Weltbegebenheiten ist man bis in die Geheimnisse der Familien zu verfolgen genöthigt." Auf der Familie baut sich das Staatsleben, auf diesem das Leben der Menschheit auf. Die Familie ist die sittliche Basis des Ganzen, und die Auffassung der Ehe, des Familienlebens, des Verhältnisses zwischen Eltern und Kindern wird der Gradmesser für die Sittlichkeit eines Volkes. So hat J. J. Roßbach wie eine „Geschichte der Gesellschaft" auch eine „Geschichte der Familie" geschrieben und einen gleichen Versuch veröffentlicht soeben J. Lippert. Neben die Geschichte der Familie tritt die Geschichte der Familien. Meistentheils werden es solche sein, die in hervorragender Weise sich ausgezeichnet haben, deren Mitglieder Herrscher sind oder waren oder sonst im geschichtlichen Leben handelnd auftraten. Je nach der größeren oder geringeren Bedeutung der Familie deckt sich ihre Geschichte mit der ihres Landes, ihres Staates, ihrer Nation. Raumers Geschichte der Hohenstaufen z. B. ist eine Familiengeschichte, die zugleich Geschichte des deutschen Reiches in jener Epoche ist.

Den Schlußstein des ganzen Baues bildet die Geschichte des Einzelnen, die Biographie. Die Menschen machen die Geschichte: sie sind die Träger der Ideen, deren Realisirung die Thatsachen sind; sie sind die Subjecte und Objecte des historischen Werdens, sie lenken und werden gelenkt. Darin liegt die Divergenz, darin zugleich die Begrenzung. Das Ideal der Universalgeschichte scheitert an der Möglichkeit, alle Individualitäten zu berücksichtigen. Aber die Menschen theilen sich in Führende und Geführte; die Geschichte und im Besonderen die Biographie charakterisirt nur die ersten, die lenkenden Geister, die die Geschichte machen, die Männer, die um Haupteslänge aus der Menge ragen und ihre ἡγήτορες καὶ μέδοντες, ihre Führer und Rather sind. So schließt sich der Ring der historischen Objecte: von der Gesammtheit gehen wir aus, mit der Individualität schließen wir. Das ist die Begrenzung des historischen Materials nach seinem Umfange.

Ob aber auch ein engerer oder weiterer Kreis zur Betrachtung herangezogen wird, ein Zweck ist allen gemeinsam: die Erweckung des historischen Sinnes, den Goethe so schön definirt: „Ein historisches Menschengefühl heißt ein dergestalt gebildetes, daß es bei der Schätzung gleichzeitiger Verdienste und Verdienstlichkeiten auch die Vergangenheit mit in Anschlag bringt." Wo dieser historische Sinn vorhanden ist, wird auch die historische Objectivität vorhanden sein, nicht jene, die blos tolerirt, sondern die Gerechtigkeit, welche Thatsache, Motive und Einflüsse zu verstehen sucht und in Schätzung zieht.

Ein Gedankendichter.

Von Ludwig Fulda.

Gedankendichter? Das ist eigentlich ein recht seltsamer Pleonasmus. Etwa so wie „Farbenmaler" oder „Tönecomponist". Denn es hat mir niemals einleuchten wollen, daß mit Worten, die doch nun einmal die Form der Dichtkunst sind, etwas Anderes ausgedrückt werden kann als Gedanken. Die längst abgegriffene Phrase, der Dichter und zumal der Lyriker solle sich auf die Schilderung von Empfindungen und Gefühlen beschränken, ist eben eine Phrase und enthält als solche genau soviel Wahres wie Verkehrtes. Empfindungen und Gefühle sind allerdings der Inhalt der Lyrik wie jeder anderen Kunst; aber zum künstlerischen Ausdruck können sie doch nur dann gelangen, wenn sie sich zu Gedanken verdichten und klären. Die Gabe dieser Verdichtung und Klärung ist es gerade, welche den Dichter macht. Beim Anblick des Mondes in einer milden Sommernacht befällt jeden sensitiven Menschen und besonders jeden Deutschen eine weiche, träumerische, hingebende Stimmung. Aber

Digitized by Google

um diese Stimmung so in Gedanken und Worte umzuwandeln, daß sie durch die Gedanken und Worte auch beim hellen Tageslicht im Hörer und Leser wieder erweckt werden kann, dazu bedarf es des lyrischen Genies. Und darin beruht die Wohlthat, die uns ein Kunstwerk wie Goethes Lied an den Mond erweist, daß uns unser eigenes dunkles Empfinden in Gedankenklarheit gegenübertritt, daß wir uns selbst erst recht verstehen lernen. Wer nur das Rohmaterial seiner Gefühle in gute Verse bringt, der mag wohl ein sehr gefühlvoller Mensch sein; aber ich glaube nicht, daß er ein Dichter ist. Den Schein poetischen Könnens vermag er überhaupt nur dann zu erringen, wenn eine bereits ausgebildete Lyrik ihm das schwere Geschäft des Umwandelns von Gefühlen in Gedanken vorweggenommen hat. Jede Empfindung ist bereits von seinen poetischen Vorgängern in Worte umgesetzt und gemünzt; er weiß, daß diese und jene bestimmten Worte den Münzwerth seiner auszudrückenden Empfindung bilden, und ohne den eigentlich dichterischen Connex zwischen Gefühl und Wort herstellen zu können, wird er durch seine bloße Kenntniß der lyrischen Conventionalsprache den Mangel poetischer Kraft zu verbergen im Stande sein.

Und eine solche lyrische Conventionalsprache muß sich mit Naturnothwendigkeit nach jeder Blüthezeit der Lyrik entwickeln; bereits Schiller hat feinsinnig die Gefahren „einer gebildeten Sprache, die für uns dichtet und denkt", erkannt. Das ist der Punkt, in welchem der viel mißbrauchte Begriff des Epigonenthums zu Recht besteht und auch heute noch seine begründete Anwendung findet. Dieselbe Erscheinung ist in unserer Literatur schon früher einmal und zwar noch viel schroffer zu Tage getreten. Auf die Blüthe des Minnegesangs folgte im dreizehnten Jahrhundert eine Zeit, in welcher die Lyrik so conventionell geworden war, daß sie schließlich nur noch in einer neuen und gefälligen Gruppirung stehender Formeln bestand. Die Poesie der letzten dreißig bis vierzig Jahre bietet dazu eine recht betrübende Analogie. Sie operirt genau ebenso mit den für jede einzelne Empfindung gebräuchlich gewordenen Ausdrücken, Bildern, Metaphern und Vergleichen, wobei sie natürlich auf jede Individualität und Ursprünglichkeit verzichtet. Ob es sich nun um Mondschein oder Frühlingslust, um Liebesschmerz oder Liebesglück handelt, für alle diese lyrischen Themata haben unsere großen Dichter Darstellungsarten gefunden, welche jetzt poetisches Gemeingut geworden sind. Genau so conventionell wie die oft verspotteten Reime von „Herz" und „Schmerz", „Lust" und „Brust", ist der Inhalt, die Anschauungsweise und der Ausdruck eines großen Theils unserer heutigen lyrischen Poesie. Ich sage, eines großen Theils, und damit ist glücklicherweise der Analogie mit dem dreizehnten Jahrhundert ihre Grenze gezogen. Aus dem traditionellen Gezwitscher haben zur Freude der Wenigen, die noch unentwegt im deutschen Dichterwald spazieren gehn, stets ein paar frische Stimmen hervorgetönt, deren Eigenart und unverschüchterte Urwüchsigkeit sich von dem abgeleierten Chorus nicht beirren ließ. Diesen echten Talenten bringt der sie umgebende Conventionalismus eine Schwierigkeit und eine Gefahr. Die Schwierigkeit besteht darin, daß sie dem Abgegriffenen fortwährend ausweichen müssen, auch da, wo der conventionelle Ausdruck sich zufällig mit demjenigen ihres ursprünglichen Empfindens deckt, und die Gefahr liegt darin, daß sie bei dem Bestreben, ihrer Eigenart eine eigenartige Form zu finden, nur allzu leicht in Dunkelheit oder in Manier verfallen.

Diese lange Betrachtung war nöthig, um den „Gedankendichter", auf den ich die Aufmerksamkeit des geneigten Lesers lenken will, unter den rechten kritischen Gesichtspunkt zu rücken. Wolfgang Kirchbach hat in seinen „Ausgewählten Gedichten"*) jene Schwierigkeit nicht ganz überwinden, jene Gefahr nicht völlig vermeiden können. Aber dafür macht er uns in diesem Buch, nachdem er schon in seinen früheren Publicationen, zumal in den „Kindern des Reichs", sich als kühnen und selbständigen Kopf erwiesen, mit einer um so interessanteren Gedankenwelt bekannt. Es ist auch bei der allergrößten Begabung undenkbar, daß ein Poet, der so ganz seine eigenen Wege geht und unabhängig von aller Tradition sein denkmündiges Ich in Verse prägt, überall gleich die prägnanteste und plastischeste Form finden sollte. Aber der vernünftige Beurtheiler wird den tüchtigen Kern trotz der etwas herben Schale der tauben vergoldeten Weihnachtsnuß unbedenklich vorziehen. Und ein tüchtiger, ein sehr gesunder und lebensfähiger Kern steckt in diesen Dichtungen. Kirchbach ist ein Denker mit einer leichten Nüance vom Grübler. Er vertieft sich liebevoll und mit redlicher Gedankenarbeit in alle Probleme des Lebens und der Zeit; er durchdringt und durchglüht sie mit der Wärme eines beweglichen Dichtergeistes. So gestaltet er eine fesselnde, farbige Welt aus sich heraus und schildert uns die Außenwelt frischweg so, wie er sie gesehen, unbekümmert darum, ob sie durch andere Geistesbrillen sich anders ausnimmt. Aber gerade dieser freudige Muth in der Bekennung der eigenen Individualität, der heutzutage so selten geworden ist, erweckt unsere Sympathie für diese Dichtungen und giebt ihnen selbst etwas Charakterfestes und Achtunggebietendes. Naturmythen, Idyllen, Visionen oder schlichte Monologe sind der Rahmen für diese sinnenfrische und daseinsfreudige Weltanschauung, für diese sonnige Urbehaglichkeit, welche sich an allem Menschlichen mit unbefangenem Lächeln ergötzt. In dem umfangreichsten Gedichte der Sammlung, dem Idyll „Die seligen Faune", ist diese poetische Grundstimmung zum abgeklärtesten und behäbigsten Ausdruck gekommen; noch künstlerischer tritt sie aus dem reizenden Gedicht „Die neuen Amoretten" hervor. Sie zieht sich mehr oder weniger ausgeprägt durch die ganze Sammlung, selbst durch die Epigramme, denen gerade deshalb häufig der Stachel fehlt. Um so auffälliger ist ein Zug zur Mystik und Allegorie, welcher besonders in einigen Gedichten des „neuen Hiob" sich kundgibt. So ist die Abtheilung der Sammlung überschrieben, deren Inhalt nach der Angabe des Verfassers „Psalmen, Visionen, Lieder, Reflexionen" bilden. In einzelnen Gedichten dieser Abtheilung, so z. B. im „Traum von den Blinden im Jenseits", ist eine plastische Herausarbeitung des Gedankens nicht recht geglückt. Man bemerkt, wie der Dichter mit dem spröden Stoff zu ringen hatte, und daß es ihm nicht gelang, das Bild so hinzustellen, als sei es „schlank und leicht wie aus dem Nichts gesprungen". Die sehr gerechtfertigte Absichtlichkeit, mit der Kirchbach das Conventionelle umgeht, hat eben nicht immer verwischt werden können und mag ihn hier und da verleitet haben, die Selbständigkeit seiner Dicht- und Denkart auf Kosten der Schönheit zu betonen. Dies ist am meisten in den Liedern der Fall, die doch ein wenig zu gedankenbeschwert sind, um überall den leichtfüßigen Liedcharakter zu wahren. Aber das Alles sind Ausstellungen, welche durch die Schwierigkeit des Unternehmens entschuldigt werden und den Reiz und die Anziehungskraft der interessanten Dichtungen nicht wesentlich beeinträchtigen können. Freuen wir uns, daß wieder einmal Jemand den Mund aufgethan, der wirklich etwas zu sagen hat, der uns den alten Wein in neuen Schläuchen bietet und als ein rüstiger Wanderer den steilen Pfad hinansteigt. Kirchbach befindet sich in den Jahren, in welchen ein frisches Fortschreiten auf dem glücklich betretenen Wege so gut wie selbstverständlich ist. Wir dürfen den Resultaten desselben mit hoffnungsvoller Spannung entgegensehen.

*) Leipzig. W. Friedrich.

Flußnamen.

Von Rudolf Kleinpaul.

(Schluß.)

IV.

Es ist eine der häufigsten Erscheinungen, daß Flüsse gleich daranliegenden Städten lauten, aber oft schwer zu entscheiden, welchem von beiden Namen, dem Flußnamen oder dem Stadtnamen die Priorität gebührt. Wenn freilich der Fluß so deutlich hervortritt, wie in Rio de Janeiro, d. i. Januarfluß —

Digitized by Google

eigentlich liegt die Hauptstadt Brasiliens gar nicht an einem Flusse, sondern an einer Bai, aber diese Bai wurde von den ersten sie besuchenden europäischen Schifffahrern für die Mündung eines großen Stromes gehalten und Januarfluß genannt, weil die Entdeckung gerade zu Neujahr erfolgte — oder wie in dem obenerwähnten Aksu, oder wie in der ungarischen Hafenstadt Fiume: dann wird sich Niemand den Kopf zerbrechen. Aber Wien, von einem Donauarm durchschnitten, welcher das Flüßchen Wien aufnimmt, Chicago, vor der Mündung des Flusses Chicago in den Michigansee angelegt, Chemnitz im Kesselthal des Flusses Chemnitz, Meißen zwischen den Bächen Meiße und Triebisch, Avenza an der Avenza — was ist da das Ursprüngliche? Freilich muß der Fluß eher dagewesen sein, als die menschliche Niederlassung, aber dieselbe erscheint uns so viel wichtiger als die verschwindende Wasserader, ihr Begriff ist dermaßen über das Flüßchen hinausgewachsen, um so mehr als es eben immer nur Flüßchen sind und Wien nicht nach der Donau, sondern nach der Wien genannt wird: daß wir Mühe haben, an die Taufe so gewaltiger Wesen in so winzigen Taufbrunnen zu glauben.

Dennoch muß uns schon die große Zahl von Städtenamen, die unzweifelhaft auf Flüsse, Bäche, Quellen zurückzuführen sind, eines Besseren belehren: der Aachen und der Gießen gibt es in allen Ländern und in allen Sprachen der Welt, während mir nur sehr wenige sichere Beispiele für die Ableitung eines Flußnamens von einem Stadtnamen bekannt sind. Zum Beispiel möchte ich Chemnitz ausnehmen, weil die Endung -itz auf ein slawisches Patronymikon -ice hinweist (Chemnitz war ja auch ursprünglich eine Niederlassung der Sorbenwenden), dieses aber kaum auf einen Fluß bezogen worden sein kann. Desgleichen läßt sich bei Wien zweifeln, weil Wien ursprünglich ein keltischer Ort war und Vindobona hieß; Vindobona aber scheint so viel wie Winden- oder Wendenstadt zu sein, das heißt, die Stadt (Bona) des keltischen Volkes der Veneter, eine Etymologie, die uns abermals nicht auf den Fluß Wien führt. Doch fragt es sich, ob der Name Wien aus Vindobona und nicht vielmehr aus Faviana = Fabiana entstanden ist, wie die Stadt seit dem fünften Jahrhundert hieß. Ja, wenn wir den Aegyptologen glauben dürfen, so wurde bereits in uralter Zeit der Name der Stadt Memphis auf den Nil übertragen. Der Name Aegypten ist griechischen Ursprungs: er (Αἴγυπτος) findet sich bereits bei Homer, und zwar noch nicht für das Land, sondern für den Nil, der erst bei Hesiod Neilos heißt. Nach Brugsch wurde nun der westliche oder kanopische Nilarm, der einzige, in welchen fremde Schiffe einlaufen durften, von den Griechen nach dem heiligen Namen der Stadt Memphis benannt. Dieser heilige Name lautete Ha-ka-ptah, d. i. Haus der Verehrung des Gottes Ptah, und gräcisirt: Α�ί-γυ-πτο-ς. Hierauf wurde der Flußname wieder auf das Land übertragen, wie das ja ebenfalls viele Analogien hat, z. B. bei dem Negerreiche Congo und den La-Plata-Staaten.

Und im rollenden Triumphe
Gibt er Ländern Namen, Städte
Werden unter seinem Fuß. (Mahomets Gesang).

Interessant ist es, daß der Simplicissimus immer von der Moskau spricht. Er meint nicht den Fluß, sondern die „Statt Moscau in Reußen"; aber die Moskau klang ihm vermuthlich wie die Donau. Und der Gleichklang betrog ihn gar nicht, denn wirklich liegt ja die alte Hauptstadt des Russischen Reiches an dem Flusse Moskwa, einem Nebenflusse der Oka, welche in die Wolga fällt.

V.

Aber das war eine verfehlte Speculation, die Reise unseres Simplicissimus vom Schwarzwald bis nach Moskau, die er unmittelbar nach seiner Rückkehr aus dem „Mitteltheil der Erden" und wohl mit aus Aerger unternahm, weil er seinen Sauerbrunnen an einem unrechten Ort „verzettet" hatte. Deshalb wollen wir den Simplicissimus jetzt selbst einmal coram nehmen und ihm eine kleine Vorlesung über die Gewässer halten; denn seine Theorie derselben ist eine veraltete.

Es ist dieselbe, die alle älteren Geographen gehabt haben und die schon der Prediger Salomo vertritt, indem er (Kapitel 1, 7) sagt: Alle Wasser laufen ins Meer, doch wird das Meer nicht voller; an den Ort, da sie herfließen, fließen sie wieder hin.

Danach besteht nämlich zwischen dem Meere und den Quellen und Flüssen ein unterirdischer Zusammenhang, während dieser Zusammenhang vielmehr umgekehrt überirdisch ist, indem das Meer verdunstet, die aufsteigenden Dämpfe Wolken bilden und aus diesen wieder in der Form von Regen und Schnee auf die Erde niederfallen, um in dieselbe einzudringen und als continentales Wasser wieder aus ihr hervorzugehen. Wie die Geister über den Wassern singen:

Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.

Selbst Cartesius, der das Meerwasser in unterirdische Behälter unter den Bergen strömen, dort durch die Hitze des Centralfeuers in Dampf verwandelt werden und dann erst als Niederschlag hervortreten läßt, hat den Kreislauf des Wassers auf der Erde noch nicht richtig aufgefaßt, obwohl er der Wahrheit schon näher kommt.

Das Meer ist also das große Reservoir für alle Bäche, Flüsse und Ströme und die Quelle aller Quellen; der Ocean ist der „Vater der Ströme" und der große „Missisippi", dem die Kinder freudebrausend ans Herz sinken; in dessen Hause sich die tausend Söhne sammeln, nachdem sie das Land wie eine Fremde durchwandert haben; der sie dann nicht der Erde, sondern der Luft zurückgibt.

Aber nicht alle Kinder sind im Stande, die weite Reise zum alten Vater selbst zurückzulegen, sondern sie müssen sich von einem älteren und stärkeren Bruder mitnehmen lassen, der sie unter seinem Namen weiterträgt; und zwar sind es nicht immer die mächtigsten, wasserreichsten und längsten Gewässer, deren Quelle von der Mündung des Ganzen am entferntesten ist, welche sozusagen den Paß auf ihren Namen ausgestellt bekommen und als die Häupter der Reisegesellschaft betrachtet werden. Der Inn ist bei Passau bedeutend breiter als die Donau und sein Lauf bis hierher mindestens ebenso lang, dennoch wird er von ihr verschlungen. Desgleichen ist die Moldau mächtiger und wasserreicher als die Elbe und hat bei ihrem Zusammenflusse einen längeren Lauf zurückgelegt als sie, und dennoch betrachten wir die Moldau nur als einen Zufluß. Den Ausschlag pflegt hier nicht sowohl die commerzielle und historische Wichtigkeit als vielmehr die Richtung und, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Charakterfestigkeit des Stroms zu geben: derjenige, welcher von der bisher angenommenen Richtung nicht abweicht, wird als der Hauptfluß angesehn. So geht der Inn in der Richtung der Donau, die Moldau in der Richtung der Elbe auf, Inn und Moldau werden scheinbar von Donau und Elbe angezogen, nicht umgekehrt. Ueberhaupt hat die Donau das entwickeltere Stromsystem, und der Inn erscheint im Verhältniß zu ihr nur als das vornehmste Glied einer Reihe von Nebenflüssen, zu welcher außerdem Iller, Lech und Isar gehören.

Und darum, meine Herren Flüsse, wenn ihr euren Namen behalten wollt, so müßt ihr bei der Stange bleiben und es wie der Simplicissimus machen, der nicht rechts und nicht links schaute, sondern gerade und einfältig seinen Weg verfolgte und „sich nichts drum geheiete, wann gleich die ganze Welt untergieng".

Ein deutsches Fest in den Vogesen.

Sonntag den 6. Juli wurde hoch oben in den Vogesen eine Feier veranstaltet, in ihrem Verlauf ein wirkliches Volksfest, die Altdeutschland ebenso erfreulich sein kann, als sie uns Theilnehmern unvergeßlich sein

Digitized by Google

wird, und die in mannichfacher Hinsicht das Interesse ganz Deutschlands beanspruchen darf.

Der Vogesenklub, dieser rührige vielseitige Verein, dem jetzt schon Tausende von Touristen und Patrioten Genuß und Belehrung danken, dessen Thätigkeit dereinst noch ganz anders gerühmt werden wird, wenn Altdeutschland sich daran gewöhnt hat, auch die herrlichen Vogesen wieder als Ausflugorte zu betrachten — dieser Verein lud die Bewohnerschaft Straßburgs ein zu einer Chamissofeier auf Burg Nideck. Den Freunden schöner und sagenumwobener Natur gewiß nicht weniger verlockend als den Freunden des liebenswerthen Dichtergeistes!

Burg Nideck ist von Station Urmatt auf schönem Wege, der über beide Haslach führt, in 2 bis 3 Stunden bequem zu erreichen. Bieten auch die Trümmer und der einfache schwere Steinthurm dem Beschauer nicht soviel des Interessanten als andere Burgen des Elsaß, wie die prächtige Hohkönigsburg, so umhüllt doch dieses leere Gemäuer ein eigenthümlicher Reiz, der uns immer wieder in seinen Kreis bannt — das ist nicht nur die schöne Natur, die uns auf dem ganzen Wege freundlich anlacht, die am Wasserfall geradezu überwältigend einwirkt und die wir von oben in ganzer Schöne überblicken — das ist vor Allem das geheimnißvoll Anheimelnde der alten Sage, die uns seit Kindesbeinen vertraut, wegen ihres volksthümlichen und volksfreundlichen Inhalts ganz besonders sympathisch ist.

Die Sage vom Riesenfräulein, das den ackernden Bauer als Spielzeug heimbringt und belehrenden Verweis vom Vater erhält, ist alt und viel verbreitet mit mannichfachen, theils älteren Variationen (vgl. Grimm Mythologie ³ 446); sie ist Gemeingut des deutschen Volkes geworden durch die dichterische Gestaltung, die ihr Adalbert von Chamisso 1831 gab. Diese That hat der Vogesenklub durch eine Denktafel geehrt.

Der Bahnhof in Urmatt, die Ortschaften auf dem Wege waren geschmückt — es ist keine Phrase, die ganze Bevölkerung in weitem Umkreis feierte mit, und zeigte dies durch ihre praktische Theilnahme: Oben auf dem Festorte waren alle Schichten der Gesellschaft vertreten, saßen alle, wie es gerade kam, an den aufgeschlagenen Holztischen, freuten sich des Lebens, des guten Wetters und des aufgestellten Musikcorps des Zaberner Jägerbataillons.

Um zwei Uhr begann die Feier. Oberlehrer Grün, ein Mann, der seit 35 Jahren das Deutschthum thätig in Straßburg vertritt, hielt die Festrede. Er faßte die wesentlichen Punkte in des Dichters Leben an der Hand seiner Dichtungen und Briefe zusammen und gab so im Ganzen ein klares Bild von der edlen Gestalt (eine ernste Kritik der Darstellung kann hier nicht beabsichtigt werden). Trefflich zeichnete er die männliche, die weibliche und die kindliche Seite in Chamissos Wesen; und konnte er auch der literarischen Stellung seines Helden nicht gerecht werden, so ward er es doch in Bezug auf den Herzenseindruck seiner Schöpfungen. Die poetische Vorgeschichte der Sage wurde kurz gegeben, das Engelhardt'sche und das Chamisso'sche Gedicht wurde von Mädchenmund vorgetragen; einige Worte (auf die ich noch zurückkommen möchte) beschlossen die Rede mit dreimaligem Hoch auf Elsaß-Lothringen. Der Vorstand, Forstmeister von Etzel, trat vor, übergab die Tafel der Section Molsheim; die Hülle fiel unter Geschützgekrach, Tusch und den Hochrufen der großen Menge.

Die längliche Tafel zeigt in der Mitte das Medaillonporträt des Dichters, eine Vergrößerung des bekannten David'schen Meisterwerkes (ähnlich der am Wohnhause Chamissos in Berlin angebrachten), zu beiden Seiten die Anfangszeilen des Gedichtes, darunter Name und Widmung; sie ist über dem Eingangsthor des Thurmes eingemauert.

Der Nachmittag verlief wie nun eben Nachmittage zu verlaufen pflegen, wenn frohe Menschen in schöner Natur bei gutem Getränk in gehobener Stimmung beisammen sind — und als um 5 Uhr die Musik zum Aufbruch blies, waren die leeren Fässer die einzigen Traurigen der Gesellschaft.

Als netter Zug der Theilnahme verdient hervorgehoben zu werden, daß auf dem Rückzug die Bewohner Oberhaslachs durch zwei weißgekleidete Mädchen dem einzigen anwesenden Verwandten des Dichters (einem Enkel) zwei Sträuße in längerer Rede überreichen ließen.

Fragen wir kritisch nach Chamissos Verdienst an der poetischen Gestaltung der Sage, so scheint dies erstlich sehr gering; nicht weil er die Sage fertig vorfand (Sagenerfindung, außer der Lorley, hat selten Glück gebracht), sondern weil sie volksthümlich, in ihrer Art trefflich, poetisch gestaltet vor ihm existirte.

Charlotte Engelhardt (1781—1864) nämlich, die Tochter des berühmten Hellenisten Joh. Schweighäuser, Gattin des gelehrten Moriz Engelhardt, hat im Jahre 1808 auf einer Fußwanderung mit ihrem Manne die Sage zuerst von einem Förster gehört, dieselbe in ihrer elsässischen Mundart ganz prächtig versificirt und es Jacob Grimm mitgetheilt; nur der Anfang als Probe:

Im Waldschloß dort am Wasserfall
Sin d' Ritter Rise gsinn.
Ä mol kummt's Fräule hrab ins Thal
Un geht spaziere drinn;
Si thut bis schier nach Haslach gehn
Vorm Wald im Ackerfeld,
Do blibt sie voll Verwundrung stehn
Un sieht, wie's Feld wurd bestellt.
Sie luegt dem Ding ä Wil so zu
Der Pflui, die Ros, die Lütt
Ischer ebs neus; sie geht darzu
Un denkt: die nimm i mitt.

Als nun im Jahre 1816 die Brüder Grimm ihre „Deutsche Sagen" herausgaben, nahmen sie auch diese Sage (als Nr. 17) auf, unter der Ueberschrift „Das Riesenfräulein, mündlich von einem Förster". Für diesen Zweck hatten sie aber die elsässischen Verse in hochdeutsche Prosa aufgelöst. Diese Sammlung lernte Chamisso, scheint's, im Sommer 1831 näher kennen; denn alle 5 Gedichte, die er unter dem Titel „Deutsche Volkssagen" zusammenfaßt, sind (wie sich aus seinem poet. Hausbuch ergibt) im September und October 1831 gedichtet; und über „Die Männer im Zottenberge" schreibt er selbst (in einem noch ungedruckten Briefe) an Schwab (18./7., 1832): „sind so im Grimm". Die Grimm'sche Prosaauflösung der Sagen war demnach Chamissos Quelle. Erst 4 Jahre später (1835) veröffentlichte Jacob Grimm in seiner Mythologie das Gedicht der Engelhardt. Es ist mir keine Aeußerung Chamissos darüber bekannt. (Die sonstigen Bearbeitungen der Sagen, von Rückert und Stöber, finden sich in Stöbers Oberrheinischem Sagenbuch 1842.) Zu dieser historischen Thatsache gesellt sich die weitere, daß Chamissos Bearbeitung, weder die erste noch die letzte der fünf bekannten, die andern dergestalt überstrahlt, daß sie allein die Sage dem Volk übermittelt — mithin ist es eine historisch sanctionirte Gerechtigkeit, ihn, den poetischen Ausbildner, wie durch einen officiellen Act der Sage anzutrauen, sein Bild den Trümmern einzuverleiben — ein wahrer Sängerlohn!

Beachtenswerth ist das Wort Fouqués, das Chamisso seinen deutschen Sagen als Motto voransetzte: „Die Sage will ihr Recht, ich schreit' ihr nach." Mit wie ganz anderm Rechte darf er dies Wort auf sich anwenden, als der sentimental teutonisirende Phantast! Chamisso schreitet überall ernst der Sage nach, im Lied von Thrym wie in den Sagen, wie im armen Heinrich — und noch im letzten Jahre seines Lebens dankte er denen, denen wir Alle unsre deutsche Forschung danken, den Brüdern Grimm:

Ihr, die den Garten mir erschlossen,
Den Hort der Sagen mir enthüllt,
Mein trunknes Ohr mit Zauberklängen
Aus jener Märchenwelt erfüllt!

Ich schuld' es Euch, daß, wie im Traume
Berührt, mein Saitenspiel erklang,
Und sich dem übervollen Busen
In Schmerz und Lust das Lied entrang.

Es lag dem Redner nahe, zumal hier auf elsässischer Erde, Chamissos politische Stellung zu Frankreich und Deutschland heranzuziehen; er that dies in seinen Schlußworten, hinauszielend auf eine politische Nutzanwendung für unsere Generation. Es mag dahin gestellt bleiben, ob letzteres zur Feier gehörte oder nicht. Nur einige Worte zur Sache:

Die interessante Frage ist oft und anziehend berührt oder behandelt worden von Varnhagen von Ense, Hitzig, Hüser (Wie Chamisso ein Deutscher ward. Halle.), Max Koch u. A., nirgends gründlich nach Sammlung sämmtlicher Belege. Und doch kann der künftige Biograph nur auf Grund aller Selbstäußerungen Chamissos, aller Notizen seiner Freunde und möglichst vieler Berichte französischer und deutscher

Digitized by Google

Zeitgenossen es versuchen, ein vollendetes wahres Bild zu geben, so sicher auch unser jetziges Bild in allgemeinen Umrissen sich bewähren wird. Dies hier aufzuschöpfen darf meine Aufgabe nicht sein, nur weniges, bisher unbenutztes französisches Material sei hier eingeführt.

Kurz nach Chamissos Tod erschien ohne Druckort und Jahr eine anonyme Notice sur Adelbert de Chamisso, naturaliste et poète allemand, wie die Vorrede sagt, von einem ami dévoué d'Adelbert verfaßt zu Gunsten der alten Waschfrau, ein Schriftchen, das auf 30 Seiten neben vielen Ungeheuerlichkeiten Manches enthält, was auf nähere Familienkenntniß hinweist, und welches bei künftigen Bearbeitungen berücksichtigt werden muß. Auf Seite 9 wird eine Stelle aus dem Nekrolog der Vossischen Zeitung vom 22. August 1838 in Uebersetzung angeführt. Auf Seite 24 ist der erste, bisher nie erwähnte, Abdruck der ganzen Uebersetzung des Schlosses Boncourt (durch Chamisso selbst). Chateaubriand hatte nur die acht ersten Strophen gegeben. Der Text des Anonymus schwankt zwischen dem Chateaubriand'schen und dem des poet. Hausbuches (vgl. H. von Chamisso bei Fulda, Chamisso u. s. Zeit. 1881. S. 259 ff.)

Die dürre, lebenslose Schilderung Chamissos durch Chateaubriand (Mémoires d'outre tombe Paris 1860, IV, 184 sq.), der 1821 ihn in Berlin besuchte, scheint ihrem Realinhalt nach durchaus von dem Anonymus abhängig. Von dem Gespräch zweier geistreicher Menschen kein Wort, einige thörichte Anecdoten des Anonymus an Stelle einer Charakteristik, eine geänderte und unvollendete Abschrift des Chateau de Boncourt, und am Schluß von plötzlicher Poesie befallen der Satz: Je me souviens de Chamisso comme du souffle insensible qui faisait légèrement fléchir la tige des brandes que je traversai en retournant à Berlin; eine Phrase, über die Hesekiel (Chamissos Werke, Hempel, I, 17.) in exegetische Begeisterung geräth, während ich gestehen muß, nur schöne Wörter darin zu hören.

Ein wirklich interessantes Document ist der Brief, den Béranger am 1. August 1834 an Chamisso schrieb (Correspondence de Béranger rec. p. Bosteau, Paris, Garnier, II, p. 180. 181.) ohne ihn zu kennen. Am wichtigsten für unsern Zweck ist der zweite Theil, den ich in Uebersetzung anführe:

„Ihr Name scheint zu sagen, daß Sie französischen Ursprungs sind. Ein Rest des alten Blutes ist vielleicht die Ursache des Wohlwollens, das Sie mir bezeugt haben [durch Uebersetzung mehrerer Lieder]. Vielleicht auch haben Sie mir Dank gewußt, daß ich der Erste in Frankreich war, der den Bund der Nationen gepredigt hat. Das wird wohl auch Ihr Traum sein. Unsre Soldaten haben gar lange Deutschland bedrängt. Unsre Metaphysiker haben dort ihren leeren Bettelsack gefüllt, und mehr als einer, ohne es sich merken zu lassen. Da kann es leicht geschehen, daß die Deutschen den Soldaten und Philosophen Frankreichs grollen. Das ist nun doch Sache der Dichter, der Leute der Zukunft, endlich diese alte Abneigung auszurotten. Das, mein Herr, wäre ein würdiger, heiliger Gebrauch Ihrer schönen Begabung. Was mich betrifft, ich kann nichts mehr darin thun. Unsre maßlosen Kämpfe haben meine Stimme erschöpft, die nun in der Zurückgezogenheit ohne Widerhall vollends verklingt. Es bedarf keiner geringeren Sache, um mich wieder zu erwecken, als eines so schmeichelhaften Achtungsbeweises, wie ich ihn von Ihnen erhalte. Auch können Sie glauben, daß es tiefe Dankbarkeit ist, mit der meine arme Muse der Ihrigen Dank sagt."

Leider ist bis jetzt keine Antwort Chamissos bekannt geworden. Ueberschätzt darf ja der Werth dieses Briefes nicht werden, so lange wir die Antwort nicht kennen, er bleibt aber doch mindestens interessant.

Der geistvolle Aufsatz des französischen Literarhistorikers Ampère (Revue d. d. mondes, Mai 1840) ist längst in Deutschland bekannt und gewürdigt; nur der Vollständigkeit halber sei er hier erwähnt.

Außer diesen bekannten und unbekannten Beleuchtungsquellen zu Chamissos politischer Stellung werden sich noch eine Anzahl der ungedruckten Gedichte als sehr wichtig erweisen, da solche mit politischer Unterlage aus fast allen Epochen seines Lebens vorhanden sind. Möge doch reges Interesse der noch ungehobenen Schätze dieses edlen, reichen Geistes warten!

Es sind über zwei Jahre her, daß die größten Geister unsrer Nation sich zusammenthaten und in einem Aufruf uns sagten:

„Er umfaßte das ganze Vaterland seiner Wahl und mit dankbarer Liebe, sammelte aus allen Gegenden die aufstrebenden Dichter zu gemeinsamer Wirkung und suchte zwischen Norddeutschland und Süddeutschland, soviel an ihm lag, zu vermitteln. Er war ein reiner, unschuldiger Mensch, rastlos thätig, selbstlos und wahrhaftig, eifrig in der Förderung junger Talente und voll von edler Wärme für die höchsten Gedanken der Menschheit. Kein stärkeres Zeugniß kann es geben für die geistige Macht unserer klassischen Literatur, als daß ein Fremder in ihren Dienst trat. Chamisso hat dieses Zeugniß abgelegt. Der Dank der Nachwelt soll ihm dafür nicht entgehen."

Der Dank der Nachwelt sollte, scheint's, in Berlin nicht sprießen. Der Vogesenklub hat den entfallenen Faden aufgenommen — und wahrlich, er hat sich damit selbst geehrt, wie er dem Dichtergeist ein Dankopfer dargebracht nahe seiner Wiege an Frankreichs Grenze.

Straßburg. Ernst Koßmann.

Die Zahlen in der Odyssee.

Das hier Mitgetheilte ist ein Bruchstück aus einer Arbeit, zu der mich die Betrachtung und Erwägung der in neugriechischen Volksliedern*) vorkommenden Zahlen und Zahlenverhältnisse im Vergleich mit andern Volksdichtungen veranlaßt hat. Für die vollständige Arbeit dürfte ich hier allerdings wohl kaum auf einen allgemeinen Antheil rechnen; auch setzt sie einen nicht allgemein bekannten, zum Theil sogar noch ungedruckten Apparat voraus. Dagegen ist die Odyssee ja jedem Gebildeten — sei es in der Ursprache oder durch Uebersetzung — bekannt und des Antheils sicher, wie auch für etwaiges Nachschlagen leicht zugänglich.

Der geneigte Leser ersieht hieraus schon, daß ihm in dem Folgenden nichts Neues geboten werden kann und soll, außer eben der Zusammenstellung und Zusammenfassung, durch welche das allerdings Altbekannte, aber doch weit aus einander Liegende und Zerstreute vielleicht doch in eine neue und eigenthümliche Beleuchtung gerückt ist.

Daß gewisse stehende Zahlen und wiederkehrende Zahlenverbindungen in der Volksdichtung nicht etwas ganz Gleichgültiges und Nebensächliches sind, wird dem deutschen Leser sofort klar sein, wenn er an bekannte Liederanfänge denkt, wie:

Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus.
Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein.
Es gingen drei Jäger wohl auf die Birsch.
Es waren drei Gesellen.
Es waren einmal drei Reiter gefangen.
Es stehen drei Sterne am Himmel.
Es stunden drei Rosen auf einem Zweig.
Es kommen drei Herren ins Himmelreich.
Es flogen drei Schwälbelein über den Rhein u. Aehnliches m.

Man versuche es nur, hier die Drei mit einer anderen Zahl (4, 5, 6 ꝛc.) zu vertauschen und man wird sogleich fühlen, daß es mit der Dreizahl eine eigene und eigenthümliche Bewandtniß hat, so wenig man auch wohl im Stande sein mag, dies Gefühl genau und bestimmt auszudrücken oder gar zu erklären und zu begründen.

Eine ähnliche Beobachtung über die Dreizahl auch in Homers Gedichten hat schon der alte Geograph Strabo (I, Kap. 2) gemacht, der zu der Stelle der Odyssee (XII, 105) in welcher Kirke (Circe) dem Odysseus von dem Grauen der Charybdis berichtet, die das dunkle Gewässer

Dreimal strudelt des Tages hervor und dreimal zurückschlürft,

bemerkt, daß es statt dreimal richtiger hätte zweimal heißen müssen, doch sei, wie er hinzusetzt, solche Uebertreibung ganz gewöhnlich, wie man ja auch 3mal selig und 3mal unglücklich sage u. Aehnliches m., wofür er Belege aus dem Homer anführt.

Ehe wir aber die in der Odyssee vorkommenden einzelnen Zahlen nach ihrer natürlichen Reihenfolge anführen, wollen wir die allgemeine Bemerkung voranschicken, daß sich sehr häufig die Zusammenstellung zweier in der natürlichen Zahlenreihe unmittelbar auf einander folgenden Zahlen findet, z. B.:

Nicht Einer oder Zwei allein sollen es wissen (XII, 154); nicht 1 Opfer opfern sie oder 2 allein (XIV, 94); der Freier ist nicht 1 Zehner (δέκας) oder 2 allein (XVI, 245); Einen packt er, 2 entfliehen (X, 116).

*) Ich habe deren eine sehr umfassende Anzahl, zum Theil noch nirgend veröffentlichter gesammelt.

Digitized by Google

2 Nächte und Tage, doch als den 3ten die lockige Eos vollendet (V, 388; IX, 74; X, 142 ꝛc.); 2 Männer, den 3ten als Herold (IX, 89); 2 oder 3 Männer (V, 484).

Es ist schon das 3te Jahr und bald das 4te (II, 89); 3 Jahre lang, doch als das 4te kam (II, 106; XIX, 151; XXIV. 141); 3mal selig und 4mal (V, 406); 3- und 4fach zerrissen (IX, 71); 3 im Felde und den 4ten zur Stadt (XIV, 26); 3mal versucht er den Bogen zu spannen, 3mal schwand ihm die Kraft; doch beim 4ten Mal ꝛc. (XXI, 125).

Der 4te Tag, aber am 5ten (V, 262); 4, ich aber als 5ter (IX, 335).

5 Jahre und 6 (III, 115).

6 Tage, aber am 7ten (X, 80; XII, 397; XIV, 249; XV, 476).

7 Jahre, aber im 8ten (III, 305; VIII, 259; XIV, 285).

9 Jahre, im 10ten (V, 107; XIV, 240); 9 Tage, aber am 10ten (VII, 253; IX, 82; X, 28; XII, 447; XIV, 314); 9 Ziegen, mir 10 (IX, 159).

Die 10te oder 11te Morgenröthe (XIX, 192).

Der 11te und 12te Tag (II, 374; IV, 588).

12 Fürsten, ich als der 13te (VIII, 391); 12 Tage, am 13ten (XIX, 199).

17 Tage (und Nächte) am 18ten aber (V, 278; VII, 267; XXIV, 68).

Ferner: 1, z. B.: Alle schliefen, nur sie, die Eine, ruhte nicht (XX, 110) u. o.

2 ungemein häufig, zuweilen blos durch den Dual ausgedrückt, z. B.: 2 Adler (II, 146); 2 Geier (XI, 578) ꝛc., oft auch: beide; von beiden Seiten; doppelt ꝛc.; ferner: Nur 2 blieben zurück (III, 424); 2 Männer (IV, 27; XVI, 244); nur 2 Heerführer (IV, 496); 2 Dienerinnen (VI, 18); 2 Diener (XVI, 253); 2 Gefährten (IX, 289; 311; 344); 2 Kinder (XI, 262; 307); 2 Sirenen (XII, 166); 2 Jungfrauen (XVIII, 198; 207); 2 (Geis-)Hirten (XVII, 214; XX, 175) ꝛc. — 2 Ferkel (XIV, 74); 2 Rinder (XVIII, 376) ꝛc. — 2 Talente Goldes (IV, 526); 2 Quellen (VI, 129); 2 rauschende Flüsse (X, 515); 2 Wege (XII, 57); 2 Felsen (XII, 73); 2 Speere, Lanzen (XII, 129; XVIII, 378; XXII, 101; 125); 2 Klippen (XIII, 97); 2 Thürme (XIII, 109; XIX, 562); 2 Städte (XV, 412); 2 Brode (XVIII, 120); 2 Schwerter und 2 Schilde (XVI, 295). Vgl. auch die Verbindung: 2 Wannen, 2 Dreifüße und 10 Talente (IV, 128).

3 ist sehr häufig, s. o. und z. B.: 3 Menschengeschlechter (III, 245); 3mal gebären die Schafe im Jahr (IV, 85); 3 Gefährten (IV, 409; 434); 3mal selig (VI, 154); 3fach stärkere Bande (VIII, 340); 3fache Meinung (VIII, 506); 3mal rufen wir (IX, 65); 3mal reichte ich, 3mal trank er (IX, 361); 3 Schafe (IX, 431); 3 Reihen Zähne (XII, 91); 3 Jahre (XIII, 377); 3 Monate (XVII, 408); 3 Nächte und 3 Tage (XVII, 515); 3 Leuchter (XVIII, 307); 3fach getheilte Dorier (XIX, 177); 3 Mastschweine (XX, 163); als 3ter kam Philoitios (XX, 185); 3sternige Ohrringe (τρίγληνα, XVIII, 298); ⅓ der Nacht (XII, 312; XIV, 483); ⅓ der Schätze (IV, 97).

Der 4te Tag (III, 180); 4 Robbenfelle (IV, 436); 4 Quellen (V, 70); 4 Hufen [oder: eine Hufe im Geviert] großer Garten (τετράγυος, VII, 113); Gespann von 4 Hengsten (XIII, 81); 4 Hunde (XIV, 22); Schild aus 4 Lagen oder Schichten (XXII, 122); 4 arbeitskundige Frauen (XXIV, 279, s. u. bei der Zahl 12); 4 Dienerinnen, diese . . ., die andere . . ., die 3te . . ., die 4te . . . (X, 348 ff.); auf der Schwelle 4 und innen viele (XXII, 204); 4 Schilde, 8 Lanzen und 4 Helme (XXII, 110); 4 um Odysseus und 6 von Dolios' Söhnen (XXIV, 497).

5. Wir heben zunächst hervor das Verbum πεμπάζω (nach Fünfen zählen, IV, 412) und die Fünfzacke (πεμπώβολον) beim Opfern (III, 460); ferner: 5 Schiffe (III, 299); am 5ten Tage (XIV, 257); im 5ten Jahr (XXIV, 309); 5jähriges Schwein (XIV, 419); 5jähriger Stier (XIX, 420) ꝛc. — 5 Söhne, 2 vermählt und 3 ledig (VI, 62).

6 Genossen (IX, 60; XII, 110; 246); 6 Diener (XVI, 248); 6 warfen Lanzen (XXII, 252); der 6te Sohn (III, 415) ꝛc. — 6 Hälse, 3 Reihen Zähne (XII, 90).

7 Talente Goldes (IX, 202; XXIV, 274); die 7thorige Thebe (XI, 263); 7 Heerden zu 50 (XII, 129); in 7 Theile zerlegt (XIV, 434).

9 Sitze zu 500 und 9 Stiere (III, 7 ff.); 9 Jahre (III, 118; XIX, 179); 9 Kampfwärter (VIII, 258); 9jähriger Stier (X, 19); 9jährige Schweine (X, 390); 9jährig, 9ellig, 9klafterig (XI, 311); 9 Morgen Landes (XI, 577); 9mal führte er Männer (XIV, 230); 9 Schiffe (XIV, 248); 9 Musen (XXIV, 60).

Bis ins 10te Geschlecht (XIV, 325; XIX, 299); im 10ten Jahr (XVI, 18). Der Freier nicht blos 1 oder 2 (s. o.) Zehner (XVI, 245).

Im 11ten Jahr (vom Wein, III, 391); 11 Ziegenherden (XIV, 102).

12 sehr häufig, z. B.: 12 Krüge (II, 353; IX, 204); 12 Stuten (IV, 636; XXI, 23); 12 von den Freunden (IX, 195); 12 Stiere zum Opfer (XIII, 182); 12 Herden (XIV, 101); 12 Jünglinge aus Ithaka (s. u. XVI, 251); 12 Spangen (XVIII, 293); 12 Beile (XIX, 572 ff., XXI, 76); 12 mahlende Weiber (XX, 107); 12 Mägde (von 50, XXII. 424); 12 Ställe, in jedem 50 Schweine (XIV, 13); 12 Schilde, 12 Lanzen und 12 Helme (XXII, 144); 7 Talente Goldes, einen Mischbecher, je 12 Kleidungsstücke von verschiedener Art (χλαίνας, τάπητας, φάρεα, χιτῶνας) und 4 arbeitskundige Frauen (XXIV, 274 ff.); 12 Schiffe jedes erhielt 9 Ziegen, meines 10 (s. o. IX, 159); 12 Kinder, 6 Töchter 6 Söhne (X, 5); 12 Füße, 6 Hälse, 3 Reihen Zähne (XII, 89); 12 Schafe, 8 Schweine, 2 Rinder (VIII, 59).

Sehr häufig ist dann 20, z. B.: Das 20ste Jahr (II, 175; XVI, 206; XVII, 327; XIX, 222; 484; XXI, 208; XXIII, 102; XXIV, 322); 20 Tage, am 20sten Tage (IV, 360; V, 34; VI, 170); 20 Männer (IV, 530); 20 Gefährten (IV, 669; 778); 20 Stämme (V, 244); 20 Maß Wasser auf einen Becher Wein (IX, 209); 20rudriges Schiff (IX, 322); 20 Hände und Füße (XII, 78); 20 Männer zusammen (XIV, 98); 20 Gänse (XIX, 536) ꝛc.; auch 12 Krüge (s. o.) und 20 Maß Mehl (II, 355) ꝛc.; Freier nicht blos 1 oder 2 Zehner (s. o.), sondern aus Dulichion 52 (s. u.) mit 6 Dienern, aus Samos 24, aus Zakynthos 20, aus Ithaka 12 mit dem Herold, dem Sänger und 2 Dienern (XVI, 245 ff.) ꝛc.;

ferner: 13 Birnbäume, 10 Apfelbäume, 40 Feigenbäume und 50 Rebengeländer (XXIV, 340) ꝛc. — 50 Mägde (VII, 103; XXII, 421); 50 Rinder und Schafe in jeder der 7 Herden (XII, 130); 50 Schweine in jedem der 12 Ställe (XIV, 15); 50 Scharen (XX, 49). — 90 Städte (XIX, 174). — Selbst gegen 300 Männer würde ich kämpfen (XIII, 390); 300 Schafe (XXI, 19). — 360 Schweine (XIV, 20);

endlich Zehner mit 2 darüber (s. o.: 12), auch: 22 Gefährten (X, 208); 22 vierrädrige Wagen (IX, 241); 52 Jünglinge (VIII, 35; 48; XVI, 247, s. o. die Zahl: 20).

Auf die Zahlverhältnisse der neugriechischen Volksdichtung hier näher einzugehen, ist — wie gesagt — nicht unsere Absicht; doch mag hier im Anschluß an das zuletzt Erwähnte wenigstens bemerkt sein, daß sich häufig auch neugriechisch die 2 an Zehner und Hunderter, wie die 5 an Zehner angehängt findet, z. B.: 300 Schellen und 62 Glocken hat die St. Sophienkirche. Der Berg Olymbos (Olymp) rühmt sich dem Kissawos gegenüber, daß er 42 Gipfel und 62 Quellen habe; andere Singeweisen führen theils 32 Gipfel und 3000 Quellen an, theils 62 Gipfel und 45 Quellen ꝛc., auch 62 Gipfel und 40 Klöster ꝛc. Der Pfaffe bezahlt 502 Goldstücke als Lösegeld für den Sohn. Den Hochzeitszug bilden 402 Spielleute und 1000 Gäste, ein ander Mal 400 Gäste und 62 Spielleute. 62 Tritte und 42 Räder hat der Webstuhl. 40 Thürme und noch 45 hat das Schloß der Schönen. Das Roß läuft beim ersten Peitschenschlag 40, beim zweiten 45 Meilen. 75 Rappen stehen im Stall. Sie schöpfet 40 Eimer voll, er sieht ihr nicht ins Auge; | doch bei dem 42sten, da sieht er, wie sie weinet u. Aehnliches m.

Andere Zahlverhältnisse aber der neugriechischen Volkslieder müssen wir, wie gesagt, einer andern Stelle vorbehalten.

Daniel Sanders.

Notizen.

Kunstsammlung von Lorenz Gedon. Katalog seiner nachgelassenen Sammlungen. Mit künstlerischen Beigaben von Heinrich Lossow, Fr. A. Kaulbach u. R. Seitz herausgegeben von Georg Hirth. München, G. Hirth.

Ein Katalog, wie er gleich luxuriös bei uns wohl noch nie, überhaupt nur etwa für die San Donato-Demidoff'sche Auction hergestellt wurde. Lossow und Seitz haben prächtige Skizzen, Fr. A. Kaulbach eine meisterhafte Radirung des jüngst verschiedenen Bildhauers, Architekten und Sammlers beigesteuert. Wenn nun auch dessen kostbare Hinterlassenschaft, die das Bayerische Nationalmuseum unter allen Umständen hätte erwerben müssen, leider in alle Winde zerstreut ist, so wird wenigstens die Erinnerung an die Bestände der unvergleichlichen kunstgewerblichen Sammlung in diesem stilvollen Buche Hirths fortleben und jedem Kunstfreunde theuer sein.

Digitized by Google

Zum Tagesschluß. Neues Novellenbuch für deutsche Familienkreise von Ludwig Ziemssen. Drei Bände. Berlin, Simion.

Durchschnittswaare! Schon der Titel verräth, daß die deutschen Familienkreise die drei Bände Novellen als verdienten Lohn nach des Tages Last und Mühe in ruhiger Beschaulichkeit genießen sollen. Es wäre deshalb auch unbillig, wenn wir den Autor allein dafür verantwortlich machen wollten, daß seine Erzählungen uns seelisch so wenig in Mitleidenschaft ziehen; wer für ein bestimmtes Publicum schreibt, kann nicht umhin, der Geschmacksrichtung desselben Rechnung zu tragen. Daß der Familienkreisschriftsteller aber seinen Beruf verfehlt hat, wenn er nicht ganz besondere Rücksichten zu nehmen versteht, wird uns jede töchtergesegnete Mutter bezeugen. Und an großen wie kleinen Concessionen läßt es Ziemssen nicht fehlen. Zu den letzteren rechnen wir die umfangreichen Anleihen, die die Helden und Heldinnen seiner Novellen ohne Unterlaß bei unseren Klassikern machen. Diese liebenswürdige Schwäche bleibt ihnen in allen Lagen des Lebens treu, selbst die giftgefüllte Phiole suchen sie mit etwas „Faust" zu würzen. Da Ziemssen ein geschickter Erzähler ist, so können wir nur bedauern, daß er diesmal nichts Geschmackvolleres zu erzählen weiß. Sollten wir ihm übrigens bald bei einer seinem Talente mehr entsprechenden Aufgabe begegnen, so würden wir gern constatiren, daß er sich einzelne sprachliche und stilistische Unarten abgewöhnt hat. Wörter wie seelzagen gehören unseres Wissens nicht zum Bestande der deutschen Sprache, gegen ihre etwa beabsichtigte Einführung müßten wir aber aus ästhetischen und sprachlichen Gründen entschieden Protest erheben. Ebenso wenig können wir uns mit dem Luxus befreunden, den Ziemssen mit den Parenthesenzeichen treibt. Entfallen auf zehn Zeilen nicht weniger als vier eingeklammerte Bemerkungen, so wird diese Art des Commentirens geradezu unleidlich. B.

* * *

Albert Desjardins. Les cahiers des États généraux en 1789 et la législation criminelle. Paris. Durand et Pedone Lauriel.

An keinem Punkte macht sich der principielle und zugleich praktische Unterschied zwischen dem absoluten Regime und der Regierung nach festen, in ihrem Bestande gesicherten Gesetzen so sehr fühlbar, als im Gebiete der staatlichen Strafgewalt. Jede große Wandlung im Leben der Staaten und Völker äußert sich hier am frühesten, gelangt hier zum entschiedensten Ausdruck. Von dieser klaren Einsicht ausgehend hat der gelehrte Professor an der Pariser Ecole de droit sich der interessanten Aufgabe unterzogen, die den einzelnen Abgeordneten zur ersten Nationalversammlung mitgegebenen imperativen Mandate, die „Cahiers", auf ihren strafrechtlichen Inhalt zu prüfen. Er zeigt uns darin die Bewegung der Geister jener folgenreichen Epoche in einem durchaus neuen Licht und führt manche dunkle Erscheinung unserm Verständnisse näher. Wie schön und wie grausig zugleich hat doch jene Zeit zu irren verstanden, wie fühlte sie sich kindlich frei von Fesseln der Natur, die sie als Schöpfungen der Willkür betrachten zu dürfen glaubte. Desjardins' geistvolle Arbeit ist eine Quellengeschichte der Grundlehren des neueren Strafrechts, sie zeigt uns die Grenzlinien, wo in dieser Materie das ancien régime aufhört, und wo neue frische Keime wirksam werden. Auch die übrigen Gebiete des öffentlichen Rechts empfangen reichliche Förderungen aus dem Studium jener Volksaufträge. So zeigt uns der Verfasser im neunten Kapitel: immunité parlementaire, unter X: Separation des pouvoirs, Indépendance du pouvoir judiciaire wie die entsprechenden Institutionen unseres modernen Staatenlebens mit den Anfängen jener Bewegungen zusammenhängen; er hebt aber zugleich auch die Momente hervor, welche unsere gegenwärtigen Einrichtungen eine wesentlich verschiedene Entwicklung nehmen ließen. — Das Werk des französischen Forschers sei hiermit der Aufmerksamkeit der weitesten Fachkreise empfohlen. F. St.

* * *

Im Banne des Kometen. Roman von T. Orny. (Berlin, Otto Janke.) Dieser Roman ist ein beredtes Beispiel dafür, wie weit es die Blaustrumpf-Schriftstellerei unserer Tage schon gebracht hat, und wie weit sie es unter günstigen Umständen noch bringen kann. Die Erfindung leistet an Plumpheit das Ungeheuerlichste, jeder Criminalnovellen-Fabrikant hätte das besser verstanden, aber die nonchalante Dreistigkeit, mit der die Verfasserin (wir supponiren eine solche ohne Weiteres) ihre Erzählung fortspinnt, Figuren und Situationen sich aus andren Romanen ad libitum herbeiholt und das Ganze mit einer echten Blaustrumpf-Rührung übergießt, ist wirklich bemerkenswerth. Lebensfähig ist keine einzige von all ihren Figuren, aber wozu auch? Sie schreibt ja einen Roman, und solche Romane, wie sie sie nebst vielen andren, noch unbegabteren Schwestern in Apoll zu fabriciren versteht, werden ja nicht vergeblich geschrieben, sie werden in sogenannten Familien-Wochenschriften gedruckt, spannen, rühren, erscheinen in Buchform und — bilden einen Schandfleck unserer modernen Belletristik. Gegen die Colportageromane erfindet man Gesetze, — wer aber schützt uns gegen die Blaustrumpf-Literatur? T—n.

* * *

Unsere Nachbarn. Neue Skizzen von Ada Christen. Dresden, H. Minden. Wenn man dem Genre dieser sprunghaften Skizzen, das in der Novellistik ungefähr dasselbe ist, was die Bilder der Impressionisten in der Malerei, auch keine Sympathie entgegenbringt, so wird man dem vorliegenden neuen Buche Ada Christens doch das Eine nachsagen können, daß es von scharfer Lebenskenntniß zumal in der Erfassung und Wiedergabe kleiner Züge und einem fast genialen Raffinement in der Schilderung des Kleinbürgerthums Zeugniß ablegt. Diese Jugenderinnerungen an die Bewohner der „Blauen Gans", der anstoßenden Häuser und des Vorortes, zu dem diese Handwerkerwohnungen gehören, fesseln namentlich durch die Kunst, womit die Menschen mit ein paar Strichen gezeichnet und in ihrer Denkweise charakterisirt sind. Die Handlung ist meist eine Nichtigkeit, ohne Anfang, ohne Ende. Der Tod des Webers im „Nachbar Krippelmacher" ist ein wahres Kabinetstück dieser stark realistischen Andeutungskunst. Anderes wie die zweite Geschichte der Liese — die sterbende Wöchnerin, die mit ihrem Arzt in ehebrecherischem Verhältnisse gestanden — verletzt und stößt ab. Ein feines Charakterbild ist der „einsame Spatz". Seltsam berührt uns die letzte kurz abgebrochene Geschichte: „Als er heimkehrte". Hier brauchen wir uns aber nicht anzustrengen, um das Fehlende uns hinzuzudenken, denn der Verleger versichert, der Schluß soll in einem künftig erscheinenden zweiten Bande nachgetragen werden ... In der That sehr wunderlich!

* * *

Die guten Hochländer. Ungarische Dorfgeschichten von Koloman Mikszath. Uebertragen durch Adolf Silberstein. Szegedin, L. Endrenyi & Comp.

Wir machen da zum erstenmale die Bekanntschaft eines originellen englischen Erzählers, der zugleich der poetische Ethnograph seines Stammes ist. Der Schauplatz der Handlung ist das Ländchen der Palowzen, eines magyarischen Bauernschlages auf der Abdachung der Karpathen, der vom slawischen Element umfluthet wird. Mikszath weiß uns in diesen gemüthreichen Dorfbildern, halb Feuilleton, halb Novellette, so viel Rührendes, Erheiterndes und allgemein Interessantes zu erzählen, daß man sein Skizzenbuch recht lieb gewinnen muß. Es sind meistens seelische Stimmungsbilder mit feiner Beobachtung der kleinsten Züge, temperamentvoll im Fluß der Erzählung und ohne Effecthascherei, das Werk eines echten Poeten. Am Besten gefiel uns das rührende Charakterbild: „Aennchens Schuld", das fein humoristische „Wunder am Bagy-Bache", die tragische Geschichte von den Pferden des armen Hans. Wir gehen nicht zu weit, wenn wir diese eigenartigen Skizzen den besten kleinen Erzählungen Daudets an die Seite stellen. Die Uebersetzung ist vorzüglich bis auf einige Austriacismen, die aber hier Stimmung machen. Die geschmackvolle Ausstattung macht der Typographie- und Buchbinderkunst Neu-Szegedins Ehre.

* * *

Saga. Geschichten aus alter Zeit. Von E. Escherich. Stuttgart, Bonz & Comp. Anmuthige, anspruchslose Erzählungen eines gelehrten Schülers von Scheffel und Dahn. Der dichterische Gehalt kommt unter dem archäologischen Gerüst nicht immer zum Ausdruck, am ehesten noch in den Novelletten. Für größere Würfe fehlt noch die Kraft, wie „Adalmann" beweist. Alles in Allem aber ein freundliches Buch voll schöner Gestalten und tüchtiger Studien aus dem Gebiete von Sage und Geschichte.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12
Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Schlangenbad

im Taunus, 1½ Stunde vom Rhein, unübertroffener Waldkurort, sauerstoffreiche Luft, meilenlange, staubfreie Waldwege, Molken, Kräutersäfte, Kuh- und Ziegenmilch, berühmte Bäder von naturwarmem (27—32° C.), krystallhellem, blaugrünem, sammetweichem Wasser, welche die Nerven beruhigen und stärken, den Blutlauf reguliren, Exsudate resorbiren und das beste natürliche Kosmeticum und Conservirungsmittel bilden. Hülfreich bei Nervenleiden, Frauenkrankheiten, Gicht, Rheuma, Altersgebrechen, Hautübeln und unreinem Teint.

Prospecte mit Situationsplan und Wohnungsverzeichniß franco und gratis.

Das Bürgermeister-Amt.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen (auch zur Ansicht) zu beziehen:

J. Schipper, Dr., o. Prof. d. engl. Philol. a. d. Univ. Wien,

William Dunbar

sein Leben und seine Gedichte

in Analysen und ausgewählten Uebersetzungen, nebst e. Abriß der altschottischen Poesie. Ein Beitrag zur schottisch-englischen Litteratur- u. Culturgeschichte im Reformationszeitalter. 8. 27 Bog. Preis geh. ℳ 7.—, geb. ℳ 8.—.

Verlag von Robert Oppenheim in Berlin.

Bücher-Ankauf!

Bibliotheken, wie einzelne Werke zu höchsten Pr. Meine Lagerkataloge liefere für 30 Pf. frc.

L. M. Glogau. 28 Burstah, Hamburg.

Soeben erschien:

Geschichte der Deutschen Volkspoesie

seit dem Ausgange des Mittelalters

bis auf die Gegenwart.

In ihren Grundzügen dargestellt von

Dr. F. H. Otto Weddigen.

8. XVI u. 360 S. ℳ 6.—

Die „Europa“ sagt in einer längeren Besprechung: „Der auch auf dem Gebiete der Litteraturgeschichte rühmlichst bekannte Verfasser hat mit obigem Werke eine längst gefühlte Lücke glücklich ausgefüllt, indem er zuerst den Versuch einer systematischen Darstellung der Deutschen Volkspoesie machte. Der Versuch ist ihm wohl gelungen ...“

Verlag von Georg D. W. Callwey in München.

Antiquar-Catalog 15.

Französ. Literatur, Curiosa, Flagellantism., Frauenfrage, Spiritismus, Freimaurerei, Varia. 1600 Nrn. erschien soeben. Wir bitten gratis franco zu verlangen.

S. Glogau & Co., Leipzig.

Der

Liebe Müh' umsonst.

Drei Novellen von

Julius v. d. Traun.

Vornehme Ausstattung [Prochaska's „Salon-Bibliothek“] brosch. M. 3.50, geb. M. 4.—.

Neu! [Im Buchhandel!]

Hannover-Altenbecken Eisenbahn Saison 15. Mai b. 30. Sept.

Bad Pyrmont

Pferdebahn zum Salzbade und Bahnhof 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.

Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von Stahl- und Salzwasser sind an das fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt Fürstl. Brunnen-Direktion.

½ Stunde von Frankfurt a. Main.

Bad Homburg

½ Stunde von Frankfurt a. Main.

Wirksame Brunnenkur bei allen Magen- und Unterleibsleiden (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit. Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas-, und Moor-Bäder. Luftkurort ersten Ranges für Nervenleidende und Reconvalescenten. Inhalationen für Hals- und Brustleidende. Molkenkur. Heilgymn. Institut (Electrotherapie, Massage.) Kaltwasser-Heilanstalt. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester, Militair-Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste.

Mineralwasser-Versandt in stets frischer Füllung während des ganzen Jahres.

Bad Reinerz.

Klimatischer Gebirgs-Kurort, Brunnen-, Molken- u. Bade-Anstalt, in der Grafschaft Glatz, Pr.-Schlesien. Saisondauer. Anfang Mai — Ende Oktober.

Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, Kehlkopfleiden, chronische Tuberkulose, Lungenemphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes. Blutmangel, Bleichsucht u. s. w., sowie der hysterischen und Frauenkrankheiten, welche daraus entstehen. Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und Wochenbetten, nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Skrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, konstitutionelle Syphilis. Empfohlen für Rekonvaleszenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

Soeben ist erschienen:

Denkwürdiges aus meinem Leben

von

J. C. Bluntschli.

Im Auftrag der Familie durchgesehen und herausgegeben von

Dr. R. Seyerlen.

3 Bände. Preis: eleg. geheftet 22 ℳ, eleg. gebdn. 25 ℳ.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung in Nördlingen.

Im Verlage von Eduard Trewendt in Breslau erschien soeben:

Genie und Wahnsinn. Eine psychologische Untersuchung von Dr. Paul Radestock. 6 Bog. gr. 8. Eleg. brosch. 2 Mk.

Der auf diesem philosophischen Gebiete vorteilhaft bekannte Verfasser, dessen frühere Werke „Schlaf und Traum“ und „Die Gewöhnung und ihre Wichtigkeit für die Erziehung“ weitgehende Anerkennung fanden, bietet in dieser Schrift eine eingehende und lichtvolle Studie, die nicht nur bei Fachleuten, sondern auch bei dem grösseren Publikum reges Interesse erwecken dürfte.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Gratis und portofrei

erhält jeder Interessent in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes die *erste Lieferung* *von*

Otto Spamer's Illustrirtem Konversations-Lexikon,

um durch Einsichtnahme die Überzeugung gewinnen zu können, dass in diesem Werke wirklich ausserordentlich viel und Reichhaltiges geboten wird.

Tanagra-Figuren.

Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichsten Publicationen des Kunsthandels“ versendet gratis und franco

Fritz Gurlitt,

Kunsthandlung.

Berlin W., 29 Behrenstrasse.

Verlag von Andr. Fred. Höst & Sohn, Kopenhagen.

KLÖPPELBUCH.

Eine Anleitung

zum Selbsterlernen des Klöppelns

von

SARA RASMUSSEN,

Mitarbeiterin des „Bazars“.

Mit 10 Lichtdrucktafeln und zahlr. Holzschn.

Preis 9 ℳ, in eleg. Mappe 15 ℳ.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 30. Berlin, den 26. Juli 1884. Band XXVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die bevorstehende Reichstagswahl. Von Politicus. — Zur neuen Rechtsordnung. Von A. Pallaske. — Literatur und Kunst: Der colonisatorische Werth des Plattdeutschen. Von Klaus Groth. — Ueber den Endzweck im All. Von Otto Caspari. — Die Zeitungen und die Literatur. Von Emil Peschkau. — Zwischen Freundesgräbern. Von J. von Reuß. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Ein Stücklein von der östreichischen Censur. Von Wilhelm Jensen. — Inserate.

Die bevorstehende Reichstagswahl.

Unsere politischen Parteiverhältnisse bieten seit der von vielen Seiten seit lange gewünschten Vereinigung der beiden entschieden liberalen Fractionen zu einer großen Partei ein ganz eigenthümliches Bild dar, welches jeden wahren Freund der liberalen Idee im Hinblick auf die im Herbst bevorstehende Reichstagswahl mit gerechter Besorgniß erfüllen muß: die nationalliberale Partei steht der neubegründeten deutsch-freisinnigen in Parlament und Presse mit einer auf Gegenseitigkeit beruhenden, leidenschaftlichen Feindseligkeit gegenüber, die für die Zukunft der liberalen Sache geradezu verderblich werden kann. Es muß das um so wunderbarer erscheinen, als gerade gegen das Ende der abgelaufenen Session für jeden einsichtigen Beobachter die Thatsache ganz evident hervortrat, daß das Gemeinsame, welches die beiden Parteien verbinden sollte, an innerer Bedeutung die trennenden Elemente bei Weitem überragt. Vor Allem trat das bei den Ackermann'schen Anträgen hervor, in denen ein erster wuchtiger Angriff auf eine der größten Errungenschaften der liberalen Idee mit aller Energie einsetzte und durch die Coalition zwischen Conservativen und Ultramontanen wirklich mit schwacher Mehrheit durchging, während in diesen wie in mehreren anderen Fällen die gesammte Linke geschlossen dagegen stimmte. Die Fälle, in denen das im Reichstage, wie früher im Abgeordnetenhause, eintrat, sollten doch den beiden Parteien mit voller Klarheit zeigen, worauf es eigentlich im Grunde ankommt, daß nämlich ihr nächstes, unverrückbares Endziel darauf gehen muß, bei den nächsten Wahlen der conservativ-klerikalen Coalition die schwache Mehrheit, über welche sie jetzt verfügt und durch die ihr jeder, auch der kühnste Angriff auf die Fundamente der Gesetzgebung der sogenannten liberalen Aera gelingen kann, wieder zu entwinden, um dann wenigstens in der Defensive, wie dieselbe bei den Ackermann'schen Anträgen nothwendig war, durch Einheit zu siegen. Je mehr die nationalliberale Partei durch Compromisse wenigstens einen Theil ihrer Bestrebungen durchzusetzen sucht und das taktische Vorgehen der „deutsch-freisinnigen Partei", welche stets nur das Ganze oder Nichts durchsetzen wolle, beklagt oder auch verurtheilt, um so mehr müßte sie sich doch stets bewußt bleiben, daß jene Grundgedanken ihr doch eben mit jener Partei gemeinsam sind, daß die Gegensätze zwischen ihnen im Wesentlichen nicht grundsätzlicher, sondern taktischer Art sind. Und umgekehrt: je mehr die deutsch-freisinnige Partei darüber entrüstet sein zu müssen glaubt, daß die nationalliberale Partei so oft in letzter Stunde von den Anfangs gemeinsam verfochtenen Grundgedanken in ihren Compromissen mit der Regierung oder der conservativen Partei abgeht, um so klarer müßte sie sich doch darüber werden, daß von der nationalliberalen Partei zum mindesten doch sicher nicht ein Angriff auf die Grundgedanken der von liberalem Geiste getragenen Gesetzgebung der siebziger Jahre zu erwarten sei, daß man vielmehr solche Angriffe nur in Gemeinschaft mit derselben abzuwehren im Stande sei. Und daß diese Defensive sich noch wiederholt als nothwendig herausstellen wird, kann keinem einsichtigen Politiker auch nur einen Moment zweifelhaft sein. Ein großer Theil der Conservativen und des Centrums haben es ja offen rund heraus erklärt, daß ihr Streben im letzten Grunde auf die Einführung von Zwangsinnungen gehe: der Ackermann'sche Antrag war gewissermaßen nur ein Vorbote des kommenden consequenteren Angriffs auf Freizügigkeit und Gewerbefreiheit, wenngleich der Antragsteller selbst bona fide versichert haben mag, daß er persönlich sich keineswegs mit den dahin gehenden Bestrebungen identificire. Hier handelt es sich, ebenso wie bei dem bereits mehrfach versuchten Angriff auf die obligatorische Civilehe, um die fundamentalsten Errungenschaften unseres modernen staatlichen Lebens, deren Vertheidigung die erste und ursprünglichste Aufgabe des in diesen Dingen vorläufig in die Defensive gedrängten Liberalismus sein muß. Möglich, ja wahrscheinlich, daß die Regierung dem ungestümen Drängen ihrer conservativ-klerikalen Gefolgschaft, deren Bestrebungeu weit über ihre eigenen Ziele hinausgehen, Widerstand leisten wird: sicher aber ist es ein Zustand, den der Liberalismus nicht herbeiwünschen kann, daß etwa die conservativ-klerikale Mehrheit eine Reihe nach dieser Richtung gehender Gesetze im Plenum des Reichstags durchbringt und daß dann deren Durchführung nur von dem eventuellen Widerstreben der Regierung verhindert werden kann. Man weiß, daß diese letztere Annahme — denn kaum darf man es eine Hoffnung nennen — in jüngster Zeit selbst von so hervorragenden Organen wie der Kölnischen Zeitung mit großer Zuversicht ausgesprochen worden ist. Aber bleibt es darum nicht doch eine schwerwiegende Niederlage des liberalen Gedankens, daß dieser Angriff auf denselben die Mehrheit der Volksvertretung auf sich vereinigte?

Man sollte meinen: diese Sachlage wäre klar genug und sollte es den liberalen Parteien mit aller Evidenz klar machen, daß jenes Ziel gemeinsamer Abwehr, das einst Forckenbeck mit dem Rufe: „Auf die Schanzen!" eingeleitet hat, nimmermehr auf dem Wege gehässigster Feindseligkeit unter einander erreicht werden kann. Wir untersuchen hier nicht, welche der beiden Parteien diesen Ton, der in der gesammten Presse tagtäglich sich geltend macht, zuerst angeschlagen hat: zur Ehre und zum Segen gereicht er sicherlich keiner von ihnen: er ist ein neues

Digitized by Google

trauriges Symptom jenes verhängnißvollen Kampfes der feindlichen Brüder, welcher den reactionären Bestrebungen freie Bahn zu schaffen so sehr viel beigetragen hat.

Allerdings wird man sich bei der gegenwärtigen Lage der Verhältnisse an den Gedanken gewöhnen müssen, daß an eine wirkliche Vereinigung der beiden großen liberalen Gruppen zu einer großen liberalen oder Verfassungspartei — in welch letztere dann sogar einige Elemente der freiconservativen Partei mit aufgenommen werden könnten — zunächst wenigstens nicht zu denken ist: dazu sind die Gegensätze zu groß, und der Wunsch nach Vereinigung auf beiden Seiten nicht groß genug. Der Gedanke wird wiederkehren und sich mit Naturnothwendigkeit geltend machen, wenn man sich daran gewöhnt haben wird, Gegensätze der Meinungen in einzelnen Fragen zu toleriren und mehr auf das Gemeinsame, Verbindende, als auf das Trennende Rücksicht zu nehmen: dieser Moment wird und muß eintreten, wenn es sich dereinst einmal zeigen sollte, daß die Hauptgarantie für die Dauer und Zukunft unseres gemeinsamen Vaterlandes nicht, wie unser großer Staatsmann einmal in einem Moment der erbittertsten Erregung geäußert hat, in dem Bundesrathe, sondern im Parlament liegt, d. h. wenn, was wir gar nicht für ausgeschlossen halten, in dem ersteren die jetzt durch die geniale Kraft des Reichskanzlers mit unvergleichlichem Geschick niedergehaltenen particularistischen Tendenzen noch einmal die Oberhand gewinnen sollten: dann wird sich die Nothwendigkeit einer stramm-centralistischen und doch freiheitlichen Verfassungspartei, zu der die gesunden Elemente sicher nur in den liberalen Parteien, einen Theil der Freiconservativen mit eingerechnet, zu finden sind, mit so ursprünglicher und überwältigender Kraft geltend machen, daß alle entgegenstehenden Bedenken in ein Nichts zusammensinken werden. Der so vielgeschmähte und verlachte Gedanke v. Eynerns wird ohne alle Frage einmal, zum größten Segen unseres Vaterlandes, der herrschende in ganz Deutschland werden.

Doch das sind Zukunftsbilder, die wir hier nicht weiter ausmalen wollen: uns kommt es vorwiegend auf eminent praktische Fragen der Gegenwart an. Und da müssen wir natürlich mit gegebenen Größen rechnen, d. h. mit der Thatsache, daß selbst ein Wunsch nach solcher Vereinigung nur von Wenigen ernstlich gehegt wird. Wenn die früheren Secessionisten eben in dem Streben nach einer Vereinigung aller liberalen Elemente, bei welcher sie die Vermittelung übernehmen wollten, anfangs den vornehmsten Punkt ihres Programms erkennen wollten, so wurden sie von der Wucht der Thatsachen bald eines Besseren oder vielmehr Schlechteren belehrt, so daß sie nunmehr sich damit bescheiden mußten, eine Vereinigung mit derjenigen Partei einzugehen, der sie nach ihrer Secession mit ihren Grundanschauungen nun einmal am nächsten standen. Ohne Zweifel hatten sie dabei den Gedanken, daß zwar nicht sofort, aber doch später ein Anschluß der nationalliberalen Partei zu erreichen sein werde, der sie früher selbst angehört hatten und mit der sie demgemäß doch in vielen Fragen auf gleichem Boden standen. Sicher aber war, wie aus allen ihren Kundgebungen erhellt, keineswegs beabsichtigt, die Spitze der neugebildeten Partei gegen die Nationalliberalen zu kehren, man hoffte, trotz aller trennenden Momente innerhalb gewisser Grenzen mit ihnen zusammengehen zu können.

Daß diese Hoffnung sich nicht verwirklicht hat, daß vielmehr dieser Gegensatz gerade nach und wohl auch in Folge dieser Vereinigung eine größere Schärfe als je angenommen hat, ist ohne Zweifel aufs Höchste zu beklagen. Ist es doch in letzter Zeit so weit gekommen, daß von nationalliberaler Seite der deutsch-freisinnigen Partei der Vorwurf gemacht worden ist, sie opponire immer, wenn es sich um wirklich nationale Interessen handele. Wenn eine solche Aeußerung in der Hitze des Gefechts vom Regierungstisch oder von conservativer Seite fällt, dann ist es, wenn auch nicht entschuldbar, doch erklärlich. Daß aber liberale Männer denjenigen, mit denen sie bis vor wenigen Jahren in treuer gemeinsamer Arbeit gewirkt haben, einen solchen Vorwurf machen können, ist wahrlich im höchsten Maße bedauerlich.

Doch ist in ähnlicher Weise auch von deutsch-freisinniger Seite viel und schwer gesündigt worden. Es kann kein Zweifel sein, daß die nationalliberale Partei nach langem Niedergange sich seit der Heidelberger Erklärung und den darauf folgenden großen Parteitagen in einem unverkennbaren Aufschwunge befindet. Ueber diese Thatsache müßte sich doch nun naturgemäß jeder überzeugte Liberale gleichviel welcher Schattirung aufrichtig freuen: ein erneuter Aufschwung der nationalliberalen Partei würde doch ohne Frage einen Niedergang der conservativen zur Folge haben, und auch dem radicalsten Fortschrittsmann muß doch eine starke nationalliberale Partei immerhin wesentlich lieber sein, als eine conservative von der gegenwärtigen Stärke, welche, wenn sie mit dem Centrum zusammengeht, ganz unabhängig von allen liberalen Parteien über die Mehrheit des Parlaments verfügt. Daß ein Aufschwung der nationalliberalen Partei nothwendig einen Verlust der deutsch-freisinnigen zur Folge haben müsse, ist doch durch nichts erwiesen: im Gegentheil, gerade das müßte die vornehmste, die ausschließliche Aufgabe aller Liberalen bei der bevorstehenden Reichstagswahl sein, daß dieser Aufschwung auf Kosten der conservativen und, soweit das möglich, der ultramontanen Partei erfolge. Dann würde im Wesentlichen das Verhältniß der Parteien wieder hergestellt sein, welches bis zum Jahre 1878 bestand, d. h. die liberalen Parteien würden wieder in allen den Fragen, in denen sie einig sind, — und deren sind fürwahr nicht wenig — über eine feste und unzweifelhafte Mehrheit verfügen. Dadurch würde keine der beiden Parteien irgend etwas von ihrer Selbständigkeit einbüßen: in getrennten Colonnen könnten sie doch nach einem gemeinsamen Endziele hinmarschiren; und in den Fragen, in denen die nationalliberale Partei von der deutsch-freisinnigen abweicht, würden dann allerdings nach wie vor Anlehnungen der ersteren an die rechte Seite des Hauses erfolgen, die doch aber ohne Frage für die deutsch-freisinnige Partei weniger nachtheilig sein würden, als die gegenwärtig vorwaltenden Compromisse zwischen Conservativen und Centrum, welche Gesetze zu Stande kommen lassen, gegen welche sämmtliche Liberale gestimmt haben.

Bei dieser Sachlage scheint es uns unzweifelhaft, daß bei den bevorstehenden Wahlen das einzig zweckentsprechende Vorgehen sein würde, daß die Liberalen stets vereinigt agirten, wo auch nur eine entfernte Möglichkeit einer Verdrängung der bisherigen conservativen oder ultramontanen Abgeordneten vorläge und getrennt nur dann vorgingen, wenn der betreffende Wahlkreis ohnehin für die liberale Sache gesichert ist; nur in diesem Falle müßte ein Kampf der liberalen Richtungen gegen einander mit dem leitenden Gesichtspunkte vereinbar erscheinen, wenn man nicht etwa noch den Fall hinzunehmen will, daß von vornherein der Sieg der conservativen oder ultramontanen Gegencandidaten feststeht, so daß der Luxus einer Kraftprobe der liberalen Richtungen unter einander ohne Folgen bleibt.

Darüber aber kann kaum ein Zweifel sein, daß überall da, wo eine principielle Geneigtheit zu einer Einigung bei beiden liberalen Gruppen vorhanden ist, die Verständigung über eine gemeinsam aufzustellende Persönlichkeit keine erheblichen Schwierigkeiten haben würde; die nach links neigenden Elemente der nationalliberalen Partei und die nach rechts neigenden der deutsch-freisinnigen, d. h. fast die sämmtlichen früheren Secessionisten und von der Fortschrittspartei die Gruppe Hänel, stehen einander in vielen Fragen so nahe, daß gewiß unschwer aus ihnen Persönlichkeiten zu finden wären, welche beiden Parteien als Candidaten genehm wären. Dabei müßte das Gemeingefühl für die liberale Idee als solche über kleinliche Fractionsinteressen gestellt werden: denn das kann kein Zweifel sein, daß es sich hier um nichts weniger und nichts mehr als um die Existenzfrage des Liberalismus überhaupt handelt, dessen Schicksal besiegelt sein würde, wenn unser Parlament dauernd unter dem Zeichen einer conservativ-klerikalen Mehrheit stünde, die sicher nicht bei so schüchternen Angriffen auf unseren ganzen Verfassungsbau stehen bleiben würde, als sie bisher erfolgt sind. Jede der beiden Gruppen müßte sich in jedem einzelnen Falle

Digitized by Google

klar darüber sein, daß es in jedem Falle besser ist, wenn sie selbst einen Sitz an die andere liberale Gruppe verliert, als wenn derselbe durch den Kampf zwischen den Liberalen an die Conservativen verloren geht. Zahlenmäßig gesprochen: dem Nationalliberalen muß es lieber sein, wenn 100 Freisinnige und 100 Nationalliberale gewählt werden, als wenn 105 Nationalliberale und 90 Freisinnige gewählt werden und umgekehrt, weil eben im ersteren Falle die Gesammtzahl der Liberalen größer ist als im letzteren. So lange dieses Gemeingefühl so gut wie nicht vorhanden ist, werden wir freilich tauben Ohren predigen, aber wir sind überzeugt, daß diese Ohren dennoch dereinst hören werden, nur fürchten wir, daß es dann vielleicht zu spät sein wird.

Gegenwärtig freilich sind wir von diesem von uns vorgeschlagenen und sehnlichst gewünschten Standpunkte so weit als möglich entfernt. Die Verblendung, welche über diese vitalsten Fragen des ganzen Liberalismus herrscht, ist in beiden Lagern leider gleich groß. Der neu emporstrebende Nationalliberalismus hatte nichts Eiligeres zu thun, als mit aller Energie gegen die Deutschfreisinnigen vorzugehen, und die letzteren scheinen es als ihre Hauptaufgabe zu betrachten, jenen Aufschwung der nationalliberalen Partei möglichst zu bespötteln und, so weit an ihnen liegt, zu vereiteln und zu hemmen.

Die nationalliberale Partei hält sich zu dieser feindseligen Haltung gegen die deutsch-freisinnige Partei wahrscheinlich durch die Wendung berechtigt oder verpflichtet, welche sich in neuester Zeit in ihren Beziehungen zu dem leitenden Staatsmanne vollzogen hat. Es kann kein Zweifel sein, daß der Fürst-Reichskanzler in demselben Momente, in welchem er dem „fortgeschritteneren Liberalismus" schroffer als je den Fehdehandschuh zugeworfen hat, eine sichtbare Annäherung an die nationalliberale Partei vollzogen hat. Wir freuen uns der letzten Thatsache ebenso aufrichtig, wie wir die erstere bedauern. Denn eben darin vor Allem sehen wir die Ursache unserer unleugbar ungesunden politischen Zustände, daß der geniale Mann, welcher die Geschicke Deutschlands mit eiserner Hand leitet, niemals in einem wirklich innigen Contact mit der politischen Partei gestanden hat, der nun einmal, wenn man dem Volksgeiste freien Raum zur Entwickelung läßt, der überwiegende Theil der intelligenten Bevölkerung anhängt, mit der liberalen Partei, unter welchem Namen wir hier alle einst ja wirklich vereinigten und erst später getrennten Gruppen der Linken verstehen. Fürst Bismarck ist gewiß der Letzte, der sich darüber täuscht, daß der liberalen Idee als solcher unweigerlich die Zukunft gehört; er mag den Fortgang derselben aufhalten können, vernichten kann und wird er ihn nicht. Und eben aus dieser Erkenntniß heraus ist es zu verstehen, daß er sich jetzt dem „gemäßigten" Theile der Liberalen wieder nähert. Wenn wir eine Vermuthung über die Beweggründe des großen Mannes äußern dürfen, so sind deren vornehmlich zwei: auf der einen Seite hat er unzweifelhaft erkannt, daß die Bestrebungen des größten Theils der Conservativen weit über seine eigenen Ziele hinausgehen, vor Allem aber, daß er seine nationalen Ziele nimmermehr durch eine Combination zweier Parteien erreichen kann, deren eine, man mag darüber sagen was man will, eine mehr oder weniger internationale, d. h. doch antinationale Tendenz verfolgt; auf der andern Seite wünscht er dann, wenn er nun einmal eine neue Stütze auf liberaler Seite sich schaffen muß, diese zugleich dazu zu benutzen, um die ihm unsympathischen weitergehenden Forderungen der Linksliberalen, welche er nach seinen wiederholten Versicherungen für unserem Vaterlande gefährlich hält, niederzuhalten.

Gehen die Nationalliberalen, wie es ja leider der Fall zu sein scheint, auf diese Absicht des Reichskanzlers bedingungslos ein, so gestehen sie zu, daß die liberale Idee als solche, wenn sie, wie das von deutsch-freisinniger Seite geschieht, consequent festgehalten wird, wirklich etwas Gefährliches oder Verderbliches für unsern nationalen Staat in sich schließe, während es gerade darauf ankommt, den Kanzler zu überzeugen, daß die liberale Sache nicht im Gegensatz zu der nationalen steht, sondern mit derselben identisch ist oder wenigstens in Zukunft wieder werden wird. Darüber kann doch die Vergangenheit der Männer, welche das nationale Banner schon zu einer Zeit hochgehalten haben, wo es für Hochverrath galt, von einem einigen Vaterlande zu reden, jeden Zweifel beseitigen.

So sehr wir uns also über die Annäherung des Reichskanzlers an die nationalliberale Partei freuen, so sehr bedauern wir die Consequenz, welche die letztere daraus gezogen hat. Denn einen wirklich bestimmenden Einfluß auf die Regierung kann sie doch nur dann zu erlangen hoffen, wenn die liberale Partei in allen Gruppen zusammen die Majorität des Hauses repräsentirt: allein wird die nationalliberale Partei diese Mehrheit nie erringen, ihren wirksamen Einfluß hat sie doch auch in der Vergangenheit nur mit der Hülfe der andern liberalen Partei, damals der Fortschrittspartei, ausgeübt. Hofft die nationalliberale Partei noch weiter, daß der Reichskanzler sich entschließen wird, eine liberale Regierung zu berufen — was wir ja an sich nicht für ausgeschlossen halten wollen — so würde das doch eben nur in dem Falle eintreten, wenn wirklich eine liberale Mehrheit vorhanden wäre: danach kann doch gar kein Zweifel sein, daß das Streben der nationalliberalen Partei dahin gehen muß, die von ihr erhoffte und auch von uns gewünschte Vermehrung ihrer Sitze nicht auf Kosten der andern liberalen, sondern auf Kosten der conservativen Partei zu erreichen.

Ebenso wie die nationalliberale scheint uns indeß auch die deutsch-freisinnige Partei das wahre Wesen der Annäherung zwischen dem Reichskanzler und der nationalliberalen Partei zu verkennen: statt die nationalliberale Partei wegen der Gefolgschaft, die sie dem Kanzler leiste, zu verhöhnen und anzugreifen, müßte sie sich jener Annährung vielmehr aufrichtig freuen, denn darüber kann doch nicht der mindeste Zweifel obwalten, daß die deutsch-freisinnige Partei ihre Ideen und Bestrebungen niemals erreichen kann, so lange Bismarck gezwungen ist, mit der conservativ-klerikalen Mehrheit zu regieren, daß vielmehr die einzige Möglichkeit, wenigstens mit einigen ihrer Wünsche durchzudringen, die ist, daß die nationalliberale Partei ihren alten bestimmenden Einfluß auf die Gesetzgebung wieder erhält. Und es ist doch wohl besser, etwas als nichts zu erreichen!

Gehen wir also, ehe es zu spät ist, viribus unitis vor, so weit das innerhalb der gegebenen Grenzen möglich ist, damit nicht am Tage der Wahl, während wir uns bekämpfen, der Gegner als Sieger hervorgehe und eine gedeihliche Weiterentwickelung unseres gesammten Verfassungslebens in liberalem Sinne unmöglich mache. Politicus.

Zur neuen Rechtsordnung.

Von A. Pallaske.

Vor einigen Jahren wurde in Breslau, der alten Provinzialhauptstadt Schlesiens, ein Rechtsfall lebhaft besprochen, der in processualischer Hinsicht hochinteressant ist und Anlaß bietet, einen wichtigen Abschnitt des neuen Strafverfahrens bezüglich seiner Zweckmäßigkeit näher zu prüfen.

Ein Apotheker stand unter der schweren Anklage, mit seiner Tochter Blutschande getrieben zu haben. Zuständig für die Entscheidung ist nach der Strafproceß-Ordnung nicht das Schwurgericht, sondern die Strafkammer des Landgerichts, da der Höchstbetrag der angedrohten Strafe immerhin nicht über fünf Jahre Zuchthaus hinausgeht. Bei der Hauptverhandlung wurde entsprechend der Natur des Verbrechens durch Beschluß der Kammer die Oeffentlichkeit ausgeschlossen, dieselbe aber auch nicht wiederhergestellt, als der Vorsitzende das auf Freisprechung lautende Urtheil der Kammer verkündete. In dieser Nichtwiederherstellung erblickte die Staatsanwaltschaft eine Verletzung wesentlicher Proceßvorschriften und legte deshalb gegen das Urtheil der Kammer das Rechtsmittel der Revision ein; sie berief sich auf die Vorschriften des Gerichtsverfassungs-Gesetzes, wonach zwar durch das Gericht für die Hauptverhandlung oder einen Theil derselben die

Digitized by Google

Oeffentlichkeit ausgeschlossen werden kann, wenn sie eine Gefährdung der Sittlichkeit besorgen läßt, die Verkündung des Urtheils aber in jedem Falle öffentlich erfolgen muß. Das für die Revision zuständige Reichsgericht in Leipzig erwog zunächst, ob hier nicht — was nach der Strafproceß-Ordnung unstatthaft ist — zu Ungunsten des Angeklagten eine Verletzung processualer Vorschriften gerügt werde, die lediglich zu Gunsten des Angeklagten gegeben seien. Der höchste Gerichtshof des deutschen Reiches kam zu dem Schluß, daß der Grundsatz der Oeffentlichkeit des Hauptverfahrens keineswegs zu Gunsten oder Ungunsten des Angeklagten, sondern im öffentlichen Interesse in unsere Strafproceß-Ordnung aufgenommen sei und daß eine Verletzung desselben die Vernichtung des ergangenen Urtheils zur Folge haben müsse, auch wenn diese Vernichtung dem Angeklagten nachtheilig sei. Das freisprechende Urtheil der Breslauer Strafkammer wurde demzufolge kassirt und gemäß der durch die Strafproceß-Ordnung dem Reichsgericht eingeräumten Befugniß die Sache zur anderweiten Entscheidung an die Strafkammer des benachbarten Landgerichts Oels zurückverwiesen. Von der letzteren wurde der Angeklagte der Blutschande für *schuldig* befunden und zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt, ohne daß ein Mangel des Verfahrens dem Angeklagten Handhabe zu einer abermaligen Anfechtung geboten hätte.

Nun bestimmt allerdings die Strafproceß-Ordnung, daß zu einer jeden dem Angeklagten nachtheiligen Entscheidung, welche die Schuldfrage betrifft, eine Mehrheit von zwei Drittheilen der Stimmen nothwendig ist. Die Strafkammer der Landgerichte erkennt in der Besetzung mit fünf Mitgliedern, es haben also in Oels mindestens vier Landrichter zu Ungunsten des Angeklagten entschieden, während sich möglicherweise von den fünf Breslauer Landrichtern auch nur zwei für ihn erklärt haben. Andrerseits besteht aber die Möglichkeit, daß das freisprechende Urtheil der Breslauer Strafkammer einstimmig, das Schuldig der Oelser Kammer aber eben nur mit der erforderlichen Stimmenmehrheit gefällt worden ist, mit anderen Worten, daß unter zehn Richtern gleichen Ranges sich sechs *für* und nur vier *gegen* den Angeklagten erklärt haben, derselbe aber trotzdem zu schwerer Strafe verurtheilt worden ist.

Der hier geschilderte Fall erscheint von einer überaus bedenklichen Seite, wenn man erwägt, daß gegen die Urtheile der Strafkammer das Rechtsmittel der Berufung ausgeschlossen und nur das ja bei dem ersten Urtheil auch angewendete Rechtsmittel der Revision zulässig ist. Für diejenigen Leser, welche mit dem Wesen dieser Institute der Rechtspflege nicht vertraut sind, diene dabei zur Erläuterung, daß bei der Berufung das ganze angefochtene Urtheil der Prüfung des höheren Gerichts unterliegt, das letztere die gesammte Beweisaufnahme wiederholen und das Ergebniß derselben ganz anders auffassen kann, als das niedere Gericht, während die Revision nur darauf gestützt werden darf, daß das angefochtene Urtheil auf einer Verletzung des Gesetzes beruht. Kann also der Beschwerdeführer nicht darthun, daß gegen den Wortlaut oder Sinn eines Gesetzes-Paragraphen erkannt worden ist, so ist das von ihm eingelegte Rechtsmittel zurückzuweisen; insbesondere ist der höhere Gerichtshof nie befugt, die von dem niedern Gericht auf Grund der stattgehabten Beweisaufnahme getroffene Feststellung des Thatbestandes, die wiederum dem Urtheil zu Grunde liegt, zu bemängeln.

Im vorliegenden Falle hatte die Strafkammer des Landgerichts Oels aus den Zeugenaussagen, aus dem Benehmen des Angeklagten oder sonstwie die Ueberzeugung gewonnen, daß er mit seiner Tochter die in § 173 des Reichs-Strafgesetz-Buches mit Strafe bedrohte Handlung vorgenommen, die verhängte Strafe blieb in den gesetzlichen Grenzen, ein Mangel des Verfahrens lag nicht vor, das Urtheil der Strafkammer in Oels ist sonach unanfechtbar, obwohl eine andere Strafkammer kurz vorher nicht zu der Ueberzeugung gekommen war, daß der Angeklagte die gedachte Handlung verübt hat. In der That ein in aller Form Rechtens erzieltes Ergebniß, durch welches das allgemeine Rechtsbewußtsein empfindlich berührt wird und welches das Verlangen nach Bürgschaften gegen die Wiederkehr solcher Vorkommnisse rege macht.

Es ist nur die Frage, ob jene Bürgschaften in der Gestattung der Berufung auch gegen die Urtheile der Strafkammern oder in einer anderweitigen Gestaltung dieser Gerichtshöfe gefunden werden sollen. Wenn man die Gründe, welche gegen die vorgedachte Ausdehnung der Berufung vorgebracht worden sind, eingehend prüft, so wird man sich für den letzteren Weg entscheiden müssen. Der Strafkammer fällt die Aburtheilung der weitaus meisten erheblicheren Verfehlungen gegen die Strafgesetze zu. Sollte nun das nächst höhere Gericht, das in der Regel für eine ganze Provinz zuständige Oberlandesgericht, noch einmal die ganze Verhandlung, welche der landgerichtlichen Strafkammer bei ihrem Urtheil zur Grundlage diente, vor sich abspielen lassen, so würden diese Gerichte, deren Aufgabe doch in erster Linie die Anwendung und Auslegung von Rechtsgrundsätzen, die eigentliche Pflege der Rechtswissenschaft ist, eine Arbeitslast aufgehalst bekommen, unter der sie erliegen müßten und die sie jedenfalls ihrer eigentlichen Aufgabe ganz entfremden würde. Die Entscheidung über die Berufung aber etwa einem andern Landgericht zuzuweisen, erscheint durchaus unmöglich; der Rechtsgrundsatz, daß ein richterliches Urtheil nur bei einem Gericht höherer Ordnung angefochten werden kann, hat sich so eingelebt und ist auch seiner Natur nach so vernünftig, daß an ein Aufgeben desselben gar nicht gedacht werden kann. Ferner ist zu erwägen und von den Gegnern der Berufung bei den Berathungen der Justizgesetze im Reichstage auch mit Nachdruck hervorgehoben worden, daß eine vollständige und genaue Wiederholung der ganzen Verhandlung in zweiter Instanz nach allen in dieser Beziehung gemachten Erfahrungen ausgeschlossen ist. Die Richter der zweiten Instanz werden sich in der Hauptsache doch an die in den Acten niedergelegte Verhandlung erster Instanz halten und nur diejenigen Theile noch einmal lebendig werden lassen, die ihnen entweder selbst als zweifelhaft erscheinen oder von den Betheiligten bemängelt werden. Endlich steht erfahrungsmäßig fest, daß ein Zeuge nach wochen-, ja vielleicht monatelangem Zwischenraume, beeinflußt durch die wenigstens theilweise in seiner Anwesenheit stattgehabte erste Verhandlung, bei der zweiten seine früheren Aussagen nicht mehr mit Sicherheit aufrecht erhält. Die zweite Verhandlung, die doch nur eine genaue, man möchte sagen photographische Nachbildung der ersten sein soll, gewährt demnach ein wesentlich verschiedenes und nur in den seltensten Fällen richtiges Bild.*)

Unter diesen Umständen wird man die nothwendigen Bürgschaften für ein zutreffendes Urtheil in einer anderweitigen Gestaltung der Strafkammer suchen müssen. Hier hat der General-Berichterstatter der Reichs-Justizcommission, Abgeordneter Miquel, schon den richtigen Weg angedeutet. Er hielt die wunderliche Bildung der Strafgerichte in den verschiedenen Instanzen — unten, also für die geringsten Verfehlungen, ein Richter neben zwei Männern des Volks mit gleichen Befugnissen, in der Mitte nur gelehrte Richter, oben gelehrte Richter und Männer des Volks mit besondern Befugnissen — für ganz unhaltbar und eine baldige Aenderung für unausbleiblich. Von verschiedenen Seiten, so von dem Führer des Centrums Windthorst, wurde bereits die Einführung von Nichtjuristen auch in die mittleren Strafgerichte, die Strafkammern, als eine solche Aenderung bezeichnet; um diesen Preis erklärte Windthorst, sonst ein entschiedener Anhänger der Berufung, auf sie verzichten zu wollen.

Dem Verfasser dieses Artikels ist es bekannt, daß die Einführung des Laienelements in die Strafrechtspflege eine Hauptforderung der liberalen Parteien ist, und wenn er sich nun für seine Person zu conservativen Grundsätzen bekennt und trotzdem

*) Anmerkung für Juristen. Man darf mir nicht entgegenhalten, daß bei der Berufung, wie sie gegen die Urtheile der Schöffengerichte eingeführt ist, neue Beweismittel beigebracht, insbesondere auch neue Zeugen gehört werden können. Es ergibt sich dies aus der Beschränkung, welche bei Wiederaufnahme des Verfahrens in Schöffensachen beliebt worden ist, die aber bezüglich der Urtheile höherer Gerichte nicht Platz greifen kann. Die Wiederaufnahme des Verfahrens an sich kann als außerordentliches Rechtsmittel hier füglich außer Betracht bleiben.

Digitized by Google

jener Forderung beitritt, so weiß er sich dabei jedenfalls von Parteirücksichten frei. Ebenso wenig haben ihn juristisch-theoretische Erwägungen bestimmt; die Erfahrung ist seine Rathgeberin gewesen. Die Schwurgerichte haben zwar immer noch Angriffe zu bestehen, sich aber doch so bewährt, daß während der ganzen Vorbereitung der Reichs-Justizgesetze auch nicht einmal ein ernstlicher Versuch zur Beseitigung der Schwurgerichte gemacht wurde. Wenn der Hauptschöpfer jener Gesetze, der preußische Justizminister Leonhardt, im Reichstage bemerkte, daß das Geschworenengericht seinem Abend entgegen gehe und die Schöffengerichtsverfassung in der Morgendämmerung liege, so kehrt sich diese Bemerkung selbstverständlich nicht gegen die Betheiligung von Nichtjuristen an der Strafrechtspflege, sondern blos gegen die Art dieser Betheiligung. Leonhardt wollte nicht, daß die Männer des Volkes, die Geschworenen, ausschließlich über die Schuld oder Nichtschuld, die gelehrten Richter darauf ausschließlich über die Höhe der Strafe urtheilen sollten, sondern er wünschte ein lebendiges Zusammenarbeiten von Juristen und Nichtjuristen bei der ganzen Verhandlung und Entscheidung des Einzelfalles, ein gemeinsames Abwägen der Schuld und des Strafmaßes, wie dies eben im Schöffengericht verwirklicht ist.

Der Verfasser dieses Artikels hält ein blos aus Juristen bestehendes Strafgericht keineswegs für besser, als das Schwurgericht in seiner jetzigen Gestalt, theilt aber sonst Leonhardts Ansicht von den Vorzügen der Schöffengerichtsverfassung. Er ist durchdrungen von der Ueberzeugung, daß das Schöffengericht ein Segen für die Strafrechtspflege ist. Darin stimmen ihm jetzt Richter bei, die vordem entschiedene Gegner der Rechtsprechung durch Schöffen waren. In dem Zusammenwirken mit den Männern des Volkes haben sie sich überzeugt, daß diese Männer, die ja zumeist aus den besseren Schichten genommen sind, mit Ernst an ihre Aufgabe herantreten, in den eigentlich juristischen Fragen sich bereitwillig der sachverständigen Ansicht des gelehrten Richters unterordnen, im Uebrigen aber sich eine selbstständige Auffassung zu bilden wissen und damit sehr häufig berichtigend und klärend auf den einseitiger urtheilenden gelehrten Richter einwirken. Ein Beispiel: Vor dem Inslebentreten der neuen Rechtsordnung hatte ein preußischer Richter in den alten Provinzen über einen wandernden Handwerksgesellen zu urtheilen, der des Bettelns angeklagt war. Vier Meister seines Handwerks sagten eidlich aus, daß der Beschuldigte bei ihnen lediglich um Arbeit angesprochen, ein fünfter allerdings mit dem Zusatze, daß der Geselle nachträglich um „das Geschenk" gebeten habe. Schöffen, also Bürger, die entweder selbst Handwerker sind oder doch mit solchen im engeren Verkehr stehen, würden den Richter auf den alten Brauch des deutschen Handwerks, das unter dem Namen des „Geschenks" eine Unterstützung der wandernden Gesellen durch die Meister und die in Arbeit befindlichen Gesellen eingeführt hat, aufmerksam gemacht und dadurch eine einstimmige Freisprechung erzielt haben; der Einzelrichter aber sah die Handlung des Gesellen als das an, als was er sie ohne Kenntniß jenes Brauchs ansehen mußte, als Betteln, und sprach demgemäß sein Urtheil.

Aber auch, wenn man den Satz nicht unterschreiben will, daß der gelehrte Richter mit den Verhältnissen des gewöhnlichen Lebens weniger vertraut ist, als der aus der Mitte des Volkes berufene Schöffe — eins wird man nicht hinwegdisputiren können: der Jurist, der vielleicht schon tausendmal über Gesetzesverletzungen zu Gericht gesessen hat, bringt bei dem tausendundeinten Male nicht immer die lebendige Frische und — sagen wir es nur gerade heraus — das warme Interesse mit, welches zu einer gerechten Beurtheilung des Falles nun einmal unumgängliche Voraussetzung ist. Der Bürger, der nur selten, in langen Zwischenräumen des Richteramts zu walten hat, besitzt dieses Interesse, er besitzt es besonders zu Gunsten des Angeklagten. Das Bewußtsein, daß ein jeder von ihnen in die Lage kommen kann, wie der Angeklagte, ist in den Schöffen lebendig und führt sie zur Klarlegung und Würdigung von Einzelmomenten, die der Jurist vielleicht unbeachtet lassen würde. Daß Schöffen häufig freisprechen, wo Juristen verurtheilt hätten, das ist eine Erfahrung, die mir alle Praktiker bestätigen können.

Fürst Bismarck hat sich einmal vor versammeltem Parlament bitter über die Sentimentalität der deutschen Richter beklagt, die sie dahin führt, den Verbrecher nach Möglichkeit mit der gesetzlich niedrigsten Strafe zu belegen. Was an dieser Klage des Kanzlers Berechtigtes ist, will ich hier nicht erörtern, keinesfalls trifft sie auf das von mir angeschlagene Thema. Fürst Bismarck klagt nicht darüber, daß zu viele Angeklagte freigesprochen, sondern daß die für schuldig Befundenen zu milde bestraft werden, und das ist ein himmelweiter Unterschied. Daß die Schöffen zu besonders milden Strafen neigen, muß der Verfasser dieses Artikels nach seiner Erfahrung entschieden bestreiten, ihm sind im Gegentheil viele Fälle bekannt, wo die Schöffen im Strafmaß ganz erheblich über den Antrag des Amtsanwalts hinausgegangen sind. Daneben laufen nun freilich zahlreiche Fälle, wo die Schöffen gegen den Antrag des Vertreters der öffentlichen Anklage auf Freisprechung erkannt haben, darin aber finde ich kein Bedenken, und kein vorurtheilsfreier Mann wird es finden können. Wenn die Richter einmal die Ueberzeugung von der Schuld des Angeklagten gewonnen haben, dann sollen sie sich bei Abmessung der Strafe nicht von sentimentalen Regungen leiten lassen, andrerseits aber sollen sie, falls ihnen jene Ueberzeugung nicht unumstößlich feststeht, auf Freisprechung erkennen, denn — so abgedroschen er auch sein mag — ewig wird der Satz die Richtschnur eines Richters bleiben müssen, daß es besser ist, zehn Schuldige gehen frei aus, als ein Unschuldiger wird verurtheilt. Daß dieser Satz zur Anwendung kommt, dafür bietet ein Gericht, zusammengesetzt aus Juristen und Bürgern, die beste Gewähr. Tritt das sogenannte mittlere Schöffengericht, bestehend aus zwei Juristen und drei Laien, an die Stelle der jetzigen Strafkammer, wird dann noch die Bestimmung beibehalten, daß zu einer Verurtheilung mindestens vier Stimmen nothwendig sind, so sind alle Bürgschaften, die der Angeklagte nur verlangen kann, gegeben, und man kann auf die Berufung gegen die Urtheile dieses Gerichts ruhig verzichten.

Nach Allem, was aus der Presse, aus den Parteien und den Regierungskreisen verlautet, ist eine Ordnung der Reichs-Justizgesetze an der Hand der seither gemachten Erfahrungen nicht fern — mögen dann auch die vorstehenden Betrachtungen eine wohlwollende Erwägung finden!

Literatur und Kunst.

Der colonisatorische Werth des Plattdeutschen.

Von Klaus Groth.

K. Th. Reinhold sagt in seinem Artikel über „praktische Colonisationsarbeit am häuslichen Herd" in Nr. 27 der „Gegenwart" u. A.:

„Die praktische Ausbreitung der deutschen Sprache im Auslande ist bisher nur ganz vereinzelt betont und immer wieder vergessen worden. Und doch ist dieser Weg vielleicht der erfolgreichste von sämmtlichen colonisatorischen Bestrebungen. Die Einsicht in diese Wahrheit hat in Frankreich vor einiger Zeit eine Gesellschaft zur Förderung der französischen Sprache begründen helfen, der wir zur Zeit nichts Aehnliches an die Seite zu stellen haben. Da es zunächst vor Allem darauf ankommt, das vorhandene deutschsprechende Element im Auslande zu erhalten, so sollte das alte Deutschland Bestrebungen, welche diesem Zwecke dienen, volle Beachtung und Unterstützung zuwenden. In vielen Fällen bedarf es nur des guten Willens und verhältnißmäßig geringer Opfer, um erhebliche Erfolge zu verbürgen. In den Vereinigten Staaten sind Vereinsbildungen vorhanden, deren Förderung leicht und vielversprechend ist."

Ueber diese Vereinsbildungen nach einer bestimmten Richtung hin, von denen der Verfasser jenes Artikels wohl keine genaue Kenntniß besitzt — denn sonst würde er nicht unterlassen

Digitized by Google

haben, auf ihren schon jetzt ganz bedeutenden Einfluß für seine Zwecke näher hinzuweisen —, erlaube ich mir einige Mittheilungen zu machen und einige Betrachtungen daran anzuknüpfen.

Die „Plattdütsche Zeitung" in Chicago in Illinois bringt daselbst in plattdeutscher Sprache in ihrer letzten uns zugekommenen Nummer vom 21. Juni folgenden Artikel unter der Ueberschrift: „Un se bewegt sik!" darunter ihre Vignette, ein Eichbaum, das allgemein angenommene Symbol der plattdeutschen Sprache, und der holsteinische Wehrruf: „Jungs holt fast!"

„Wenn Fritz Reuter noch lebte und sich den plattdeutschen Volksstamm von heute betrachten könnte, so würde er mit lachendem Gesichte ausrufen: Wie ist's möglich!

„Gott sei Dank, unserm lieben Klaus Groth ist es vergönnt!

„Wir Niederdeutsche spielen heut zu Tage die erste Geige. Unsere plattdeutschen Jungens haben den Hebel von der Weltmaschine in der Hand. Mister Plattdütsch ist gegenwärtig eine angesehene Person bei allen Nationen. Wovon kommt das? Es kommt daher, daß der Plattdeutsche im Durchschnitt ehrlich, arbeitsam und sparsam ist. Er geht vorsichtig zu Werke, und mit Ausdauer vollbringt er, was andern Völkern unmöglich scheint. War es nicht so mit unserer plattdeutschen Bewegung in Chicago? Unsere Landsleute, die hier vor 30 Jahren in Amerika landeten, wissen sich noch ganz gut zu erinnern, mit welch verächtlichen Gesichtern sie empfangen wurden. Heute sind diese Leute die reichsten und angesehensten in diesem Lande. Unsere plattdeutsche Sprache, auf die früher jeder strohköpfige Professor mit Verachtung herabsah, hebt heute stolz ihr Haupt und sagt: Hier bin ich!

„Hier in Chicago, der Hauptgeschäftsstadt der Welt, halten die plattdeutschen Vereine von Nordamerika am 7. Juli d. J. eine Zusammenkunft, wozu sämmtliche Vereine eingeladen sind. Der Zweck ist: Unsere liebe Moderspraak zu hegen und zu pflegen, ferner: Engere Vereinigung unter den Plattdeutschen Amerikas herzustellen.

„Möge der Allmächtige, der in Meerestiefen und den fernsten Sternen thront, seinen Segen dazu geben, daß aus dieser Zusammenkunft eine Vereinigung entsteht, an der Kind und Kindeskinder sich erfreuen werden!"

Darüber wird also eben entschieden sein, während ich dieses schreibe.

„Gleichzeitig aber feiert man in New-York zum zehnten Mal das große plattdeutsche Volksfest." Ueber die Vorbereitungen dazu schreibt die New-Yorker Plattdütsche Post in ihrer letzten Nummer vom 5. Juni: „Es soll in diesem Jahre das zehnte plattdeutsche Volksfest begangen werden, und wir sagen nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß das Gesammt-Plattdeutschthum Amerikas mit verdoppeltem Interesse der Entwicklung der Jubiläumsfeier entgegensieht. Von San Francisco, Denver, St. Louis, Milwaukee, Chicago, Cincinnati, Cleveland ꝛc. ꝛc. gehen uns unausgesetzt Fragen zu.

„Wir erfuhren zu unserm Vergnügen, daß das Executiv-Comité in der letzhin abgehaltenen Sitzung beschloß, den einzelnen Abtheilungen des Festausschusses 7000 Dollar zu überweisen, um damit ein dem reichen Vereine würdiges Volksfest einzuleiten. Gewiß eine Summe die sich hören läßt und mit der man auch etwas beschicken kann. Die nächste Delegirten-Sitzung findet morgen Sonntag Nachmittag in Louis Behrendts Beethoven-Halle statt und wird voraussichtlich auch wieder, wie gewöhnlich, stark besucht werden."

Das also geschieht in dieser Einen gesegneten Woche drüben überm Weltmeere zur Erhaltung deutscher Sprache und Sitte, zur Vereinigung deutscher Culturkraft, denn das Plattdeutsche isolirt nicht, es zieht die verwandten Stämme heran, nur ist es in seiner Zähigkeit das feste Bindemittel. Das hat sich auch im deutschen Mutterlande gezeigt. Es ist nicht wahr worden, was deutsche Journale, Kritiker und Literarhistoriker bei unserm ersten Auftreten vor einem Menschenalter prophezeiten, daß wir den Particularismus aufs Neue stärken würden. Unser Reichskanzler sah gleich schärfer, er schrieb mir gelegentlich 1870 während des Krieges aus Rheims seinen Dank dafür, daß ich durch meine Lieder mit geholfen, daß die deutschen Stämme sich gegenseitig kennen und achten lernten. Vor allen Dingen hat der Yankee den Mister Plattdütsch durch und seit dem ersten großen plattdeutschen Volksfeste, dem auch solche in Chicago und wer weiß wo gefolgt sind, respectiren lernen. Das ist Thatsache und ein Erfolg, den auch wohl Fritz Reuter in Stemhagen, als er seine Läuschen un Rimels und seine Ollen Kamellen schrieb, nicht als Mitwerk vorausgesehen hat. Stolz lieb ich den Spanier, stolz lautet jener Artikel, stolz muß erst einmal der Deutsche im Auslande werden, dann bleibt er der Sieger.

Vor zehn Jahren schrieb mir ein Auswanderer von New-York einen plattdeutschen Brief, ein einfacher Mann aus dem Hannöverschen, ohne eigentliche Schulbildung, vielleicht nicht im Stande richtig hochdeutsch zu schreiben, worin er mir sagte, er habe zufällig meine Broschüre „Ueber Mundarten und mundartige Dichtung" gelesen. Er sei außer sich gerathen, habe sogleich erkannt, daß das Plattdeutsch drüben eine Macht sei, man solle nur die Kräfte vereinigen. Dazu schlug er, ein praktisch gewordener Mann, sogleich die richtigen Mittel vor. Er war Mitglied eines plattdeutschen Vereins, des Bewerstedter Clubs, und bat nun mich, ich möchte ihm einen plattdeutschen Brief schreiben, der veröffentlicht werden könnte, worin ich möglichst humoristisch vorschlüge, daß der Club seinen Namen, etwa in „Plattdütsche Vereen" änderte und so Veranlassung würde, daß andere Plattdeutsche sich anschließen. Das geschah. Der Brief stand bald dort in allen deutschen Zeitungen, wenn auch oft kaum noch lesbar, abgedruckt, und der Erfolg war, daß mehr als 30 plattdeutsche Vereine, die bis dahin größtentheils ganz in der Stille praktische Zwecke: Todten- und Krankenkassen, gesellige Zusammenkünfte verfolgt hatten, auftauchten, deren Vereinigung bei der Größe der Stadt und der Entfernungen sich als unmöglich zeigte.

Sogleich hatte nun Johann Börsmann, so ist sein Ehrenname, einen anderen Plan, und eine lebhafte Correspondenz entspann sich zwischen uns: ein großes plattdeutsches Volksfest! damit zunächst einmal alle Plattdeutschen New-Yorks und Umgegend persönlich zusammenkommen, sich kennen lernen, aussprechen, Pläne bereden könnten.

Wir sparten keine Mühe und Börsmann schonte weder Zeit noch Geld. Ich schrieb Artikel und ein Festlied, das schon lange vor Gestaltung des Festes nebst andern plattdeutschen Liedern zum Staunen der New-Yorker bei Zusammenkünften auch auf den Tramways durch die Stadt gesungen wurde.

Mit dem Photographen Fricke zusammen wagte Börsmann es eine plattdeutsche Zeitung „Unſ' Moderſprak" zu gründen, die als Festzeitung großen Eindruck machte. Das Fest kam zu Stande, begann mit einem Umzuge durch die Stadt so großartig, wie er seit dem Friedensfest 1871 nicht gesehen worden war, und amerikanische Zeitungen sprachen in der That mit Staunen vom Mister Plattdütsch. Wenn ich nun noch sage, daß das Fest auf 8 Tage ausgedehnt werden mußte, daß es an den Haupttagen an Geldkisten für das (meist in Kupfer gezahlte) Eintrittsgeld fehlte, daß man Bierfässer, denen man den Boden ausschlug, dazu benutzen mußte, so wird dem Leser Werth und Einfluß desselben klar geworden sein. Plattdeutsch war drüben eine Macht geworden, mit der der kluge Yankee anfing zu rechnen.

In diesem Augenblick feiert man das Fest zum zehnten Mal. — Warum nicht ein allgemeines großes deutsches Fest? Wer da glaubt, daß die Schriftsprache das Kampfmittel sei, an den Grenzen des deutschen Stammes gegen andrängende Feinde, das Mittel zur Einigung in der Fremde, der irrt sich. Die Mundarten, oder wie schon Dahlmann in seiner Vorrede zu der plattdeutschen Ditmarscher Chronik des Neocorus 1828 mit Recht sie nannte: die Stammsprachen sind Schild und Waffe gegen die Feinde, die Fahne in der Fremde. Nicht die Gebildeten sind die Kämpfer — sie sind höchstens Führer —, sondern der allgemeine Heerbann sind Knecht und Magd, Arbeiter und Handwerker, Kind und Kegel. Der süß vertraute Mutterlaut, von der Wiege, von Kindesbeinen an, von Mund zu Mund in traulicher Rede, Liedern und Sprüchen gehört, nicht

Digitized by Google

in der Schule aus Büchern gelernt ist es, der die Herzen rührt und zusammen führt und die unwiderstehliche Macht bildet, wenn fremder Mund sich eindrängen will. Das Plattdeutsche hat in Schleswig das Deutschthum gerettet, das Allemannische im Elsaß. Es gibt eine ganze Anzahl deutscher Zeitungen in New-York, in St. Louis und sonstwo in Amerika, deren Einfluß zur Erhaltung deutschen Wesens im Auslande wir gewiß nicht verkennen wollen, aber agitatorisch wie Frickes Modersprak, wie die Chicagoer Plattdütsche Zeitung, die New-Yorker Plattdütsche Post, so wenig diese sich nach Inhalt und Form mit jenen messen können, haben sie nie gewirkt.

Was kann da das deutsche Mutterland thun, um weiter zu helfen? An Geld fehlt es nicht drüben. Zu einer Fahne mit den Bildnissen von Fritz Reuter und Klaus Groth hatten die Frauen von New-York 1874 sechstausend Dollar über. Der deutsche Schulverein kann nicht helfen, an Schulen und Büchern fehlt es nicht. Aber die plattdeutschen Zeitungen drüben dürfen nicht untergehen. Dann würde das Centrum fehlen, der Angriffspunkt; der Sprechsaal wäre geschlossen. Freilich schrieb die Chicagoer Plattdütsche Zeitung vor einiger Zeit ebenso triumphirend wie in dem mitgetheilten Artikel: Wenn ihre Abonnentenzahl so zunähme, wie in den letzten Jahren — und dafür thut sie das Ihrige, da sie Agenten reisen läßt, um zu werben —, so würde sie bald eins der gelesensten Blätter der Welt. Wozu sie die alte Heimat bedürfen das ist das Material. Ohne Fritz Reuter und mich wäre drüben keine plattdeutsche Zeitung je entstanden. Die Chicagoer hat meine beiden Bände Quickborn nebst allem was sonst von mir faßbar, abgedruckt; versteht sich ohne Vergütung. Ich habe mich nicht darüber gegrämt, sondern gefreut. Wenn sie nun aber ganz zu Ende — was dann? Einheimische plattdeutsche Schriftsteller, die etwas leisten können, haben sie noch wenige. Herr Goos in Nebraska galt nur einmal etwas, als er mir ein gutes Gedicht entwendet und, etwas verhunzt, unter seinem Namen hatte drucken lassen. Seitdem ist er verschollen. Doch ist allerdings eine plattdeutsche Gedichtsammlung in Chicago von Lafrentz erschienen, das erste plattdeutsche drüben geschriebene gedruckte Buch, zu dem ich eine empfehlende Vorrede habe schreiben können.

Wir besitzen in Deutschland eine einzige plattdeutsche Zeitung, den Eekbom in Berlin, nachdem der Plattdütsche Husfründ, trotz aller hingebenden ungelohnten Arbeit von mir und Anderen, wegen Mangels an Theilnahme eingegangen ist. Mit dem Bestehen dieses oder eines ähnlichen Blattes, glaube und fürchte ich, ist das Schicksal wenigstens der Chicagoer Zeitung verknüpft. Und wenn man etwas für die Deutschen draußen thun wollte, so wäre es nach meiner Meinung von Wichtigkeit, wenn man den Eekbom sei es durch Geldmittel, sei es durch Abonnement unterstützte. Wäre das nicht auch ein Gegenstand für den deutschen Schulverein? Wir Mitarbeiter thun unsere Arbeit auch für dieses Blatt umsonst und bringen, nebst dem Verleger, mehr oder weniger Geldopfer. Wenn das Blatt eingeht, so fehlt es an einem Sammelpunkt und an Anregung für plattdeutsche Schriftsteller, und für die guten Landsleute drüben bald an allem Anhalt.

„In vielen Fällen bedarf es nur des guten Willens und verhältnißmäßig geringer Opfer, um erhebliche Erfolge zu verbürgen," sagt Reinhold. Wäre nicht hier ein solcher Fall? —

Es kommt noch ein gewichtiges Moment hinzu. Reinhold sagt weiterhin: „Ein weiterer, anscheinend nach der entgegengesetzten Seite hin gerichteter, aber zu demselben Ziele führender Schritt liegt in der praktischen Pflege des fremdsprachlichen Unterrichts." Er meint mit Recht, „daß wir Deutsche nur dann in der Lage sind, colonisatorische Fortschritte zu machen, wenn wir die Auswanderer mit brauchbaren Sprachkenntnissen ausrüsten". Fürs englische Amerika nimmt der Plattdeutsche diese Ausrüstuug durch seine Mundart von Haus aus mit. Kein Fremder lernt so leicht, schnell und vollkommen englisch, als der Plattdeutsche. Max Müller hat es gewagt, den Engländern ins Gesicht zu sagen — was jedem Kenner beider Idiome einfach bekannte Thatsache ist —, daß ihre Sprache nur ein verderbtes Plattdeutsch sei. Thatsache ist auch und namentlich von den amerikanischen plattdeutschen Zeitungen wiederholt angeführt, daß die bessere Stellung der Plattdeutschen drüben, namentlich als Grocers, Wirthe, zum großen Theil daher stamme, daß sie sich rasch der englischen Sprache bemächtigten.

Dies wäre denn ein Grund auch daheim dafür zu sorgen, daß die heimische Mundart gepflegt werde, wozu eine Zeitung in jetzigen Verhältnissen kaum zu entbehren ist.

Wenn von Colonisationsideen die Rede ist, so fällt gegenwärtig Jedem Südafrika, Transvaal, Angra Pequena und Lüderitz ein — mir auch, denn das Land ist, so weit Cultur reicht, plattdeutsch. Die südafrikanische Colonie wurde gegründet von zwei Holländern, zwei Plattdeutschen und einem Vlamen, und vereinigte so schon in ihrem Ursprunge alle drei Abtheilungen des niederdeutschen Stammes. Im Jahre 1881, zur Zeit des Kampfes der südafrikanischen Buren mit den Engländern, empfing ich nach und nach einen ganzen Stoß dortiger Zeitungen aus der Capstadt, aus Bloomfontein und anderswoher. Die Sprache ist uns leicht verständlich, sie ist niederländisch mit einer Abweichung ins Plattdeutsche. Es ist gar kein Wunder, daß unser genialer Reichskanzler dies beim Besuch der Gesandten aus dem Transvaal gleich heraushörte und frischweg mit ihnen plattdeutsch sprach.

Mir liegt augenblicklich, auch wie gerufen, ein Separatabdruck einer Rede des gelehrten Stadtbibliothekars Dr. Hansen in Antwerpen aus dem „Vlaamschen Kunstboden" vor, die er im Auftrage des dortigen Kunstvereins an die Gesandten der südafrikanischen Republik, den Präsidenten Paul Krüger, den General Smit und den Minister Du Toit bei ihrem Besuche dort in Antwerpen hielt.

Dr. Hansen ist die Seele der niederdeutschen, oder wie sie dort sagen, der dietschen Bewegung in Belgien, die einen näheren Anschluß der Holländer und Plattdeutschen mit den Vlamen, Austausch ihrer Literatur, womöglich Gemeinsamkeit in der Orthographie der eng verwandten Idiome erstrebt und dafür seit 30 Jahren durch Reden und Schriften gewirkt hat.

Er sagt den Herren in seiner Ansprache: „Was uns zusammenbringt, das ist das Blut, da wir Kinder derselben Mutter sind." Aber nicht blos die Vlamen und die Holländer gehören zu demselben Stamm mit den Transvaalen, die Plattdeutschen gehören nach Sitte und Sprache auch dazu. Das komme freilich, wie es scheint, immer erst in Kampf und Krieg um die eigne Existenz zum Bewußtsein. So ging es auch in diesem Falle. Ganze Jahrhunderte konnten verfließen, ohne daß man sich um einander kümmerte oder von einander wußte. Als aber im Jahre 1881 die Buren in Südafrika den Heldenkampf gegen britische Uebermacht und Vergewaltigung kämpften, da erwachte das Verwandtschaftsgefühl. Holländer und belgische Vlamen sammelten Geld, schickten Aerzte nach Afrika und, mit Tausenden von Unterschriften der besten namhaften Leute des Landes bedeckte ernste Vorstellungen an das englische Volk, an das dortige Parlament, an Regierung und Königin — nicht ohne Wirkung. Auch die Plattdeutschen schlossen sich an (die Hochdeutschen nicht minder, setzen wir hinzu) und thaten Aehnliches.

Dabei erzählt Dr. Hansen seinen afrikanischen Freunden: „Ganz Norddeutschland ist, nicht weniger als das Capland, in verschiedenen Jahrhunderten von Vlamen und Holländern colonisirt worden. Hunderttausende haben sich dort seit mindestens drei Jahrhunderten niedergelassen, mit den stammverwandten Sachsen gemischt haben sie Städte gegründet, Landbau und Viehzucht eingeführt; auch der so allgemeine Backsteinbau stammt von ihnen. Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften ist eine holländische Schöpfung, und die berühmten „Linden" zu Berlin sind von einer holländischen Hand gepflanzt."

Dr. Hansen spricht dann des Genaueren von der Verwandtschaft der niederländischen und plattdeutschen Sprache unter einander und mit dem Transvaalschen.

„Ich erinnere mich," erzählt er, „daß ich am 26. Nov. 1876 und am 2. Dec. 1877 im niederländischen Theater in Antwerpen

Digitized by Google

vor einer gemischten Gesellschaft von 800—1000 Personen unter überraschendem Beifall Groths „Moderspraak" und andere Gedichte von ihm und anderen Plattdeutschen vorgetragen habe. Ebenso auf dem Sprachcongreß in Maastricht 1875 habe ich plattdeutsche und besonders Groth'sche Gedichte vorgetragen mit großem Beifall." Damals waren auch schon transvaalsche Abgesandte, mit ihnen der Präsident der Republik Dr. Bürger, Theilnehmer am Congreß und an Hansens Vortrage. „Ein transvaalscher Bur war so erstaunt, daß er mich versicherte, die bitmarsche Sprache laute ihm auf tausend Meilen Entfernung wie seine eigne."

Dr. Hansen theilt dann noch Proben sowohl plattdeutscher als transvaalscher Gedichte in seiner sehr verständig erdachten vermittelnden Schreibweise mit, so daß sie Vlamen und Holländern verständlich sind und uns nicht schwer fallen, zu dem für uns Plattdeutsche allerdings unnöthigen Beweise unserer nahen Verwandtschaft. Für unseren heutigen Zweck sind diese Proben mehr als überflüssig, uns kam es nur darauf an, den Beweis zu liefern, welchen colonisatorischen Werth das Plattdeutsche hat und gewinnen kann und die Aufmerksamkeit derer darauf zu lenken, welche in der Colonisationsfrage Deutschlands nicht blos eine Geld- und Machtfrage sehen. Nur einen kleinen rührenden Vers aus einem transvaalschen Vaterlandsliede sei mir erlaubt in orthographisch ein wenig geänderter Fassung hier mitzutheilen:

En jede Natie hat sin Recht
Un weer se noch so swack un slecht.
Dar is en Oog wat Alles merk(t)
Un sett dat Unrecht Paal un Perk*);
De kiekt ok uns Verdrückers na
Un wakt ok för Südafrika.

Kiel, 9. Juli 1884.

Ueber den Endzweck im All.

Von Otto Caspari.

Wissenschaftliche Streitigkeiten haben oft den Nutzen, daß sie die Situationen in Bezug auf brennende Fragen klären, weil in der Opposition das Berechtigte und das Unberechtigte der entgegengesetzten Standpunkte deutlich zu Tage tritt, und der Unbetheiligte sich so ein gerechtes abwägendes Urtheil zu bilden im Stande ist. In diesem Falle gilt heute noch wie immer das Wort des Heraklit: Der Streit ist der Vater aller Dinge, aus dem Kampf der Parteien wird die Wahrheit gewonnen. In der Philosophie, wo die Controversen niemals ruhen, treten einige derselben in gewissen Zeitläufen ganz besonders in den Vordergrund. Seitdem von Seiten der modernen Naturwissenschaft die Frage nach der Entwicklung und Entstehung des Organismus von Neuem angeregt wurde, und insbesondere durch Darwins Naturdeutung die Probleme über „Entwicklung", und die damit zusammenhängenden Grundbegriffe von „Ziel" und „Zweck" zur Erörterung gebracht wurden, konnte es nicht ausbleiben, daß auch die philosophische Wissenschaft eben diese wichtigen Begriffe von Neuem scharf ins Auge faßte. Dabei war es selbstverständlich, daß entgegengesetzte Auffassungen alsbald hierüber verbreitet wurden.

Da in der Philosophie seit Hume und Kant beständig zwei Hauptströmungen nebeneinander hergehen, um zuweilen scharf gegeneinander zu prallen, ist leicht zu übersehen, daß auch über die Begriffe von Entwicklung, Ziel und Zweck diese verschiedenen Richtungen neuerdings in den heftigsten Kampf gerathen mußten. Dieser Kampf hat gegenwärtig einen gewissen Höhepunkt erreicht, und es verlohnt sich daher auf denselben sein Augenmerk zu richten. Wie erwähnt, sind es die beiden Schulen des Empirismus und des Idealismus, welche wir kräftiger denn je über die Zwecklehre (Teleologie) streiten sehen. Beide Parteien haben in gewissem Betracht Recht und Unrecht, beide vertheidigen bestimmte unveräußerliche Wahrheiten; aber beide auch müssen in gewissen Punkten gegenseitig nachgeben; denn nur wenn dies geschieht und die Streitenden sich zur Vermittelung herbeilassen, kann die philosophische Gesammtwissenschaft fortschreiten.

Wir werfen unsere Blicke zuerst auf die rationalistischen Idealisten; denn diese haben in der philosophischen Gesammtwissenschaft bisher immer auf Rechte gepocht, die ihnen von Alters her zukamen, sie waren deshalb stets um so vornehmer und sympathisirten gern mit einem Unfehlbarkeitsstandpunkt, mit dem sie sich das Recht herausnahmen zu herrschen und zu bevormunden.

Die Argumente dieser philosophischen Lehre scheinen ja auch so klar und unanfechtbar, daß es nicht Wunder nimmt, daß sie so lange eine absolute Herrschaft ausübten. Alles in der Welt muß eine oberste und unbedingte Ursache, einen ersten Grund haben, wo aber ein solcher herrscht, da muß es auch einen letzten Zweck geben, eine Welt ohne einen solchen gedacht, wäre ein planloses Chaos, eine an sich sinnlose und werthlose Welt, und in letzterem Stücke haben die Idealisten Recht, ihr Unrecht beginnt erst, wenn sie diesen ersten Grund und letzten Zweck als irgend eine Macht hinstellen, und metaphysisch hypostasiren, um sie damit herrschen, Alles bevormunden und gängeln zu lassen, wenn sie diese Gewalt (sie mögen sie nennen wie sie wollen) als ein sogenanntes Allervollkommenstes (ens realissimum) für alle Ereignisse, Thatsachen und empirische Vorkommnisse verantwortlich machen müssen, wie es die logische Consequenz dieser Ansicht erfordert.

Da zeigt es sich denn, daß eben diese Consequenz dahin führt: dieses allervollkommenste Wesen als allgemeinsten ersten Grund und höchsten und letzten Zweck, auch für alle unvollkommensten Ereignisse: wie furchtbare Uebel, Schmerzen, Unzweckmäßigkeiten, Katastrophen und Mißgeburten aller Art, oder um es kurz und populär zu sagen: Gott als vollkommensten, obersten Weltgrund in seiner Allmacht auch für die Existenz des Teufels verantwortlich zu machen. Die Ausrede, daß die furchtbaren Weltpestilenzen, Convulsionen und Schmerzen nur den Einzelnen jedesmal zu Grunde richten, nicht aber das Ganze treffen, verfängt nicht; denn das wäre eine schöne allervollkommenste oberste Ursache und letzter Endzweck, welche um zu letzterem zu gelangen sich im Einzelnen so unbarmherziger, furchtbarer und rücksichtslos grausamer Mittel bedienen müsse. Hier hat der moderne Pessimismus vollkommen recht, wenn er zu der Consequenz kommt, lieber hätte diese Allmacht die ganze Welt nicht schaffen sollen, als ein solches mit tausend Teufeln und Mißgestalten bevölkertes Leben und Weben darin zu begründen. Es ist Leibniz in seiner schönen Theodicee leider nicht gelungen, die große Weltharmonie mit den unzähligen Dissonanzen widerspruchslos philosophisch einleuchtend zu machen, sein dogmatischer Optimismus und rationaler Idealismus findet heute daher keinen Vertreter mehr. Aber das ist nicht Alles, was man gegen die von den rationalen Idealisten vertretene dogmatische Teleologie geltend zu machen hatte. Am meisten eifern gegen dieselbe die Naturwissenschaften. Die Scheuklappen, mit denen die mittelalterlichen Teleologen den Blick in die freie Natur versahen, mußten, wenn klare und unbefangene Forschung und Erforschung der Thatsachen bestehen sollte, fallen. Es ist klar, daß wer in allen Wirkungen Zweck und Absicht von vornherein wittert und anticipirt, in einer unbefangenen Weise die Natur, wie sie sich unserem Auge bietet, nicht darstellen und beschreiben kann. Weil der Teleologe überall seine Wünsche, Zwecke und Absichten einmischt und unterschiebt, muß er, hiervon befangen, seine Naturbeschreibung fälschen; anstatt alle Thatsachen zusammenzunehmen, wird er nur eine Mythologie von absichtsvollen Ursachen zusammentragen, und das was thatsächlich unzweckmäßig ist, wird er unwillkürlich zum Besseren umdeuten. Diese Bevormundung der Naturbeschreibung hatte einst Baco vor Augen, als er die dichtende Teleologie gegenüber der nüchternen, klaren Naturbeschreibung eine Jungfrau nannte, die nichts gebären könne. Je mehr nun die Naturforschung sich ausbreitete, je mehr

*) Paal un Perk = Maß und Ziel.

Digitized by Google

mußte sich gegen den Idealismus und die mit ihm verflochtene Teleologie Opposition erheben, dies mit gewissem Recht wie wir sehen; denn nur zu leicht wird um der principiellen Erklärung willen der Thatbestand in der Description und hinsichtlich der Untersuchung des Causalzusammenhangs gefälscht. Um möglichst unbefangen und nüchtern die Thatsachen, mögen sie einen teleologischen oder aber disteleologischen Eindruck machen, auf das Urtheil wirken zu lassen, hat sich seit der Epoche, welche Baco von Verulam, der Vater des Empirismus begründete, die empirische Forschung von dieser Lehre abgewendet. Einen erneuten Aufschwung nahm der aller Teleologie feindliche Empirismus alsdann abermals durch die Lehre Spinozas, nach welcher nichts Anderes herrschen sollte im All, wie der an sich nothwendige Causalnexus. Damit wurde die absolute Herrschaft der Logik auf den Thron gehoben, und in der That liegt in diesem Hinweis so viel wissenschaftlich Bestrickendes, daß man sich kaum wundern darf, daß der aus dem ehemaligen Empirismus emporkeimende moderne Positivismus sich dieser spinozistischen Lehre bemächtigte. Man nahm dogmatisch die unumstößliche Grundherrschaft von Logik und Mathematik an, suchte in Kants Kritik der reinen Vernunft nach erkenntnißtheoretischen Anhaltepunkten, und da sich diese (wenn man die beiden folgenden Kritiken unberücksichtigt läßt) hier zur Genüge fanden, schuf man eine neue Lehre, die man gegenwärtig Positivismus nennt, und die deutliche Beziehungen zu Comte, zu Spinoza und zu den englischen Empiristen aufweist.

Das Gemeinsame der Lehren aller dieser Genannten liegt in der Beiseitesetzung aller ethisch und ästhetisch objectiven Werthschätzung und Zweckmäßigkeitsanschauung. Ueber den Geschmack läßt sich nicht streiten, oder so viele Köpfe so viele Sinne, so viele Sinne, so viele verschiedene subjective Urtheile, Wünsche, Hoffnungen, Ansichten und Zweckabsichten. Das logisch-mathematisch angeordnete Räderwerk des Universums aber nimmt auf alle diese subjectiven Wünsche und Absichten keine Rücksicht. Damit wird denn alle Teleologie beseitigt. Die Kategorie von Mittel und Zweck fällt ganz und gar, so lehren die Positivisten, in die rein subjective Auffassungsart der Einzelnen, objectiv und allgemein-nothwendig herrscht nur das an sich starre Gesetz, die unbezwingliche und unverbrüchliche Logik der Causalfolge und die mit dem geometrischen Weltbau vorgezeichnete Mathematik der gesetzlich bestimmten Bewegungen und Abfolgen. Man merkt, daß alles Hoffen, Wünschen und Fühlen, alles ethische und ästhetische Urtheilen sich in diesem mathematisch starren Weltenräderwerk nur ganz nebenbei und in zufälliger Weise vollzieht, man erkennt, daß unter solchen Ansichten von ethischen und ästhetischen Normen neben den logischen und mathematischen, welche letzteren objectiv allein herrschen, nicht die Rede sein kann. Wir sagten oben, daß diese Anschauung in ihrer Nüchternheit und ehernen Starrheit viel Einnehmendes hat, und so sind, nach dem Vorgange der Britten Stuart Mill und Herbert Spencer, nicht nur die Naturforscher in das Lager dieser Empiristen übergegangen, sondern mit ihnen alle Jene, welche in philosophischer Hinsicht eine Concordanz zwischen Spinoza, Newton und Kant stiften zu können meinten.

Im Lager dieser Forscher war die Teleologie abgethan; denn da sie mit vielen Thatsachen im Widerspruch war, und oft evident unzweckmäßige Folgen auftraten, konnte der Kategorie von Mittel und Zweck nicht wie der der Causalität völlige Allgemeingültigkeit zugesprochen werden, als accidentelle Form aber hatte sie hiermit in der strengen Wissenschaft keinen so hohen Werth, wie ihn die dogmatischen Teleologen behaupteten. Mathematik und Logik waren und blieben dem erkenntnißtheoretischen Positivisten die einzigen Könige, welche den Verlauf des Geschehens beherrschten.

Vielleicht erkennt man indessen heute von dieser Seite an, daß man zu weit gegangen sei, und das Kind mit dem Bade ausgeschüttet habe. Die Acten über den Proceß der Teleologie sind jedenfalls noch nicht geschlossen, und wenn der vorerwähnte wissenschaftliche Streit zwischen dem Rationalismus und Empirismus (Positivismus) dahin führt: die Teleologie unter dem kritischen Gesichtspunkte Kants neu zu begründen, so wird man sich mit den Ansichten vereinigen, welche Verfasser dieser Zeilen in seinen Schriften bisher vertreten hat.

In der veralteten dogmatischen Weise, nach welcher, wie wir sahen, ein Zweck absolut herrschen sollte im All, der alle Erscheinungen durchdringt (was den Thatsachen widerspricht), konnte die Zweckmäßigkeitslehre nicht wieder aufleben. Indessen die starre, indifferente, logisch-mathematische Nothwendigkeit zur absoluten Herrschaft zu bringen, wie die Positivisten, — das mußte am Ende auch wiederum auf einen Dogmatismus hinauslaufen; denn geht denn in der That Alles, was da geschieht und sich vollzieht, überhaupt so streng und ausnahmslos logisch zu? Sind alle Folgen im Geschehen ausnahmslos logische Folgen im strengsten Sinne? Ganz gewiß nicht. Wir gewahren viele Folgen, die nur ein post hoc, nicht aber ein propter hoc darstellen. Folgen, die man ebenso wie etwa die Associationen der Gedanken eines Wahnsinnigen niemals als logisch und allgemeingültig ausgeben wird. Will sich die Teleologie gegenüber der starren Nothwendigkeitslehre wieder neuen Raum schaffen, so muß sie daher zunächst die strengen Skeptiker zu Hülfe rufen, um die Allgemeingültigkeit und Nothwendigkeit der Logik einer näheren Prüfung zu unterziehen, und diese Königin auf ihre absolute Legitimität ihrer Autorität hin prüfen. Protagoras meinte: die Welt verlöre sich noch nicht in ein völliges Nichts, wenn man alle Logik der Causalfolge etwa in ihr striche, sie wäre alsdann nur ein Strudel und ein Chaos von Zufälligkeiten, aber noch nicht ein unmögliches Nichts, oder völliges Nichtsein. Darin liegt einige Wahrheit. Mindestens muß man anerkennen, daß wenn nicht Alles ethisch und ästhetisch, auch ebensowenig alles logisch im strengsten Sinne zugeht. Wenn nicht alles Geschehen ein streng logisches ist, ebenso wenig wie ein solches immer als ethisch und ästhetisch betrachtet werden kann, so folgt daraus, daß sich in einem der obersten Grundsätze der Logik ein Problem versteckt, das erst zur Lösung gebracht werden muß, wenn über die Betrachtung eines zweckmäßigen oder indifferenten Gesammtgeschehens im Universum geurtheilt werden soll. Dieses Problem nun ist bekanntlich das der Causalität (das Gesetz von Grund und Folge). Wir wissen, daß das Geschehen und Folgen nicht immer eine an sich durchschaubare Thatsache sind, vielmehr stellt sich uns hier ein Erkenntnißproblem dar, das Descartes und die Occasionalisten nur lösen zu können meinten mit Zuhülfenahme der sich einmischenden Gottheit. Leibniz glaubte auf die prästabilirte Harmonie aller Glieder verweisen zu müssen, die Skeptiker halten das Problem für unlösbar. Nach Berkeley wird der Causalzusammenhang mit den Außendingen ebenfalls nur durch die Gottheit vermittelt, während Spinoza ebenso wie die Positivisten und Materialisten alle Folgen von Gliedern, die einander nichts angehen und somit nur zufällig zusammengerathen doch schlechtweg als solche hinzustellen sich bemühen, die dennoch einander angehen und daher logisch nothwendig sind, ein Widerspruch, den diese Schulen ungelöst lassen.

Von höchster Wichtigkeit erscheint es daher, die Ansicht Kants hierüber zu eruiren. Prüft man die Kantischen Gedankengänge zu Ende, so zeigt sich, daß er in der Kritik der reinen Vernunft den Skeptikern zustimmte, indem er mit Hume annahm, daß wir die Verbindung der Glieder in der Causalkette des Geschehens, d. h. den Causalitätsact der Dinge an sich nicht zu erkennen vermögen, und wenn nun auch nicht, wie Hume will, alles Vertrauen auf die Sicherheit des Causalitätsschlusses aus der bloßen Gewohnheit herkommt, so erfahren wir doch nur im Verstande die bloße Thatsache eines Folgens und Geschehens sehr vieler Erscheinungen, ohne immer daran zu erkennen, wie die einander folgenden Glieder an sich beschaffen sind, um dies unter sich zu bewirken. Dennoch wird der Schleier, der sich in unserm Verstande hierüber ausbreitet, durchbrochen, und zwar durch die Einsicht, welche die praktische Vernunft gewinnt über die Beweggründe und die hieraus entspringenden Folgen, welche Wesen unter einander beseelen, die wie gleichartige Intellecte und Vernunftwesen, in ihren Gefühlen und sittlichen Absichten

Digitized by Google

unter einander sich verstehen und verständigen, daher völlig vergleichbar sind. Mit andern Worten, nur unter ethisch handelnden gleichartigen Vernunftwesen sind wir thatsächlich im Stande die Causalzusammenhänge, Gründe und Folgen als einander ähnlich so zu durchschauen, daß sich das Causalproblem als eine nothwendige Synthese von Gliedern einer Lösung nähert. Erst hier, wo gegenseitige und gemeinschaftliche Absichten als Mittel und Zwecke auftauchen, die logisch erkennbar werden, weil sie sich unter Intellecten abspielen, die unter einander gleich geartet und ähnlich, sich einigen, verständigen oder entzweien, tritt daher der Werth und die Erkenntniß über eine Einigung von Gliedern und ein Folgen und Erfolgen, d. h. in diesem Sinne die logische Causalverbindung als Gemeinschaft für die Auffassung deutlich hervor.

So nähert sich nach Kant das Causalproblem einer Lösung durch die Einsicht, welche praktische Vernunft (Ethik) und Urtheilskraft (Aesthetik) gewähren. Erhebt man sich aber nicht zu dieser Kantischen Anschauung, so ist man genöthigt, entweder bei Hume hierüber stehen zu bleiben, mit der Meinung: daß alles Folgen für uns ein an sich unverstandenes und hinzunehmendes Neben- und Nacheinander ist, dem wir uns aus Gewohnheit durch tausendmalige und unzählige Wiederholungen fügen, oder aber mit Spinoza in den früher erwähnten Widerspruch zu fallen: oftmalige Zufälle für Logik auszugeben. Der moderne Positivismus kommt mit seiner Grundanschauung weder über den Skepticismus Humes noch über den Dogmatismus Spinozas hinaus, er geräth über das logische Grund- und Erkenntnißproblem vielmehr bald in diese, bald in jene der genannten Ansichten. Zielt alle Logik auf Allgemeingültigkeit ab zum Zweck der Verständigung über die Wahrheit und deren Erkenntniß, so muß man daher jene rein dogmatische oder skeptische Auffassung, welche in erkenntniß-theoretischer Hinsicht die Materialisten und Positivisten über die Logik lehren, kritisch trennen von derjenigen, die sich ergibt, wenn wir dem Geiste Kants folgen.

Unterlassen wie diese Kritik, so gerathen wir in Gefahr mit Spinoza: den letzten Endzweck (die Teleologie) ganz und gar abzuleugnen, und jede selbst relative Zweckanschauung — so auch die Thatsache: daß Vernunft Zwecke verfolge, wie wir oben sahen, für subjective Täuschung und Schein zu erklären. Nichts soll nach dieser Weltanschauung herrschen als die starre logische Nothwendigkeit, eine Starrheit, die wie wir sehen kritisch in den Widerspruch führt, alle Folgen überhaupt (selbst die Zufälle des post hoc ergo propter hoc) für Logik auszugeben.

Indessen ist andererseits auch derjenige verpflichtet diese erkenntniß-theoretische Kritik über die Logik und logischen Grundsätze anzustrengen, der sich im Geiste Kants bemühen will, die Zwecklehre (Teleologie) zu restituiren. Denn eben weil nicht alles in der Welt völlig logisch zugeht, sondern auch das Unlogische thatsächlich unter den Erscheinungen im Neben- und Nacheinander zum Ausdruck kommt, herrscht, wie wir sehen, auch nicht ein solcher absoluter Endzweck, der alle Erscheinungen teleologisch umfaßt, erzeugt und bevormundet.

Neuerdings ist es bekanntlich Windelband, der in seinen Schriften die Teleologie im Sinne des Kriticismus vertheidigt; doch vermissen wir bei ihm eben jene erkenntniß-theoretische Kritik der positivistischen Auffassung der Logik, und deshalb ist es begreiflich, daß sich zwischen ihm und Laas, welcher der positivistischen Schule anhängt, ein wissenschaftlicher Streit entwickelte, aus welchem nicht hinreichend ersichtlich wird: mit welchem Rechte unser Forscher dem Positivismus gegenüber die Teleologie zu vertheidigen wagt, da er andererseits in erkenntniß-theoretischer Hinsicht doch den Grundsätzen huldigt, welche die Positivisten über die Logik hegen.

Nach Windelband, und hierin dürfte er mit Laas übereinstimmen, läßt sich die einheitliche Tendenz, welche unser gesammtes Nachdenken beherrscht, dahin formuliren: „daß wir die Abhängigkeit verstehen wollen, in welche sich das Einzelne vom Allgemeinen befindet. Darum ist dies das absolute Grundverhältniß des wissenschaftlichen Denkens." (Vergl. Windelband „Präludien" S. 250.) Allein in eben diesem Grundverhältniß und der normalen Auffassung desselben wurzelt zugleich das nämliche Problem, das auch der Zwecklehre (Teleologie) gestellt ist. Die Art der Lösung desselben bedingt auch die Art Zweckanschauung, die sich hieraus ergibt. Es ist bezüglich des Verhältnisses vom Allgemeinen zum Besondern leicht zu übersehen, daß man nicht das sog. „Allgemeine" (wie Windelband für den Logiker und Ethiker fälschlicherweise fordert, siehe dessen Präludien S. 250) irgend wie in ein Prius setzen darf, um dasselbe aprioristisch in höherem Maße zu betonen wie das Besondere; denn damit würden allemal nothwendig die Einzelnen (das Besondere) zu bloßem flüchtigen Schein und Schatten herabsinken, die Individuen (Freiheit und berechtigter Liberalismus) hätten keine Bedeutung mehr. Diese erkenntniß-theoretische Auffassung des Allgemeinen würde sich in nichts unterscheiden von der absoluten Herrschaft eines allgemeinen Endzwecks, durch welche alle Erscheinungen und Folgen bevormundet und getragen werden, eine Bevormundung, welche in alle die Widersprüche führt, welche die ontologische und antiquirte Teleologie aufzuweisen hat, und welche wir oben darlegten.

Setzt man hinwiederum das prius und die methodologische Betonung in die unabhängigen, selbstständigen Einzelnen, so sinkt hiernach leicht das sogenannte „Allgemeine" zu einem bloßen Schatten (Dichtung und Illusion) herab. Wer daher das Besondere wiederum zu sehr mit Vorliebe behandelt (Windelband fordert dies fälschlicherweise vom Künstler und Aesthetiker), der verliert nun umgekehrt das Allgemeine ganz aus dem Auge, und das was wir mit Recht innerhalb einer vollendeten Anschauung den „Gesammtzweck" nennen, das geht damit unter und sinkt herab zu einem bloßen schattenhaften nomen. Diese letztere Lösung würde somit den realen und objectiven Endzweck des Ganzen unter der Hand ebenso sehr einbüßen, wie die andere eben diesen Gesammtzweck zu einer absoluten bevormundenden Gewalt aufbauscht.

Wenn aber die Individiuen (das Besondere) ihre positive und werthvolle Bedeutung und Betonung behalten müssen, und dem gegenüber der Gesammtzweck (die Teleologie) nicht wie im Skepticismus, im Spinozismus und Positivismus zum bloßen Schatten sich verflüchtigen darf, so bleibt nur dies noch übrig: den Gesammtzweck hinsichtlich seiner Anerkennung innerhalb der Einzelnen und Besonderen aufzufassen als ein „Postulat" und „Regulativ", das ist als eine allen Einzelnen im Gewissen ursprünglich überlieferte reale Aufgabe, welche, je besser und tiefer sie in freier Weise und ohne Zwang verwirklicht wird, nach Seiten der Ethik, Erkenntnißlehre (Logik) und Aesthetik, um so vollkommenere Folgen erzeugen muß für alle diejenigen, welche daran theilnehmen.

Diese Lehre stimmt mit dem im Wesentlichen überein, was Kant hierüber in der Kritik der praktischen Vernunft und in der Kritik der Urtheilskraft lehrt.

Die kritische Conception über die Bedeutung und Verwerthung der Teleologie wird von Windelband nahe gestreift. Nach ihm ist der End- und Gesammtzweck „Norm". Indessen die „Norm" ist ihrer Form und ihrem Wesen und Begriffe nach ein streng Festes und stets dogmatisch, während der Endzweck, kritisch als „Postulat" des Vollkommenen aufgefaßt, vielmehr eine solche Idee als Vorbild einschließt, die sich innerhalb eines relativ freien wechselnden Spielraums in verschiedenen Formen zwanglos bewegen kann, ohne unter dem Wechsel dieser Formen gegen die Norm zu verstoßen. Norm gäbe es als solche der Form nach dogmatisch zwingend nur deren eine, das „Postulat" aber läßt einen mehrfachen Wechsel von Musterbildern zu, die innerhalb gewisser Grenzen, ihrer Ablösung und Ergänzung nach, alle gleichmäßig und ebenbürtig wahr, gut und schön sein können. Die Norm bleibt daher an sich, weil nur eine, ein an sich Starres und bloßer Begriff, während der allgemeine Endzweck seiner Form nach als Postulat des Vollkommenen aufgefaßt, als Inhalt das pulsirende organische Leben einschließt, durch den nie zu unterlassenden Wechsel. Die Norm kann, da es ihrem Begriffe nach nur eine einzige gibt, den Wechsel der Form nicht vertragen

Digitized by Google

aber der vollkommene Endzweck des Alls kann wie das Leben einen solchen nicht entbehren. Will man daher die Teleologie unter dem Gesichtspunkte des Kriticismus neu begründen, so darf man den subtilen Unterschied bezüglich des Endzwecks als „Norm", gegenüber einem „Postulat", gerichtet auf das sittlich und ästhetisch Vollkommene, nicht übersehen. Die „Norm" als solche zwingt wie ein starres Dogma, das „Postulat" aber schließt die Freiheit ein für den Einzelnen, es weist daher nur hin und gewinnt und erobert wie die höchsten Formen der Kunst und die sittlich größten Beispiele in der Weltgeschichte.

Die Zeitungen und die Literatur.

Von Emil Peschkau.

Die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ist eine Zeit der Gährung, der Umwälzungen, des Ueberganges. Auf den meisten Gebieten menschlicher Thätigkeit stehen wir Neuerscheinungen gegenüber, deren Tragweite wir noch nicht ermessen können. Die Hauptursache dieser Erscheinungen ist der Riesenfortschritt, den die Naturwissenschaften gemacht haben und der Fortschritt, den wir von ihnen noch gewärtigen. Dieser Fortschritt in der Erkenntniß der Natur beeinflußt nicht nur direct alle Schaffensgebiete — die Künste ebenso, wie die Gewerbe, das Staatsleben u. s. w. —, sein indirecter Einfluß auf alles das war ein viel größerer, indem er unser ganzes Leben umgestaltete. Von den Eisenbahnen und dem Telegraphen angefangen bis zu den zahllosen kleinen Erfindungen, die uns auf Schritt und Tritt begegnen, die das Arbeitsgebiet wie unser Haus beherrschen, bis zu den unter dem Einfluß der neueren Wissenschaft umgestalteten Schulwesen, den sanitären Einrichtungen u. s. w. — es ist eine ganz andere Welt, wenn wir sie mit der am Anfange unseres Jahrhunderts vergleichen. Eine der tiefgehendsten dieser Umwälzungen vollzieht sich gegenwärtig auf literarischem Gebiete. Das Buch wird von Jahr zu Jahr mehr durch die Zeitungen verdrängt, und bei dem immer reicher werdenden Inhalte der letzteren und bei den sich immer ungünstiger gestaltenden Absatzverhältnissen des ersteren — fängt man nun doch auch an, die letzten Bollwerke des Buchs, die Leihbibliotheken, zu beschießen — ist es zweifellos, daß die Zeitung endlich ganz an die Stelle des Buches treten wird. Ausgenommen sind natürlich jene Bücher, welche einen gewissen praktischen Zweck verfolgen, wie z. B. Lehrbücher, und Ausnahmen wird es auch insofern immer geben, als Werke von besonderer Bedeutung, auch wenn sie zuerst in Zeitschriften veröffentlicht sind, doch immer in Buchform erscheinen werden, und auch solche Werke, die zwar keine sonderliche Bedeutung haben, deren Autoren aber über die Mittel verfügen, um ihre Arbeiten, die keine Zeitung nimmt, als Bücher in die Welt senden zu können. Aber in der Hauptsache wird das Buch durch die Zeitung verdrängt werden — die Herrschaft hat die Zeitung ja längst an sich gerissen.

Diese Erscheinung ist bedingt durch die oben erwähnte Veränderung, die mit der Gesellschaft vor sich gegangen ist. Die Behaglichkeit, die Ruhe, die Stetigkeit ist aus unserem Leben geschwunden. Man fährt nicht mit dem Schnellzug und empfängt die Nachrichten nicht durch den Telegraph, ohne innerlich dadurch beeinflußt zu werden. Man sehe nur, ob Leute, die viel mit der Eisenbahn fahren, nicht nervöser, unruhiger, hastiger sind, als solche, die ein Stillleben in ihrer Heimat führen. Der gesteigerte Wettkampf auf allen Gebieten, hervorgerufen durch jene Erscheinungen, hat nicht weniger Antheil an der Unruhe, die das Geschlecht ergriffen hat. Das Alles und manches Andere wirkt ja ineinander und daraus resultirt die Hetzjagd der Arbeit wie die Hetzjagd des Genusses. Dem entsprechend mußte auch die Form der Lectüre eine Veränderung erfahren. Das Buch mit seiner behäbigen Breite ist nichts für ein Geschlecht, das sich zwischen Arbeit und Genuß nur da und dort ein halbes Stündchen mit Lesen beschäftigt. Wie viel Leute sind heutzutage denn noch im Stande, einen jener ehrwürdigen neunbändigen Romane zu lesen, die das Entzücken unserer Vorfahren bildeten? Wir ziehen Alles vor, was kurz ist, was uns möglichst viel Inhalt in möglichst knapper Form bietet. Und da war es nun die Zeitung, die sich inzwischen schon durch andere Mittel die Sympathien errungen hatte, die sich der literarischen Formen bemächtigte und dieselben ihrer Natur nach gerade so umgestalten mußte, wie es auch dem allgemeinen Bedürfniß entsprach. Die Folge war der rapid steigende Absatz und dem entsprechend die nicht weniger rapide Vermehrung der Zeitungen, während das Interesse an dem Buch immer mehr abnahm. Dazu kam aber noch ein anderes Moment und das ist gegenwärtig in den Vordergrund getreten, das sichert der Zeitung die Herrschaft und in der Zukunft den gänzlichen Sieg. Es ist das pecuniäre Moment. Für dieselbe Geldsumme, die ein einbändiger Roman kostet, hat man ein Vierteljahr lang eine tägliche Zeitung und ein belletristisches Journal, das heißt man hat, neben dem unentbehrlich gewordenen Nachrichtenmaterial, drei Romane, ein halbes Dutzend Novellen und drei Schock Feuilletons. Dieses Moment ist es auch, das bei uns in Deutschland in erhöhtem Maße in Betracht kommt. Der Deutsche hat eine Abneigung, Geld für Lectüre auszugeben, die sich nicht hinwegleugnen läßt, und den ungünstigeren Verlagsverhältnissen entsprechend sind deutsche Bücher unverhältnißmäßig theurer als englische und französische. So kommt es denn auch, daß in England und Frankreich trotz des auch dort herrschenden Uebergewichts der Zeitungen das Buch doch noch eine ansehnlichere Rolle spielt als bei uns, umsomehr als deutsche Bücher im Ausland kein Absatzgebiet haben, während französische und englische Bücher bei uns sehr stark gekauft werden. Einen Novellenband von Heyse entlehnt man aus der Leihbibliothek, aber den neuesten Roman von Daudet muß man auf dem Salontische liegen haben. Das gehört nun einmal in Deutschland zum guten Ton, wo es ein Zeichen von „ordinärer Familie" ist, wenn die Kinder französisch nicht besser plappern als deutsch.

Wie beeinflußt nun diese Umgestaltung das literarische Schaffen? Gereicht sie der Entwicklung der Literatur zum Guten oder zum Schlimmen, verbessert sie die Lage der Schriftsteller oder wird diese dadurch verschlechtert? Was die letztere Frage betrifft, so ist es zweifellos, daß die Autoren in jeder Beziehung gewinnen. Die Zeitung, die ein Werk fünfzig Tausenden von Lesern bietet und dabei nur ein sehr geringes Risico hat, kann ganz andere Honorare zahlen als der Verleger, der in Deutschland in günstigem Fall nur auf den Absatz von wenigen Tausenden von Exemplaren rechnen kann und keine Sicherheit hat, daß das Buch ihm auch nur die Kosten einträgt. Aber nicht blos einen materiellen Vortheil bietet die Zeitung dem Literaten, auch der ideelle Vortheil ist offenbar auf seiner Seite. Während das Buch seine Gedanken nur langsam verbreitet, vielleicht, durch ungünstige Zufälle beeinflußt, sich gar keinen Weg zu bahnen vermag, werden sie durch die Zeitung vielen Tausenden auf einmal geboten, ja, von diesen vielen Tausenden, die das Ding lesen, weil es ihnen auf den Tisch gelegt wird, würde vielleicht nicht einer das Buch kaufen. Und nicht blos für seine Gedanken macht die Zeitung Propaganda, auch für seinen Namen. Wer kauft das Buch eines namenlosen Menschen? Was aber in der Zeitung steht liest man, und packt es, regt es an, berührt es sympathisch oder reizt es zum Widerspruch — man vergißt den Namen nicht mehr und liest fortan Alles, was Einem unter dieser „Firma" entgegentritt. Rechne ich die zwei, drei ersten Namen ab, so verdanken die Schriftsteller in Deutschland*) die Möglichkeit, von dem Ertrage ihrer Arbeit leben zu können, nur den Zeitungen. Sie sind es also, welche den Schriftsteller selbständig machen, welche es ihm ermöglichen, sein Schaffen zur Grundlage seiner Existenz zu nehmen. Das hat auch wieder einen ideellen Vortheil, denn der Autor ist unabhängig geworden. Er hat es nicht mehr nöthig, ein Amt zu

*) Die Theaterdichter kommen bei diesen Erörterungen natürlich nicht in Betracht.

Digitized by Google

suchen, das sich mit seiner Thätigkeit schwer vereinen läßt, oder gar um die Gunst eines Mäcens zu buhlen.

Für die Person des Schriftstellers bringt also die Zeitung nur Vortheile. Anders ist es, wenn wir die Einwirkung dieser Umwälzung auf die Schriftwerke, auf die Literatur ins Auge fassen. Eine Zeitung hat — sagen wir zehntausend Abonnenten. Diese Zeitung vertritt in der Regel keine ideellen Interessen — sie ist ein Geschäft, höchstens noch ein politisches Agitationsmittel. Das Ziel des Verlegers ist in dem einen wie in dem andern Fall, seine Abonnentenzahl zu erhalten und zu vergrößern, einen Geldgewinn zu machen oder möglichst vielen Leuten die Disciplin einer politischen Partei beizubringen, den Werth einer finanziellen Unternehmung begreiflich zu machen. Der Verleger wird also darauf sehen, den Geschmack seines Publicums zu treffen und sich wenig darum bekümmern, ob dieser Geschmack gut oder schlecht ist. Er wird ferner verlangen, daß keiner seiner Leser durch irgend etwas verletzt wird und daß die „Moralität" immer gewahrt bleibt — man hält ja eine Zeitung nicht für sich allein, sondern für die ganze Familie. Dadurch ergibt sich für den Schriftsteller, will er für die betreffende Zeitung „arbeiten", eine Anzahl Bedingungen unkünstlerischer Art, die sein Schaffen hemmen. Ist er fester, trotziger Natur, so wird sein Widerspruch geweckt werden, er wird gerade jene Seiten seiner Begabung, die der Zeitung nicht willkommen sind, eigensinnig entwickeln, vielleicht verbittert auch ganz verstummen; ist er weich, dürstet er nach Erfolgen, dann wird er sich dem Geschmacke bequemen und mit der Zeit mehr oder weniger nach der Schablone arbeiten. Einzelne Talente werden also für die Literatur verloren gehen und diese selbst wird flacher, seichter werden. Wenn das Talent im Allgemeinen mit Hülfe der Zeitungen sich leichter Bahn bricht, so wird das in demselben Verhältnisse schwieriger sein, als das Talent tiefer ist. Wer die Menge ergötzt, rührt, geistig anregt, wird immer willkommen sein, während derjenige, der sich mit großen Problemen beschäftigt, der tollkühn neue Wahrheiten verkünden will, keinen Platz finden wird — höchstens, wenn er die Gabe besitzt, seine Pillen auch stark verzuckern zu können.

Aber auch in anderer Beziehung wird sich ein bedeutsamer Einfluß bemerkbar machen. Die literarischen Formen werden immer mehr den Bedürfnissen der Zeitung angepaßt. Der Roman muß zerstückelt werden und um das Interesse durch Monate hindurch wach zu erhalten, muß einerseits die „Spannung" gesteigert und andererseits die ruhige, epische Form der aufregenderen dramatischen geopfert werden. Es bildet sich so ein neues Kunstwerk heran, über das wir noch kein rechtes Urtheil haben können. Die Schulästhetiker verurtheilen es natürlich; wenn wir aber bedenken, daß die Gesetze der Aesthetik ja doch nur aus den Werken der Genies abstrahirt sind, so werden wir vorsichtiger sein. Gegenwärtig ist der Feuilletonroman noch in der Entwicklung begriffen — wir finden in den Zeitungen neben interessanten Versuchen (Spielhagen) noch Romane alter Art, die in der Zeitung gar nicht zur Wirkung kommen, und Handwerksarbeit. Was die Novelle betrifft, so schmiegt sie sich den Bedürfnissen der Zeitung besser an. Sie findet deshalb auch weitgehendere Pflege als der Roman, während sie andererseits ganz auf die Zeitschrift angewiesen ist. Selbst die Novellensammlungen Paul Heyses erzielen keinen nennenswerthen Kaufserfolg und Heyse steht nicht blos wie Keller an der Spitze unserer Novellisten — er erfreut sich auch der größten Popularität. Die Form der Novelle, wie sie gegenwärtig für uns feststeht, wird nun kaum durch die Zeitung geschädigt. Dagegen wird der Inhalt insofern beeinflußt, als psychologische Detailmalerei einen wesentlichen Theil ihres Reizes verliert, wenn man die Dichtung nicht in einem Zuge liest. Am meisten fügt sich die „Skizze" den Formen der Zeitung und sie wird in der That nicht geschädigt, es läßt sich im Gegentheile da und dort das Bestreben nachweisen, die Form der Skizze zu vervollkommnen. Wir haben da eigentlich keine Skizze mehr, wir haben eine echte und gerechte Novelle, nur daß der Erzähler durch verschiedene Kunstgriffe seine Erzählung räumlich beschränkt. Diese Miniaturnovelle steht insofern in der Mitte zwischen der modernen Novelle und der alten Novelle des Boccaccio, als sie zwar nicht wie die erstere die psychologische Entwickelung bis in die feinsten Details verfolgt, aber auch nicht wie die letztere das psychologische Moment ganz bei Seite läßt. Sie gibt wie die Novelle des Boccaccio eine Handlung, ruft aber durch die detaillirte Schilderung besonders charakteristischer Vorgänge und Personen, durch Zuhülfenahme der dramatischen Form und durch geschickt aufgesetzte Lichter doch die ganze Empfindung für den seelischen Proceß wach, den jene Handlung veranschaulicht. Während also unsere moderne Novelle die seelische Entwicklung darstellt, gibt die Miniaturnovelle nur die Andeutungen zum Errathen und der Meister in seiner Kunst wird hier der sein, der uns durch solche Andeutungen das Bild doch so lebendig macht, als hätten wir eine breit ausgeführte Novelle gelesen. Der Unterschied dieser Miniaturnovelle von der Skizze ist also ein ganz wesentlicher, obgleich sie sich aus ihr heraus entwickelt hat. Die Skizze will keine Handlung, sie verzichtet auf den künstlerischen Ausbau, um das ganze Interesse auf das Psychologische, auf die Zeichnung des Charakters zu concentriren. Die Miniaturnovelle ist eine Novelle, ein Kunstwerk. Sie bietet eine vollkommen geschlossene Handlung wie die Novelle und sucht dieselbe Wirkung wie diese zu erreichen, indem sie die Analyse, welche die Novelle durchführt, nur andeutet und errathen läßt. Ich glaube, daß diese Miniaturnovelle eine Bereicherung der Kunstformen ist, deren Ausbildung wir der Zeitung verdanken. Allerdings ist diese Ausbildung noch nicht weit vorgeschritten; in Deutschland zählen wir zwei, drei Namen, welche auf diesem Gebiet nennenswerth sind, in Frankreich vielleicht zehn. Daß diese Kunstform eine ganz eigene Begabung erfordert, ein ganz besonderes Feingefühl für charakteristische Details, eine besondere Fähigkeit, durch ein paar ungewöhnlich gesetzte Worte „Stimmung" hervorzurufen, bald malerisch, bald plastisch und bald musikalisch zu wirken, das beweist der Umstand, daß Meister auf anderen Gebieten ein solches Ding, auf das sie nicht selten mit Verachtung herabblicken, gar nicht zu Stande bringen. Versuchen sie's einmal, eine solche Novellette zu schreiben, dann wird es ein Schattenriß ohne Farbe, ohne Leben, das uns kein Interesse einzuflößen vermag. Um nur ein Beispiel zu nennen, erinnere ich an die Novelletten Hamerlings, die der kürzlich erschienene Band „Prosa" enthält. Der Dichter, der in seinen Epen anschaulich wirkt wie Wenige, der unter den Modernen über die schimmerndsten Farben verfügt und glühendes Leben vor uns hinzustellen weiß — seine Novelletten sind matt, farblos, todt, er erzählt wie ein altes Fräulein, das Geschichten schreibt, um sich damit mühselig zu ernähren.

Wesentlich ungünstiger muß die Zeitung auf die größeren poetischen Formen einwirken. Das Epos, die Idylle — sie finden keine Pflege bei den Journalisten. Wer würde auch „Hermann und Dorothea" in Fortsetzungen lesen wollen? So ist es nicht unwahrscheinlich, daß unter der Herrschaft der Zeitungen diese Formen ganz zu den Todten gelegt werden. Anders ist es mit kleinen Gedichten. Lieder, Balladen, Epigramme, Satiren, man findet sie in jeder Wochenschrift und mitunter auch in Tagesblättern. Sie werden aber in Zukunft vielleicht die Gunst der Zeitungen in größerem Maße erringen, wenn nur erst die Antipathie gegen den Vers wieder geschwunden ist, die gegenwärtig in weiten Kreisen herrscht. In den Rahmen der Journale fügen sich diese kleinen Poeme ja ganz gut.

Ziehen wir aus dem hier Ausgeführten nun die Antwort auf unsere Fragen, so ist zunächst klar, daß das Zeitungswesen einen ungeheuren Einfluß auf die literarischen Zustände geübt hat und daß dieser Einfluß in Zukunft, wo die Zeitungen das Buch noch immer mehr verdrängen werden, natürlich in gesteigertem Maße weiter wirken wird. Für die Personen der Schriftsteller, für ihre materielle Lage und ihren geistigen Einfluß ist das nur günstig. Die Literatur dürfte dadurch aber kaum eine Förderung, eher eine Schädigung erwarten. Diese Schädigung wird weniger formell als inhaltlich sein und mit dem Siege der Zeitung über das Buch wird zweifellos eine gewisse Verflachung der Literatur Hand in Hand gehen. Der

Digitized by Google

wesentliche Grund dieser Erscheinung aber ist der, daß die Zeitung eben ein Geschäft ist und daß ihre Prinzipien deshalb ganz ähnliche sein müssen, wie die eines „praktischen Theaterdirectors".

Das Alles müssen wir uns sagen, wenn wir die Dinge mit nüchternen Augen betrachten. Eine andere Frage ist es, ob unsere Augen weit genug reichen. Es ist immer ein gefährliches Ding, in die Zukunft blicken zu wollen; neue Erscheinungen, von denen wir keine Ahnung haben, können ja plötzlich in die Welt treten und all unsere Logik über den Haufen werfen. Wollte Gott, daß es in diesem Falle geschähe!

Zwischen Freundesgräbern.

Von Z. von Reuß.

Der Dichter nennt die Erinnerung das Paradies, aus dem man nicht vertrieben werden könne — neben der zunehmenden Erfahrung bildet sie so ziemlich den einzigen Vorzug der reifen Lebensjahre.

Vor mir liegen zwei unscheinbare Büchlein, die ich neulich aus einem echten, alten Spind ans Licht zog, als ich, meiner stillen Leidenschaft folgend, im „Urväter Hausrath" eines alten Familienhauses umherstöberte. Es sind zwei alte Stammbücher aus dem Anfange unseres Jahrhunderts, eigentlich mehr schmucklose kleine Kästen, denn der damaligen Sitte gemäß liegen die groben vergilbten Blättchen lose und einzeln in ihrem Behältniß, vermuthlich um möglicherweise gleichzeitig an Freunde und intime Bekannte zur Vertheilung zu gelangen. Absolut nichts erinnert an die Prachteinbände unserer eleganten Albums, die als moderne Bilderbücher für große Kinder den Albumtisch des — horribile dictu! — „altdeutschen Salons" zieren. Schaustücke der Buchbinderarbeit gehören ja nun einmal heutzutage zur vollständigen Einrichtung desselben, gleichwie das Spielzeug in die Kinderstube oder der Fächer zur Toilette .... Nichts, gar nichts ist „stilvoll" — nur das Bedürfniß des Herzens hat sie erschaffen, und die specielle, naive Zierde, die die verschiedenen Schreiber den einzelnen Blättchen eigenhändig gegeben haben, indem sie meist darauf etwas vom eigenen empfindsamen Wesen wiederspiegeln ließen, ist ihr einziger berechtigter Stil .... Wir haben jetzt massenhafte Goldschnittliteratur, in Folio und Duodez, aber das alte ehrliche, trauliche Stammbuch unserer Großeltern haben wir doch nicht mehr!

Sie besaßen zu solchem Zwecke eben nur das eine unscheinbare Büchlein, wo wir Sammlungen aller Art für Wort und Bild haben. So mußte das Stammbuch ganz von selbst ein Gegenstand idealster Bedeutung werden, eine Schatzkammer, in der der Besitzer die Erinnerungen gleich Kostbarkeiten aufbewahrte. Die es einst besaßen, sie sind längst dahingegangen! Und ebenso schützen auch wohl nur die eingegrabenen Goldbuchstaben auf den Marmortafeln draußen im Schlummergarten vor dem Thore die Namen derer, die er enthält, vor dem Vergessenwerden. Ja vielleicht umschlingt Epheu, Moos und — Vergessenheit auch sie schon, und nur das schmucklose Büchlein erzählt noch von ihnen. Wenigstens zeigen die bemerkten Jahreszahlen auf den groben, rauhen Blättern längst verronnene Tropfen im Meere der Zeit, und indem ich sie umwende habe ich ein Gefühl, als ob ich zwischen Freundesgräbern einherwandele ...

Und dennoch! Unwillkürlich beschleicht mich jetzt ein Lächeln. Ach, daß wir Kinder der Gegenwart nicht aufhören können kritisch zu sein, wo wir gern nur naiv empfinden möchten! Das war anders früher, als diese Blätter geschrieben wurden. Zuerst waren die Schreiber vermuthlich jung, sehr jung, und dann gehörte Empfindsamkeit, so zu sagen, einmal zur geistigen Toilette. Heute dagegen ist sie eine altgewordene Schöne, der selbst die aufgelegten neuen „mouches" den ehemaligen Schönheitsglanz nicht zurückgeben können. Sentimentalität ist aus der Mode gekommen, und selbst die Perlen und Edelsteine, der die zwanziger und dreißiger Jahre, wie jede andere Zeitepoche doch auch zu Tage förderten, sind in unserm kritischen Zeitalter in den Ruf zweifelhafter Echtheit gekommen.

Die Geister mittlern Schlages werden von der Allgemeinheit am ersten verstanden: diese allgemeine Wahrheit bestätigen die beiden Stammbücher von Neuem. Novalis, Tieck, Jung-Stilling nebst Tiedge und Elisa von der Recke überwiegen in einer Zeit, die einen Schiller und Goethe ihr Eigen nannte. Namentlich Tiedge und Elisa von der Recke sind die echten, rechten Typen der damaligen „Seelenfreundschaft". Aus ihrer Zeit stammt das Folgende:

„Nicht nur für diese Erdenwelt
Schlingt sich der Freundschaft Band,
Erst wenn das Kleid von Staub zerfällt,
Wird heller sie erkannt!

Da wo wir Alles heller schaun,
Da wird es offenbar,
Was uns die Freundschaft in dem Graun
Der Erdenmächte war.

Ja, wenn der höhern Harmonie
Der Seelen wir uns freun,
Wird unter Brüderengeln sie
Der schönste Engel sein!

Wem früher seine Stund' erscheint,
Der wird dem Spätern dann
Entgegenrufen: Komm, o Freund,
Daß ich Dich kränzen kann!"

Allerdings findet sich auch von Schiller in beiden Stammbüchern manch volltönendes Wort — er war und ist der echte begeisternde Jugenddichter! Goethe'sche Worte enthalten sie weniger, es scheint, die Goethe-Gemeinde hat sich erst allmählich zu ihrer jetzigen dauerhaften Festigkeit herausgebildet. Bemerkenswerth ist in dem männlichen Stammbuch, d. h. in den Erinnerungsblättern eines ehemaligen Jenensers, nur die „Kritik", mit der der Dichterfürst die Gesangeskönigin Catalani ehrte, und die der Besitzer zum Gedächtniß selbst niedergeschrieben zu haben scheint:

„Im Zimmer wie im hohen Saal
Hört man doch nie sich satt,
Und man begreift zum erstenmal,
Wozu man Ohren hat!"

Dicht hinter dem prägnanten Worte des Dichterfürsten sind nun aber die banalsten Stammbuch-Leberreime zu finden. Darunter natürlich auch das einmal unvermeidliche:

Rosen und Nelken
Blühn und verwelken,
Marmor zerbricht,
Aber unsere Freundschaft nicht!

Dabei ist deutlich wahrzunehmen, wie sehr angelegen es sich die empfindsamen Schreiber sein ließen, die unsinnigsten, nichtssagendsten Phrasen am schönsten zu illustriren, ähnlich wie es in der Musik die Componisten zuweilen mit einem schlechten Text zu machen pflegen. Nicht nur mit den unvermeidlichen „Rosen und Nelken", sondern auch mit Zeichnungen und naiven getuschten Bildchen, auf welchen beispielsweise ein winzig kleiner Engel mit Stein und Mörtel einen kolossalen Freundschaftstempel erbaut. In dem Stammbuche des tief in den Burschenstiefeln stehenden Jenensers spielen natürlich blumenumwundene Tabakspfeifen, gekreuzte Schläger und riesige Bierkrüge die Hauptrolle. Und daneben finden sich, wie kolossale Tintenflecke, massenhaft Silhouetten, als unvollkommene Vorläufer unserer geliebten modernen Visitenkarten-Photographien. Aber auch diese „schwarze Kunst" steht noch in der Kindheit und entbehrt noch der Genialität, womit einzelne Meister dieses Fachs sie in der Gegenwart zu handhaben pflegen. Meist ist es ohne nähere Prüfung schwer zu unterscheiden, ob es ein alter trockener Professor oder ein

Digitized by Google

frischer Bursch ist, den das kleine Porträt darstellt, ja manchmal bleibt man bei der antikisirenden Mode der ersten Decennien unseres Jahrhunderts stark in Zweifel, ob der Tintenfleck wirklich einen Freund oder eine — heimliche Geliebte zur Anschauung bringen soll.

In dem andern, dem Damen-Stammbuche, ist natürlich die Empfindsamkeit in Permanenz erklärt. Gezeichnete, getuschte und vor allem — gestickte Freundschaftstempel wechseln hier mit getrockneten Blumen und Blättern und allen andern möglichen und unmöglichen Erinnerungszeichen. Dazu natürlich Haarlocken aller Farben mit Seidenstichen oder Perlen aufgenäht, besonders himmelblau, der Farbe der „schönen Seelen". Auch ein dem Zeitgeschmack entsprechendes Räthsel ist zu finden:

„Füllt Erinnerung Dir mit Traumbildern die Seele,
O dann träufeln die ersten zwei Silben Dir ins Herz lethische Kraft,
Doch mit der dritten vereint erfülle nie den schrecklichen Ausspruch.
Und findest Du einst auf blumiger Flur das liebliche Ganze:
O dann lispele mein Geist alle vier Silben Dir zu!"

Als geschmackvolle Auflösung ist ein papiernes Vergißmeinnicht daneben geklebt. Aber auch die Krone geschmacklosen Unsinns in dem Damen-Stammbuch will ich dem Leser nicht vorenthalten:

Begegnet Dir auf deiner Lebensreise
Ein Wesen, das Dir zuruft, jedoch leise:
Freundin, ich liebe Dich!
Das bin ich!

Trotzdem! — während ich jetzt die rauhen Blättchen im Gedankenspiel noch einmal durch die Finger gleiten lasse, lächle ich nicht mehr, selbst nicht über das Titelblatt, auf welchem ein nur mit einer Blumenguirlande bekleideter Engel dargestellt ist, neben einem trauerweidenüberhangenen Grabmal, welches die stolze Inschrift trägt: „Denkmal ewiger Freundschaft!" ... Erinnerung ist ein Gewinde, welches die Wiege mit dem Grabe verknüpft, und so ist nicht der Inhalt der beiden Stammbücher, vielmehr sie selbst das eigentliche Gedicht!

Notizen.

San Sebastian. Erzählung von Richard Voß. Stuttgart, W. Spemann.

Obgleich immer noch mit mancherlei echt Voß'schen Fehlern behaftet, dürfte diese Erzählung wohl das Beste sein, was der Verfasser bisher auf prosaischem Gebiete geleistet hat. Der ungeheure Schwulst, der jeden tieferen Eindrnck verderbende Bombast des Voß'schen Pathos fehlt hier ganz, der Verfasser ist sichtlich bemüht gewesen, möglichst einfach, klar und anschaulich zu erzählen. Wenn ihm das auch noch nicht ganz gelungen ist — und es wird ihm sicherlich schwer —, so ist doch der Fortschritt gegen frühere Prosawerke sehr bedeutend und ein gewisser, gutmüthiger Humor, der hier manchmal die Erzählung durchbricht, berührt wohlthuend. Vor Allem ist Voß nur noch zu weitschweifig. Welche Umstände zu Anfang, bis es endlich einmal ans Erzählen geht, und wie schleicht dann die Exposition hin! Das ist bei aller stimmungsvollen Detailmalerei, die jeden Kenner römischen Lebens entzücken wird, denn doch nicht mehr künstlerisch. Wenn wir dann erst einmal mitten in der Erzählung sind, wird es interessant, ja stellenweise packend. Einzelne Schilderungen — Scenen des römischen Carnevals, der Ausflug in die Campagna rc. — sind von hohem dichterischen Werth, wenn sie auch über den Rahmen der Novelle in ihrer ausführlichen Breite hinausreichen. Vorzüglich ist das Lokalcolorit getroffen und Voß erweist sich auch als ein feiner Kenner italienischen Volkslebens; die Charaktere verdienen zum Theil großes Lob. Nur der alte Signor Cesare ist trotz aller Bemühungen des Verfassers nicht so ganz glaubhaft geworden, und bei der Ermordung des Polen durch seinen zukünftigen Schwiegervater, dem er dessen Lieblingsbild entwendete, wird wohl Mancher den Kopf schütteln. Jedenfalls konnte diese absonderliche Geschichte nur in Italien spielen und das kann man von den zahllosen italienischen Novellen der Neuzeit gerade nicht immer behaupten. C—n.

* * *

Deutsche Lieder und Gedichte von Max Böheimb. Breslau, Trewendt.

Eine Sammlung, die manche ansprechende Gabe bietet. Obgleich das Bändchen nur Minnelieder enthält, mangelt es, da Böheimb unter Minne nach mittelalterlicher Anschauung sowohl Gottes- als Herren- und Frauenminne versteht, in inhaltlicher Beziehunng nicht an Abwechslung. Von der Liebeslyrik, wie sie sich als schwächliche Nachahmung Heines in modernen Gedichtsammlungen in der Regel breit macht, findet sich hier keine Spur. Wahre und natürliche Empfindung sind dem Verfasser vorzugsweise eigen. Aus dem Rahmen des Ganzen treten besonders die Liedercyklen hervor, die Kreuzeslieder, die Exulantenlieder und die Dichtungen, die ihren Stoff der Geschichte des Desiderius und des Langobardenkönigs Alboin entnehmen. Böheimbs Lieder documentiren sich auch in formeller Beziehung als eine erfreuliche Erscheinung. B.

* * *

Weltliche Dinge. Neue Geschichten von Balduin Groller. Leipzig 1883, Ed. Wartig's Verlag (E. Hoppe).

Der Umstand, daß des Verfassers vor drei Jahren erschienene Novellensammlung „Junges Blut" sich des allgemeinsten Beifalls der Kritik zu erfreuen hatte, ermuthigte zur Herausgabe eines zweiten Bandes Erzählungen. Nun denn, auch diese neue Gabe zeigt, daß Groller zu unseren begabtesten Novellisten zählt. Er hat eine schöne Zukunft zu erwarten, wenn er sich auf den von ihm eingeschlagenen Pfaden weiter fortbewegt. Gegenwärtig fehlt es ihm noch hier und da an Selbstbeherrschung und die Wahl der Stoffe ist nicht immer eine glückliche; aber diese selten zu Tage tretenden Schattenseiten werden durch seine großen Vorzüge reichlich aufgewogen, namentlich durch einen außerordentlich fesselnden, sprudelnden, leichtflüssigen, geistreichen Stil, einen sehr angenehmen Humor, einen trefflichen Dialog. Am besten behagten uns die folgenden fünf von den elf Geschichten, die zum Theil schon in einigen der hervorragendsten Wochenschriften abgedruckt waren: „In höherer Mission", „Der gute Freund", „Ohne Brille", „Mit dem Eilzug", „Eine geschäftliche Unterredung"; das Drittgenannte ist eine äußerst gelungene Humoreske. Wir legen das erfrischende, amüsante Buch mit dem Wunsche aus der Hand, der hochtalentirte Verfasser möge in Zukunft noch recht viel „Weltliche Dinge" mit „jungem Blut" schreiben. L. K—r.

* * *

Das Bildniß der Thersandra. Trauerspiel in fünf Aufzügen von von Eduard Mohr. Stuttgart, Metzler.

Die Vorzüge der vorliegenden Tragödie, eine geschickt componirte Fabel, ein fließender pointirter Dialog, vermögen uns mit den kleinen in der Zeichnung der Charaktere hervortretenden psychologischen Unwahrscheinlichkeiten einigermaßen auszusöhnen. Einer Frau, die kaum vier Wochen nach dem Tode eines vergötterten ersten Gemahls zum Altar zu schreiten willens ist, darf man, selbst wenn in ihren Adern das heiße Blut der Griechin rollt, schwerlich eine Aufopferungsfähigkeit zutrauen, wie sie hier Thersandra documentirt. Es ist fast undenkbar, daß eine Menschenbrust solche Gegensätze birgt. Die brutale Gewalt, womit der König seine Absichten auf Thersandra durchzusetzen sucht, liegt zu offen am Tage; ein erfahrener Höfling und ein erprobter Rathgeber, wie Don Alonzo, hätte wohl Besseres ersinnen können. B.

* * *

Gedichte von Wilhelm Kunze. Wolfenbüttel, Zwißler.

Aus einem echten und natürlichen Empfinden hervorgegangene Poesien. Fast in jeder der kleinen ansprechenden Gaben läßt sich die harmonisch ausgeglichene Seelenstimmung des Verfassers erkennen. Mag es auch draußen einmal trüb und kalt sein, in seinem Herzen ist es frühlingshell. Seine glückliche Auffassung der Dinge, seine Ueberzeugung von der Schönheit des Lebens verleiht Allem, was ihn zu poetischer Darstellung anregt, eine Anmuth, die ihre Wirkung auf den Leser nicht verfehlt. Als eine schätzenswerthe Zugabe gilt uns die tadellose Form, über welche Kunze gebietet. B.

Digitized by Google

Lutin und Lutine. Eine Erzählung aus dem Béarn von Claire von Glümer. Leipzig, B. Schlicke.

Eine anmuthig erzählte Geschichte aus dem Leben des französischen Landvolkes, welche das Erzählertalent der Verfasserin von ihrer besten Seite zeigt. Wie Auerbach auf dem Boden seiner Schwarzwälder Dorfgeschichte heimisch war, so Claire von Glümer in dem Béarn, und wie er die besten seiner Erzählungen mit der Wärme eines von Jugenderinnerungen sonnig durchglühten Herzens schrieb, so die Verfasserin von Lutin und Lutine in ihren Béarner Volks- und Naturbildern. Hier ist Alles so frisch, duftig, anmuthend, daß man in der Spiegelung von Land, Leuten und Scenerie die liebevolle Nacherinnerung an eine frühe Feierzeit des Lebens, an ein persönlich Selbsterlebtes aus jeder Zeile herausfühlt. Ein wohliges Behagen, das Behagen des Heimatgefühls lagert über dem Ganzen, und obgleich Schmerzenstöne aus der einfachen Liebesgeschichte von Lutin und Lutine nicht ausgeschlossen sind, so verklingt doch Alles idyllisch. Vortrefflich gezeichnet sind die bäuerlichen Charaktere, echte südfranzösische Typen, beweglich, heiter, leichtsinnig, zu Spott und Neckereien aufgelegt, charakteristische Einblicke in die Landessitte gewährt die Beschreibung des „Johannisfestes" und der sonstigen dörflichen Gebräuche; ebenso fein beobachtet, wie theilweise ergreifend sind die Naturschilderungen. Im Ganzen kann das Büchlein als eine äußerst lohnende Lectüre empfohlen werden. J. D.

* * *

Junker Hans von Schweinichen. Fahrten und Lieder eines fröhlichen Gesellen von Julius Gesellhofen. Breslau, Max.

Gesellhofen ist uns kein Fremder, seine „Jungfrau vom Kynast" gehört zu den erfreulichsten Erscheinungen auf dem Felde der modernen Epik. Wir bedauern deshalb, daß der „Junker Hans" hinter dem ersten Werke des Autors zurücksteht. Statt einer einheitlichen Dichtung erhalten wir eine Sammlung lose aneinandergereihter Lieder. Die nach Scheffels und Wolffs Manier an passender Stelle eingestreuten Liedchen hatten der „Jungfrau" einen besonderen Reiz verliehen, im „Junker Hans" werden sie zur Hauptsache und verlieren damit viel von ihrer Existenzberechtigung. Formvollendet sind sie freilich alle, Zierlichkeit und Gefälligkeit kann man ihnen keineswegs absprechen, aber es fehlen wahrhaft originelle Gedanken und Wendungen, so daß sie auch schon aus diesem Grunde kein nachhaltiges Interesse zu erregen vermögen.

B.

Offene Briefe und Antworten.

Ein Stücklein von der östreichischen Censur.

Verehrter Freund!

Als ein Zeitcuriosum, das für die „Gegenwart" deshalb auch ein gewisses spaßhaftes Interesse darbietet, theile ich Ihnen mit, daß nach einem, vom Amtsblatt der „Wiener Zeitung" veröffentlichten Erkenntniß des k. k. Landesgerichtes Wien (als Preßgerichtes) mein Roman „Vom römischen Reich deutscher Nation" im östreichisch-ungarischen Kaiserstaate verurtheilt und verboten worden ist. Es liegt etwas Scherzhaftes darin, daß das im Herbst 1881 erschienene Buch bereits im Sommer 1884 in seiner Staatsgefährlichkeit erkannt worden, und der Vorgang erinnert nicht unübel an die Geschichte von dem Bauern, der im Frühling das Jucken eines im Herbst empfangenen Flohstiches zu verspüren begann. Der eigentliche k. k. Humor indeß tritt erst in der Begründung des Urtheils zu Tage, nach welcher „im dritten Bande auf Seite 15 in der Stelle von 'Und: Nieder mit dem Hause', bis 'rief Gotthard Staudenbusch besinnungslos', das Verbrechen der Beleidigung der Mitglieder des kaiserlichen Hauses begangen ist".

Um die in diesem Erkenntniß enthaltene Komik verständlich zu machen, muß ich die betreffende „Stelle" kurz erläutern. Die reichsunmittelbare Stadt Dinkelsbühl, das reichsunmittelbare Dorf Lentersheim und der Reichsfreiherr Wolf von Knorringen haben im Jahre 1756 einen nach unsäglichen Schwierigkeiten zu Stande gerathenen gemeinsamen „Kriegszug" gegen einen Trupp von Strolchen und Weglagerern unternommen und diese glücklich in ihre Hände gebracht. Da aber vorher nicht vereinbart worden, wer die Uebelthäter „justificiren" solle, so führt dies zu einer bedenklichen Erregung der Gemüther unter den Häuptern der Bundesgenossen, welche die „Maintenirung" ihrer Hoheitsrechte als höchste Pflicht erachten. So gerathen der Reichsfreiherr Wolf von Knorringen und der Rathsherre von Dinkelsbühl, Gotthard Staudenbusch, in einen anfänglich noch höflichen, doch sich zu innerlicher Erbitterung ansteigernden Wortwechsel. Von den Beiden ist der erstere mit Leib und Seele kaiserlich und östreichisch gesinnt, während der letztere in der Stille mit Begeisterung an König Friedrich II. von Preußen hängt. Und plötzlich nun platzt in ihren Streit ein Bote mit dem Ruf hinein: Der König von Preußen habe der Kaiserin von Oestreich den Krieg erklärt und sei mit 70,000 Mann in Sachsen eingefallen.

„Da überhallte der Ruf des Reichsfreiherrn Wolf von Knorringen, seinem Aufgebot zugewandt, mit begeistertem Klang das Getümmel:

'Hierher! Recueillirt euch um euren Kommandanten! Es lebe die große Kaiserin Maria Theresia, daß sie den Sieg über die Perfidie ihrer Feinde obteniren möge zu des deutschen Reiches Gloria und Wohlfahrt!'

Gleichzeitig aber rief der Rathsherr Gotthard Staudenbusch, und es tönte nicht minder Begeisterung aus seiner Stimme:

'Hierher! Sammelt euch um mich, daß ich euch zurückführe! Es lebe der König Friedrich von Preußen, daß er den Sieg davontrage über seine Feinde zu des deutschen Reiches Ruhm und Wohlfahrt!'"

Aber die Aufforderungen an das reichsfreiherrliche und an das reichsfreistädtische Contingent sind gleich ergebnißlos. Alles stürzt heulend, jammernd, die Waffen fortwerfend, blindlings davon, und nur die beiden Heerführer bleiben, sich gegenüber stehend, zurück.

„Vielleicht war es nur eine instinctive Bewegung des Reichsfreiherrn, um die Seinigen gebieterisch zu halten, daß er seinen Degen von der Hüfte riß, doch im Augenblick, wie derselbe funkelnd ins Sonnenlicht blitzte, flog auch der Degen des Rathsherrn Gotthard Staudenbusch aus der Scheide. Da hatte (dies Gleichniß ist früher angewandt) der Wind die rundbäuchigen Pilze umher zerplatzt, stiebte ihren stäubenden Inhalt durch Auge und Ohr, Mund und Nase in die Gehirnzellen hinein, und seine Klinge emporschwingend, rief der Reichsfreiherr mit hochlodernem Gesicht:

'A bas mit dem Kurfürsten von Brandenburg, mit dem Vandalenkönig, dem Frauenschänder, dem Franzosenknecht und mit jedem Verräther im deutschen Reich, der zu ihm hält!'

Und: 'Nieder mit dem Hause Habsburg, den Reichsverderbern und Betrügern, den Ränkeschmiedern und Pfaffenknechten und mit jedem Verräther am deutschen Reich, der zu ihnen hält!' rief Gotthard Staudenbusch besinnungslos.

Nun flammte das Weiß in den Augen des Reichsfreiherrn auf, und drohend um einen mächtigen Schritt vortretend, fragte er:

'Vermeint Er mich etwan mit Seiner Tirade?'

'Wenn Er dieselbige auf sich beziehen muß und mich mit der Seinigen vermeint hat', erwiderte der Dinkelsbühler Rathsherr."

— — — —

Das, verehrter Freund, ist die vom k. k. Landesgericht ausfindig gemachte oder richtiger „gefundene" Beleidigung der Mitglieder des kaiserlichen Hauses. Mein Gerechtigkeitsgefühl ersucht Sie um Veröffentlichung dieser Zeilen in der „Gegenwart", damit ein preußischer Staatsanwalt gegen mich auch Anklage wegen Beleidigung Friedrichs des Großen und unseres kaiserlichen Hauses erhebt. Denn was dem Einen recht ist, scheint mir dem Andern billig, und ich sehe keinen Milderungsgrund, weshalb der Reichsfreiherr Wolf von Knorringen straffrei ausgehen sollte. Am Besten freilich wär's, man verböte von vornherein jede schriftliche Wiedererweckung geschichtlicher Vergangenheit. Vielleicht gelangt Oestreich bald zu diesem neidenswerthen Fortschritt; auf gutem Wege scheint es zu sein.

Ich bin freundlichsten Grußes

der Ihrige

Wilhelm Jensen.

Freiburg i. B., 12. Juli 1884.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"

Königin Augusta-Strasse 12

Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Schlangenbad

im Taunus, 1½ Stunde vom Rhein, unübertroffener Waldkurort, sauerstoffreiche Luft, meilenlange, staubfreie Waldwege, Molken, Kräutersäfte, Kuh- und Ziegenmilch, berühmte Bäder von naturwarmem (27—32° C.), krystallhellem, blaugrünem, sammetweichem Wasser, welche die Nerven beruhigen und stärken, den Blutlauf reguliren, Exsudate resorbiren und das beste natürliche Kosmeticum und Conservirungsmittel bilden. Hülfreich bei Nervenleiden, Frauenkrankheiten, Gicht, Rheuma, Altersgebrechen, Hautübeln und unreinem Teint.

Prospecte mit Situationsplan und Wohnungsverzeichniß franco und gratis.

Das Bürgermeister-Amt.

Gediegene Lektüre für Reise und Haus!

Max. Schmidt, Johannisnacht, broch. } à 14 Bg. M. 2.
dto. Der Georgi-Thaler „ }
dto. Die Knappenlisl „ }
dto. Hochlandsbilder (ges. Werke Bd. I) 20 Bg. broch. M. 3.60, eleg. geb. M. 4.50.

Werthvoller Inhalt,
elegante Ausstattung, billiger Preis.
Vorrätig in allen Buchhandlungen.
Verlag von Georg D. W. Callwey in München.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen (auch zur Ansicht) zu beziehen:

J. Schipper, Dr., o. Prof. d. engl. Philol. a. d. Univ. Wien,

William Dunbar
sein Leben und seine Gedichte

in Analysen und ausgewählten Uebersetzungen, nebst e. Abriß der altschottischen Poesie. Ein Beitrag zur schottisch-englischen Litteratur- u. Culturgeschichte im Reformationszeitalter. 8. 27 Bog. Preis geh. M. 7.—, geb. M. 8.—.

Verlag von Robert Oppenheim in Berlin.

Verlag von F. C. W. Vogel in Leipzig.

Soeben erschien:

Urgeschichte des Menschen.

Ein Handbuch für Studirende
von
Prof. Dr. A. Rauber
in Leipzig.

I. Band: Die Realien.

Mit 2 Tafeln. gr. 8. 1884. Preis 10 M.

Romane

namhafter Autoren werden im Manuscript zu erwerben gesucht.

Berlin W., Nr. 35.
Julius Engelmann, Verlagsbuchhandlung.

Im Verlage von Otto Wigand in Leipzig ist erschienen:

Iwan Turgenjew.

Eine literarische Studie
von
Eugen Zabel.

Mit dem Bildnisse Turgenjews.

Preis 4 M. Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Antiquar-Catalog 15.

Französ. Literatur, Curiosa, Flagellantism., Frauenfrage, Spiritismus, Freimaurerei, Varia. 1600 Nrn. erschien soeben. Wir bitten gratis franco zu verlangen.

S. Glogau & Co., Leipzig.

Hannover-Altenbecken Eisenbahn Saison 15. Mai b. 30. Sept.

Bad Pyrmont

Pferdebahn zum Salzbade und Bahnhof 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.
Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von Stahl- und Salzwasser sind an das fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt Fürstl. Brunnen-Direktion.

Soeben ist erschienen:

Denkwürdiges aus meinem Leben

von
J. C. Bluntschli.

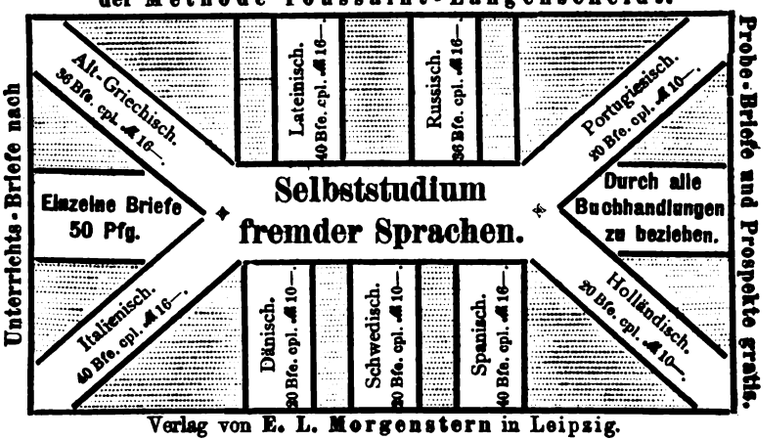
Im Auftrag der Familie durchgesehen und herausgegeben von
Dr. R. Seyerlen.

3 Bände. Preis: eleg. geheftet 22 M., eleg. gebdn. 25 M.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
in Nördlingen.

---

der Methode Toussaint-Langenscheidt.



Verlag von E. L. Morgenstern in Leipzig.

Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.

Soeben erschien:

Karl Friedrich Eichhorn.

Sein Leben und Wirken
nach
seinen Aufzeichnungen, Briefen, Mittheilungen von Angehörigen, Schriften,
beschrieben von
Dr. Joh. Friedrich von Schulte,
Geh. Justizrath und ordentl. Professor der Rechte in Bonn.

Mit vielen ungedruckten Briefen von Eichhorn und an Eichhorn.

Gr. 8. Geh. Preis M 8.—

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Geschichte des Alterthums

von Eduard Meyer.

Erster Band: Geschichte des Orients bis zur Begründung des Perserreichs.

8°. XIX und 647 Seiten. M. 12. —

Der zweite Band soll die griechische Geschichte und die Zeiten des Perserreichs, der dritte die hellenistische Zeit behandeln.

Der Schwäbisch-Rheinische Städtebund

im Jahre 1384
bis zum Abschluss der Heidelberger Stallung.
Von L. Quidde.

8°. 237 Seiten. M. 6. —

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 31. Berlin, den 2. August 1884. Band XXVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur Frage der Betheiligung der Arbeiter am Unternehmergewinn. Von Leopold Katscher. — Die Führer der constitutionellen Linken in Italien. Von Agrippa. — Die Deportation nach Sibirien. Von Selmar Wallow. — **Literatur und Kunst:** Ein Bekämpfer des Empirismus. Von Johannes Volkelt. — Die Hoftitel der Professoren. Von Sigmund Münz. — Der französische Kleinstädter. Von F. C. Petersen. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Romeo und Julia und das „germanische Liebesideal". Von Julius Duboc. — Inserate.

Zur Frage der Betheiligung der Arbeiter am Unternehmergewinn.

Von Leopold Katscher.

Die häufigen Unordnungen, welche die industrielle Welt bewegen, veranlassen Viele, über Mittel nachzudenken, die der Gesellschaft Kraftfülle und Gesundheit geben möchten. Um Strikes zu verhindern, um die Production in unendlicher Weise zu vermehren, um die Lage der Arbeiter zu heben, ist allerlei angerathen und versucht worden. Wir gedenken nicht, mitzuthun, sondern wollen blos an der Hand von für und wider erschienenen Schriften eines der neuartigen Mittel, das theilweise in Anwendung gekommen ist, näher beleuchten.

Es ist dies die Betheiligung der Arbeiter am Unternehmergewinn, ein Modus, von welchem gar viele von bester Absicht beseelte Philantropen eine hohe Meinung haben und behaupten, „seine Anwendung werde allen Krisen, die das Proletariat aufregen, ein Ende machen, werde eine neue Aera des Gedeihens und der Ruhe herbeiführen für die leidende und ringende Menschheit". Schriftsteller wie Rossi und Leon Faucher, „hohe" Personen wie Napoleon III., der Graf von Chambord und der Graf von Paris, haben jener modernen Lohnform sehr zugestimmt. Betrachten wir die Sache ein wenig.

Zu allen Zeiten und in allen Ländern, wo die Industrie groß geworden ist, geschah dies unter der Herrschaft des Lohnes, des Gehalts, des Salairs. Es gibt keine den allgemeinen Interessen so sehr entsprechende Associationsform zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber, wie der Lohn. Bei der Beweglichkeit der Industrie ist es aber allerdings nöthig, daß die gebräuchliche Arbeitsorganisation — also der Lohn — nicht steif und einförmig, sondern von großer Biegsamkeit sei, sich vielfach combiniren und variiren lasse. Unstreitig besitzt das Lohnsystem diese Eingenschaften in hohem Grade. Einen Beweis hierfür erblicken wir in der immer mehr zunehmenden Verdrängung des Taglohnes durch den Stücklohn. Als die Production in den Kinderschuhen lag und die Maschinen primitiv waren, wurde der Arbeiter für den Tag, die Woche, die Stunde bezahlt, heute fast allgemein per Stück. „Ist das nicht," meint Leroy-Beaulieu, „ebenso viel, als ob sich der Handarbeiter in einen Subunternehmer verwandelt hätte, nur mit der ihm ganz vortheilhaften Eigenthümlichkeit, daß er stets sicher ist, seine Erzeugnisse abzusetzen?" Von allen Dingen, die seit vier Jahrzehnten zur Entwicklung der Industrie beigetragen haben, hat wohl keines — selbst die mechanischen Fortschritte nicht ausgenommen — an der produktiven Macht des Menschen so viel Antheil gehabt, wie die Verbreitung der Stückarbeit.

Noch andere Verbesserungen sind im Lohnsystem eingeführt worden, deren Effect für beide Parteien ein glücklicher sein muß. So segensreich auch die Stückarbeit ist, — sie triumphirt doch nicht immer vollständig über die indolenten Gewohnheiten des Volkes. Viele Leute sind noch unempfindlich für ihr eigenes Interesse; um sie in Thätigkeit zu setzen, bedarf es stärkerer Anspornung. Da hat man vor Allem Prämien für jene Arbeiter, die in einem bestimmten Zeitraume am meisten produciren und die am meisten Rohmaterial ersparen; einige Industrielle ziehen auch die Qualität der Erzeugnisse bei Vertheilung der Gratification in Betracht. Auch bemühte man sich, das Ehrgefühl der Arbeiter durch moralische Auszeichnungen zu beleben. Man legte z. B. Fahnen neben die Stühle der fleißigsten Weber, oder man affichirte die Lohntabelle inmitten des Etablissements. Die Erfahrung zeigt, daß solche Maßnahmen vom besten Erfolge begleitet sind. Man hat dieselben vielfach verbessert und heutzutage ist das Prämiensystem keineswegs mehr eine Seltenheit. Es paßt vortrefflich zur Stückarbeit und ist dessen natürliche Ergänzung. Man bestimmt die mittlere Production eines Arbeiters oder die einer Gruppe von Arbeitern für einen bestimmten Zeitraum; wer dieses Normale überschreitet, erhält für das Plus nicht nur den regulären Stücklohn, sondern auch noch eine nach verschiedenen Grundsätzen bemessene Prämie. Wir wollen den Erfolg an einem Beispiel darthun: 1851 producirten die Schneider'schen Eisenwerke im Creuzot 18,000 Tonnen, mit Beginn 1852 führte man das Gratificationsrégime ein und schon 1854 wurden 36,000 Tonnen erzeugt, also eine Zunahme von 100 Procent binnen drei Jahren.

Wir gehen nunmehr auf das eigentliche System der Theilnahme der Arbeiter am Unternehmergewinn über. Dasselbe tritt in drei Haupttypen auf, deren jedem wir die gebührende Aufmerksamkeit zuwenden wollen, um zu erfahren, ob die Participation sich allgemein anwenden läßt, ob sie überall gute Früchte trägt und tragen kann; ob dort, wo sie vorhanden, nicht besondere Productionsbedingungen herrschen; ob nicht dort, wo sie von glücklichen Resultaten begleitet ist, trotz der anscheinenden Verschiedenheit gewisse gemeinsame Züge vorwalten, wodurch die betreffenden Industrien von den gewöhnlichen sich unterscheiden.

Erster Typus. Der Erste, der die Participation einführte, ja erfand (1842), war der Pariser Haus- und Zimmermaler Leclair. Er hat Glück gehabt und auch die Lage der Arbeiter ist eine glänzende. Er hat alle Hindernisse überwunden und

Digitized by Google

die Firma Leclair, Defourneaux & Cie. gedeiht trefflich. Das Etablissement hat seine Stützen im persönlichen Werth seines Leiters und in den speciellen Verhältnissen dieser Industrie. Genaue Beobachtung hatte den Gründer gelehrt, daß er, falls es ihm gelänge, seine Arbeiter anzuspornen, eine Mehrproduction von 75 Centimes pro Kopf und Tag erreichen könnte, und zwar 50 Centimes durch größeren Fleiß, 25 Centimes durch Ersparniß an Farbe und Werkzeug. Um nun dieses Resultat zu erzielen, nahm er seine Arbeiter zu Compagnons, indem er ihnen einen beträchtlichen Theil seines Gewinnes überließ, der natürlich durch jenes Plus an Erzeugung erheblich gesteigert wurde. Sein Personal ist in zwei Gruppen getheilt: a) Associirte, d. h. Theilnehmer am Gewinn, etwa ein Drittel sämmtlicher (also 100 von 300). Sie werden mittelst Generalversammlung gewählt, müssen das Handwerk genau kennen und des Lesens und Schreibens kundig sein; b) Hülfsarbeiter, etwa zwei Drittel (also 200); sie nehmen zwar nicht Theil am Gewinn, erhalten dagegen täglich 50 Centimes über ihren Lohn. Im Etablissement bestehen Unterstützungs-, Versicherungs- und Pensionskassen; diesem Hülfsverein können nur Angehörige der Kategorie a beitreten, die aber mindestens fünf Jahre lang schon im Etablissement arbeiten und von der Generalversammlung zugelassen sein müssen. Der Hülfsverein, der eine Rente von 21,000 Francs besitzt, ist als Commanditär mit 200,000 Francs im Geschäfte betheiligt.

Ein von der Generalversammlung in geheimer Abstimmung gewähltes, aus fünf Arbeitern und vier Beamten bestehendes Schiedsgericht schlichtet alle internen Principienfragen und Streitsachen, gibt seine Zustimmung zur Entlassung von Arbeitern und gegen seine Entscheidung bleibt der Recurs an die Generalversammlung offen. Die letztere wählt auf ein Jahr die Chefs der dreißig einzelnen Ateliers. Das Rechnungswesen wird von associirten Beamten geführt; außerdem werden jährlich zwei Revisoren beauftragt, in Gemeinschaft mit dem Präses des Hülfsvereines das Inventar zu prüfen und die Vertheilung des Gewinnes zu überwachen.

Leclair repräsentirt das Haus und leitet alle Operationen allein, wobei der feste Grundsatz gilt, daß er vollkommen unabhängig ist, und in der That haben sich die Arbeiter bisher nicht in seine Sphäre gemengt. Ueberhaupt ist weder von der einen noch von der andern Seite der Versuch gemacht worden, die Grenze der Rechte beider Parteien zu überschreiten. Mehr durch diesen Umstand als durch die Einrichtung selbst ist es möglich, daß sich die Situation zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer in einem so schönen, einzig dastehenden Verhältniß befindet. Zwei andere Häuser derselben Branche haben im letzten Decennium diesen Modus adoptirt. Ein viertes Haus ändert denselben dahin, daß es Alle zur Participation zuläßt, die zum Personal gehören, vom ersten Beamten bis zum letzten Hausknecht. Es hat in einem Lustrum Dividenden im Betrage von 10—20 Procenten des Arbeitslohnes bezahlt. Zu welchen Hoffnungen berechtigt das Gelingen dieser ersten Versuche? Soll man an das Nahen einer neuen socialen Ordnung glauben, weil sich eine sinnreiche Arbeitsorganisation auf beschränktem Gebiete wirksam erweist? Sehen wir uns einmal die speciellen Umstände näher an. Bei dem Gewerbe der Hausmalerei spielt die Handarbeit eine größere Rolle, als das Kapital. Da gibt es keine ausgedehnten Gebäude, keine mächtigen, Brennstoff oder Metall verzehrenden Maschinen. Im Gegentheil, Alles hängt von der Thätigkeit und Sparsamkeit des Arbeiters ab. Auch ist bei solchen Industrien der Chef mehr Nebensache. Er braucht weder viel organisatorisches Talent, noch große commercielle Fähigkeiten zu besitzen; er hat nicht viel zu combiniren, vorherzusehen, zu reformiren, sondern muß nur exact und ordnungsliebend sein. Ferner lassen solche Industrien die Anwendung des Prämiensystems fast gar nicht zu, denn es kann dabei von Stückarbeit gar nicht die Rede sein und eine Ueberwachung ist unmöglich; es steht dem Arbeiter frei, träge und mit dem Material verschwenderisch zu sein. Es ist daher natürlich, daß sich hier die Participation als die geeigneteste Aufmunterungsform erweist.

Zweiter Typus. Er wird durch die bei der französischen Orléans-Bahngesellschaft übliche Arbeiterorganisation repräsentirt. Zwar hat auf den ersten Blick der Betrieb einer Eisenbahn nichts gemein mit dem der Hausmalerei; trotzdem befanden sich doch die Arbeiter der Bahn in der gleichen Situation wie die Leclair'schen, bevor die Participation in Anwendung kam. Sie konnten beide nur durch gleiche Mittel angespornt werden. Wohl waltet beim Bahnbetrieb eine hohe, ungleich größere Wichtigkeit des Kapitals (Materials) vor, als bei der Handarbeit; aber dieses Material dient dem Arbeiter nicht als Fabricationsbehelf; er hat damit keine greifbaren Produkte zu erzeugen, sondern er hat es blos intact zu halten, zu schonen. Er muß aufmerksam, sorgfältig, umsichtig sein, um nicht das Betriebskapital, das er täglich handhabt, zu schädigen. Offenbar sind hier Eifer und guter Wille von großem Einfluß. Die Controle über alle Details des Dienstes ist unmöglich, weil die Leute nicht in Werkstätten vereinigt arbeiten, sondern gewöhnlich isolirt, oft sehr weit auseinander sind. Die Stückarbeit ist ebenfalls selbstverständlich ebenso wenig möglich, wie Prämien eingeführt werden können, da ja, wie gesagt, nichts Materielles, Commensurables erzeugt wird. Da sind nur Belohnungen für gute Behandlung des Materiales am Platze und diese müssen, sollen sie nützen, dem ganzen Personale zuerkannt werden, damit alle ihre Sache gleich gut machen. Und hier tritt das Participationssystem in seine vollen Rechte ein, denn da der Reingewinn erst nach Abzug der Kosten für Reparaturen und Neuanschaffung von Material sich ergibt, haben die Arbeiter ein persönliches Interesse daran, diese Kosten zu vermindern. Die Orléans-Bahngesellschaft hat bestimmt, daß 15 Procent des nach Abzug von 10 Procent Dividende für die Actionäre noch verbleibenden Reingewinnes unter sämmtliche Angestellte vertheilt werden. Der Umstand, daß obige Ziffer stationär ist (15 Procent) und daß Alle daran theilnehmen, involvirt eine schwerwiegende, fehlerhafte Consequenz, welche geeignet ist, die Betreffenden zu entmuthigen, die aber in der Natur der Sache liegt und sich nicht ändern läßt. Es werden nämlich einerseits bei Erweiterung des Schienennetzes die neuen Linien natürlich unproduktiver sein als die alten, daher Geld kosten und den Reingewinn eher vermindern als vermehren; andererseits erfordern die neuen Linien auch neue Angestellte. So kommt es, daß seit 30 Jahren sowohl die zu repartirende Gesammtsumme als auch die auf jeden Einzelnen entfallende Quote (relativ und absolut) bedeutend gesunken ist.

Dritter Typus. Die Herren Briggs, Besitzer der Kohlengruben von Whitwood und Methley Junction (bei Normanton in England), waren von continuirlichen Strikes derart mitgenommen worden, daß sie, um diesen Calamitäten auszuweichen, Anno 1865 die Participation einführten. Sie theilten ihr Betriebskapital in Actien, wovon sie zwei Drittel sich behielten und ein Drittel (in kleinen Antheilscheinen) al pari ihren Arbeitern, Angestellten und Kundschaften zur Verfügung stellten. Die Leitung behielten sie sich vollständig vor. Ferner bestimmten sie, daß alle Angestellten, falls nach den nöthigen Abzügen für Amortisation u. s. w. der Reingewinn 10 Procent überschritte, die Hälfte des Plus erhalten sollen. Vor dieser Neuerung hatte man kaum die 10 Procent Erträgniß, aber nunmehr konnte schon im ersten Jahre eine Summe vertheilt werden, die $7\frac{1}{2}$ Procenten der Löhne gleich kam, im zweiten Jahre um $9\frac{1}{2}$ Procent mehr, und seither steigt die repartirte Summe immer. Auch ist nunmehr die Harmonie zwischen Chefs und Arbeitern die beste, und während die letztern früher sämmtlich Trades-Unionisten waren, sind es heute nur äußerst wenige. Dabei kommt das Kapital sehr gut weg, denn nach allen Abzügen (die Repartitions-Quote für die Angestellten mit inbegriffen) bleibt für die Actionäre stets mehr als 10 Procent (bis 14 Procent).

Bei näherer Prüfung zeigt dieser dritte Typus große Aehnlichkeit mit den zwei ersten. Bei Kohlengruben spielt die Handarbeit eine viel größere Rolle als das Kapital. Höchstens 15 Procent der Productionskosten stecken in jenem Materiale, dessen Schädigung der Arbeiter durch Wachsamkeit und guten Willen

Digitized by Google

verhindern kann. Stückarbeit, Prämien, Controle haben da selbstverständlich keinen Raum. Auch kommt die commercielle Befähigung der Leiter wenig in Betracht; die Montan-Industrien sind ihrer Natur nach rudimentär, der Erfolg bei ihnen hängt hauptsächlich von der Lage und dem Reichthum der Gruben, sowie von der Beschaffenheit der Arbeiter ab.

Wir haben gesehen, daß die bisher besprochenen Etablissements, in denen das Participationssystem von gutem Erfolg begleitet ist, gemeinsame Züge haben, welche sie von der Allgemeinheit der Industrien so ziemlich unterscheiden. Nun kommen wir auf einige Häuser zu sprechen, die bei der Adoption der neuen Einrichtung minder gut, respective schlecht gefahren sind. Da haben wir z. B. die Dupont'schen Buchdruckereien in Paris und Clichy, wo unser System seit 1848 in Uebung ist. Die höchste bisher vertheilte Summe — es war dies vor etwa 20 Jahren — betrug 7175 Francs auf 205 Arbeiter (kaum der vierte Theil sämmtlicher Angestellten — wie erst, wenn Alle dabei wären!) = 35 Francs per Associirten. „Wir gestatten," sagt Paul Leuroy-Beaulieu, „den absoluten Anhängern der Participation, solche Beispiele zu Argumenten ihrer Behauptungen zu machen, wir aber erklären diese Resultate für ironisch; sie legen das Fiasco offen dar und sprechen geradezu gegen die allgemeine Wirksamkeit des neuen Systems." Charles Robert weist auch auf eine Schriftgießerei hin — welche es ist, fällt uns nicht bei —, wo die Participation seit 1848 existirt. Das höchste Resultat war 7050 Francs für 140 Arbeiter = 50 Francs für einen. Die sehr bedeutenden Spinnereien und Webereien von Steinheil und Dieterlein in Rothan haben in neuester Zeit dieses System eingeführt; über den Erfolg wissen wir noch nichts, aber die Chefs selbst waren pessimistisch genug, zu bezweifeln, ob es ihnen gelingen werde, eine Quote von 10,000 Francs für die Arbeiter zu erzielen, und das wäre bei 700 Arbeitern 15 Francs per Kopf und Jahr — wenig genug. Uebrigens haben manche Häuser, deren Arbeiter sich des Participationssystems erfreuen, es bisher zu gar keiner „Quote" bringen können.

Man hat dem neuen Arbeits-Organisations-Modus zwei Hauptvorwürfe gemacht, die wir beleuchten wollen:

1. Er bilde leoninische Associationen, die mit den Grundsätzen der Wissenschaft und Gerechtigkeit in Widerspruch stehen, indem die Arbeiter nur Gewinn und keinen Verlust haben können. Das ist logisch zwar richtig, aber es läßt sich dagegen sagen, daß man mit der neuen Einrichtung ja nur das Wohl des Arbeiters bezweckt und es daher nicht unbillig ist, ihm gegenüber ihre Schattenseiten zu unterdrücken. Uebrigens hat man mancherlei Combinationen gemacht, um die Arbeiter auch an den Verlusten Theil nehmen zu lassen. Damit hat man aber auch zugleich die Wirksamkeit der Participation stark vermindert. Man hat z. B. in manchen Etablissements einen Reservefonds eingerichtet, in den man die Quoten gibt, statt sie zu vertheilen. Anderswo räumt man den associirten Arbeitern ein Collectiv-Conto ein, worauf man die Quoten in guten Jahren creditirt, in schlechten debitirt. Das sind wohl sinnreiche Auskunftsmittel, aber sie haben, wie gesagt, zur Folge, daß die Arbeiter weniger eifriger sein werden, angesichts des Umstandes, daß sie für einen Fonds arbeiten, der Verlustgefahren ausgesetzt ist und von dem Jedem nur ein sehr geringer Theil gehört. Und treten gar wirklich Verluste ein, so werden sich die Associirten eher entmuthigen, als zur Aufmerksamkeit und zur Sorgfalt anspornen lassen.

2. Die Einmischung des Arbeiters in die Führung der Geschäfte werde gefördert, und das ist Thatsache. Heute haben jene Industriellen, die das neue System eingeführt, Anspruch auf die Erkenntlichkeit ihrer Leute; die Participation ist bisher nämlich noch eine dem humanen Sinne entspringende Institution, eine väterliche, gleichsam patriarchalische, nicht aber veritable Association, wo jede Partei Pflichten, Rechte und Garantien hätte. Unmöglich aber kann dies so bleiben, wenn die neue Einrichtung verbreiteter wird. Der Mensch bleibt nicht gern innerhalb seiner Sphäre und Machtgrenze. Eines Tages würde es, um den Antheil der Arbeiter am Erträgniß festzustellen, nöthig werden, ihnen von den Geschäftspapieren Kenntniß zu geben, sie in den Gang der Operationen einzuweihen. Sie würden nicht lange zögern, dies und jenes zu tadeln; wenn die Dividende für sie eines Jahres geringer als gewöhnlich sein wird, werden sie gegen die Auslagen für Reparatur des Materials, gegen die Anschaffung neuer Maschinen, gegen die Abschreibungen u. s. w. protestiren. Sie werden, wie es die Actionäre mancher Gesellschaften oft thun, behaupten, daß die Leiter sich auf ihre Kosten bereichern. Kurz, sie werden stets ein offenes Thürchen finden, um sich in die Leitung der Geschäfte zu mengen.

Die Participation wirkt viel mehr dissentirend als nivellirend. Das Verhältniß der Quote kann nicht in allen Etablissements gleich sein. Heute, wo das System nur ausnahmsweise besteht, nehmen die Arbeiter diese Differenzen stillschweigend hin; wird dasselbe aber allgemeiner, so werden sie fragen, warum die Quote so ungleich sei, ohne die nöthigen ökonomischen Kenntnisse zu besitzen, um die natürlichen Ursachen dieser fatalen Nothwendigkeit zu begreifen, auch nicht die nöthige Klugheit, sich ihr zu unterwerfen. Und gesetzt auch, es gelänge, einen gemeinsamen Modus zur Bestimmung der Quote für alle Etablissements einer Industrie zu finden, so wären damit noch lange nicht alle Ursachen der Unzufriedenheit beseitigt. Niemals werden alle Etablissements gleichmäßig prosperiren, und wie eifrig auch die Arbeiter sein mögen, es wird dennoch nie eine Gleichheit im Reingewinn zu erzielen sein. Die in blühenden Häusern Angestellten werden daher mehr einnehmen, als die in schlechter gehenden, wenn auch die letzteren sich ebenso anstrengen. Diese werden daher ihre Directoren einer schlechten Leitung anklagen, Controlerechte, Ueberwachung, Vormundschaft, ja die Leitung beanspruchen; und das suffrage universel in die Industrie einführen, dünkt uns keine wünschenswerthe Neuerung.

Resumé: Participation dort, wo sie hinpaßt; Prämiensystem dort, wo es hinpaßt — das dient zur Entwickelung der Industrie und zur Erhöhung des Einkommens der Arbeiter. Die sociale Frage aber ist mit keinem von beiden zu lösen; sie ist überhaupt unlösbar, wie Klun ganz richtig behauptet.

Die Führer der constitutionellen Linken in Italien.

Alterthumswissenschaft und Geschichte lehren übereinstimmend, daß gar manche, Völkern und Parteien verbliebene Namen von ihren Nachbarn und Feinden herrührten. Die in der Presse und im Sprachgebrauch allseitig angenommene Bezeichnung der Pentarchie und der Pentarchen verdanken die Führer der Opposition der constitutionellen Linken einem Blatte des Centrums, welches die Partei verspottet, weil sie statt eines entscheidenden Führers deren fünfe aufweise. Oppositionsparteien können sich indessen den schwerfälligen Luxus einer vielköpfigen Opposition weit eher gestatten als die Regierungsmehrheit, die aus den allerpraktischsten Gründen einer einheitlichen Leitung bedarf. Die Partei der Pentarchen hat in der jetzigen Kammer keine Aussicht, Regierungsmehrheit zu werden, wenn diejenigen Elemente der Linken, die sich Depretis anvertrauen, nicht ihre neuen Bundesgenossen im Stich lassen. Die Eventualitäten, unter welchen dies geschehen könne, brauchen wir hier um so weniger zu besprechen, als auch im entgegengesetzten Falle die Existenz der Fraction der Pentarchen als vollkommen berechtigt erscheint. Wenn nämlich die jetzige Regierungsmehrheit das Verschwinden des alten Depretis überleben soll (und das ist schon um der politischen Ehrenhaftigkeit so vieler Abgeordneten willen zu wünschen), so kann die Aufgabe der parlamentarischen Opposition nur der constitutionellen Linken zufallen; denn die kaum 40 Mann starke, aus sehr verschiedenen Elementen bestehende Gruppe der äußersten Linken kann diese Aufgabe in einer 508 Mitglieder zählenden Kammer sicherlich nicht erfüllen.

*

Digitized by Google

Wenn sich die Dissidenten von der Linken, 70—80 Mann hoch, einmal sollen es 116 gewesen sein, in einem Berathungszimmer der Kammer versammeln, erscheint regelmäßig an dem Präsidialtisch unter den Fünf — es fehlt aber gewöhnlich der Eine oder der Andere — Alfredo Baccarini. Sbarbaro macht in seinem phantastischen Buche: Regina o Republica? viel Wesens aus ihm; als guter Freund des langjährigen Kammerpräsidenten Farini und dessen Mitabgeordneter aus der von republikanischen und socialistischen Sekten durchwühlten Romagna erweckt er allerdings ein besonderes Interesse, das in keinem Verhältniß zu der sehr geringen Anzahl seiner Anhänger steht. Da er als Minister für die öffentlichen Arbeiten in Bezug auf die zeitliche Inangriffnahme der von der Kammer bewilligten neuen Eisenbahnlinien freie Hand hatte, so besaß er zu gewissen Zeiten ein großes Mittel des Einflusses. Eine von ihm vorgeschlagene Tagesordnung brachte 1879 ein Ministerium Depretis zu Fall. Der alte Führer der gemäßigten Linken liebt ihn nicht und ließ ihn häufig in officiösen Organen angreifen, ehe derselbe mit Zanardello aus dem Cabinet austrat. Er sei im Rathe der Krone unruhig und um sich greifend, mit andern Worten zu unbequem, hieß es da. Im Mai des letzten Jahres erklärte er in der Kammer gegen die ausgesprochene Meinung des Ministerpräsidenten, daß er lieber die Stimmen der äußersten Linken, der Republikaner, kurz aller derjenigen wolle, die in den Unabhängigkeitskriegen an der Seite der Monarchisten für die Nationaleinheit gefochten haben, als die Unterstützung der Rechten, welche die Neigung habe, sich mit den Klerikalen zu verbünden. Wenn er nicht die Absicht hatte, endgültig mit Depretis zu brechen, so war er im Unrecht, gleichsam zu sagen, daß er im schlimmsten Falle die rothe der schwarzen Internationale vorziehe. Baccarinis Verehrer nennen ihn einen Specialisten in dem von ihm seit Cairolis Amtsantritt fast immer verwalteten Ministerium, besonders als Hydrauliker; seine Gegner erkennen ihm wenigstens eine gewisse Competenz zu, und dies ist schon etwas. Er gehört entschieden zum Generalstab der Partei, aber als Führer derselben kann ihn Niemand im Ernst anführen, namentlich wenn man weiß, daß er in einem eventuellen Conflicte mit der Parteileitung nicht die Autorität hätte, einen Bruch in der Partei selbst herbeizuführen.

Vier Abgeordnete, einerseits ein oberitalienisches Freundespaar Cairoli und Zanardelli, andrerseits die lange bis auf den Tod verfeindet gewesenen Süditaliener Nicotera und Crispi führen die sturmbereite Fraction der Linken.

Benedetto Cairoli, ein Liebling Garibaldis, stammt aus einer Familie, die vier Söhne dem Vaterland geopfert; er selbst hat ein paar Dutzend Wunden auf dem Schlachtfeld davon getragen, zu denen eine weitere gekommen ist, als er das Attentat Passanantes auf seinen Souverain abwehrte. Vor 1876 prunkten radicale Blätter mit ihm als dem Präsidenten der italienischen Zukunfts-Republik. Der Partei der äußersten Linken wäre der ungestörte Fortbesitz dieser loyalen Soldatenseele zu gönnen gewesen; für das Land war es ein Unglück, daß gerade er, um den Verfall der Linken zu hintertreiben, auf den Schild gehoben wurde und 1878 ein Ministerium bildete. Denn von nun gab es zwei Cabinetchefs in der Linken, von denen der jüngere ohne den Beistand des älteren (Depretis) nicht auf die Dauer regierungsfähig war. Schlimmer war es noch, daß er gerade das Ministerium des Aeußern übernahm, für das der offenherzige, nichts Böses ahnende Mann am allerwenigsten geeignet war. Seine Beziehungen zu Avezzana, einem Führer der übrigens gar nicht zahlreichen Irredenta, mochte er so wenig aufgeben, als seinen Verkehr mit republikanischen Freunden*), was bei Anderen, Gewandteren, der italienischen Sitte gemäß, gar keinen Anstoß erregt haben würde. Die tunesische Angelegenheit kam ihm, wie er unvorsichtiger Weise in der Kammer erklärte, ganz unerwartet, obschon es ihm an einzelnen Andeutungen seitens der diplomatischen Vertreter Italiens im Ausland keineswegs gefehlt hat.

Man sagt, daß Donna Elena, Cairolis liebenswürdige Gemahlin, nicht immer der Versuchung widerstanden habe, sich vor dem Erscheinen des Ministers durch Eröffnung von Depeschen zu unterrichten, daß sie mehr, als billig ist, Werth auf die Auszeichnungen lege, welche der Frau des Conseilspräsidenten am Hofe und im Verkehr mit der Diplomatie vorbehalten sind, daß mit einem Worte die Rivalität zwischen Donna Elena und Donna Amalia (Depretis) — man nennt beide Damen nur mit ihrem Vornamen, so gut wie man seiner Zeit in Turin und Florenz die in politischen Kreisen mitzählenden Donna Laura (Minghetti) und Donna Emilia (Peruzzi) ohne den Familiennamen zu bezeichnen pflegte — nicht dazu beigetragen habe, die sich kreuzenden politischen Interessen von Depretis und Cairoli auszugleichen. Als Beide in bester Harmonie zu stehen schienen, kam es auf, den ersteren das Haupt, den letzteren das Herz der Linken zu nennen, was wir schon in dem Uhlandschen Drama: Ludwig der Bayer, im dritten Act erste Scene finden. Cairoli scheint niemals gefühlt zu haben, daß mit dieser Charakteristik seine secundäre Stellung entschieden war. Seine Eitelkeit ist viel zu harmlos, als daß er bei geschickter Behandlung von Seiten der ihn umgebenden Freunde und Nebenbuhler sich nicht mit der nominellen Führerschaft begnügen sollte. Im Verhältniß zu seiner geringen Geschäftskenntniß hat Dr. juris Cairoli recht ansehnliche Rednergaben. Wenn er nicht im Amte ist, kann man nur an dem Phrasenhaften seiner wohltönenden Perioden Kritik üben, seine persönliche Autorität ist noch immer der Art, daß ein Ministerium, welchem Cairoli dauernd seine Achtung entzöge, in manchen Fällen sich in sehr schlimmer Lage befinden würde.

Giuseppe Zanardelli, im Jahre 1829, drei Jahre nach seinem Freund Cairoli geboren, hat zwar nicht Gelegenheit gehabt, sich in fünf von den neun*) bestehenden Dikasterien Verwaltungskenntnisse zu erwerben, wie Depretis, ist aber bereits Minister der öffentlichen Arbeiten, des Innern und der Justiz gewesen. Für einen Mann, der nach der Ansicht von Freund und Feind dazu berufen ist, eine hervorragende Rolle zu spielen, fehlt ihm zu sehr jene bei den Politikern in parlamentarisch regierten Staaten oft sogar unangenehm hervortretende Neigung, an der geschäftlichen Behandlung aller wichtigen Fragen Theil zu nehmen; das Theoretische wiegt in ihm vor, er ist eine Art Doctrinär, obschon kein engherziger; wir erinnern uns mit Vergnügen einer in einer Trauerversammlung zu Ehren Dinas gehaltenen Rede, welcher lange Jahre bis zu seinem Tode Chefredacteur der „Opinione", eines Hauptblattes der Rechten gewesen war. Zanardelli ist eine zu vornehme Natur, als daß er sich in dem Gesellschafts- und Gedankenkreise irgend einer politischen Secte festhalten ließe. Principientreu, wie er dies 1878 bewiesen hat, als er lieber von dem Ministerium zurücktreten, als seine Ansichten über die Vereinsfreiheit auch nur zum Scheine modificiren wollte, hat er eine genügende Assimilationsfähigkeit, die ein Parteiführer in Italien allerdings in sehr hohem Grade besitzen muß, wenn er bei der jetzigen Zerbröckelung der Parteien ohne Corruption regieren will. Die Unentschlossenheit seines Charakters ist indessen schon mehrmals hervorgetreten. Als er 1877 die unter hervorragender Antheilnahme von Depretis vorbereiteten Eisenbahnconventionen unterzeichnen sollte, besann er sich, wie aus den ihm nahestehenden Zeitungen zu ersehen war, Monate lang, bis er plötzlich auf und davon ging. Nachdem er zwei Jahre zum zweiten Mal unter Depretis gedient und sich wesentliche Verdienste um das Zustandekommen des neuen Wahlgesetzes erworben hatte, verzichtete er darauf mit Depretis am Ruder zu bleiben, ohne daß ihm vor den Augen der einfachen Beobachter der Nachweis gelungen wäre, daß Depretis wirklich eine andere Politik eingeschlagen habe, als die 6 Monate vorher im Minister-

*) Andere Freunde Cairolis beschweren sich im Gegentheil, daß derselbe als Minister vor der Fortsetzung seiner Beziehungen zu den Republikanern sich gefürchtet, daß er namentlich eine ihm von irredentistischer Seite vorgelegte, zur Verwendung auf dem Berliner Congreß bestimmte Denkschrift zwar durchgelesen aber schleunigst zurückgegeben habe.

*) Finanz- und Schatzministerium sind immer noch wesentlich eins.

Digitized by Google

rathe aufgestellte und hierauf in den allgemeinen Wahlen vom Lande gebilligte. Ein von Zanardelli unmittelbar oder mittelbar unterstütztes Ministerium kann nie angeklagt werden, die Ueberlieferungen der Linken verleugnen zu wollen. Deshalb hat die Depretis geneigte Presse stets den Abgeordneten von Brescia nach Kräften geschont, ihm sogar förmlich den Hof gemacht, wenn man statt der mehr persönlichen Angriffe Nicoteras die objectivere Kampfweise oder gar die Neutralität Zanardellis herbeiwünschte. Von denjenigen, die es überhaupt wagen, Depretis daran zu erinnern, daß auch Ministerpräsidenten sterblich sind, haben die meisten die Ansicht, daß unter allen maßgebenden Persönlichkeiten der Linken Zanardelli seiner persönlichen Ehrenhaftigkeit und Tüchtigkeit wegen der geeignetste Nachfolger des jetzigen Ministerpräsidenten sein könne.

Giovannni Nicotera (geboren 1831) gehörte zu den bekanntesten und unruhigsten Abgeordneten der Opposition, als die Regierungsmehrheit der Rechten zerfiel. Er erwarb sich das Hauptverdienst, den der Leitung Correntis folgenden Theil des Centrums und die Freihändler aus Toscana zum Widerstand gegen ihre bisherigen Parteigenossen zu bewegen und wurde mit dem wichtigen Portefeuille des Innern belohnt. Die allgemeinen Wahlen des Jahres 1876 leitete er mit einer solchen Rücksichtslosigkeit, daß die ersten Männer der gefallenen Regierung gar nicht oder erst beim zweiten Wahlgang in die Kammer gelangten. Wahrscheinlich wäre er ohne diese und ähnliche Schroffheiten nicht in die Lage gekommen, einen Verleumdungsproceß gegen eine Zeitung anzustrengen, die ihn des Verrathes an seinen Gefährten der Pisacane'schen Unternehmung (1857) anklagte, während die noch Ueberlebenden und angeblich durch das Verhalten Nicoteras vor den bourbonischen Behörden Geschädigten energisch auf seiner Seite standen. Als Minister stellte er die sehr im Argen liegende öffentliche Sicherheit in Sicilien her, indem er sich sogar erlaubte, einen Preis auf den Kopf eines Briganten zu setzen. Auf dem Festland und in der Kammer war man um so mehr gegen diesen wirksamen Usus aus alter Zeit, als die Linke sich mehrfach geweigert hatte, von der Regierung vorgeschlagene Ausnahmsmaßregeln für die vom Brigantaggio heimgesuchten Provinzen zu bewilligen; die Inselbewohner mögen wohl etwas anders darüber gedacht haben. Auch sonst war er nicht der Mann, vor dem geschriebenen Gesetze zurückzuweichen, wenn es sich darum handelte, Anforderungen der öffentlichen Ordnung zu genügen. Seine revolutionäre Herkunft war ihm durchaus kein Hinderniß, sich als Regierungsmann zu zeigen; hingegen beeinträchtigt die Unfähigkeit, sich persönlich Zwang anzuthun — wir erinnern nur an die widerliche Affaire, die unter dem Namen Nicotera-Lovito geht — sein Ansehen außerordentlich. Während Nicotera einerseits das Wort des Königs Victor Emanuel für eine Erweiterung des bestehenden Wahlgesetzes verpfändete, trat er andrerseits dafür ein, daß die socialen Gesetze vor den politischen den Vorrang haben sollten. Als er Ende 1877 einige Anzeichen bemerkte, daß die Kammer nicht mehr auf seiner Seite stehe und ihm das Unglück widerfuhr, daß eine für einen Privaten bestimmte Depesche unberechtigter Weise und entstellt in seinem Leiborgane, dem „Versagliere" erschien, zog er sich, da ein Vertrauensvotum zu Gunsten des Ministeriums nur mit 18 Stimmen Mehrheit durchging, von der Regierung zurück, was er nachher bitter bereut zu haben scheint. Jedenfalls hat er sich die allergrößte Mühe gegeben, wieder Minister zu werden, indem er bald mit den Männern der Rechten stimmte, bald gemeinsam mit den anderen Führern der antiministeriellen Linken gegen das Ministerium Cairoli-Depretis und später gegen Depretis vorging. Bei der großen Heerschau der Dissidenten, die im November vorigen Jahres, am Tage vor der Eröffnung des Parlaments auf dem Boden Neapels, dem Hauptquartiere Nicoteras stattfand, hat er so wenig als Crispi das Wort ergriffen.

Nicoteras Thätigkeit hat etwas Fieberhaftes, er war immer, auch als die Finanzverhältnisse Italiens weniger geordnet waren als heutigen Tages, für die Erhöhung der Militärausgaben. Daß er, wenn er wieder in den Besitz der Regierungsgewalt käme, liberaler regieren würde als der von ihm beständig als Verräther an dem Parteiprogramm der Linken hingestellte Depretis, glaubt kein unbefangener Mensch. Wir sind überzeugt, daß er auch heute noch eine sichere Gelegenheit, mit Hülfe der Rechten ans Ruder zu kommen, mit Freuden ergreifen würde. Allerdings ist ihm für die nächste Zeit ein Aufgeben der Freundschaft mit den Führern der antiministeriellen Linken dadurch erschwert, daß er nicht mehr wie in der Zeit seines Glanzes auf hundert persönliche Anhänger in der Kammer zählen kann, sondern nur auf etwa zwanzig, die hingegen mit ihm durch Dick und Dünn zu gehen bereit sind.

Das Publicum, das nicht blos aus unseren Freunden besteht, erzählt von ungeheuren Schulden, die Nicotera niemals habe bezahlen können; das Publicum pflegt in solchen Fällen zu übertreiben. Im schlimmsten Falle könnte seine finanzielle Lage als ein Beweis dafür angesehen werden, daß er seine officielle Stellung nicht direct zur Befriedigung seiner Interessen mißbraucht habe. Daß er in der Opposition Geld von Depretis verlangt habe, ist ebenfalls wenig glaublich, Depretis hätte wohl Mittel und Wege gefunden, ihn durch indirecte Bekanntmachung eines solchen Schrittes für alle Zeiten unschädlich zu machen. Nicht unwahrscheinlich ist hingegen, daß ihm der letztere in gewissen Augenblicken Hoffnung gemacht habe, ihn wieder in Gnade aufzunehmen und nach den entscheidenden Abstimmungen der Grund weggefallen sei, auf die Meinung des Abgeordneten von Salerno besonders zu achten. Baron Nicotera ist seit seinen Ministerjahren ein fleißiger Besucher der Hofgesellschaften.

Francesco Crispi (geboren 1819) ist wohl der eigenthümlichste Charakterkopf unter den Führern der constitutionellen Linken. Wir sprechen nicht von seiner Vergangenheit als Verschwörer, von seiner Freundschaft für Mazzini, von seiner Antheilnahme an der Expedition der Tausend von Marsala, von dem, was er für die Vereinigung seiner Heimatinsel mit dem Nationalstaat gethan hat. 1865 schrieb er in einer Broschüre das bedeutsame, seitdem so oft wiederholte Wort nieder: „Die Republik trennt uns, die Monarchie vereinigt uns." 1876 wurde er nach den allgemeinen Wahlen Kammerpräsident und nach dem Falle Nicoteras (1877) Minister des Innern. Das schöne Manifest, mit dem König Humbert nach dem Ableben seines Vaters sich an das italienische Volk wandte, ist von Crispi verfaßt. Nach dem Tode Pius IX. bewahrte er mit sicherer Hand die öffentliche Ordnung, verhinderte in Rom, im Widerspruch mit seiner Theorie über die Vereins- und Versammlungsfreiheit, ein Meeting, welches die Abschaffung des Garantiengesetzes beantragen sollte, hielt während des Conclaves die Kammer vertagt und rühmte sich später in derselben, daß er in den 70 Tagen seiner Verwaltung keinen Einzigen aus Gründen der Präventivpolizei habe einstecken lassen. Es ist behauptet worden, er habe es abgelehnt sich für die öffentliche Ordnung zu verbürgen, als Leo XIII. unmittelbar nach seiner Erhebung auf den päpstlichen Thron sich erboten habe, dem auf dem Petersplatz versammelten Volke den üblichen Segen vom Balcone aus zu ertheilen, wir halten diese Weigerung nicht für wahrscheinlich. Anzunehmen ist, daß er auch in der Zukunft, seinen wiederholten Erklärungen getreu, den Klerikalen keine Begünstigung gestatten, sondern einfach die bestehenden Gesetze anwenden würde.

Crispis Schlagwort ist eine ernsthafte Regierung (governo serio), was in seinem Munde ungefähr so viel bedeutet, daß ein der Mehrheit in der Kammer sicheres Cabinet sich eigentlich Alles gestatten darf, was nicht direct verboten ist. So z. B. löste er durch ein königliches Decret das Ministerium für Landwirthschaft, Handel und Industrie auf, vertheilte dessen Dienstzweige unter verschiedene Dikasterien und schuf ein Schatzministerium, das seitdem in den Verwaltungsorganismus förmlich eingereiht worden ist. Hingegen hat Cairoli das sogenannte wissenschaftliche Ministerium, das freilich bisher wenig praktische Wirksamkeit gezeigt hat, selbstverständlich sogleich wieder hergestellt, als er Minister wurde.

Crispi und die ihm gehörige, sehr wenig gelesene „Riforma" sind strenge gegen die auf Kosten Italiens vorgehende Expansions-

Digitized by Google

politik Frankreichs, sie fürchten, daß das Mittelländische Meer von einem Augenblick zum andern zum dauernden Nachtheile Italiens geschlossen werden könne. Angeblich würde Crispis Berufung ins Ministerium die Stellung Italiens zu Frankreich gefährden. Der kleine nicht lobenswerthe Umstand, daß er s. Z. dem deutschen Kaiser von der Grenze aus wie einem Gleichgestellten ein Danktelegramm schickte, wird von seinen Gegnern mit immer neuem Vergnügen erzählt. Auch auf den Grund seines Austritts aus dem Ministerium kommen Einzelne immer wieder zurück, so daß wir denselben kurz erwähnen müssen. Von Depretis nicht vertheidigt, fiel er, vor der öffentlichen Meinung der Bigamie angeklagt, die er vor dem Gerichte als nichtbestehend nachweisen konnte. Freilich hatte eine Dame, die wie man sagt, in der Verbannung persönliche Opfer für ihn gebracht hatte und später vollberechtigt die Pension der Tausend von Marsala erhielt, Jahre lang in der Gesellschaft und selbst am Hofe für seine Gemahlin gegolten. In der Kammer, wo man so oft eine Wiedervereinigung Crispis mit Depretis in Aussicht genommen hat, ist dieser leidige Vorfall längst vergessen.

Der wahre Grund, warum man Crispi nicht will, ist dessen fester Entschluß, bei Gelegenheit eine Gesetzgebung und Verwaltung nach den Grundsätzen der Linken herzustellen, während Depretis genau genommen die Anschauungen des linken Centrums vertritt und Cairoli sogar mit mehreren Männern der Rechten regiert hat. Nun hat man sich an verschiedene Punkte des Crispi'schen Programms, so zu sagen, gewöhnt. Vielleicht wird schon ein gemäßigt-liberales Ministerium ein Gesetz vorschlagen oder wenigstens nicht verhindern, daß den Abgeordneten Tagegelder ausgezahlt werden. Die Betheiligung von Wahlelementen an der Zusammensetzung des Senats ist in der Zwischenzeit in der hohen Körperschaft selbst angeregt worden. Verfassungsänderungen, z. B. die den Artikel I betreffende, welcher die katholische Religion zur Staatsreligion erklärt, mögen als nicht sehr dringlich, aber darum noch nicht für gefährlich erklärt werden. Man ist indessen gegen eine Crispi'sche Regierung, nicht blos weil man politische Experimente fürchtet, welche die äußerste Linke in der Kammer verstärken würden, sondern weil man meint, Crispi werde früh oder spät dazu gedrängt werden, sich auf letztere zu stützen. Nämlich ein Ministerium der historischen Linken würde kaum den von Depretis siegreich ausgenutzten Vortheil haben, daß die Gegner von rechts lau oder gar keine Opposition machen, weil sie fürchten, das Ministerium zu veranlassen, Unterstützung weiter links zu suchen. Gerade weil Crispi wenig persönliche Anhänger in der Kammer hat, — vielleicht deren 10 — müßte er sich bemühen, seine Mehrheit durch die successive Verwirklichung eines Programms zusammenzuhalten, und man ist trotz der an Crispi wahrgenommenen Energie nicht darüber ruhig, daß er nicht bis über einen gewissen Punkt hinaus gehen würde. Zahlreiche und bis auf Weiteres sehr einflußreiche Bevölkerungsschichten lehnen sich gegen Crispi auf, weil man links von ihm Bertani und Cavallotti erblickt, die aus ihrer Sympathie für die Republik kein Geheimniß machen.

Agrippa.

Die Deportation nach Sibirien.

Von Selmar Wallow.

Bei der überaus wichtigen Rolle, welche im russischen Staatsleben der Deportation nach Sibirien zufällt, ist es gewiß zu bedauern, daß bisher so wenig wissenschaftliches, vor Allem aber historisch-statistisches Material über diesen Gegenstand in die Oeffentlichkeit gedrungen ist. Wenn man bedenkt, daß bei der ursprünglichen Einführung dieser Maßregel, außer der wichtigen Frage, für die schweren Verbrecher ein geeignetes Exil zu finden — denn sollte die Verschickung nach Sibirien nur diesem Zwecke dienen, so hätte man damals sowohl, als noch heut zu Tage, im europäischen Rußland hinreichend entlegenes und unbewohntes Land finden können — noch andere staatsmännische Ziele, namentlich aber die Colonisirung Sibiriens ausschlaggebend waren, so wird man erst recht die Lücke gewahr werden, welche hier der Mangel einer eingehenden historischen Untersuchung bilden muß. War doch die Deportation nach Sibirien seit ihren ersten Anfängen ein sehr kostspieliges Unternehmen für die russische Regierung, ein Unternehmen, das keineswegs seit vier Jahrhunderten prakticirt worden wäre, wenn es sich blos darum handelte, die Verbrecher ihrem Heimatsort zu entführen. Die Frage, welche für viele europäische Staaten in unserem modernen Zeitalter so überaus wichtig geworden ist — die Frage nämlich, wohin schaffen wir die schwer verbesserlichen Verbrecher — sie würde den russischen Staat auch nicht einen Augenblick beunruhigen, selbst wenn heute Sibirien als Deportationsland aufhören sollte zu existiren. Ein flüchtiger Blick auf den nördlichen Theil des europäischen Rußlands, wo z. B. das Gouvernement Archangelsk mit einem Areal von 742,000 □ Kilometer und einer Bevölkerung von nicht ganz 300,000 Seelen figurirt, würde hierüber genügenden Aufschluß geben. Da sich daher in dieser Deportation noch andere wichtige Motive concentriren, so müßte eine genaue Darstellung des geschichtlichen Verlaufs desselben von großem Interesse und eminenter Bedeutung sein.

Sehen wir nun, wie es mit dieser Geschichtschreibung bisher bestellt war. Der erste Beginn der Deportation nach Sibirien datirt seit Anfang des 16. Jahrhundert, indessen hat man genauere Angaben über dieselbe erst vom Jahre 1823 an. Mithin fehlt über die ersten drei Jahrhunderte der Deportation jede authentische Angabe, sei es statistischer oder sonst welcher Natur! Den ersten Versuch einer wissenschaftlichen Bearbeitung des vorhandenen statistischen Materials machte der Secretär des Deportationsamts zu Tobolsk, Herr Anutschin, und zwar umfaßt seine Arbeit den Zeitabschnitt von 1823—1846. Wiewohl ein solcher Zeitraum nur einen verschwindend kleinen Bruchtheil der fast vier Jahrhunderte ausmacht, während welcher die Deportation existirt, so wurde doch die Arbeit Anutschins bei den gebildeten Kreisen mit großen Sympathien aufgenommen.

In der jüngsten Zeit hat nun die Kaiserlich Russische Geographische Gesellschaft zu St. Petersburg diese Angelegenheit in die Hand genommen, und zwar ist es die „statistische Abtheilung" der Gesellschaft, welche bereits sehr schätzbares Material auf diesem Gebiet gesammelt und geordnet hat. Dank den Forschungsarbeiten dieser Gesellschaft, deren Ehrenpräsident der Großfürst Konstantin Nikolajewitsch ist, reichen die Kenntnisse bereits bis zum Jahre 1807, also um fast zwei Decennien früher als die obenerwähnten Anutschin'schen Untersuchungen, und ist dieser kleine Gewinn, im Verhältniß zu den Jahrhunderten des Bestehens der Deportation, noch so gering, so bedeutet er doch immerhin einen erfreulichen Fortschritt.

In der letzten Sitzung der erwähnten statistischen Section der oben bezeichneten Gesellschaft hat N. M. Jadrinzew ein Gesammtbild der bisher erbrachten Daten entworfen, welches nur allzu sehr klarlegte, von welchem allgemeinen Interesse eine genaue Geschichtschreibung der russischen Deportation sein müßte, wenn eine solche zu Stande käme.

Wie in allen Erscheinungen des öffentlichen Lebens unseres Jahrhunderts, zeigt sich auch in diesem Punkte eine fortwährende Zunahme, welche aber ihren Höhenpunkt, wie es scheint, bereits im Jahre 1876 erreicht hat. In den Jahren 1807 bis 1813 hatte man 2000 Verbannte pro Jahr; in den Jahren 1814 bis 1817 waren es schon jährlich 3000 bis 8000; in den Jahren 1853 bis 1863 steigt die Durchschnittsziffer bis auf 10,000. Das Jahr 1882 hatte 16,000 Verbannte aufzuweisen. Das Jahr 1876 brachte 19,000 Verbannte, — wie schon oben erwähnt, die höchste Jahresziffer.

Was die Kategorien der Verbannten anbetrifft, so haben die „auf administrativem Wege Verschickten" den größten Procentsatz aufzuweisen, so z. B. bilden dieselben während des Jahrzehnts 1866—1876 mehr denn 51% aller nach Sibirien Verbannten. Es muß übrigens hier hinzugefügt werden, daß der Ausdruck „administrative Verschickung" sich keineswegs mit

Digitized by Google

dem Begriff „politisches Vergehen" deckt, vielmehr gehören zu den administrativ Verschickten z. B. auch diejenigen Personen, welche durch Gemeindebeschluß als liederliche, arbeitsscheue oder der Trunksucht ergebene Menschen bezeichnet werden. Durch diese Einrichtung sind die Dorf- und Stadtgemeinden in die Lage gesetzt, die ihnen in bezeichneter Weise lästigen Mitglieder auszustoßen und sie der Regierung aufzuhalsen, die sie für schweres Geld nach Sibirien als „administrativ Verschickte" transportirt. Es beweist diese Einrichtung wiederum, daß die Deportation nach Sibirien ursprünglich nicht allein für die „schweren Verbrecher" eingeführt wurde, sondern daß man auch die Colonisirung Sibiriens dabei wesentlich im Auge hatte, daß man aber von vorne herein nur an die Uebersiedelung — in welchem Sinne die „Verschickung" hier gedeutet werden darf — solcher Individuen dachte, an denen ihrem Heimatsort „nichts mehr gelegen ist", — dies war entschieden ein großer Fehler. Indessen darf man andererseits nicht außer Acht lassen, daß die Bevölkerung des europäischen Rußlands eine viel zu dünne ist, als daran gedacht werden dürfte, anständige und „taugbare" Elemente zur Auswanderung nach Sibirien zu veranlassen oder gar zu zwingen.

Was das Geschlecht anbetrifft, so ist das männliche im bedeutenden Uebergewicht. So z. B. befanden sich unter den 503,000 Verschickten, welche in dem Zeitraum von 1823—1879 den Weg nach Sibirien angetreten haben, nur 56,900 Frauen.

Indessen mangelt es keineswegs an Personen, welche freiwillig, d. h. aus eigenem Wunsche, sich den Verschickten anschließen, und man wird gewiß nicht ohne Staunen erfahren, daß die Zahl dieser „freiwillig folgenden" in letzter Zeit fast ein Drittheil der Gesammtzahl der Verbannten ausmacht. Unter diesen „Freiwilligen", wie wir sie kurz nennen wollen, überwiegt nun der Procentsatz der Frauen denjenigen der Männer. Im Jahre 1876 zählte man z. B. unter den Freiwilligen: 13 Männer und 2000 Frauen. Zumeist sind es aber die Kinder, welche ihren Eltern nach Sibirien folgen.

Der Transport der Gefangenen nach ihrem Bestimmungsort in Sibirien war bis zur neueren Zeit ein äußerst mangelhafter, in Folge dessen die Idee entstanden ist, diesen Transport zu Wasser zu vollführen, und zwar von Odessa aus durch den Suezcanal nach Wladiwostok, an der Ostküste Sibiriens. Der bisher eingeschlagene und zum größten Theil noch jetzt benutzte Landweg führt über Moskau, Orenburg nach Sibirien, wo zwei Central-Gefängnisse errichtet sind, das eine in Tjumen, das andere in Tomsk. Vorerst werden die Verschickten von Europa aus nach diesem Central-Gefängnisse dirigirt, und von da aus geht dann die Vertheilung der Ankömmlinge nach den verschiedenen Gegenden Sibiriens vor sich. Ein jedes dieser Central-Gefängnisse beherbergt während des Sommers in seinen Mauern 17 000 bis 18 000 Gefangene, von denen jeder 11 bis 19 Tage daselbst zu verbleiben hat, bis seine Weiterbeförderung erfolgt. In diesen Centralstellen ist es denn auch, wo die Krankheitsfälle unter den Verschickten eine ganz enorme Ziffer erreichen. So z. B. erkrankten in dem Central-Gefängniß zu Tomsk während der Jahre 1869—1875 gegen 9000 Personen. Ueberhaupt kann man annehmen, daß während des Transports die Hälfte sämmtlicher Verbannten den Erkrankungen und dem Tode verfällt. Besonders groß ist die Sterblichkeit unter den Kindern, welche von den Erwachsenen angesteckt werden und so zu Grunde gehen. Sehr übel ist es auch mit den sanitären Verhältnissen auf den flachen Fahrzeugen bestellt, mittelst welcher die Gefangenen auf den sibirischen Flüssen befördert werden.

Es ist schon vorhin betont worden, daß dieser Transport der Gefangenen nach Sibirien dem Staate keineswegs billig zu stehen kommt. Nach einer neueren Aufstellung kostet dieser Transport dem Staate jährlich 690 000 Rubel (ungefähr 1½ Millionen Mark). Durch die jetzt einzuführende Beförderung zu Wasser hofft man aber diese Kosten erheblich zu vermindern. Man kann zugleich von den Verschickten sagen, daß sie in das Land Sibirien auch Geld mitbringen, denn die sämmtlichen Geldmittel, welche die Arrestanten mit sich führen, erreichen den Betrag von 93,000 Rubeln, d. h. 2—6 Rubel per Kopf der Verbannten. Dies ist aber nur derjenige Betrag des Geldes, welchen die Verschickten den fungirenden Behörden zur Aufbewahrung geben, es ist daher wohl anzunehmen, daß thatsächlich die Verschickten noch mehr Geld bei sich führen.

Die Vertheilung der Verschickten in Sibirien selbst geschieht leider in einer Weise, die in keinem Verhältniß steht sowohl zu dem Flächenraum, als auch der Dichtigkeit der Bevölkerung. Dem Gros der Verschickten werden gerade die dichtbevölkerten Gegenden und das westliche Sibirien zur Niederlassung angewiesen, anstatt daß man sie nach den minder bevölkerten Ortschaften und nach dem östlichen Sibirien schickte.

Die Disciplin unter den Verschickten, sowie überhaupt deren Betragen läßt sehr viel zu wünschen übrig. Fast ein Drittheil aller Verbannten ist flüchtig oder sonst „verschwunden". Die Zahl der Verbrechen ist unter ihnen sehr groß und zwar kommt je ein Verbrechen auf 28 Mann, und von 40—50 Verschickten wird jährlich je einer mit Gefängniß bestraft. Die Bedeutung der Deportation als Besserungsmittel wird allerdings durch diese Angaben wenig bestätigt, indessen würde man sicherlich durch gründliche Reformen auf diesem Gebiete beträchtlich günstigere Resultate erzielen können. Daß die einschlägigen Forschungen der Eingangs erwähnten Kaiserlich Russischen Geographischen Gesellschaft, denen wir die hier reproducirten Daten verdanken, in hohem Maße geeignet sind, zu der glücklichen Lösung dieser Aufgabe wesentlich beizutragen, bedarf wohl nicht erst der besonderen Betonung.

Literatur und Kunst.

Ein Bekämpfer des Empirismus.

Von Johannes Volkelt.

Zur philosophischen Begabung gehört als eines der werthvollsten Stücke die Fähigkeit des Vereinfachens. Wie oft nicht waren schon fruchtbare und erleuchtende Gedanken mannichfachen Mißdeutungen und Verdunkelungen ausgesetzt und in ihrer Wirksamkeit gehemmt, weil es ihnen an einfacher Entschiedenheit fehlte, weil sie allzu sehr mit Einschränkungen und Modificationen belastet, allzu sehr in allerhand Beiwerk und Schnörkel hineingearbeitet waren! Würde es wohl z. B. eine so große Menge mehr oder weniger abweichender Auffassungen der Kantischen Philosophie geben, wenn der Meister es verstanden hätte, seine Grund- und Kerngedanken rein und blank herauszustellen, die verschiedenen Bestandstücke seiner Beweisgänge (Voraussetzungen, Hauptfragen, Principien u. dgl.) scharf auseinander zu halten und das Nebensächliche und die Ausführungen ins Kleine jenen Hauptsachen in sichtlicher Weise unterzuordnen? Gerade an Kant läßt sich ermessen, welch tiefe Schädigung die Darstellung der Gedanken durch das Ueberwuchern des Beiwerks, durch allzu große Häufung von Wiederholungen und neuen Ansätzen, durch ein fortwährendes Verrücken der maßgebenden Gesichtspunkte zu erleiden vermag. Viele zwar preisen die bündige und klare Darstellung der „Kritik der reinen Vernunft"; und besonders gewisse Abschnitte derselben, wie die transcendentale Aesthetik, sollen wegen ihrer durchsichtigen Einfachheit eine wahrhaft schlagende Kraft der Ueberzeugung besitzen. Nach meinem Urtheile jedoch kostet es nicht geringe Mühe, den Gedankenknäuel gerade in diesen gepriesenen Abschnitten in die einzelnen Fäden aufzulösen. An Kant läßt es sich auch ersehen, daß der Mangel an Vereinfachung nicht nothwendig aus Unklarheit und Schwäche des Denkens hervorgehen muß, sondern ebenso oft aus einer allzu peinlichen Gründlichkeit desselben entspringen kann. Es gibt Denker, die ihre Probleme so lange durchkauen und durchkneten, die sich in ihre Gedankengänge so hartnäckig

Digitized by Google

einspinnen, daß ihnen der freie Ueberblick, die logische Beherrschung der Zusammenhänge verloren geht. Man kann mit Rücksicht hierauf geradezu sagen, daß Kant zu viel Gedankenarbeit auf seine Vernunftkritik verwendet hat.

Ich habe diese Bemerkungen über den Werth der Vereinfachung in der Philosophie vorausgeschickt, damit es in das gehörige Licht trete, wenn ich an Otto Liebmann, dessen neueste Veröffentlichung mir zur Besprechung vorliegt*), vor Allem die durchsichtige und schlagende Vereinfachung in den Fragestellungen und Lösungen als charakteristisch hervorhebe. Auch seine früheren Arbeiten zeichnen sich durch diesen Vorzug aus und verdanken demselben ihre bedeutende Wirkung. So besitzt gleich seine erste größere Schrift „Kant und die Epigonen" (1865), in der er an die Kritik der vier nachkantischen Richtungen (Fichte, Fries, Herbart, Schopenhauer) die einfache Forderung: „Also muß auf Kant zurückgegangen werden!" knüpft, geradezu etwas Wachrufendes, Aufrüttelndes und hat sicherlich zu der Erneuerung des Kantstudiums viel beigetragen. Diese Wirkung aber würde sie nicht haben ausüben können, wenn Liebmann aus den verwickelten Ideengeweben der kritisirten Philosophen nicht mit glücklichem Griffe gewisse einfache entscheidende Züge herauszuheben verstanden hätte. Und aus demselben Grunde geht auch von den Erörterungen seines Hauptwerkes „Zur Analysis der Wirklichkeit" (2. Aufl. 1880) eine wahrhaft erleuchtende Kraft aus. Die eindringende Klarheit, die das Verwickelte zum Einfachen umformt, macht dieses Werk, das auch für weitere Kreise bestimmt ist, zu einem wahren Arzneimittel für Alle, die im bequemen Geleise des Empirismus wandeln. Ich irre wohl nicht mit der Annahme, daß in dieser Beziehung Liebmann von Kuno Fischer, den er sehr hoch stellt, und zu dessen Hauptvorzügen gleichfalls die Zurückdrängung und Unterordnung der verwickelten Nebenzüge zu Gunsten der gewichtvoll heraustretenden springenden Punkte gehört, Manches gelernt haben dürfte.

Auch in seiner neuesten Schrift bewährt sich diese Fähigkeit, das Verwickelte und Vielverzweigte in eine klare Succession von wenigen durchschlagenden Punkten aufzulösen und alles Nebenherspielende und Durchkreuzende von sich zu schütteln. Und dies war nicht leicht, denn es handelt sich hier um ein Problem, zu dessen Lösung es gewisser gewaltsamer, ja widernatürlicher Abstractionen bedarf, und das daher der sog. gesunde Menschenverstand mit seinem naiven Realismus hartnäckig zu verwirren trachtet; um ein Problem, das den verschiedenartigsten Mißverständnissen ausgesetzt ist, und das nur dann, wenn die Voraussetzungen und Grundlagen bis in ihre Elemente hinein mit voller Unzweideutigkeit festgestellt sind, Aussicht auf eine erfolgreiche Lösung bietet.

Im Mittelpunkte der Untersuchung steht der Begriff der Erfahrung, dieses seit Bacon zu so ungeheurem Ansehen und Einfluß gelangte Erkenntnißprincip. Liebmann nämlich findet — und zwar mit vollem Rechte —, daß der Erfahrungsbegriff an arger Verworrenheit und Vieldeutigkeit leidet. Dies erscheint freilich zunächst aus mancherlei Gründen unwahrscheinlich. Ging doch aus der steigenden Würdigung dieses Begriffs eine überaus segensreiche Umgestaltung der Philosophie und der Wissenschaften überhaupt hervor. Auch gibt es kaum einen Begriff, der allen Wissenschaften so geläufig wäre. Ja es ist zum trivialen Gemeinplatze geworden, daß alle Wissenschaften in der Erfahrung ihre Grundlage haben müssen. Auch sollte man glauben, daß über den Umfang des zur Erfahrung Gehörigen aus dem Grunde kein Zweifel bestehen könne, weil doch die Erfahrung ein unmittelbares Innewerden bedeute und den Gegensatz zu allem Erschließen, Beweisen und Vermuthen bilde. Nichts scheint leichter zu sein, als die genaue Grenze zwischen dem unmittelbar Constatirbaren und dem erst Erschlossenen, zwischen dem thatsächlich Vorliegenden und dem des Beweisens Bedürftigen zu ziehen. Jedermann, der von Erfahrung spricht, hat das ungefähre Gefühl, daß es sich dabei um etwas Selbstverständliches handle, und daß Alle darüber, was zur Erfahrung gehöre und nicht gehöre, im Grunde Eins sein müßten. Aber gerade aus diesem Gefühl heraus pflanzt sich das kritiklose Reden über die Erfahrung von Buch zu Buch, von Lehrer auf Schüler fort, und nur Wenigen fällt es ein, zu fragen, ob es wirklich so leicht und einfach sei, den Umfang der Erfahrung anzugeben.

Wer den Erfahrungsbegriff kritisch betrachtet, wird bald zu der Ueberzeugung kommen, daß in die Erfahrung unwillkürlich und instinctiv gar Vieles hineingerechnet wird, was in Wahrheit niemals und nirgends erfahren wurde und vielmehr eine aus Glauben und Denken entspringende Ergänzung der Erfahrung ist. Wir glauben Vieles zu erfahren, was wir in Wahrheit nicht erfahren: dies ist der Grund, warum die Erfahrung in Wirklichkeit viel ärmer und beschränkter ist, als wofür sie meistens gehalten wird. Es sei mir gestattet, dies zunächst von einer Seite zu beleuchten, die nicht im Gange der Untersuchungen Liebmanns gelegen war.

Mit der Sinneswahrnehmung eines jeden Menschen ist unzertrennlich und unwillkürlich der Glaube verbunden, daß wir farbige, räumliche, stoffliche Dinge wahrnehmen. Auch der Kantianer und Skeptiker kann sich von dem Sinnenschein nicht losmachen, daß sich ihm in den sinnlichen Wahrnehmungen die realen Außendinge nach Farbe, Gestalt und Stoff offenbaren. Die Ansicht dagegen, wieviel wirkliche Erfahrung in diesem unwillkürlichen Sinnenschein stecke, lautet je nach dem Bildungs- und wissenschaftlichen Standpunkte sehr verschieden. So geht der naive, naturwissenschaftlich ungebildete Mensch so weit, zu meinen, daß er nicht nur Stoff und Gestalt, sondern auch die Farben als eine Qualität der Außendinge wirklich „erfahre". Wer dagegen nur einigermaßen naturwissenschaftlich gebildet ist, der weiß, daß das Farbige als solches nur in der subjectiven Wahrnehmung vorkommt; er wird daher nur so viel sagen, daß ihm die „Erfahrung" die verschiedenen Farben lediglich als seine Wahrnehmungsphänomene zeige. In Bezug auf die räumliche Gestalt und die Materie aber lebt er vielleicht noch des naiven Glaubens, daß die „Erfahrung" als solche das Dasein räumlicher und materieller Dinge aufweise. Ein Anderer wieder hat sich von dem naiven Realismus noch um ein weiteres Stück losgemacht: er weiß, daß, wie die Farben, so auch die räumlichen Gestalten zunächst nur in seinen Wahrnehmungen vorkommen; er weiß vielleicht auch, daß es mit der Materie sozusagen noch um einen Grad subjectiver steht, indem sie nicht einmal als subjectives Gebilde in der wirklichen Wahrnehmung vorkommt, sondern nur auf einem allerdings unwillkürlich und unwiderstehlich in die Wahrnehmung eingeschmolzenen Glauben, auf einer instinctiven Unterschiebung beruht, die sich vor Allem an die Widerstandsempfindungen des Tastgefühles knüpft. Dieser kritischere Mensch wird daher der Erfahrung eine eingeschränktere Bedeutung geben: er weiß, daß das Dasein räumlicher und stofflicher Außendinge als solcher vollkommen unerfahrbar ist. Aber vielleicht haftet auch ihm noch ein Rest des naiven Realismus an, indem er wenigstens das Dasein einer Außenwelt überhaupt als durch die Erfahrung verbürgt ansieht. Wer dagegen consequent auf kritischem Standpunkte steht, dem ist unwidersprechlich klar, daß die Erfahrung uns überall nichts als unsere eigenen Bewußtseinsvorgänge offenbare.

Diese Andeutungen sollen darthun, wieviel Unerfahrbares unwillkürlich zu der Erfahrung hinzugeschlagen werde, wie dies auf verschiedenen Entwickelungsstufen des kritischen Bewußtseins naturgemäß in sehr verschiedener Weise geschehe, und ein wie dringendes wissenschaftliches Bedürfniß es daher sei, das Erfahrbare von dem Unerfahrbaren scharf und unzweideutig abzugrenzen. Liebmann nun eben darf sich rühmen, in dieser Frage ein entscheidendes Wort gesprochen zu haben. Er führt den unwiderleglichen Nachweis, daß die gewöhnliche und die wissenschaftliche Empirie nur durch eine Reihe überempirischer Maximen zu Stande komme, deren überempirische Natur nicht nur von dem gewöhnlichen Verstande, sondern in der Regel auch von den wissenschaftlichen Forschern verkannt werde. Besonderen

*) Die Klimax der Theorien. Eine Untersuchung aus dem Bereich der allgemeinen Wissenschaftslehre von Otto Liebmann. Straßburg 1884, Trübner.

Digitized by Google

Nachdruck legt er dabei auf den Gedanken, daß die „reine" Erfahrung, d. h. diejenige Erfahrung, aus der Alles, was den möglichen oder wirklichen Beobachtungsinhalt übersteigt, entfernt ist, aus einem „ungeordneten, zusammenhangslosen Aggregat völlig discontinuirlicher Wahrnehmungsfragmente" bestehe. Wenn man versuche, die reine Erfahrung herauszupräpariren, so zerfalle sie, „wie ein pulverisirter Leichnam", denn sie stelle sich dann dar als eine „durchlöcherte Reihe vereinzelter Wahrnehmungsfragmente". Damit sonach die Erfahrungswelt der empirischen Wissenschaften wie des gewöhnlichen Lebens entstehe, sei ein ganzes System überempirischer Principien unentbehrlich, welche die reine Erfahrung rationalisiren, d. h. ergänzen, verbinden, in feste Ordnung bringen. Die Hauptleistung der Schrift ruht nun eben in der Entwickelung dieses Systems logischer „Interpolationsmaximen". Sowohl das gewöhnliche Urtheil als auch jede Wissenschaft wenden, wenn auch meist unbewußt, diese Einschaltungsprincipien auf Schritt und Tritt an, um aus den isolirten Wahrnehmungsfragmenten ein geordnetes Weltbild zu erzeugen. Es sind dies die Principien 1) der realen Identität, 2) der Continuität der Existenz, 3) der Causalität und 4) der Continuität des Geschehens.

So ist also Liebmanns Buch eine Streitschrift gegen den Empirismus, der die Wissenschaft ausschließlich aus Erfahrungsbausteinen aufrichten und die „intellectuellen Banden und Klammern unseres Verstandes" beim Aufbau der Wissenschaften entweder beseitigen oder ihnen doch einen überempirischen Charakter nicht zugestehen will. Und ich halte diese Bekämpfung des Empirismus für die wirksamste: sie läßt sich nicht auf fern- oder tiefliegende Dinge, nicht auf Gebiete, die der Empirist bezweifelt, nicht auf Fragen über das Wesen des Menschengeistes ein, sondern sie hält sich dabei schlicht und einfach an etwas Unbestreitbares und Naheliegendes: an den Bestand der empirischen Wissenschaft selbst und an die offen darin zu Tage liegenden logischen Voraussetzungen. Ich selbst habe zu wiederholten Malen darauf hingewiesen, daß man den Empirismus von dieser Seite aus untergraben müsse. Sowohl in meiner Schrift über die Erkenntnißtheorie Kants (1879), als auch in meiner vorjährigen Antrittsrede über die Möglichkeit der Metaphysik findet sich der Gedanke eindringlich hervorgehoben, daß die reine Erfahrung jedweder Continuität, Gesetz-, ja Regelmäßigkeit entbehre, daß dies schlechtweg unerfahrbare Factoren seien, und daß das Stückwerk der Erfahrung durch logische Principien ergänzt und geordnet werden müsse, wenn auch nur das Urtheilen des alltäglichen Lebens entstehen solle. Um so mehr freut es mich, daß auch Liebmann von diesen Grundgedanken aus den Sturz der erfahrungsgläubigen Philosophie herbeizuführen sucht.

Damit der Titel seiner Schrift verständlich werde, will ich noch Folgendes über den Inhalt derselben hinzufügen. Liebmann unterscheidet zunächst eine Stufenfolge von dreierlei Theorien. Die Theorien der ersten Art verlassen das empirische Beobachtungsfeld mit keinem Schritt; auch ihre Erklärungsprincipien sind der Erfahrung entnommen. Dahin gehören beispielsweise die Theorie der Winde, die sogenannte Migrationstheorie von M. Wagner und die Theorie der Entstehung des Nationalreichthums von Smith. Die Theorien zweiter Ordnung greifen ins Unerfahrene hinaus, entweder in das dem Raume wie der Zeit nach Unzugängliche oder in das seiner Natur und Qualität nach absolut Unerfahrbare; sie dürfen sich absoluter Gewißheit nicht rühmen, können jeden Augenblick durch bessere Hypothesen ersetzt werden und sind nur glaubliche Annäherungen an die unbekannte Wahrheit. Zur Illustration dienen die Undulationstheorie, die chemische Atomistik und die Mythentheorie von David Strauß. Wie vorhin, so sind auch hier die Beispiele passend gewählt und lichtvoll ausgeführt. Noch weiter von der Erfahrung entfernen sich die Theorien dritter Ordnung: sie sind nicht nur transcendent, sondern sogar metaphysisch, d. h. sie übersteigen alles Relative, sie wollen ein Unbedingtes, ein absolut Reales erkennen. Und eine derartige Universaltheorie hält Liebmann keineswegs für willkürliche Erdichtung, sondern seiner Ansicht nach ist die Vernunft genöthigt, eine letzte und höchste Theorie zu postuliren, worin die Gesammtheit der Principien der Einzelwissenschaften als ein System von Folgesätzen aus schlechthin unbedingten Principien vor uns trete. Freilich fordert diese „prometheische Idee" der Metaphysik die Skepsis heraus; aber mag sie auch unausführbar sein, so ist sie doch als Ideal und Postulat unabweisbar.

Dies also ist die „Klimax der Theorien". Nachdem jedoch Liebmann sein Problem zu diesem vorläufigen Abschluß gebracht, läßt er jenen oben hervorgehobenen Kerngedanken auftreten, wodurch seine Untersuchung eine gewisse „Peripetie" erfährt. Jetzt nämlich ergibt sich, daß jedwede empirische Wissenschaft, ja auch die Erfahrungswelt des gewöhnlichen Lebens, nur möglich ist unter der Voraussetzung gewisser überempirischer, logischer Principien. Die Erfahrung würde in Staub zerfallen, wenn unser Denken die Wahrnehmungsfragmente nicht fortwährend gemäß seiner typischen, aprioriſchen Constitution ergänzte und ordnete. Jetzt erfährt demnach jene Stufenleiter der Theorien die Correctur, daß es Theorien der ersten Ordnung überhaupt nicht gibt, und daß sämmtliche Theorien in die zweite und dritte Ordnung hinaufrücken. Die empirische Wissenschaft ist sonach nicht das, wofür sie gewöhnlich gilt, sie ist nicht eine mit unbedingter Gewißheit begabte, von subjectiven Zuthaten geläuterte Thatsachenkenntniß, sondern eine hypothetisch gegründete Theorie. Ihren Abschluß aber findet die empirische Wissenschaft in der Metaphysik als einer „hypothetischen Erörterung menschlicher Vorstellungen über Wesen, Grund und Zusammenhang der Dinge". So wird die vielgeschmähte, unzählige Male todtgeschlagene Metaphysik von Liebmann als „kritische" Wissenschaft gerettet. Und ich glaube, daß er damit ein treffliches Wort gesprochen hat, das zwischen dem kurzsichtigen und allzu genügsamen Empirismus und der vertrauensseligen dogmatischen Speculation die richtige Mitte hält.

Eine Zeit hindurch schien es, als wollten sich fast alle jüngeren Forscher in Deutschland immer mehr dem Empirismus zuwenden, als fände das Apriorische und Ueberempirische, die Selbständigkeit und Ursprünglichkeit des geistigen und sittlichen Gebietes, des Reiches der Zwecke und Werthe unter ihnen nur noch selten Vertreter und Vertheidiger, und als klängen diese vertheidigenden Stimmen in bedenklicher Weise schüchtern und vorsichtig. Jetzt jedoch, wo sich der Positivismus, der von England und Frankreich her auch in Deutschland eingedrungen ist, immer mehr in seinen bodenlosen und wissenschaftsfeindlichen Consequenzen enthüllt, stellt sich auch in der jüngeren philosophischen Generation wieder ein stärkeres und muthigeres Betonen jener ideellen Potenzen ein. So erschien ungefähr gleichzeitig mit der „Klimax der Theorien" unter dem Titel „Präludien" eine Sammlung anregender Aufsätze von Wilhelm Windelband, durch welche sich, wie das Programm eines zu erwartenden Systems der Philosophie, der Gedanke hindurchzieht, daß die Philosophie die kritische Wissenschaft von den allgemeingiltigen Normen oder Werthen sei; wobei Norm und Werth ausdrücklich im Gegensatze zu den Theoretikern des „Relativismus" als etwas Unbedingtes aufgefaßt wird. Und gleichfalls ungefähr zu derselben Zeit entwickelte Hermann Siebeck in seiner Antrittsrede zu Gießen die Ueberzeugung, daß das Geistige und Ethische als ein den Naturproceß metaphysisch Ueberragendes gedacht werden müsse. Diese Stimmen sind von um so größerem Werthe, als diese Denker von dem Verdachte einer sie bestechenden Vorliebe für speculative Metaphysik vollkommen frei sind. So darf man hoffen, daß auch die empirisch geschulte und skeptisch erwägende Weise des modernen Philosophirens sich immer mehr zu der Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit der reinen Erfahrungsphilosophie durcharbeiten werde.

Digitized by Google

Die Hoftitel der Professoren.

Von Sigmund Münz.

Vor einiger Zeit kam aus Bayern eine Kunde, die nicht verfehlen wird, jeden ernsten Menschen angenehm zu berühren. An den Universitäten Bayerns soll sich unter den Professoren das Streben geltend gemacht haben, gegen Hoftitel und sogenannte Standeserhöhungen anzukämpfen; die Lehrer der dortigen Hochschulen fangen es an zu empfinden, daß die Wissenschaft zu erhaben ist, um eitlen Götzen nachzujagen und daß es die Ehre derjenigen, die sie wahr und würdig vertreten, erheischt, sich von kleinlicher Versuchung ferne zu halten. Man begreift es endlich, daß derjenige kein echter Priester des Wissens ist, der nicht durch Tiefe des Denkens und Mühe der Arbeit sich so weit gefördert hat, um abseits von der gewöhnlichen Heerstraße des Lebens zu stehen und in männlichem Stolze äußeren nichtssagenden Tand von sich zu weisen.

Es gibt traurige Einrichtungen, an deren Rechte Niemand zufolge des Alters ihrer Tradition gezweifelt hat; sie bestehen Jahrhunderte und erhalten sich durch die Trägheit menschlichen Denkens. Die moralische Constitution ganzer Zeiten und ganzer Gesellschaften ist oft so bestellt, daß Gewohnheiten, die vor dem Forum der objectiven Wahrheit als Fehler oder als Laster sogar gerichtet sind, durch das stille Uebereinkommen unverletzt bestehen; dann dämmert es in dem Geiste Weniger, und die Kritik wagt sich leise hervor. Es vergeht einige Zeit, und gebrochen hat die Gesellschaft mit Institutionen, die hinfällig in sich selber waren, die nicht erst eines Entdeckers bedurft hätten, um gebrandmarkt zu sein — kaum begreifen es die Epigonen, daß ein verhängnißvoller Bann so lange ungebrochen ward. Das wird das Schicksal der vielen leeren Titel sein, und was heute noch unter den Menschen der Gesellschaft, der besten Gesellschaft, conventioneller Brauch ist, wird in wenigen Jahren das Sondervorrecht einiger Käuze sein.

Wir leben in einer Zeit, in welcher die Vertretenen so weit vorgerückt sind, um das Gebahren der Vertreter zu kritisiren und die Wählenden sich zuweilen fragen, ob die Gewählten auch die Berufenen seien. Der Schüler der Hochschule tritt seinem Lehrer wie einem von der göttlichen Staatsordnung bestellten Organe gegenüber, er hat sich ihn nicht selber gewählt. Allein das Recht kann ihm nicht genommen sein, zu untersuchen, ob unter den Factoren des Lehrkörpers sich nicht auch Factoten befinden, unter den Subjecten Objecte, unter den Männern Schranzen. Und reichlich finden wir sie heute unter den Vertretern der Wissenschaft; unter ihnen blüht der Byzantinismus, und gar selten findet sich die schöne Paarung der intellectuellen und ethischen Potenz in den wissenschaftlichen Kreisen. Immer seltener wird das freie wissenschaftliche und schriftstellerische Schaffen, das der reinen Freude am Studium, an der Arbeit, dem Streben nach in sich vollendeter harmonischer Bildung zum Denker- und Menschen-Ideale entspringt; die Wissenschaft selber wird zum Amte und nicht selten zum Handwerke, zur Melkkuh. Alles concentrirt sich im Katheder, und neben einem ausgezeichneten Lehrerthum findet sich ein wissenschaftliches Bureaukratenthum. Herr Karl Hillebrand hat jüngst in diesen Blättern die Anmaßung einiger Katheder-philosophen gegeißelt, die in ihrer einseitigen Betrachtung gerne diejenigen zu den Todten zählen, von deren Fette sie leben; sowie ungefähr Herr Dühring wiederum beschränkt genug in seiner Geschichte der Philosophie es den Philosophen zum Laster anrechnet, wenn sie auf Kathedern lehren. In der That hat sich mit der Identification der Wissenschaft und des von der jeweiligen Regierung einigermaßen abhängigen Katheders nicht nur ein militärischer, sondern sogar ein höfisch-oberflächlicher Geist derart unter den Männern der Wissenschaft ausgebildet, daß sich immer mehr die Grenzlinien verlöschen, die den durch einen hohen Wirkungskreis ausgezeichneten Menschen — und welcher Beruf vermöchte es mit dem wissenschaftlichen zu wetteifern? — von der schalen Alltäglichkeit sondern. Wenn derjenige, dem sein Beruf, sein Streben an sich Lohn genug sein und der nur darin einen Erfolg sehen sollte, wenn er einen engeren oder weiteren Kreis von Menschen befreit, nach denselben Auszeichnungen jagt, wie der Mensch, dessen Leben in niedriger Beschäftigung oder in Sport hingeht: steigt er dann nicht von dem hohen Piedestal herab, auf das er durch seine Thätigkeit gestellt ist? Wahrlich, das ist keine Schmach, wenn, was in wissenschaftlichen Kreisen so verrufen ist, der Gelehrte seinem Worte oder seiner Feder die Richtung gibt, daß ihn Tausende verstehen, daß sich Tausende an seinem Funde, an seinen Entdeckungen, an seiner Gedankenfreude laben; das aber ist eine traurige Schwäche, wenn er einen gleichen Maßstab für den Lohn seines Wirkens hat wie der Pöbel.

Wer je der Stimme des unverderbten jugendlichen Instinctes gelauscht hat, konnte es hören, wie ihm greisenhafte Schwäche, der Mangel einer ungebeugten Männlichkeit gleich einem Vergehen verdammenswerth erschien. Sagen wir es doch offen und unumwunden: die Studenten, wenigstens die kritischeren Geister unter ihnen, finden, wie sich Schreiber dieser Zeilen oft genug zu überzeugen Gelegenheit hatte, eine bedauernswerthe Schwäche in der Gewohnheit ihrer Lehrer, nach Titeln, wie den eines Regierungsrathes, eines Hofrathes, eines geheimen Hofrathes oder eines geheimen Regierungsrathes, und nach schalen Orden zu jagen. Gewesene Jünglinge unter den Herren Hofräthen erinnern sich vielleicht jener noch frischen unverderbten Phase ihrer Ueberzeugungen, in welcher sie, getragen und gehoben von dem Ernste ihrer Studien, zu hoch standen, um nicht für titelstolze Hofräthe ein mitleidiges Empfinden in sich zu hegen. Solche merkwürdige Metamorphose von der jugendlichen Reinheit zur greisenhaften Verschwommenheit, zur selbstvergessenen Schwäche des Wesens ist so häufig, daß nach diesem Gesetze der Wandlung der Arten der Schreiber dieser Zeilen fast fürchten müßte, er selber könne noch als „Hofrath“ enden.

Welcher Jüngling hat nicht wie ein heiliges Ideal in sich den Gedanken der höchsten politischen, socialen und religiösen Freiheit getragen, und wie wenige bewahren sich diese sich selber zukommende Treue im Leben. Als ob es das öffentliche Amt mit sich brächte, daß man sich selber aufgebe, sich entmanne und des höchsten Gutes des freien Gedankens entäußere. Wenn wir doch aufhörten, in unserem Urtheile so milde Nachsicht zu üben, um in einigen Barthaaren das Kriterium der Männlichkeit, in einigem angelernten Wissen die Wissenschaft zu sehen. Dem bessern Menschen darf und wird nie die Wissenschaft in einiger angehäuften Gelehrsamkeit bestehen — erst der durchdringende Geist der Philosophie, die tiefgeschöpfte Kraft der Ueberzeugung, der belebende Hauch der Freiheit schafft die wahre Wissenschaft. In diesem Sinne allerdings wird sie dem Menschen zur Richtung des Lebens, zur innersten Liebe; und die sie so begreifen, können nicht anders, als mit gerechtem Selbstbewußtsein, mit unbändigem Stolze erfüllt sein, den kein Hof, keine Macht auszuzeichnen vermag. So verbindet sich mit einer allmächtigen Liebe zur Wissenschaft, mit einem steten Nachdenken über die eigenen Pflichten und die Pflichten der Gesellschaft gegenüber, mit einer eifersüchtigen Wachsamkeit über die dem Volke vermöge der in ihm lebenden Kraft zukommenden Rechte und Freiheiten, daß sie nicht verletzt werden, eine männliche Zurückhaltung gegenüber den vermeintlichen Mächten und vermeintlichen Richtern der Verdienste. Solche Männer stehen so entfernt von der Gewöhnlichkeit, daß sich kein Titel an sie heranwagt, ohne die Entrüstung ihres Stolzes gegenüber einer so kindischen Zumuthung hervorzurufen, daß an solcher wohlgepanzerten Mannesbrust jedes Ordenssternchen in seine nichtigen Atome zerschellt.

Als ob es nicht wirklich Bildungsepochen gegeben hätte, in welchen die Wissenschaft diesen schönen erhebenden stolzen Geist geathmet hat. Erzieht uns nicht die griechische Philosophie zu diesem in der Natur des Menschen eigentlich liegenden Stolze; athmen nicht die Kundgebungen des ersten Christenthums diese innere Emancipation, wiederholt sich da nicht ewig der Gedanke, daß das Göttliche nicht ein außerhalb des Menschen Gelegenes ist, sondern die höchste Spitze seiner eigenen Entwickelung? Und

Digitized by Google

das Königliche, das Höfische sollte es wohl sein? Wie könnten wir doch vielfach aus der Wissenschaftsgeschichte der Reformation und der Epoche der französischen Revolution lernen uns selber achten und die Kluft begreifen, die sich zwischen Hof und Wissenschaft, zwischen Männern und Puppen aufthut. Oder sollte uns nicht das erhabene Beispiel Spinozas bilden, der es nicht wagte, sich aus stolzer Denkereinsamkeit zu flüchten, um in einem Lehramte auch nur ein Theilchen seiner menschlichen Unabhängigkeit, seiner philosophischen Unbefangenheit hinzuopfern? Lessing und Kant haben es eines Mannes und Denkers unwürdig gefunden, einen statutenmäßigen Panegyrikus auf eine gerade lebende Hofpotenz zu halten. Und heute: auf Kathedern lehrt man ihre Gedanken, die ja untrennbar von ihrem Charakter, von ihrer Unabhängigkeit sind; gleichzeitig besteht aber an Universitäten und Akademien die Gewohnheit, daß der eine oder andere sonst treffliche Mann einen statutenmäßigen Königshymnus zu gewisser Zeit singt. Männer, die durch ihre wissenschaftlichen Leistungen Tausenden den Staar des Vorurtheiles stechen, sehen wir plötzlich zusammenknicken, zittern und zucken, wenn der Hauch des Hofes sie getroffen hat; Denker, die männlich und kühn der Natur gegenüberstehen, die sich das Recht der Ueberzeugung und der Kritik gegenüber den tiefsten Räthseln der Welt wahren, stehen wie gelähmte Geister da, wenn sie sich, es sei in Wort oder Schrift, dem Hofe nahen; Männer, die in griechischen Schönheitsidealen, den stolzen Gebilden des hellenischen Bürgergeistes, leben und weben, verdammen sich selber zur Willenlosigkeit gegenüber den selbstgeschaffenen politischen Götzenidealen, die sie unbewußt verherrlichen.

Wenn all' das, wie es ja thatsächlich nur eine bemitleidenswerthe Schwäche ist, von keinen bösen Folgen begleitet wäre; allein solches Gebahren wird in seinen Folgen zum Verderben. Aus diesem trüben Ursprunge entquillt jene Schaar von Hofhistoriographen, die an Hochschulen und Akademien noch immer so beherrschenden Einfluß haben und deren Geschichtschreibung dynastischer Panegyrikus ist, jenes herzlose Forschen, das theilnahmslos an den Kämpfen und den Leiden des Volkes vorübergeht und uns ewig mit der gründlichsten Verzeichnung der höfischen Hauspolitik, der müßigen diplomatischen Ränke belästigt; jene anekdotenhafte Historiographie der Höfe und der Kasten. So wird schon Geist und Herz der Jugend verfälscht und vergiftet; so fehlt es dem Volke an Anwälten seiner Rechte, da es diejenigen vermissen muß, die in inniger Liebe sich in seine Entwickelung vertiefen, um es zu schöner Vollendung zu geleiten.

Wahrlich, wenn irgend einer dazu berufen ist, in Fühlung mit dem Volksgeiste zu stehen und dem ewigen Flusse, der ewigen Bewegung der Volksseele zu lauschen, so ist es der Gelehrte; schämen müßte er sich, tiefinnerlich schämen, etwas Anderes als ein Bürger, ein echter, guter, großer Bürger sein zu wollen, er müßte den Austritt aus dem Bürgerthum als den größten Schimpf betrachten, den er sich zufügt; nie nnd nimmer dürfte er über sich die vermeintliche „Erhöhung in den Adelsstand" ergehen lassen. Leider aber ist dieses Jagen nach einer illusionären Erhöhung eine so bedenkliche Massenerscheinung geworden, daß wir uns fragen, ob nicht vielfach in den Adern so vieler Gelehrten statt des Blutes und der Kraft der Gesinnung ausschließlich die Tinte einer todten Gelehrsamkeit fließt.

Freudig vernehmen wir den Gruß männlicher Gesinnung, wie er aus Bayern zu uns dringt. Dort ist die Anregung zu einer allgemeinen Conspiration des wissenschaftlichen Gewissens gegen höfische Eitelkeit gegeben. Hoffentlich betheiligen sich alle noch titelkeuschen Gelehrten Deutschlands und Oestreichs an dieser schönen männlichen Verschwörung.

Der französische Kleinstädter.

Von F. C. Petersen.

Es soll Licht werden unter den Schädeln! — auch in der französischen Kleinstadt gewinnt der Satz mehr und mehr an Bedeutung. Gleichwohl sieht es, namentlich in den westlichen und verschiedenen südlichen Landestheilen, in der Beziehung noch recht trübe aus, und daran sind Zustände schuld, die sich nicht über Nacht beseitigen lassen. Das Hangen am Herkömmlichen, jenes verhängnißvolle Einrosten, welchem Bezugs der Massen von jeher die Mitglieder und Vertreter einer kirchlichen Krämerzunft nebst den Verfechtern einer entwürdigenden Gewaltherrschaft Vorschub geleistet, ist wohl noch in keiner Kleinstadt im Lande überhaupt als ein überwundener Standpunkt zu betrachten. Um das römische Kirchenbanner schaart sich aller Orten ein Haufen oder Häuflein „Getreuer", vulgo „Gläubiger", die mit der Zähigkeit des Fanatikers am Hergebrachten festhalten und stets bemüht sind, in ihrer Herrenstellung für die Macht der Kirche zu wirken, Knecht und Diener, Lieferanten und Arbeitnehmer in das Joch der politisch-religiösen Willenlosigkeit zu spannen und damit nach ihrer Pharisäerpfeife tanzen zu lassen. Der Kampf ums Durchkommen, der in dem Satze „faire honneur à ses affaires" angedeutet liegt, ist auch bei dem Kleinstädter ein zu ausschließlicher, als daß ihm dieser in unfreier Lage nicht ein Meinungsopfer bringen sollte. Darin liegt vornehmlich die Erklärung zu dem Umstande, daß bei den Wahlen Tausende und aber Tausende von Kleinstädtern im Lande sich des Stimmens enthalten. Keineswegs in erster Linie ist die Gleichgültigkeit der Wahlberechtigten dabei in Betracht zu ziehen. Heiß entbrennt in der Regel anläßlich einer Wahl der Streit zwischen den einander gegenüberstehenden Parteien. In den Vorversammlungen läßt die Parteileidenschaft zu Lobe oder Tadel nichts unberücksichtigt. Tagelang ist in allen Kreisen nur von der bevorstehenden Wahl und den Aussichten der Candidaten die Rede. In jeder erdenklichen Weise wird Betreffs der letzteren die moralische Zergliederungskunst geübt. Selbst die Frauenwelt nimmt Theil an dem Spiel. Hier in den Himmel erhoben und dort in den Staub gezerrt, bildet der Wahlcandidat einen sprechenden Beleg zu dem Unbegründeten der Annahme, Theilnahmlosigkeit bedinge jene Enthaltung. Wirklich gleichgültige Wähler sind in der Kleinstadt überhaupt etwas Seltenes. Wohl aber ist Mancher, der schon durch eine Kundgebung seiner politischen Theilnahme, den Gang zur Wahlurne sich bloßzustellen, bei einem reichen Kunden Mißtrauen zu erregen fürchtet, indem er seine Stimme nicht abgibt, einfach auf seiner Hut, während andere sich des Stimmens Enthaltende marionettenhaft einem stillen Winke folgen. Thatsächlich bleiben manche intelligente Wähler an Wahltagen zu Hause, um nicht Gefahr zu laufen, durch eine unbedachtsame Aeußerung die Ihren um ein Stück Brod zu bringen. Von Glück können noch die sagen, denen man in der oder anderer Hinsicht keinen Zwang anthut. Das Entweder — oder! des begüterten Frömmlers Untergebenen oder Abhängigen gegenüber schließt alles Mitleid, jede Rücksicht aus. Wie? man sorgt als Kunde, Brodherr oder Arbeitgeber mit seinem Gelde dafür, daß die Leute zu leben haben, und sollte nicht auch in anderer Hinsicht für sie sorgen, sie nicht mit der Aussicht auf die römisch-katholische Seligkeit beglücken dürfen?

Am schroffsten treten die Meinungs- und Parteien-Gegensätze in der Kleinstadt, in der neben dem Unterpräfecten ein Bischof Hof hält, hervor. Ganz natürlich; regt nicht schon der Anblick der vielen schwarzen Vögel, die da kommen und dem Kirchengewaltigen in seinem Schloß ihre Aufwartung machen, die Einen und die Andern zu entsprechender Betrachtung an? Der Bischof ist übrigens nach wie vor in seiner kleinstädtischen Sedezgröße eine bei Vielen hochangesehene Persönlichkeit, wenn auch unter den Vielen meist nur Frauen, Kinder und die Getreuen im Laien- und Priesterrock zu verstehen sind. Er versteht es, sich in den Schleier des Geheimnißvollen zu hüllen,

Digitized by Google

discret den Heiligenschein zu wahren und damit dem Volke zu imponiren. Damit, qu'il faut laver son linge sale en famille, wäre somit der Bischof einverstanden. Bietet sich ihm jedoch die Gelegenheit dar, an Widersachern der Kirche sein Müthchen zu kühlen, so thut er es öffentlich in einem Hirtenbriefe mit um so größerem Geräusche. Das mag unpolitisch sein, auch seiner Sache eher schaden als nützen; entschieden schmälert es sein Ansehen bei dem Kleinstädter kaum, wenigstens nicht in einem Maße, wie man versucht sein könnte, zu glauben. Für die Einen eine Auffrischung der Gefühle des Loyalitätsmenschen, bietet es den Anderen Stoff zu Commentaren, durch die sich denn doch am Ende die bischöfliche Autorität nicht hinerörtern läßt.

Der Präfect, auch der Unterpräfect, spielt in den Kleinstadt meist noch nicht die Rolle, auf die er Anspruch machen könnte, und das darf uns bei dem Groll der in den Hintergrund gedrängten Parteien nicht Wunder nehmen. Erst wenn die Regierung kraft des neuen Justizreformgesetzes unter dem Heere der Gerichtsbeamten in bekannter Weise aufgeräumt haben wird, kann hinsichtlich der kleinstädtischen Gesellschaftszustände ein heilsamer Wechsel eintreten, und dann bleibt noch immer die klerikale Partei mit ihrer argen Zurückhaltung und ihren Umtrieben übrig. Daß dieselbe stät Boden verliert, ist freilich hervorzuheben; wie könnte dem auch, trotz, oder vielmehr bei ihrem gehässigen Vorgehen, anders sein? Endlich fehlt es im stehenden Heere, das ja nun und dann ebenfalls mit dem Kleinstädter in Berührung kommt, nicht an widerstrebendem, ein geselliges Zusammengehen mit der Bürgerschaft ausschließendem Wesen. Von der Liebe zum Waffenhandwerk merkt man auch beim Kleinstädter nicht viel, wenn er auch ab und an mit seinem Patriotismus gern großthun mag; zwar, die Kriegserinnerung bleibt, und das Revanchehoffen ist ein so wohlfeiles und süßes ... Eines recht leidlichen Ansehens erfreuen sich in der Kleinstadt außer den Gerichtsbeamten die Advokaten, Anwälte und Notare, lauter Sterbliche, die mit Selbstgefühl und ganz bedeutenden Honoraransprüchen ihren Weg gehen, indeß ungeachtet der Aufklärung, die bei ihnen vorauszusetzen ist, auch noch lange nicht alle der Republik gewonnen sind, zumal diese im Besondern den Anwälten in Bälde einen argen Strich durch die Existenzrechnung machen dürfte. Beliebter sind die Gymnasiallehrer, und in diesen besitzt die Regierung Streitkräfte, deren Bedeutung um so höher anzuschlagen ist, als sie mit dem Priester den Zutritt in zahlreichen Bürgerfamilien theilen.

Das gegenseitige Mißtrauen, welches aus dem Parteihader erwächst, bewirkt natürlich eine Annäherung zwischen den verschiedenen Ständen, oder eher den Bruchtheilen dieser Stände, die einer und derselben Partei angehören; diese Annäherung findet aber nur in Wahlzeiten statt und dauert höchstens im engeren Wirthshausverkehr an, im gewöhnlichen Leben wird sie kaum wahrgenommen. In Gesellschaft verkehrt der Kleinstädter am liebsten mit Standesgenossen. Auf der socialen Rangleiter unter ihm Stehenden gegenüber rümpft er leicht die Nase, wie denn ein edler Bildungsstolz bei ihm leicht in Hoffahrt und Dünkel ausartet. Der Herr will in Bezug auf seine Diener Herr sein im vollen Sinne des Wortes, tritt denn auch dem entsprechend streng gegen sie auf. Der Diener ist durchweg die reine Sklavennatur, die Unterwürfigkeit selbst, aber beileibe nicht gegen andere, unter ihm stehende Diener, denen er begegnet, wie sein Herr ihm. Der Arbeitgeber läßt den Arbeitnehmer gern seine Herrenüberlegenheit fühlen, und der Arbeitnehmer verschluckt die bittere Pille mit dem süßesten Dienerlächeln, das sich darbringen läßt. Der kleinstädtische Arbeitnehmer, sei er nun Meister oder Geselle, ist überhaupt um des lieben Verdienstes willen ein Ausbund von Dienstfertigkeit, Jaseligkeit und Bedientengemüthlichkeit. Sein „Parfaitement!“ klingt so überzeugungswahr, seine Gegenbemerkungen, wenn er sich ja welche zu erlauben wagt, sind so einschmeichelnd discret, daß man als Arbeitgeber ein Barbar sein müßte, um sich nicht nachgiebig oder zuvorkommend zu zeigen. Hernach freilich ... Nun, auch hier geht es wie in manchen anderen Kreisen: der Stärkere rächt sich erlittener Unbilden wegen an dem Schwächeren; haut der Besteller den Meister, so haut der Meister den Gesellen, der Geselle den Lehrling, der Lehrling den Hund. Einerlei, es gibt — das will ich gern constatiren, — ausgezeichnete, nicht nur in ihrer Kunst gründlich bewanderte, sondern auch mit einem weltmännischen Anstand, wie man ihn wahrlich bei Leuten ihres Standes nicht voraussetzen sollte, ihre gebildeten Kunden empfangende Leute unter diesen Meistern. Selbst den feineren Conversationston treffen manche mit ausnehmendem Glücke. Immer auf seinen Vortheil bedacht, immer mißtrauisch, hütet sich der Meister dabei wohl, zählt er anders nicht zu den speculativen Duckmäusern, seinem Gesprächspartner auf das politische oder religiöse Gebiet zu folgen, oder sich zu selbstverrätherischen Aeußerungen hinreißen zu lassen.

Von musterhafter Höflichkeit und fast übertriebener Zuvorkommenheit sind ingleichen die kleinstädtischen Ladenbesitzer. Nur eines Kundenwinkes bedarf es bei ihnen, und sie durchwühlen nach dem Gewünschten, und kostet es nur einen Sou, vom Keller bis zum Bodenraum das ganze Haus. „Baar Geld lacht“, meint wohl auch dieser Kleinstädter. Dennoch bietet er dir, auf dein gutes Ansehen hin, ohne dich nur zu kennen, das Verlangte gegen spätere Zahlung an; ja, um ein Haar stellt er dir seine Kasse zur Verfügung. Natürlich aber berührt er im Gespräch mit dir, dem neuen Kunden, nur Nebensächliches, seine Einnahme nicht Gefährdendes, er müßte denn, was ausnahmsweise auch bei den Arbeitnehmern vorkommt, als gesinnungstüchtiger Parteimann seine Menschen- und Bürgerwürde über das materielle Interesse stellen. Die Beziehungen zwischen Prinzipal und Gehülfen, Herrschaft und Dienstboten bieten, so viel ich weiß, im Punkte des Patriarchalischen auch in diesen Hauskreisen wenig Erfreuliches, wenn es auch an rühmlichen Ausnahmen nicht fehlen mag.

Es versteht sich von selbst, daß Leute, in deren Augen der Güterbesitz den Bürgerwerth bestimmt, die Vernunftheirath als Mittel zum Zwecke nicht verdammen und mit Vergnügen für ihre erwachsenen Töchter und Söhne eine Verbindung in Aussicht nehmen, bei der das Herz nicht, oder doch nur im glücklichsten Falle, sondern fast ausschließlich der gemeine Krämergeist seine Rechnung findet. Mag auch hin und wieder in den höheren Ständen ein vernünftiges Elternpaar begegnen, das die sogenannte Vernunftehe für eine Ausgeburt der Unvernunft erklärt, mag auch nun und dann der Schalk Amor sich ins Spiel mischen und die elterlichen Absichten trotz alledem vereiteln, so wird doch dadurch das allgemein gültige bestimmende Werthgesetz nicht wankend gemacht; das vermöchte nur eine Weltanschauung zu bewirken, wie sie in der katholischen Kleinstadt, vor der Hand wenigstens, bei aller Abkehr von der Kirche, sich nicht überhaupt geltend machen kann. Von den stillen häuslichen Folgen der Geldehe weiß manches Ehepaar, dem man es freilich auf der Straße oder in Gesellschaft nicht ansieht, ein Lied zu singen ... ein traurig Lied, ein garstig Lied. Manche Ehegatten haben sehnsüchtig der Erlösung entgegengeharrt, die der Abg. Naquet mit seinem Ehescheidungsmühen erreicht; sicher aber wollen Viele von der Ehescheidung nichts wissen, weil sie mit ihrer untheuern andern Hälfte den erheiratheten Theil ihres theuren Vermögens einbüßen, und das, nicht etwa die Ehesatzung der römischen Kirche, darf man als die Hauptursache der Einsprache ansehen, die gegen das humane Gesetz allenthalben im Lande erhoben wurde. Es ist anzunehmen, daß bei wohlhabenden Ehepaaren in der Kleinstadt die kühle Vortheilsberechnung in manchem kritischen Momente das angefachte Zornesfeuer dämpft und die erschöpfte Geduld ergänzt. So bringen es dennoch manche Zwei, die dem Charakter oder den Neigungen nach nicht zusammengehören, dahin, daß sie in leidlicher Nachthauben- und Schlafmützen-Eintracht durchs Leben pilgern. In wie vielen Fällen aber überwuchert bei den Opfern der Vernunftheirath das Unkraut der Zwietracht selbst die Goldblume der stillen Speculantenerwägung, und wozu das führt und führen kann, dazu bringen die Jahrbücher der Justiz und die lokalen Chroniques scandaleuses haarsträubende Belege.

Wahres häusliches Glück ist in den Kreisen der besitzenden Kleinstädter, und wen könnte das befremden? am seltensten an-

Digitized by Google

zutreffen. Nachdem die Ehe zwischen dem Beamten oder Gelehrten, Kaufmann und der reichen Braut mit der unvermeidlichen Monetenglocke eingeläutet worden und die Flitterwochen vergangen sind, kommt die Zeit des nüchternen Berechnens und der alten lieben Gewohnheiten wieder. Schon wird auf die Zukunft der noch nicht erschienenen Sprossen Bedacht genommen. Der Segen könnte ein allzu bedeutender werden; aber verfügt man nicht über den Vernunftriegel? Zwei, höchstens drei Leibeserben, das ist des Guten genug, man müßte denn das große Loos gewinnen oder außerordentlich glänzende Geschäfte machen. Inzwischen erfüllt der Mann gewissenhaft seine Berufspflichten; nach des Tages Mühen aber gönnt er sich nach wie vor gern eine Zerstreuung. Im Club zum Guten Endzweck oder im Café de la Paix an der Ecke wird nicht nur ein guter Stoff geschänkt, es sitzen dort auch allabendlich alte Bekannte mit beredter Zunge, wackere Vertheidiger der von ihm selbst verfochtenen Sache, und wie schlösse er sich ihnen nicht auch jetzt an? Die Frau steht dem Hauswesen oder als Gattin eines Ladenbesitzers dem Kundengeschäft vor, hält streng auf Fleiß und Ordnung beim Gesinde und Dienstpersonal und verschmäht es keineswegs, selber in Begleitung der Magd auf dem Markte einzukaufen. Aber auch sie hat ihre alten lieben Gewohnheiten. Im Kloster erzogen, weilt sie gern im Clair-Obscur der Kathedrale mit dem betäubenden Weihrauch, der Bilderpracht an Wand und Fenster, der Toilettenfülle, liebt sie auch den Kleideraufwand, das gesellige Vergnügen, und während Monsieur in süßem Dusel sein Steckenpferd reitet, für oder wider das Bestehende oben mit Vehemenz eine Lanze bricht, sucht Madame, gelangweilt, möglicherweise ihren Beichtvater, wenn nicht sie dieser auf, oder läßt sich von einer ebenso gelangweilten Freundin, wenn nicht einem Hausfreunde, zu Bekannten entführen. Der regelmäßige Kirchenbesuch ist bei der Gattin, selten bei dem Gatten Gesetz. Die einzigen Zugeständnisse, welche dieser der Gefährtin macht, sind im Sommer ein kurzer Aufenthalt in einem Badeorte, etwelche Ausflüge zu Bekannten oder Verwandten aufs Land nebst den Sonn- und Festtagsspaziergängen in und vor der Stadt, im Winter ein spärlicher Theater- und Concertbesuch, meist jedoch überhaupt nur die Annehmlichkeiten, welche für den Gastgeber oder Gast mit einem Gastmahl verknüpft sind. Den Launen der Göttin Mode fügen in der Regel Beide sich mit rührender Hingebung. Im Punkte des „correctement vêtu“ ist der französische Kleinstädter schier noch gewissenhafter als der in einem modisch tadellosen Anzuge die Charakterweihe des Gentlemans erblickende, einer wandelnden Schneiderreclame vergleichbare Pariser. Auf der Spitze steht daneben der Kleideraufwand des schönen Geschlechtes, nicht selten der Zankapfel im Haushalt, da er lange nicht immer dem Vermögensstand oder den Einnahmen des Kostenbestreiters entspricht. Der Hang zum Wohlleben, zu Freuden und Vergnügungen wie sie die Tafel und der Ballsaal bieten, ist eine andere charakteristische Eigenschaft des Kleinstädters, von dem wir hier reden. Eine reichliche, gute Bewirthung hat für ihn einen besonderen Reiz, wenn auch bei einer solchen der Feinschmecker, schon der niedrigen Stufe wegen, auf der in vielen französischen Kleinstädten die Kochkunst steht, nicht immer volle Befriedigung findet, und ein gemüthliches, durch die Bank auch geistreiches Plaudern, das beim Nachtisch wohl mit dem immer noch sehr beliebten Liedervortrag abwechselt, die Hauptwürze dabei bildet. Auch in der Gasterei wird hier nicht selten des Guten zu viel gethan, und die Fälle, in denen das dadurch bedingte Deficit zum Ruin geführt hat, sind zahlreich. Bei solchen Lebensansprüchen kann es nicht befremdlich erscheinen, wenn das Gattenpaar nach der Ankunft des Erstgeborenen die Dienste einer käuflichen Amme in Anspruch nimmt und späterhin womöglich auch die Erziehung seiner Kinder Andern aufträgt. Und bleiben auch die Kinder im Hause, indem der Sohn das Lyceum besucht, der Tochter sich die Mutter als Erzieherin annimmt oder eine Privatlehrerin Unterricht ertheilt, so wird dadurch doch selten ein wahrhaft liebevolles Verhältniß zwischen den Gatten herbeigeführt.

Ganz anders als in den höheren und mittleren Ständen sieht es in der französischen Kleinstadt im Arbeiterstande Betreffs der Ehe aus. Auch der Arbeiter kann hier als Heirathscandidat sein Augenmerk auf den Güterbesitz richten; im Großen und Ganzen aber schließt schon die durchweg geringe oder fehlende Bemitteltheit die Berechnung aus. Gang und gäbe ist vielmehr auf diesem socialen Gebiete die Ehe aus Neigung, und wenn hier das Uebel der Maitressenwirthschaft zu Verstößen gegen das allgemeine Sittengesetz führt, so kommt das doch nur sporadisch vor und führt es vor der Ehe in der Regel zu dieser. Das Eheglück des kleinstädtischen Arbeiters stellt denn auch durchweg das seiner begüterten Mitbürger in Schatten. Wo Mann und Frau in Liebe und Eintracht ihr und der Ihren Wohl ins Auge fassen, unverdrossen fleißig, sparsam vorgehen, kann die Blume des ehelichen Glückes fort und fort nur lustig gedeihen. Ein wesentlich moralischer Hebel in der Arbeiterwelt ist das Sparkassenwesen, das namentlich in jüngster Zeit, auch auf Grund der Einführung der so bequemen Postsparkassen, im Lande einen erfreulichen Aufschwung nahm. Andererseits nimmt leider unter den „arbeitenden“ Kleinstädtern das Laster der Trunksucht mehr und mehr überhand, und wo das einmal im Haushalt seine Idiotenfratze zeigt, ist es mit dem Eheglücke auf immer vorbei. Das Leben nach dem verhängnißvollen Vorsatze „Après moi le déluge!“ kommt möglicherweise da und dort in dieser Menschenwelt, häufiger aber im Mittelstande vor. Daß der Arbeiter in Betreff des Kindersegens kein Malthusianer sei, läßt sich nicht wohl behaupten. Die Census-Nachweise bieten in der Hinsicht just nichts Erfreuliches.

Theilnahme am Realen ist dem kleinstädtischen Arbeiter unbedingt nicht abzusprechen. Als Handwerksbursche ist er auf seiner Rundreise durch Frankreich (tour de France) mit vielen Leuten zusammengekommen und mancherlei Anregungen begegnet. Das socialistische Gähren im Lande zählt ihn zu seinen Hauptförderern. Strikelustig wird er natürlich leicht. Bei seiner mangelhaften Bildung begeistert er sich gern für politisch-sociale Träume, wie sie als ausführbar der und jener überspannte Volksbeglückungs-Apostel verkündet, und das macht ihn zu Zeiten gefährlich. Gegen den Meister und dessen Kunden übertrieben höflich, äußert er wohl in Bezug auf sie Stolz und Trotz unter Werkstattkameraden. Den Priester mag er nicht; doch arbeitet er gelegentlich für den Priester. Der Diener Gottes und der Kirche aber weiß den Werth der Kraft wohl zu schätzen, zieht sie, wo es thunlich ist, auch an, und zwar mit Worten nicht allein, wie die im Lande bestehenden, den Mitgliedern manche Annehmlichkeiten bietenden katholischen Arbeiterzirkel beweisen, läßt es sich übrigens ebenso wenig nehmen, als Beichtvater der Gattin dem Unverbesserlichen in bekannter empfindlicher Weise einen Begriff von der Macht der Kirche beizubringen.

Die Bildungsmittel sind in der Kleinstadt gemeiniglich beschränkt. Lesezirkel zählen zu den Seltenheiten. Für die Volksbildung wird wenig oder nichts gethan. Vorlesungen werden wohl hier und da gehalten: es frägt sich nur ob sie dem, was Noth thut, entsprechen; ich zweifle daran. Mit den gestifteten Volksbibliotheken mögen entsprechend gute Früchte erzielt werden; aber sie sind noch zu zählen, und die älteren Stadtbibliotheken werden meist nur von Gelehrten besucht. Im Schaufenster der spärlichen Buchläden liegen durchweg nur religiöse Werke und Romane verwandter Tendenz auf. Die Theatersaison ist in der Kleinstadt mehr oder weniger kurz, wenn hier überhaupt von einer solchen Saison die Rede sein kann. Dann aber bietet das moderne Repertoire des Guten, sittlich Erfrischenden, geistig Bildenden wenig. Von dem Wirken eines Liebhabertheaters ist aus der französischen Kleinstadt selten oder nie zu berichten. Hinsichtlich der Kunstbildung ist der Kleinstädter meist auf eine Galerie angewiesen, in der das Mittelmäßige und geistig Gehaltlose überwiegt. Noch nicht besonders zahlreich, wenn auch in der Zahl stät im Wachsen begriffen, sind die kleinstädtischen Musik-, Gesang- und Turnvereine, lauter Stiftungen, die mit ihrem Massenverkehr für die Aufklärung nur fördernd wirken können.

Die kleinstädtische Lokalpresse ist meist in den Händen von Leuten, welche entweder den alten reactionären Philisterschlendrian

Digitized by Google

gehen oder den Wechsel der Dinge nur insoweit beherzigen, als es sich mit dem Meinungsfortschritt ihrer Abonnenten verträgt. Die ein-, höchstens zweimal wöchentlich erscheinende Ortszeitung hat gewöhnlich ein ganz anständiges Alter und warf ihre Nachtlichtstrahlen möglicherweise schon zur Zeit der Restauration oder des Julikönigthums. Vor mir liegt eine Nummer des 67sten Jahrgangs einer solchen. Das Programm umfaßt einen Leitartikel, Kammer-, Provinzial- und Lokal-Nachrichten, Variétés, d. h. Aufsätze über dies und das, eine Börsencourasliste, einen Eisenbahnfahrtenplan, ein Feuilleton und Anzeigen. Der Leitartikel ist im besten Falle eine die politische Betrachtung ausschließende trockene Darlegung von Thatsachen. Häufig aber wird darin der Pferdefuß des Rückschrittsteufels sichtbar, und wo der moderne Geist bei der Land- und Stadtbevölkerung in den alten Wehrdamm des Thron- und Kirchengclaubens noch nicht Bresche geschlagen hat, macht sich in dem Lokalblatte unerfroren die reactionäre Betrachtung geltend. Ein bezeichnendes Bindemittel enthält der Inseratentheil des Blattes in den Gerichtsanzeigen; die Vortheilsberechnung erweist sich auch der bis daher nicht immer regierungsfreundlich gesinnten Justizbehörde gegenüber als eine starke Bremse. In mancher Kleinstadt begründeten wohl Anhänger des neuen Regimes ein neues Blatt; allein dasselbe sucht um der lieben Existenzmittel willen leider häufig es auch Leuten recht zu machen, deren Lehren dem Fortschritt und der Aufklärung Hohn sprechen. Dagegen zeigen sich die Widersacher der bestehenden Ordnung aller Orten auf dem Preßgebiete in ihrem wahren Lichte, von imponirender Grobheit und Unverschämtheit, wo es gilt, einem verhaßten Gegner nach alter Jesuitenweise etwas anzuhaben. Dabei ist die Zahl ihrer Colporteure Legion: überall, wo sich Leute zusammenfinden, am Bahnhofe, im Wirthshause, auf dem Markte preisen Männer und Weiber aus dem Volke die saubere Preßwaare an. Wenn trotzdem das Licht der Erkenntniß in den Kleinstadtkreisen beständig an Stärke und Ausbreitung gewinnt, so ist das zum Theil wohl auch dem schroffen Auftreten der klerikalen Partei, vornehmlich aber doch dem Wirken der Blätter zuzuschreiben, die von der Landeshauptstadt und anderen Großstädten aus tagtäglich dem Kleinstädter zugehen und ihm ein ebenso billiges als wirksames Erkennungsmittel an die Hand geben, wie es im Verein mit der in Aussicht zu nehmenden neuen Schulbildung, sowie besonders auch dem nicht hoch genug in Anschlag zu bringenden Begründen höherer Töchterschulen über kurz oder lang den vielköpfigen Drachen der Finsterniß glorreich zu Falle bringen muß.

Notizen.

Auf friedlichem Wege. Ein Vorschlag zur Lösung der socialen Frage. Von Michael Flürscheim. Baden-Baden, Oscar Sommermayer.

Unter diesem vielversprechenden Titel vertritt der Verfasser die Anschauung, daß die sociale Frage nicht eine Frage des Kapitals und der Arbeit, sondern eine gemeinsame Sache dieser Beiden gegenüber dem Grundeigenthum sei. Hierbei reiht er richtigerweise unter die Grundeigenthümer auch die Hypothekargläubiger aller Art ein und betrachtet diese als bevorzugte Theilhaber des eigentlichen Besitzers. Alles Vermögen könne dauernd nur im Boden fixirt werden; der Kapitalist, der dies übersehe, gehe erfahrungsgemäß zu Grunde. Darum sociales Heilmittel: Verstaatlichung von Grund und Boden mit Verpachtung (nicht Staatsbetrieb); und zwar die Verstaatlichung — hier kommt der friedliche Weg — durch Ablösung der Rente mit Pfandbriefen, die etwa zu 3% in 37 Jahren zu amortisiren wären. Nach diesem Termin kämen wir zum Dorado des schuldenfreien Staatseigenthums an allem Grund und Boden, der einzigen Steuer mit einfachster Einhebung (beim Pachtschilling), des tiefgesunkenen Zinsfußes ꝛc. ꝛc.

Die vorliegende Schrift basirt vielfach auf Henry Georges rasch berühmt gewordenem Buche „Progress and Poverty", einem Werke, das von einem englisch Denkenden für Engländer geschrieben wurde. Das ist wohl zu beachten. Die heutige sociale Frage ist freilich überall die gleiche: der Gegensatz zwischen unserem Bewußtsein, welches die individuelle Freiheit im vollen Maß recipirt hat, einerseis — und der thatsächlichen Unfreiheit, welche durch die Besitzverhältnisse begründet ist, anderseits. Aber diese sociale Frage findet in jeder Nation anderen Ausdruck, je nachdem die gesellschaftlichen Gestaltungen den Widerspruch auf diesem oder jenem Punkte schärfer entwickelt haben. So ist in England die Bodenfrage, in Frankreich die Frage der staatlichen Administration, in Deutschland die industrielle Arbeiterfrage zur Hauptfrage geworden. Kann nun z. B. der Engländer verstehen, daß das ursprüngliche Ziel der Pariser Commune Erreichung der Gemeinde-Autonomie war?! Ebenso wenig wird der Deutsche heute daran glauben können, daß der Bodenbesitz seine sociale Frage ist. So lange noch der Bauernstand so zahlreiche selbständige Existenzen aufweist, ist eine Lösung der socialen Frage, die auf den Voraussetzungen des Farmerthums basirt, nicht nur für eine Agitation ungeeignet, sondern auch wirklich unzulänglich. Zudem ist die ganze Frage verändert, wenn der Pfandbrief- und Obligationenbesitzer, ja z. B. selbst der Hypothekendarlehen gebende Wucherer aus dem „mobilen Kapital" ausgeschieden und zum Grundeigenthum rangirt wird. Wenn der Verfasser derart den theoretischen Begriff des „Kapitals" fixirt, ist dieses Kapital durchaus nicht identisch mit dem, was heute im Gegensatz zur Arbeit das Kapital genannt wird. Seine Aufforderung an das letztere, sich mit der Arbeit gegen das Grundeigenthum zu vereinigen, müßte Fiasco machen, weil das heutige Kapital eben größtentheils verstecktes Grundeigenthum ist, also gegen sich selbst kämpfen sollte! Was aber den „friedlichen Weg" betrifft, so scheint es sehr zweifelhaft, ob die heutigen Grundbesitzer sich geduldig eine 37jährige dreiprocentige Rente an Stelle einer „ewigen" vierprocentigen octroyiren ließen. Wir stimmen mit dem Verfasser überein, daß es „im Interesse aller Besitzenden liegt, die Hand zur großen Reform zu reichen" — aber zur Reform, die nicht blos einen Theil, sondern das Ganze umfaßt. Die Lehren der Geschichte lassen uns freilich wenig von der Opferwilligkeit derjenigen hoffen, die von ihrem Rechte auf die gesellschaftliche Herrschaft durchdrungen sind. Darum ist jeder Versuch, mit der mächtigen Waffe des Zweifels an diesem Rechte unter die Herrschenden zu treten, des Dankes werth; in dieser Richtung ist auch das vorliegende Buch sehr wirksam. Viele Detailschilderungen, so der wiederholte Nachweis, daß Uebervölkerung und Ueberproduction als gleichzeitige Erscheinungen nur auf die sinnwidrigsten gesellschaftlichen Einrichtungen zurückzuführen sind, verdienen die vollste Beachtung.

O. W—r.

* * *

Dilettantenspiegel. Travestie nach Horazens Epistel an die Pisonen von Fritz Mauthner. Dresden, Heinrich Minden.

Es war ganz zeitgemäß und ein hübscher Gedanke, die ars poëtica des alten Flaccus, die oft übersetzte, zum Besten aller schriftstellernden Dilettanten und dilettantischen Schriftsteller in modernen Versen und mit modernen Anzüglichkeiten zu travestiren, und Fritz Mauthner war ganz der geeignete Mann für solch ein Unternehmen. Er hat es denn auch mit viel Geschick, gutem Humor und manch treffendem satirischen Seitenhieb zu Ende gebracht und dem „lieben Fräulein" seine Meinung über moderne Versemacher und über die zu einem regelrechten Kunstwerk erforderlichen Ingredienzien recht deutlich gesagt, wobei das lateinische Original nie außer Acht gelassen ist und besonders dessen bekanntere Hauptstellen markant wiedergegeben sind. Alles in Allem ein ganz unterhaltendes Büchlein. Beigegeben ist der Travestie die Uebersetzung Gottscheds zum Vergleiche, während wir lieber die Wieland'sche an deren Stelle gesehen hätten, wenn auch der Verfasser fürchtete, diese möchte seine eigene Arbeit verdunkeln.

T—n.

* * *

Römische Aquarelle von Gräfin M. Keyserlingk. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Ob die Zahl der schriftstellernden Frauen die der Männer wohl schon erreicht hat? — Die vorliegenden zwei Novellen — denn Novellen sollen es doch wohl sein, wenn auch auf eine dürftige Handlung eine Abundantia von Beschreibung kommt, besonders in der zweiten, wo man schier daran verzweifelt, noch Handlung zu erfahren — gehören zu denjenigen, denen sich nichts besonders Rühmliches und nichts besonders

Digitized by Google

Tadelnswerthes nachsagen läßt. Sie hätten eben recht gut ungeschrieben bleiben können und rechnen zum durchschnittlichen Mittelgut der Leihbibliothekenwaare. Längst Bekanntes und oft Beschriebenes wird wieder beschrieben und wieder erzählt, ohne durch individuelle Färbung zu fesseln oder zu reizen. Den römischen Carneval haben wir nun doch wahrhaftig oft genug und besser beschrieben gelesen als hier! Und wo ist eine Spur von Originalität in den Fabeln? Eigenthümlich möchte es wohl einzig und allein berühren, daß in der Novelle „Die Signora" der Bandit, da er zum ehrlichen Gutsverwalter wird, von der Polizei so ganz und gar unbehelligt gelassen wird. So naiv war selbst die päpstliche Justiz im weiland Kirchenstaat nicht! T—n.

* * *

Neue Lebensmärchen von Alfred Friedmann. Wien, Hugo Engel.

Das vorliegende Buch bildet den achten Band der vom Verfasser herausgegebenen „Bibliothek für Ost und West", in der bereits Bücher von Bauernfeld, v. d. Traun, Nordau, Groß ꝛc. erschienen sind. Es enthält vier größere Novellen und eine Anzahl von kleinen Geschichten, Skizzen und Plaudereien und bietet manches Interessante und Lesenswerthe. Unter den kurzen Sachen dürfen neben der „Bretonischen Legende" besonders die Aufsätze „Der Verfaßte" und „Die Revolution der Bücher" als gelungen bezeichnet werden. Unter den Novellen fesselt „Der Schein trügt" durch Originalität und düstres Colorit; „Die Zitherspielerin" soll das Schicksal eines unehelichen Kindes schildern, enthält aber neben hübschen Einzelheiten und lebensgetreuen Details auch manche Uebertreibung. Humorvoll ist die Novelle „Der Venus-Durchgang". Doch ist die Novelle im Hinblick auf die nicht allzu complicirte Handlung zu sehr mit wissenschaftlichem Detail überladen, was ihrer Wirkung Eintrag thut. T—n.

Offene Briefe und Antworten.

Romeo und Julia und das „germanische Liebesideal".

Den zahlreichen Commentaren, die über Romeo und Julia bereits existiren, hat H. Bulthaupt in seiner „Dramaturgie der Klassiker" einen von exquisiter Beschaffenheit hinzugefügt. Es dürfte sich verlohnen demselben einige Worte der Abwehr entgegenzusetzen und dies umsomehr, als das sonst verdienstliche, auch in der „Gegenwart" bereits gewürdigte Buch sich einer Anerkennung erfreut, die ich ihm auch meinerseits, trotz meines Widerspruchs gegen die in ihm enthaltene Auffassung der Liebe, nicht schmälern will. Die volle Zornesschale, die Bulthaupt über Romeo und Julia ausgießt, wird im Namen des deutschen Genius entleert, der aber solche unstatthafte Glorificirung abzulehnen alle Ursache hat. Die Liebe des Romeo soll nämlich, Bulthaupt zufolge, durchaus nur eine auf das erste Anschauen gegründete, lediglich sinnliche Leidenschaft, nichts weniger wie ein „germanisches Liebesideal" sein, „das, wie sinnlich es auch immer sein mag, doch auch eine ethische Beimischung, Bestand und Treue, verlangt und die gegenseitige Anziehungskraft nicht nur aus der körperlichen Wohlgestalt, sondern auch aus sittlichen Vorzügen, die sich zu ergänzen im Stande sind, resultirt". Das Hauptgewicht legt Bulthaupt dabei darauf, daß Julia die zweite Liebe des schwachen, haltlosen Romeo sei. Denn im Kunstwerk, dessen oberstes Princip eben die Oekonomie d. h. die Beschränkung auf das Wesentliche sei, bedeute die Zweiheit schon die Vielheit. Bei Romeo jage eine Liebe mit unheimlicher Schnelligkeit die andere. Daraus folge, Romeo liebe nicht sowohl Julia als in Julia nur das Weib, das Geschlecht. Wie schwach es mit diesem letzteren Argument bestellt ist, leuchtet wohl von selbst ein. Es entspricht der Natur der Liebessehnsucht in beiden Geschlechtern, besonders aber im männlichen, daß sie, ehe sie sich auf ihren Gegenstand fixirt, suchend und sich selbst täuschend umherschwärmt. Dies Grundverhältniß, das sich in Romeos Rosalindenschwärmerei, ehe er in Julia den Gegenstand einer vertieften Leidenschaft erfaßt, abspiegelt, unter Berufung auf das Gesetz der Kunst-Oekonomie dahin auslegen d. h. verzerren, daß die Zweiheit symbolisch für Vielheit zu setzen sei und Shakespeare dann dahin interpretiren, daß er „ausgehend von dem lediglich sinnlichen Charakter dieser Liebe die furchtbare, verblendende Gewalt habe zeichnen wollen, die sie über alle Menschen zu üben vermöge" — muß geradezu als eine Gewaltthat in der Interpretation und Kritik bezeichnet werden. Bulthaupt meint ferner, die gegenseitige Anziehungskraft resultire bei Romeo und Julia „nur aus der körperlichen Wohlgestalt, nicht auch aus sittlichen Vorzügen", während doch ein Liebespaar in der körperlichen Wohlgestalt des geliebten Gegenstandes stets die Spiegelung der gesammten geistigen und sittlichen Ausstattung mitgenießt, im Genuß der „körperlichen Wohlgestalt" eines flammenden oder schmelzenden Auges unmittelbar in die Seele hinabtaucht und dies Verhältniß nur unter einem Gesichtspunkt eine Ausnahme erfährt, für die hier in Bezug auf Romeo den Beweis zu führen nur durch die vorhin erwähnte, unstatthafte und haltlose Auslegung seiner Schwärmerei für Rosalinden der Versuch gemacht worden ist. Die „ethische Beimischung", die Bulthaupt in dem Gefühl Romeos für Julia mit Unrecht vermißt, entgeht dem Liebesgefühl nämlich allerdings dann, wenn es den Gegenstand seines Verlangens unter dem Gesichtswinkel des ausschließlich — wohlgemerkt! des ausschließlich — geschlechtlichen Wohlgefallens auffaßt. Das Vorbild hierfür bildet das Sexual-Verhalten in der Thierwelt und eben deshalb ist diese Art des Liebesgefühls im Menschen — und sei sie durch leidenschaftliche Gluth noch so glänzend gefärbt und die Ursprungsstelle noch so flammender poetischer Ergüsse — keine echt menschliche d. h. keine wahre mehr. Das Liebesgefühl sinkt in diesem Fall auf das Niveau des specifisch Thierischen herab. Das Sexual-Verhalten in der Thierwelt ist ausnahmslos charakterisirt durch das Princip der Vergewaltigung und ein Aehnliches, nur auf das geistige Gebiet übertragen, findet sich demnach auch in dem entsprechenden menschlichen Gefühl d. h. da, wo ihm die ethische Beimischung entgeht, wo es ohne sittlichen Gehalt auftritt. Es documentirt sich als die Unfähigkeit dem Gegenstand des Verlangens auch dann zu entsagen, wenn demselben aus der begehrten Vereinigung ein Leid, ein Unheil zu erwachsen droht. Die Entsagungsunfähigkeit vergewaltigt stets in den verschiedensten Formen — von der schwersten bis zur leichtesten — den geliebten Gegenstand, indem sie ihn sich selbst unterordnet, seine Schädigung, seine Gefährdung geringer anschlägt wie die Freude an seinem Besitz, die Lust mit ihm vereinigt zu sein. Das Princip bleibt Eins, wie harmlos naiv es auch auf seiner untersten, noch gedankenlos spielenden Stufe, wie brutal es in seiner äußersten Steigerung auftritt. In letzter Instanz beruhen die hier berührten Wesensunterschiede darauf, daß das Thier seine Geschlechtsempfindung lediglich auf die unmittelbare Befriedigung des persönlichen Bedürfnisses, resp. der Nothdurft richtet, womit denn (ebenso wie beim Menschen, nur bei diesem in mannichfacheren Formen) immer das Princip der Vergewaltigung im Interesse dieses Bedürfnisses gesetzt ist, während der Mensch sich zur Idealbildung d. h. zum interesselosen, das Schöne erfassenden Gefallen erheben kann, woraus ihm der Drang und die sittliche Kraft zufließt, dem Gegenstand seines Gefallens, seinem lebenden Ideal, zu entsagen, wenn er nur dadurch seine Liebe — die Bestätigung, daß er ihn zum Ideal erhoben — bethätigen kann.

Was Romeo betrifft, um auf diesen noch einmal zurückzukommen, so kann das Bulthaupt ja übrigens ohne Weiteres zugegeben werden, daß er nicht vorwiegend männlich und charakterfest erscheint. Jedenfalls ist er kein gesetzter Liebender, der „den letzten Rest von Besonnenheit" auch in der Extase immer noch festhält, der immer noch Ueberlegung zu üben vermag. Aber schmälert das die Echtheit, den idealen Werth seines Liebesgefühls? Herrn Bulthaupt scheint ein solches Verhalten für das germanische Liebesideal allerdings durchaus unerläßlich zu sein. Ihm erscheint die ganze Auffassung der Liebe Romeos und Julias als Liebesideal, als unreife Phrase, er zieht dabei gegen Bodenstedt und Andere zu Felde — uns erscheint die seinige als ein Zwitter von doctrinärer Befangenheit und Philisterthum, vor dem wir vor Allem das hohe Gebiet der Ethik in ihrer Anwendung auf das weltbeherrschende Gefühl behütet sehen möchten. Julius Duboc.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12
Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Franz Otto:

Wunderglaube
und
Wirklichkeit.
Seltsame Erscheinungen
in der Tier- und Menschenwelt.
Mit 180 Text-Abbildungen und Titelbild.
Geheftet ℳ 6.50. Eleg. gebunden ℳ 8.—
Die Reichhaltigkeit des Inhaltes erhellt aus dem Register, welches die im Werke besprochenen 1800 Gegenstände aufführt.
Verlag: OTTO SPAMER, Leipzig und Berlin.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Statistische Studien
über die
Bewährung der Actiengesellschaften
von
Dr. phil. R. van der Borght.
Preis: 8 Mark.

Die Theorie des Geldes.
Kritische Untersuchungen
von Dr. Richard Hildebrand,
Professor der politischen Oekonomie an der Universität Graz.
Preis: 3 Mark 20 Pf.

Verlag: Otto Spamer in Leipzig und Berlin.

Mit dem soeben erschienenen achten Bande liegt vollständig vor die zweite, bis zur Gegenwart fortgeführte Auflage von:

Illustrirte
Weltgeschichte.

Begründet von Held u. Corvin, fortgeführt von L. F. Dieffenbach, Prof. Dr. G. Diestel, Prof. Dr. O. Kämmel, Dr. E. Lammert, J. G. Vogt, Gymn.-Direktor Dr. B. Volz ꝛc. Mit über 2500 Abbildungen, Tontafeln, Karten ꝛc. In vier Ausgaben beziehbar: 1) In 142 Lieferungen à 50 Pf. = 30 kr. 2) In 24 Lieferungen à 3 ℳ = 1 fl. 80 kr. 3) In acht Bänden geheftet. 4) In acht Bänden, in Halbfranz gebunden.

= Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen. =

Volksthümliches Prachtwerk.

Soeben erschien:
REVANCHE! Bilder aus Paris
von Otto Röse. 8. XX u. 341 S.
Berlin.
Verlag von Robert Oppenheim.

Der
Naturgenuß
Ein Beitrag zur Glückseligkeitslehre.
Von
Hieronymus Lorm.
Vornehme Ausstattung (Prochaska's „Salon-Bibliothek") brosch. M. 2.50, geb. M. 3.—.
Neu! [Im Buchhandel!

Soeben erschien bei H. Le Soudier in Leipzig und Paris. — Preis 1 ℳ 80 ₰.
Heinrich Heine
Von Madame
C. Jaubert.
Erinnerungen aus den letzten 20 Jahren seines Lebens.
Autorisirte Uebersetzung von L. Welter. Vorräthig oder zu beziehen in allen Buchhandlungen.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)
Soeben erschien:
Rau, Albrecht, Die Theorien der modernen Chemie. III. Heft. (Schluss.) Die Entwicklung der modernen Chemie. Neue Folge. gr. 8. geh. Preis 7 ℳ.
Früher erschienen:
I. Heft. Die Grundlagen der modernen Chemie. Preis 2 ℳ 40 ₰.
II. Heft. Die Entwicklung der modernen Chemie. Preis 3 ℳ 60 ₰.

Bad Reinerz.
Klimatischer Gebirgs-Kurort, Brunnen-, Molken- u. Bade-Anstalt, in der Grafschaft Glatz, Pr.-Schlesien. Saisondauer. Anfang Mai – Ende Oktober.
Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, Kehlkopfleiden, chronische Tuberkulose, Lungenemphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes. Blutmangel, Bleichsucht u. s. w. sowie der hysterischen und Frauenkrankheiten, welche daraus entstehen. Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und Wochenbetten, nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Skrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, konstitutionelle Syphilis. Empfohlen für Rekonvaleszenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

der Methode Toussaint-Langenscheidt.

Unterrichts-Briefe nach
Alt-Griechisch. 36 Bfe. cpl. ℳ 16.—
Lateinisch. 40 Bfe. cpl. ℳ 16.—
Russisch. 36 Bfe. cpl. ℳ 16.—
Portugiesisch. 20 Bfe. cpl. ℳ 10.—
Einzelne Briefe 50 Pfg.
Selbststudium fremder Sprachen.
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.
Italienisch. 40 Bfe. cpl. ℳ 16.—
Dänisch. 20 Bfe. cpl. ℳ 10.—
Schwedisch. 20 Bfe. cpl. ℳ 10.—
Spanisch. 40 Bfe. cpl. ℳ 16.—
Holländisch. 20 Bfe. cpl. ℳ 10.—
Probe-Briefe und Prospekte gratis.
Verlag von E. L. Morgenstern in Leipzig.

Verlag von Otto Spamer
in Leipzig und Berlin.
Mitgabe für Frauen und Jungfrauen zur Sicherung und Verbreitung häuslichen Wohlstands und Komforts.
Buch der Hausfrau.
Dritte völlig umgearbeitete Auflage.
Mit 300 Text-, 5 Ton- und einem Buntbilde.
Preis:
Geheftet ℳ 9.50.
Elegant gebunden ℳ 12.—
(Auch in 19 Heften à 50 Pf. beziehbar.)
Prospekte überallhin gratis und portofrei.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.
Die vier Temperamente.
Lustspiel in fünf Akten von Lothar Clement.
IV, 155 S. 8. geh. ℳ 3.—, eleg. geb. ℳ 4.—
Nach dem Urtheil eines namhaften Literaturhistorikers gleicht diese durchaus originale Dichtung voll Geist, Humor und Anmuth einem feinen, kunstvoll durchgeführten Schachspiel; die Züge der in meisterhafter Charakteristik gezeichneten Figuren auf dem dramatischen Schachbrett fesseln in steigendem Maße, wobei der geistreich pointirte, schlagende Dialog eine Lust für den Leser ist.

Gediegene Lektüre für Reise und Haus!
Max. Schmidt, Johannisnacht, broch. } je 14 Bg. à ℳ 2.
dto. Der Georgi-Thaler „
dto. Die Knappenlisl „
dto. Hochlandsbilder (ges. Werke Bd. I) 20 Bg. broch. ℳ 3.60, eleg. geb. ℳ 4.50.
Werthvoller Inhalt,
elegante Ausstattung, billiger Preis.
Vorrätig in allen Buchhandlungen.
Verlag von Georg D. W. Callwey in München.

Die Zonen des Geistes.
Aphorismen von
Moriz Jokai.
Vornehme Ausstattung (Prochaska's „Salon-Bibliothek") brosch. M. 2.50, geb. M. 3.—.
Neu! [Im Buchhandel.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 32. Berlin, den 9. August 1884. Band XXVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zwischen zwei Reichstagen. Von Friedrich Boettcher, M. d. R. — Der Panama-Kanal. Von Udo Brachvogel. — **Literatur und Kunst:** Die Cholera und die Furcht. Von Hermann Friedrichs. — Zur Diderot-Feier. Von Ludwig Geiger. — Zwei französische Schmähschriften über Deutschland. Von Adolph Kohut. — Die spanische Königsfamilie. Von Schmidt-Weißenfels. — **Aus der Hauptstadt:** Die beiden neuen Panoramen. Von A. L. — Inserate.

Zwischen zwei Reichstagen.

Von Friedrich Boettcher, M. d. R.

Das Sprichwort von der „stillen Jahreszeit" hat in diesem Sommer kein Recht in Deutschland. Zwar voraussichtlich erst gegen Ende October wird unser Volk an die Wahlurne gerufen werden, aber längst rüsten sich aller Enden die Parteien zum Kampfe. Von einer stets wachsenden Gleichgültigkeit der Nation gegenüber ihrer Vertretung, wie sie Viele beobachtet haben wollten, ist nichts zu spüren. Im Gegentheil, mehr als je bekundet sich die erfreuliche Thatsache, daß der Reichstag recht eigentlich der Mittelpunkt unseres ganzen öffentlichen Lebens geworden ist.

Wohl mag er im Verlaufe der jetzt zu Ende gehenden Legislaturperiode zuweilen Anlaß zu Besorgniß gegeben haben. Gleich nach den Wahlen war die Ansicht, daß ihn eine vorzeitige Auflösung treffen werde, ziemlich verbreitet, und sie ist später wiederholt aufgetreten. Patriotische und ehrlich constitutionell gesinnte Männer ließen sich zu dem verzweifelten Ausrufe hinreißen, daß von allen Institutionen unseres jungen Nationalstaates der Reichstag allein sich nicht bewährt habe, was dann Andere zu der kühnen Prophezeiung ermuthigte, daß unser ganzes Repräsentativsystem gar bald ein überwundener Standpunkt sein werde. Heute müssen derartig harte Urtheile ungerechtfertigt erscheinen. Von der gewaltigen Aufgabe, welche der deutschen Gesetzgebung durch die Botschaft vom 17. November 1881 gestellt ward, von jenen großen Maßregeln zur Verbesserung des Looses der arbeitenden Klassen sind die beiden ersten Theile, die Sicherstellung der industriellen Arbeiter gegen die ihnen aus Krankheit und aus Betriebsunfällen erwachsende wirthschaftliche Noth, ins Werk gerichtet worden. Im Vergleich zur Gesammtheit der socialpolitischen Reformen, welche unsere Zeit nicht allein in Bezug auf die Industrie, sondern mehr oder weniger dringlich auf allen wirthschaftlichen Gebieten erheischt, mag das gering erscheinen. In Wirklichkeit ist es das Bedeutsamste, was die Gesetzgebung irgend eines Culturstaates der Gegenwart geschaffen hat, durchaus geartet, die Frucht einer mehrjährigen Arbeit zu sein, und würdig, dieser Legislaturperiode die Bedeutung eines Ecksteines in unserer ferneren socialen Entwickelung zu sichern.

Trotzdem hat man Grund genug, zu prüfen, ob unser nationales Parlament so, wie es in diesen drei Jahren gestaltet war, wirklich in allen Stücken Dem entsprochen habe, was aus dem Wesen und den Interessen des Reiches heraus von ihm gefordert werden muß. Das Wahrzeichen dieses fünften deutschen Reichstages ist die Herrschaft des ultramontanen Centrums gewesen. Vor zehn Jahren würde Niemand an die Möglichkeit einer solchen Combination geglaubt haben; heute wird man auch als streng Nationalgesinnter keine unverzeihliche Ketzerei begehen, wenn man sich freut, sie drei Jahre hindurch verwirklicht gesehen zu haben. Denn ein glänzenderes Zeugniß für die Daseinsberechtigung und die Lebenskraft des Reiches ist nicht denkbar, als die Thatsache, daß eine Partei, welche sich ursprünglich unbestreitbar im Gegensatze zu dem Geiste dieses neuen Staatswesens gebildet hatte, der Weiterentwickelung desselben so wenig zu schaden, sie vielmehr in wesentlichen Punkten zu fördern in der Lage gewesen ist. Auch an dem Centrum hat sich eben die Macht des nationalen Gedankens bewährt. Nichtsdestoweniger aber hat sich gleichzeitig doch die Unhaltbarkeit jenes Standpunktes ergeben, von welchem aus das berufenste Regierungsorgan nach den letzten Wahlen das Centrum einlud, an die Stelle der nationalliberalen Partei zu treten. Das einigende Moment des Centrums ist ein doppeltes: in geringerem Grade der gemeinsame particularistische Zug, in stärkerem das Herrschaftsinteresse der römisch-katholischen Kirche. Den Particularismus mag das Reich bei seiner eigenthümlichen bundesstaatlichen Verfassung bis zu einem gewissen Punkte befriedigen können, den Ultramontanismus niemals. Das Centrum mag Männer von aufrichtigstem Patriotismus umfassen, — so lange es als ultramontane Partei besteht, kann es nicht eine zuverlässige Stütze der Reichspolitik sein.

Was soll es nützen, die wahre Sachlage zu verschleiern? Das Endziel jener Universalpolitik, welche in Deutschland durch das Centrum vertreten wird, ist eine Weltordnung, die ihre Normen im weitesten Umfange durch die römisch-katholische Kirche erhält. Das Streben nach diesem Ziele braucht keineswegs unvereinbar zu sein mit deutschem Nationalgefühl. Mancher Katholik mag sich das Heil der Welt und insbesondere seines Vaterlandes nicht anders vorstellen können. Der Gedanke, gegen die revolutionären Mächte Zuflucht zu suchen bei der ältesten und umfassendsten Institution, die wir auf Erden kennen, hat auch für tüchtige Köpfe viel Verlockendes, für schwärmerische Naturen jedenfalls etwas Berauschendes. Aber die Thatsache besteht, daß diese Weltanschauung sich im Widerspruch befindet mit dem modernen Princip der absoluten Souverainetät des nationalen Staates, daß insbesondere das deutsche Reich vermöge seiner historischen Entstehung und seiner confessionellen Verhältnisse der Einfügung in jene römisch-katholische Universalorganisation immerdar widerstreben muß. Aus diesem Grunde können die Interessen des Reichs und die der Centrumspartei niemals vollständig zusammenfallen; aus diesem Grunde wird eine zielbewußte Leitung des Centrums die Stellung desselben zu den Angelegenheiten unseres Staatswesens niemals ausschließlich durch die aus der

Digitized by Google

Sache selbst sich ergebenden Motive, sondern am letzten Ende immer durch die Rücksicht auf seine außerhalb der Reichssphäre liegenden Zwecke bestimmen lassen.

Sofort nach den Wahlen von 1881 lag es für Jeden, der sehen wollte, auf der Hand, daß, wenn eine solche Partei in der deutschen Volksvertretung die herrschende Position gewänne, der Gang der Reichspolitik gelähmt, zum mindesten der Sicherheit beraubt werden müßte. Und doch hat der Meister der parlamentarischen Diplomatie, Herr Windthorst, dem Centrum diese Position alsbald mit leichter Mühe zu verschaffen gewußt, wie er sie ihm denn auch noch am Schlusse der Legislaturperiode zu sichern versucht hat. Sein Antrag auf Abschaffung des sogen. Expatriirungsgesetzes wurde am 12. Januar 1882 mit 233 gegen 115 und abermals am 25. Juni 1884 mit 246 gegen 34 Stimmen angenommen. Die Bedeutung dieses Votums lag darin, daß es seitens der „deutschfreisinnigen" und der conservativen Parteien lediglich ein Ausfluß der Furcht vor dem Centrum war. Am Anfang der Legislaturperiode präsentirte Herr Windthorst einfach die Wechsel, die während der Wahlbewegung unterschrieben waren, und am Ende veranstaltete er eine Probe des Wohlverhaltens, welche für die Stellung seiner Gesinnungsgenossen zu den übrigen Parteien bei den bevorstehenden Wahlen maßgebend sein sollten.

Fast nur noch die Nationalliberalen haben bei diesem letzten Manöver seinen Drohungen zu trotzen gewagt. Wenn sie dafür vom Centrum als „unverbesserliche Culturkämpfer", als „Todfeinde der katholischen Kirche" gebrandmarkt wurden, so entsprach das zwar nicht der Wahrheit, konnte jedoch nach den Gepflogenheiten des Parteikampfs nicht als etwas Ungewöhnliches gelten. Alles Maß bisher erhörter Heuchelei aber überschritt die Fortschrittspartei, als sie, um ihre eigene Blöße zu verdecken, in die Verdrehungen des Centrums mit dem ganzen ihr in solchen Augenblicken eigenen Muthe der Schmähsucht einstimmte. Die nationalliberale Partei hat sich dadurch nicht beirren lassen. Von Anfang bis zu Ende hat sie die Ueberzeugung festgehalten, die Jeder, der die nöthige Unbefangenheit des Urtheils besitzt, theilen muß, daß jener Antrag Windthorst für die praktische Gestaltung der kirchenpolitischen Dinge gar keine Bedeutung haben konnte, daß sein einziger Zweck die Klarstellung und Befestigung der parlamentarischen Hegemonie des Centrums war. Zur Wiederherstellung eines ehrlichen Friedens zwischen Staat und Kirche unter thunlichster Milderung der Kampfmaßregeln hat die nationalliberale Partei sich laut genug bereit erklärt; die Herrschaft des Centrums aber anzuerkennen und zu fördern hat ihr nicht in den Sinn kommen können, vielmehr ist ihr nach wie vor die stete Bekämpfung derselben als ein hervorragendes Interesse des Reiches erschienen.

Bei der geringen Stimmenzahl indeß, über welche die Nationalliberalen verfügten, hatte das Centrum in diesem Reichstage an unbesiegbarer Feindschaft nicht viel zu fürchten. Noch mehr: jene merkwürdige Gunst der Umstände, welche in der vorigen Legislaturperiode dem Reichskanzler die Bildung einer doppelten Majorität ermöglicht hatte, war in der gegenwärtigen auf die klerikale Partei übergegangen. Verstärkt durch ihre polnischen und elsaß-lothringischen Anhängsel konnte sie bald mit den Conservativen, bald mit den „Freisinnigen" nebst Volkspartei und Socialdemokraten eine Mehrheit zu Stande bringen. Und man weiß, wie oft und rücksichtslos diese Gelegenheit zu einer Politik à deux mains ausgebeutet worden ist. Nicht selten schien es, als seien die Geschicke des Reiches in das Belieben des Herrn Windthorst gestellt. Bei der Verlängerung des Socialistengesetzes liefen in der That alle Fäden jener widerlichen, von „Freisinnigen" und Ultramontanen aufgeführten Komödie in seiner Hand zusammen, und wiederum bei der Dampfersubventionsfrage war er die eigentliche Seele jener Verschleppungstaktik, welche die von Regierung und Volk gewollte Entscheidung hintertrieb.

Kann man eine Fortdauer dieses Zustandes für wünschenswerth halten? Glaubt man z. B., daß, wenn in dem künftigen Reichstage die Militärfrage von Neuem auftritt, ein von der ultramontanen Partei beherrschtes Parlament für die Erhaltung unserer nationalen Wehrkraft ein zweifellos sicherer Hort sein würde? Von selbst ergibt sich die Erkenntniß, daß hier Wandel geschaffen werden muß. Und auch die Richtung, in welcher dies zu geschehen hat, liegt in den Thatsachen deutlich genug vorgezeichnet. Unserem leitenden Staatsmanne ist das Parteiwesen ein Gräuel, aber es auszurotten wird er schwerlich für möglich halten. Auch der Gedanke einer einfachen Zweitheilung in Regierungspartei und Opposition wird in Deutschland unter der Nachwirkung unserer eigenthümlichen geschichtlichen Entwickelung und bei den tiefgewurzelten individualistischen Neigungen unseres Volkes auf absehbare Zeit hinaus immer ein frommer Wunsch bleiben. Einstweilen wird man sich an die bestehenden Parteiformationen halten und froh sein müssen, wenn die Absonderungssucht nicht noch immer neue Blüthen treibt, wie dies bekanntlich jüngst in Bayern ganz nutzlos der Fall gewesen ist. Von den bestehenden Parteien aber sind es nur die conservativen und die nationalliberale, von denen unter den obwaltenden Umständen eine grundsätzliche und generelle Verständigung mit der Reichsregierung erwartet werden kann. Die Expansionsfähigkeit der conservativen Parteien nun hatte schon im vorigen Reichstage die Grenze erreicht, welche erheblich zu überschreiten sie nicht hoffen können. Dagegen sind die Nationalliberalen bei den letzten Wahlen wohl auf dem niedrigsten Stande angelangt, der sich überhaupt jemals befürchten läßt; von 152 Mitgliedern in ihrer besten Zeit sind sie auf 45 herabgesunken. Darin liegt der Fingerzeig, in welcher Richtung die Hebel angesetzt werden müssen, wenn man nicht etwa die nationalliberale Partei rundweg für aussichtslos, für todt hält.

Ihre Gegner haben dies Letztere seit Jahren behauptet, um immer aufs Neue von den Thatsachen Lügen gestraft zu werden. Schon der Widerstand, welchen die so arg zusammengeschmolzene nationalliberale Reichstagsfraction bis auf den letzten Augenblick und fast ganz verlassen dem Centrum geleistet hat, sowie der Aufwand von Kraft, mit welchem sie von diesem bekämpft wird, zeugen für ihre ungebrochene Lebensfähigkeit; weit eindringlicher aber noch redet der allgemeine begeisterte Aufschwung der nationalliberalen Partei im Lande. Nichts Künstliches ist an dieser Bewegung; wie mit Naturgewalt ist sie hervorgegangen aus der Mißstimmung, aus dem Zorne weiter Schichten unseres Bürgerthums über die trostlose Unfruchtbarkeit des „fortgeschrittenen" Liberalismus und mehr noch über seine systematische Opposition gegen die Politik des Fürsten Bismarck, sowie den würdelosen Ton, in welchem diese Opposition nicht selten gemacht wird. Die Vereinigung der früheren Secessionisten mit der Partei des Herrn Eugen Richter hat die lange zurückgehaltene Gährung zum vollen Ausbruch kommen lassen. Zugleich ist dadurch die nationalliberale Partei von jeder Rücksicht auf die alten Freunde entbunden worden. Von dem Losungswort der „Solidarität der liberalen Interessen", welches bei den letzten Wahlen der radicalen Linken so trefflich zu Statten gekommen ist, kann keine Rede mehr sein. Wo es gilt, verfassungsmäßige Rechte und Freiheiten des Volkes zu vertheidigen, macht sich diese Solidarität von selbst geltend; wo es sich aber um die wichtigste positive Arbeit der Gegenwart, um die Socialreform handelt, da hat, wie Herr Richter im Reichstage treffend bemerkte, die Entscheidung über das Unfallversicherungsgesetz zwischen den Nationalliberalen und den „Freisinnigen" eine Kluft befestigt, welche jede wirkliche Gemeinsamkeit aufhebt. Es ist nicht anders: die bevorstehenden Wahlen werden in erster Linie darüber zu entscheiden haben, ob jener große Theil des deutschen Volkes, der von Alters her auf dem Boden der liberalen Grundsätze steht, die praktische Politik in der Richtung eines von vorn herein feststehenden Gegensatzes zu den Bismarck'schen Plänen oder einer freundlichen Verständigung mit denselben geführt werden soll. Auf der Ueberzeugung, daß die Strömung der Geister sich überwiegend in der letzteren Richtung bewegt, beruht die Hoffnung auf ein beträchtliches Wiederanwachsen der nationalliberalen Fraction im Reichstage.

Wird diese Hoffnung durch den Erfolg bestätigt, so ist die selbstverständliche Aufgabe die Wiederherstellung jener national-

Digitized by Google

liberal-conservativen Majorität, welche einst für die Gesetzgebung so fruchtbringend gewesen ist. Möglich, wahrscheinlich sogar, daß dies nicht im ersten Anlaufe gelingt; es genügt, wenn die bevorstehenden Wahlen eine unzweideutige, kräftige Directive geben. Außer dem Wahlerfolge selbst aber ist noch eine andere Vorbedingung zu erfüllen: die Conservativen werden auf die Verfolgung reactionärer Wünsche, welche mit den Grundlagen der bestehenden Reichsgesetzgebung schlechtweg unvereinbar sind, und die Regierung wird auf die Versuche einer Beschränkung der parlamentarischen Rechte, wie wir sie wiederholt erlebt haben, für die Zukunft verzichten müssen. Nur dann wird der Boden geebnet sein für ein Vertrauensverhältniß, welches die Gewähr eines ersprießlichen gemeinsamen Schaffens bieten kann.

Der Panama-Kanal.*)

Von Udo Brachvogel.

Man wird sich wohl nicht irren, wenn man als den ersten weißen Mann, dem die Idee einer Vereinigung des atlantischen und pacifischen Oceans mittels Durchstechung der Landenge von Panama gekommen ist, den ersten weißen Mann überhaupt, jenen Vasco Nuñez de Balboa bezeichnet, welcher am 29. September 1513 vom Gipfel des Cerro Gorgona aus die beiden Weltmeere zu seinen Füßen sah. So nahe diese liegen — so naheliegend, so herausfordernd, so selbstverständlich erscheint die Idee, den schmalen, die beiden amerikanischen Contingente mehr trennenden als verknüpfenden isthmischen Landstreifen zu durchbrechen und zwischen den beiden Oceanen die ihnen von der Natur gewissermaßen escamotirte Verbindung auf künstlichem Wege herzustellen. Und richtig taucht sie auch in Gestalt eines regelrechten Kanal-Projects sofort auf, als die Spanier drei Jahre nach Balboas Entdeckung das in seinem Namen noch heute bestehende Panama**) auf der pacifischen Seite des Isthmus gegründet hatten und ihr Handel mit der Westküste Südamerikas seinen Weg über diesen letzteren zu nehmen begann. Aber nicht nur an Ort und Stelle, am Madrider Hof selbst ward der Plan in Karls des Fünften Kronrath und später in dem Philipps des Zweiten lebhaft und mit solchem Erfolge erörtert, daß zu wiederholten Malen Fachleute entsendet wurden, um das Terrain zu untersuchen und dann aus eigener Anschauung dem Herrn der beiden Indien über das Für und Wider des Unternehmens Bericht zu erstatten. Es ist nicht von allen diesen Berichten überliefert worden, wie sie ausfielen. Wahrscheinlich aber stimmten sie mehr oder minder darin überein, daß sich einer fachmännischen Untersuchung und Durchforschung des Isthmus die auf den ersten Blick so einfach erscheinenden Bodenverhältnisse ungleich schwieriger und verwickelter darstellten, als der damalige Stand der Ingenieurkunst und ihrer Hülfsmittel es für ein derartiges Werk zur ersten Ausführungsbedingung machten. Wenigstens enthält ein noch an Karl den Fünften gerichtetes Gutachten Pascual de Andagoyas die folgenden deutlichen Worte: „Kein Fürst der Welt ist im Stande die Kosten eines solchen Unternehmens zu bestreiten, und nur ein Mann, der das Land selbst nicht kennt, hat Ew. Majestät einen solchen Plan anrathen können." Auch ist es eine Thatsache, daß man schon damals neben dem Isthmus von Panama die anderen mittelamerikanischen Land-Einengungen von Nicaragua und Tehuantepek als möglicherweise durchstichsfähig ins Auge faßte, und daß schon in der ersten Zeit der Regierung Philipps des Zweiten von vier Wegen die Rede war, auf denen sich eine Verbindung der beiden Oceane bewerkstelligen ließe. Aber schon während der späteren Regierungsjahre dieses „reichsten Mannes der Christenheit" wurde von dem großen Plan nichts mehr wieder gehört. Und da nach seinem Tode die Alleinherrschaft der mittel- und südamerikanischen Länder und Meere den Händen Spaniens mehr und mehr zu entgleiten begann, so kam dasselbe bald auch gar nicht mehr in die Versuchung, sich durch die Anlage eines neuen Weltwunders zu verewigen, das nicht nur unendlich kostspielig gewesen wäre, sondern dessen Nutzen es auch nicht einmal mehr allein einzuheimsen hoffen durfte.

Aber todt war darum der Gedanke einer von Menschenhand zu bewerkstelligenden Auseinanderreißung des amerikanischen Festlandes keineswegs. Ganz im Gegentheil — je mehr sich der Isthmus als ein Hinderniß des wachsenden Handels zwischen den Westgestaden der neuen Welt und den atlantischen Gebieten Amerikas und Europas erwies, um so lebhafter begann das Problem der Beseitigung dieses Hindernisses die Gemüther zu beschäftigen. Schon früher hatte man sich, wie wir gesehen, in Amerika selbst nach anderen Wegen für den den schmalen Leib des mittleren Continents zu durchschneiden bestimmten Kanal umgeschaut, als die von dem allerdings die größte Einschrumpfung dieses Welttheilleibes bildenden Isthmus von Panama gewissermaßen wie von selbst gebotenen. Und wie damals war es auch dieses Mal wieder in erster Reihe die etwa 354 englische Meilen weiter nördlich liegende Landenge von Nicaragua mit dem mitten in sie hineingebetteten und durch den San Juan-Fluß mit dem atlantischen Ocean verbundenen Nicaragua-See, welcher man sich zuwendete. Schon von den unter Karl dem Fünften und Philipp dem Zweiten von Madrid entsandten Ingenieuren war diese Landenge als das nächst dem Isthmus von Panama beachtenswertheste Terrain zur Anlage eines Central-Amerika durchschneidenden künstlichen Wasserweges empfohlen worden, später jedoch wieder in Vergessenheit gerathen. Nun griff man sie plötzlich als die von der Natur selbst zur Schaffung einer solchen Wasserstraße vorgezeichneten Route auf und ging ihr nicht nur mit Plänen und Entwürfen, sondern sogar mit allerlei praktischen Versuchen in unmittelbarer Weise zu Leibe. Der merkwürdigste und erfolgreichste dieser letzteren war der im Jahre 1788 von dem Prior des Klosters von Citora unternommene. Dieser Lesseps in der Kutte lieferte an der Spitze seiner indianischen Pfarrkinder mit Hülfe eines hier und da angebrachten Durchstichs den Beweis, daß in der Regenzeit kleine mit Lebensmitteln beladene Boote von der atlantischen Seite durch den San Juan in den Nicaragua-See, und aus diesem durch einen oder den andern seiner fast die pacifische Küste erreichenden Ausläufer nach dieser gelangen konnten. Von da an war die Nicaragua-Linie das Schlagwort in allen an einem interoceanischen Kanal interessirten Kreisen, bis endlich in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts nicht nur ein den vollständigen Kanalbau umfassender Plan Gestalt gewann, sondern auch das Londoner Haus Palmer u. Comp. sich bereit erklärte, die Ausführung desselben contractlich zu übernehmen. Und das in der unglaublich kurzen Zeit von 18 Monaten! So standen die Dinge, als das scheinbar bereits über jeden Zweifel sichergestellte Werk noch im letzten Augenblick wieder ins Stocken gerieth, um bald darauf ganz aufgegeben werden zu müssen.

Da aber der interoceanische Kanal nun einmal in der Luft lag, bedurfte es kurze Zeit nach dem Scheitern des Palmer'schen Nicaragua-Unternehmens nur einer geringen Anregung seitens der columbischen Regierung, um das halb verschollene Isthmus-Project wieder mit plötzlicher Macht in den Vordergrund zu drängen. Es geschah dies in den dreißiger Jahren. Da es aber der Regierung der südamerikanischen Republik Columbien, zu deren Gebiet die neugranadische Provinz Darien und der Isthmus

*) The Interoceanic Canal. By Count Ferdinand de Lesseps. New York, January 1880. — M. de Lesseps and his Canal. By Rear Admiral Daniel Ammen. New York, February 1880. — The Panama Canal. By Count Ferdinand de Lesseps. New York, July 1880. — Der Panama-Kanal. Von Dr. Hugo Zöller. Stuttgart 1882, W. Spemann.

**) Das erste, 1516 gegründete Panama lag vier Meilen nördlicher als das heutige. Von Pedraria Davilas zum Regierungsitz erhoben, war es während der spanischen Alleinherrschaft in Amerika einer der bedeutendsten Plätze der neuen Welt. Nachdem es 1670 von dem berühmten englischen Buccanier Sir Henry Morgan erobert und verbrannt worden, baute man das neue Panama dort auf, wo es heute steht.

Digitized by Google

von Panama noch gehören, weder gelang die nordamerikanische Republik der Vereinigten Staaten, noch England in dem zur Durchführung eines so gewaltigen internationalen Werkes nothwendigen Maße dafür zu interessiren, gedieh die Angelegenheit noch für weitere drei Jahrzehnte nicht über das Stadium des Projectes und der Speculation hinaus. Erst der unbestreitbare und unbestrittene Triumph, den Ferdinand v. Lesseps und das hinter ihm stehende Frankreich mit der Vollendung des Suez-Kanals feierten, setzte auch endlich die interoceanische Kanalfrage in entscheidender Weise auf die Tagesordnung. Vor allen Dingen erkannten endlich auch die Vereinigten Staaten, daß sie als Vormacht der neuen Welt nicht nur gegen sich, sondern auch gegen diese die Verpflichtung hätten, in der mit jedem Jahre zwingender werdenden Angelegenheit in einer Weise vorzugehen, die ihrem Vortheil wie ihrem Ansehn entspräche. Sie entsendeten im Jahre 1870 zwei Expeditionen, von denen die eine unter Capitain Schufeldt die nördlichste der vier besondern Land-Einengungen Mittelamerikas, den bereits zu Mexiko gehörenden Isthmus von Tehuantepek, die andere unter Commodore Selfridge den Isthmus von Panama im Hinblick auf die daselbst sich bietenden Möglichkeiten eines interoceanischen Durchstichs untersuchen und vermessen sollten. Die Nicaragua-Route, die in ihrer Einfachheit bereits durch frühere Pläne endgültig festgestellt war, bedurfte um so weniger einer neuen Exploration, als sie ohnehin in den Vereinigten Staaten von jeher ihre besonderen Fürsprecher gehabt hatte, und erst in den fünfziger Jahren durch eine eigene Expedition unter dem Oberst Childs aufs Gründlichste vermessen und bestimmt worden war. Während nun Capitain Schufeldt auf dem Isthmus von Tehuantepek nur eine, die directeste, etwa 120 englische Meilen lange Kanal-Route feststellte und sie der verhältnißmäßig geringen Schwierigkeiten, wie namentlich auch ihrer größeren Nähe an die Vereinigten Staaten halber seiner Regierung aufs Dringendste empfahl: vermaß Commodore Selfridge auf der Landenge von Panama im Lauf von achtzehn Monaten nicht weniger als vier verschiedene Linien. Dieselben boten jedoch alle so viele und so große natürliche Hindernisse*) dar, daß er nur einen fünften, südlichsten, schon über südamerikanischen Boden führenden und hier auf Benutzung des Atrato und seiner Nebenflüsse berechneten Weg für den einzig praktikabeln erklärte. Gewiß kein sehr zufriedenstellendes Resultat für die Anwälte und Fürsprecher der Panama-Route! Wenn man aber bedenkt, daß die nördlicheren Linien von Nicaragua und vollends die von Tehuantepek den Golfhäfen der Vereinigten Staaten um Hunderte von englischen Meilen näher liegen**), als das schon halb südamerikanische Panama, so kann eine derartige Parteilichkeit der Washingtoner officiellen Agenten für diese nördlicheren Linien ebenso wenig Wunder nehmen, wie das consequent ablehnende Verhalten der Washingtoner Regierung gegen die Panama-Linie und alle mit ihr zusammenhängenden Kanal-Projecte bis dahin Wunder nehmen konnte.

Sei dem indessen wie ihm sei! Das endlich gegebene Beispiel der Vereinigten Staaten trug gute Früchte — ja in Betracht der Stellung, welche diese Macht auf dem amerikanischen Continent einnimmt und der „noblesse-oblige"-Verpflichtungen, die ihr diese Machtstellung auferlegt, fast zu gute. Denn nachdem Amerika die Sache einmal in die Hand genommen, kostspielige Expeditionen ausgerüstet und an ein halbes Dutzend kanalfähige Routen vermessen hatte, erschien plötzlich, wie über Nacht — Europa, in keines Geringeren als des Kanalheros Lesseps Gestalt im Felde und, je nun — und fing einfach einen Panama-Kanal zu bauen an!

Sagen wir von vorneherein: Herr v. Lesseps und das auch dieses Mal hinter ihm stehende Frankreich haben Recht. Wenn die amerikanische Groß- und Vormacht der Vereinigten Staaten, welche selbstredend an einem Werke wie dieses das nächste Interesse und die nächste Verpflichtung hatten, die Situation derartig zu unterschätzen vermochten, daß eine europäische Unternehmung ihnen dabei zuvorkommen konnte, so ist diese letztere durchaus in ihrem Recht. Und das ganz abgesehen davon, ob von den möglichen Routen für einen interoceanischen Kanal die von Panama die schwierigste, kostspieligste und für Amerika selbst unwünschenswertheste sei oder nicht! Die Hauptsache ist, daß der Welthandel, für den die Ausführung dieses Werkes mehr und mehr ein Stück Lebensfrage wird, den Kanal bekommt. Alles Uebrige wird sich aber, weil es die ganze Welt ist, die ihren Antheil daran hat, später von selbst in das richtige Gleis schieben und fügen.

Wie der französische Kanal-Coup selbst ins Werk gesetzt wurde, ist noch erinnerlich. Der im Jahre 1875 in Paris abgehaltene „Internationale geographische Congreß" war lediglich in der Absicht inscenirt worden, dem Unternehmen die nöthige wissenschaftliche Grundlage zu geben. Die von Herrn v. Lesseps und seinen Anhängern befürwortete Panama-Route trug schließlich einen vollkommenen Sieg über die Nicaragua-Linie davon, die neben dem Isthmus von Tehuantepek von den Amerikanern empfohlen wurde. Der berühmte Geograph E. Reclus, der im Verein mit einem Herrn Wyse die Landenge von Darien genau durchforscht hatte, warf seine und seiner Untersuchungen ganze Autorität für Panama in die Wagschale, und unter einem wahren Ausbruch von Enthusiasmus wurde jene älteste transcontinentale Strecke, von deren höchstem Punkt aus dereinst Balboa als Erster die beiden Weltmeere erblickt hatte, als die neue interoceanische Kanal-Route proclamirt. In Kurzem hatte sich eine Gesellschaft gebildet, an deren Spitze Lesseps mit der Erklärung trat, daß er sich demnächst an Ort und Stelle begeben würde, um die letzten und genauesten Untersuchungen daselbst mit einem Stabe bewährter Ingenieure vorzunehmen. Diese Reise, die ihrer Zeit und nicht am wenigsten in Amerika bedeutendes Aufsehen machte, wurde Ende des Jahres 1879 angetreten und führte zu einem mehrmonatlichen Aufenthalt auf dem Isthmus. Auf der Rückreise berührte der Suez-Triumphator mit den mehr oder minder vollständigen Panama-Plänen in der Tasche New-York, wo er im Frühjahr 1880 persönlich die schmeichelhafteste, geschäftlich aber nur eine zweifelhafte Aufnahme fand. Um so glänzender sollte er für die letztere in Frankreich entschädigt werden, als er kurz danach dort wieder eintraf. So glänzend, daß er und die neue Kanalgesellschaft es getrost wagen konnten, noch im December desselben Jahres ihre Actiensubscription aufzulegen. Der Erfolg, mit dem es geschah, sollte beweisen, daß die Franzosen ihrem Lesseps gegenüber keine leeren Worte gemacht hatten. In kürzester Frist waren 590,000 Actien zu je 500 Francs untergebracht, und zwar, was für das Vertrauen, das man dem Unternehmen entgegenbrachte, am bezeichnendsten war, vorzugsweise in den kleinen Kapitalistenkreisen. Damit war aber auch jede Veranlassung geboten, möglichst bald mit der praktischen Inangriffnahme des Werkes zu beginnen. Und richtig sahen die Frühjahrsmonate des Jahres 1881 auf dem Isthmus selbst die ersten,

*) Das Haupthinderniß, welches bei der Anlegung des Panama-Kanals zu überwinden gilt, bietet die der pacifischen Küste entlang laufende nordamerikanische Fortsetzung der südamerikanischen Cordillere, die auf dem Isthmus allerdings ihre tiefste Depression aufweist, aber selbst an der tiefsten Stelle dieser, im Culebra-Paß, noch immer gegen 100 Meter hoch ansteigt.

**) Der Weg von New-Orleans nach Hongkong durch einen Tehuantepek-Kanal würde um 9000 engl. Meilen kürzer sein, als der ums Cap Horn, und 1218 engl. Meilen kürzer als der über den Isthmus von Panama. Zwischen New-York und Hongkong aber würden dieselben Entfernungs-Verminderungen 8245 und 1588 engl. Meilen betragen. Auf den Isthmus von Tehuantepek haben sich denn auch in Folge dessen neuerdings die Augen der Vereinigten Staaten ganz besonders gerichtet, und zwar ist es der berühmte Ingenieur Capitain James Eads von St. Louis, der Erbauer der St. Louiser Mississippi-Brücke und der Jeettes an der Mississippi-Mündung, welcher jüngst mit dem Plan einer ungeheuren Eisenbahn, die ganze Seeschiffe mit ihren Frachten über die 120 engl. Meilen breite Landenge transportiren soll, hervorgetreten ist, — ja den allerneuesten Nachrichten nach bereits die Vorarbeiten zu diesem in der Geschichte des Transportwesens ohne Gleichen dastehenden Riesenbahnbaues begonnen hat.

Digitized by Google

in Errichtung von Magazinen, Lagerschuppen, Arbeiterwohnungen u. s. w. bestehenden Vorarbeiten in vollem Gange. Am 23. Januar 1882 aber wurde mit dem eigentlichen Bau selber der Anfang gemacht, indem man, dem zu überwindenden Gegner an seiner gepanzertsten Stelle zu Leibe gehend, mit den Felssprengungen im Culebra-Paß, der schon erwähnten niedrigsten Einsenkung der Cordillere von Panama, begann.

Nachdem wir so in kurzen Zügen Herrn v. Lesseps auf seiner neuesten Kanal-Campagne nach Paris, von da über Panama und New-York wieder nach der Seine zurück und von ihr aufs Neue nach dem Isthmus gefolgt sind, wollen wir uns die Lage der Dinge auf diesem letzteren selbst etwas genauer ansehen. Was die eigentlichen Voranschläge des Lesseps'schen Unternehmens anlangt, so ist über dieselben ein eigenthümliches Dunkel gebreitet. Man hat zwar nach erfolgter Feststellung der einzuschlagenden Route berechnet, wie viel Kubikmeter Erde, Gestein, Sand u. s. w zu entfernen sein und mit wie viel Kostenaufwand dies zu geschehen haben wird*), aber mit dem Ueberschlag der sonstigen Ausgaben hat man sich so ziemlich im Vagen gehalten. Eine derselben, die der neuen Kanal-Gesellschaft aus dem Vorhandensein und der Concurrenz der seit länger als dreißig Jahren den Isthmus-Traject monopolisirenden Panama-Bahn erwuchs, gestaltete sich gleich von vornherein so bedeutend, daß hier darauf näher eingegangen werden muß.

Die Panama-Bahn war die unmittelbare Folge, das unmittelbare Geschöpf der californischen Goldentdeckungen des Jahres 1848. Die mit rasender Schnelle steigende Bedeutung des neuen Dorado am stillen Ocean steigerte auch den Isthmusverkehr in einer Weise, daß die dortigen beschränkten Communicationsmittel immer unzulänglicher wurden. Obgleich die Entfernung kaum 70 englische Meilen betrug, brauchte man zu ihrer Zurücklegung doch fast eine bis zwei Wochen. Dazu bereitete der Mangel an gehöriger Verpflegung und die Isthmusfieber den dem neuen Dorado zustrebenden Argonauten auf diesem scheinbar noch bequemsten Wege fast ebenso große Beschwerden und Gefahren, wie ihrer auf dem endlosen Ueberlandwege über die Felsengebirge oder der noch endloseren Seefahrt um das Cap Horn harrten. So beschloß denn die Regierung von Neu-Granada im Jahre 1850 den Bau einer Eisenbahn und ertheilte die Concession derselben nebst dem Wegerecht und einer Landschenkung von 250,000 Acres einem New-Yorker Consortium, an dessen Spitze William H. Aspinwall stand, der zugleich der Gründer und Präsident der kurz vorher zwischen Panama und San Francisco errichteten Dampferlinie war. Diese bald darauf nicht ohne bedeutende Schwierigkeiten, unter denen die vom Klima den Arbeiterschaaren bereiteten Fiebergefahren obenan standen, erbaute Bahn hat seitdem ein glänzendes, auch nicht durch den Schatten einer lokalen Concurrenz beeinträchtigtes Geschäft betrieben. Selbst seit der 1869 erfolgten Eröffnung der ersten Pacificbahn hat wohl der Personenverkehr beträchtlich abgenommen, aber er sowohl wie namentlich der Frachttransport sind ansehnlich genug geblieben, um noch im Jahre 1880 die Einnahmen der Bahn 2,156,367 Dollars betragen zu lassen, von denen 1,120,957 Dollars reiner Gewinn waren!

Mit dieser Bahn nun, die ihrer Zeit unter Anderem auch so vorsichtig gewesen war, sich von der Regierung von Neu-Granada neben ihrer Panama-Eisenbahn- auch gleich eine Panama-Kanal-Concession ertheilen zu lassen, hatte sich die Lesseps'sche Unternehmung, ehe sie an einen eigenen Kanalbau und an dessen Concessionirung durch die Landesregierung denken konnte, um so mehr abzufinden: als die von ihr in Aussicht genommene Kanal-Route, mit dem Chagres-Fluß auf der atlantischen Seite beginnend, hier sowohl wie weiterhin dem Lauf der Bahn folgt, sie ganz und gar auf deren Lande liegt. Das Einfachste, was daher geschehen konnte, war ein Ankauf der Bahn durch die Kanalgesellschaft. Nun hatte die Bahn ihrer Zeit neun Millionen Dollars gekostet, und von ihren Actien besaß der kürzlich gestorbene Präsident der Bahngesellschaft, W. Parks, selber nicht weniger als die Hälfte. Als die Lesseps'sche Gesellschaft mit demselben wegen Verkaufs der Bahn in Unterhandlung trat, forderte er vierzehn Millionen — ein Preis, den man in Paris für zu hoch befand. Man versuchte daher durch allerlei Finanzmanöver eine Ermäßigung dieser Summe herbeizuführen, erreichte damit aber nur, daß Parks statt vierzehn jetzt siebzehn und eine halbe Million für die Bahn forderte. Nach langen Unterhandlungen soll schließlich ein dahingehendes Uebereinkommen erzielt worden sein, daß zu dem angegebenen Preise der Kanalgesellschaft die größere Hälfte der Actien zur Verfügung gestellt wurde, so daß sie im Directorium der Bahn den Ausschlag geben würde. Bis zum Sommer des vorigen Jahres sollen denn auch vier Millionen Dollars zu diesem Zweck verausgabt worden sein. Seitdem hat nichts Weiteres von dieser Bahn-Transaction verlautet, so daß bis zum Augenblick die für das ganze Unternehmen so lebenswichtige Verschmelzung der Eisenbahn mit der Kanalgesellschaft wohl angebahnt, aber noch keineswegs vollzogen wäre. Nun ist es aber unvermeidlich, daß so lange beide Corporationenen noch immer eine Art von Nebeneinander-Existenz führen, auch allerlei Reibungen zwischen denselben möglich sind. Ueberdies ist nach dem Urtheil der Sachverständigen das Stammkapital Herrn v. Lesseps' ohnehin nicht so reichlich zugemessen, daß diese 50 Millionen Francs, auf welche der Bahnerwerb allein zu stehen kommt, so leicht davon entlehnt werden können.

Und da hier die Finanzfrage einmal berührt worden, mögen gleich die nachstehenden, dieselben betreffenden Daten Platz finden. Es wurden ursprünglich 600,000 Actien zu je 500 Francs — also 300 Millionen Frcs. Actienkapital — in Paris zu pari aufgelegt und wie schon oben gesagt, nicht nur sofort vollständig gedeckt, sondern sogar mehrfach überzeichnet. Sodann wurden Prioritäten im Betrage von 125 Millionen Francs emittirt, aus denen unter Anderen auch der Ankauf der Bahn bestritten werden sollte. Auch dieses Prioritäten-Kapital beträgt heutigen Tages 300 Millionen Francs, so daß also die Lesseps'sche Gesellschaft ihren Kanalbau, einschließlich des Bahnerwerbs, mit 600 Millionen Frcs., etwa 130 Millionen Dollars, zu bestreiten haben würde. Nach dem letzten Jahresbericht der Gesellschaft, welche auf der am 17. Juli d. J. in Paris abgehaltenen Jahres-Generalversammlung der Actionäre durch Herrn v. Lesseps selbst vorgelegt wurde, befanden sich am 31. December 1881: 37 Millionen Frcs. zur Verfügung der Gesellschaft, zu denen im Laufe des Jahres 1882 weitere $73^3/_4$ Millionen durch Einberufung des zweiten Kapitalviertheils auf die Actien eingegangen sind. Weitere 2 Millionen wurden durch Verzinsung verdient. Ausgegeben wurden im Jahre 1882 etwas über 28 Millionen, so daß bei Beginn des laufenden Jahres 84 Millionen zur Disposition waren.

Das sind sehr große Summen für ein Unternehmen, das nur erst seit wenigen Monaten aus seinen Vorarbeiten herauszuwachsen begonnen. Indessen, wenn auch heute schon kein Zweifel obwalten kann, daß die ungeheuren Schwierigkeiten, die es hier zu überwinden gilt, noch beträchtlich größere Geldopfer erfordern werden, als bis jetzt dafür in Aussicht genommen worden, so unterliegt es ebenso wenig einem Zweifel, daß man dieselben aufbringen wird. Frankreich, das Actien zeichnende Frankreich steht hinter Ferdinand v. Lesseps. Und nicht nur das Actien zeichnende prosaische, sondern auch jenes ganz ehrgeizige, politische Frankreich, welches den Tunis-, Türken- und Madagaskar-Expeditionen zujubelt und die Französirung des Isthmus

*) Diesem ersten Ueberschlag nach würden zur Herstellung des Kanals 75 Millionen Kubikmeter Felsen und Erdreich zu entfernen sein, nämlich unter Wasser: 12,000,000 Kubikmeter losen Alluvialbodens, 300,000 Kubikmeter harter Erde und 6,786,000 Kubikmeter Felsen; über Wasser: 27,350,000 Kubikmeter loser Erde, 825,000 Kubikmeter weichen Gesteins und 27,734,000 Kubikmeter harten Gesteins. Was die Kosten dieser Ausgrabungen anlangt, so veranschlagt man dieselben wie folgt. Es würde über Wasser jeder Kubikmeter zu stehen kommen: Erde etwas über 2 Francs, weiches Gestein 6 Francs, harter Felsen 10 Francs, Felsausgrabungen mit Wasserauspumpungen 15 Francs; unter Wasser: Schlamm und Alluvialboden etwas über 2 Francs, weiches Gestein 19 Francs, Felsen 30 Francs.

Digitized by Google

von Darien durch einen Lesseps'schen Kanal sich längst als eine Angelegenheit seines eigensten Herzens und seines eigensten Ruhmes zu betrachten gewöhnt hat.

Der Panama-Kanal, der, wie bereits gesagt worden, ziemlich genau dem wohl ein halbes Dutzend Mal von ihm zu kreuzenden Lauf der Panama-Eisenbahn folgt, wird eine Länge von nahezu 49 englischen Meilen ($4^6/_{10}$ englische Meilen = 1 deutsche) haben. Die Breite der Wasserlinie wird 24 bis 50 Meter, die Tiefe $8^1/_2$ bis 9 Meter betragen. Die Kurven, deren der Kanal auf seiner ganzen Strecke eine bedeutende Anzahl zu beschreiben hat, werden an keiner Stelle einen Halbmesser von weniger als 2000 Meter haben. Die Böschung endlich wird derartig angelegt werden, daß der Abstand der schräg ansteigenden Kanalwände von einander auf jeden Meter Höhe um einen Viertel Meter wächst.

Der Kanal beginnt an der atlantischen Küste in der Limon-Bay und zwar in demjenigen Theil derselben, welcher den Namen Folks-River führt. Ihm gegenüber, auf einer früher Manzanilla, dann zu Ehren William Aspinwalls, des New-Yorker Schiffsrheders und Isthmusbahn-Gründers, in Aspinwall umgetauften Sumpfinsel liegt die Stadt Aspinwall oder Colon, der durch eine lange Brücke mit dem Festland verbundene atlantische Anfangspunkt der Eisenbahn. Der zur Zeit zwischen 6 und 7000 Einwohner zählende Ort ist förmlich aus dem Sumpf hervorgewachsen. Man könnte ihn ein Venedig aus Bohlen, Brettern und Latten nennen, wäre er selbst in dieser hölzernen Einschränkung doch nicht gar zu unvenezianisch. Wenige Orte der Welt erfreuen sich des traurigen Prestiges der Ungesundheit in einem solchen Grade, wie dieses statt von Straßen meist von schmutzigen Lagunen durchschnittene amphibische Gemeinwesen. Doch ist das erheblich besser, oder richtiger gesagt, erheblich weniger schlimm geworden, seit man diese stagnirenden Brutstätten tödtlicher Fieber mit dem offenen Meere in Verbindung gesetzt und dessen reinigenden Fluthsteigerungen zugänglich gemacht hat.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Die Cholera und die Furcht.

Von Hermann Friedrichs.

Schwüle Nacht — Am Thor der heil'gen Stadt,
Die einst Welt und Geist geknechtet hat,
Pocht ein Fremdling mit dem Schwertesknauf:
„Hollah, Pförtner, schließ das Thor mir auf!"
Schaurig dröhnt der Ruf durch Nacht und Graun,
Und des Wächters helle Augen schaun
Forschend in des Pilgers Angesicht:
„Deiner Stimme, Fremdling, trau' ich nicht!
Harre draußen bis der Morgen graut —
Diese Stadt hat Gott mir anvertraut!"
„Gott ja sendet mich!" ruft Jener wild.
„Komm und prüfe meinen Wappenschild,
Hab' vor kurzem erst ihn aufgefrischt,
Wo der Nildunst mit dem Smum sich mischt —
Emsig mäht mein Schwert, wenn ich es schwinge,
Fiebergluthen stählten seine Klinge!"
Doch der Pförtner, vor Entsetzen bleich:
„Dennoch," spricht er, „wehr' ich dir mein Reich,
Leistest du mir nicht den heil'gen Schwur,
Mir zu nehmen tausend Seelen nur.
Denn ich weiß, du bist ein Nimmersatt,
Schaffst gern mehr, als Gott geboten hat."
Jener schwört. Der Pförtner läßt ihn ein.
Düster schleicht ein Schatten hinterdrein —
Eine Alte, bleich und abgezehrt,
Mit des Allgewalt'gen Schild beschwert.

Fragend mißt der Pförtner die Gestalt,
Doch ihr Blick durchzuckt ihn weh und kalt —
„Gott, erbarme dich der tausend Seelen!"
Spricht er schauernd, „laß sie dir empfehlen!"

Wochen flohn — Die Stadt füllt Schreck und Graus.
Wild, verzweifelnd schaut der Pförtner aus
Nach den Bahren, die vorüberziehn,
Nach den Bürgern, die der Stadt entfliehn.
Heiß durchwühlt die Adern ihm der Zorn,
Ihn verwundet bangen Zweifels Dorn.
Immer neue Bahren ziehn vorbei,
Immer lauter hallt das Wehgeschrei.
Ach! schon fünfmal tausend liegen todt,
Und noch immer mehrt sich Leid und Noth.

Endlich kehrt der Gottgesandte wieder,
Läßt zur Rast sich mit der Alten nieder;
Doch der Pförtner fährt ihn grimmig an:
„Tausend, schwurst du, ungefüger Mann!
Und du brachst den Eid?"
Der Andre spricht:
„Nein! Denn mehr als tausend schlug ich nicht!
Was darüber, nahm dir diese da,
Stets, auf Schritt und Tritt, war sie mir nah —"
„Und wer ist dies Scheusal?"
„Blicke hin,
's ist die Furcht, die schlimmste Würgerin!"

Zur Diderot-Feier.

Von Ludwig Geiger.

Vor einigen Jahren erschien in Paris die Schrift eines Deutschenfressers, die gleichzeitig Goethe und Diderot abzuschlachten versuchte. Sie bekundete zu sehr die Böswilligkeit und Unwissenheit des Verfassers, als daß sie verdiente, nun, nachdem einige Jahre nach ihrem wirkungslosen Erscheinen vergangen sind, nochmals hervorgehoben zu werden. Eine Aeußerung aber, welche die Abneigung jenes Schriftstellers erklärt und zugleich andeutet, warum in einem deutschen Blatte des Centenariums eines französischen Schriftstellers gedacht wird, mag den folgenden Zeilen vorangestellt werden: l'esprit français mourut avec Voltaire, l'esprit allemand commençait avec Diderot.

Das Wort ist freilich nur zum Theil wahr; denn es gab auch nach Voltaire und gibt noch heute genug Vertreter des französischen Geistes; aber in gewisser Weise mag Diderot als Begründer deutschen Geistes gelten. Was ihn den Deutschen annähert, das ist sein ernstes strenges Forschen, seine Schwere, die nicht immer frei ist von Pedanterie, sein Schematisiren und Systematisiren, das sich von Aeußerlichkeit nicht immer entfernt hält. Diderot ist ein Grübler und Träumer. Seine Freunde nannten ihn den „Philosophen", nicht blos, um ihn respectvoll als Denker zu bezeichnen, sondern um mit leisem Spotte auf seine dem praktischen Leben abgewandte Richtung hinzuweisen. In dem graziösen Cirkel, in dem er sich bewegt, erscheint er trotz aller Munterkeit, die freilich schon in sich etwas Gezwungenes hat, steif und plump. Wenn andere Franzosen des 18. Jahrhunderts frivol sind, so sind sie es mit Anmuth, Diderot ist es mit der ganzen Unmanierlichkeit des „deutschen Bären". Voltaire ist gewiß kein Tugendheld, aber die Späße und Zoten seines „Candide", ja selbst der „Pucelle" klingen anständig gegen die Unfläthigkeiten, die sich in Diderots Les bijoux indiscrets und Jacques le fataliste et son maître finden. Jene erscheinen natürlich, aus dem Wesen des Autors erklärlich, als selbstverständliche Aeußerungen der Stimmung und der Zeit; diese sehen so aus, als hätte der Autor zeigen wollen, auch er sei fähig, Dinge zu schreiben, in denen die Genossen excellirten. Ich gehöre keineswegs zu den Sittlichkeitswächtern und weiß wohl, daß die

Digitized by Google

Beurtheilung ästhetischer Dinge nur vom sittlichen Standpunkte aus recht verkehrt ist, aber den genannten Diderot'schen Romanen gegenüber kann ich mich des Unbehagens nicht erwehren und möchte die Frage wiederholen, die, nach Diderots Mittheilung, urtheilsfähige Freunde an ihn richteten: Comment un homme de sens qui a de moeurs qui se pique de philosophie peut-il s'amuser à débiter des contes de cette obscénité?

Diderot ist vielleicht der einzige französische Schriftsteller, dem die drei größten deutschen Schriftsteller und Dichter Uebersetzerdienste geleistet haben. Lessing verdeutschte seine Dramen und dramaturgischen Abhandlungen; Schiller ein — nicht allzu sittliches, aber jedenfalls nicht obscönes — Stück aus Jacques le Fataliste, die Geschichte der Madame La Pommeraye, Goethe den satirischen Roman in Dialogform, den „Neffen Rameaus" und auszugsweise, den „Versuch über die Malerei". Gewerbsmäßige Uebersetzer wählen wohl gleichgültige Stücke, um ihr Handwerk zu üben; hervorragende Schriftsteller nur solche Werke, die ihrem Genius entsprechen.

Damit soll nicht gesagt sein, daß die genannten Uebersetzer die Werke des Franzosen blindlings bewunderten, daß sie in Allem und Jedem ihm beistimmten, daß sie sich ihm unterordneten; aber sie waren sicher, einen Gleichstrebenden in ihm zu finden, der auch dann genial war, wenn er irrte.

Am Auffallendsten ist die Aehnlichkeit zwischen Diderot und Lessing, dem ihm fast Gleichaltrigen. Erich Schmidt hat dieser Uebereinstimmung und gegenseitigen Einwirkung einen schönen Abschnitt in seinem Buche über Lessing (Band I, S. 279—290) gewidmet. Ich will das dort Gesagte nicht wiederholen. Nur darauf soll hingewiesen werden, daß Lessing im Lobe seines Mitstreiters nicht sparsam ist. In der Vorrede zu dem „Theater des Herrn Diderot" heißt es: „Ich möchte wohl sagen, daß sich nach dem Aristoteles kein philosophischerer Geist mit dem Theater abgegeben hat, als Er"; und das war in Lessings Munde ein großes Lob. Und in den „Literaturbriefen" hatte Lessing seinen Vorkämpfer „den neuesten und unter den neuen unstreitig den besten französischen Kunstrichter" genannt. Mochte er in der „Hamburgischen Dramaturgie" auch einzelne Ansichten Diderots schärfer zurückweisen, als er es ehedem gethan; die Art des Widerspruchs bleibt respectvoll.

Schillers Uebersetzung rührt aus seiner Mannheimer Zeit her. Vielleicht war sie nur unternommen, um der ständigen Manuscriptnoth der „Rheinischen Thalia" abzuhelfen; aber das Interesse für Diderot begleitete Schiller durch sein ganzes Leben. Noch 1797 schrieb er an Körner: „Diderot hat mich immer interessirt. Er hat mehr Ernst, als die meisten seiner Landsleute, ohne ins Steife und Trockene zu fallen." Und wenn er hinzusetzt: „nur seine weinerlichen Dramas haben viel Unheil angerichtet", so mochte er vielleicht reuig an seine eigenen dramatischen Jugendversuche denken. Schillers Briefwechsel mit Körner, Goethe, Cotta, mit seiner Braut enthalten manches gute Urtheil über einzelne Schriften Diderots, gelegentlich wird der Plan erwähnt, Diderots Roman La religieuse zu übersetzen. Aber die schönste Betrachtung über Diderot findet sich in einem Briefe an Körner (1788), als Schiller Diderots Leben von seiner Tochter — damals noch handschriftlich — gelesen hatte: „Ich wüßte nicht, welche von seinen Schriften, so vortrefflich sie auch sei, mir diese schöne Idee von dem Wesen dieses Mannes hätte geben können. Welche Thätigkeit war in diesem Menschen! Eine Flamme, die nimmer verlöschte! Wieviel mehr war er Anderen als sich selbst! Alles an ihm war Seele! Jeder Zug aus diesem Bilde bezeichnet uns diesen Geist und würde in keinem andern mehr taugen! Alles trägt den Stempel einer höhern Vortrefflichkeit, deren die höchste Anstrengung anderer gewöhnlicher Erdenbürger nicht fähig ist. Es ist eigentlich nur wenig, was diese Biographie von ihm aufbewahrt hat; dieses Wenige aber ist mir ein großer Schatz von Wahrheit und simpler Größe und mir werther als was wir von Rousseau haben."

Goethes Bearbeitung von Diderots Abhandlung über die Malerei ist vielfach eine Widerlegung der Ansichten des Franzosen, aber durchdrungen von großer Achtung für den geistreichen Schriftsteller. Wir besitzen ein Urtheil Goethes über diese Abhandlung, das er schrieb, bevor er sich an die Arbeit des Uebersetzens und Bekämpfens machte. In einem kürzlich bekannt gewordenen Briefe an den Künstler und Kunstschriftsteller Heinrich Meyer, Goethes einflußreichen Berather in Kunstdingen, heißt es: „Schiefe und abgeschmackte Behauptungen wechseln mit den luminosesten Ideen ab; die tiefsten Blicke in das Wesen der Kunst, in die höchste Pflicht und die eigenste Würde des Künstlers stehen zwischen trivialen und sentimentalen Anforderungen, so daß man nicht weiß, wo einem der Kopf steht. Das Pariser gesellschaftliche Gewäsch, die falschen lügenhaften Wendungen verführen ihn oft wider besser Wissen und Gewissen und auf einmal dringt seine bessere Natur, sein großer Geist wieder durch und er trifft Schlag auf Schlag wieder den rechten Fleck." Auch sonst kommt Goethe mannichfach auf Diderot zu sprechen, er notirt gern und genau, wann er seine einzelnen Schriften kennen gelernt; auch er weist auf das Deutsche in seinem Wesen hin, er rechtfertigt ihn gegen den Vorwurf, „er könne wohl vortreffliche Seiten, aber kein vortreffliches Ganzes schreiben"; und er bekennt einmal (1804), er sei „von jeher, zwar nicht für Diderots Gesinnungen und Denkweise, aber für seine Art der Darstellung als Autor ganz besonders eingenommen gewesen".

Man glaube nun nicht, daß Diderot diese Theilnahme der Deutschen erwiderte. Sie waren von ihm beeinflußt und erkannten diese Beeinflussung durch Dankbarkeit an; er fühlte sich frei und meinte daher nicht, den Deutschen sonderliche Verehrung zollen zu müssen. Von Schillers Jugendschriften hat er wohl überhaupt keine Notiz genommen, obwohl er ihr Erscheinen noch erlebte. Hat er Goethes „Götz" und „Werther" noch gekannt, so theilte er wohl die Abneigung Grimms gegen beide Schriften, eine Abneigung, die sich aus der Regellosigkeit der einen und aus der Leidenschaftlichkeit der andern nur theilweise erklärt. Am meisten Notiz nahm er noch von Lessing. Freilich seine Hauptschriften kannte er wenig und durch die in der „Hamburgischen Dramaturgie" ausgesprochenen Grundsätze mußte er verletzt und abgestoßen werden, aber die „Miß Sara Sampson" kannte er, ließ sie durch einen Freund günstig beurtheilen und gedachte eine Uebersetzung des Stückes herauszugeben.

Was Diderot sonst von Deutschen weiß oder sagt, ist nicht weit her. Unter den deutschen Schriftstellern jener Zeit ist ihm, wie den Franzosen überhaupt, einer der undeutschesten, Geßner, mit seinen unnatürlichen Naturschilderungen, mit seinen schwächlichen Darstellungen erlogener Sitteneinfalt der angenehmste; ihn ahmt er gelegentlich nach; ihn stellt er Anderen zum Muster vor. Gelegentlich erwähnt er eine deutsche Schriftstellerin, der er unmöglich Geschmack abgewinnen konnte, die Karschin, seltsamerweise nicht, um sie als Versmacherin zu verhöhnen, sondern um sie als Typus einer hysterischen Frau, als Seherin zu bezeichnen, die Gott zu erblicken glaubt, da er den Sünder züchtigt (Oeuvres II, 455 Sur les femmes). Auch ein deutsches Wort findet sich einmal in seinen Schriften. In seinem Studienplan für Rußland (Oeuvres III, 416 sq.) spricht er von den deutschen „Lese-, Schreib- und Rechenschulen", gibt, freilich nicht ohne mannichfache Irrthümer, ihre Bestrebungen an und empfiehlt ihre Einführung auch in anderen Ländern.

Diderots Theaterstücke mit ihrer Betonung des Bürgerlichen, ihrer Ausmalung des Familienlebens, ihrer Schilderung ehrlicher Schurken, haben in Deutschland vielfache Nachahmung gefunden. Aber begegnet sich Diderot sonst in der Stoffauswahl mit einem Deutschen, so weicht er in der Behandlung gar sehr von ihm ab. Ein charakteristisches und sehr wenig bekanntes Beispiel ist folgendes. Unter den dramatischen Plänen und Fragmenten Diderots findet sich ein Plan (Oeuvres VIII, p. 257—261: Les deux amis). Es ist derselbe Stoff, den Schiller in der Bürgschaft bearbeitete. Quelle für beide ist gewiß dieselbe: eine Fabel des Hyginus. Aber Diderot gestaltet den Stoff in sehr merkwürdiger Weise: literarische und politische Motive spielen bei ihm mit hinein. Pythias hat einen Feind, einen schöngeistigen Höfling. Dieser denuncirt ihn, da Pythias sich in eine Verschwörung einläßt. Der Minister gestattet die

Digitized by Google

Reise unter den bekannten Bedingungen, will aber den Bootsmann dingen, daß er den Passagier tödte. Da er nicht rechtzeitig zurückkehrt, höhnen Dionys und sein Minister die Philosophie. Aber im letzten Moment kommt Pythias noch herbeigestürzt; er rettet den Freund, Damon, der sich für ihn aufopfern wollte, und wird nun auch vom Tyrannen befreit; denn dieser ahnt das Falsche der angeblichen Verschwörung, wird aufgeklärt über das Complot seines Ministers und Höflings, treibt jenen außer Landes, schickt diesen in die Steinbrüche und überhäuft Damon und Pythias mit Ehren aller Art. Nun aber verlangt er als Belohnung, von ihnen als Freund angenommen zu werden. Das schlagen sie ab; denn Freundschaft kann nur zwischen Gleichstehenden existiren, Dionys weigert sich aber, auf die Tyrannis zu verzichten.

Schiller hebt nur das Allgemeinmenschliche hervor: die Aufopferung der beiden Freunde, die Unterwerfung des Tyrannen unter die sittliche Hoheit edler Menschen; Diderot bleibt auch hier Aufklärer und Republikaner, selbst hier bestrebt, den Höflingen einen Streich zu versetzen und die tiefe Kluft zu bezeichnen, die den echten Freiheitsmann vom Freiheitsräuber trennt, selbst wenn dieser menschliche Anwandlungen zeigt.

Goethe und Schiller hatten die Schriften Diderots, welche sie übersetzten, nicht aus Drucken kennen gelernt, sondern aus Abschriften, welche als Beigaben zu der Correspondance littéraire an deren Abonnenten, deutsche Fürstlichkeiten, gelangten. Der Herausgeber dieser Correspondenz, der Vermittler dieser französischen Werke war wiederum ein Deutscher, der Baron Grimm. Er war fast dreißig Jahre Diderots intimer Freund, unterstützte ihn gelegentlich in seinen Studien und erfreute sich seiner eifrigsten Mitarbeit. Er überlebte Diderot und gab in seiner Correspondenz Nachricht von dessen Tode.

Grimm war nicht ehrlich und nicht dankbar. Wäre er beides gewesen, ja auch nur eins oder das andere, er hätte einen Hymnus auf Diderot anstimmen müssen, ähnlich dem, den er bei Voltaires Tod angestimmt hatte (Corr. litt. XII, 108 sq.). Aber sein Nachruf auf Diderot (C. l. XIV, 17 sq.) ist kurz und kühl: nur eine Erzählung seiner letzten Stunden, eine Nachricht von seinen hinterlassenen Handschriften, aber keine Würdigung seines Wesens und seiner Verdienste. Grimm erwähnt ganz flüchtig des Antheils, welchen Diderot an der „Correspondenz" genommen; nur eine treffende Bemerkung bringt er am Schlusse, daß nämlich Diderots Tod ein Verlust sei, den die Literatur, die Philosophie und die Freundschaft gleich sehr beweinen.

Von Diderot, dem Schriftsteller und dem Philosophen, melden alle Literaturgeschichten; von Diderot, dem Freunde, hört man selten. Und doch hatte er eine wahre Leidenschaft „Freunden ein Freund zu sein." Er war aufopfernd und edel, immer bereit, Anderen zu helfen, selbst wenn er darbte. Er spricht gern von Freundschaft, weil er sie zu üben weiß. Eine Gemäldebeschreibung unterbricht er einmal mit den Worten: „Nur für meine Freunde lese, denke, höre, fühle ich. Wenn ich durch irgend eine Schönheit gerührt werde, sage ich mir, das müssen meine Freunde wissen. Ihnen habe ich den Gebrauch meiner Sinne, meiner Fähigkeiten gewidmet und vielleicht deswegen übertreibe ich Alles, um auf sie den rechten Eindruck zu machen." Er wirkte für die Freunde, aber verlangte nichts von ihnen. Bekannt ist die Anekdote, daß er in ein Taschenbuch die Unwürdigkeiten aufzeichnete, die ein früherer Freund gegen ihn begangen hatte, daß er aber das Taschenbuch nie wieder zur Hand nahm. „Ich möchte das Unrecht vergessen, das Andere gegen mich begangen haben."

Er war ein getreuer Liebhaber. Freilich nicht gegen seine Frau, die eine gute, aber nur bisweilen reinliche Köchin war, und die Jemandem, der sie als Gattin eines so erhabenen Mannes glücklich pries, entgegenschrie: „Ja, da hat man etwas davon! Dieser große Philosoph hat kaum so viel, daß man den Topf ans Feuer setzen kann." Neben seiner Ehe ging eine Verbindung mit Sophie Volland einher, eine Verbindung, die Jahrzehnte dauerte, ohne gestört oder getrübt zu werden. Die herrlichen Briefe, die an sie gerichtet wurden, sind Zeugen eines schönen Verkehrs. Sie enthalten anmuthige Schilderungen seines Lebens, Selbstbetrachtungen, literarische Urtheile, ökonomische Mittheilungen, moralische Aussprüche: „Lieben Sie mich immer," heißt es einmal, „damit ich beständig das Laster fürchte." Zehn Jahre, nachdem er ihre Bekanntschaft gemacht, schrieb er an einen Freund: „Ich könnte mein Haus in Trümmer fallen sehen, ohne erregt zu werden, meine Freiheit bedroht, mein Leben in Frage gestellt, alle Arten Unglück über mich herfallen sehen, ohne mich zu beklagen, wenn sie mir bliebe; wenn sie mir sagte: „gib mir dein Blut, ich will es trinken", so würde ich es ausströmen lassen, um sie zu befriedigen. In ihren Armen ist mein Glück, ihr Glück habe ich stets gesucht. Ich rufe den Himmel zum Zeugen, daß sie mir so theuer wie je ist und schwöre, daß weder Zeit noch Gewohnheit, noch irgend etwas, das die gewöhnlichen Leidenschaften schwächt, Macht über die meine gehabt hat, daß, seitdem ich sie kenne, sie die einzige Frau gewesen ist, die für mich in der Welt existirt."

Er war ein getreuer Sohn. Er lehrte die Pietät und übte sie. Ein Gedanke, den er gelegentlich ausspricht, von der Freundschaft der Kinder gegen ihre Eltern, fesselte Schillers Freundinnen, Lotte Lengefeld und Caroline von Wolzogen. Er liebte seinen Vater, trotzdem er nicht immer in Frieden mit ihm lebte — denn die Lebensanschauungen von Vater und Sohn gingen weit auseinander —; er sprach gern von ihm. In seinen Briefen stellt er ihn als einen Mann dar, den man nicht vergessen könne, wenn man ihn einmal gesehen habe, und bezeichnet es für sich als eine schwere Aufgabe, den Pflichten zu genügen, welche das Andenken dieses Mannes ihm auferlege. Aber auch in seinen Schriften redet er von ihm. In einer Reisebeschreibung (Oeuvres XVII, 334 sq.) braucht er einmal folgende schöne Worte: „Ich habe weder meinen Vater noch meine Mutter sterben sehen; ich war ihnen theuer und ich zweifle nicht, daß die Augen meiner lieben Mutter mich in ihrem letzten Augenblicke gesucht haben. Es ist Mitternacht; ich bin allein; ich erinnere mich an diese so wackeren Leute, an diese trefflichen Eltern und mein Herz zieht sich zusammen, wenn ich an alle die Unruhe denke, welche sie wegen des Schicksals eines heftigen, leidenschaftlichen, allen bösen Zufällen einer ungeheuren, von Verbrechen und Lastern erfüllten Hauptstadt führerlos anheimgegebenen jungen Menschen durchmachen mußten, ohne daß sie einen Augenblick die Süßigkeit genießen konnten, ihn zu sehen, ihn sprechen zu hören, selbst dann nicht, nachdem er durch seine natürliche Güte und durch den Gebrauch seiner Talente die Beachtung erworben hatte, die er jetzt genießt. Und dabei soll man wünschen Vater zu sein! Ich war das Unglück meines Vaters, der Schmerz meiner Mutter, so lange sie lebten und trotzdem war ich eins der Kinder, auf welches man die meisten Hoffnungen setzte. Es scheint, als wenn ich mich selbst lobe und doch bin ich nichts weniger als eitel, und zum Beweise dessen erzähle ich eine Geschichte, die mir wenige Jahre vor dem Tode meines Vaters passirte. Ich ging durch eine Straße meiner Heimatsstadt; alsbald hält mich ein Bauer am Arme fest und sagt zu mir: „Herr Diderot, Sie sind gut, aber wenn Sie glauben, daß Sie jemals so viel werth sein werden wie Ihr Vater, so irren Sie sich." Ich weiß nicht, ob Väter zufrieden damit sind, Kinder zu besitzen, die mehr bedeuten als sie; ich aber war es in dem Augenblicke, da ich hörte, mein Vater sei mehr werth gewesen, als ich."

So schrieb Diderot auf der Höhe seines Ruhmes. Es gibt kein Zeugniß, das ihn schöner charakterisirt und mehr ehrt, als dies Wort des von aller Welt bewunderten Philosophen über den unbekannten Messerschmied des Städtchens Langres.

An solche Aussprüche wollen wir denken, wenn wir Diderot würdigen wollen, nun da sich zum hundertsten Male der Tag erneut, an welchem er dem Leben entrissen wurde, nicht aber blos an seine „letzten Worte", die der jüngsten Ausgabe seiner „ausgewählten Schriften" als Motto vorangegangen sind: Le premier pas vers la philosophie, c'est l'incrédulité! Es ist ein Wort, das eines einsamen Denkers würdig ist, aber sein Wesen nicht vollkommen erschöpft. Denn Diderot ist nicht blos „Ungläubiger"

Digitized by Google

gewesen, sondern er ist Bahnbrecher des modernen Dramas und der modernen Kunstbetrachtung, Forscher und Gelehrter, Erzähler und Künstler, er hat Philosophie und Naturwissenschaft gepflegt und war der Technik nicht fremd. Er war ein Kind seiner Zeit und lehrte, wenn er auch nicht thätigen Antheil an den politischen Verhandlungen seiner Tage nahm, den Hochstehenden die Freiheit und den Niedrigen den Begriff ihrer Würde. Er war ein Franzose und benutzte die Weltherrschaft seiner Sprache, um Wirkungen weit über sein Land hinaus zu erzielen. Er lernte von den Engländern und vereinigte sich, um zu lehren, mit den Deutschen. Er war ein guter, edler Mensch, der die Sache stets höher hielt als die Person und der für jeden Andern eher wirkte als für sich. „Diderot ist Diderot," so mag man mit Goethe schließen, „ein einzig Individuum; wer an ihm oder an seinen Sachen mäkelt ist ein Philister und deren sind Legionen. Wissen doch die Menschen weder von Gott, noch von der Natur, noch von ihresgleichen dankbar zu empfangen, was unschätzbar ist."

Zwei französische Schmähschriften über Deutschland.

Von Adolph Kohut.

Unsere liebenswürdigen Nachbarn jenseits der Vogesen nehmen mit den Waffen in der Hand keine Revanche, wohl aber suchen sie auf literarischem Gebiet uns in ihrer Art ein Sadowa zu bereiten. Sie betrachten heute mehr als je Deutschland als eine publicistische Beute, die in jeder Beziehung ertragsfähig gestaltet werden muß; mit dem Angenehmen — die Fehler der „Neugermanen" zum Amüsement der Franzosen herauszufinden — verbinden sie das Geschäft des Nützlichen; gerade wie gewisse Pariser Schriftsteller pornographische Bücher, so schreiben sie jetzt antideutsche Pamphlete und Machwerke. Die Zahl derartiger Schriften, welche in der letzten Zeit auf den Markt geworfen wurden, ist eine sehr beträchtliche und der Heißhunger der Pariser ist noch immer nicht gestillt; sie wollen immer mehr von dieser Art von Lectüre. Ich brauche es wohl nicht erst hervorzuheben, daß diese Bücher eine große Menge unwahrer, erdichteter und erlogener Thatsachen enthalten; die Deutschen und das Deutschland, welche sie uns vorführen, existiren nur in der Phantasie der Pariser Autoren, aber in der Wirklichkeit nicht. Abgesehen von der Genugthuung, welche das Revanchegefühl der Söhne der „grande nation" empfindet, wenn über die Sieger von 1870 der literarische Dreschflegel geschwungen wird, muß man allerdings gestehen, daß manche dieser Schmähschriften nicht übel gearbeitet sind, insofern man den Standpunkt der Pikanterie und Malice in Betracht zieht. Der amüsante Stil trägt daher zum Erfolge nicht wenig bei. Da diese Elaborate der Herren Pamphletisten durch so viele Hände wandern und, wenn auch nur ein paar Stunden, immerhin die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, müssen sie auch von uns beachtet werden, wie wenig Sympathie wir auch für die geriebenen und durchtriebenen Schriftsteller haben mögen, die den Sport des literarischen Pasquillantenthums mit ebenso viel Eifer wie — Unverfrorenheit betreiben. Aus der Fülle der gedachten Erzeugnisse hebe ich nur zwei Schmähschriften hervor, welche den meisten Spektakel hervorgerufen haben; erstens: „Die Berliner Gesellschaft" — „Société de Berlin"*) — und zweitens Tissots neuestes Phantasiewerk: „Die preußische Geheimpolizei" — „La police secrète prussienne de Victor Tissot."**)

Die Autorschaft der „Société de Berlin" ist die allerneueste Seeschlange, welche in den Spalten der Blätter von Zeit zu Zeit auftaucht und findigen Conjecturalkritikern dankbaren Stoff zu den großartigsten Combinationen gibt. Dieser geheimnißvolle „Comte Vassili" in der Nouvelle Revue der Frau Adam, wo das Pamphlet zuerst erschien, beschäftigte namentlich in der Berliner Hundstagssaison wiederholt müssige Köpfe. Zuerst wurde auf den Grafen Beust gerathen, weil er mit der „Muse der Republik" und leidenschaftlichen Preußenfresserin Frau Adam während seiner Thätigkeit als Botschafter in Paris in freundschaftlichen Beziehungen stand; dann wurde der bekannte französische Schriftsteller Guy de Maupassant „als derjenige, welcher" bezeichnet; dann wurde die Frau eines französischen Legationsrathes, bekannt durch ihre spitze Zunge und ihre spitze — Feder, und schließlich der frühere Vorleser der Kaiserin, Herr Gérard, und so weiter mit Grazie bis ins Unendliche als Attentäter, beziehungsweise Attentäterin denuncirt. Wir haben keine Veranlassung, an diesem Namensfischzug uns zu betheiligen und bemerken nur, daß der angeblich russische Graf Vassili offenbar einer Persönlichkeit als Maske dient, welche in Berlin viel herumgekommen ist, die namentlich allerlei Lakaien und Hofgesinde ausgehorcht und am Kaffeeklatsch und Hintertreppentratsch sich fleißig betheiligt hat. Die Anekdoten und Geschichten, welche über den Berliner Hof da zum Besten gegeben werden, haben Bedientenseelen ausgeheckt und eine Bedientenseele ist jedenfalls auch dieser „Comte Vassili", der einen solchen Tritsch-Tratsch seinem Publicum zu bieten wagt. Andere anständige französische Schriftsteller haben sicherlich von diesen Skandalgeschichtchen gleichfalls Kenntniß gehabt, aber ihr Anstandsgefühl verbot ihnen, derartiges Geschwätz zum Besten zu geben. Für die große Masse der Franzosen mag es freilich in hohem Grade interessant sein, über die Zierden des deutschen Volkes, die allgemein verehrten Staatsmänner und Kriegshelden, allerlei Anekdötchen zu erfahren, denn die „société de Paris" liebt das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen und ihr wahres Labsal bildet eben der — Skandal. Da das Pamphlet in Deutschland verboten ist und die Handhabung des Verbots mit größter Strenge gehandhabt wird, dürfen wir es nicht wagen, einige Stellen daraus mitzutheilen. Aber auch ohne diese Beschlagnahme entzieht sich das giftige Opus jeder Kritik, — nichts als schale Anekdoten und alberne Bemerkungen! Was den „literarischen" Werth des Opus betrifft, so ist derselbe ein recht problematischer; man merkt auf den ersten Augenblick, daß „die Berliner Gesellschaft" ein sehr ungleich geschriebenes Machwerk ist, und daß die Vermuthung, es hätten mehrere schöne Geister mit sehr verschiedenem Talent das edle Buch zusammengebraut, der Richtigkeit kaum entbehrt. Neben seichter Reporterarbeit finden wir nur ab und zu eine vornehm geschriebene Charakteristik. Die Skizze z. B., welche der Autor vom Fürsten Bismarck entwirft, ist, trotz ihres feindseligen Grundtones, nicht unzutreffend. Die Charakteristik ist offenbar von einem Feinde des Reichskanzlers geschrieben, aber von einem Feinde, der dem Fürsten seine Bewunderung nicht zu versagen vermag. Auch das Porträt der Kaiserin ist zart und sogar mit einer gewissen Schwärmerei ausgeführt, die gar nicht übel anspricht. Für den Prinzen Wilhelm zeigt der Verfasser des betreffenden Kapitels eine außerordentliche Verehrung; der Rest des Machwerkes jedoch verdient wenig Beachtung und vielleicht nicht einmal die Ehre eines behördlichen Verbots. Ich bin gespannt darauf, zu erfahren, ob im Falle ein Deutscher ein ähnliches schmähliches Sammelsurium von recht zweideutigen Histörchen und Pikanterien unter dem Titel: „Die Pariser Gesellschaft" veröffentlichen würde, dasselbe in Deutschland so absonderliche Beachtungen finden dürfte, wie die Société de Berlin gefunden hat. Das Material hierzu würde in Paris gewissermaßen auf der Straße liegen und man brauchte zu keinen Lügen und Verleumdungen zu greifen. Aber ein solches Pendant dürfte schwerlich von einem Deutschen geschrieben werden, denn — man mag immerhin über unseren Pharisäismus zetern — in dieser Beziehung sind wir Wilden doch bessere Menschen! . . .

Wo Alles haßt, kann Victor Tissot allein nicht lieben, und Victor Tissot haßt die Deutschen gründlich, trotzdem er kein Franzose, sondern Schweizer ist, — aber das Geschäft bringt's einmal so mit sich. Der „prussien" wird von ihm fructificirt und je größer der Humbug, den er aufführt, desto lär-

*) Von Comte Vassili, Verlag der „Nouvelle Revue" in Paris.

**) Bei Dentu in Paris, der auch die übrigen Tissotiaden verlegt hat.

Digitized by Google

mender ist der Erfolg Victors, des „Siegers", dessen Waffe nicht das Schwert, sondern ein Lasso ist, den er den Deutschen meuchlerisch um den Hals wirft. Doch wozu Herrn Tissot ernst nehmen? Das hieße ihm eine Ehre anthun, die ihm keineswegs gebührt. Der phantasiereiche Verfasser der „Reise ins Milliardenreich" hat bereits den Franzosen so manchen germanischen Bären aufgebunden und auch diesmal verfuhr er nach dem Titel von Goethes Memoiren: „Wahrheit und Dichtung", — das letztere allerdings mit mehr Sorgfalt als das erstere beachtend. Das Körnchen Wahrheit in Tissots neuestem Pamphlet hat er gewissen, in Deutschland erschienenen Memoirenwerken entlehnt, die ihm irgend ein gefälliger Freund zugewiesen haben mag, aber dieses Körnchen schwimmt in riesiger Sauce, oder besser gesagt, Jauche der „Dichtung". Wie bei einem echten Sensations- oder Romanwerk, so sind auch hier die Geschichten mit vielem Geschick, das den Dichter, beziehungsweise Erdichter verräth, zusammengefügt und die Schilderungen so packend wie ein — Colportageroman, der in Lieferungen erscheint und mittelst der Hintertreppe in die Gesindestube gelangt. Es erscheint uns Deutschen zwar unglaublich, aber doch ist es wahr, daß Tissot von der französischen Presse zum politischen Apostel gestempelt wird, und die Franzosen betrachten seine früheren Pamphlete über Deutschland als verläßliche Quellen hinsichtlich des deutschen Wesens und der deutschen Verhältnisse, — und so wird auch „la police secrète" voraussichtlich als authentisches Werk über die Berliner Geheimpolizei in Paris ausposaunt werden. Und Herr Tissot weiß, wie's gemacht wird. Er ist ein Mann, reif für — die Franzosen. Mit der ernstesten Miene von der Welt versichert er, daß sein Buch kein Zeitroman im Genre von Sir John Redcliffe, Luise Mühlbach oder Gregor Samarow, sondern unverfälschte Geschichte und eine kolossale Enthüllung ist, die er sich kraft seines mächtigen Einflusses zu verschaffen gewußt hat. Ist's auch Wahnsinn, so hat es doch Methode! Die taschenspielerische Geschicklichkeit des Herrn Tissot zeigt sich schon im Vorwort. Dort theilt der Autor auszugsweise eine im Mai gehaltene Rede des Ministers von Puttkamer mit, die dieser im deutschen Reichstag über das deutsche Polizeiwesen gesprochen. Herr v. Puttkamer sagte u. A., daß die Regierung zur Eruirung politischer Verbrechen oder zur Verhütung derselben sich außerordentlicher Mittel bedienen müsse; nun ruft Herr Tissot, gestützt auf diese ministeriellen Bemerkungen im Parlament, aus: „Seht her, ihr guten Leute, die ihr vielleicht glaubt, ich flunkere, wenn ich euch etwa zu starke Stücklein von den Herren preußischen Geheimpolizisten erzähle; lest da, ihr ungläubigen Menschen, die ihr die Gräuelthaten, die ich euch auftische, vielleicht übertrieben finden könntet, die Worte Sr. Excellenz des Herrn Ministers des Innern in Preußen, des Herrn v. Puttkamer, und ihr werdet Vertrauen zu meiner Authenticität finden, denn Se. Excellenz gibt selbst zu, daß die preußische Geheimpolizei sich der außerordentlichsten und unlautersten Mittel bedienen muß." Dieses raffinirt ausgeklügelte Jongleurkunststück wird natürlich nicht verfehlen, einen gewissen Eindruck auf das französische Publicum zu machen.

Somit wäre es ja leicht möglich, daß die Franzosen Herrn Tissot aufs Wort glauben, daß Herr v. Bismarck im Jahre 1867 der moralische Anstifter des Berezowski'schen Attentats war, weil es in der Absicht dieses Staatsmannes lag, den russischen Kaiser Alexander mit Napoleon III. zu entzweien, — ein Geschäft, welches die Pistole des Polen am besten besorgen mußte. Der erfindungsreiche Herr Tissot schildert den Zusammenhang folgendermaßen: Regierungsrath Stieber, der außer seiner amtlichen Stellung in Preußen vom russischen Kabinet mit der besonderen Aufsicht der im Auslande lebenden polnischen Flüchtlinge betraut war, hatte durch einen Agenten gleich im Voraus erfahren, daß ein junger polnischer Fanatiker, Namens Berezowski, den Auftrag übernommen hatte, den Zaren, der sich damals mit König Wilhelm zusammen in Paris aufhielt, zu ermorden. Stieber sucht nun den Zaren Alexander im Palast des Elysée und den Polizeipräfecten Pietri auf, um von seiner wichtigen Entdeckung Bericht zu erstatten. Aber weder der Zar noch seine Adjutanten sind zu Hause. Der Polizeipräfect dinirt in Saint Cloud beim Kaiser. Es ist daher nicht möglich, den Attentäter zu verhaften und Stieber begnügt sich, Berezowski von einem seiner Geheimen auf Schritt und Tritt verfolgen zu lassen. Mißgestimmt begibt sich der Polizeigewaltige auf die norddeutsche Botschaft, wo damals Bismarck Absteigequartier genommen hatte und wo Stieber ebenfalls wohnte. Im Thorweg, erzählt Tissot, begegnet der Regierungsrath dem Minister, der im Begriffe steht, auszufahren, um den herrlichen Abend im Bois de Boulogne zu genießen.

„Ich habe Excellenz etwas sehr Dringendes und Wichtiges zu melden," sagt Stieber, an den Wagen herantretend.

„Wird's lange dauern?" fragt Bismarck. „Ich möchte nicht um den schönen Spaziergang kommen und wer weiß, wann ich wieder eine freie Stunde haben werde. Steigen Sie mal herein und erzählen Sie mir die Sache unterwegs."

Während nun die Equipage die Avenue des Champs Elysées hinauffuhr und bald im Dickicht des Gehölzes verschwand, wo die Tausende von buntfarbigen Lämpchen der Kutscher, die sich zum üblichen Sommernachtscorso eingefunden hatten, phantastisch irrlichterirten, berichtete Stieber dem Bundeskanzler über die für den nächsten Tag geplante Mordthat.

Doch lassen wir Herrn Tissot reden.

Graf Bismarck nahm eine nachdenkliche Miene an. „Welch ein Unglück!" rief er wehmüthig. „Wenn ein so erhabener und großmüthiger Herrscher wie Kaiser Alexander einer so ruchlosen Missethat zum Opfer fallen würde! Das kann und darf nicht geschehen! Sie werden es wohl zu verhüten wissen, nicht wahr, Stieber?"

„Allerdings!" antwortete dieser.

Der Graf schwieg dann eine Weile und befahl dann umzukehren. Nach einer Pause erkundigte er sich, wer der Mörder sei, und als er erfuhr, daß es sich um einen 18jährigen Polen handelte, setzte Bismarck sofort seine geheimsten Pläne auseinander. „Wenn die französische Polizei das Verdienst hat, dem Zaren Alexander das Leben zu retten und den Attentäter zu entdecken, — wissen Sie, was dann geschieht? Der Zar wird mit dankerfülltem Herzen vom Kaiser Napoleon Abschied nehmen und die französisch-russische Allianz ist fertig. Wir müssen uns in Paris „à pique" und in Petersburg „à carreau" hüten... Denken wir uns dagegen den Mann dort losschießen — er trifft das Ziel nicht, aber die Wirkung ist einmal da. Die französische Gastfreundschaft ist verletzt, und erfolgt gar eine milde Verurtheilung, dann ist das Tischtuch zwischen Frankreich und Rußland zerschnitten." Die beiden Spazierfahrer kehren nach dem Botschaftspalais zurück. Unter der Einfahrt meldet ein Posten, daß ein Bote bereits eine halbe Stunde auf den Geheimrath Stieber warte. Der Mann, der auf den ersten Augenblick als ein Geheimpolizist zu erkennen war, überreichte Stieber ein Couvert, aus welchem der Adressat eine Visitenkarte entnahm, die vom Polizeipräfecten herrührte. Der „Monsieur le conseiller" benachrichtigte ihn, daß er bereit sei, ihn zu jeder beliebigen Stunde, auch des Nachts, zu empfangen, wenn es sich um eine wichtige Angelegenheit handeln sollte. Stillschweigend überreichte Stieber dem Grafen Bismarck das Billet; beide betrachteten sich eine Weile und sagten dann, zu dem Boten gewendet: „Es ist nichts Wichtiges; sagen Sie dem Herrn Präfecten, es wäre nichts Dringendes." Am nächsten Tage fand die Revue statt und bei der Rückkehr fielen die Schüsse des Polen.

So weit die Mordgeschichte, die Herr Tissot ausgesonnen. Wir haben dieselbe gleichsam als Probe mitgetheilt, damit man ersieht, daß die Phantasie des Pamphletisten eine geradezu ungeheuerliche ist. Derartige Geschichten kommen in bedeutender Anzahl vor. Eine der tollsten Räubergeschichten ist die der Entdeckung der geheimen Papiere des östreichischen Bundestagsgesandten, Freiherrn von Prokesch-Osten, auf Veranlassung seines „Rivalen", des Herrn v. Bismarck. Das Märchen ist zu plump und — unverschämt, um hier auch nur andeutungsweise erzählt zu werden.

Enthält der hier skizzirte erste Theil der Tissotiade mehr oder weniger unsinnige Erfindungen und alberne Mord- und Räubergeschichten, so ist der zweite keineswegs harmlos, sondern

Digitized by Google

voll der giftigsten Ausfälle und Denunciationen. Hier wird der in Frankreich ohnehin grassirenden Spionenriecherei in grauenhafter Weise Vorschub geleistet. Herr Tissot entblödet sich nicht, seine journalistischen Collegen in Paris, die für deutsche Zeitungen schreiben, in der ruchlosesten Weise zu verdächtigen. Einen besonderen Giftzahn hat er auf Herrn Albert Beckmann, den Correspondenten und Vertreter der „National-Zeitung" in Paris. Es werden ihm Insulten ins Gesicht geschleudert, die sich kein Ehrenmann gefallen lassen darf, und ihm nachgesagt, daß der verstorbene Dr. Landsberg, der bekannte Herausgeber der Landsberg'schen Correspondenz, ihn öffentlich als „mouchard" titulirte und dergleichen Schmähungen mehr. Was haben solche Hetzereien gegen Deutsche, die in Paris die französische Gastfreundschaft genießen und des Schutzes des Völkerrechtes theilhaftig sind, für einen Zweck? Was interessiren das Publicum überhaupt die Privatangelegenheiten eines Journalisten? Bei dem leicht erregbaren Gemüth des Franzosen ist die Befürchtung nicht ausgeschlossen, daß schließlich die Tissotiaden auf keinen unfruchtbaren Boden fallen und die Nachwirkungen des denunciatorischen Buches auf die Lage der in Paris lebenden Deutschen sich in betrübender Weise geltend machen werden. Aber darum kümmert sich dieser Ehrenmann nicht! Er sinnt vielmehr auf immer neuen Skandal — auf Kosten Deutschlands. Non olet. Nun, Jeder mag mit dem Wasser kochen, das er zur Hand hat, aber das Wasser aus der Tissot'schen Autorenküche ist doch gar zu schmutzig. Ein Mann, der jeglichen Anstand so außer Acht läßt, wie Herr Tissot, blamirt zugleich die auf ihre Ritterlichkeit meist so stolze französische Nation; er schadet nicht Deutschland, das den sauberen Vogel an seinen Federn längst kennt, sondern zumeist Frankreich. Bei seiner Spionenriecherei übersieht dieser Fanatiker des Deutschenhasses, daß er der schlimmste Feind der von ihm gehätschelten Franzosen ist. So erzählt er z. B., daß Rothan, der Secretär der französischen Botschaft, den König Friedrich IV. bei seinen Excursionen nach den Ufern des Rheins durch den Spion Taschen überwachen ließ. Rothan gab dem Agenten 1000 Francs zur Bestreitung der Reisekosten. Herr Rothan wurde betrogen, — was uns nichts angeht, aber Thatsache ist, daß er, der Spion, von dem französischen Legationssecretär besoldet wurde; und doch sieht Tissot den Splitter in den Augen der Deutschen, während er für den Balken in seinen eigenen Augen keine Empfindung besitzt... Nicht einmal die Todten sind vor ihm gefeit. So erzählt er einmal, daß der Feldmarschall Graf Wrangel selbst gegen Mitglieder der königlichen Familie so familiär gewesen sei, daß er eines schönen Tages die Königin Elisabeth mit: „Meine gute kleine Dame!" angeredet habe. Graf Wrangel würde eine solche schwere Verleumdung nicht ungestraft gelassen haben, denn ein Grundzug seines Charakters war die in Wort und Haltung bekundete Ehrerbietung gegen Mitglieder der königlichen Familie.

Doch genug von der neuesten Tissotiade: mag Herr Tissot noch so viele Schmähschriften über Deutschland vom Stapel lassen, er ist und bleibt doch der Polichinell der Publicistik, über dessen Capriolen und Ungezogenheiten man lacht, sich aber nicht ärgert. Niemand wird ihn stören in der Ausübung seines Gewerbes: auf Kosten der Wahrheit und des guten Geschmackes eine Entenzucht en gros zu betreiben!

Die spanische Königsfamilie.

Von Schmidt-Weißenfels.

Das Geschlecht der Bourbonen, das so lange Zeit fast die ganze romanische Welt in Enropa in verschiedenen dynastischen Zweigen beherrschte, sitzt nur noch auf dem spanischen Thron. Auch von diesem ist es schon zweimal in diesem Jahrhundert heruntergestoßen worden, und seitdem es — neun Jahre nunmehr — auf denselben wieder zurückgeführt worden ist, gilt es einem sehr großen Theil der Spanier für eine revolutionäre Gewalt, und Niemand in der Welt möchte darauf schwören, daß es im ruhigen Besitz seines letzten Thrones bleibt. Seit einigen Wochen gährt es in dem gelobten Lande der Pronunciamentos wieder ganz bedenklich. Es dürfte daher zeitgemäß sein, die annoch regierende spanische Königsfamilie, gegen die sich alle revolutionären Kundgebungen in erster Linie richten, zum Gegenstand einer kurzen Betrachtung zu machen.

Wenn man Gelegenheit gehabt hat, in Madrid die königliche Familie, sei es bei festlichen Vorgängen im prächtigen Schlosse, sei es bei öffentlichen Schauspielen, zu sehen, so vermag man sich kaum des Gedankens zu erwehren, daß alle diese Herrlichkeit eines Tages wieder zu Ende sein könnte und daß diese Besorgniß die Mitglieder des Königshauses selber bedrückt. Der Prunk der officiellen Huldigungen ist wohl an keinem der europäischen Höfe noch mehr von kalter Heuchelei und selbstsüchtiger Verlogenheit durchzogen, als wie an dem von Madrid. Eine aufrichtig ergebene, und durch Staatsraison wie ihre monarchischen Grundsätze dazu bestimmte Schaar ausgenommen, die einen engeren Kreis um den jungen Monarchen bildet, bewegt sich in der flimmernden Luft des Hofes ein Adel ohne liebevolle Anhänglichkeit und ein höchstes Beamtenthum von politischer Charakterunbeständigkeit. Ein guter Theil von Einem wie von Anderm beugt sein Haupt vor der Majestät Alfons XII. wie eine Pagode, die man angestoßen hat; sonnt sich in dem Licht, das gerade scheint; trägt die goldstrotzende Uniform, weil sie das nothwendige Amt umkleidet, oder geht gar ehrfurchtsvoll grüßend an dem rothsammtnen Thron vorüber, den er im September 1868 gleichmüthig hatte in die Rumpelkammer tragen lassen, wenn nicht mit eigenen Händen und unter dem Lebehochruf auf die Republik dahin mitgeschleppt.

Ebenso wenig ist von einer Liebe und begeisterungsfähigen Treue des Madrider Volks, oder eines anderen Theils der spanischen Bevölkerung, für die herrschende Dynastie Aufhebens zu machen. Oeffentliche Kundgebungen der Achtung und Höflichkeit können in einer Hauptstadt nicht mangeln, in der die vornehme und bürgerliche Gesellschaft durch allerhand Interessen mit der existirenden Ordnung verbunden ist und für deren ersten Vertreter sie den König und sein Haus mit mehr oder weniger persönlicher Sympathie ansieht. Und selbst in dieser Beziehung fällt die frostige Zurückhaltung auf. Enthusiastische Aeußerungen des Volks aller Klassen, wie sie dem Könige im vorigen Herbst nach der Rückkehr aus Paris wegen der dort erlittenen Beleidigung bereitet wurden, konnten nur als lebhafte Kundgebungen eines leicht erregbaren Nationalstolzes aufgefaßt werden, den es drängte, dem Könige als dessen berufenen Wächter eine Genugthuung für die französische Kränkung und eine Freude über sein taktvolles Benehmen in diesem besonderen Falle auszudrücken. Gewiß hat der König Alfons für seine Person dadurch auch viel an Theilnahme im Volke von Madrid gewonnen; aber in der Hauptsache bleibt die öffentliche Achtung vor ihm stehen, wie wenn sie sagen wollte: Du bist anzuerkennen; Deine Regierung ist sogar für Spanien unter jetzigen Umständen nothwendig und die annehmbarste zur Erhaltung von Ordnung und Friede; ob sie sich jedoch bewähren und in den Herzen der Spanier befestigen wird, muß man abwarten, und darum mußt Du selbst die meiste Sorge tragen.

Der Fremde in Madrid kann nicht umhin, der Erscheinung der alten Königin Isabella, wenn die Bezeichnung nicht als ungalante angenommen wird, das lebhafteste Interesse zuzuwenden. Man hat schon von ihr gehört, als man noch Kind war — und was hat man nicht Alles von ihr gehört, was die Phantasie um sie, um ihren Hof und in den romantischen Vorstellungen spielen ließ, mit denen unsere Dichter uns von dem „schönen Spanien" und seinen Dorados „unterm Schatten der Kastanien" erfüllt haben! Man ist seitdem selber schon alt geworden und kann sich zunächst nicht vorstellen, daß diese Königin Isabella überhaupt noch sichtbar ist. Es ist Einem, als müßte sie schon längst gestorben sein, da sie schon vor vierzig Jahren auf dem Thron saß und vor sechzehn Jahren abgesetzt wurde.

Digitized by Google

Dann erinnert man sich freilich, daß sie die Mutter des jetzigen sehr jungen Königs ist und noch lebt, daß sie noch ein kleines dreijähriges Kind war, als sie schon der Reihe der spanischen Monarchen zugezählt wurde, und daß sie jetzt überhaupt kaum dreiundfünfzig Jahre überschritten hat. Das ist das Alter, in dem eine gesunde Frau noch kräftige Beweise ihres Lebens gibt, in dem ihre erwachsenen Kinder die Mutter als Freundin verehren, und die Freude an den Eitelkeiten dieser Welt bei ihr noch keineswegs der grämigen Philosophie der Greisenhaftigkeit Platz macht.

In der That, Donna Isabella ist ein sprechendes Bild der lebensfrohen Frau von fünfzig Jahren. Es gibt Damen, die mit vierzig nicht so frisch und so blühend aussehen. Allerdings, sie hat eine mächtige Fülle des Körpers, eine königlich mächtige; sie wird, nach ihrem bequemen, warmen Schuhwerk zu schließen, nach ihrem vorsichtigen Schreiten, wohl auch etwas Gicht in den Beinen haben, und an ihrem blühenden Gesicht mögen die feinen Schminken und Salben ebenso viel schuld sein, wie an dem matten weißen Teint und den schwarzen Augenbrauen so vieler spanischer Sennoras. Aber ihre Toilettenkünste stehen einer Dame wohl an, welche noch das Weib und die Fürstin repräsentiren will, und ihre Gicht wie ihre quellende Beleibtheit verhindern sie nicht, noch in der Quadrille eines Hofballes mitzutanzen. Sie hat in ihrem angenehmen Gesicht die Züge eines harmlosen, sorglosen Charakters und die Stürme ihres Lebens haben dahinein keine lesbare Schrift geschrieben. Sie ist eine Frau, die ihre Geschichte mit kummerloser Gemüthlichkeit trägt und in die Zukunft zu blicken scheint, als liege sie unter blauem, wolkenlosen Himmel vor ihr, alles Vergangene vergessend.

Ein wunderbares Geschick hat sie zur Königin von Spanien und zur Stammmutter einer neuen Dynastie ihres bourbonischen Hauses gemacht, wogegen es ihrem Vaterlande damit eine Menge Unglück zu dem schon ererbten hinzufügte. Denn hätte ihr alter Vater Ferdinand VII. sich 1830 von seiner neugeheiratheten jungen und klugen Frau Marie Christine von Neapel nicht bethören lassen, das herrschende salische Gesetz aufzuheben und das der „siete partidas“ wiederherzustellen, kraft dessen in Ermangelung von Söhnen die weiblichen Nachkommen des Königs zur Thronfolge gelangen konnten, so würde es seitdem nicht drei blutige Bürgerkriege im Lande gegeben haben und keinen Carlismus, welcher sich als verdrängte legitime Königsgesinnung gegen die Monarchie Isabellas und ihrer Familie fest organisirt hat. Das selbstsüchtige und beschränkte Regiment ihrer Günstlinge und Beichtschwestern hat auch nicht dazu beigetragen, Spanien aus seiner politischen Versumpfung emporzuheben, dagegen ein Republikanerthum entstehen lassen, in welches sich mehr und mehr alle unzufriedenen Elemente des Bürgerthums und der Armee wie zu der Möglichkeit neuer Hoffnungen für das Vaterland flüchteten. Die Generäle, welche die gutmüthige Isabella mit einer merkwürdigen Vorliebe einsperrte, verließen das Militärgefängniß von San Franzisco in Madrid alle als Feinde des absolutistischen Königthums oder der bourbonischen Dynastie, und suchten darnach durch Soldatenaufstände der alten Wirthschaft ein Ende zu machen. Was man darüber auch sagen mag, es war doch ein patriotischer Zug in diesen Schilderhebungen und ohne die rebellischen Generäle würde die Reaction in Spanien womöglich bis zu Ketzerverbrennungen wieder zurückgeführt worden sein. Es hat ja unter Isabella und ihr zu Ehren auch wirklich noch in der Stadt Madrid nahe der plaza mayor, dessen Boden einst von der glühenden Asche der Scheiterhaufen gedörrt wurde, ein Autodafé gegeben. Der Priester Marino, welcher 1852 einen Mordanfall auf sie versuchte, ward nach seiner Hinrichtuug öffentlich verbrannt, während unter ihrem jetzt regierenden Sohn Alfons bei der Hinrichtung der beiden Fanatiker, die ein Attentat gegen ihn verübten, das flammende Nachspiel im Stil des Mittelalters unterblieb.

Kam Isabella gleich nach Erlaß des neuen Thronfolgegesetzes von 1830 eigentlich zum Unglück Spaniens als die erste Tochter Marie Christinens auf die Welt, so ist es gleichwohl nicht zu bestreiten, daß ein großer Theil der Bevölkerung noch heute für sie eingenommen ist. In dem alten Beamtenthum steckt noch viel Sympathie für ihre Person, und Isabella weiß es sehr wohl. Als man ihr im September 1868, während sie sich auf Besuch zu Louis Napoleon nach Frankreich begab, ihre Absetzung durch die ausgebrochene Revolution in Madrid mittheilte, wollte sie es gar nicht für möglich halten und sie hoffte jeden Tag, daß man sie in Reue und des republikanischen Zwischenspiels satt auf ihren geliebten Thron zurückrufen werde. Es kam ihr sehr, sehr schwer an, auf ihre Rechte daran zu Gunsten ihres Sohnes, wie man sie bedrängte, Verzicht zu leisten und sie überwand sich erst beinahe zwei Jahre später dazu, nachdem ihr diese Rechte durch eine schwere Summe gleichsam abgekauft worden waren. Noch heute verschmerzt sie es nicht, Königin genannt zu werden, ohne es zu sein. Die Besorgniß, daß ihre zahlreichen Anhänger ihr das Vergnügen machen könnten, sie wieder auf den Thron zu setzen, bewog die Alfonsisten mehr, ihr nach der Proclamirung ihres Sohnes zum König die Rückkehr nach Spanien zu verweigern, als die vorgeschützte Gefahr für ihre Sicherheit daselbst. Erst 1877 ließ man sie zurückkommen und seitdem ist wieder in Madrid vereinigt, was derzeit die spanische Königsfamilie bildet. Die alte Königin Isabella thut bei Hofe wieder mit, genießt die ihr als Mutter des Königs gebührenden Ehren, amüsirt sich und hält sich aus eigenem Antrieb und weil es sein muß den politischen Geschäften fern. Sie hat keinen Sinn zu Intriguen und nichts ist im Ernst davon für die Regierung ihres Sohnes zu befürchten. Doch in Spanien sind die überraschendsten Ereignisse möglich und daher könnte es auch sein, daß eines Nachts die corpulente Isabella von entschlossenen Verehrern entführt wird und der junge Tag im Purpurkleide sie mit der Krone wieder auf dem Haupt begrüßt. Wenigstens versichert man, daß Don Alfons für sein Regiment nicht so sehr den Don Carlos oder die Republikaner fürchtet, sondern seine liebenswürdige Mama, weil sie eben viele alte Anhänger im Lande hat.

Die königliche Familie in Madrid zählt nicht mehr alle die Mitglieder, die sich zu Isabellas Regierungszeit im Schlosse befanden. Der angetraute Gemahl der Stammmutter, den man 1846 für sie ausgesucht hatte, ihr Vetter, der gute „König“ Franz d'Assis, denkt längst schon fern von Madrid über seine spanische Heirath nach und ist seit 1870 von der Theuren geschieden. In diesem Jahre machte Isabella gleichsam reinen Tisch, wie in dem Vorgefühl großer weltgeschichtlicher Ereignisse, die sie gar nichts angehen sollten. Sie entsagte dem Gatten und dem Thron, und zu dem letzteren Verzichte wurde sie offenbar durch die plötzlich aufgetauchte Möglichkeit bestimmt, daß ein deutscher Prinz aus dem Hause Hohenzollern König von Spanien werden könnte. So beseitigte sie sich wenigstens als ein Hinderniß für eine spätere Thronberufung ihres Sohnes Alfons.

Von ihren Töchtern, die sie als Königin geboren, kamen nur die zwei jüngsten, die Infantin de la Paz und die Infantin Eulalia, mit ihr nach Madrid an den Hof ihres Sohnes zurück. Sie standen damals — 1877 — noch in dem jugendlichen Alter von fünfzehn und dreizehn Jahren und versprachen weiter keine Schönheiten zu werden, waren aber durch die schmerzliche Erfahrung des Exils, in dem sie ihre zarte Kindheit verleben mußten, bescheideneren Sinnes und leutseligeren Charakters geworden, als ihre älteste Schwester Maria Isabella. Dieselbe war schon seit 1868, kurz ehe ihrer Mutter Absetzung erfolgte, mit siebzehn Jahren an den Grafen Girgenti, Bruder des Exkönigs von Neapel, vermählt worden und dieser Vorgang gehörte mit zu den letzten pikanten Hofgeschichten, die man sich aus der Regierungszeit der tugendhaften Königin erzählt. Die Infantin Maria Isabella, die 1851 nach sechsjähriger kinderloser Ehe geboren wurde, erhielt den Titel einer Prinzessin von Asturien, welcher in Spanien dem muthmaßlichen Thronfolger — hier der Thronfolgerin — zukommt, wie in England nach der Grafschaft Wales. Im Volke nannte man die Neugeborene boshafter Weise Araneja, weil damals der Commandant der Leibgarde der Königin Arana hieß. Als sie, der Sitte gemäß, in der Kirche von Atocha mit großem Pomp ausgestellt werden sollte, geschah das Attentat

Digitized by Google

des Priesters Marino auf ihre Mutter — am 2. Februar 1852 — noch in der Galerie des Palastes. Der Dolchstoß wurde von dem Fischbein des Mieders der Königin aufgefangen und verletzte sie nur leicht. Das war ihr erstes Unglück mit der Araneja. Sechs Jahre später wurde Alfons geboren und das war das zweite Malheur für Araneja. Denn sie verlor damit den Titel von Asturien, der nunmehr ihrem Bruder zukam, und dieser Verlust erbitterte die Prinzessin schon als Kind. Sie wurde sehr herausfordernden Charakters, so daß man bedacht war, sie so schnell als möglich zu verheirathen. Die Sache wurde mit den vertriebenen neapolitanischen Bourbons vereinbart und eines Tages im Frühjahr 1868 stellte sich Gaetano, Graf von Girgenti, als Freier ein, dem man augenblicks den Beinamen Prinz von Urgente in passender Umbildung von Girgenti gab. Er war 22 Jahr alt, so klein von Wuchs, daß der Säbel ihm bis auf die Brust reichte, hatte kleine Augen, einen hochrothen Kopf, gar nichts Anziehendes im Wesen, und seinen Einzug in Spanien mit einem Gepäck gehalten, das auf der Eisenbahn mit vierzehn Pfund Uebergewicht befördert worden war. Die Hochzeit fand statt und Donna Araneja mußte damit das Unglück hinnehmen, Spanien zu verlassen.

Zur königlichen Familie, die im Schlosse zu Madrid oder in Aranjuez residirt, ist auch der Herzog von Montpensier zu rechnen, nicht nur, weil er an demselben Tage im Jahre 1846, an dem Isabella mit Franz von Assis vermählt wurde, nach Louis Philipps von Frankreich Abkartung mit deren einziger, jüngeren Schwester Hochzeit feierte, um einen Zweig der Orleans auf den bourbonischen Ast zu pfropfen; sondern weil er dann auch noch der Schwiegervater seines Neffen, des jetzigen Königs Alfons geworden ist. Es ist ein alter, feiner Herr von echt französischem Typus mit seinem „Birnenkopf" in weichem, weißem Haar, und er hat in Spanien sein Glück gemacht, weniger, daß er zum Generalkapitän ernannt wurde, sondern daß er eine große Besitzung in Sevilla geschenkt erhielt, die er außerordentlich nutzbringend zu machen verstand. Mit Orleans'scher Findigkeit hat er sich derart großen Reichthum verschafft. Dabei ist sein Garten San Telmo in Sevilla einer der schönsten in Spanien und als seine Winterresidenz daselbst ebenso sehenswürdig, wie der alte, maurische Alcazar von alhambraischer Pracht, in welcher die Königin Isabella ihm dort Nachbarin zu sein pflegt. Kaum war Don Alfons König geworden, als er mit heißblütigem Herzen sich in seine Cousine, Maria de las Mercedes von Montpensier, verliebte. Sie war erst fünfzehn Jahre alt. Der alte Herzog widerstrebte auch anfangs dem ungestümen Verlangen des noch nicht zwanzigjährigen Monarchen, seine jüngste Tochter an denselben zu vermählen. Doch die Liebe siegte über alle Bedenken einer so nahen, bei den spanischen Heirathen nur zu häufig mißachteten Blutsverwandtschaft. Die schöne Rose Mercedes wurde Königin; aber fast noch im holden Rausch der Flitterwochen raffte sie der Tod von der Seite ihres verzweifelnden Gatten. An ihrem marmornen Grabmal, dem einzigen, welches sich in einer Altarnische der Riesenkirche vom Escorial befindet — die Todtengrüfte der königlichen Familie sind alle in den Gewölben darunter — hat er oft in Einsamkeit gebetet und um die so früh Verlorene seine heißen Thränen vergossen.

Das dynastische Interesse verlangte von Alfons, sich des Neuen zu verheirathen. Seine Wahl fiel auf die junge österreichische Prinzessin Maria Christine. Aus jener Zeit, die er als Schüler des Theresianums in Wien zugebracht, waren ihm noch alle Erinnerungen an den Aufenthalt daselbst lebendig, und es waren ihm schöne und dankbar stimmende Erinnerungen. Er hatte durch sein Exil, in dem er zum Jüngling heranreifte, durch die Lehrjahre in Wien, Menschen und Dinge anders und besser kennen gelernt, wie es in der Hofluft, zumal spanischer, möglich gewesen wäre, und er am meisten würdigte diesen Gewinn und wollte ihn sich erhalten wissen. Ganz in leichter, gefällig wienerischer Ungezwungenheit bewegt er sich noch immer, spricht das Deutsche in Wiener Art vortrefflich und gern, und seine Erkenntlichkeit für die Schule des Theresianums drückte er auch dadurch aus, daß er im einsamen Escorial eine Art Kadettenanstalt unter demselben Namen auf seine Kosten einrichtete, deren Zöglinge die Wiener Uniform tragen und speciell für den Douanedienst als Carabiniers ausgebildet werden. Gegen Ende des Jahres 1879, ein reichlich Jahr nach dem Tode der ersten Gemahlin, ging er seine zweite Vermählung ein. Die junge Erzherzogin wurde als spanische Königin mit Sympathien seitens der Madrilenen begrüßt, zumal der Damenwelt; ihre anmuthvolle Erscheinung, ihre natürliche Liebenswürdigkeit in der Einfachheit ihres Wesens machen sie zu einer reizvollen Erscheinung. Menschliche Kümmerniß ist ihr als Gattin nicht erspart geblieben; aber nach Wolken kam immer wieder Sonnenschein in ihre Ehe, und die zwei Töchter, denen sie bisher das Leben geschenkt, erfüllen sie mit dem Glück einer liebenden Mutter. Sie ist allerdings des Spanischen vollauf mächtig, doch liebt sie es, in ihrem häuslichen Kreise, mit ihrem Gemahl, in ihrer Muttersprache zu verkehren; auch mit den beiden in der Familie lebenden Infantinnen, denen freilich das Deutsche nur wenig Behagen abgewonnen hat, obgleich die ältere — Donna de la Paz — im vorigen Jahre mit einem bayrischen Prinzen verheirathet wurde. Längst heißt es, daß die jüngere, Donna Eulalia, mit dem Kronprinzen von Portugal vermählt werden soll.

Das königliche Vermögen an Geld und Gut hat durch die Revolution von 1868 einen argen Stoß erlitten. Was die Republik in spanischer Nobleffe trotz der schlechten Staatsfinanzen der Königin Isabella in Ablösung ihrer Ansprüche baar auszahlte, hat sich unter ihren Fingern im Aufenthalt zu Paris stark verflüchtigt. König Alfons hatte seine Noth, die Summe aufzutreiben, welche er für alle Fälle bei seiner Vermählung mit der östreichischen Erzherzogin sicher stellen mußte. Was die Civilliste betrifft, so gibt sie dem Könige 7 Millionen Pesetas (= Francs), der Königin 450,000, der Mama Isabella noch 750,000, ihrem geschiedenen Gemahl 300,000, den Infantinnen 250- und 150,000. Zusammen mit dem Aufwand für den Hofstaat und der königlichen Escorte beinahe elf Millionen. Der König hat ehrenhalber starke Ausgaben übernommen, darunter den Ausbau des vom Blitz zum siebenten oder achten Mal schon getroffenen Escorial. Außerordentliche Opfer für sich noch vom Staatsschatz zu verlangen, darf er nicht wagen, ohne den Unmuth der vielen Monarchiefeinde im Lande zu erhöhen, nach deren Ansicht er schon viel zu viel kostet. Als der deutsche Kronprinz zu Besuch kam, wurde vorweg bekannt gegeben, daß alle Ausgaben für die ihm zu Ehren vorbereiteten Feste nur aus der Kasse des Königs bestritten werden würden, um keine Verstimmung dagegen im Volke hervorzurufen. Ein großes Geschäft in Madrid sollte eine Lieferung von Ausstattungssachen bei der zweiten Hochzeit übernehmen und die Zahlungen dafür in mehreren Raten binnen längerer Frist erhalten. Es verzichtete lieber auf den Handel, als daß es auf diese Bedingungen sich einließ. Dies charakterisirt den Credit des Königs oder vielmehr den seiner Würde und der Sicherheit, die sein Einkommen bietet. Ist es in unseren Tagen schon überhaupt kein so schönes Geschäft mehr, wie früher, ein König zu sein, so am allerwenigsten wohl derzeit in Spanien.

Aus der Hauptstadt.

Die beiden neuen Panoramen.

In wenigen Jahren kann das Panorama seinen hundertjährigen Geburtstag feiern. Es hat mancherlei Schicksale erlebt, alle im Bereich der Möglichkeit liegenden Kinderkrankheiten durchgemacht; nur die Zuneigung des reflexionslos genießenden Publicums hat es am Leben gehalten und gegen die Verachtung oder Gleichgültigkeit derer, die es

Digitized by Google

besser wissen, in Schutz genommen; dankbar hat es sich, zu Kräften gekommen, von allen schlechten Angewohnheiten und Unarten befreit, hat sich die warme hingebende Freundschaft großer Künstler errungen, die es weit über das Erreichbarscheinende hinaushoben, und heute an seinem Jubiläum zählt es zu den populärsten Kunstinstituten; keine Großstadt, kaum eine Mittelstadt will seiner entbehren, und selbst die widerstrebende Aesthetik sieht sich gezwungen, es als eine Erweiterung und Bereicherung der altbestehenden Kunstformen anzuerkennen.

Seine Wiege stand in England, aber die Erziehung zum Weltbürger genoß es in Paris. Anfangs war es sich des Reichthums seiner eingeborenen Mittel noch nicht bewußt; es schielte nach dem Theater, soll hier und da einen Versuch mit lebendigen Statisten nicht verschmäht haben und ist von Donner und Blitz und natürlichen Wasserfällen nicht ohne Anstrengung losgekommen. Wie in aller Kunst ging auch hier Probiren über Studiren. Allmählich, wenn auch erst spät, lernte es seine eigenen Kunstmittel erkennen und mit wachsender Kraft und Selbstbeherrschung ließ es eins nach dem andern die populären Scherze zur Belebung des Vordergrundes fallen. Der halb ausgestopfte, halb gemalte Verwundete und seine mannichfachen Varianten sind als überflüssige Spielerei vornehm beseitigt. Die neuesten, auf der Höhe stehenden Erzeugnisse geben im Vordergrund nur so viel, daß die Illusion nicht gestört wird, statt daß man früher den Nachdruck auf seine mannichfaltige Ausbildung zu setzen gewohnt war. Dafür wird alle Kraft an die künstlerische Bezwingung der gemalten Fläche des Cylinders gesetzt. Was hier auf den bedeutendsten neueren Werken erreicht wird, berechtigt zu den weitesten Hoffnungen für die Zukunft, denn das Thema des Panoramas ist mit den augenblicklich begreiflicher Weise besonders populären Schlachtendarstellungen bei weitem nicht erschöpft. Eine unbegrenzte Beliebtheit hat die Anstrengungen belohnt. Kein Künstler, der die Kraft in sich fühlt, der gewaltigen Aufgabe Herr zu werden, hält sich mehr zu vornehm, im Gegentheil, es ist der Traum der bedeutendsten geworden, Phantasie und Technik an einem großen Vorwurf zu erproben.

Es kommt hinzu, daß man sich allmählich der großen erzieherischen Wirkung der Mitarbeiterschaft an der Herstellung eines Panoramas bewußt geworden ist. Gibt es doch kaum eine Seite des technischen Vermögens, an die nicht die größten Ansprüche gestellt würden. Jeder Kunstgriff, über einen Mangel an Können zu täuschen, ist ausgeschlossen, wo auf Schritt und Tritt die Wirklichkeit selbst eine Controle an die Hand gibt. Im Colorit fällt jegliche Tönung und Stimmung fort, die nicht zur Sache gehört. Für jede Einzelheit wie für die Gesammterscheinung muß in jedem Augenblick die Natur zu Rathe gezogen werden. Es gibt auf dem ganzen Gebiete der modernen Malerei überhaupt keine Leistung, die den Künstler so ganz auf eigene Füße stellt, die so unerbittlich jegliche Tradition abschneidet wie das Panorama. Wer in einem Palast, im Rathhaus oder Museum mit dem künstlerischen Schmuck der Wände betraut ist, vermag nur mit äußerster Anstrengung sich dem Einfluß der Alten zu entziehen und, wie es für jede große originelle Leistung nöthig ist, aus der eigenen Zeit allein sich zu inspiriren. Ueber das Panorama hat jedoch keine Gewalt, was früher geschaffen; an seinem Eingang geben die Schatten der großen Italiener und Niederländer den modernen Künstler frei. Lionardos bekannter „Enkel der Natur" vermag die Aufgabe, die drinnen seiner harrt, nicht zu bezwingen. Damit haben wir eine Eigenschaft des Panoramas berührt, die vielleicht einmal von den Geschichtschreibern der modernen Kunst als einer der wichtigsten Hebel zur Freiheit hervorgehoben wird.

Wir haben es in Berlin zur Genüge erfahren, was das Panorama als Erziehungsinstitut an jungen Künstlern zu leisten vermag. An „verkäufliche" Bilder kleinen und kleinsten Formats gewöhnt, standen sie vor Riesenflächen mit Häusern, Bäumen und Figuren in natürlicher Größe. Statt in Atelierbeleuchtung für Stubenlicht zu malen, befanden sie sich so gut wie im Freien und hatten mit einer Lichtstärke zu rechnen, die nur um ein ganz Geringes hinter der des Tages zurückbleibt. Jeder noch so kleine Fehler stach sofort in die Augen, einzelne Figuren, ja ganze Gruppen mußten bis zum Ueberdruß „heruntergehauen" und erneut werden, bis sie richtig in ihrer Umgebung saßen. Respect vor dem einmal Fertigen, so umfangreich es sein mochte, gab es überhaupt nicht mehr, weder bei Meister noch Gesell. Jeder Einzelne hatte beständig seine Leistung an der aller Uebrigen zu controliren, denn ein falscher Ton störte die ganze Harmonie. Schiedsrichter war überall die Natur allein, nicht die Autorität von irgend Einem. Für alle diese unsäglichen Anstrengungen lohnte aber auch der gewaltige Schritt vorwärts in der eigenen Erziehung. Wir werden wahrscheinlich noch oft bei den späteren Leistungen der Mitarbeiter an diese ihre hohe Schule anzuknüpfen haben.

Doch hat diese Leistung des Panoramas, so hoch sie angeschlagen werden muß, mit seiner künstlerischen Existenzberechtigung ebenso wenig zu thun wie seine Fähigkeit, als Vehikel ungeheuren Stoffes die Erinnerung an große Begebenheiten so frisch zu erhalten, wie es durch kein andres äußerliches Mittel geschehen könnte, oder fremde Länder und Völker in greifbarer Anschaulichkeit denen vorzuführen, die sie mit eigenen Augen nie erblicken werden. Es wird zwar dieser rein stoffliche Inhalt des Panoramas stets ein Hauptlockmittel bleiben, und für das große Publicum mit seinem Zweck identisch sein. Aber interessirt sich denn die breitere Schicht des Volkes, oder nur der Gebildeten, überhaupt für ein Kunstwerk, dessen Stoff ihm gleichgültig ist, oder das von einem Inhalt absieht, so weit dies möglich? Freilich, wenn die unentrinnbare Illusion niemals der Endzweck eines Kunstwerks sein dürfte, dann wäre dem Panorama sein Urtheil gesprochen. Aber in der Kunst führen viele Wege nach Rom. Warum soll nicht innerhalb der Malerei mit Beschränkung auf rein malerische Mittel sich ein Kunstwerk entwickeln können, das es mit der vollständigen Illusion so ernst nimmt wie in der Poesie das Drama? Doch ist heute der Tag noch nicht angebrochen, an dem wir mit Sicherheit zu sagen vermöchten, was eigentlich das Panorama ist und kann. Es ist noch nicht lange her, daß es mit Bewußtsein in die Bahnen reiner künstlerischer Entwickelung eingelenkt. Wohin es gelangen wird, welche Aufgaben es zu bezwingen findet, das muß die Zeit lehren. Bis zu welcher Höhe künstlerischer Erregungsfähigkeit es das Panorama bringen kann, das zeigen, um in unserer nächsten Nähe zu bleiben, einzelne landschaftliche Theile von Simmler-Eckenbrechers „Kairo" in Hamburg, entsprechende Stellen in dem „Ausfall auf Montretout" von Philippoteaux père und Werner-Brachts „Sedan" in Berlin.

Letzteres liegt mitten in dem zukunftsreichen Centrum von Berlin, das in den nächsten Jahren durch die großartige Kaiserstraße erschlossen werden soll. Jetzt kommt nur selten der Einheimische, der im Westen wohnt, eher noch der Fremde in diese Quartiere der Stadt, die an malerischem Reiz stellenweise ganz wohl einen Ausflug lohnten. Zum Glück wird das Beste auch nach Vollendung der neuen Straßenanlagen erhalten bleiben. Gewaltige Neubauten, wie das große Hôtel am Alexanderplatz, zeugen schon jetzt von den Hoffnungen, die man in die Entwickelung dieses Stadttheils setzt.

Das Panorama liegt in einem geschmackvollen Rundbau, an den sich eine geräumige Restauration schließt. An die Aufgänge stoßen Räume mit einer Kolossal- und einer Reliefkarte des Schlachtfeldes. Daneben führt eine balkonartige Verbreiterung in einen verdunkelten Raum, dessen Hintergrund Werners „Begegnung Napoleons III. und König Wilhelms nach der Schlacht" bildet. Es ist ein Diorama mit lebensgroßen Figuren. Der Zuschauer steht etwas oberhalb der Gruppe hinter dem Gefolge des Königs. Es ist eine ruhige illustrationsmäßige Darstellung des Moments, die von jeder besonderen Effecthascherei absieht. Künftig werden sich noch einige andre Dioramen an dieses anreihen, ebenfalls bedeutungsvolle Momente nach der Schlacht behandelnd.

Das Panorama ist von einem Hügel nördlich der Stadt gesehen. Es ist der dramatische Moment gewählt, in welchem die französische Armee den letzten Versuch macht, den eisernen Ring des deutschen Heeres zu durchbrechen. Der verzweifelte Kampf der Reiterei bildet den Culminationspunkt der Schilderung. Dieser letzte heiße Streit ist auf dem nach Norden ansteigenden Terrain entbrannt. Nach Süden fällt das Terrain nach dem Thal der Maas ab, deren ausgetretene Wasser sich im silbernen Bande durch die weite Ebene ziehen. Durch den Gegensatz des steigenden und abfallenden Erdbodens kommt in das Landschaftsbild reiche Abwechslung. Ein großer Aufwand von Erfindung hat die einzelnen Partien der weiten Landschaft mit fesselnden Episoden ausgestattet, die so treu nach den Berichten entworfen oder mit so absichtsloser Zurückhaltung erfunden sind, daß das Ganze den Eindruck macht, als könnte es in der Wirklichkeit nur so und nicht anders sich zugetragen haben. Wir erinnern nur an den Kampf am ummauerten Wäldchen, an den Einblick in den Park von Floing tief unten im Thal, wo auf den saftigen tiefgrünen Rasenflächen die gefangenen französischen Soldaten lungern,

Digitized by Google

die Hände in den Taschen ihrer rothen Hosen. Mit großem Raffinement und dabei doch discret ist das natürliche Terrain im Vordergrund behandelt, auf dem sie und weggeworfene Monturstücke liegen und eine verlassene Mitrailleuse steht.

Es ist das erste Mal, daß sich die Berliner Schule an eine so große und umfassende Aufgabe gemacht. Sie hatte erst alle Erfahrungen zu sammeln, die zur Bewältigung derselben erforderlich. Dafür, wie schon angedeutet, hat die Arbeit einer Anzahl der strebsamsten jungen Berliner Künstler eine fördernde Schule geboten.

Um A. von Werner, der den Plan des figürlichen Theiles entworfen, und Eugen Bracht, der an Stelle des plötzlich verstorbenen Wilberg den landschaftlichen Theil übernommen, waren vor Allem K. Schirm, der Landschafter, Georg Koch und Karl Röchling bei der Ausführung betheiligt. Daneben werden R. Schlabitz — man erinnert sich wohl seiner Schwurgerichtssitzung von der letzten Ausstellung —, C. Keinke, bekannt durch seine feinsinnigen Schilderungen aus dem Bauernleben, O. Andres, W. Busch, Hellgrewe, Freudemann und Söborg genannt.

Koch und Röchling haben überdies den künstlerischen Schmuck der Restauration übernommen. Das Bild des Krieges im Panorama wird auf ihren Wandgemälden durch Schilderungen aus dem Soldatenleben im Frieden ergänzt. Wäre es zu vermeiden, daß diese Werke nur als Anhang zum Panorama erscheinen, so würden sie eine selbständige Sehenswürdigkeit der Hauptstadt bilden. Man fühlt es den außerordentlich wahren und schlichten Darstellungen an, daß die Künstler Selbsterlebtes gestalten. Röchling hat durchweg die Scenen aus dem Leben der Infanterie, Koch, als Pferdemaler, die Cavallerieerlebnisse übernommen. Es sind mit richtigem Tact die Witzhemata durchweg vermieden und an ihrer Stelle einfache Situationsschilderungen gegeben, doch ist der, freilich etwas derbe Humor keineswegs ausgeschlossen. Ansprechende Leistungen sind namentlich Röchlings Putzstube, seine Felddienstübung, sein Arrestlocal mit dem typischen Galgenstrick als einsamem Insassen; dann Kochs Cavallerieübungen und seine Soldatentoilette auf dem Bauernhof. Von der Aushebung bis zur Ausmusterung wickelt sich das ganze Soldatenleben in seinen Hauptphasen vor unsern Augen ab. Und diese zahlreichen Wandgemälde, die sonst als große Aufgabe für eine ganze Künstlerschaar gegolten haben würde, konnten von den Beiden als eine Art Nebenarbeit zum Panorama in der Frist von wenigen Monaten bewältigt werden.

Eins ist uns bei allen diesen Schilderungen aufgefallen, das wir an dieser Stelle nicht unerwähnt lassen möchten. Bei der Wahl der Typen hat man sich, wie übrigens auch im Panorama, mit Vorliebe an die tieferen Schichten der Armee gehalten. Das Element der Intelligenz, das doch in unserm Heer eine so große Rolle spielt, ist wie absichtlich umgangen. Sogar die Offiziere sind durchweg mit derber Hand aus der Gattung derer gegriffen, die den Stoff zu den Scherzen der Witzblätter liefern. Und diese bilden doch Gott sei Dank die Ausnahme! Wir haben uns seiner Zeit über die brutale Auffassung des deutschen Soldaten durch die französischen Schlachtenmaler beschwert. Was wir hier sehen, ist nicht schmeichelhafter. Und doch ist das erste, das selbst einem unbefangenen Franzosen an unsern Kriegern auffällt, die Manneszucht und Manneskraft in der Erscheinung. Noch sind ja die erstaunten Mienen der Pariser Berichterstatter unvergessen, die auf der Reise zur russischen Krönungsfeier Berlin passirten. —

Das Nationalpanorama in der Herwarthstraße hat seinen Inhalt gewechselt. Es ist das ja eine Annehmlichkeit der Panoramen, daß sie nicht an das Gebäude gefesselt sind, sondern zeitweise ausgetauscht werden können. Schon hat sich ein nicht unbedeutender internationaler Wechselverkehr ausgebildet, der sich in Zukunft noch wesentlich steigern wird.

Das neue Werk behandelt die Vertheidigung von Paris. Der Autor, Felix Philippoteaux père, der bekannte Schlachten- und Historienmaler, einer der wichtigsten Vervollkommner des Panoramas, steht im Alter von nahezu siebzig Jahren, aber seine Schaffenskraft ist so frisch wie sein Auge und seine unermüdliche Hand. Es ist, als ob der neue Stoff, dem er sich energisch erst im letzten Jahrzehnt hingegeben — von ihm stammt das berühmte „Bombardement von Paris" — ihn verjüngt hätte. Mitarbeiter nennt er nicht, doch ist es wohl kaum denkbar, daß er dies gigantische Werk nicht nur concipirt, sondern auch in allen Einzelheiten selber durchgeführt haben sollte.

Auch er bietet noch nebenbei ein Diorama: Die besiegte Commune. Ein Anblick des brennenden Paris von den Höhen des Père La Chaise aus, dessen Gräber und Wege in wirrem Durcheinander von den Leichen der gefallenen Communards bedeckt sind, über die ein einsamer Marinesoldat die Todtenwache hält. An der Erde über der Leiche einer Barrikadenheldin liegt die rothe Fahne der Besiegten, von den Siegern, deren Tricolore das Leichenfeld beherrscht, nicht einmal als ehrliche Kriegsbeute geachtet. Im Hindergrund wälzen sich die lohenden Gluthenmeere der brennenden Tuilerien und der Cour des Comptes, des Stadthauses über die Stadt, ein flammender Hintergrund der Schuld, die vorn so blutig gesühnt worden.

Oben das Panorama entbehrt dem Stoffe gemäß einer einheitlichen, auf einen Blick zu entwirrenden Handlung in ungleich höherem Grade als das von Werner-Bracht, dem man doch anfangs einen Vorwurf daraus machen zu müssen glaubte. Philippoteaux hat den letzten großen Ausfall auf Montretout gewählt, den Trochu, durch die Stimmung der Presse und der Bevölkerung gezwungen, am 19. Januar, dem Tag nach der Kaiserproclamation in Versailles unternahm, obgleich er von der Nutzlosigkeit im Voraus überzeugt war.

Der Standort des Zuschauers ist westlich von Boulogne jenseit des Flusses auf einem Hügel gewählt. Oestlich breiten sich die großen Rasenflächen des Hippodrom von Longchamps aus, fern hinter dem Bois de Boulogne erheben sich die großen Bauwerke der belagerten Stadt aus dem Häusermeer. Nach Norden wird der Blick durch den Mont Valérien begrenzt, dessen Batterien die westlich auf die deutschen Verschanzungen sich bewegenden Franzosen decken. Von den Deutschen ist nicht viel zu sehen. Man erblickt nur die Schaaren der Pariser, die ihre ganze Energie gegen den furchtbaren Feind wenden. Aber gerade daß dieser so wenig in sichtbare Action tritt und seine furchtbare Gegenwart doch jede Regung bestimmt, gibt der Scene etwas unsagbar Düsteres und Beklemmendes. Dem grausigen Vorgang dient als Schauplatz die liebliche Villenvorstadt zwischen Bougival und St. Cloud im Lichte eines silbernen schneelosen Wintertages. Die duftige Landschaft mit den reizenden Schlössern und Wohnhäusern, die mit zerrissenen Wänden aus den braunen Baumdickichten hervorlugen, der blinkende Fluß und die fernen nebligen Höhen gehören zu dem Besten, was uns die moderne Landschaft geboten hat. Im Vordergrund ist noch consequenter als bei dem Werk unserer einheimischen Künstler jedes überflüssige plastische Detail vermieden.

Ueber die Dächer von Gewächshäusern und Schuppen aller Art in einem Garten, der nur hie und da einen kahlen Baum enthält, blickt der Beschauer in die Ferne. Der Uebergang von der Wirklichkeit zum Bilde ist nirgend in sensationeller Spielerei ausgebildet. Es lohnt gar nicht, sich hinzustellen und zu probiren, ob man die Grenzen erkennen könnte. Auch fällt bei dem gewaltigen Ernst des Gemäldes, auf das sich alles Interesse concentrirt, so leicht Niemandem ein, den Versuch zu machen, denn der Vordergrund ist ganz uninteressant gehalten. Darin gibt sich ein richtiger Tact für das künstlerisch Angebrachte zu erkennen.

Daß das Panorama eines französischen Meisters, der ein Ereigniß aus der Zeit der tiefsten Ohnmacht seines Volkes zum Vorwurf gewählt hat, und ein Werk einheimischer Künstler, die den Moment des höchsten Siegesjubels verherrlichen, zur selben Zeit sich den Schaulustigen unserer Hauptstadt darbieten, ist ein Zusammentreffen, das mancherlei Gedanken und Empfindungen anregt. Auch ein Vergleich der künstlerischen Leistungsfähigkeit liegt nahe. Wenn beim Abwägen sich das Zünglein um ein Merkliches zu Gunsten des Franzosen neigen sollte, so ist dagegen zu bedenken, daß wir es bei uns — von den landschaftlichen Panoramen Hertels und Wilbergs abgesehen — mit einem ersten großen Wurf zu thun haben, der dank einer hingebenden Arbeit so vieler älterer und jüngerer Kräfte über Erwarten gelungen ist. A. L.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"

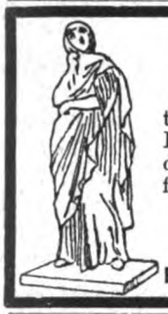
Königin Augusta-Strasse 12

Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Bad Nauheim
bei Frankfurt a. M.
Station der Main-Weser-Bahn.
Naturwarme, kohlensäurereiche und gewöhnliche Soolbäder, salinische Trinkquellen und alkalische Säuerlinge, Inhalations-Salon, ozonhaltige Gradirluft, Ziegenmolke. Sommersaison vom 1. Mai bis 30. September Abgabe von Bädern auch vor bezw. nach dieser Zeit.
Großh. hess. Badedirection Bad Nauheim.
Jäger.



Tanagra-Figuren.
Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichsten Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco
Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung.
Berlin W., 29 Behrenstrasse.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.
Preis: per 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
800 150 75 Pfennige.
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Franz Otto:
Wunderglaube
und
Wirklichkeit.
Seltsame Erscheinungen
in der Tier- und Menschenwelt.
Mit 130 Text-Abbildungen und Titelbild.
Geheftet ℳ 6.50. Eleg. gebunden ℳ 8.—
Die Reichhaltigkeit des Inhaltes erhellt aus dem Register, welches die im Werke besprochenen 1800 Gegenstände aufführt.
Verlag: OTTO SPAMER, Leipzig und Berlin.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.
Statistische Studien
über die
Bewährung der Actiengesellschaften
von
Dr. phil. **R. van der Borght.**
Preis: 8 Mark.

Die Theorie des Geldes.
Kritische Untersuchungen
von **Dr. Richard Hildebrand,**
Professor der politischen Oekonomie an der Universität Graz.
Preis: 3 Mark 20 Pf.

Bücher-Ankauf!
Bibliotheken, wie einzelne Werke zu höchsten Pr.
Meine Lagerkataloge liefere für 30 Pf. fro.
L. M. Glogau. 28 Burstah, Hamburg.

Soeben erschien bei H. Le Soudier in Leipzig und Paris. — Preis 1 ℳ 80 ₰.
Heinrich • Von Madame **C. Jaubert.** • **Heine**
Erinnerungen aus den letzten 20 Jahren seines Lebens.
Autorisirte Uebersetzung von L. Welter. Vorräthig oder zu beziehen in allen Buchhandlungen.

Gratis und portofrei
erhält jeder Interessent in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes die erste Lieferung *von*
Otto Spamer's Illustrirtem Konversations-Lexikon,
um durch Einsichtnahme die Überzeugung gewinnen zu können, dass in diesem Werke wirklich ausserordentlich viel und Reichhaltiges geboten wird.

Im Verlage von Eduard Trewendt in Breslau erschien soeben:
Genie und Wahnsinn. Eine psychologische Untersuchung von **Dr. Paul Radestock.** 6 Bog. gr. 8. Eleg. brosch. 2 Mk.
Der auf diesem philosophischen Gebiete vorteilhaft bekannte Verfasser, dessen frühere Werke „Schlaf und Traum" und „Die Gewöhnung und ihre Wichtigkeit für die Erziehung" weitgehende Anerkennung fanden, bietet in dieser Schrift eine eingehende und lichtvolle Studie, die nicht nur bei Fachleuten, sondern auch bei dem grösseren Publikum reges Interesse erwecken dürfte.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben ist erschienen:
Denkwürdiges aus meinem Leben
von
J. C. Bluntschli.
Im Auftrag der Familie durchgesehen und herausgegeben von
Dr. R. Seyerlen.
3 Bände. Preis: eleg. geheftet 22 ℳ, eleg. gebdn. 25 ℳ.
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
in Nördlingen.

Soeben erschien:
REVANCHE! Bilder aus Paris von Otto Röse. 8. XX u. 341 S.
Berlin.
Verlag von Robert Oppenheim.

Verlag von Andr. Fred. Höst & Sohn, Kopenhagen.
KLÖPPELBUCH.
Eine Anleitung
zum Selbsterlernen des Klöppelns
von
SARA RASMUSSEN,
Mitarbeiterin des „Bazars".
Mit 10 Lichtdrucktafeln und zahlr. Holzschn.
Preis 9 ℳ, in eleg. Mappe 15 ℳ.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen (auch zur Ansicht) zu beziehen:
J. Schipper, Dr., o. Prof. d. engl. Philol. a. d. Univ. Wien,
William Dunbar
sein Leben und seine Gedichte
in Analysen und ausgewählten Uebersetzungen, nebst e. Abriß der altschottischen Poesie. Ein Beitrag zur schottisch-englischen Litteratur- u. Culturgeschichte im Reformationszeitalter. 8. 27 Bog. Preis geh. ℳ 7.—, geb. ℳ 8.—.
Verlag von Robert Oppenheim in Berlin.

Soeben erschien:
Geschichte der Deutschen Volkspoesie
seit dem Ausgange des Mittelalters
bis auf die Gegenwart.
In ihren Grundzügen dargestellt von
Dr. F. H. Otto Weddigen.
8. XVI u. 360 S. ℳ 6.—
Die „Europa" sagt in einer längeren Besprechung: „Der auch auf dem Gebiete der Litteraturgeschichte rühmlichst bekannte Verfasser hat mit obigem Werke eine längst gefühlte Lücke glücklich ausgefüllt, indem er zuerst den Versuch einer systematischen Darstellung der Deutschen Volkspoesie machte. Der Versuch ist ihm wohl gelungen..."
Verlag von Georg D. W. Callwey in München.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.
Die vier Temperamente.
Lustspiel in fünf Akten von Lothar Clement.
IV, 155 S. 8. geh. ℳ 3.—, eleg. geb. ℳ 4.—
Nach dem Urtheil eines namhaften Literaturhistorikers gleicht diese durchaus originale Dichtung voll Geist, Humor und Anmuth einem feinen, kunstvoll durchgeführten Schachspiel; die Züge der in meisterhafter Charakteristik gezeichneten Figuren auf dem dramatischen Schachbrett fesseln in steigendem Maße, wobei der geistreich pointirte, schlagende Dialog eine Lust für den Leser ist.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 33. Berlin, den 16. August 1884. Band XXVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Das neue Unterrichtsgesetz in Belgien. Von K. Theodor Wenzelburger. — Ein englischer Volksvertreter. Von Karl Blind. — Der Panama-Kanal. Von Udo Brachvogel. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Erinnerungen an Heinrich Laube. Von Theophil Zolling. — Kuno Fischers Kant. Von Hugo Göring. — Die Tagebücher der Fürstin Metternich. Von Karl Braun-Wiesbaden. — **Aus der Hauptstadt:** Sommeroper bei Kroll. Von H. Ehrlich. — Inserate.

Das neue Unterrichtsgesetz in Belgien.

Von K. Theodor Wenzelburger.

Es ist ein eigenthümlicher Zug der Zeit, daß fast in allen constitutionellen Staaten Europas eine deutlich in die Augen fallende conservative Strömung mehr und mehr die Oberhand zu gewinnen und der Liberalismus abgewirthschaftet zu haben scheint. In Deutschland, Oestreich und Spanien hat er Schritt für Schritt an Boden verloren und ist mehr oder weniger in den Hintergrund gedrängt, in England wächst die Opposition gegen den Gladstonianismus zusehends, und wer es darauf anlegen wollte, sich in einen tiefen Widerwillen gegen den Parlamentarismus hinein zu arbeiten, der darf nur das Gebahren der zweiten holländischen Kammer ansehen, die seit einer Reihe von Jahren mit mustergültiger Consequenz fast jede Reform zu vereiteln gewußt hat. Auch in Belgien ist das Strafgericht endlich eingetreten und die klerikale, nunmehr ans Ruder gekommene Partei schickt sich eben an, mit dem System der Vorgänger gründlich tabula rasa zu machen, und man muß ihr das Verdienst lassen, daß sie in ihrem Handwerk keine Stümperin ist. Sie legt die Axt an die Wurzel und beginnt mit der Umgestaltung des Volksunterrichts.

Es ist nicht nöthig, auf die Ursachen hinzuweisen, welche die schmähliche und von den Gegnern in diesem Umfange selbst nicht erwartete Niederlage der Liberalen herbeigeführt haben, nur so viel mag hier angedeutet werden, daß sie nicht allein in der Rührigkeit und innern Kraft der Klerikalen, sondern in den Unterlassungssünden der Liberalen zu suchen sind, die sich nachgerade zu vollständiger Impotenz in administrativer und legislatorischer Beziehung gesteigert haben. Das hippokratische Gesicht des Ministeriums Frère-Orban war während der letzten Monate seiner Regierung deutlich zu erkennen; außer der Unvorsichtigkeit, unmittelbar vor den Wahlen die Steuern zu erhöhen, setzte es sich in den Augen der eigenen Gesinnungsgenossen durch die unerhörte Gleichgültigkeit herab, mit denen es sich die Anmaßungen herrschsüchtiger Prälaten gefallen ließ.

Die Geschichte der Organisation des Volksunterrichts in Belgien ist im Grunde genommen die des belgischen Parlamentarismus überhaupt. Der Staat verdankte ja seine Existenz einer jesuitischen Verschwörung und es war deshalb auch nicht mehr als billig, wenn der Geburtshelfer als Lohn für seine Mühe auch die unbedingte Uebertragung der Vormundschaft verlangte. Durch das Schulgesetz von 1842 war der Volksunterricht der Geistlichkeit auf Gnade und Ungnade überantwortet worden und der Abgeordnete Verhaegen meinte damals, man hätte sich gar nicht die Mühe zu geben brauchen, ein Gesetz mit so vielen Artikeln zu entwerfen und zu berathen, es hätte genügt einfach zu erklären: „Der Volksunterricht wird der Geistlichkeit überlassen, die ihn nach Belieben regeln kann." Nothomb, der damalige Minister, antwortete: „Die Kirche ist frei, wir können sie nicht zwingen; wenn wir das Gesetz für sie nicht annehmbar machen, so verweigert sie ihre Hülfe und wir haben alsdann keine Schule, denn Sie alle sind ja damit einverstanden, daß die Schule religiös sein muß; wissen Sie einen Ausweg, so werde ich dankbar sein." Wenn man das Dilemma so stellt, dann gibt es allerdings keinen Ausweg, diesen bietet eben nur die confessionslose Schule, oder wenn man diese nicht will, eine Schule mit obligatem Religionsunterricht, der von staatlich geprüften und angestellten Lehrern ganz unter denselben Bedingungen, wie jeder andere Unterricht ertheilt wird. Daß der Klerus nichts versäumt hat, um das Gesetz in jeder Hinsicht für seine Zwecke auszubeuten, braucht kaum gesagt zu werden, man hat es in der That so weit gebracht, daß die Religion in der Schule, wie sich ein Kammermitglied ausdrückte, eine Sache „de tous les jours, de tous les instants" geworden ist. Die Bemühungen der liberalen Partei im Jahre 1868, eine Revision des Gesetzes zu Stande zu bringen, scheiterten an dem Widerstande des doctrinären Ministeriums Frère-Orban selbst; erklärte doch dieser „liberale" Minister, daß er seine Hand nicht dazu bieten könne, die Schule dem „legitimen Einfluß" der Kirche zu entziehen, ja sein College van den Peereboom ging noch weiter und verlangte geradezu, daß auch die Schulen für Erwachsene unter die Aufsicht des Klerus gestellt werden sollten. Das Jahr 1870 fegte das unwürdige Ministerium weg, die Klerikalen kamen für einige Zeit wieder ans Ruder, der Ignorantellismus entwickelte sich zur höchsten Blüthe, wie aus den damals auf der Tagesordnungen stehenden Gerichtsverhandlungen gegen die ehrwürdigen Schulbrüder zu sehen ist, und ein Theil der Lehrer und Lehrerinnen glaubte seiner Pflicht am besten zu genügen, wenn er, statt die Kinder zu unterrichten, Tiraden auf die Gottlosigkeit der Liberalen und Freimaurer hielt. Noch einmal kam die liberale Partei durch den Ausfall der Wahlen an die Gewalt und der unentbehrliche oder unvermeidliche Frère-Orban mochte nachgerade doch eingesehen haben, daß jede Nachgiebigkeit gegen die klerikalen Prätensionen nur eine Steigerung der letztern herbeiführen mußte und daß statt der gehofften Dankbarkeit und Unterstützung stets der wohlverdiente Fußtritt von dieser Seite als Lohn folgt, und so kam im Jahre 1879 ein Unterrichtsgesetz zu Stande, das das Oberaufsichtsrecht des Staates kräftig handhabte, ohne indessen den Einfluß der Geistlichkeit vollständig auszuschließen und den Gemeinden, denen die Bezahlung und Unterhaltung der Schule oblag, das Recht der Schulleitung gab. Der Sturm, den die katholische Geistlichkeit

Digitized by Google

gegen dieses Gesetz und seine Anwendung im Lande anzufachen wußte, ist noch in frischer Erinnerung und aus der vor einigen Jahren hauptsächlich durch klerikale Klagen ins Leben gerufenen Enquete kann man sehen, welcher schändlichen Mittel sich der Klerus bediente, um den Besuch der Staatsschulen unmöglich zu machen: der Beichtstuhl und die Kanzel dienten dazu, um die Gewissen einzuschüchtern und die Gläubigen mit den unfläthigsten Ausfällen gegen den Liberalismus zu erbauen, Frauen wurden gegen ihre Männer, Kinder gegen ihre Eltern aufgehetzt, über Lehrer an staatlichen Schulen die schändlichsten Verleumdungen verbreitet, und wo dies nichts helfen wollte, wußte der Klerus dafür zu sorgen, daß Eltern, welche sich seinem Gebot nicht fügen wollten, durch Entziehung der Kundschaft und ähnliche Mittel aus dem reichgefüllten klerikalen Arsenal, zu Kreuze krochen.

Man wird sich deshalb kaum wundern, wenn die Klerikalen, die seit zwei Monaten wieder am Ruder sind, alsbald ans Werk gingen, um das Gesetz von 1879 auf die Seite zu schieben. Aus der unglaublichen Eile, mit der man innerhalb zweier Monate den neuen Gesetzesentwurf ausgearbeitet und der zweiten Kammer vorgelegt hat, darf man vielleicht den berechtigten Schluß ziehen, daß derselbe als schon längst fertiges Elaborat in der Mappe des einen oder andern klerikalen Führers sofort mit dem Siege der Partei in die Oeffentlichkeit trat. Das Ministerium für den öffentlichen Unterricht wurde nicht wieder besetzt, der Minister des Innern, Jacobs, wird von nun an die oberste Leitung des Schulwesens unter sich haben, soweit ihn natürlich nicht der Klerus dieser Mühe enthebt. In den Motiven zu dem Entwurf macht der Minister die wichtige Bemerkung, daß die Zeit für eine vom Staate vollständig unabhängige Schule noch nicht gekommen sei. Er versteht darunter aber wesentlich die Pflicht des Staates, die Kosten des Unterrichts zu tragen, womit bekanntlich die Klerikalen aller Herren Länder vollständig einverstanden sind, soferne dann nur derselbe nach ihren Forderungen eingerichtet ist. Das Princip, von dem der Minister ausgeht, „den Gemeinden die Freiheit zu lassen, für den Unterricht entweder durch staatliche oder durch adoptirte Privatschulen (d. h. welche Subsidien aus der Gemeindekasse beziehen), oder durch beide zugleich zu sorgen", nimmt sich auf den ersten Anblick als ganz harmlos und unparteiisch aus, zumal besonders betont wird, „daß auch die Rechte der Minderheit geachtet werden müssen"; sieht man aber den einzelnen Artikeln etwas näher ins Gesicht, dann erkennt man den heuchlerischen Charakter derselben alsbald. Die Hauptbestimmungen des Entwurfes, an dessen Annahme bei der nunmehrigen Zusammensetzung von Kammer und Senat auch nicht im Entferntesten zu zweifeln ist, lauten:

Artikel 1: In jeder Gemeinde besteht wenigstens eine Schule von Gemeinde wegen; die Gemeinde hat jedoch das Recht, eine oder mehrere Privatschulen zu subsidiiren und in diesem Falle kann sie der König, nachdem er die deputirten Staaten (d. h. den permanenten Ausschluß der Provinzialstände) gehört hat, der Verpflichtung, eine öffentliche Schule zu errichten und zu unterhalten, entbinden. Diese Dispensation wird aber nicht gegeben, wenn wenigstens zwanzig Familienväter, die Kinder in den Schuljahren haben, die Errichtung und Unterhaltung einer Gemeindeschule für ihre Kinder verlangen.

Artikel 2: Die Leitung der Volksschulen gehört den Gemeinden; der Gemeinderath bestimmt nach lokalem Bedürfniß ihre Anzahl und die der Lehrer; er regelt nöthigenfalls Alles, was zur Errichtung und Einrichtung von Bewahrschulen und von Schulen für Erwachsene gehört.

Artikel 4: Die Gemeinden dürfen dem Unterricht in Religion und Moral bei allen oder bei einigen ihrer Schulen die erste Stelle einräumen; dieser Unterricht wird am Anfang oder Ende der Schulstunden gegeben, die Eltern haben das Recht, ihre Kinder dem Religionsunterricht nicht beiwohnen zu lassen.

Wenn in einer Gemeinde zwanzig Familienväter für ihre Kinder Dispensation vom Religionsunterricht verlangen, dann kann der König der Gemeinde befehlen, für diese Kinder eine oder mehrere Klassen einzurichten.

Wenn gegen den Wunsch von zwanzig Familienvätern die Gemeinde sich weigert, den Religionsunterricht auf den Stundenplan zu bringen und denselben durch die Diener der Kirche geben zu lassen, dann kann die Regierung auf Anfrage der Eltern eine oder mehrere besondere Schulen adoptiren und subsidiiren.

Artikel 6 gibt den Gemeinden das Recht, die Lehrer zu ernennen, zu suspendiren oder abzusetzen. Letztere werden auf Grund eines Diploms ernannt, das sie durch ein Examen erworben haben; mit Erlaubniß der Regierung kann aber ein Candidat auch ohne Diplom angestellt werden.

Dies sind die Hauptbestimmungen des Entwurfes, der das Gesetz von 1842 einfach wieder herstellt und der Artikel 17 der belgischen Verfassung (§. 7): „Der öffentliche, auf Kosten des Staates zu gebende Unterricht wird durch das Gesetz geregelt" muß von nun an gelesen werden: „Der öffentliche, auf Kosten des Staates zu gebende Unterricht wird durch das Gesetz vernichtet."

Die Bestimmung, daß in jeder Gemeinde eine öffentliche Schule errichtet werden muß, wird durch den Beisatz, daß die Gemeinde dafür eine Privatschule adoptiren darf, natürlich sofort wieder aufgehoben. Wer die Zustände in Belgien kennt, wird sich über die Tragweite dieser Bestimmung keinem Zweifel mehr hingeben können; die größeren Städte werden in eigenem wohlverstandenen Interesse das Niveau des Unterrichts nicht allzu sehr herabdrücken lassen und die Gemeindeschule wird hier dann die Regel bleiben, aber auf dem platten Lande, wo die Geistlichkeit unbeschränkt gebietet — von den 2500 Gemeinden Belgiens stehen höchstens 500 nicht unter dem beherrschenden Einfluß des Klerus — wird die Gemeindeschule von der adoptirten Privatschule, an welcher der Unterricht ausschließlich in den Händen von Schulbrüdern und Schulschwestern ist, bald verdrängt sein. Gegen etwaige Unabhängigkeitsgelüste eines liberalisirenden Gemeinderaths ist insofern gesorgt, als der Entwurf (Artikel 4) dem Staate das Recht gibt, eine solche geistliche Schule zu beköstigen. Auf der andern Seite ist aber die Gemeinde gar nicht verpflichtet, um für Eltern, welche von der adoptirten Schule keinen Gebrauch machen wollen, eine Gemeindeschule zu errichten; denn glaubt man wirklich, daß in einem klerikalen Platze zwanzig Familienväter den Muth haben werden, sich auf Artikel 1 des Gesetzes zu berufen? Damit ist auch die Phrase vom Rechte der Minderheit erledigt.

Der Schwerpunkt des Entwurfes liegt im Anfang des zweiten Artikels; der Staat verzichtet darin zu Gunsten der Gemeinde auf eines seiner wichtigsten Rechte, aber auch die Gemeinde abdicirt, denn nicht der Bürgermeister oder Rath, sondern der Ortspfarrer setzt das Schulprogramm fest und sorgt für die Durchführung desselben. Zwar stehen auch die adoptirten Schulen unter der Aufsicht der Regierung und müssen dieselben gewissen Bedingungen entsprechen, aber Alles hängt natürlich von der Farbe und dem Standpunkt der Regierung selbst ab; es heißt zwar im Artikel 9, daß Verletzungen des Gesetzes und Mißbräuche in der Schule zur Kenntniß der Regierung gebracht werden müssen, allein man weiß, daß man den Teufel nicht bei seiner Großmutter verklagen darf. Der letzte Absatz des Artikel 4 scheint besonders dazu gemacht zu sein, um der öffentlichen Gemeindeschule den Garaus zu machen; hat man es einmal wirklich so weit gebracht, daß eine oder mehrere adoptirte geistliche Schulen in einer Gemeinde sind, so bietet Artikel 1 die Gelegenheit, die Gemeindeschule als überflüssig abzuschaffen.

Ueber die Schlußbestimmung von Artikel 6 braucht kein Wort verloren zu werden; die Schule wird klerikalisirt und die Nation cretinisirt, wie schon 1842 ein liberaler Deputirter gewarnt hat. Der Studienplan ist arg beschnitten worden, Zeichnen sowie Alles, was mit den Naturwissenschaften zusammenhängt, ist aus demselben entfernt; der Turnunterricht bleibt zwar, aber besondere Lokale dazu sind nicht nöthig; es genügt, mit Stöcken fechten zu lernen; wodurch der Klerus dann allerdings über ein stets schlagfertiges Heer verfügen kann.

Artikel 6 überantwortet das Lehrerpersonal factisch der

Digitized by Google

Willkür des Klerus; nicht wissenschaftliche Kenntnisse und pädagogische Tüchtigkeit werden fortan den Ausschlag bei Ernennungen geben, sondern unverdächtige Kirchlichkeit und Cadavergehorsam; wehe dem Lehrer, der nur eine Linie von dem vom Pfarrer oder Kaplan vorgeschriebenen Unterrichtsplan abweicht und sich irgend welche liberalisirende Velleität zu Schulden kommen läßt; er verliert unwiderruflich Brot und Stelle und wie viele Familienväter werden dann wohl den Muth und die Kraft haben, ihrer Ueberzeugung treu zu bleiben?

Man sieht, dieses Ministerium der „nationalen Unwissenheit" hat die Hoffnungen, die seine Gesinnungsgenossen auf dasselbe gebaut, in keiner Weise beschämt; der Anfang verspricht viel und die Liberalen werden sich noch auf andere Ueberraschungen gefaßt zu machen haben. Mitleiden oder Bedauern verdient letztere Partei nicht; sie hätte es in ihrer Macht gehabt, sich zu befestigen, aber durch halbe Maßregeln hat sie nicht nur die Gegner nicht befriedigt, sondern Uneinigkeiten im eigenen Lager hervorgerufen, die dem Klerikalismus zum Sieg verhalfen.

Eine gute Lehre jedoch kann man aus dem Bisherigen ableiten. Erfahrungsgemäß weiß man, daß die ans Ruder gekommene Reaction mit unbarmherziger Consequenz ihren Gegner niedertritt und dem Triebe der Selbsterhaltung folgend nichts mehr verabscheut, als irgend welche Transaction mit dem verdrängten Princip. Der Liberalismus klagt und jammert dann, daß er in die Ecke gedrückt ist; aber so lange er selbst im Besitze der Herrschaft ist, pflegt er nicht umhin zu können, einem falsch verstandenen Billigkeits- und Gerechtigkeitsgefühl folgend seinen Gegnern in jeder Weise den Hof zu machen und die Fußtritte, die er von diesem von Zeit zu Zeit erhält, mit verbindlichem Lächeln hinzunehmen. Das klerikale Ministerium in Belgien zeigt im Augenblick in sehr drastischer, unwiderleglicher Weise, wie man es anzufangen hat, um einen niedergeworfenen Gegner auch für die Folge unschädlich zu machen.

Amsterdam, Anfang August 1884.

Ein englischer Volksvertreter.

Von Karl Blind.

Durch den soeben erfolgten Rücktritt P. A. Taylors, des Abgeordneten für Leicester, verliert das englische Unterhaus einen jener Männer von grundsätzlicher Festigkeit, von selbstloser Gesinnung, von echtester Sorge für Volksrecht und Volkswohl, wie sie im Staatsleben leider immer seltener werden. Geschwächte Gesundheit hat es ihm seit längerer Zeit immer schwerer gemacht, an den aufreibenden Verhandlungen des Parlamentes, mit seinen oft bis ins Morgengrauen, ja bis zum hellichten anderen Tag dauernden Sitzungen theilzunehmen. So beschloß er denn eine zweiundzwanzigjährige ehrenvolle Laufbahn, während deren er sich die Achtung von Freund und Feind erworben hatte. Das will viel sagen bei seiner entschieden freisinnigen, in keiner Frage schwankenden Haltung, und bei einer politischen Richtung, die ihn gewissermaßen den Kämpfern des Cromwell'schen Gemeinwesens geistig näher stellte, als den whiggistischen Liberalen eines durch ein hochadeliges Oberhaus gedeckten verfassungsmäßigen Königthums.

Als Förderer der Sache italienischer Freiheit und Einheit, als vertrauter Freund Mazzinis, wurde P. A. Taylor zuerst in der größeren Oeffentlichkeit bekannt. Ihm, sowie James Stansfeld (dem späteren Kabinetsminister in Gladstones Ministerium), hat Italien wahrlich nicht wenig zu danken. Diese beiden Männer, deren Gattinnen nicht minder warme Begeisterung zeigten, haben in den Jahren des scheinbar hoffnungslosen Kampfes durch Wort und That, durch beträchtliche persönliche Opfer, dem Streben der italienischen Vaterlandsfreunde wacker Vorschub geleistet. Ihre Namen sind daher jenseits der Alpen bei allen Wissenden hochgeehrt. Durch Mazzini kam ich vor bald einem Vierteljahrhundert mit ihnen in Verkehr, und erhielt dadurch mannichfache Gelegenheit, die Proben ihrer Gesinnungstreue zu erfahren.

Wir Deutschen schulden P. A. Taylor besonderen Dank. Wie wir im schleswig-holsteinischen Kriege von 1863—64 nicht allzu viele Freunde in England hatten, so rührte sich auch in dem Kriege, den Napoleon III. unter der Beistimmung einer rheingrenzgelüstigen Partei gegen uns anzettelte, eine böse Gegnerschaft in London wider uns. In den bonapartistischen Finanz-Ring verflochtene Tories, zusammen mit französelnden Anhängern der Comtistischen Schule, welche Paris als ihr Mekka, ja, wörtlich als die „heilige Stadt" betrachteten und bezeichneten, suchten die Massen gegen Deutschland aufzuhetzen. Die sonst politisch gesunde englische Arbeiterwelt wurde dadurch in ihrer Stimmung getheilt. Versammlungen fanden statt, um die Regierung zu zwingen, ein Heer von 40,000 Mann als Hülfstruppen nach Frankreich abzusenden. Eine dieser Versammlungen, bei der wir anwesend waren und die zum Theil aus dem wüstesten Pöbel bestand, drang bei Fackellicht bis in den Vorhof des Parlamentsgebäudes, wo franzosenfreundliche Redner von Wagen herab gegen Deutschland donnerten.

Indessen, wie im schleswig-holsteinischen Kriege, so blieb auch im Kriege von 1870—71 gerade eine Anzahl der besten englischen Volksmänner auf unserer Seite. Zu diesen gehörte der hervorragende Denker und volkswirthschaftliche Schriftsteller John Stuart Mill: ein entschiedener Demokrat; in Sachen des Grundeigenthums der Verstaatlichung des Bodens, oder in Ermangelung dieser Maßregel der weitestgehenden Agrar-Reform zugethan; überdies persönlich mit Männern wie Louis Blanc befreundet. Mir ließ John Stuart Mill, nach Beendigung des Krieges, ein Schreiben zugehen, worin er rund heraus erklärte: „von Anfang bis zu Ende des Kampfes habe er die von mir entwickelten Ansichten getheilt". Das war hocherfreulich für die deutsche Sache bei einem so angesehenen Vorkämpfer der englischen Freiheits- und Gleichheitsbestrebungen.

Taylor hat mit John Stuart Mill im Vollzugsausschusse des „Vereins für Land-Reform" vor Jahren zusammengewirkt und ist Schatzmeister dieses wahrhaft volksfreundlichen Vereins gewesen. In der Frage zwischen Deutschland und Frankreich stand er auf derselben Seite, wie Mill. Ein Arbeiterverein hatte nach der Schlacht bei Sedan die Einladung an Taylor gerichtet, bei einer franzosenfreundlichen Versammlung zu erscheinen. Befragt, warum er nicht gekommen, schrieb er:

„Ich verstehe nicht, wie irgend ein auf Folgerichtigkeit haltender Demokrat diese Zeit wählen kann, um seine Theilnahme für Frankreich auszusprechen, weil es in einem schamlosen Versuche, nach Deutschland einzubrechen und dasselbe niederzutreten, unterlegen ist. Hätte Frankreich den Sieg davon getragen, so würde nach meiner Ueberzeugung die Freiheit einen Schlag erhalten haben, von welchem sich Europa vielleicht nicht in einem Jahrhundert erholt hätte. Was Frankreich jetzt zu thun hat, ist: Frieden zu schließen; und noch kann es dies jetzt unter viel besseren Bedingungen thun, als diejenigen sind, welche es Deutschland gewährt hätte. Aufgeben muß Frankreich den verderblichen Traum soldatischer Oberherrschaft in Europa und ein neues Leben beginnen, eine edlere und reinere Laufbahn antreten. Ich freue mich der Niederwerfung des Kaiserreiches, welches Frankreich viel tiefer gedemüthigt hat, als es durch die Niederlage seiner Heere gedemüthigt worden ist; und Niemand wird sich mehr freuen, als ich, über die Errichtung einer Republik. Bis jetzt, das ist klar, ist eine Republik noch nicht gegründet, sondern nur eine vorläufige Regierung für Vertheidigungszwecke. Frankreich hat nicht gesprochen, hat seit einigen Monaten zu sprechen keine Gelegenheit gehabt; damals aber schien es durch eine überwältigende Mehrheit die Staatskunst des nunmehr abgesetzten Kaisers zu billigen. Wie Ihnen natürlich wohlbekannt, ist die jetzige Regierung, ihrer Verfassung nach, keine republikanische; das hat ihr Haupt, General Trochu, für sich selbst offen erkärt. Damit sind in Kürze die Gründe angegeben, warum ich, bei dem tiefsten Bedauern über die durch

Digitized by Google

diesen furchtbaren Kampf erzeugten Leiden, doch ganz bestimmt solche Versammlungen mißbillige, wie diejenige ist, wegen welcher Sie mich um eine Auseinandersetzung ersuchen. Nach meiner Ansicht laufen diese Versammlungen nur auf eine Verlängerung des Krieges hinaus und beweisen keine einsichtige Würdigung der Ursachen, welche ihn veranlaßten. Es steht Ihnen frei, von diesem Briefe beliebigen Gebrauch zu machen."

Das war tapfer gesagt. An solcher Tapferkeit hat es dem Abgeordneten für Leicester nie gefehlt, wenngleich Einbuße an Ruf bei einer leicht da- und dorthin beweglichen Menge zu gewärtigen war, oder selbst wenn er sich von hochgeschätzten Freunden zu trennen hatte. Das bewies er im Unions-Kriege, wo die große Mehrheit der damals politisch herrschenden Stände in England so bedauerlich irre ging — wo Palmerston, Russell, Gladstone auf die Zerreißung des großen nordamerikanischen Freistaates hinarbeiteten.

Nur unter den städtischen Arbeitern, unter einigen Gelehrten (auch hier ist John Stuart Mill wieder ehrend zu nennen) und einer kleinen Gruppe von Parlamentsmitgliedern hatten die Vereinigten Staaten Freunde und manchmal Fürsprecher. Aber es waltete von Seiten der Feinde eine solche geistige Schreckensherrschaft im öffentlichen Leben, daß nur Wenige in Schrift und Wort sich heraus wagten. Zu diesen Wenigen gehörten P. A. Taylor, wie auch James Stansfeld. Im Verein mit seiner Gattin wirkte der Abgeordnete für Leicester durch eine Reihe Flugblätter für das Unionsrecht und die Befreiung der Sklaven. Nicht viele Häuser gab es damals in London, in welchen freie Sprache zu Gunsten der großen Republik geführt werden konnte. P. A. Taylors Haus war ein solcher Sammelpunkt. Dort fühlten wir uns unter Geistesverwandten; dort wurde jeder Sieg des Nordens mit Jubel begrüßt.

Ebenso muthig trat P. A. Taylor, zusammen mit John Stuart Mill, als Mitglied des „Jamaica-Ausschusses" gegen den Statthalter Eyre auf, der die Blutschuld der rechtlosen Aufhängung des Volksvertreters Gordon — eines Farbigen, welcher der „John Bright von Jamaica" genannt worden ist — und einer Reihe anderer unschuldiger Opfer auf dem Gewissen hatte. Standen auch liberale Staatsmänner von hohem Einfluß, darunter abermals Gladstone, in dieser Sache ebenso auf der unrechten Seite, wie in der Sache des Unionskrieges: so ließen doch Männer, wie der Abgeordnete für Leicester, nicht nach, das Gewissen des englischen Volkes aufzurütteln.

Wieder sehen wir ihn, in den Kämpfen für Durchführung der Wahlreform-Bill von 1866—67, auf der vorgeschrittenen Seite. Zu den Angelegenheiten, welche er ganz besonders kräftig betrieb, gehören die Anträge auf Abschaffung der harten feudalen Jagdgesetze; auf Einführung von Tagegeldern für die Unterhausmitglieder, um eine wahre Volksvertretung zu ermöglichen; auf Abschaffung der berüchtigten „neunschwänzigen Katze" als eines Zuchtmittels für Flotte und Heer, oder einer Strafe in den Gefängnissen; auf Eröffnung der Museen, Gemälde-Galerien u. s. w. an Sonntagen zur Hebung der Volksbildung. Das rein menschliche Mitgefühl brach stets bei Taylor mächtig durch. Wo immer ein Fall von Ungerechtigkeit gegen den Aermsten und Verwahrlosesten vorkam, da nahm sich der Vertreter der Stadt Leicester des Gedrückten an.

Für Frauenstimmrecht trat P. A. Taylor gleich seiner Gemahlin ein, welche die Hauptanregerin und Jahre lang die hervorragendste Förderin dieser Bewegung in England gewesen ist. Wohl glauben wir, daß die Frauenwelt, sowohl was höheren Unterricht, als auch was die Kenntniß der öffentlichen Fragen betrifft, bisher vielfach vernachlässigt wurde, und daß es dem Staate und der Gesellschaft obliegt, hier Abhülfe zu schaffen. Wohl wünschen wir auch die Eröffnung neuer Berufsbahnen für die Frauen. Im Uebrigen dünkt es uns um ihrer selbst und der Nachkommenschaft willen nicht richtig, das zartere Geschlecht durch die förmliche, gesetzliche Hereinziehung in die Staatsgeschäfte mit einer schweren politischen Verantwortlichkeit zu belasten, die in Kriegs- und Umwälzungszeiten sich oft zur furchtbarsten persönlichen Gefahr steigert. Wir wollen diese Gefahr tragen, nimmermehr aber sie dem weiblichen Geschlechte aufbürden, das in den meisten Staaten der Zahl nach sogar das männliche weit übersteigt. Die nun einmal vorhandene Verschiedenheit der Natur scheint uns gegen einen Vorschlag zu streiten, dessen logische Folge der Sitz von Frauen in der Volksvertretung und selbst in der Regierung wäre. Anzuerkennen bleibt doch, daß die genannte Bewegung mittelbar einige gute Früchte getragen hat. Die in England bisher ausnahmsweise so niedrige bürgerliche Rechtsstellung der Frauen, welche in crassem Widerspruch mit ihrer Stellung im gesellschaftlichen Leben stand, ist seitdem bedeutend gebessert worden. Desgleichen sind große Fortschritte im Erziehungs- und Berufswesen zu verzeichnen. Dafür gebührt Frau P. A. Taylor nebst ihrem Gemahl allseitiger Dank.

Mit seiner, in neuester Zeit mit Eifer betriebenen Bewegung für Abschaffung des Impfzwanges, die wir auf Grund der Ansichten der besten Aerzte für einen Irrthum halten, wird man sich in Deutschland am wenigsten befreunden. Mittelbar wirkte diese Bewegung doch wiederum insofern Gutes, als sie die öffentliche Aufmerksamkeit auf den Leichtsinn gerichtet hat, mit welchem bisher die Herstellung des Impfstoffes aus unreinsten Quellen in England betrieben worden ist. Welche Angelegenheit aber P. A. Taylor auch immer zu der seinigen gemacht hat, stets trat er mit beträchtlichen Zuschüssen aus eigenen Mitteln in edelmüthigster Weise für sie ein.

Diese Großherzigkeit bewährte sich im Laufe der Jahre hundert- und tausendmal. Sie zeigte sich auch da, wo bei Anderen, selbst den Besten, kaum auf einen Beweis derselben gerechnet werden konnte. Hier mag wieder eines Falles gedacht werden, der uns Deutsche nahe berührt. Kurz vor Ludwig Feuerbachs Tod wurde drüben eine Sammlung für den in seinen Vermögensverhältnissen schwer bedrängten großen Denker angeregt; aber in einer Weise und von einer Seite, welche seine Gemahlin veranlaßte, Alles abzulehnen. Um seine und seiner Familie Zukunft sicher zu stellen, bat ich Frau Feuerbach dringend, mir die Veröffentlichung eines neuen Aufrufes zu überlassen, der nicht zu einer Parteiunterstützung, sondern zu einem nationalen „Ehrendank" auffordern solle. Das telegraphische gewünschte „Ja" traf ein. Unter denen, welche darauf hin in England sofort Beiträge gaben, war P. A. Taylor mit 25 Pfd. Sterl. In seinem Briefe an mich sagte er: „Wenn ein weiterer Beitrag wünschenswerth ist, so lassen Sie mich's nur mit einer Zeile wissen!"

Nun denn, P. A. Taylor gehört einer aufgeklärt religiösen Richtung an. Feuerbachs weitergehender Freidenker-Standpunkt aber war ihm genau bekannt. Das hielt ihn nicht ab, solchen Edelmuth zu beweisen. Ich habe ihn hiermit um Verzeihung zu bitten, daß ich des Vorganges erwähne; aber solche Fälle sind so selten, daß ich, jeder anderen Rücksicht mich entschlagend, dieser den Mann ehrenden Thatsache gern gedenke.

P. A. Taylors Freisinn und Gerechtigkeitsgefühl hat sich auch bei der Bradlaugh'schen Eidfrage bewährt. Kaum bedarf es der Bemerkung, daß er, wie schon vor Jahren bezüglich der Grundeigenthums-Reform, so in der irischen Landfrage die richtige Stellung einnahm. Mit der Sonderbündlerei in irgend welcher Form (Home-Rule u. dgl. m.) hat er dagegen nichts zu thun gehabt und sich dadurch wiederum als echten Freisinnigen erwiesen. Das Licht ist von England aus nach Irland zu verbreiten. Nicht Irland ist zu einer geschlossenen Hochburg der Finsterlinge und der Reichsfeinde zu gestalten.

So ist denn P. A. Taylors zweiundzwanzigjährige parlamentarische Thätigkeit in jeder Beziehung die eines wahren Volksvertreters gewesen. Mit lebhaftem Bedauern sah die Stadt Leicester ihn scheiden; und gemildert ist dies Gefühl nur durch den Umstand, daß ihm in Allanson Picton jetzt ein tüchtiger, trefflicher Nachfolger gegeben ist.

Digitized by Google

Der Panama-Kanal.

Von Udo Brachvogel.

(Schluß.)

Die erste atlantische Strecke des Kanals, gewissermaßen seine Mündung in die Bay von Limon, wird unmittelbar in das Festland schneiden, bis er kurz vor Gatun den dem ganzen Werk so wichtigen Vorschub zu leisten bestimmten Chagres-Fluß erreicht. Was auf dieser alleröstlichsten Strecke des Kanals bisher gearbeitet worden, beschränkt sich auf eine Reihe Ausgrabungen bei Monkey Hill, zwei englische Meilen westlich von Colon, und auf deren im verwichenen Frühjahr aufgenommener Fortsetzung in der Richtung nach Gatun hin. Die hier zunächst in Thätigkeit gesetzten Ausgrabemaschinen sind im Stande, täglich bis zu 600 Kubikmeter Erdreich zu entfernen. Bei Gatun erschließt sich vor dem Auge des von Aspinwall Kommenden zuerst der volle Blick auf den Isthmus mit seiner tropischen Vegetationsfülle. Und hier auch stößt er auf die ersten massenhafteren und lebensvolleren Thätigkeits-Aeußerungen der Kanalgesellschaft, sowohl in der Gestalt eigentlicher Ausgrabungsarbeiten, wie in der einer ansehnlichen Arbeiterkolonie mit sauberen Häusern für die Werkleute und geschmackvolle Villen der Beamten und Ingenieure. Die Ausgrabungen beginnen hier mit dem Bett des Chagres-Flusses zusammenzufallen. Dieser von den Ostabhängen der Isthmus-Cordillere der caraibischen See zuströmende, Alles in Allem etwa 120 englische Meilen lange Tropenfluß ist ein selbst in der trockenen Jahreszeit ganz ansehnliches, für kleine Fahrzeuge schiffbares Gewässer, welches jedoch in den Regenmonaten zu einem mächtigen, zerstörenden Wild- und Ueberschwemmungs-Strom anschwillt. Da es sich von dort an, wo der Kanal mit seinem Bett zusammentrifft, fürs Erste nur um eine Regulirung und Vertiefung dieses Bettes handelt, so sind hier während des laufenden Jahres gute Fortschritte zu verzeichnen gewesen.

Dieselben guten Vorbedingungen geben dem Kanal auf seinen nächsten Meilen bis Gamboa das Geleit. Hier aber, gerade bei dem Negerdorf dieses Namens, soll die hohe und höchste Ingenieurkunst einzutreten haben und das gleich mit der kolossalsten Leistung ihrer Art, die ihr noch je zugemuthet worden: mit der Herstellung des mächtigsten Dammes, der bisher noch von Menschenhänden aufgeführt worden. Eine der größten, wo nicht der allergrößten elementaren Gefahr für den Kanal nämlich besteht in den alljährlich in der herbstlichen Regenzeit wiederkehrenden Ueberschwemmungen des Chagre. Selbst der erste, mit dem ganzen Enthusiasmus des Franzosen doppelt rosig gefärbte Bericht des Herrn v. Lesseps räumte diese Gefahr in vollem Umfange ein. Da nun aber eine der Hauptbedingungen für einen interoceanischen Schifffahrts-Kanal die vollständige Strömungslosigkeit desselben ist, so schlug Lesseps vor: den Fluß an jener Stelle seines Laufes, wo er seine gleich ihm von der Cordillere herniederströmenden Hauptzuflüsse aufgenommen hat, durch ein Damm-Ungeheuer zu einem See aufzustauen, der dann zu beiden Seiten dieses cyclopischen Erdgefüges in Gestalt von zwei Flüssen, deren einer zugleich mit dem Kanal zusammenfallen würde, nach dem Meere fließen sollte. Andere Ingenieure schlugen statt des Riesen-Dammes einen Riesen-Tunnel quer durch die Cordillere vor, durch welchen der Chagresfluß ganz und gar mit dem pacifischen Ocean verbunden und, statt wie bisher in den atlantischen, in beide Meere fließen sollte. Der Kostenpunkt gab schließlich für den Dammbau den Ausschlag. Derselbe wird mit Hülfe zweier Hügel — des Cerro Obispo und des Cerro Santa Cruz — zwischen denen hier der Chagres hindurchfließt, ausgeführt werden. Die fast gleich hohen, etwa 40 Meter ansteigenden Gipfel derselben sind in gerader Luftlinie ungefähr eine englische Meile von einander entfernt — der projectirte Damm aber soll keine geringere Aufgabe haben, als diesen ganzen Raum mit einem künstlichen Gebirge bis zur Höhe der Hügelgipfel auszufüllen, und sich so als Mauer vor jenem See aufzuthürmen, aus dem dann die beiden neuen Chagres-Arme meerwärts würden zu strömen haben. Ein Riesenwerk, ganz neu in seiner Art und so kühn, daß seine Ausführbarkeit selbst von amerikanischen Ingenieuren, die doch sonst nicht so leicht etwas für unausführbar halten, bezweifelt wird. Die Kammlänge dieses Dammes wird, wie oben gesagt wurde, eine englische Meile betragen; seine bedeutendste Höhe an der tiefsten Stelle der jetzt vom Chagres durchflossenen Einsattlung zwischen den beiden Hügeln wird 40 Meter sein; seine Dicke und Massigkeit aber muß hinreichend sein, um selbst zur Zeit der höchsten November- und December-Anschwellung des Chagres die zehn Millionen Kubikmeter Wasser, die sich dann hinter ihm ansammeln werden, aufzustauen. Wie es heißt, ist übrigens neuerdings beschlossen worden, die in dem ersten Lesseps'schen Plan an diesen Bau gestellten Anforderungen dadurch zu vermindern, daß man weiter oben einen zweiten, gewissermaßen einen Vordamm bauen will, wodurch der Hauptdamm in Stand gesetzt würde, auch in geringeren Dimensionen die ihm zugemutheten Dienste leisten zu können. Indessen lauten die Nachrichten über diese Pläne noch immer so widersprechend und zeigen, je nachdem sie aus französischen oder aus amerikanischen, Lesseps feindlichen Quellen stammen, ein so verschiedenes Gesicht, daß sich aus der Ferne beim besten Willen nicht beurtheilen läßt, worin der schließlich maßgebende Plan bestehen wird.

Wie groß aber auch die Schwierigkeiten seien, die sich bei Gamboa in diesem Problem der Unschädlichmachung der winterlichen Chagresfluthen unsern Kanalbauern entgegenstellen, so wollen dieselben doch im Grunde gegen jene Berge von Hindernissen, die sich ihnen nur wenige Meilen weiterhin in der Cordillere im wahrsten Sinne des Wortes entgegenzuthürmen beginnen, nur wenig sagen. Sie beginnen oberhalb Gamboas, das übrigens durch den herzustellenden See ganz und gar zu verschwinden haben wird, bei den Bahnstationen Matachin und Obispo, erreichen den höchsten Grad bei Durchschneidung des Culubra-Passes und werfen sich noch immer in beträchtlicher Grimmigkeit bei und unterhalb des schon nach dem stillen Ocean zu liegenden Paraiso auf, jenseits dessen der Rio Grande den letzten pacifischen Meilen des Kanals sein Bett zur bequemen Benutzung darbietet.

Die Ausgrabungs-Arbeiten zerfallen danach in drei Sectionen: die atlantische oder Chagres-Section mit dem Bau des großen Gamboa-Dammes; die Cordilleren-Section mit der Durchstechung des Culubra-Passes; und die pacifische Section mit der Regulirung und Erweiterung des Rio Grande-Bettes.

Von der ersten dieser drei Abtheilungen und der auf ihrer Strecke zu lösenden Hauptaufgabe, der Theilung und Unschädlichmachung des Chagres-Flusses durch den Gamboa-Damm, war oben die Rede. Es ist von ihr noch zu sagen, daß in der Nähe von Buhio Soldado specielle Eisenbahn-Anlagen erforderlich wurden, um den Transport von Maschinerien, Baumaterialien u. s. w. für den Kanal zu erleichtern. Dasselbe wiederholt sich auf der zweiten Section bei Obispo, wo ein ganzes System die Kreuz und Quer laufender Bahnlinien den Zweck hat, das hier ausgegrabene und losgesprengte Material zur Auffüllung des großen Dammes nach Gamboa zu schaffen. Zwischen Obispo und Emparado tritt bereits das Gefelse der Cordillere den Ausgrabungs-Arbeiten in einer Weise entgegen, daß die letztgenannte Station als der eigentliche Anfangspunkt der Cordilleren-Durchstechung zu betrachten ist. Hier, in Emparado, befindet sich die größte Arbeiter-Ansiedlung, und die Arbeiten selbst sind hier am weitesten vorgerückt. Es werden täglich 180 bis 200 Lasten Erde und Gestein à $4\frac{1}{2}$ Kubikmeter fortgeschafft, die ihren Weg nach den Gamboa-Dammbauten finden, doch sollen noch im Laufe dieses Jahres sechzehn große Ausgrabe-Maschinen in Betrieb gesetzt werden, wodurch man die Arbeiten natürlich in ganz anderm Maßstabe fördern wird, als bisher. Immer tiefer muß mit jeder Viertelmeile die kolossalische Kanal-Rinne in die Erde hineingewühlt werden. Schon bei Emparado muß man bis zu einer Tiefe von 60, bald danach zu einer von 80 Metern gehen, um die Sohle der künftigen interoceanischen

Digitized by Google

Wasserstraße zu erreichen, bis endlich in der Culubra-Section, wo es das hier am tiefsten eingesunkene Cordilleren-Rückgrat zu durchschneiden gilt, Ausgrabungen bis zur Tiefe von 110 Metern erforderlich werden — eine Tiefe, die gleichzeitig einen Abstand der obersten Ränder der Uferböschungen von 120 Metern bedingt! Hier werden die Arbeiten nicht von der Kanalgesellschaft selbst ausgeführt, sondern sie sind contractlich an eine amerikanische Firma, A. Millet u. Comp., vergeben, welche zur Zeit sechzehn Osgood'sche Ausgrabungs-Maschinen im Betriebe hat. Jede derselben vermag bis zu 650 Kubikmeter Erdreich, Steine und Felsstücke zu fördern, welche Massen sämmtlich nach dem ein kleines Gebirge verschlingenden Gamboa-Damm verfrachtet werden. Da jedoch der Millet'sche Contract die Ausgrabungen auf dieser Strecke nur bis zu einer gewissen Tiefe in sich begreift, so läßt die Gesellschaft gleichzeitig mit Hülfe unterirdischer Galerien von unten nach oben arbeiten und auch auf diese Weise beträchtliche Erd- und Gestein-Massen fördern, die durch Schachte an die Erdoberfläche geschafft werden.

Vom Culubra-Paß an verringert sich die Tiefe und dem entsprechend die obere Weite des Einschnittes rasch, doch bieten, wie schon gesagt wurde, die Arbeiten noch immer gewaltige Schwierigkeiten bis etwa eine englische Meile unterhalb der Bahnstation Paraiso. Dicht vor letzterer beträgt die Tiefe des Einschnitts an einer Stelle noch immer 70 Meter, sinkt dann aber rasch auf 50, 40 und endlich, bis er das Flußbett des dem nahen Pacific zuströmenden Rio Grande erreicht, auf 10 Meter und weniger. Auf dieser ganzen, westlich vom Culubra-Paß gelegenen pacifischen Section war bis zum 1. Juli d. J. noch kein Spatenstich geschehen, obwohl bereits im Frühjahr ein diesbezüglicher Contract mit einer franco-amerikanischen Gesellschaft abgeschlossen worden war. Da jedoch mit Ausnahme der kurzen Strecke von Culubra selbst diese Section keine ungewöhnlichen Schwierigkeiten bietet, so werden die Arbeiten trotz eines späteren Beginns doch immerhin gleichzeitig mit denen auf den übrigen Sectionen, ja wohl gar noch früher vollendet werden können.

Das wären die auf diesen 49 englischen Meilen Isthmus-Gebietes dem Bau eines interoceanischen Kanals sich entgegenstemmenden Hindernisse der todten Natur, von denen vor drei und einem viertel Jahrhundert Pascual de Andagoya an Karl den Fünften geschrieben hatte: „Daß kein Monarch der Welt im Stande sei, die Kosten ihrer Hinwegräumung zu bezahlen, und daß nur ein Mann ohne Kenntniß des Landes ein solches Unternehmen seiner Kaiserlichen Majestät rathen könne." Nun, Ferdinand v. Lesseps gehört eben einem andern Jahrhundert und vor allen Dingen einer ganz andern Generation von Kanal-Bauern an, als die Madrider Ingenieure aus der Reformationszeit. Daß aber auch er von jenen Schwierigkeiten nicht gering oder gar leichtfertig dachte, dafür spricht am besten die Thatsache, daß er nach Unterbringung seiner Kanal-Actien in Frankreich, d. h. nach Sicherung der finanziellen Grundlage des Unternehmens, sich zunächst ein möglichst genaues und klares Bild von den der praktischen Ausführung entgegenstehenden Hindernissen zu verschaffen bemühte. Er suchte zu diesem Behuf den Rath und die Unterstützung der berühmten französischen Bauunternehmer Couvreux und Hersent, welche sich zuerst durch den Bau der Rheinbrücke zu Kehl einen Namen erworben, dann bei den Regulirungen der Donau-Mündung wichtige Dienste geleistet, und gegenwärtig eine ganze Anzahl Hafenbauten, darunter die zu Antwerpen, in Contract haben. Alsbald sandte die in dieser Weise zu Hülfe gerufene Firma nicht nur ihre eigne Ingenieur-Commission nach Panama, sondern sie stellte auch auf deren Bericht hin ein Angebot, in welchem sie sich bereit erklärte, im Namen der Lesseps'schen Gesellschaft den ganzen Kanalbau zu übernehmen. Die genaue Summe, welche sie verlangte, ist bis jetzt nicht bekannt geworden — genug, daß der Gesellschaft ihre Forderung zu hoch schien. Sie lehnte sie unter der Erklärung ab, daß sie glaube das Werk in eigner Regie billiger herstellen zu können. Da man aber nicht gleich den hinlänglichen Stab geschulter Ingenieure zur Stelle hatte, auch die Herstellung und Schaffung eines ganz neuen Parks von Maschinen und sonstig entnehmbaren Hülfsmitteln zu viel Zeit in Anspruch genommen hätte, so überließ man dem Hause Couvreux und Hersent unter einem für die letzteren nichts weniger als unvortheilhaften Contract wenigstens die Ausführung der Vorarbeiten. Dieser Contract soll im Herbst 1882 auf ein weiteres Jahr verlängert worden sein.

Im Allgemeinen ist das Verhältniß dieser Firma zur Kanalgesellschaft für die Außenstehenden ebenso wenig klar, wie das der letzteren zur Panama-Eisenbahn-Compagnie. Thatsache jedoch ist, daß bisher mit Ausnahme der „Agence superieure", die in der Stadt Panama ihren Sitz hat, alle beim Kanalbau angestellten Ingenieure und Arbeiter eigentlich in Couvreux-Hersent'schen Diensten standen und von diesem Hause entlohnt wurden.

Sei dem, wie ihm sei, — zwei Jahre sind verflossen, seitdem die Franzosen auf dem Isthmus von Panama anlangten und den Kanalbau praktisch in Angriff genommen haben. Auch ohne Fachmann zu sein, lediglich nach den offen zu Tage liegenden Resultaten und nach dem, was ihnen alle unparteiischen Stimmen zugestehen, urtheilend wird man zugeben müssen, daß sie so weit ihre Zeit gut benutzt haben und mit Umsicht und entsprechender Sparsamkeit zu Werke gegangen sind. Bis zum Frühling dieses Jahres waren es allerdings nur Vorarbeiten, die sie zu Stande gebracht. Aber wie mächtig diese Vorarbeiten waren, beweist am besten der gute Vorgang, den die seitdem durch sie ermöglichten wirklichen Arbeiten genommen haben. Die Natur ist dem Menschenwerk auf dem Isthmus wahrlich recht hold. Neben dem ihre äußersten und kühnsten derzeitigen Hülfsmittel erschöpfenden Kampf der Ingenieurkunst gegen das Quos ego, welches hier die Natur derselben zuruft, hat jeder einzelne Arbeiter und Gehülfe an dem großen Werk einen ebenso harten Kampf gegen ein Klima zu bestehen, das zu den mörderischsten gehört. Amerikanische Unternehmer würden vielleicht alle diese Hindernisse nicht beachtet haben. Sie hätten möglicherweise auch ohne diese drei- und vierfachen Vorstudien darauf los gebaut, unbekümmert um alles Ueberschreiten von Voranschlägen, unbekümmert um das sonstige Schicksal der ihnen für hohe Bezahlung in hellen Haufen zuströmenden Arbeiter. Der Kanal wäre eben gebaut worden, — ob gerade in der zweckmäßigsten, billigsten und humansten Weise, das hätte erst sehr in zweiter Reihe gestanden. Die Franzosen sind dem riesigen Werk mit den genauesten Plänen und den umfangreichsten Vorarbeiten zu Leibe gegangen. Sie haben durch verlockend hohe Lohnangebote keine Arbeiter-Völkerwanderung nach dem Isthmus gezogen*), aber sie nahmen auf das leibliche Wohl dieser Arbeiter sorglich Bedacht. Sie bauten ihnen luftige, möglichst gesund gelegene Wohnungen, sorgen für gute und regelmäßige Verproviantirung und haben vor allen Dingen ein geordnetes, auf diesem Stück Erde doppelt unentbehrliches Sanitätswesen ins Leben gerufen, ärztliche Hülfe herbeigeschafft und Hospitäler angelegt. Das größte dieser Krankenhäuser befindet sich bei der, der Stadt Panama zunächst gelegenen Station San Miguel, dessen Lage auf dem Ancon-Hügel eine gesunde ist und dessen innere Einrichtung — es kann zweihundertundfünfzig Kranke aufnehmen, — so gerühmt wird, daß man die Gesellschaft von verschiedenen Seiten als verschwenderisch getadelt hat.

Von der vor zwei Jahren mit der ersten Lesseps'schen Kanalbesetzung des Isthmus auf demselben eingerückten Ingenieur- und Arbeitertruppe ist die Spreu längst verweht. Auch hat wohl gerade unter ihr das Klima seine ersten Opfer und zwar die zahlreichsten gefordert. Die Besseren d. h. diejenigen, denen Boden, Luft und Arbeit zusagte, sind geblieben. Natürlich hat für tüchtigen Nachschub gesorgt werden müssen. Bis gegen Ende des vorigen Jahres waren durchschnittlich 400 Ingenieure und 2000 Handwerker und Arbeiter auf der Kanallinie in Thätigkeit. Mit letztem Frühjahr, d. h. mit Inangriffnahme der eigent-

*) Die Kanalgesellschaft bezahlt nach einer Angabe des in Panama erscheinenden „Panama Star and Herald" für Erd- und Sprengarbeiten 1 bis 1½ Dollars, für Handwerker 2 bis 2½ Dollars pro Tag; Ingenieure haben ihre besondern Gehalts-Bemessungen.

Digitized by Google

lichen Arbeiten, aber hat auf der ganzen Linie eine beträchtliche Verstärkung des Personals stattgefunden, und nach den neuesten Nachrichten vom Isthmus sollen dort zum mindesten 500 Ingenieure und 4000 Arbeiter in voller Thätigkeit sein — eine Zahl, deren Vermehrung um 500 bis 1000 eben in ernstlicher Consideration ist. Die 10 und 12,000*) Arbeiter, von denen Kanal-Enthusiasten vor zwei Jahren schwärmten, gehörten damals ebenso sehr in den Bereich der Mythe, wie sie es in Zukunft bleiben werden. Wie vertraut auch Ferdinand v. Lesseps mit Aegypten ist, er ist kein Cheops, und selbst die von ganzen Helotenvölkern zusammengeschleppten und aufgethürmten Pyramiden dieses letzteren würde man heutigen Tages, da die Maschinen längst zur Großmacht geworden, mit ungleich weniger Menschenkraft herstellen, als mit der zur Zeit auf dem Isthmus von Panama verwendeten.

Wie auf dem atlantischen Ufer die hölzerne Yankee-Sumpfstadt Aspinwall, so hält auf der pacifischen Seite des Isthmus die alte spanische Stein-Capitale Panama die Stadtwacht am Eingang zum interoceanischen Kanal. Die Stadt liegt auf einer Halbinsel, und obgleich hier erst in Folge der Zerstörung des älteren, etwas weiter nördlich gelegenen Panama durch den englischen See-Abenteurer Sir Henry Morgan im Jahre 1674 erbaut, übernahm es doch so ganz und gar die Erbschaft jenes, daß es im Jahre 1916 mit vollem Recht sein vierhundertjähriges Jubiläum — für eine amerikanische Stadt vorläufig noch ein ungeheures Ding! — wird feiern können. Aber auch ohne das blickte es bereits vor zehn Jahren auf eine zweihundertjährige Existenz zurück, und wer die Stadt betritt, empfängt auf Schritt und Tritt den Eindruck davon. Es ist Geschichte, was ihm entgegentritt, was an seinem Geist vorüberzieht: die Bilder spanischen Conquista, der ihr folgenden spanischen Alleinherrschaft in der neuen Welt, ihres darauf wieder folgenden Verfalles bis zu der heute längst vollendeten Verjagung der Herrschafts-Erben des Balboa, Cortez, Pizarro vom Continent derselben. Die Straßen der Stadt sind eng und winklig; die Häuser darin in dem bekannten tropisch-westindischen Stil gebaut und nur in der Größe von einander unterschieden. Doch gibt es neben den Privathäusern auch eine Anzahl stattlicher öffentlicher Gebäude, so verschiedene Kirchen, darunter der im Jahre 1751 von dem schwarzen Bischof Don Francisco Xavier y Luna Vittoria erbaute Dom, Klöster, Stifte u. s. w., deren pittoresken Charakter es keineswegs Abbruch thut, daß sie häufig das Ansehen halber Ruinen tragen. Eines der ansehnlichsten neueren Gebäude ist das Gran-Hotel am Kathedralen-Platz, das lange Jahre der erste Gasthof der Stadt war, neuerdings von der Kanalgesellschaft für eine Viertelmillion Dollars angekauft und zu ihrem Geschäftsgebäude eingerichtet worden ist. Panama zählt etwa 20,000 Einwohner, unter denen die Neger und deren Mischlinge in der überwiegenden Majorität sind, während die Indianer, wie überall, auch hier mehr und mehr in den Hintergrund treten. Die Mischlinge, sowohl die mit Negerblut (Mulatten, Quadronen, Octavonen ꝛc.) wie die mit einseitigem idianischen Stammbaum (Mestizen) bilden ein ganz intelligentes Geschlecht und Angesichts der Minderzahl der rein weißen Bevölkerung — Creolen und der durch den Kanalbau herbeigebrachten Europäer — fehlt es nicht an braunen, gelben und röthlichen Advokaten, Geistlichen, Geschäftsleuten, Ingenieuren, aber auch nicht an solchen Nichtsthuern, welche die Trink- und Spielhäuser bevölkern, bei den hier noch erhaltenen Resten von Stiergefechten und bei Hahnenkämpfen das große Wort führen und auch anderweitig durchaus nicht zur Zierde irgend einer Stadtbevölkerung gehören würden. Denn Panama, wie alle pacifischen Städte Nordamerikas, ist seit den Goldentdeckungen am stillen Meer ein wahres Paradies des tollen und zügellosen Lebens gewesen, welches diese ganze plötzliche Gold-Civilisation charakterisirt und welches nicht nur mit den Kirchen und geistlichen Collegien gerade dieser Stadt, sondern auch mit dem Leben und Treiben der gesitteten und ehrbaren Bevölkerungs-Elemente derselben von jeher in um so schneidenderem Gegensatz stand, als der Raum, auf dem sich diese Extreme neben einander drängen, hier ein so beschränkter ist.

Uebrigens haben Bewunderer des Herrn v. Lesseps den Vorschlag gemacht, daß in derselben Weise wie Manzanilla und Colon ihrer Zeit zu Aspinwalls Ehren in Aspinnwall umgetauft wurden, die Stadt Panama in Zukunft den Namen Lesseps führen solle. Man kann nicht sagen, daß dieser Vorschlag viel Beifall gefunden. Aber wenn auch in einer derartigen Verherrlichung des berühmten Durchstechers von Continenten nicht eben viel Sinn und namentlich nicht viel Gerechtigkeit gegen die Vergangenheit und die Geschichte der alten spanischen Isthmushauptstadt läge, die Methode würde man ihr nach dem Vorgang von Aspinwall unmöglich absprechen können. Was einem Aspinwall recht war, würde einem Lesseps noch lange billig sein. Trotzdem soll Panama Panama bleiben, und der Mann, dem zu Ehren diese Umtaufe vollzogen war, derselbe ist selbst der Erste gewesen, das vorgeschlagene Attentat auf den Namen der ältesten Stadt Mittelamerikas zurückzuweisen. Er weiß selbst, was es heißt, einen guten Namen lange zu führen, er zählt heute achtundsiebenzig Jahre, aber er scheint von der Sorte der Moltkes des Friedens zu sein. Wer ihn vor vier Jahren mit seiner aus einer jugendlichen Gemahlin und einem wahrhaft entzückenden Rudel ganz junger Töchter bestehenden Familie in New-York sah, der hätte ihm, ohne die ungalante Einflüsterung des Conversations-Lexikons, kaum mehr fünfziger Jahre gegeben, als er damals bereits siebziger zählte. Man darf daher immerhin die Hoffnung aussprechen, daß Herr v. Lesseps die Vollendung dieses Kolossalwerkes, zu dessen Ermöglichung sein Name und seine fachmännische Umsicht so viel, wenn nicht Alles gethan haben, noch mit eigenen Augen sehen möge. Der Zeitpunkt dieser Vollendung ist freilich aller Pläne, Voranschläge und zuversichtlichen Hoffnungen ungeachtet eine weit offene Frage, die Vollendung selbst nicht mehr. Und dies nicht etwa nur auf Panama selbst und in dem Vaterlande des ausgezeichneten gräflichen Kanalbauers, sondern auch bereits in den Vereinigten Staaten, in denen man sich nachgerade damit zu trösten beginnt: daß wenn schon eine europäische Macht den Isthmus durchbrechen soll, dieser Ruhm einer Schwester-Republik am ehesten zu gönnen sei!

*) Sollte von maßgebender Seite je allen Ernstes eine solche Arbeiter-Armee für den Isthmus-Kanalbau in Aussicht genommen gewesen sein, so muß man dabei nach früheren Isthmus-Erfahrungen auf einen enormen Krankenstand gerechnet haben. Nun hat sich aber der Gesundheitszustand für den Angestellten und Arbeiter um Vieles günstiger herausgestellt, als ursprünglich angenommen worden. Zudem hat man sich überzeugt, daß die Verwendung, Beaufsichtigung und Verpflegung einer so großen Menschenzahl Schwierigkeiten bieten müßte, welche von den gleichzeitigen Vortheilen nicht aufgewogen würden. Die Ingenieure sind meistens Franzosen und Engländer, aber auch die Amerikaner sind aller erklärten Abneigung der Vereinigten Staaten gegen das Lesseps'sche Unternehmen zum Trotz stark unter ihnen vertreten. Die Arbeiter wurden der Mehrzahl nach von den westindischen Inseln, namentlich von Jamaica, wo ein Ueberfluß an Negern herrscht, herübergeschafft. Der Rest besteht aus eingeborenen Negern, Indianern und Mestizen, aber auch Italienern und Chinesen. Die Mestizen (Mischlinge von Weißen und Indianern) von Mittelamerika und Neu-Granada sollen beim Ausholzen und Ausbrennen des Waldes besonders gute Dienste geleistet haben. Merkwürdiger Weise haben sich die von den Pacificbahnen her als Gradirer und Erdarbeiter so sehr geschätzten Chinesen in dieser Qualität auf dem Isthmus nur schlecht bewährt. Sie waren der Arbeit selbst nicht gewachsen und vermochten vor allen Dingen bei der ihnen eigenen Lebensweise das Tropen-Klima nicht zu vertragen. Da ihnen die Mittel zur Heimkehr fehlten, kamen sie schaarenweise um oder nahmen sich das Leben. Dahingegen leisteten sie gute Dienste als Fuhrleute, Hausdiener, Kleinkrämer und vor allen Dingen als die auch hier unentbehrlichen Wäscher par excellence, in welchen Eigenschaften man sie längs der ganzen Linie in beträchtlicher Anzahl findet.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Erinnerungen an Heinrich Laube.

In den Alpen trifft mich die Nachricht von Laubes Tod. Der Gedanke an den dahingegangenen Freund wandert mit mir durch die Hochgebirgswelt und ist im Einklang mit der Natur, die mich umgibt. Wohin das Auge reicht nur Fels und Firn, dort eine Zwergföhre, die, gewaltsam vom Föhne niedergehalten, dennoch trotzig und stark ihre groben Aeste immer weiter reckt, ein kalter Sprühregen von den Wasserfällen und ab und zu ein dunkelgrüner Busch mit purpurnen Alpenrosen. Und hart wie der Granit des Sanct Gotthard war auch der Todte, knorrig und zäh wie die Wettertanne im Sturm, frisch und muthig wie die junge Reuß, und die Wunderblume der Dichtung blühte schön in seinem Gemüth. Er war kein Genie, aber ein großes Talent und ein noch größerer Charakter. Dieser Schlesier besaß alle Eigenschaften des preußischen Wesens. Stahlhart, stramm, markig, mehr Verstand als Empfindung und Leidenschaft, ganz Pflichtgefühl und Arbeitslust, der fleischgewordene kategorische Imperativ, schroff, knapp, unbeugsam. Wenn er sich dennoch so wohl in die leichtblütige süddeutsche Art zu finden wußte und in Oestreich fast ein Wiener geworden war, so verdankte er das dem specifisch schlesischen Zuge, der seinem Wesen mildernd beigemischt war: der kerngesunden Sinnlichkeit und dem kecken Humor, welche namentlich sein erstes Auftreten charakterisiren und ihn gleich von vornherein zu einem Liebling der Jugend machten. Damals war er ein Nachahmer Heines, besonders deutlich in den „Reisenovellen", aber das Neue an ihm war eine gewisse studentische Renommisterei. Und dies Burschikose ist er eigentlich nie mehr ganz losgeworden. Selbst als er später den allzu ungenirten Ungestüm zügelte, da hörte man noch oft den ehemaligen Leipziger Klopffechter heraus, der einmal im Begriffe gestanden, die Wissenschaften an den Nagel zu hängen und Fechtmeister zu werden. Laubes Prosa war eigentlich nie schön, aber männlich, temperamentvoll, ganz Leben und Ueberzeugung. Kluge Auseinandersetzungen folgen auf kecke Paradoxa, lichtvolle und solide Perioden wechseln mit zerhackten, abgehetzten Sätzen im Depeschenstil, kurz und brutal wie ein Commando. Auch sein Vers ist ähnlich gebaut. Voll Fluß und Klang, dem Schauspieler stets mundgerecht, hat er doch wieder viel Bombastisches, Nüchternes und Rohes. Im „Essex" ist der Schwung noch am reinsten und weniger forcirt, aber schon „Montrose" ist durchgängig urprosaisch und namentlich bei der Lectüre unbefriedigend. Die verdienstvolle Fortsetzung des „Demetrius", wo hart an die edelsten Theaterjamben, die Schiller je gedichtet, Laubes polternder Schauspielervers stößt, zeigt so recht schlagend den Unterschied zwischen idealistischem und naturalistischem Stil. Aber überall gab sich Laube wie er war. Mensch und Dichter deckten sich so vollkommen bei ihm, seine persönliche und seine literarische Physiognomie waren zu einer solchen Einheit zusammengewachsen, der Stil war so ganz der Mensch, daß man Laube sah, wenn man seine Schriften las. Da war kein Irrthum, keine Enttäuschung möglich, wie bei den meisten anderen Schriftstellern. Gerade so hatte ich mir den Mann gedacht, wie er im Jahre 1873 zum erstenmale mir gegenüber stand: klein aber stark, mehr Muskel als Nerv. Alles kantig und hart, das Gesicht kraftdurchdrungen, die Stirn mächtig gewölbt, eine häßliche Nase über einem struppigen Bart, der einen unschönen Mund verdeckte, und die Augen bald grau, bald grün, in der Ruhe kalt, forschend und zurückhaltend, im Affect eines vernichtenden Blickes fähig. Da war nichts Gewinnendes in Miene, Haltung und Sprache. Eine schroffe Freundlichkeit, nichts mehr. Die Stimme laut, scharf, rauh und die Ausdrucksweise kurz, sachlich, ohne Appell. Man fühlte, daß der Knirps, vor dem sich Alle duckten, zu befehlen gewohnt war, sich und Anderen; daß er einer Armee gebot, der nur ein straffes, strammes Regiment frommen konnte; daß er hundert Launen und tausend Intriguen nur durch seine unerbittliche Disciplin niederhielt. Er imponirte. Und zwar ebenso sehr durch die Strenge seines Wesens, als durch die Größe seines Geistes, seiner Kenntnisse, seiner künstlerischen Ueberzeugung. Dieser Theaterpraktiker, dieses organisatorische und reformatorische Talent, dieser Bühnenkorporal war ein Mann, der alle Höhen und Tiefen des Lebens und seiner Kunst beherrschte, ein vielseitiger und immer origineller deutscher Dichter. Und diesen mußte man verehren, gerade wie man seine Person fürchten mußte. Die Liebe kam erst nach der Furcht. War der erste Eindruck also befremdend, fast abstoßend, so gewöhnte man sich doch schnell an die harte Schale. Dazu half seine gemüthliche Plauderkunst. Laube war ein trefflicher Causeur. Wenn er eine Erinnerung erzählte oder den Inhalt eines Theaterstücks zusammenfaßte oder über seine Lectüre, seine Liebhabereien sprach, vor Allem über die Jagd und seine Hunde, dann trat einem auch der Mensch näher, ein guter, edler, wahrhaftiger, ein „wesentlicher" Mensch, um einen schönen Ausdruck Gottfried Kellers zu brauchen. Ein treuer Freund seiner Freunde, war er auch ein unerbittlicher Feind seiner Feinde, oft ungerecht und hart, aber niemals intrigant. Richard Wagner war ihm persönlich wie um seiner Theorien willen zuwider. Von Dingelstedt, der allerdings dem Stadttheater furchtbar geschadet und einen höchst unritterlichen Krieg gemacht hat, pflegte er mit unnachahmlicher Betonung zu sagen: „Er — ist — ein — Wicht." Und jedes Wort war ein Dolchstich ins Herz. Namentlich in seinen Büchern über das Burgtheater und die Stadttheater zu Leipzig und Wien zeigt sich sein streitbarer Sinn. Er schont dort seine Gegner nicht, weder den Baron von Münch-Bellinghausen (Friedrich Halm), noch den Bürgermeister Koch von Leipzig, noch die Wiener Kritiker des Stadttheaters, und die einzige Rücksicht, die er walten läßt, besteht darin, daß er seine Widersacher nicht beim Namen nennt. Es ist eine Holzerei mit maskirten Gegnern, aber jeder Hieb sitzt. „Schreibe ich noch ein zweites Buch über das Wiener Stadttheater," sagte er einmal zu mir, „dann werde ich die Herren nennen."

Laube, immer Mann des Gegenwärtigsten, nahm regen Antheil an den Kämpfen seiner Zeit, erst activ als Burschenschafter, Redacteur und Parlamentarier, dann als nachdenklicher Beobachter. Der Politik zu Liebe hatte er das Studium der Theologie aufgegeben. Ihr wollte er sich ganz widmen, doch war seine Rolle in der Haupt- und Staatsaction des Vormärz nur kurz. Als Abgeordneter von Böhmisch-Elbogen saß er im ersten deutschen Parlament mehr als Journalist, dem es vor Allem darum zu thun ist, interessantes Material zu sammeln. Und dies hat er denn auch vollauf gethan. Die beiden Bände über das Frankfurter Parlament sind ein werthvoller politischer Beitrag aus jener Zeit und verdienen noch heute gelesen zu werden. Im Uebrigen schwieg der sonst so beredte Abgeordnete von Elbogen in Frankfurt beharrlich. Er mochte fühlen, daß hier, wo Doctrinäre Politik machen wollten, sein Wort überflüssig sei. Er war gegen den Waffenstillstand von Malmö und enthielt sich bei der Kaiserwahl der Abstimmung, weil er diesem Wahlactus keine Lebensfähigkeit zutraute. Die Ereignisse haben ihm Recht gegeben. Dann machte ihn, zu unserem Glücke, das Theater der Politik abwendig. Er selbst hat an seinem 70. Geburtstage, der von ganz Wien gefeiert wurde, bemerkt, daß er eigentlich von Haus aus Politiker war und nur aus Zufall deutscher Dichter geworden sei. „Was ich zuerst schrieb, auch die Belletristik, die Redaction einer belletristischen Zeitschrift, Alles wuchs aus politischen Gedanken hervor." Die Politik blieb auch bis zuletzt seine alte Liebe. Seine Dramen und Erzählungen stecken voll politischer Anspielungen, und ihrer Actualität verdanken sie nicht zum geringsten ihre große Wirkung auf die Zeitgenossen. Die „Karlsschüler" widerhallen von den Stichwörtern der vormärzlichen Kämpfe, die „Bösen Zungen" haben Begebnisse aus der Zeit des Finanzministers Bruck zum Vorwurf, der „Statthalter von Bengalen" ist ein geschickt verdeckter Angriff auf das Ministerium Belcredi. Ein politischer Mensch war Laube auch als Director des Hofburgtheaters. Man sollte es nicht für möglich halten, daß dieser unerschütterliche Demokrat, der die Ideen

Digitized by Google

des Liberalismus, die Julirevolution in Deutschland hatte verbreiten helfen, so lange eine habsburgische Hofstellung bekleiden konnte. Da half eben sein stets auf das Praktische und Erreichbare gerichteter Sinn, der mit bewundernswerther Klugheit gegen die Hochtories, die Reaction, die Grundsätze der Hauscensur zu operiren verstand. Aus seiner politischen Ueberzeugung machte der scharfe Beobachter kein Hehl. Er ist seiner liberalen und großdeutschen Gesinnung stets treu geblieben und konnte und wollte sich ein deutsches Reich mit Ausschluß Oestreichs nicht denken. 1870 versöhnte ihn freilich mit 1866, und das Zweikaiserbündniß fand seine enthusiastische Zustimmung. Dem östreichischen Nationalitätenhader gegenüber betonte er stets seine echt deutsche Gesinnung. Er liebte die politischen Plaudereien in seinem Salon und sprach sich dabei ganz offen aus. War Jemand da, den er für besser unterrichtet hielt, so holte er ihn gerne aus und hörte dann, stumm seine Cigarre rauchend, mit größter Aufmerksamkeit zu. Er verstand ebenso gut zu hören, als zu reden. Ich weiß noch, mit welchem Interesse der alte Herr die Pariser Krise vom 16. Mai 1877 verfolgte. Wird Mac Mahon nachgeben oder abdanken? Wird Broglie zu Gewaltmaßregeln den Muth haben? Steht eine Revolution vor der Thür? Er erkundigte sich bei mir, der ich von Paris kam, über die Situation, und freute sich herzlich, als seine sichere Erwartung, daß der klerikal-monarchistische Reactionsversuch kläglich im Sande verlaufen müsse, Ereigniß wurde. Seit jener Zeit blieb ich ihm werth. Ich durfte eine halbe Stunde früher zum Empfangsabend kommen, als die Anderen, und oft saßen wir noch bis 7 Uhr in eifrigem Gespräch in seinem Schreibzimmer, indessen im Salon die Gäste immer ungeduldiger wurden, bis dann seine gute Frau — sie nannte mich immer „Herr Voß" und verwechselte mich offenbar mit Richard Voß, der damals mit dem Manuscripte seines „Spartakus" von Berchtesgaden gekommen war — bis Frau Iduna irgend einen anwesenden Schauspieler oder den Vortragsmeister Strakosch zu uns herein entsandte und den Doctor bitten ließ, doch den Salon nicht zu vergessen.

Laube selbst hat einmal versichert, daß er die Theaterleidenschaft nicht besitze. Wer ihn aber, wie ich, am Werke gesehen, weiß, was er davon zu halten hat. Kein Stück wurde unter seiner Direction eingereicht, das er nicht selbst geprüft hätte. „Mit dem Daumen lesen," nannte er es, wenn er sich begnügte, nur im Allgemeinen von dem Scenengang eines zu breit gerathenen Dramas Kenntniß zu nehmen, denn er hoffte stets noch einen brauchbaren Kern zu finden. Und wie liebevoll und eingehend sprach er mit dem Verfasser über die Unzulänglichkeiten seines Werkes und wußte ihn aufzumuntern, die Arbeit nochmals in die Hand zu nehmen! Er hat sich selten geirrt, trotzdem er wohl wußte, welch unberechenbares Ding der Bühnenerfolg ist. Auf das Urtheil seiner Regisseure und darstellenden Künstler gab er wenig. „Diese Leute sehen nur ihre Rolle," pflegte er zu sagen. Gerne theilte er jedoch ein Stück, über das er im Zweifel war, seinem alljährlich bei ihm zum Besuche weilenden Stiefsohne Professor Albert Hänel aus Kiel, dem Führer der Fortschrittspartei, mit, auf dessen Urtheil er mit Recht große Stücke hielt. Am prächtigsten war er auf der Probe. Da saß er hinter einer spanischen Wand an der Rampe, das Manuscript in der Hand, die Scene vor sich, und Schauspieler und Schauspielerinnen, Regisseur und Inspicient, Maschinenmeister und Souffleur, sie Alle folgten seinem Blick, seinem Wort, seiner Geste, ganz Hingebung, ganz Begeisterung. Er ordnete die Ein- und Abgänge, corrigirte die Betonungen, strich, setzte hinzu, erläuterte, belehrte; manchmal stand er von seinem Stuhl auf und spielte selbst eine Scene vor. Einmal zeigte die Bühne ein Bauernhaus, von dessen erstem Stock eine Freitreppe heruntersführt. Oben erscheint die erste Liebhaberin an der Thüre, unten steht der Komiker, der ihr einen Heirathsantrag machen will. Er fordert sie auf, zu ihm herunterzukommen, indem er ihr etwas Wichtiges zu sagen habe. Die bloße mündliche Aufforderung genügte aber dem Director nicht, es mußte eine Gestus dazu kommen. Er erhob sich und stellte sich an den Fuß der Treppe. „Da," rief er herauf, indem er zugleich mit ausgestreckter Rechten die Stelle genau bezeichnete, wo er die Holde haben wollte, „da — da komm herunter." Das Gelächter der Mitspielenden ob dieses lustigen Einfalls fand am Abend der ersten Aufführung ein verstärktes Echo. Sonst war Laube kein Freund der Jagd auf Nuancen, dazu war ihm das Wort des Dichters zu heilig, doch lieferte er seinen Schauspielern manchen hübschen Zug, manche wirksame Pointe. Bukowics, der Komiker, hatte einmal einen Schiffskapitän zu spielen, der von irgend einer Person des Stücks nicht mit dem richtigen Titel, auf den er sich viel einbildet, angesprochen wird. „Zum Donnerwetter," brummt er, „sieht man denn meinen Anker nicht?!" Laube hieß ihn die Wachstuchmütze abnehmen und mit dem Aermel mehrmals über den goldenen Anker wischen, der als Zeichen der Kapitänswürde angebracht war, — ein jeu de scène, das in der Première lebhaften Beifall fand. Am strengsten war Laube gegen die sogenannten „Schwimmer", welche, statt ihre Rolle zu lernen, sich auf den Souffleur zu verlassen pflegen. Dann überfloß sein Mund von Vorwürfen und Sarkasmen, und das ganze Theater erbebte bis zu den Soffitten hinauf unter den Schritten des gleich einem gereizten Löwen auf und nieder schreitenden Doctors.

Als ich vor drei Jahren wieder nach Wien kam, fand ich den Alten noch jung und frisch. Um ihn her freilich war Manches anders geworden. Das Kind seiner Sorgen, das Stadttheater, stand nicht mehr unter seiner Leitung. Er war an den trüben Zeitverhältnissen gescheitert, hatte zweimal die Waffen weggeworfen und sie immer wieder aufgenommen, um endlich doch zu unterliegen. Sein Salon war verödet. Wohl thronte er noch auf dem Lehnstuhl zwischen Kaffeemaschine und Mineralwasserkrug, aber er war ein Herrscher ohne Land. Frau Iduna war gestorben, und an ihrer Stelle machte seine Ziehtochter die Honneurs. Die Journalisten und Schriftsteller erschienen selten mehr, nur noch ein paar Blaustrümpfe machten die Gegend unsicher. Ganz verschwunden waren die zahlreichen Herrschaften, welche ehedem blos in der Hoffnung auf Freibillets oder eine Einladung in der Directionsloge erschienen waren. Ebenso natürlich die Schauspieler, die jetzt von dem gewesenen Director nichts mehr zu erwarten hatten. Fast nur noch der Vortragsmeister Strakosch und Fräulein Schratt haben ihm bis zuletzt Anhänglichkeit bewahrt. Es war also ziemlich einsam um den einst Bühnengewaltigen geworden. Dingelstedt, der kurz zuvor gestorben, hatte noch keinen Nachfolger, und es ist mir nicht unwahrscheinlich, daß Laube damals erwartete, man würde sich am Burgtheater wieder seiner erinnern. Seine Zurückhaltung schien mir dafür zu sprechen. Ueberhaupt war er noch sehr unternehmend. „Nur fünf Jahre möchte ich jünger sein," sagte er mir, „und ich ginge gleich nach Berlin und gründete ein Schauspielhaus." Durch diesen seinen geheimen Lieblingsplan hat die beginnende Krankheit, der Anfang vom Ende, einen Strich gemacht. Der Tod seiner Frau, über den er einmal zu mir mit erzwungenem Gleichmuth redete, war doch ein harter Schlag für ihn. Unendlich nahe ging ihm auch der Untergang des Stadttheaters, den er nur wenige Wochen überleben sollte. Er kränkelte seit einem Jahre, aber sein Geist behielt seine Jugendfrische bis zuletzt. Ein treuer Abonnent und Freund der „Gegenwart" seit ihrem Beginn, las er noch auf dem Krankenlager jede Nummer gewissenhaft vom ersten bis zum letzten Aufsatz. Manchmal früher, wenn ihm etwas besonders gefallen, schrieb er mir einige Zeilen, worin er sich nach dem Verfasser erkundigte, mir Glück wünschte u. s. w. Ein heftiger Artikel über die neuste Aera des Burgtheaters, der unlängst in diesen Blättern gestanden, hatte mich hoffen lassen, Laube hätte vielleicht Lust zu einer Antikritik. Aber er schrieb mir nur in seiner energischen aphoristischen Weise: „Der Aufsatz enthält viel Wahres. Ueber Theater aber schreibe ich nicht mehr. Am wenigsten über die Burg." Meine jüngste Anzeige seines Buches über Grillparzer las er in Karlsbad und ließ mir durch einen gemeinsamen Freund wissen, er dankte bestens und würde mir demnächst einen langen offenen Brief schreiben. Statt seiner erhalte ich jetzt einen kurzen offenen Brief, schwarzumrändert: die Anzeige seines Todes . . .

Digitized by Google

Was wird von Laube auf die Nachwelt übergehen? Er hat eine außerordentlich reiche literarische Thätigkeit entfaltet und, mit Ausnahme der reinen Lyrik, sich in allen Gattungen und Formen versucht. Von seinen ersten Schriften aus der Sturm- und Drangzeit des jungen Deutschland ist Alles verschollen. Seine Dramen, obwohl von gesundem Theaterblut strotzend, haben sich nur zum Theil auf der Bühne halten können. Graf „Essex" wird noch lang ein beliebtes Paradestück für unsere Heldendarsteller sein; die „Karlsschüler" werden ein stets effectsicheres Feststück bleiben; sein „Demetrius" ist der beste Versuch, Schillers Meistertorso dem Theater zu retten; in Repertoirenöthen wird man wohl auch zu den „Bösen Zungen", zum „Statthalter von Bengalen", zum „Cato von Eisen" greifen. Von den Erzählungen dürfte einzig der „Deutsche Krieg", sein umfassendes Gemälde der dreißigjährigen Wirren, unvergessen bleiben. Vor Allem wird sich die Nachwelt aber an die dramaturgischen Schriften halten. Ihnen gebührt der Ehrenplatz neben der Hamburger Dramaturgie und den besten kunsttheoretischen Schriften. Hier wird Heinrich Laube am längsten leben. Wenn die Schauspieler-Generation, die er beeinflußt, angeleitet und künstlerisch erzogen hat, längst zu Grabe getragen sein wird, dann wird man noch das „Burgtheater" fragen, wie die weder zuvor noch nachher gleich hohe künstlerische Blüthe eines Schauspielhauses herbeigeführt werden konnte, das „Norddeutsche Theater" und das „Wiener Stadttheater", wie man eine Armee trefflicher Schauspieler aus dem Boden stampft, ein gutes Repertoire schafft, dichterische Talente fördert. Und die Laube'sche Tradition wird zum Heile des deutschen Theaters nicht untergehen. Wie das Burgtheater noch heute von den Erfolgen seiner Direction zehrt, so wird die Regie, die er auf ein solides Fundament gestellt, hoffentlich noch lange seinen puritanischen Principien folgen. Die Meiningerei war und blieb ihm ein Gräuel. Auch er konnte mit Goethe sagen: „Auf jedem Jahrmarkt getrau' ich mir, auf Bohlen über Fässer geschichtet, mit Calderons Stücken, mutatis mutandis, der gebildeten und ungebildeten Masse das höchste Vergnügen zu machen." Laube hat aber auch den Dichter beim Theater wieder zu Ehren gebracht und gegen den Regisseur den Virtuosen in Schutz genommen. Er hat den Schauspielern eine natürliche Sprache gelehrt, weit entfernt von dem Singsang der Weimarer Schule und doch nicht so realistisch, um den Zauber des Verses zu brechen, wie die Schröder'sche Schule. Und er hat endlich eine große Anzahl von Künstlern entdeckt und erzogen, welche aller Orten mit Ehren wirken und durch ihr Beispiel seine Lehren verewigen helfen. Aere perennius!

Theophil Zolling.

Kuno Fischers Kant.*)

Von Hugo Göring.

Seine Berühmtheit als Historiker der Philosophie errang Kuno Fischer unstreitig durch seinen Kant, dessen Darstellung schon bei ihrem ersten Auftreten das Ergebniß einer mehr als zehnjährigen ernsten Arbeit war. Dieses Werk hatte das erwiesene Verdienst, in einer Zeit, die sich in dem Gegensatze eines stupiden philosophieverachtenden Materialismus und einer phantastisch hochmüthigen Speculation bewegte, dem eitlen Tageswahne das Spiegelbild der kritischen Philosophie entgegenzuhalten und dadurch zur Umkehr von Irrwegen zu mahnen. Darin lag der Culturwerth seiner Leistung: sie erfüllte die hohe Aufgabe der Geschichte der Philosophie, den Entwicklungsgang nachzuweisen, in welchem die nothwendigen Probleme der Menschheit mit aller Deutlichkeit bestimmt und so gelöst werden, daß aus jeder Lösung immer neue und tiefere Probleme entspringen. Mit vollem Rechte nennt Emil Arnoldt das in jener Zeit erwachende Interesse der Naturforscher, Mediciner und Juristen am Studium der Kantischen Philosophie in erster Linie eine Folge der Darstellung des Kriticismus von Kuno Fischer, weil sie nicht nur die erste, sondern auch die geistvollste war, die die Entstehung jenes imposanten Gedankensystems historisch erklärte. Seitdem hat der Verfasser nichts unterlassen, was den Werth seines Werkes erhöhen konnte: so ist auch die dritte Auflage wieder ein Werk, „welches neben einer anziehenden und edlen Schilderung der Persönlichkeit und des Gesammtcharakters Kants die Entstehung und Ausbildung, sowie den ganzen Tenor von dessen theoretischer Philosophie in allem Wesentlichen erschöpfend darstellt, — ein Werk von tiefem Gehalt und schöner Form, welches dem philosophischen Lehrling eine großartige Uebersicht von Kants Philosophie und dem Kenner derselben mannichfache und fruchtbare Anregung zu weiteren Forschungen darbietet".*)

Um nicht zu wiederholen, was ich früher an dieser Stelle über die Vorzüge des Fischer'schen Gesammtwerkes gesagt habe (Gegenwart 1881, Nr. 29, S. 40—44), führe ich das durchaus zutreffende Urtheil eines tüchtigen Kantkenners, Prof. J. Witte, an, der in seinen eigenen schriftstellerischen Leistungen dem Vorbilde des Altmeisters von Jena und Heidelberg mit Glück folgt; er betont, daß Kuno Fischers überaus beredte und lebendige Sprache seiner Geschichte der neueren Philosophie geradezu das Gepräge eines klassischen Werkes unserer Literatur aufgedrückt hat, welches seit Schopenhauers Schriften von philosophischen Leistungen nur noch Langes Geschichte des Materialismus — wenn auch aus andern Gründen — gehabt hat, daß Kuno Fischers Darstellung eine stilistische Vollendung jedoch nur deshalb besitzt, weil diese Form der unmittelbare und harmonische Ausdruck seiner Gedanken und des Inhalts seines Werkes ist. Seine Kunst besteht in jener frei reproducirenden Darstellung, die den reproducirten Gedanken in congenialer Auffassung wiedergibt. In der Vorführung des Systems und der Entwicklung ihres Ursprungs erreicht bei Kuno Fischer die virtuos frei schaltende Herrschaft über den Inhalt der Systeme ihren Gipfelpunkt. Man gewinnt nicht nur den Einblick in die psychologische Genesis des Systems auf dem Boden des eigenartigen Seelenlebens seines Urhebers, sondern auch in die organische Gestaltung, welche die im Zusammenhange der geschichtlichen Entwicklung liegenden Probleme auf eben diesem Boden allmählich durch die sie beherrschende oder sich ihnen hingebende Energie jedes Denkers erlangen. So steht bis heute seine Arbeit ganz einzig in ihrer Art da. So bedeutend diese dem Zweck und Inhalt des Werkes nach ist, so bedeutend erscheint auch die Form, deren Vollendung der Sache entspricht; und so begreift sich der klassische Werth dieser Leistung sehr wohl: die Bewunderung, die ihr als solcher gezollt wird, ist vollauf berechtigt. Endlich gebührt dem Verfasser nicht blos das Verdienst, den entwicklungsgeschichtlichen Gesichtspunkt als Darsteller philosophischer Systeme zuerst eingehend, zumal auf Kants Lehre angewendet, sondern dies zugleich in den richtigen Grenzen gethan zu haben. Allen Anfeindungen und Angriffen gegenüber steht K. Fischer als ebenso genialer wie gründlicher Kenner Kants da und bleibt vollends nach dieser neuesten Umarbeitung der zuverlässigste und geistvollste Führer durch die Lehrgebäude der neueren Philosophie.**)

Wie geschickt und natürlich weiß er von der ersten Seite an das Interesse des Lesers für den schwierigen Gegenstand zu wecken, mit jedem weiteren Schritt zu fesseln und seine Einsicht in die hohe Bedeutung dieses Systems für das gesammte wissenschaftliche Denken zu gewinnen! Er hat nachzuweisen, daß Kant

*) Geschichte der neueren Philosophie von Kuno Fischer. Dritter und vierter Band. Dritte neu bearbeitete Auflage. München, Fr. Bassermann. Immanuel Kant und seine Lehre. Erster Theil: Entstehung und Grundlegung der kritischen Philosophie. Zweiter Theil: Das Vernunftsystem auf der Grundlage der Vernunftkritik.

*) Emil Arnoldt: Kant nach Kuno Fischers neuer Darstellung. Ein kritischer Bericht. Königsberg i. Pr. 1883, Ferd. Beyers Buchh. 42 Seiten.

**) J. Witte: Kuno Fischers Behandlung der Geschichte der Philosophie und sein Verhältniß zur Kantphilologie. Abdr. aus d. Altpreuß. Monatsschr. XX, S. 129—151.

Digitized by Google

eine tiefgreifende Umwälzung in der Philosophie hervorgerufen, d. h. auf einem noch unbetretenen Wege die Philosophie von Grund aus zu erneuern gesucht hat, indem er fand, daß ihre Erkenntnißgebäude hinfällig und erschüttert waren. Wollte vormals die Philosophie ein Weltsystem sein, welches das All der Erscheinungen umfaßte, während die beobachtenden Wissenschaften noch unmündige und unreife Kinder waren, welches von jener also keine Erkenntniß zu nehmen, aber auch keine Kritik zu fürchten hatte, mithin als Metaphysik des Alterthums und als Theologie des Mittelalters frei reden konnte, so sank ihr Ansehen mit den Entdeckungen der Neuzeit und mit der Erstarkung der Specialforschung. Als Doppelgänger der Erfahrungswissenschaften wäre sie überflüssig, als anmaßende Speculation schädlich geworden. Vom Felde der Erfahrungsprobleme und der Erkenntniß der Dinge, welche sie dennoch nie aus dem Auge verlieren durfte, mußte sie zurückbleiben, ein neues Feld betreten und sich dort eine feste Stellung erobern; sie mußte die Möglichkeit der Erkenntniß der Dinge überhaupt untersuchen.

Mit diesem einleitenden Gedankengang hat Kuno Fischer die Gesammtentwicklung der Philosophie klargelegt und steht mit einem Schritte vor Kant: „Man sieht sogleich, wie in der Reform der Philosophie, die Kant begründen sollte, das Verhältniß der Speculation zur Erfahrung eine der Grundfragen ausmachen mußte, die den Charakter und die Richtung seiner Lehre entschieden." Kant verlegte den Schwerpunkt der Philosophie in die Frage nach der Möglichkeit einer wissenschaftlichen Erkenntniß überhaupt, und so „brachte er einfach genug das Ei zum Stehen, was vor ihm so viele Hände versucht hatten: aber das Ei war immer wieder umgefallen". Kant erhob die Philosophie über ihren dogmatischen Zustand durch die Forderung, daß die Bedingungen zur Erkenntniß und Erfahrung nicht selbst schon Erkenntniß und Erfahrung sein dürfen, sondern derselben vorausgehen müssen, wie in der Natur die Ursachen den Wirkungen: „es ist ein großer Unterschied zwischen dem, was über unsere Erkenntniß hinausgeht oder dieselbe übersteigt (transscendirt) und dem, was ihr vorausgeht und von Kant mit dem Wort „a priori" oder „transscendental" bezeichnet wurde: das erste liegt jenseits unseres Erkenntnißhorizontes, das letztere diesseits. Auf dieses Diesseits der Erfahrung richtet sich die Kantische Untersuchung; in dieser Richtung ist sie neu und von aller früheren Philosophie unterschieden: sie verhält sich zu den Bedingungen der menschlichen Erkenntniß nicht voraussetzend, sondern untersuchend, prüfend, sichtend, d. h. nicht dogmatisch, sondern kritisch. In dem kritischen Geist seiner Untersuchung und Lehre liegt die epochemachende That."

Mit dem Begriffe des Kritischen hat Kuno Fischer den Leser seinem Ziele schon ziemlich nahe geführt. Damit auch kein Wort, welches im Laufe der Untersuchung eine Rolle spielt, unverstanden bleibe, erklärt er jenes sofort: kritisch verhält man sich zu den Dingen, wenn man ihre Entstehung erforscht und ihre Entwicklungszustände verfolgt. Diese Geistesrichtung beherrscht das Zeitalter Kants und der folgenden Epochen auf allen Gebieten der Wissenschaft; ihre Vertreter sind Männer wie Laplace, Lamarck und Darwin, Fr. A. Wolf und G. Niebuhr, D. Fr. Strauß und F. Chr. Baur u. A. „Jede unserer wissenschaftlichen Größen seit den Tagen Lessings darf als ein Beispiel gelten, wie man sich im Erkennen der Dinge kritisch verhält; auf dem Gipfel aber steht Kant, weil er sich zum Erkennen selbst kritisch verhielt und dadurch der philosophische Begründer eines Zeitalters wurde, welches man mit Recht das kritische genannt hat. Darin liegt die Bedeutung und Tragweite seiner Epoche, die in dieser Geltung niemals ausgelebt werden kann."

Es genügt, nur noch darauf hinzuweisen, daß die Bedingungen zur Erfahrung nicht selbst Erkenntniß, sondern nur Vermögen derselben sind, die Kant „reine Vernunft" nennt und deren Untersuchung als „Kritik der reinen Vernunft" das eigentliche Thema seiner Entdeckungen und die Grundlage seines Systems bildet, daß der Umfang dieser Aufgabe das Gebiet aller früheren Erkenntnißtheorien weit überschreitet, daß endlich die Frage nach der Möglichkeit der Erfahrung und nach der Entstehung der Erkenntniß mit der Frage nach der Entstehung der Sinnenwelt zusammenfällt und daß die Kantische Philosophie einen Gesichtspunkt fordern muß, unter dem die Entstehung der Sinnenwelt aus den Bedingungen der Vernunft und ihrer Thätigkeit einleuchtet.

So ist die Exposition des Kunstwerkes gegeben, jenes plastischen, harmonisch in sich abgerundeten Bildes, welches eine imposante Naturschöpfung des Geistes verherrlicht und dem Verständniß einer größeren Menge zugänglich macht. Damit es auch von vornherein nirgends an Klarheit und Anschaulichkeit fehle, wirft Kuno Fischer ein helles Licht auf die unermeßliche Kluft zwischen der dogmatischen und kritischen Denkweise und auf die ungemeine Geistesanstrengung, welche die Entdeckungen und das Verständniß der letzteren erfordern: er bedient sich zweier ebenso einfachen wie in ihrer zutreffenden Schärfe genialen Vergleiche: er stellt Kant mit Kopernikus und Sokrates zusammen. Man mag dem Verständniß der Philosophie noch so fern stehen: diese Parallele fördert doch die erste Ahnung von der eminenten Tragweite des Kriticismus. Man weiß, welche Umwälzung die astronomische Erkenntniß des Kopernikus hervorrief, als er den unhaltbaren Zustand der ptolemäischen Astronomie aufdeckte und die Wurzel ihres Irrthums in der geocentrischen Vorstellung erblickte. Wollte man die Planetenwelt verstehen, so mußte man den natürlichen Gesichtspunkt der ersten, sinnlich nächsten Betrachtung aufgeben und den heliocentrischen ergreifen, von dem aus der menschliche Geist die Erde in seinem Horizonte faßt, unter den Planeten entdeckt und auf seinen irdischen Standort herabsieht. Und wie sich in der Astronomie das Kopernikanische System zum ptolemäischen, wie sich in der Vorstellung der Planetenwelt der heliocentrische Standpunkt zum geocentrischen, so verhält sich überhaupt die kritische Betrachtungsweise zur dogmatischen, der transscendentale Gesichtspunkt zum natürlichen. Eine ähnliche Selbsttäuschung wie die, welche der geocentrische Standpunkt mit sich führt, beherrscht unsere gesammte Weltvorstellung und bedarf, um erleuchtet und in ihrer Geltung zerstört zu werden, einer ähnlichen Selbstbesinnung und Selbsterkenntniß, nur daß ihre Grundlagen weit umfassender und verborgener, deshalb schwieriger zu entdecken und zu erforschen sind als die unserem kosmischen Wohnort anhaftende Wurzel des geocentrischen Irrthums. „Kant wurde der Kopernikus der Philosophie und wollte es sein. Unsere Vergleichung ist ihm aus Seele und Mund gesprochen, er hat sein Werk gern und wiederholt mit dem des Kopernikus verglichen, wie Bacon das seinige mit dem des Columbus."

Wie dieses Beispiel, so liegt auch das Bild des Sokrates dem Bewußtsein des Gebildeten nahe: was erleuchtet durch den Vergleich mit ihm das Werk Kants? Kuno Fischer sagt es am Schlusse des betreffenden, überaus instructiven Abschnitts resumirend: „Das Nichtwissen des eigenen Thuns ist der innerste Grund alles dogmatischen Verhaltens, aller Selbsttäuschung, Verblendung und Thorheit, auch in der Wahl unserer Lebensziele und Lebensrichtung. Das Wissen des eigenen Thuns ist die durchgängige Aufgabe des kritischen Denkens, der Weg der Selbsterkenntniß und Selbstbesinnung, gerichtet auf das Ziel echter Wissenschaft und Lebensweisheit. Man hat Kant wohl mit Sokrates verglichen: in dem eben ausgesprochenen Charakter liegt der Vergleichungspunkt. Selbsterkenntniß, Wissen des eigenen Thuns in Absicht auf Lebensweisheit war das Thema, womit Sokrates im Alterthum, Kant in der neuen Zeit die Epoche der Philosophie gemacht hat. In der Hervorhebung dieser Aufgabe sind sie einander ähnlich, in der Art der Lösung grundverschieden."

Hiermit hat Kuno Fischer die Aufmerksamkeit des Lesers auf die Grundfrage gelenkt, die dieser nie aus dem Auge verlieren soll: und von da an tritt er in die tiefere Untersuchung des Gegenstandes. Nach einer noch genaueren Feststellung des Gegensatzes dogmatischer zu kritischer Philosophie charakterisirt er die Standpunkte der neueren Philosophie vor Kant, den Empirismus und Rationalismus, zunächst im Allgemeinen ihre Bedeutung, ihre Berührungs- und Streitpunkte, darnach in der

Digitized by Google

Richtung des ersteren: Bacons Empirismus, Lockes Sensualismus, Berkeleys Idealismus und Humes Skepticismus; darnach als Rationalismus: Descartes' Realismus, Spinozas Monismus, Leibniz' Monadenlehre und Wolfs eklektisches System; als unbedeutendste Vorstufe endlich die Philosophie des gemeinen Menschenverstandes. — Es bedarf kaum der Bemerkung, daß in dieser präcis orientirenden Zeichnung des Entwicklungsganges, den das philosophische Denken einer Menschheitsepoche genommen hat und den das Individium oft recapitulirt, mehr philosophischer Inhalt niedergelegt ist als bisweilen in Lehrbüchern der Philosophie, die gerade über jene Grundbegriffe Belehrung versprechen.

So hat der Verfasser die Zeitrichtung geschildert, in die Kants Leben fällt. Wie paßt sich der Mann, der ein so gewaltiger Reformator werden sollte, seiner Umgebung an? Wie überwindet er ihre Eindrücke? Wie gestaltet sich sein äußeres Leben? Wieder drängt sich da unserem Historiker eine interessante Vergleichung Kants mit seinen Vorgängern auf: Kants Leben hat nichts nach außen Glänzendes, ausgenommen den Ruhm, den er nicht suchte, aber in vollstem Maße verdiente und erfuhr. Still und einfach war sein Leben. Um die unermeßlichen Schwierigkeiten zu überwinden, vor denen gerade er stand, mußte er seine Kräfte stählen und auf ein Ziel concentriren: daher die Einfachheit der äußeren Existenz, die Energie und Reinheit des Wollens, eine einzigartige Charakterentwicklung! Wie anders bei Bacon, der durch Ehrgeiz und Gewinnsucht den Glanz seiner Leistungen verdunkelte und als Lordkanzler einer verbrecherischen Unehrlichkeit angeklagt und einem schimpflichen Richterspruche preisgegeben wurde! Auch mit Descartes läßt sich Kant nicht zusammenstellen: in seiner schlichten, bürgerlichen Existenz gibt es keinen Raum für die hastigen Wechsel zwischen Einsamkeit und Gesellschaftsstrudel, für jene ungestüme Reise- und Wanderlust, die Descartes' Leben so mächtig bewegte und in das Treiben der Welt warf: in sich gesammelt schreitet Kants Leben langsam und sicher vorwärts mit vollkommener Regelmäßigkeit, in zunehmender Vertiefung, ohne von der Außenwelt zerstreuender Eindrücke zu bedürfen, — es haftet gleichsam an der Scholle und erinnert uns auch in dieser Hinsicht an Sokrates, den der Trieb der Selbsterforschung in Athen festhielt. In dieser Beziehung ließe sich Kant mit Spinoza vergleichen, aber es fehlt ihm jenes Schicksal schwerer Verfolgungen, welches dem Leben des verstoßenen Juden eine gewisse tragische Größe verliehen hat. Ebenso finden wir nichts von der genialen Vielgeschäftigkeit in dem Ehrgeize des Leibniz bei Kant: anspruchslos wurde er in der bescheidenen, mühsam und spät errungenen Stellung eines akademischen Professors, die Leibniz frühzeitig haben konnte, aber verschmähte, durch die Macht seiner Werke für alle Zeiten das, was Wolf zu sein glaubte und mit ruhmredigen Worten sich vermaß: ein Lehrer — nicht blos der akademischen Jugend, sondern — der Menschheit!

Auch die politischen Verhältnisse, unter denen Kant lebte und wirkte, berührt der Verfasser: in Preußen hatte die Philosophie eine gewisse Geltung erlangt. In der preußischen Krönungsstadt erlebte Kant die Epochen eines vierfachen Thronwechsels, die sich auch in dem Gange und der Wendung seiner Geschicke sehr bemerkbar ausprägen. Jugend und Erziehung fallen in das Zeitalter Friedrich Wilhelms I. und zeigen uns jenen haushälterischen, strengen Geist bürgerlicher Zucht und Ordnung, der damals von obenher die Schichten der Bevölkerung maßgebend und wohlthätig durchdrang. In demselben Jahre, in welchem Friedrich II. den Thron bestieg und Wolf nach Preußen zurückkehrte, begann Kant die akademischen Studien. Seine Laufbahn als philosophischer Lehrer und Schriftsteller von den ersten Anfängen bis zur Höhe seiner welterleuchtenden Werke gehört in die Zeit des großen Königs und bildet in dem Charakter derselben einen der erhabensten und glorreichsten Züge. Dem äußeren Fortkommen Kants trat der siebenjährige Krieg hemmend in den Weg; in den folgenden Friedensjahren reifte langsam das kritische Werk: die Hauptgrundlagen der neuen Lehre waren ausgeführt, als das Zeitalter Friedrichs zu Ende ging. Unter dem folgenden Könige, den die Feinde der Aufklärung gewannen, erfolgte der wider Kant und seine Lehre gerichtete Angriff, der das vollendete Werk nicht mehr zu hindern, nur den Urheber, der schon die ehrwürdige Last von siebzig Jahren trug, zu bedrücken wußte. Doch war es dem Greise vergönnt, wieder aufzuathmen in der neuen und besseren Zeit Friedrich Wilhelms III.

Was er in dieser einführenden Skizze angedeutet hat, das erweitert der Verfasser zu einem großartigen, prächtigen Kunstwerke, welches in allen einzelnen Theilen liebevoll ausgearbeitet, im Ganzen den Eindruck einer imposanten Harmonie macht. Bedarf es nach der Analyse nur eines Theiles, welcher den Leser erst gewinnen soll, bedarf es darnach eines Lobspruches? Nein, das Werk selbst lobt den Meister. Wer aber Freude und Genuß haben will, darf sich nicht mit dem Naschen begnügen, sondern muß entschlossen das Ganze lesen.

Es wäre übereilt und thöricht, wollte man das Verfahren Kuno Fischers, die Gedankenwelt von ihrem ersten Keimen an psychologisch neu entstehen zu lassen, eine Popularisirung nennen, die der Würde der Philosophie widerspräche. Denn einmal ist die Besorgniß völlig unbegründet, die Abstractionen des universellen Denkens könnten jemals Gemeingut der Menge werden: davor schützt sich die Philosophie und vor Allem Kant selbst. Andrerseits aber wäre es ein Segen, wenn die Menge das Glück einer wissenschaftlichen Erkenntniß genösse. Allein Kuno Fischer begnügt sich mit der kleinen Zahl derer, die durch eine allgemeine Bildung zu dem Bedürfniß nach philosophischer Erkenntniß gedrängt werden: und um ihnen das Beste zu bieten, sie in die reinigende Atmosphäre des Kriticismus zu führen, auf deren Höhe man sich im Denken über die erdrückende und verwirrende Fülle von Thatsachen der Natur und des Lebens orientirt, von der Last des sorgenvollen Erdenlebens befreit und zu innerem Frieden erhebt, um dieser erhabenen Gedankenwelt mehr Freunde zu werben als die Fachphilosophen: darum geht Kuno Fischer langsam, Schritt für Schritt mit dem Leser, bietet ihm allmählich einen philosophischen Begriff nach dem andern und gewinnt so sein Vertrauen und seinen Muth, immer mehr und zuletzt Alles von dem anfangs abschreckenden Thema „Kant" wissen zu wollen. So gelangt man von dem unvergleichlich schönen, längst berühmt gewordenen Lebens- und Charakterbilde Kants zu dessen System der theoretischen und praktischen Philosophie, bis man das Bedürfniß nach der Quelle durch eine entschlossene That befriedigt.

Die Tagebücher der Fürstin Metternich.

Von Karl Braun-Wiesbaden.

Wir haben in Deutschland weniger Memoiren als in England, Frankreich und Italien, und die wenigen, die wir haben, sind nicht alle gut. Namentlich haben wir einen Mangel an Denkwürdigkeiten wirklicher Staatsmänner. Vielleicht deshalb, weil wir an wirklichen Staatsmännern keinen Ueberfluß haben. Vielleicht auch deshalb, weil dieselben weder Zeit noch Lust haben zu schreiben, entweder aus Anlaß der „Frictionen", welche sie zu sehr in Anspruch nehmen, oder im Gefühl jenes über den „Dienst" weit hinausreichenden „Dienstgeheimnisses", welches selbst Exministern noch nach Jahren den Mund schließt, — ja denselben sogar im Parlament, wenn sie dessen gewählte Mitglieder sind, das Reden verbietet, — unter allen Umständen verbietet, selbst dann, wenn ihre vormalige Ministerthätigkeit in ihrer Gegenwart auf das Heftigste angegriffen wird. Wir haben das z. B. bei dem vormaligen Cultusminister Falk im Reichstag erlebt. Das „Opfer des Schweigens", das er dort brachte, war sehr heroisch, aber doch, nach meiner unmaßgeblichen Meinung, etwas unnatürlich oder unbegreiflich. Wenigstens vom Standpunkte des beschränkten Unterthanenverstandes betrachtet. Wo freilich solche Principien herrschen, da darf man sich nicht wundern, daß die politischen Memoiren nicht gedeihen, und daß die

Digitized by Google

sonst so überreiche deutsche Literatur gerade auf diesem Gebiete ärmer ist, als die der übrigen politisch entwickelten Länder.

Die wenigen Memoiren, die wir besitzen, haben zudem oft einen recht mißmuthigen und verdrießlichen Charakter. Es sind meist Aeußerungen von ehemaligen Ministern oder sonstigen Beamten, welche ihre dienstliche Wirksamkeit zu rechtfertigen und sich gegen Angriffe und Vorwürfe zu vertheidigen suchen. Der polemische Charakter solcher Aufzeichnungen trägt nicht dazu bei, ihre Darstellungsweise schöner und besser, oder ihre Glaubwürdigkeit größer zu machen. Oft sind es auch nur Actenauszüge und Referate, oder sie erinnern an solche Arbeiten, welche zu ganz anderen Zwecken unternommen werden, als zu dem, der Mit- und Nachwelt ein anschauliches Bild der Zeiten, der Sitten, der Zustände und der Ereignisse zu geben. In der Regel herrscht darin ein moroser Ton, welcher die Absicht verräth, nachträglich sein Müthchen zu kühlen an Vorgesetzten und Collegen, über welche man sich glaubt beschweren zu können. Oder es werden kleine Schwächen Anderer ausgenutzt, wie z. B. in den „Erlebnissen eines alten Parlamentariers" ein lateinischer Schnitzer des preußischen Ministers Milde, wobei ich nur bemerken will, daß dergleichen Sprachsünden in unserem angeblich so gelehrten Deutschland durchaus nicht selten sind. Auch bei Parlamentariern nicht. Endlich aber ist ein schlechter Minister mit gutem Latein weit bedenklicher, als ein guter Minister mit schlechtem Latein. Wenn man die Denkwürdigkeiten des sächsischen Ministers von Friesen oder die Lebenserinnerungen des sonst so trefflichen Schriftstellers Karl Gutzkow liest, so könnte man beinahe auf den Gedanken gerathen, daß wir Deutsche nur für unangenehme und schlechte Dinge ein gutes Gedächtniß besäßen. Denkwürdigkeiten aber, wenn sie ihrer Aufgabe entsprechen sollen, darf man nur dann schreiben, wenn man sich aus der Unruhe der Geschäfte in eine „Muße mit Würde" zurückgezogen hat, welche eine klare retrospective Uebersicht gestattet und den Leidenschaften Schweigen gebietet, d. i. in jenem Zustand, welchen der Dichter mit den Worten bezeichnet:

„Laeta viro gravitas et mentis amabile pondus."

Für den Mangel an guten Denkwürdigkeiten der Männer, und insbesondere der Staatsmänner, wüßten wir uns vielleicht zu trösten, wenn wir gute Damenmemoiren hätten, etwa wie die der Frau von Rémusat für Frankreich. Denn die Frauen haben für viele Dinge eine viel schärfere Beobachtungsgabe und ein weit feineres Verständniß, und wenn sie überhaupt zu schreiben verstehen, so schreiben sie meist anschaulicher und graziöser, als die Männer. Dabei macht eine ganz kleine Neigung zur Médisance, von der wir auch die vortreffliche Frau von Rémusat nicht ganz freizusprechen im Stande sind, die Denkwürdigkeiten etwas pikanter.

Allein auch an weiblichen Memoiren hat die deutsche Literatur Mangel, namentlich an Aufzeichnungen gesellschaftlich hochstehender Damen. Wir haben zwar, namentlich aus dem vorigen Jahrhundert, eine Menge von Memoiren, Erinnerungen, Bekenntnissen und Confessionen literarischer Damen. Allein diese „Blaustrümpfe" kennen nur ihre papierne Welt und ihre nächste, in der Regel eng abgegrenzte Umgebung. Sie verrathen einen hohen Grad kleinstädtischer Unbeholfenheit, welcher die Gewöhntheit an größere Verhältnisse und gute gesellschaftliche Ueberlieferungen vollständig abgehen, und welche durch eine krankhafte Gefühlsseligkeit nicht besser gemacht wird. Ceteris paribus würde ich dieser Production gegenüber den Damenromanen den Vorzug geben. Unsere vornehmen Damen schreiben keine Memoiren. Wohl aber führen sie Tagebücher. Diese vermögen allerdings keinen vollständigen Ersatz für Denkwürdigkeiten zu geben. Sie verhalten sich zu den letzteren, wie die Photographie zum Bild, wie die Briefe zu den Bekenntnissen. Unter den „Bekenntnissen" verstehe ich Aufzeichnungen, wie die „Confessions" von Jean Jacques Rousseau, oder wie die „Confessiones" des heiligen Aurelius Augustinus. Zwei Schriften, welche, obgleich sie mehr als dreizehn Jahrhunderte auseinander liegen, doch in vielen Stücken eine gewisse Verwandtschaft miteinander haben, wie z. B. in der aufrichtigen Darstellung begangener Fehltritte und Verirrungen. Wenn die Welt wüßte, wie interessant die Confessiones des heiligen Augustinus sind, sie würde sich beeilen, solche zu lesen. Freilich gehört dazu Kenntniß der lateinischen und griechischen Sprache, und diese ist nicht mehr so häufig, wie früher, in Deutschland.

Um wieder auf die Tagebücher hochgestellter Damen zurückzukommen, so weiß ich wohl, daß dergleichen vielfach geführt werden, allein nur sehr selten tritt irgend ein günstiger Umstand ein, durch welchen sie an das Licht der Oeffentlichkeit gelangen. In der Regel bleiben sie demselben entzogen; und da sie auch nicht in den Archiven niedergelegt zu werden pflegen, so gehen sie der Geschichtsforschung und der Geschichtschreibung, der Mit- und der Nachwelt gänzlich verloren.

Eine Ausnahme, eine sehr glückliche und dankenswerthe Ausnahme von dieser Regel machen die Tagebücher der Fürstin Metternich, welche in dem umfangreichen Werke „Aus Metternichs nachgelassenen Papieren, herausgegeben von dem Fürsten Richard Metternich-Winneburg, geordnet und zusammengestellt von Alfons von Klinkowström" in Band V (erschienen Wien 1882), VI und VII (Wien 1883), wenigstens auszugsweise erschienen.

Bekanntlich war der berühmte, seiner Zeit allgemein als der erste Staatsmann Europas anerkannte und sogar von dem habituellen Spottvogel Heinrich Heine gelegentlich im Gegensatz zu den damaligen preußischen Staatsmännern gefeierte k. k. Haus-, Hof- und Staatskanzler Clemens Wenzel Lothar Fürst Metternich-Winneburg (geboren 15. Mai 1773, gestorben 11. Juni 1859) dreimal verheirathet. In erster Ehe mit einer Prinzeß Kaunitz-Rietberg (gestorben den 19. März 1825), in zweiter mit einer Freiin Antonie von Leykam Gräfin von Beilstein (gestorben 17. Januar 1829) — dieser Ehe entstammt der jetzige Fürst Richard, der Herausgeber des literarischen Nachlasses seines Vaters, früher Botschafter in Paris — und endlich in dritter mit Melanie Gräfin von Zichy-Ferraris (geb. den 28. Januar 1805, gest. am 3. März 1854). Diese dritte Gemahlin ist die Urheberin des Tagebuchs. Sie verheirathete sich mit dem Fürsten am 30. Januar 1831, war also zur Zeit ihrer Verehelichung 26 Jahre alt. Der Fürst zählte damals 58, war also 32 Jahre älter als seine Gemahlin. Als die Fürstin im März 1854 starb, hinterließ sie dreißig dicke große Quartbände, deren Blätter von ihr ganz angefüllt waren mit einer zierlichen und kleinen Handschrift. Diese dreißig engbeschriebenen Quartanten bilden gleichsam ihre sämmtlichen Werke, welche an Umfang die Leistungen eines gewöhnlichen Schriftstellers weit übertreffen. Das in diesen Bänden enthaltene Tagebuch beginnt mit dem Jahre 1820 und endet mit dem Jahre 1853, fünf Monate vor dem Tode der Fürstin. Zehn Jahre gehören der Jungfrau, zweiundzwanzig der Frau an; und in dem Tagebuch der Frau spielt — was man wohl nicht von allen Tagebüchern verheiratheter Damen behaupten kann — der Mann die dominirende Rolle. Der Herausgeber von Metternichs „Nachgelassenen Papieren" theilt uns nur das Tagebuch der Frau mit, und auch dieses nur in Auszügen, welche sich auf die betreffende Zeit der Kanzlerschaft Metternichs, also auf die Jahre von 1831 bis 1848 beschränken. Ueber die Fürstin sagt der Herausgeber:

„Fürstin Melanie stand mitten in den höchsten Gesellschaftskreisen Wiens. Geburt und Erziehung, Schönheit und Geist befähigten die Gemahlin des Staatskanzlers in hervorragendem Grade zu der Rolle, welche sie in der großen Welt zu spielen berufen war. Gewiß hat die glänzend begabte Fürstin Melanie viel dazu beigetragen, daß neben dem Kabinet des Staatskanzlers auch der Gesellschaftssalon des Fürsten zur Stätte geworden ist, von der aus lange Zeit hindurch die große Weltpolitik ihre Leitung empfing. Und daß dieser Einfluß der Fürstin Melanie von den Zeitgenossen und Epigonen als historische Thatsache angenommen wurde und wird, dafür spricht der Umstand, daß die geniale Frau mit ihrem Gemahl der Parteien Gunst und Ungunst theilte und theilt. Offenen Auges und mit schnellem Urtheil über das Geschehene ließ sie die Gedankenfülle in ihre geistvolle Feder strömen. Aber die Fürstin schrieb nur für sich, Niemand weniger als sie selbst dachte an

Digitized by Google

die Möglichkeit, daß die Geheimnisse ihres inneren Denkens und Fühlens, die sie dem Papier anvertraute, jemals in die Oeffentlichkeit treten sollten. Rücksichten aller Art waren es sonach, die uns bei der Publication des Tagebuches leiteten. Und wie sehr uns auch bei der Mittheilung der kurzen Auszüge hauptsächlich das allgemeine Interesse der Leserwelt vor Augen schwebte, durften wir doch anderseits bei Nennung von Namen und Anführung kleiner Tagesbegebenheiten die Lokalfärbung nicht gänzlich unterdrücken, wofür uns Jene, die mit den Elementen des Wiener Lebens, unter deren Einfluß die Schreiberin stand, näher vertraut sind, Dank wissen werden, während wir eben diesen Umstand bezüglich der übrigen Leser als Entschuldigung ausdrücklich hervorheben."

Dies Zeugniß, welches hier der Stiefsohn der Stiefmutter, der Fürst Richard der Fürstin Melanie ausstellt, gereicht ihnen beiden gleich sehr zu Ehren. Wir acceptiren dasselbe ohne Weiteres, vorbehaltlich einiger, später vorzubringenden Modificationen, welche sich lediglich aus der Verschiedenheit des politischen und gesellschaftlichen Standpunktes ergeben.

Der Herausgeber macht kein Hehl daraus, daß er bei seinen Publicationen Manches unterdrückt, oder vielmehr, daß er nur mit Auswahl publicirt hat. Für dies eklektische Verfahren beruft er sich nicht nur auf den kolossalen Umfang des Manuscripts, sondern auch auf den „intimen Charakter der Aufzeichnungen, welchen man Rücksichten schulde, die nicht außer Acht zu lassen seien"; und wir sind weit entfernt, diese Rücksichtnahme zu tadeln. Wenn aber der Herausgeber weiter sagt: „Leider müssen wir Vieles verschweigen, aber in dem, was wir nicht verschweigen, sind wir treu und genau in der Wiedergabe des Textes," so acceptiren wir zwar mit Vergnügen diese Garantie gegen Interpolation und Retouchirung, wie solche im deutschen Reiche leider für eine gewisse Art posthumer Publicationen mißbräuchlicher Weise in Uebung gekommen, wir können jedoch dabei die Bemerkung nicht unterdrücken, daß wir hinsichtlich der Aufzeichnungen über die Katastrophe von achtundvierzig einige Zweifel hegen, ob dieselben auch wirklich gerade an den Tagen gemacht wurden, von welchen dieselben datiren, oder ob dieselben erst später ex tunc niedergeschrieben worden sind. Wir treten mit diesem Bedenken der Glaubwürdigkeit jener Versicherung durchaus nicht zu nahe; denn eine Interpolation oder Retouchirung oder Appretur des bereits Niedergeschriebenen wäre darin doch nicht zu finden. Weiter sagt der Herausgeber von den nicht mitgetheilten Theilen der Tagebücher der Fürstin:

„Die Zeit, dieses verschlossene Buch zu öffnen, ist noch nicht gekommen. Wäre es gestattet, gleichwie in der Dichtung, die Bekenntnisse einer schönen Seele vor aller Welt kundzugeben, wie gerne gönnten wir dem Leser den vollen Einblick in diese nur zur eigenen Erinnerung niedergeschriebenen Blätter. Aus jeder Zeile würde man die treue liebevolle Gefährtin erkennen, die sich mit den Grundsätzen und Zielen ihres Gatten in vollkommenem Einklang weiß und die ihre Feder nur in Bewegung setzt, um für ihren Clemens Lob und Preis anzustimmen, oder wenn sie für sein Wohl zittert."

Wir müssen gestehen, daß wir in denjenigen Theilen der Tagebücher, welche in Band V, VI und VII der Metternich'schen Papiere publicirt sind, nicht das Geringste entdeckt haben, was an die von Goethe publicirten, gedanken- und gefühlreichen „Bekenntnisse einer schönen Seele" oder an etwas dem Aehnliches auch nur entfernt erinnern könnte. Es ist möglich, daß sich dergleichen in den unabgedruckten oder weggelassenen Stellen vorfindet, aber wir müssen unser Urtheil bilden nach dem, was mitgetheilt und nicht nach dem, was unterdrückt wird. Richtig aber ist, daß durch das Mitgetheilte der Beweis geführt wird, daß die Fürstin eine vortreffliche Frau und Mutter war, und daß wohl schwerlich eine Gattin ihrem Mann eine größere Liebe — nein, sagen wir eine „tiefere Verehrung" — entgegengebracht hat, als die Fürstin Melanie ihrem Clemens. Nicht einmal Griseldis darf man ausnehmen, oder das „Käthchen von Heilbronn", wenn es von seinem „hohen Herrn" spricht. Und diese Erscheinung verdient alle Beachtung. Denn sie ist eine Ausnahme von der Regel. Die Behauptung, daß es „vor dem Kammerdiener keine großen Männer gebe", leidet eine analoge Anwendung auch auf die Frauen, welche den Mann stets in der Nähe, und auch in seiner Werkeltags-Stimmung und -Beschäftigung, beobachten und mehr als irgend ein Anderer — sogar noch mehr als der Kammerdiener — Gelegenheit haben, seine Schwächen nicht nur zu erkennen, sondern auch zu benutzen. Deshalb kommt es so oft vor, daß die Frau, auch dann, wenn sie sonst ein getreuer Associé ist, doch an der „Größe" ihres berühmten Gemahls zweifelt, und wenn er Schriftsteller ist, sich davon dispensirt, seine unsterblichen Werke zu lesen. Ja, ich vermuthe, dies ist der Grund, warum so manche Ehe berühmter Männer nicht ganz glücklich ist. Der Mann glaubt an seine Größe, an seine Unsterblichkeit, an sein Genie, und die Frau glaubt an das Alles durchaus nicht. Daraus entstehen dann natürlich Differenzen und das Weitere ergibt sich von selber.

Das Gegentheil läßt sich aus den Memoiren oder Tagebüchern der Fürstin von Metternich erkennen. Wenn je eine Frau an die Größe, an die Unsterblichkeit, an das Genie, an die absolute europäische, ja tellurische, oder gar universale Unentbehrlichkeit und Unsterblichkeit ihres Gatten geglaubt hat, so ist dies die Fürstin Melanie. Sie ist fromm und glaubt an Gott, als den überirdischen Lenker der Welten. Aber was unser irdisches Jammerthal anlangt, so glaubt sie nur an ihren Clemens. Er ist der Atlas, der unsere tellurische Welt trägt; und wenn ihn die bösen Menschen ärgern, wenn sie ihn krank machen, wenn er stirbt, oder — was noch schlimmer — sogar von seinem Amte entfernt wird, dann wird man sehen, was daraus entstehen wird: Le monde tombera. Fractus illabitur orbis. Der „Dies irae" wird hereinbrechen und Schuldige wie Unschuldige gleichmäßig verschlingen.

Dies ist die Ueberzeugung, welche sich durch alle die zahl- und umfangreichen Quartbände hindurchzieht, gleich dem bekannten und so oft schon mißbräuchlich citirten rothen Faden der englischen Marine. An der Aufrichtigkeit dieses Gefühles ist nicht zu zweifeln, — trotz des großen Unterschiedes des Alters. Im Gegentheil, vielleicht ist es gerade dieser Unterschied, welcher der Fürstin imponirt hat und welcher ihr zugleich eine Garantie dafür gab, daß die Zeiten des frivolen erotischen Sport, welchem der Fürst in früheren Jahren, den Sitten seines Zeitalters entsprechend, nicht minder als sein Gedanken soufflirender, literarischer Famulus von Gentz ungebührlich gehuldigt und dem er sogar Einfluß auf sein politisches Verhalten gestattet — ich erinnere nur an die schöne Karoline Buonaparte, weiland Königin von Neapel — daß, sage ich, diese Zeiten vorüber, um niemals wiederzukehren.

Jedenfalls stand der Fürst, als er die Comtesse Zichy-Ferrari heirathete, im Zenith seines Ruhmes. Alle europäischen Fürsten, soweit er denselben eine heillose Angst vor einer gar nicht existirenden Revolution eingejagt hatte, verehrten in ihm ihren Protector. Er erlaubte sich namentlich gegen die deutschen Fürsten die ungewaschensten Redensarten. Von dem vortrefflichen Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar, den der frivole Sprosse eines rheinischen Pfaffenadels als den „Oberburschen von Weimar" oder den „Weimar'schen Altburschen" bezeichnet, sagt er: „Man muß ihm den Kaiser von Rußland auf den Hals hetzen und ihn auf seinem eigenen Terrain fangen und Lügen strafen."

Von König Friedrich Wilhelm III. sagte er, wenn derselbe sich nicht gegen sein eigenes getreues Volk wollte aufhetzen lassen: „Ich habe mich mitten in die innern Geschäfte Preußens hineingestellt, — dem König gesagt, daß sich in seiner Umgebung nicht ein Mann finde, der nicht mit in der Verschwörung wider den preußischen Thron stände — leider ist die Schwäche des Königs mit Trägheit gepaart."

Und endlich ruft er triumphirend: „Jetzt sehen mich alle deutsche Fürsten als den obersten Gesetzgeber Deutschlands an und als Vertilger der Revolutionäre."

Im Jahre 1838 schreibt er: „Nikolaus und Friedrich Wilhelm III. und ich, wir sind vollkommen einig," was an die berühmte Redensart des Cardinals Wolsey erinnert: „Ego et rex meus", welche von Metternich noch übertroffen wird; denn er spricht nicht von Franz I., sondern von den Beherrschern

Digitized by Google

anderer Staaten, als wenn sie seines Gleichen oder gar seine Unterthanen wären. Von den Prophezeihungen, mit welchen er Friedrich Wilhelm III. zu schrecken suchte: „Wenn er Reichsstände, oder irgend etwas, das einer einheitlichen Volksvertretung für die ganze preußische Monarchie gleichkomme, oder auch nur ähnlich sehe, einführe, dann sei Preußen der Revolution verfallen und er (Metternich) werde seine schützende Hand von ihm abziehen," und anderen derartigen Unverschämtheiten will ich hier nicht weiter reden.

Es genügt festzustellen, daß es ihm gelang, eine ganze Anzahl Souveraine durch seine Drohungen mit der Revolution, durch seine Protectormiene, als großer privilegirter k. k. antirevolutionärer Kammerjäger, — kurz, durch seine außerordentliche Frechheit, Unverfrorenheit und Suffisance, zugleich aber auch durch seine gewinnenden Umgangsformen, durch seine Kunst zu hören sowohl, als auch durch seine Kunst zu reden, und durch die Geschicklichkeit, mit der er jedes Ereigniß sofort für sich auszubeuten oder wenigstens zu deuten wußte, förmlich zu fasciniren, so daß sie ihm nicht nur (wenigstens in politicis) unbedingt Glauben und Vertrauen schenkten, sondern auch förmlich für ihn schwärmten. Wir finden diese Erscheinung namentlich auch bei Friedrich Wilhelm IV., und ich habe in meinen „Beiträgen zur politischen Zoologie", Kapitel „Hammel", einen Beleg dafür gegeben (siehe „Gegenwart" 1883).

Jener Ruhm höchster politischer Klugheit ist, gleich der Napoleonischen Legende, längst dahingewelkt. Er erhielt den ersten Stoß, als der große „Kammerjäger der Revolution" selbst von derselben gänzlich unvorbereitet überrascht und gestürzt ward. Jedenfalls haben wir Deutsche keinen Grund, seine diplomatisch-polizeiliche Thätigkeit zu bewundern. In Oestreich aber verwünschte man dieselbe. Selbst der gute Grillparzer, den man mit Recht den „wahren Oestreicher" genannt hat, dichtete ihm schon lange vor der Katastrophe von 1848 anticipando folgende Grabschrift:

„Hier liegt — für seinen Ruhm zu spät —
Der Don Quixote der Legitimität,
Der Falsch und Wahr nach seinem Sinne bog,
Zuerst die Andern, dann sich selbst belog,
Vom Schelm zum Thoren ward bei grauem Haupte,
Weil er zuletzt die eignen Lügen glaubte."

Doch hier ist nicht der Ort, die Frage auszutragen, ob Metternichs Thätigkeit der östreich-ungarischen Monarchie zum Segen oder zum Unsegen gereicht hat. Genug, die Fürstin glaubte an ihn; und in der That hatte sie mehr Grund an ihn zu glauben, als jene auswärtigen Souveraine, welche sich doch wohl hätten sagen können, daß er sein eigenes und Oestreichs Interesse höher stelle, als das ihre, und daß daher seine Rathschläge wohl nicht ganz uneigennützig seien.

Zwischen ihm und seiner Gemahlin dagegen herrschte von Anbeginn eine unzweifelhafte und aufrichtige „Solidarität der conservativen und dynastisch-metternich'schen Interessen". Diese Solidarität wuchs im Sonnenscheine des Glücks und der allgemeinen Bewunderung und sie war so stark geworden, daß sie auch die erst spät hereinbrechende Katastrophe nur noch mehr zu befestigen und nicht zu lockern vermochte. (Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Sommeroper bei Kroll.

Signora Alma Fohstrem.

Wir zollen dem thätigen und gewandten Director Engel alle mögliche Anerkennung aber sehr wenigen Dank. Denn sein Theater zwingt den pflichttreuen Berichterstatter, entweder aus Berlin zu flüchten*), selbst wenn er sich da behaglich fühlte, oder eine Menge neuer Sänger in alten Opern zu hören und zu beurtheilen. Ueber den bayerischen Kammersänger Herrn Nachbaur haben wir schon öfters berichtet; und da er meistens im „Postillon" und in der „weißen Dame" erschienen ist, brauchen wir dem schon oft Gesagten nichts beizufügen. Dagegen müssen wir der Signora Alma Fohstrem einige Betrachtungen widmen, die am 2. d. M. als „Lucia" ein Gastspiel und mit großem Erfolge eröffnet hat. Diese sehr begabte Künstlerin ist vor etwa sechs oder sieben Jahren zum ersten Male hier und zwar auf der Kroll'schen Bühne erschienen. Wir erinnern uns noch lebhaft an ihre damalige unfertige, aber sehr sympathische Leistung, an den natürlichen empfindungsreichen Vortrag. Wir haben aber auch schon damals Bedenken erhoben gegen gewisse Nüancirungen, welche ein Hinneigen zu Effecthascherein erkennen ließen. Als „Lucia" hat die Signora glänzende Beweise gegeben von großartigen Fortschritten in der Gesangsvirtuosität. Die Stimme ist sehr umfangreich, in allen Registern gleichmäßig entwickelt und immer rein. Die Coloratur kann als ungemein glänzend bezeichnet werden; bis auf den Triller, der nicht immer gleich und rein erklingt, beherrscht Signora Fohstrem die ganze Technik des Gesanges mit vollkommener Sicherheit. Nach dieser Seite hin wird sie also immer entschiedenste Erfolge gewinnen. In Bezug auf den Vortrag können wir der Leistung der Künstlerin nicht in gleichem Maße zustimmen; es mangelt ihm der Gefühlsausdruck, er ist zu sehr auf den Effect zugespitzt. Dieser Fehler ist weniger auf Rechnung ihrer Individualität zu setzen, als auf die der neu-italienischen Schule, der sie sich durch ihr langjähriges Wirken auf den italienischen Bühnen zugewendet hat. Ihre Individualität zeigte in bei ihrem ersten Hiersein Neigung zum empfindungsreichen Vortrage, von diesem war in ihrer „Lucia" nur wenig zu entdecken; dagegen ließ die ganze Klangfärbung und Vortragsweise überall den Einfluß der eben erwähnten Schule genau erkennen. Diese geht darauf aus, zu reiner Intonation, Geläufigkeit, Sicherheit und Ausdauer zu gelangen, und zwar auf jenem kürzesten Wege, der zu raschem Bühnenengagement führt. Dieser Weg läßt den langen und mühsamen Pfad der Tonbildung voller Bruststimme und der schweren Ausgleichung in den Registerübergängen ganz beiseite liegen und leitet dagegen zu einer ganz gleichmäßigen hellen Tonentwicklung, bei welcher die Stimme so zu sagen zwischen Brust und Hals zu liegen scheint und einen starken aber fahlen Klang vernehmen läßt; dieser ist aber für tieferen Gemüthsausdruck, für leidenschaftliche Accente ebenso unfähig, als in der Malerei ein ganz helles, an allen Stellen gleiches Colorit für die Darstellung irgend eines ernsthaften Lebensmomentes. Die Sänger dieser Schule können fast Alles gleichmäßig gut singen, gelangen aber nie zu einer vollendeten Kunstleistung, weil sie eben um der Sicherheit der Technik willen die Gefühlsregungen dämpfen müssen; solche mit selbstbewußter künstlerischer Kraft wiederzugeben, haben sie bei der Hast nach der Bühnenlaufbahn nicht lernen können. Wir wollen jedoch betonen, daß unter den Künstlerinnen dieser Schule Signora Fohstrem*) jedenfalls zu den allerersten gezählt werden muß. Ihre Coloratur ist eine ganz ungemein reich ausgebildete und im Vortrage sind Momente hervorgetreten, welche auf ein innigeres Gefühlsleben schließen ließen. Wir sind überzeugt, daß, wenn die Signora einige Zeit außerhalb Italiens gelebt und mit den großen italienischen Sängerinnen der ältern Schule im Vereine gewirkt haben wird, ihre Stimme die ursprüngliche Fülle von selbst wieder erlangt; und dann wird die Künstlerin einen neuen Aufschwung nehmen und bald eine glänzendste Stellung ohne viele Mühe erreichen. Ihr erstes Auftreten ward vom Publicum nach der Bravourscene mit stürmischem Beifalle und Tusch des Orchesters begrüßt.

H. Ehrlich.

*) Was wir auch in der nächsten Woche thun werden.

*) Wie sonderbar! Der ursprüngliche Namen Fohström (mit ö) ist italienisirt worden und heißt nun Fohstrem mit e. Der Unterschied zwischen dem dunkeln vornehmen ö und dem hellen fahlen e ist fast kennzeichnend für die Gesangsmethode der Künstlerin!

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12.
Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Im Verlag von A. G. Liebeskind, Leipzig, erschien:

Der rechtliche Anspruch

Böhmen-Oesterreichs

auf das

Königl. Sächs. Markgrafenthum Oberlausitz.

Eine staatsrechtliche Deduction unter Benutzung archivalischer Quellen von

— Dr. jur. H. Beumer. —

Preis M. 1.50.

Vom juristischen Standpunkte, unter Vermeidung politischer Reflectionen findet der noch heute von Oesterreich in vollem Umfange prätendirte, vom Verfasser aber nur theilweise zugegebene Anspruch dieses Staates auf die Oberlausitz, sowie die einzig dastehenden Vorrechte dieser Provinz Sachsen gegenüber eine eingehende Besprechung. — Da die Acten des Königl. Sächs. auswärtigen Ministeriums benutzt sind, so dürfte diese Publication auch für den Historiker von Wichtigkeit sein.

Neue Deutsche Dichter

im Verlag von A. G. Liebeskind, Leipzig.

Der Pathe des Todes.

Dichtung von E. Baumbach.

M. 2.—

Liederhort aus Jungbrunnel der Spielmann

von August Becker.

M. 3.—

Idyllen und Schwänke.

Neue Gedichte von Heinrich Seidel.

M. 2.50.

Siebenschön.

Ein April-Mai-Märchen in Reimen von Bruno Hilferenauer.

M. 2.—

Aix fur Anguet.

Schnaderhüpfeln von H. Grassberger.

M. 2.—

Gebunden in Leinwand pr. Einband M. 1.— mehr. Durch alle Buchhandlungen zu beziehen oder bei Einsendung des Betrags frei durch die Post.

Dringendes Gesuch.

Ein durch e. wichtigen literar. Fund in letzter Zeit vielgenannter Dr. philos., der auch durch Publicationen auf schönwissenschaftl., sowie germanist. u. roman. Gebiete bekannt geworden u. von reicher pädagog. Erfahrg. ist, sucht eingetretener Verhältnisse halber per 1. October d. J. od. später e. möglichst dauernde Stellung in e. größeren Stadt Deutschlands, Oesterreichs od. d. Schweiz als Lehrer an e. Real-, Bürger- od. höh. Töchter-Schule od. an e. Damen-Lyceum, ev. auch als Redacteur od. ständiger Mitarbeiter an e. angesehen Zeitung, als Bibliothekar od. dergl.

Gefl. Offerten innerhalb 14 Tagen erbeten sub H. 23522. an Haasenstein & Vogler, Breslau.

Soeben erschien bei H. Le Soudier in Leipzig und Paris. — Preis 1 M. 80 Pf.

Heinrich · Von Madame **C. Jaubert.** · **Heine**

Erinnerungen aus den letzten 20 Jahren seines Lebens.

Autorisirte Uebersetzung von L. Welter. Vorräthig oder zu beziehen in allen Buchhandlungen.

Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.

Soeben erschien:

Karl Friedrich Eichhorn.

Sein Leben und Wirken

nach

seinen Aufzeichnungen, Briefen, Mittheilungen von Angehörigen, Schriften,

beschrieben von

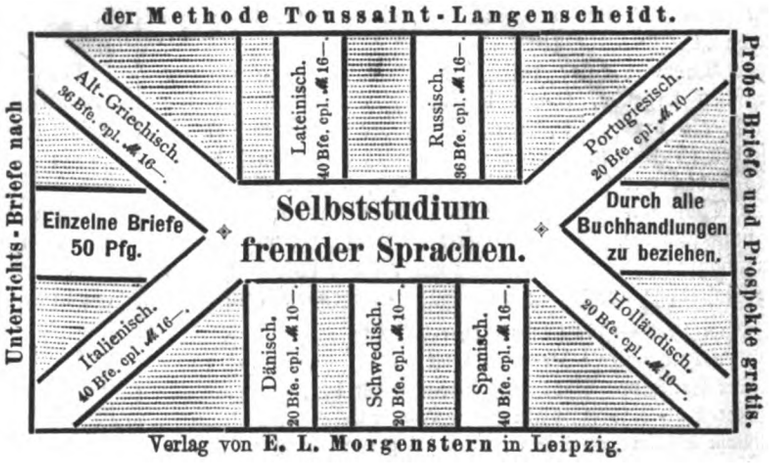
Dr. Joh. Friedrich von Schulte,

Geh. Justizrath und ordentl. Professor der Rechte in Bonn.

Mit vielen ungedruckten Briefen von Eichhorn und an Eichhorn.

Gr. 8. Geh. Preis M. 8.—

der Methode Toussaint-Langenscheidt.



Verlag von E. L. Morgenstern in Leipzig.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Geschichte des Alterthums

von Eduard Meyer.

Erster Band: Geschichte des Orients bis zur Begründung des Perserreichs.

8°. XIX und 647 Seiten. M. 12. —

Der zweite Band soll die griechische Geschichte und die Zeiten des Perserreichs, der dritte die hellenistische Zeit behandeln.

Der Schwäbisch-Rheinische Städtebund

im Jahre 1384

bis zum Abschluss der Heidelberger Stallung.

Von L. Quidde.

8°. 237 Seiten. M. 6. —

Für Redactionen!

Ein junger Schriftsteller, gewandter Feuilletonist, nicht ganz unbek. hum. Dichter, sucht unter den bescheidensten Ansprüchen baldmögl. einen Platz in d. Redaction einer Zeitg. Gefl. Offerten sub L. 79. beförd. die Annoncen-Exped. von Martin Andresen, Flensburg.

Soeben erschien:

REVANCHE! Bilder aus Paris von Otto Rose. 8. XX u. 341 S. Berlin.

Verlag von Robert Oppenheim.

Franz Otto:

Wunderglaube und Wirklichkeit.

Seltsame Erscheinungen in der Tier- und Menschenwelt.

Mit 130 Text-Abbildungen und Titelbild.

Geheftet M. 6.50. Eleg. gebunden M. 8.—

Die Reichhaltigkeit des Inhaltes erhellt aus dem Register, welches die im Werke besprochenen 1800 Gegenstände aufführt.

Verlag: OTTO SPAMER, Leipzig und Berlin.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 34. Berlin, den 23. August 1884. Band XXVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zu den Wahlkämpfen in Amerika. Von Hermann Riotte. — Todesstrafe und Begnadigung in England. Von G. M. Asher-London. — Literatur und Kunst: Neue lyrische und episch-lyrische Gedichte. Von Ernst Ziel. — Ein italienischer Verleger. Von Capitolinus. — Die Bayreuther Festspiele. Von Heinrich Welti. — Die Tagebücher der Fürstin Metternich. Von Karl Braun-Wiesbaden. (Schluß.) — Notizen. — Inserate.

Zu den Wahlkämpfen in Amerika.

Von Hermann Riotte.

Angesichts der Thatsache, daß die beiden Parteien in den Vereinigten Staaten nunmehr ihre Candidaten aufgestellt haben, dürfte ein Hinblick auf die Lage geboten erscheinen, die durch die augenblickliche Situation und die Nominationen geschaffen worden ist. Jedermann weiß, daß die republikanische Partei seit dem Jahre 1861 im Besitz der Präsidentschaftswürde verblieben ist. Vier Jahre zuvor wurde sie gegründet, nachdem die Whig- und Torypartei, dann die Knownothing- oder Fremdenhaßpartei sich überlebt hatten. Die republikanische Partei, der sich die demokratische entgegenstellte, entstand damals aus dem wachsenden Gefühle der Unabhängigkeit der Nordstaaten und ihrer Interessen, gegenüber denjenigen der Südstaaten. Diese letzteren hatten im Knownothingthum und im Whigthum als die mächtigste Stütze des unvermischten Amerikanerthums geherrscht und sie fanden in jener Zeit, da dies der Fall, in ihren späteren erbitterten Gegnern, den Puritanern, keinen geringen Bundesgenossen.

Es war augenscheinlich, daß die Neubelebung des politischen Kampfes im Jahre 1856, als die jetzige republikanische Partei ihre Auferstehung feierte, und mit dem Helden von Californien, dem General Fremont, als erstem Candidaten zuerst erfolglos in die Präsidentschaftscampagne trat, die Frage des Vortheils diesem Schritte den Stempel aufdrückte. Die neue Partei, welche ihre Kraft im Norden der Vereinigten Staaten hatte, gab diesem Umstande Ausdruck, indem sie ihre eigene Interesselosigkeit an einer Ausdehnung der Sklaverei bekundete und für Beschränkung derselben auf die südlichen Staaten agirte. Ja, aus den Verhandlungen des amerikanischen Congresses über die Einführung der Sklaverei in den neuzugelassenen Staaten der Union, Cansas und Californien, bildete sich das Gefühl für die Verschiedenheiten der Ansprüche der beiden großen Heerlager des Nordens und des Südens erst aus und fand in der Begründung der republikanischen Partei seinen bleibenden Ausdruck.

Es war also keineswegs eine humanistische Regung, welche an der Wiege der republikanischen Partei Pathe stand, es war der Krämergeist eines mit der wachsenden Einwanderung kräftig aufstrebenden Handels- und Industrieinteresses, der gegen die Herrschaft der Production des Südens sich geltend machte. Als im Jahre 1861 Lincoln als der Candidat dieser Partei gewählt wurde, stand ein unmittelbarer Conflict, dessen Grund die Sklavenfrage gewesen wäre, keineswegs auf der Tagesordnung des Parteilebens. Es handelte sich lediglich um Handels-, Fabrications- und Productionsinteressen. Die immer mächtiger werdende Einwanderung, welche sich mit Ausnahme von Texas fast lediglich nach dem Norden wandte, wo die Arbeit in gutem Preise stand, und die Bebauung des Landes nicht unter der drückenden Concurrenz der Sklavenarbeit zu leiden hatte, führte der republikanischen Partei stündlich Rekruten zu, während die demokratische Einbuße erlitt, sowohl durch das abfallende Puritanerthum, soweit es ihm anhing, wie auch durch den Abfall aller humanistisch gesinnten Elemente, die im Republikanismus nur den Feind der Sklaverei erblickten und sich diesem anschlossen. Dadurch wurden alle historischen Grundlagen für die Parteiverhältnisse verkehrt; der Bauer, d. h. der produktive Besitzstand, der damals im Süden für die amerikanische Republik seine feste Burg hatte, als das conservative Element des Landes, stand einem commerziellen und Handelsinteresse gegenüber, dessen er für den Absatz seiner Produkte bedurfte. Er verfeindete sich mit einer Industrie, deren er zur Verarbeitung seiner Produkte im Lande bedurfte. Es konnte nicht fehlen, daß daraus ein Gefühl der Ohnmacht sich entwickelte, welches für die südlichen Staaten verhängnißvoll werden mußte. Und dies Verhängniß trat bald genug ein. Klare Denker hat die Natur aus sich heraus selten erzeugt und im Grunde war die ganze Sklavenhalterpartei eine Partei der Bauern. Sie hatte keine geschulten Führer, keine auch nur nothdürftig entwickelten Denker. Der gesunde Menschenverstand war Alles, was ihnen als Leitstern dienen mußte und dieser entschied schnell und gewaltsam, was Diplomatie zum Schneckengang verdorben hätte. Die ultima ratio, das Entweder oder des Muthigen oder die Unterwerfung des Ohnmächtigen, war Alles, was diese Sklavenhalterpartei sehen konnte, sehen mußte; die Alternative des Schwertes war die historisch unvermeidliche Folge ihrer Lage, wenn nicht Schwäche gegenüber Thatsachen herrschen sollte, die ihren Besitzstand und das Mark ihres Lebens aufzehren sollte. So wurde die neue damals entstandene republikanische Partei auf eine Plattform gedrängt, die sie, ihrem ursprünglichen Entstehungsgrunde gegenüber, gar nicht würdig war einzunehmen. Einem Pygmäen wurde die Bewältigung einer hohen weltgeschichtlichen That aufgebürdet, zu deren Lösung ihm im Grunde die sittliche Würde fehlte.

Nur eine kleine Minorität in der Partei war wirklich würdig, die Aufgabe auf sich zu nehmen, während im Süden eine geschlossene Phalanx todesmuthiger Vertheidiger einer von Anfang an verlorenen Sache sich zusammenschaarte, für die sie zu siegen oder zu sterben entschlossen war. Es konnte gar nicht fehlen, daß zwischen diesen beiden Gegnern der Sieg lange unentschieden bleiben mußte, Anfangs neigte er sich sicht-

Digitized by Google

lich auf Seite desjenigen Theiles, der vermöge der sittlichen Berechtigung seiner Forderungen unmöglich als wirklicher Sieger aus dem Kampfe hervorgehen konnte. Die republikanische Partei, im großen Ganzen eine Partei der niedrigsten Interessenpolitik, mußte zu der ihr gestellten Aufgabe erst heranwachsen. Es dauerte Jahre, ehe sie die erforderliche Reife erlangte. Zwei Männer namentlich erwarben sich das unsterbliche Verdienst, sie sittlich zu der ihr aufgedrungenen Aufgabe zu kräftigen. Es war dies der für die Sache geopferte Präsident Abraham Lincoln und der Herausgeber und Redacteur des Weltblattes die „Tribüne" in New-York, Horace Greeley, beides Männer von erhabener Denkungsart und unerschütterlichem sittlichen Bewußtsein. Sie waren das Rückgrat und das Rückenmark der Partei; Lincoln das Rückgrat, Greeley das Rückenmark. Sie führten factisch den Krieg für eine Sache, die sie begriffen hatten; Greeley lange ehe sie als eine Lebensfrage und actuell an ihn herantrat, Lincoln, sobald dies geschehen war. Es gelang ihnen, alle guten Elemente der Nation für eine Sache zu begeistern, die eine Partei, die so von Interessenpolitik und Proselytenmacherei durchdrungen war, wie die republikanische, gar nicht reif noch würdig war zu vertreten. Unter ihrer Aegide gelang es nach dem vierjährigen blutigsten Kampf, den die Weltgeschichte je gesehen, das verhältnißmäßig kleine Häuflein todesmuthiger Gegner zu überwinden.

Seitdem sind nunmehr nahezu zwanzig Jahre verflossen. Schon ehe noch der Präsidentschaftstermin des erschossenen Präsidenten Lincoln zu Ende war, erstand in dem als gewählten Vicepräsidenten eingetretenen Nachfolger, dessen Name der Nennung nicht werth ist, eine Schreckgestalt als mahnendes Rachegespenst der ursprünglichen Traditionen der Partei. Der Krieg und der Kampf um eine ideale Aufgabe, sowie das Wirken der beiden edlen Geister, die ich nannte, von denen der eine noch lebte, hatten im Vertretungskörper der Vereinigten Staaten eine Anzahl Geister und Charaktere gebildet und geschaffen, die fähig waren, diesem Ungeheuer die Spitze zu bieten und wenn auch nicht, wie beabsichtigt, es zu vernichten, doch brach zu legen und unschädlich zu machen. Der Präsident wurde auf die Anklagebank gesetzt, aber wo hätte er verurtheilt werden können, da er nur der Schwäche und Erbärmlichkeit würdigen Ausdruck gegeben hatte, an der das Mark der Partei krankte, die er vertrat. Der Kampf gegen ihn war damals schon ein Kampf der Minorität innerhalb der eigenen Partei, der gegenüber sich noch die ganze natürliche Verbissenheit und Wuth des überwundenen Südens Luft machte.

Im Grunde war die Begeisterung, welche schnell Hunderttausende zu den Fahnen rief, ein Aufflackern des Volksgeistes, das durch die Idee der Nothwendigkeit der Erhaltung der Union der Staaten hervorgerufen war. Die Partei hatte darum wenig oder gar kein Verdienst. Das Interesse an der Idee der Befreiung der Sklaven lebte in den Herzen und Köpfen einer kleinen Minorität, deren Apostel, John Brown, einige Jahre früher wegen des Verbrechens der Sklavenbefreiung öffentlich gehängt worden war. Die Partei lernte nur ganz langsam edel genug fühlen, um diesen Schandfleck auf der Ehre der Nation durch wirkliche Befreiung der Sklaven zu sühnen. Erst spät, mehrere Jahre nach Beginn des Krieges und als eine Maßregel der Klugheit und Nothwehr, durfte Präsident Lincoln seinen Wählern zumuthen, mit ihm an die Berechtigung einer Thatsache zu glauben, mit deren Glorienschein sich die republikanische Partei nun während zwanzig langer Jahre umgeben hat. Die Interessenpolitik hatte erst dann in dieses Opfer gewilligt, nachdem für sie gar nichts, aber rein gar nichts mehr auf dem Spiele stand, bis sie nichts mehr zu verlieren, dagegen Alles dabei zu gewinnen hatte. Dem vicepräsidentlichen Nachfolger Lincolns war unterdessen der Held der Nation als Auserwählter der „Partei des nationalen Ruhms" auf dem Präsidentenstuhl gefolgt. Die „erhabene" Partei der Sklavenbefreiung wußte nach der immerhin großartigen Erhebung nichts Klügeres zu thun, als den Mann an die Spitze der Regierung zu berufen, der sich durch leibliche Kriegertugenden, mehr noch durch die Hartnäckigkeit hervorgethan hatte, mit der er seine vom Wankelmuth der Volksgunst und ihrer Vertreter stündlich bedrohte Stellung zu behaupten wußte. Die Partei wählte ihn blindlings, ohne ihn auch nur im geringsten zu kennen. Ihre bestimmten Nachrichten über ihn beschränkten sich auf das, was über seine Thaten im Felde verlautbart war, und auf die Thatsache, daß er ein überaus starker Raucher sei. Als Präsident mußte er also eine Strohpuppe sein. Ein Mann von geringer Urtheilskraft, schwachem Unterscheidungsvermögen, geringer Menschenkenntniß. Alles das war nebensächlich. Die Partei in ihrer Hohlheit brauchte auch keinen Mann, keinen Geist, keinen Charakter. Was hat die feile Krämerlogik einer nichtswürdigen Interessenpolitik mit alle dem zu schaffen? Sie brauchte einen Namen, einen Popanz, der das noch übrige gesunde Urtheil der Wähler mit einem Schlage mundtodt machte. Einen Mann, der jedem Sonderinteresse freien Spielraum ließe, der keine Meinung und keinen Einfluß hätte, weil er keine Ideen hatte, die höher standen als der „ideale" Krämergeist der Partei, welcher schon als Pathe an ihrer Wiege gestanden. Und so geschickt wußten die Rädelsführer Alle, selbst den in seinem Alter mehr hartnäckigen als willenskräftigen Greely, in das Netz ihrer Hohlheit zu ziehen, daß zuletzt die ganze damals an der Tradition des Kriegs großgezogene Partei der Sklavenbefreier diesem Popanz im Präsidentenstuhl zujauchzte, ja, ihn sogar nach einem vierjährigen Termine nepotistischer Willkürherrschaft abermals zu ihrem Auserwählten machte. In diesen acht Jahren ist denn auch geglückt, was als unvermeidliche Folge einer solchen Wirthschaft eintreten mußte, das Land war vollständig corrumpirt bis auf den letzten Blutstropfen. Der Nepotismus auf dem Präsidentenstuhl als Handlanger einer Partei, die nie einen Gedanken vertreten hatte, außer demjenigen, zu welchem sie durch äußere Mächte gezwungen wurde, hatte seine Orgien gefeiert; es blieb nichts übrig, als den Betrug, durch den sie, die Partei, lebte, auch noch zu sanctioniren, indem sie dem abgelaufenen Strohmann einen Nachfolger gab, der, wie männiglich behauptet, dadurch auf seinen hohen Posten kam, daß die Partei das corriger la fortune des Riccaut de la Marliniere auf ihren Fall anwandte.

Nun, und was veranlaßte wohl die große „Partei des nationalen Ruhms", nachdem sie während vier Jahren Gelegenheit hatte, ihren Mann zu beobachten, ihn abermals auf das Schild zu erheben? Hatte er eine einzige bedeutende Tugend entfaltet? Hatte er einen Zug von Hochherzigkeit im Erfassen aufkeimender Zeitströmungen oder Zeitideen bewiesen? Hatte er einen erhabenen vorurtheilsfreien Blick, aber auch nur einen einzigen, für die Bedürfnisse des Landes, des Volkes gezeigt? Nichts von alle dem. Er war als Präsident der Ausdruck der Hohlheit, der Einseitigkeit, der „flachen Unbedeutendheit", die die Partei charakterisirte, seit sie aus dem Ei der kleinlichen Eifersüchtelei nördlichen Sonderinteresses hervorkroch; er war der Schild, hinter den die republikanische Partei ihre Erbärmlichkeit versteckte und dessen sie bedurfte, um ihre Blößen zu bedecken. Er war der Kirchthurm, an dem die Partei ihr verblaßtes Wahrzeichen der längst abgethanen Sklavenbefreiungsfrage aufhing, daß es weithin leuchte, um die Augen der Urtheilslosen, und das sind zwei Drittel aller Wähler, zu blenden und zu täuschen. Derselbe Mann war es, der jetzt in seinem Alter die Beute eines der großartigsten Schwindelgenies geworden ist, dessen Name in den Annalen der Geschichte verzeichnet steht, eines leichtfertigen Buben, der auf fingirte Werthe eine Schuldenlast von nahezu zehn Millionen Dollars oder vierzig Millionen Mark aufhäufen konnte und von dem jener Held bis zum letzten Augenblicke glaubte, daß es ein Finanzgenie ersten Ranges sei. Das hat heute noch keiner seines Parteiprogrammes würdiger souverainer Bürger der Republik gefühlt, daß die Schmach für das Land nicht darin liegt, daß dieser Mann hintergangen wurde, sondern, daß solch einem Blinden von der „Partei des nationalen Ruhms" während acht langer Jahre das Wohl und Wehe der Nation anvertraut war.

Aber die Partei ging noch weiter. Sie hatte nach acht-

Digitized by Google

jähriger Amtsdauer, wie gesagt, ihre herrlichen Ideen so wirkungsvoll verbreitet, daß sie mit einem kleinen Taschenspielerkunststück richtig einen Nachfolger „ohne Heiligenschein und Heldenglanz" in den Hafen ihres Ruhmes hineinführte. Wer das (Herr Hayes) war und was er ihren glorreichen Traditionen für ein Lorbeerblatt einfügte, das steht mit Keilschrift in ihren Annalen verzeichnet. Die Partei brauchte einen Popanz und erwischte einen Strohwisch, der sich nur dadurch von seinem Vorgänger unterschied, daß er auch die elende Spatzenbrut, die das amerikanische Capitol umlagerte, nicht mehr schreckte, während bei seinem Vorgänger wenigstens nur die Raben, Elstern und Raubvögel sich heranwagten. Die alte prächtige Parteimaxime „nur keinen Mann, nur keinen Charakter", die sich in ihre Conventionen, wo ihre Candidaten für die Präsidentschaft ausgewählt werden, unbewußt eingeschlichen hatte, getreu ihrer „ruhmreichen" Tradition, bewährte sich herrlich und der Paragraph 11 auch dieser Administration des Herrn Hayes lautete frisch und kräftig: „Es wird ruhig weiter geschwindelt und gestohlen."

Da kam ein weißer Rabe. Wider alle Berechnung, wider alles Erwarten der Parteiführer brachte eine republikanische Convention in Chicago einen Namen als Candidaten zum Vorschlag, der ein ehrlicher Mann, ein Charakter und ein von ideellen Bestrebungen erfüllter Geist war. Nach unzähligen Wahlgängen wurde dieses sogenannte „dunkle Pferd" auf das Schild erhoben, über das die Rädelsführer nicht Zeit gehabt hatten zu verhandeln, weil sein Name als Candidat erst in der Convention auftauchte. Die ehrlichen Leute seufzten auf; er ward gewählt. Seine Administration versprach ein Lichtpunkt in dem dunkeln Bilde der republikanischen Parteiregierung zu werden. Ja, wenn nur die Nemesis nicht so unerbittlich in der Geschichte waltete! Konnte wohl ein ehrlicher Mann auf dem besudelten Throne einer Parteiregierung sitzen, die ihre Principienlosigkeit bis zum Wahnwitz getrieben hatte? War es möglich, daß die reine Tugend dort leben konnte, wo seit Jahrzehnten jedes Gesetz der Ehre des Staates und der Regierung verhöhnt worden war? Gewiß nicht. Mögen die Republikaner, aus deren eigenen Reihen der wahnwitzige Mordbube erstand, der die Kugel auf James A. Garfield abfeuerte, mögen sie immerhin die Verantwortlichkeit für diese Schandthat von sich abweisen, der Keim dazu wurde von der Partei gelegt, als sie zuerst gegründet wurde; er wurde gepflegt und groß gezogen als sie Jahre lang, getreu ihrem ersten Princip, unter dem Deckmantel idealer Bestrebungen ihre Interessenpolitik trieb. Der Tod Garfields schien auf einen Augenblick die ganze Nation zum Bewußtsein dieser elenden Parteipolitik und ihrer verderblichen Wirkung auf das Land aufgerüttelt zu haben, — aber ach, wie kindisch ist eine Nation ohne Führer, ein Volk ohne leitenden Gedanken! Kaum hatte sich Vicepräsident Arthur im Präsidentenstuhl zurechtgesetzt und den alten Schlendrian mit bewundernswürdiger Liebenswürdigkeit wieder aufgegriffen, so war Alles vergessen, Alles herrlich. Arthur wurde sogar, eben weil er den Herrn von der corrupten Gesinnung entsprach, abermals zur Präsidentschaft vorgeschlagen, aber nicht nominirt. Er hat sich auf seinem Posten nicht unklug und wie ein Mann von Welt benommen, aber das braucht Amerika nicht, es braucht einen Geist und einen Charakter. Ob ein solcher bei der wahnsinnigen Unklarheit, welche dort über Staatsraison und politische Dinge im Allgemeinen herrscht, glücklicher sein wird, als Garfield oder Lincoln, muß die Zukunft lehren.

Die Nomination der beiden Candidaten ist erfolgt. Die Republikaner haben James G. Blaine, einen Mann und einen guten energischen Kopf gewählt, dem man nur einen schlechten Charakter vorwirft. Mit welchem Rechte, darüber kann ein unbefangener Mann, bei dem wüsten amerikanischen Zeitungslärm und Gewäsch, nicht klug werden. Blaine wäre wohl der Mann, um mit den jämmerlichen Traditionen der Partei aufzuräumen, wenn er wollte. Und die Opposition, die er findet, ist nur ein Beweis, daß man seine ernsten Absichten fürchtet. Das amerikanische Volk lernt unendlich schwer begreifen, daß die Partei, die ihre Freunde nicht kennt, eine Satire auf einen freien Staat genannt werden muß. Die Feinde jeder Partei sind diejenigen, die sie auf Kosten der Wahrheit im Besitz zu halten suchen, nicht diejenigen, welche sie stürzen möchten, weil sie schlecht und ihres Namens unwürdig ist. Daß das amerikanische Volk nicht fähig ist und nicht genügenden politischen Geist besitzt, um sich zu freier, größerer Entfaltung seines nationalen Lebens auf den Schwingen einer neuen Partei emporzuheben, ist ein trauriges Zeichen nationalen politischen Zerfalles. Die demokratische Partei, die Partei, welche die Sklaverei vertreten, welcher sich alle Elemente anschließen, denen Unwissenheit und Gesinnungslosigkeit den Stempel aufdrücken, diese Partei kann zum Segen für das Land niemals die Erbschaft der republikanischen antreten. Möge sie auch in ihrem Candidaten, Gouverneur Cleveland, einen sogenannten Ehrenmann Blaine entgegenstellen, ja mag er selbst gewählt werden, — sie wird dann entweder eine ganz neue Partei werden müssen, oder sie wird fallen, sobald der jetzige Republikanismus in Amerika todt und etwas Besseres an seine Stelle getreten ist. Unter allen Umständen jedoch geht die amerikanische Staatenunion schon mit dieser nächsten Wahl um einen großen Schritt der Lösung der Frage entgegen, ob eine Regierung wie diejenige, welche seit nunmehr nahezu zwanzig Jahren diesen Namen entehrt, auf die Dauer bestehen kann oder nicht.

Todesstrafe und Begnadigung in England.

Von G. M. Asher-London.

Hinrichtungen sind in England ungleich häufiger als in allen anderen civilisirten Ländern. Forschen wir dieser Thatsache nach, so finden wir einen Causalnexus, dessen einzelne Glieder zu den merkwürdigsten Erscheinungen des heutigen Staatslebens gehören. Dennoch sind dieselben von keinem der zahlreichen Schriftsteller über Todesstrafe beobachtet worden. Ja das, worauf es hier eigentlich ankommt, die Ausübung des Begnadigungsrechtes, wird völlig bei Seite gelassen. Es verhält sich damit aber folgendermaßen.

Die königliche Gewalt ist bekanntlich in England thatsächlich in den Händen des jeweiligen Ministeriums. Meist ohne Specialkenntniß auf irgend einem Verwaltungsgebiete vertheilen die Minister die oberste Staatsleitung nach den Stellungen, die jeder von ihnen als Politiker errungen hat, unter sich; und das Ministerium des Innern, zu dessen Gebiet seltsamer Weise das Begnadigungsrecht gehört, wird jedesmal an ein ziemlich untergeordnetes Mitglied des Ministeriums vergeben. Für diesen Posten einen speciell geeigneten Mann auszusuchen, was doch für andere Ministerposten in der Regel einigermaßen geschieht, kommt einem Ministerium nie in den Sinn, weil das Ministerium des Innern, so lange England fest an der Selbstverwaltung hielt, eine Sinecure war. Obwohl das jetzt etwas anders geworden, hat sich doch die Stellung des home secretary serving gehoben.

Allerdings hätten die Engländer begreifen sollen, daß die Ausübung des Begnadigungsrechts, wenn die Heiligkeit des Rechts und der höchsten Würde nicht beeinträchtigt werden soll, in majestätischer Weise geschehen muß. Denn das hat ihnen Shakespeare gelehrt, in den schönsten und gewaltigsten Worten, die er je gesprochen:

> Die Gnade fließt in unbeschränktem Strom,
> Sie träufelt, einem milden Regen gleich,
> Vom Himmel auf das Erdenland; gesegnet zwiefach:
> Sie segnet den der gibt, den der empfängt;
> Ist mächtigst in den Mächtigsten und schmückt
> Den Scepterträger mehr als seine Krone.
> Das Scepter zeigt der Erdenmacht Gewalt,
> Gebietet, vor des Königs Majestät
> Mit Scheu und Furcht und Zittern uns zu beugen.

Digitized by Google

Doch Gnad' ist über dieser Scepterherrschaft,
Hat in dem Herz der Kön'ge ihren Thron,
Ist eine Eigenschaft der Gottheit selbst;
Und Erdenmacht gleicht meist der Gottesmacht,
Wenn Gnade die Gerechtigkeit durchdringt.

Aber Shakespeares Einfluß auf seine Landsleute ist kaum nennenswerth und nicht entfernt zu vergleichen mit demjenigen auf Deutschland. Jene mächtigen, in England oft gedankenlos recitirten Worte sind daher nie zu praktischer Geltung in Bezug auf das Begnadigungsrecht gelangt. Vielmehr ist dessen Ausübung durch einen so wenig zum Repräsentanten der Majestät des Rechts geeigneten Beamten die Quelle fortwährend wiederkehrenden, die Achtung vor Recht und Staat aufs Tiefste schädigenden Skandals.

Um das vollkommen zu begreifen, müssen wir zuerst unsere Blicke nach anderen Ländern und namentlich nach Preußen wenden. Gegenwärtig ist Begnadigung, d. h. Umwandelung der Todesstrafe durch des Königs Gnade in eine andere Strafe, zwar die Regel, ausnahmsweise jedoch, in Fällen, wo das Bewußtsein der Nation die äußerste Strafe verlangt, bestätigt der König das Todesurtheil.

Die übrigen civilisirten Länder, mit Ausschluß Englands, vertheilen sich in Bezug auf die Todesstrafe folgendermaßen:

1) Abschaffung der Todesstrafe
   a. durch Gesetz,
   b. durch constante Praxis der Begnadigung.
2) Begnadigung die Regel; Vollstreckung der Todesstrafe die Ausnahme, die nur in Fällen scheußlichen Mordes eintritt.

Die gänzliche Abschaffung der Todesstrafe, ein Resultat sentimentaler Agitation, hat sich überall, wo man sie versucht hat, als krankhafte Uebertreibung einer an und für sich dem heutigen Rechtsgefühl entsprechenden Tendenz erwiesen. Kein großes civilisirtes Land hat auf die Dauer die Todesstrafe abgeschafft. In Rußland ist das allerdings geschehen, aber nur nominell. Denn kein Jahr vergeht ohne Hinrichtungen; und soweit in Rußland die Abschaffung der Todesstrafe eine Wirklichkeit ist, stellen sich, wie wir demnächst sehen werden, die traurigsten Ergebnisse heraus.

Umgekehrt verhält es sich mit dem Princip, daß zwar Begnadigung die Regel ist, daß aber doch die Todesstrafe in Fällen besonders scheußlichen Mordes zur praktischen Anwendung kommt. Denn zu diesem Princip sind alle großen civilisirten Länder Europas und Amerikas gelangt; jedes für sich, und ohne auf die anderen, die denselben Weg einschlugen, zu achten; ja ohne sich auch nur vom eigenen Thun Rechenschaft zu geben. Dieses einstimmige Rechtsgefühl der großen Masse der civilisirten Menschheit zeigt uns, daß die von ihm geforderte Behandlung der Todesstrafe die heute allein richtige ist. In der That ist hier, den Worten des Dichters gemäß: „die Gerechtigkeit von Gnade durchdrungen". Aber, um das zu erreichen ist erforderlich, daß auch, wie er verlangt, das Begnadigungsrecht in majestätischer Weise ausgeübt werde.

Das geschieht nur, wie wir gesehen haben, gerade in England nicht. Man konnte kaum einen ungeeigneteren Träger jener Majestät, die weit über der des Scepters ist, wählen, als den home secretary. Die Folge ist, daß er, der majestätischen Rechtsverkündigung gegenüber, nicht Autorität genug hat, um die Gnade auf die Gerechtigkeit einwirken zu machen. Daher hat sich die in allen anderen civilisirten Ländern übliche Praxis, daß Begnadigung die Regel, Hinrichtung die für besonders empörende Morde reservirte Ausnahme ist, in England nur in Bezug auf Mörderinnen Bahn gebrochen. Die Hinrichtung eines Frauenzimmers, das nicht einen besonders abscheulichen Mord begangen, würde allgemein empören. In Bezug auf Mörder hingegen ist die englische Praxis derjenigen aller anderen civilisirten Länder diametral entgegengesetzt. Hinrichtung ist die Regel, Begnadigung die Ausnahme, für die ein specieller Grund vorhanden sein muß. Häufig ist dieser Grund die zweifelhafte Zurechnungsfähigkeit des Mörders. Es gibt ein eigenes Criminal-Irrenhaus, und begnadigte Mörder bilden eine beträchtliche Zahl seiner Insassen.

Die letzte derartige Begnadigung war die eines ehrenhaften, von allen seinen Kameraden hoch geachteten Arbeiters, der in einem Wahnsinnsanfall seine sämmtlichen Kinder ermordet hatte. Daß er wahnsinnig ist, kann nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, und wurde, nach der Verurtheilung, und als bereits der Tag der Hinrichtung bestimmt war, von der Krone anerkannt. Aber um eine sorgfältige ärztliche Prüfung herbeizuführen, bedurfte es eines Sturmes in den Zeitungen, auf das Zeugniß aller Kameraden des Mannes gestützt.

Dieser Fall ist keineswegs isolirt. Im Gegentheil. Stürme in den Zeitungen, um Justizmorden vorzubeugen, gehören zu den gewohnten Erscheinungen des englischen Staatslebens. Fast nie ist ein solcher Sturm ohne guten Grund, und die Regel ist daher, daß der home secretary dem Andringen der öffentlichen Meinung nachgibt. Aber gleichviel ob er nachgibt, oder das Todesurtheil dennoch vollstrecken läßt, immer ist ein solcher Sturm ein Skandal, der die Achtung vor der Rechtspflege aufs Tiefste erschüttert.

Zudem sind wiederholentlich Fälle vorgekommen, wo absolut unschuldige Menschen durch Irrthümer der Polizei, auf denen sie auch in ihren eidlichen Aussagen vor Gericht beharrte, zum Tode verurtheilt worden sind und sicher gehängt worden wären, wenn nicht ihre Freunde sich aufs Aeußerste angestrengt hätten, um sie vor dem schmählichen Tode zu bewahren. In einem Falle war ein Italiener verurtheilt worden; und es gelang alsbald der Energie eines Landsmanns, den wahren Mörder zu finden und dadurch den Unschuldigen zu befreien. Der zweite Fall war der eines Gärtnerburschen, dessen Meisters Anstrengungen nichts weiter erwirken konnten, als Umwandlung der Todesstrafe in lebenslängliche Zuchthausstrafe. Erst als mehrere Jahre dieser Strafe erlitten waren, bekannte der wirkliche Mörder, wegen eines andern Mordes verurtheilt, jenes Verbrechen. Solche Fälle, welche überhaupt die Zuverlässigkeit der Jury-Urtheile in Frage stellen, tauchen jedesmal in der Erinnerung auf, wenn die öffentliche Meinung gegen die bevorstehende Vollstreckung eines Todesurtheils protestirt.

Also während wie in Preußen so auch in allen übrigen civilisirten Ländern sich in Bezug auf die Todesstrafe eine Praxis entwickelt hat, welche die Rechtsüberzeugungen im Großen und Ganzen befriedigt, ist das gerade in England, wo man es am meisten und ersten erwarten sollte, bisher nicht geschehen.

Schon daraus läßt sich schließen, daß England auf denselben Weg gelangen wird, wie die andern großen civilisirten Länder; Begnadigung zur Regel, Hinrichtung zur seltenen, für besonders abscheuliche Morde reservirten Ausnahme zu machen; und wir werden selbst schließlich sehen, daß dies den englischen Verhältnissen noch weit angemessener ist, als denen irgend eines anderen Landes.

Höchst wichtig für die soeben angedeutete schließliche Betrachtung ist das Bild, das sich ergibt, wenn wir die ungefähr 100 im Jahre 1882 zur Aburtheilung gekommenen Morde und Mordversuche, nach den Motiven geordnet, überblicken.

Besonders auffallend sind dann zwei Charakterzüge Englands, die es namentlich von Frankreich und Rußland unterscheiden:

1) Habgier spielt unter den Motiven um Mord und Mordversuch fast keine Rolle,

2) Verbrecher von Profession haben an Mord und Mordversuch fast keinen Antheil.

Verbrecher von Profession begingen im Jahre 1882 keinen einzigen mit Raub verbundenen Mord oder Mordversuch und überhaupt nur zwei Morde. Ein Verbrecher von Profession erschießt einen Polizisten. Ein anderer tödtet — um sich der ganzen Beute zu bemächtigen, oder im Streit — einen Kameraden, mit dem gemeinsam er einen Einbruch vollführt hat.

Habgier ist, außer letzterem Morde, nur noch in einem Falle das Motiv der That. Es ist das die Vergiftung eines Knaben durch einen mit ihm entfernt verwandten Arzt, der ihn zu beerben hoffte.

Den andern Fällen liegen folgende Motive und Veranlassungen zu Grunde:

Digitized by Google

I. Streit und Trunk.
II. Erbitterung und Widerwille.
1) Politische und agrarische Morde und Mordversuche in Irland.
2) Männer gegen ihre Frauen, Maitressen und Geliebten.
3) Frauen gegen Männer.
4) Gegen Kinder.
5) Gegen frühere Brodherren.
6) Rache.
7) Schiffer gegen Untergebene.
III. Widerstand gegen Polizei und Gefängnißwärter.
IV. Jugendliche Verderbtheit.
V. Hülfe bei Abtreibung der Leibesfrucht.
VI. Wahnsinn.

Nur zwei Morde, der jenes Knaben durch den Arzt und der eines Schiffsjungen durch den Kapitän des Schiffes, waren der Art, um allgemeine Entrüstung zu erregen.

Freilich gewährt kaum ein anderes Jahr ein so scharf markirtes Bild. Aber überall finden dieselben Grundzüge sich wieder und von selbst ergibt sich, wie gesagt, der Schluß, daß die in allen andern civilisirten Ländern herrschende Regel gerade in England, weit mehr als sonst irgendwo, angemessen ist.

Die sentimentale Tendenz, aus der die gesammte Bewegung gegen die Todesstrafe entsprungen ist, hat in andern Ländern zwar im Ganzen segensreich gewirkt, hat aber doch viel Unklarheit und Sophismus hervorgerufen, selbst in den Schriften ausgezeichneter deutscher Criminalisten. Englands Gegensatz zu diesen Einflüssen, obwohl viel zu weit gehend, hat daher eine entschieden gute Seite. Wir sehen ja, daß Morde aus Habgier und Morde von der Verbrecherklasse verübt, fast beseitigt sind. Soweit diese Dinge reichen, ist also die Abschreckungstheorie durch Englands Beispiel schonungsloser Strenge vollkommen bestätigt, und das begreift sich. Morde aus Gewinnsucht sind Resultate der Berechnung, und deshalb unterbleiben sie, wenn im Falle der Entdeckung die Todesstrafe unvermeidlich ist. Was die Verbrecher von Profession betrifft, so sehen wir, wie es sich damit verhält, am besten in Sibirien und in den östlichen Gegenden des europäischen Rußlands. Diese Gegenden sind überlaufen von entsprungenen sibirischen Strafgefangenen und daher sind Morde dort alltäglich. Dem ergriffenen sibirischen Strafgefangenen ist ohnehin lebenslängliche Zuchthausstrafe gewiß, und wenn Mord ihm einen beabsichtigten Raub erleichtert oder ihn gegen dessen Folgen sichert, so mordet er ohne Bedenken, zuweilen sogar mit einem Ausdruck des Bedauerns für den Menschen, den er ums Leben bringt.

Die Abschaffung der Todesstrafe in Rußland ist aber ein Produkt der französischen sentimentalen Agitation. Kein Wunder daher, daß in Frankreich selbst Mr. Grévy durch Sentimentalität zu inconsequenter und irrationeller Ausübung des Begnadigungsrechts bewogen wird, und daß die Früchte hier den sibirischen ähnlich sind.

In England wird ohne Zweifel, auch wenn Gnade zur Regel, Hinrichtung zur Ausnahme geworden, die Todesstrafe da beibehalten werden, wo sie erfahrungsmäßig abschreckend wirkte, bei Morden, verübt durch Verbrecher von Profession, und bei den durch Habgier veranlaßten Morden. Daß diese Errungenschaft nicht aufgegeben wird, dafür wird Englands ausgezeichneter Richterstand Sorge zu tragen wissen. Auch ist es undenkbar, daß jemals Sentimentalität die Engländer verhindere, gegen politische und agrarische Morde in Irland mit Strenge vorzugehen.

Die große Masse der Morde und Mordversuche in England selbst hingegen entspringt aus Quellen, denen gegenüber die Todesstrafe offenbar ohne abschreckende Wirkung bleibt: Trunksucht, Erbitterung, jugendliche Verderbtheit und Wahnsinn. Zugleich ist bei so veranlaßten Morden die Todesstrafe dem heutigen Rechtsgefühl widersprechend; es sei denn, daß besondere Umstände der That den Stempel empörendem Gräuels aufdrücken, wie z. B. bei jenem langsam und teuflisch vom Kapitän zu Tode gemarterten Schiffsjungen. Hier ist Todesstrafe angemessen, und auch wenn Begnadigung die Regel wird, werden solche Gräuelthaten ohne Zweifel mit dem Tode bestraft werden. In den gewöhnlichen Fällen aus obigen Motiven entspringenden Mordes jedoch ist Zuchthaus auf Lebenszeit oder auf viele Jahre, eine viel angemessenere Strafe als der Tod. Auch wird Wahnsinn im Zuchthaus bald erkannt und der Irrthum, den Wahnsinnigen zu verurtheilen, hat also keine schreckliche Folge.

Die Dinge liegen demnach in England so, daß die Einführung der in den übrigen civilisirten Ländern allgemeinen Regel nur eine Frage der Zeit ist, und daß wenn diese Norm in England eingeführt wird, die schwierigste und bedenklichste Aufgabe menschlicher Rechtspflege in der vom Dichter geforderten fast göttlichen Weise ihre Lösung findet.

Literatur und Kunst.

Neue lyrische und episch-lyrische Gedichte.

Von Ernst Ziel.

Es ist im Allgemeinen ein wenig erfreuliches Amt, heutigen Tages über neue Lyrica oder Epica zu Gericht zu sitzen. Wie selten sieht der gewissenhafte Beurtheiler aus seinem kritischen Siebe ein volles und gesundes Körnlein auf die Tenne fallen — ein Wust von tauben Hülsen bleibt zurück. Dieses Mißverhältniß zwischen Weizen und Spreu wird in der lyrischen und episch-lyrischen Production der Gegenwart so lange andauern, bis unsere jungen Poeten gelernt haben werden, sich durch rüstige Gedankenarbeit mitten hinein in die große geistige Bewegung unserer Tage zu stellen, von ihr sich inspiriren zu lassen und aus ihr heraus zu dichten und zu schaffen. Die Kritik muß der halbwüchsigen Tageslyrik gegenüber immer wieder ihren alten Satz betonen, daß der Weg zum heutigen Parnaß einzig durch die Hörsäle des Jahrhunderts führt. Wer in ihnen nicht gesessen, wer den Geist nicht hat reden hören, der in ihnen wohnt, der soll nicht nach dem Lorbeer der modernen Dichtung greifen. Was gilt uns heute, in einer ernsten und großen Zeit, die in allen ihren Lebensäußerungen den Einzelnen in den Dienst des Ganzen stellt, was gilt uns heute eine ausschließlich in den engen Banden persönlicher Leiden und Freuden gefangene Lyrik? Weg mit allen anachronistischen Reminiscenzen aus der Zeit des Pegnitzordens! Die „großen Gegenstände" Schillers müssen die Devise der zeitgenössischen Dichtung sein. Nur unter ihr wird sie ihrer letzten und höchsten Mission gerecht werden. Diese aber ist für die Lyrik: auf dem Hintergrunde einer bedeutenden Dichterpersönlichkeit das geistige Leben der Gegenwart nach allen seinen Richtungen hin in reinen Kunstformen auszuprägen und so ein lyrisches Repertorium zu schaffen, das würdig ist, in der Literaturgeschichte neben der Lyrik früherer Perioden einen Platz zu finden.

Je weniger diesen gerechten Forderungen einer zeitgemäßen Poetik heute im Allgemeinen entsprochen wird, um so mehr freut es uns, unter den im Nachfolgenden zu besprechenden Dichtungen mehreren zu begegnen, die den Paragraphen des modernen Princips in der Poesie völlig oder doch theilweise gerecht werden.

Den ersten Platz unter den uns vorliegenden lyrischen Dichtungen — um mit der reinen Lyrik zu beginnen — verdienen ohne Frage die „Neuen Gedichte" von Karl Woermann (Düsseldorf, Voß und Co.). Der durch seine Gedichtsammlungen „Aus der Natur und dem Geiste", „Zwölf Zeit- und Streitsonette" und „Neapel, Elegien und Oden" rühmlich bekannte Verfasser zählt zu denjenigen Poeten, die durch die zwei allerbesten Schulen gegangen sind, welchen sich ein heutiger Lyriker zuwenden kann: durch die Schule unseres edlen Meisters Platen und durch die des modernen Lebens. Woermann gießt in die klassisch abgeklärten Formen des deutschen Aristophanes den Geist unserer

Digitized by Google

Tage und legt überall Zeugniß ab von dem Bewußtsein: der Dichter ist nicht nur ein Herzenskündiger, er ist auch ein Kündiger seines Jahrhunderts. Die Woermann'schen Gedichte sind echte Kinder unserer Zeit, ganz im Sinne der oben ausgesprochenen Forderung. Zur Charakteristik ihres Wesens ist zunächst zu sagen: Unser Dichter ist seiner ganzen Anlage nach viel weniger ein Lyriker der Empfindung als ein Lyriker der Anschauung und des Gedankens, und namentlich die Anschauung ist es, die seinen Gedichten das charakteristische Gepräge verleiht. Die specielle Domäne Woermanns ist einerseits die zwischen der sangbaren Lyrik und der Epik mitten inne schwebende stimmungsvoll gestaltende Dichtung mit vorwiegend geschichtlichem Hintergrunde, wie sie in seinen „Balladen und Erzählungen" zum Ausdruck kommt, andererseits die Reflexionslyrik mit vorzugsweise kunstphilosophischem Inhalte, wie namentlich die Abtheilungen „Kunst und Leben" und „Feiern und Widmungen" sie uns bieten. Die Woermann'sche Muse bedarf des breiten und gewaltigen Faltenwurfs, um sich in ihrer ganzen Schönheit zu zeigen. Ihre Eigenart besteht im vollen, großen Ton, wie die prächtigen Bilder aus der griechischen Sage und Geschichte ihn anschlagen: „Phidias", „Menelaos und Helena vor Troja", „Zeuxis", „Deimokrates" ꝛc. Lakonismen des Gefühls gelingen unserm Dichter dagegen nicht leicht, wie denn die Rubrik der Lieder „Natur und Liebe" nicht allzu viel Gelungenes und zu dauerndem Leben Berechtigtes enthält, während sich unter dem Abschnitte „Kunst und Leben" wieder mehrfach Proben einer eindrucksvollen Lyrik großen Stils finden. Dahin gehören die in volltönenden Sonetten (einer Lieblingsdichtform Woermanns) sich ausströmenden Verherrlichungen Michel Angelos und andere die Kunst und ihre Heroen feiernde Dichtungen. Auch die Vaterlandsgedichte unseres Sängers haben echten dichterischen Vollklang und athmen ein hochfliegendes Pathos. Karl Woermann, der bekanntlich als Director der Dresdener Gemäldegalerie mitten im deutschen Kunstleben steht, ist vermöge dieser Stellung vor vielen andern Strebensgenossen bevorzugt: er sitzt an der ewig jungen Quelle der bildenden Kunst, und das verleiht seinen Dichtungen etwas Concretes, Anschauliches, Plastisches.

Diese Epitheta darf man den „Liedern und Leuten" von Georg von Oertzen (Wismar, Hinstorff) nicht vindiciren. Wie den früheren dichterischen Kundgebungen des talentvollen Verfassers geht auch der vorliegenden Oertzen'schen Sammlung Anschaulichkeit und gestaltende Kraft einigermaßen ab. Oertzens Gedichte steigen dagegen hinab in die Tiefen des Gedankens und umrahmen die Bilder des Lebens mit poetischen Arabesken und — Schnörkeln. Das Verschnörkelte wiegt leider hier und da in ihnen störend vor; man vermißt allzu oft die kräftig herausgemeißelten Glieder des Gedankens, pointirte Knappheit des Ausdrucks und künstlerisch gerundete Formung des strophischen Aufbaues. Hierin sind Woermann und Oertzen schroffe Antipoden, und nur in dem modernen Ideengehalte ihrer Poesien, der bei Oertzen in den oft feingedachten Ritornellen am frappantesten zum Ausdruck kommt, wo die Form den Dichter zu lapidarer Kürze zwingt — nur in diesem durchaus vom Geiste unserer Tage erfüllten Inhalte berühren sich beide Poeten, die von aller Süßlichkeit unserer lyrischen Liqueur-Fabrikanten frei sind und eine ernste, männlich-kräftige Physiognomie aufweisen.

Vorwiegend auf die Reflexion gestellt und durch präcise Form und kernigen Gehalt sich als echte Kinder unserer Zeit legitimirend, gehören auch Emil Edels „Confetti und Moccoli (Hildesheim, Gerstenberg) in die Reihe der Gedichte von moderner Signatur. Ein sarkastisch angehauchter Kriticismus wiegt in ihnen vor; sie nehmen Menschen und Zustände unserer Tage unter die scharfe Lupe des zersetzenden Verstandes und prägen ihre oft recht malitiösen Ansichten über Welt und Leben in nachdenklichen Sentenzen und stachlichen Epigrammen aus. Das Buch, welches das Motto: „. . . es scheint das ganze Jahr hindurch Carneval zu sein (Goethe in Rom)" an der Stirn trägt, enthält fast ausschließlich kleine, gewandt zugespitzte Reimsprüche, die mit keckem Finger auf diese oder jene Thorheit oder Narrheit unserer Zeit, auf die eine oder die andere Schwäche der menschlichen Natur hinzeigen und dazu, je nach Gegenstand und Stimmung, ein verschmitzt schmunzelndes oder spöttisch lächelndes Gesicht aufsetzen; sie sind fast ausnahmslos Münzen von echtem Gepräge, keine leichtfertig gearbeiteten Spielmarken; sie sind an metallischem Gehalte das wirklich werth, was ihr Gepräge besagt; sie haben den Werth und die Bedeutung der Wahrheit. Wir greifen aus der Zahl derselben beliebig einige Beispiele heraus:

Culturkampf.

Der Kampf des Löwen mit der Schlange
Trotz allen Lärms in jüngsten Tagen
Macht mich, so lang' er tobt, nicht bange —
Doch weh' uns, wenn sie sich vertragen!

Nach einer Vorlesung.

Was er nicht weiß, ist unendlich,
Was er weiß, ist unverständlich,
Aber was er glaubt zu wissen,
Das hab' ich bewundern müssen.

Suum cuique.

Die Lorbeern stehen höher
Gewiß!
Und Disteln sind Dir näher —
Die friß!
Was nicht Dein Kopf erreichen kann,
Das sieh als nicht gewachsen an
Für Dein Gebiß!

Parlamentscandidat.

Sein Wissen wird Euch hochgerühmt —
Mit seiner Rede packt er?
Vielleicht verleiht man höhern Orts
Dazu ihm einen Charakter.

Das sind zwar nicht klassisch gefügte Verse, auch nicht ureigene Aeußerungen eines Originalgenies, aber es sind doch kernige Aphorismen, aus dem Bewußtsein unserer Zeit heraus gedichtet; es ist in ihnen Blut von unserm Blute.

Die blaue Blume der Romantik blüht dagegen in den „Deutschen Weisen" von Arnold Holz und Oscar Jerschke (Berlin, Parrisius). Minnegesänge und Vagantenlieder, Waldmärchen und Schänkengesänge stellen das Hauptcontingent zu diesen Gedichten, die ohne Frage wirkliche Talentproben sind und denen man merkwürdiger Weise die Entstehung aus zwei verschiedenen Dichterseelen gar nicht anmerkt. Ganz befriedigen konnten uns diese Holz-Jerschke'schen Poesien aber doch nicht: es fehlt ihnen weder an phantasievoller Innerlichkeit noch an wirklich volksthümlichem Tone des Vortrags, weder an dichterischem Hauch und Glanz noch an akustischer Bewegung in der Sprache, aber wir vermissen einigermaßen das, was wir von der Poesie unseres Jahrhunderts in erster Linie fordern müssen: eben die intimere geistige Fühlung mit diesem unsern Jahrhundert. Es ist in den „Deutschen Weisen", welche Julius Wolff gewidmet sind, ein mittelalterlich-minniglicher Ton, eine weiche Traumseligkeit, die von dem poetischen Ideal der Gegenwart weitab liegt. Zu wenig Spiegelungen von dem, was uns Heutige bewegt, zu spärliche Niederschläge aus der geistigen Zeitatmosphäre! Liederblüthen, wie „Germanisirung", „Frühmorgens" und „Schelmenlied", wie süß und würzig sie auch duften, sind nicht von dem Baume gebrochen, auf dem die echte Lyrik unserer Tage wächst.

Nicht viel anders steht's mit Richard Kraliks Gedichten „Roman" (Wien, Konegen); auch in ihnen tritt uns ein recht frisches Talent entgegen: der Liebe Lust und Leid im schönen Rom — das ist das Thema, das der Dichter besingt. Es sind meistens leicht geschürzte Lieder, die er uns bietet, und nur hier und da greift ein Gedicht tiefer in die Geheimnisse der Menschenbrust; nur selten, wie z. B. in den Strophen „Nun horchet auf, ihr Freunde" und im „Hochzeitslied", kommt in diesem „Roman" die Lyrik höhern Stils zu Wort. Leser, die von der Poesie nur den Ausdruck anmuthiger Gefühle und

Digitized by Google

ansprechender Gedanken in einschmeichelnder Form verlangen, werden sich mit Wohlbehagen wiegen auf den leichtflüssigen Versen Kraliks. Wer aber von der Dichtung der Gegenwart Höheres fordert, Leidenschaft der Empfindung, Größe des Gedankens und innere Antheilnahme an den geistigen Aufgaben des Zeitalters, der wird von diesen römischen Liedern und Elegien eines übrigens talentvollen Poeten schwerlich befriedigt werden.

Nicht ohne Wehmuth legen wir zwei posthume Werke jugendlicher Autoren aus der Hand: „Silentium pro Paul von Portheim!" (Dresden und Leipzig, Heinrich Minden) und „Gedenkblätter" von Eduard Parrisius (Berlin und Leipzig, Parrisius). Beide talentvollen jungen Poeten starben in der Blüthe der Jahre, und Freunde der Verstorbenen ediren ihre Gedichte. Es sind zwei ganz verschieden geartete Naturen, die uns in diesen letzteren entgegentreten: Portheim ist ein studentischer Humorist, der mit Kanonenstiefeln und Schläger, die Farben der Burschenschaft „Albia" über die Brust geschlungen, in die poetische Arena springt und frisch und keck seine nicht immer allzu saubern burschikosen Lieder anstimmt; in Parrisius dagegen lernen wir einen idealistisch gestimmten jugendlichen Sänger kennen, der mit schönem Ernst und edlem Maß in den Bahnen unserer klassischen Dichter wandelt und seine Lyra nur zum Preise einer keuschen Camöne schlägt. Ueber Portheim berichtet das Vorwort, die Musen haben an seiner Wiege gestanden und Frau Aventiure habe sich ihnen beigesellt; er habe zu singen verstanden und zu wandern und sich in die Geheimnisse der beiden Tonwelten zu vertiefen, die uns in Musik und Poesie aufgegangen, und wenn in der Kneipe der Ruf erschollen sei: „Silentium pro Paul von Portheim!", da haben die Commilitonen fröhlich aufhorchend die Arme aufgestemmt. Und daß es wirklich zugleich originelle und keck-frische Töne gewesen, die er anzuschlagen gewußt, das beweisen in der That die forschen Lieder, die unter dem Anruf eines letzten „Silentiums pro Paul von Portheim" nunmehr, nach seinem Tode, in die Welt hinausgehen. Eines der charakteristischsten derselben ist das folgende, das wir hier als Probe der Portheim'schen Muse auszugsweise mittheilen.

Das letzte Gericht.

Ihr Brüder einen tapfern Grog!
Mir ist gar schwül zu Muthe —
Es war ein Traum, der mich betrog;
Noch wallt mir's heiß im Blute.

Gottlob, noch hat's ja keine Noth
Mit silberweißen Haaren;
Doch träumt ich Nachts als wär ich todt
Gen Himmel schon gefahren.

— — — — — — — — — — — —

In der Beichte über seine Sünden fragt ihn der Herrgott „Sag', kennst du diese Herren?" — und vor ihm stehen „in weißer Toga viel alte Senatoren".

Und Bücher hielten sie voll Staub
In Händen, weisheitsschwere,
Ich sprach: „Mein Herrgott, mit Verlaub,
Ich habe nicht die Ehre."

„Ich bin," hub da der Erste an,
„Plutarch zu deutsch geheißen,
Zwar meiner Weisheit, sünd'ger Mann,
Thatst Du Dich nie befleißen.

Doch denkst Du, wie Du still ergötzt
Mich trugst aus Deiner Bude,
Mich vor der Kneipe schnöd' versetzt? —
Drei Sechser gab der Jude!"

„Und ich genannt bin Xenophon,"
Sprach bitter drauf der Zweite,
„Um vierzig Kreuzer Sündenlohn
Trugst Du mich in die Weite."

„Ovidius Naso heiße ich,"
Fällt ihm in's Wort ein Dritter,
„Verhandelt hast Du schmählich mich
Um einen Doppelliter!"

„Horazius hat man mich genannt,"
Tönt eine Stimme gräulich,
„Verklopft hast Du mit frevler Hand
Mich um zehn Kreuzer neulich!"

Sallust, Catull und Cicero,
Der Heiden dichte Horden,
Sie wissen Alle, wann und wo
Sie einst zu Bier geworden.

Und Tacitus, Virgil, Homer
Und Sophokles, der Dichter,
Sie zerren mich, ein wildes Heer,
Vor den gestrengen Richter.

Schon seh ich wild den Göttergreis
Mit seinen Blitzen drohen —
Da wacht' ich auf in Angst und Schweiß —
Bin her zu Euch geflohen.

An derartigen, vom Hauche echtesten Studentenhumors angeweheten Liedern ist das kleine Buch reich: „Thales von Milet", „Eine neue Ballade vom alten Herrn Archimedes" und andere drastische Manifestationen einer kecken dichterischen Laune sind Belege für diese Behauptung. Daneben stehen freilich dann und wann taktlose und ein zarteres Gefühl verletzende Gedichte, wie „Legende" und der „Todtensalamander", und höchst ungerechtfertigte Verherrlichungen studentischer Unarten und Unsitten wie „Auf die Wache" und „Ausfahrt". Aber wer über so frische Brusttöne des Humors verfügt, wie sie die eben erwähnten Gedichte aufweisen, wer so fein pointirte schelmische Lieder singt, wie „Einkehr", dem verzeiht man gern die Sünden jugendlichen Uebermuths. Auf dem Gebiete der ernsteren Dichtung dagegen gelang dem flotten Bruder Studio seltener ein Wurf. Die maßvolle Betrachtung „Entsagung" und das leichtgeschürzte Lied „Allein" dürfte das Beste sein, was die Sammlung in diesem Genre bietet.

Ernst ist dagegen durchgängig der Ton, den die „Gedenkblätter" von Eduard Parrisius anschlagen. Die Betrachtung wiegt in den Gedichten des zu früh Dahingegangenen vor: er reflectirt über die höchsten Dinge des Diesseits und des Jenseits und flicht um den Altar des Schönen und Guten einen Kranz anmuthiger Lieder. Neben Apotheosen der Kunst, wie „Vor Murillos Madonna", „Petrarca" und „An Geibel" finden wir Verherrlichungen der Natur, wie am „Genfer See". Aber der Accent des Parrisius'schen Talentes liegt doch augenscheinlich weniger in der Lyrik als im Drama, weshalb das Buch, das übrigens neben Lyrischem und Dramatischem zu einem großen Theile aus Reise-Tagebuchblättern und Kunstnotizen besteht, genau genommen, kaum in den Rahmen dieser Besprechung paßt, die von lyrischen und episch-lyrischen Gedichten handelt. Aber man soll nicht immer rubriciren wollen. Innerlich betrachtet, gehört auch der dramatische Theil der „Gedenkblätter" hierher; denn diese dialogisirten Dichtungen des jungen Poeten sind von Lyrik so sehr durchsetzt, daß man sie kaum anders als lyrische Dramen nennen darf. Es sind deren zwei: „Versuch eines Dramas mit Chören" und ein Schauspiel „Der Graf von Einsiedel". Beide lassen das Vorbild Schillers nicht verkennen; es ist, als ob der Dichter des „Zriny" und der „Rosamunde", Theodor Körner, aus dem Grabe gestiegen sei, um noch einmal den dramatischen Kothurn seines großen Meisters zu besteigen. Schiller-Körner'scher Geist, Schiller-Körner'sche Reminiscenzen athmen in diesen beiden Dramen, von denen der „Versuch mit Chören" von einem großen sittlichen Pathos erfüllt ist, während „Der Graf von Einsiedel" einen psychologischen Conflict von Bedeutung fesselnd zum Austrag bringt.

Das frühe Hinscheiden der beiden jungen Poeten ist sehr zu beklagen. Ob Portheim eine höhere Staffel seines dichterischen Könnens und Leistens erklommen haben würde, ist freilich einiger-

Digitized by Google

maßen zweifelhaft; solche blos auf das Humoristische gestellte Talente, zumal wenn sie sich einzig im Liede ausgeben, sind oft entwicklungslos; wie Pallas-Athene aus dem Haupte des Zeus, treten sie fertig in die Welt und verharren bis zuletzt auf dem Niveau ihrer ersten Production. Anders bei Parrisius! In ihm lagen unverkennbar entwicklungsfähige poetische Keime; seine Natur war reich, bildungsfähig, hochstrebend, und Leben und Welt hätten in ihm gewiß noch viel Schönes und Edles gereift. Das ist nun dahin.

Zum Schluß ein flüchtiger Blick auf vier episch-lyrische Publicationen!

Zunächst begegnen wir einer geschickt versificirten Geschichte aus der Zeit des dreizehnten Jahrhunderts, welche Ernst Lutz unter dem Titel „Walter" (Würzburg, Stahel) veröffentlicht. Es ist dieselbe Welt, aus der Gottfried Kinkel seinen „Otto der Schütz" geschöpft, aber dieses mittelalterliche Sujet bewegt sich um eine nahezu moderne Intrigue: die Unterschiebung eines abenteuernden Hirten an Stelle eines gefallenen Fürsten. Ein Rivale in der Liebe zu der verlassenen Braut des Hirten deckt den Betrug auf, und die Nemesis bricht über den Betrüger herein. Das Alles wird in wechselnden Rhythmen und Strophen (die oft recht absonderlich incorrecte Reime aufweisen) sehr hübsch geschildert, aber von modernem Blut können solche Rittergeschichten trotz der modernen Intrigue natürlich nicht viel in sich haben, und das ist es, was jeden im Bewußtsein der Zeit stehenden Leser befremdend und erkältend berühren muß. Mit der minniglichen Poesie sollten wir heut zu Tage, wo die Dichtung nicht ein Spiel sondern eine ernste Sache sein soll, fertig sein.

Aehnliches gilt von „Ragenhard und Swanhild", einem Harzepos aus dem achten Jahrhundert in zwölf Gesängen von M. Werner (Königsberg i/Pr., Selbstverlag des Verfassers), welches sich ganz in Romantik und Ritterthümelei verliert, aber manche schöne und glänzende Einzelheit aufzuweisen hat: farbenprächtige Naturschilderungen und kräftig erschlossene Perspectiven in Geschichte und Menschenseele.

„Die heilige Elisabeth" von E. Rutenberg (Gotha, Perthes) behandelt den schon so oft dichterisch mobil gemachten Stoff von den herzbewegenden Schicksalen der frommen thüringischen Landgräfin, einen Stoff, der in der Tragödie von Charles Kingsley, die sich eine internationale Gemeinde erworben hat, wohl die genialste Bearbeitung gefunden hat. Die Verfasserin der hier vorliegenden Dichtung gestaltet den legendenartigen Vorwurf zu einer in strophenlosen vierfüßigen Jamben einherschreitenden poetischen Erzählung, die von tief religiösem Gefühle getragen wird und nicht selten sich zu hymnenartigem Schwunge erhebt. Es lebt ein echtes und reines Empfinden in dieser Dichtung, die ihre Abkunft aus einer weiblichen Feder nirgends verleugnet: Zartheit und Duft einer überaus melodiösen Sprache und farbige Stimmungsmalerei sind hervorstechende Merkmale der Rutenbergschen Muse. Freilich ein allzu starkes Hervortreten der Sympathie für mittelalterliche Askese stört hier und dort den gleichmäßigen Gang und Ton der Dichtung, wie denn überhaupt der Lobgesang auf die Heldin, deren Frömmigkeit ja vielfach krankhafte Züge aufweist, mitunter in eine Tonart übertriebener Verherrlichung fällt, die den nicht ungerechtfertigten Protest unserer nüchternen, darum aber nicht minder auf große und hohe Ziele gerichteten Zeit herausfordert.

Neben die legendenhaft-fromme und lyrisch-ätherische „Heilige Elisabeth" stellen wir zum Schluß den realistisch-derberen, aus mehr epischem Holze geschnittenen „Goethe in Straßburg und Sesenheim" von Moritz Horn (Kassel, Kleinenhagen, zweite Ausgabe), neben die bleiche Märtyrerin mit himmlisch verklärtem Augenaufschlag den erden- und sinnenfrohen Liebling der Musen. Moritz Horn, der poesiebegabte Verfasser von „Der Rose Pilgerfahrt" und der „Lilie vom See", flicht in seinem kleinen Epos um die oft geschilderte Liebesidylle von Sesenheim einen Kranz fein gezeichneter Genrebilder und anmuthiger Situationsskizzen und stellt in ihren Mittelpunkt mit viel plastischer Gestaltungskraft alle die bekannten Figuren aus Goethes Aufenthalt in Straßburg und Sesenheim: Salzmann, Weyland, Herder, Pastor Brion, Livia, Friederike u. A. Das in ziemlich leichtfließenden Hexametern — warum noch immer diese veraltete Form? — abgefaßte Gedicht macht durch die Treue der Farbengebung und die Frische der Darstellung einen durchaus wohlthuenden Eindruck, und hätte der Dichter sich hier und da etwas mehr Maß in der Ausmalung der Situationen, etwas strengere Linienführung in der Composition seiner Idylle auferlegt, so wäre die künstlerische Wirkung derselben eine nahezu vollendete gewesen. Mit der Spürkraft des feinfühligen Psychologen geht Horn in seiner Dichtung den Entwicklungsgängen des jugendlichen Goethe in seiner folgenschweren Straßburger Zeit nach, und mit der zarten Hand des nachempfindenden Dichters entwirft er uns das rührend wehmüthige Bild Friederikens, der lieblichen Pfarrerstochter von Sesenheim. Was der Dichtung noch über ihren ästhetischen Werth hinaus ein besonderes Interesse verleiht, das ist die strenge Anlehnung derselben an die geschichtlich verbürgten Quellen zu diesem Theile des Goethe-Lebens und die Beigabe einer Reihe von Anmerkungen und Hinweisen auf eben diese Quellen. Blicke auf die Lebensbahn unserer Dichterfürsten haben immer einen besonders anmuthenden Reiz — sie haben ihn in doppeltem Grade, wenn sie uns selbst in der anmuthenden Form der Dichtung geboten werden.

Ein italienischer Verleger.

(Felice Le Monnier.)

Seit der Erfindung der Buchdruckerkunst haben Buchdrucker, Verleger und Buchhändler je nach der Zeit, in welcher sie lebten, in verschiedenartigster Weise an dem Gewebe der Culturgeschichte theilgenommen. Lange Jahre hindurch hatten die ersteren, aus denen erst später die zweiten und dritten mit einem eigenen Wirkungskreise zur Entwicklung gelangten, einen kosmopolitischen, oder wie man nach dem neuesten Sprachgebrauch sagen würde, einen internationalen Charakter. Diese Thatsache ist offenbar auf das internationale Gepräge der Mönchsorden zurückzuführen, welche sich der neuen Kunst gleich nach ihrer Entdeckung vielfach bemächtigt hatten. In allen Ländern begegnet man in den ersten Jahrhunderten nach Erfindung der Buchdruckerkunst vorzüglich Ausländern, welche dieselbe ausüben. Vorwiegend war unter ihnen das deutsche, niederländische und französische Element; in der Blüthezeit der italienischen Renaissance waren es die fremden Buchdrucker, welche, Dank der fürstlichen Munificenz jener glanzvollen Tage, der Wissenschaft durch ihre neue Technik neue Bahnen brachen. In Mailand, Venedig, Bologna, Ferrara, Padua, Rom, ja in den entlegenen Bergen der wilden Abruzzen, in Aquila*) finden wir Deutsche als die Träger der neuen Kunst. Aber bald verschwinden die Spuren der fremden Herkunft; entweder übersetzte man die Familiennamen der Drucker ins Italienische, oder italienische Zöglinge überflügelten bald die Meister in Geschmack und Geschicklichkeit, bis nach einer langen und hohen Blüthezeit der Typographie in Italien ein tiefer Verfall derselben eintrat, welcher bis zu Anfang dieses Jahrhunderts dauerte. Der Aufschwung, den dieselbe damals zum Theil in Venedig und Mailand, zum Theil in Ravenna durch den Drucker Bodoni nahm, war jedoch kein nachhaltiger. Buchhandel und Buchdruckerei lagen in Italien in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts gleich schlimm im Argen. Das Censurwesen, der Mangel an raschen Verkehrswegen, die verhältnißmäßig geringe literarische und wissenschaftliche Erzeugung mußte nothwendig dazu beitragen. Die Posteinrichtungen waren erbärmlich; an jeder Grenze der vielen Kleinstaaten gab es ein Zollamt, in welchem nur der Polizeiknittel als Censor fehlte. Die ganze

*) Im Jahre 1482 gab es in Aquila einen deutschen Drucker Namens Adam von Rottweil, welcher unter Anderem eine Uebersetzung des Plutarch veröffentlichte.

Digitized by Google

damalige Zeit war eine gänzlich erschlaffte. Das öffentliche Interesse gipfelte im Theater, in der Vergötterung von Sängerinnen und Tänzerinnen. Der Patriotismus und die Politik schliefen einen Bärenschlaf. Gelang es trotzdem noch einigen Buchdruckern, mitten in diese Apathie als Verleger Bücher zu bringen, so war das ein wahres Wunder. In Mailand blühten einige Jahrzehnte hindurch die Häuser Silvestri, Bettoni, die Società dei Classici, in Parma das Haus Fiaccadori, in Florenz die Firmen Molini, Passigli, Borghi, in Turin Pomba, Fontana, in Venedig Antonelli und vor allen, was typographischen und literarischen Geschmack anlangt, die berühmte Tipografia del Gondoliere, in welcher der Dichter Luigi Carrer die leitende Seele war, bis das Unternehmen zusammenbrach.

Wie es einst fremden Buchdruckern vorbehalten geblieben war, die erste Blütheperiode des Druckerwesens und des Buchhandels in Italien zu schaffen, so fiel es wiederum in den vierziger Jahren einem Fremden, dieses Mal einem Franzosen, anheim, das Wesen der Buchdruckerei und des Buchhandels daselbst auf neue und bessere Wege zu lenken. Besonders bewundernswerth ist dabei die Intelligenz eines Ausländers, der die italienische Literatur ihren Sammelplatz verdankt, auf dem die Keime der nationalen Bewegung, welche das neue Italien schufen, zuerst sprießen sollten. Nicht ein Italiener war es, in dessen Hände die Fäden des ganzen literarisch-politischen Lebens der Halbinsel mehr als dreißig Jahre hindurch erfolgreich zusammenliefen, sondern ein Franzose, der dabei seinem Vaterlande bis zu seinem Tode nichtsdestoweniger mit großer Anhänglichkeit ergeben blieb. Um aber einer solchen Aufgabe, umgeben von der allgemein mühsam errungenen Hochachtung, lösen zu können, bedurfte es einer hohen geistigen Begabung und eines edeldenkenden durchaus vornehmen Charakters. Beide Eigenschaften besaß Felice Le Monnier in hervorragendem Maße. Als er zuerst nach Florenz gegen das Jahr 1840 kam und gewiß nicht ahnte, daß einst sein Name als der eines berühmten Mannes von der lieblichen Blumenstadt in alle Welttheile getragen werden würde, war ihm merkwürdigerweise in Florenz schon ein anderer Fremder von nicht weniger edlem Wesen auf ähnlichen Wegen vorausgeeilt. Lange Zeit, bevor sich Le Monnier selbständig in Florenz niederlassen konnte, war der gelehrte Schweizer Giampietro Vieusseux der buchhändlerische Mittelpunkt der Literatur und der Politik in Toskana geworden. Seine Wege kreuzten sich nicht mit jenen Le Monniers, aber dennoch sind ihre Namen unzertrennlich geworden. In ihnen hat sich vierzig Jahre hindurch Alles, was die Literatur Edles in Italien hervorgebracht hat, verkörpert. Jeder wirkte in eigener Art. Giampietro Vieusseux, welcher hochbejahrt als Nestor des italienischen Buchhandels erst in den sechziger Jahren starb, hatte im Palazzo Buondelmonte ein Lesekabinet gegründet, welches, wie vielleicht kein anderes der Welt, eine große politische Bedeutung zu erlangen wußte. Toskana war zu jener Zeit der freisinnigste Staat Italiens, freisinniger als Piemont. Der Großherzog gewährte den politischen Verbannten aus Neapel, aus dem Kirchenstaat, aus ganz Nord- und Mittelitalien bereitwilligst ein sicheres Asyl. Die damalige Emigration, welche der Revolution von 1848 lange Zeit vorherging, war gewissermaßen eine geistig aristokratische; man begegnete in ihr fast ausschließlich hervorragenden Literaten, Dichtern, Künstlern und Männern der Wissenschaft. Die Wechselbeziehungen derselben zu der großen, vornehmen und reichen Fremdencolonie, welche damals ihren bleibenden Sitz in Florenz hatte und dort der Kunst und Literatur huldigte, blieben auf dieselben nicht ohne Einfluß. Bei Vieusseux war der Mittelpunkt für beide; fremde und einheimische Gelehrte versammelten sich täglich bei dem gelehrten ehrwürdigen Buchhändler. Man wetteiferte in dem Studium der italienischen Geschichte und Kunst, hauptsächlich der florentinischen. Zwei große literarische Unternehmungen, deren Verleger Vieusseux wurde, entsprangen diesem Verkehr in den Räumen des Palazzo Buondelmonte. Beide, sowohl das „Archivio storico italiano“ als die große Revue für Wissenschaft, Literatur und Kunst: „L'Antologia“ waren bestimmt, die Vaterlandsliebe zu wecken und wachzuhalten in einer Zeit, wo dieselbe ein Verbrechen war. Die Censur vermochte dem Archivio wegen seines streng wissenschaftlichen Gewandes nicht beizukommen. Die Antologia dagegen mußte in den Reactionsjahren nach 1849 ihre Veröffentlichung einstellen, bis sie unter dem Namen „Nuova Antologia“ vor neunzehn Jahren, nachdem Italien seine politische Einheit erkämpft hatte, zu neuem und kräftigem Leben erstand. Auch das Archivio storico erlitt eine kurze Unterbrechung, aber aus anderen Ursachen. Nach Vollendung der ersten großen Hauptserie, welche sich besonders mit der Herausgabe inedirter Documente beschäftigte, verwandelte es sich in eine historische Vierteljahrsschrift, welche heute noch mit gleichem Erfolge forterscheint. Schuf aber Vieusseux in seinem Archivio einen unersetzlichen Schatz historischer Quellen, welcher den vielen späteren italienischen Publicaten auf demselben Gebiete zum Vorbilde in der Behandlung der Geschichte der verschiedenen Regionen Italiens — wie z. B. dem in Venedig erscheinenden „Archivio Veneto“ — diente, so eröffnete er in der Antologia der italienischen Literatur jener Zeit einen Tummelplatz, auf dem die besten Schriftsteller Italiens ihre ersten Sporen erwarben. Noch heute nimmt die „Nuova Antologia“, welche jetzt in Rom erscheint, in Italien den Platz ein, den in Frankreich die „Revue des deux mondes“ seit vielen Jahrzehnten zu behaupten weiß.“

Die Thätigkeit Le Monniers in der Arnostadt war anderer Gattung. Während Vieusseux als Verleger seine ganze Sorgfalt auf die beiden großen eben erwähnten literarischen Unternehmungen mit Erfolg verwandte, bedurfte die unruhigere, lebhafte Natur des strebsamen Franzosen eines vielseitigeren Feldes. Die geistige Richtung, welche Le Monnier seinem Verlage gab, war eine ähnliche, aber der Weg, den er dabei einschlug, war ein verschiedener. Der Verlag Vieusseux' übte einen großen Einfluß auf die wissenschaftlichen und literarischen Kreise aus, ohne reformirend in den italienischen Buchhandel einzugreifen. Le Monnier erreichte durch seine Thätigkeit beides. Der Einfluß seiner Ausgaben ging weit über die wissenschaftlichen und literarischen Kreise hinaus; derselbe war Jahre lang maßgebend in der ganzen gebildeten Welt Italiens. Seine Art, den Buchhandel zu betreiben, welche mehr nach französischem als nach deutschem Zuschnitt war, brachte vielfach Klarheit in die verlotterte Geschäftsführung der italienischen Buchhändler. Als seine Ausgaben in jedem kleinsten Städtchen unentbehrlich wurden, dictirte er dem italienischen Buchhandel das Gesetz. Und dieses Gesetz hieß Ordnung und Pünktlichkeit. Um diese Macht Le Monniers im italienischen Buchhandel richtig zu begreifen, muß man vierzig Jahre zurückdenken, als Zoll- und Censurschranken wie ein Alp auf ganz Italien lasteten. Alle diese Schwierigkeiten siegreich zu überwinden bedurfte einer um so größeren Intelligenz, als der Mann, welcher bestrebt war, die italienische Literatur wieder zu Ehren zu bringen, ein Fremdling war. Die scharfen Klippen eines leicht verletzten Nationalgefühls, welches jedem Italiener angeboren ist, war eine außerordentlich schwere Aufgabe. Felice Le Monnier hat es verstanden, dieselbe nicht allein meisterhaft zu lösen, sondern auch mit Würde. Er hat seinen Weg mit hochgetragener freier Stirn zurückgelegt, das Wohlwollen der Italiener für ihn beruhte auf der Achtung, welche ihnen der seltene Mann einflößte, nicht aber auf vulgärer Schmeichelei, welche seinem ganzen Wesen widersprach.

Das Verlegerleben Le Monniers kann als das Ideal eines jeden Buchhändlers betrachtet werden, welcher seinen Beruf als einen wichtigen Factor in dem Culturleben seines Volkes ansieht. Selten hat sich das geistige Können, das feine Ergreifen der Zeitströmung, die Erkenntniß der literarischen und politischen Bedürfnisse einer ganzen Nation so glücklich mit einer entschieden kaufmännisch-praktischen Begabung gepaart, als in Felice Le Monnier, dem Gründer der „Biblioteca Nazionale“, dessen Namen dem letzten Quartaner in Italien ebenso bekannt und geläufig ist wie den Universitätsprofessoren.

Felice Le Monnier wurde vom Zufall nach Italien verschlagen. In Verdun in Frankreich am 1. December 1806 geboren, wurde er von seinem Vater für die militärische Laufbahn bestimmt. Sein lebhaftes Wesen ließ ihn aber die Dis-

Digitized by Google

ciplin in der Ecole de Saint-Cyr nur mit Ungeduld ertragen. Eines schönen Tages versetzte er einem Kameraden im Streit einen Stich mit dem Federmesser, der allerdings ohne gefährliche Folgen blieb, aber seinen Austritt aus der Schule nach sich zog. Zur Strafe machte sein strenger Vater aus dem Cadetten einen Setzerlehrling. Der neue Beruf mißfiel dem Jünglinge nicht, er war fleißig und geschickt, so daß sein Prinzipal später, als er seinen Sohn nach Athen zur Begründung einer Druckerei schickte, Felice Le Monnier aufforderte, denselben zu begleiten und an dem Unternehmen mit thätig zu sein. Der Tod des Sohnes seines Chefs, welcher in Athen kurze Zeit nach Eröffnung der Druckerei unerwartet eintrat, war die Ursache, daß das kaum begonnene Geschäft wieder aufgegeben wurde. Auf der Rückreise durchwanderte Le Monnier Italien. Florenz überraschte und fesselte ihn. Er nahm Arbeit in der Druckerei Borghi und Passigli, in welcher er es bald zum Factor brachte, bis er gegen 1870 mit seinen Ersparnissen die Firma Le Monnier & Co. gründete. Dies Compagniegeschäft wurde in Kürze sein Eigenthum. Der glückliche und für jene Zeit kühne Gedanke, des Dichters Niccolini herrliches, Freiheit athmendes Drama „Arnoldo da Brescia" herausgegeben, war der Grundstein seines Glückes. Das Buch in Florenz zu drucken, durfte man nicht wagen. Le Monnier reiste nach Marseille; als er dort den Druck vollendet hatte, verstand er es, die ganze Auflage nebst den Platten zur See nach Toskana zu schmuggeln. In wenigen Tagen war die erste Auflage total vergriffen, trotz der polizeilichen Verfolgung. Auflage folgte auf Auflage, das Buch war ein Ereigniß, welches durch ganz Italien nachzitterte. Le Monnier hatte dem Buche das unter dem Namen Charpentier bekannte Format gegeben. Statt des gelben Umschlages wählte er einen rosenfarbenen. Das war der erste Versuch und wurde gleichzeitig der Typus der berühmt gewordenen Biblioteca Nazionale, deren Bände bereits nach Hunderten zählen und die immer neuen literarischen Kräften noch heutzutage zu Ruhm und Ansehen verhilft. Von dem großen Erfolge ermuthigt, umgab sich Le Monnier mit einem Kreise von literarischen Rathgebern, deren Ansichten er gern hörte, aber nicht immer theilte. Er las die angebotenen Manuscripte selbst, ohne sich ganz auf seine gelehrten Freunde zu verlassen, welche er aber an sich zu fesseln wußte durch Aufträge der verschiedensten Art. In der Wahl der Werke, welche er seiner in wenigen Jahren populär gewordenen Biblioteca einverleibte, wechselte er ab zwischen der Wiederveröffentlichung älterer Werke und der Herausgabe zeitgenössischer Schriften. Le Monnier hatte das große Glück, daß die Schriftsteller es für die höchste Ehre hielten, ein Werk in seiner Sammlung erscheinen lassen zu dürfen. Das Publicum wußte, daß der geschmackvolle Franzose nichts Schlechtes auf den Markt brachte; erschien daher ein Buch in seiner rosenfarbenen Ausgabe, so war der Autor sofort ein gemachter Mann, wohlverstanden nur hinsichtlich des Namens! Anders stand es mit dem Honorar. Bezüglich desselben war Le Monnier unerbittlich; er hatte viele, viele Jahre hindurch nur einen einzigen Honorarsatz für jeden Band. Nie — mit Ausnahme vielleicht der allerletzten Zeit — zahlte er mehr als 500 Francs. Heutzutage wäre das ein Spottpreis; vor vierzig Jahren war derselbe in Italien gerechtfertigt. Der Nachdruck florirte daselbst fast in allen Staaten; jenseits der toskanischen Grenze war Le Monnier seines Eigenthums nicht mehr sicher. In Neapel namentlich wurden seine Ausgaben öffentlich und geheim nachgedruckt. Einen Rechtsschutz gab es nicht, oder derselbe war so kostspielig, daß man gern darauf verzichtete, denselben in Anspruch zu nehmen. Dabei herrschte im ganzen italienischen Buchhandel eine verheerende Schleuderwirthschaft. Die Sortimenter erhielten die neuesten Bücher von den Verlegern sofort nach Erscheinen mit 60—70% Rabatt. Der Ladenpreis wurde dadurch zur Chimäre. Le Monnier begegnete diesem Unfuge mit dem einheitlichen Rabatt von 50%, welchen er jedem Buchhändler ohne Unterschied gewährte; von Krebsen, den sogenannten Remittenden, wie sie im deutschen Buchhandel Sitte sind, wollte er nichts wissen, was aus seinem Lager hinausging, war verkauft und zwar gegen Wechsel. Denkt man zuweilen an die Zeiten, in welchen Le Monnier dieses System einführte, so muß man auch die geringe Honorirung der Verfasser erklärlich finden. Bei den vielen Grenzen, wohin Alles noch per Achse gebracht werden mußte, stieß man jeden Augenblick auf eine andere Gesetzgebung, welche bei den zerrütteten Zuständen des damaligen italienischen Buchhandels die unvermeidlichen Verluste nur noch erhöhten. In jenen Zeiten konnte in Italien Niemand von seiner Feder Arbeit leben; die meisten Autoren mußten ihre Werke, wenn es ihre Mittel erlaubten und sie ihre Schriften veröffentlicht sehen wollten, auf eigene Kosten drucken und vertreiben. Dabei erblühte ihnen weder Ruhm noch Verdienst. Für sie war daher Felice Le Monnier ein Retter aus der Noth. Jede Geschäftsverbindung mit ihm war glatt und pünktlich; pecuniär wenig einträglich, aber für jeden Schriftsteller, namentlich für neu auftauchende von hohem moralischen Werthe. Blättern wir diesen langen reichhaltigen Katalog des Florentiner Verlegers auf, so begegnen wir allen Namen ersten Ranges, welche Italiens Literatur in unserem Jahrhundert aufzuweisen hat. Massimo d'Azeglio, Graf Balbo, Michele Amari, Cantù, Leopardi, Carcano, Dall'Ongaro, De Amicis, Foscolo, Maffei, Giusti, Guerrazzi, Mamiani, Niccolini, Pellico, Ranalli, Zanella und viele Andere haben sich unter dem rosenfarbenen Umschlag der Le Monnier'schen Ausgabe Bahn gebrochen. Alle klassischen italienischen Schriftsteller und Dichter sind in neuer kritischer Bearbeitung in der berühmten Sammlung erschienen, in welcher auch die besten Uebersetzungen fremder Dichter, wie Shakespeare, Schiller, Goethe, Byron, Zedlitz, Grillparzer, Klopstock, Milton nicht fehlen. Nur Uebersetzungen französischer Dichter begegnet man in denselben merkwürdiger Weise gar nicht. Blos zwei seiner Landsleute, welche von einander grundverschieden sind, hat Le Monnier seine Thätigkeit als Verleger angedeihen lassen, nämlich Thiers und Napoleon III. Die italienische und französische Ausgabe (Nachdruck), welche Le Monnier von der Geschichte des Consulats und des Kaiserreiches veranstaltete, brachte ihm bedeutende Summen ein, denn in keinem Lande Europas, nur Frankreich ausgenommen, war das Werk von Thiers so populär, als wie in Italien, welches mindestens ein halbes Dutzend verschiedene Ausgaben aufzuweisen hat. Dagegen verursachte die italienische Ausgabe von Napoleons III. Histoire de César Le Monnier einen enormen Verlust. Trotzdem Napoleons Sonne damals in Italien im Zenith stand, kam nicht einmal das Honorar dabei heraus, welches für das Uebersetzungsrecht in Paris bezahlt wurde. Erwähnungswerth ist noch aus der langen Laufbahn Le Monniers der jahrelange Proceß, welchen Alessandro Manzoni, der Dichter der Promessi sposi, gegen ihn wegen Nachdruck seines obengenannten Romans führte. Die Frage war streitig, wer von den Beiden nach den bestehenden Gesetzen Recht hatte. Die politischen Ereignisse von 1860 verschoben dieselbe. In letzter Instanz unterlag Le Monnier, aus dessen Katalog der berühmteste aller italienischen Romane seitdem verschwunden ist.

Persönlich war Le Monnier eine durchaus originelle Erscheinung. Bis zu seinem Todestage war er ewig jung und heiter. Schreiber dieser Zeilen ist viele Jahre in seinen sauberen geschmackvollen Räumen im Palazzo Pucci, den er käuflich erworben hatte, ein- und ausgegangen. Manche Stunde hat er in dem Bureau des Mannes verplaudert, der stets einen liebenswürdigen Scherz in streng florentinischer Phrase, aber mit unverbesserlichem französischen Accent auf den Lippen hatte. Le Monnier war hochgewachsen und mager; sein joviales, leicht geröthetes Gesicht hatte etwas Caricaturartiges, was wohl dem unter dem Kinn zugespitzten Bart, welcher sein Gesicht umrahmte, zuzuschreiben war. Sein halbdunkles Auge war freundlich und lachend. In seinen Worten, in seinen Bewegungen war er von beredter Raschheit; seine Antworten waren stets präcis und entscheidend. Seine Manieren waren fein und weltmännisch; sein ganzes Wesen machte den Eindruck der größten Loyalität. Er war Franzose geblieben mit Leib und Seele, aber dennoch ging ihm sein Florenz über Alles. Man liebte den feinen Mann, und er selbst fühlte sich wohl in der florentinischen Welt, in

Digitized by Google

der er reich und berühmt geworden war. Es gab in der Arnostadt keine Notabilität, zu der Felice Le Monnier nicht in der liebenswürdigsten Beziehung gestanden hätte. Sein Bureau, in welchem er den ganzen Tag über bei der Arbeit anzutreffen war, war der Wallfahrtsort aller italienischen Literaten. Keiner von ihnen kam nach Florenz, ohne den berühmten Verleger aufzusuchen. Seit länger als zehn Jahren hatte Le Monnier seine Druckerei und sein Verlagsgeschäft an eine Actiengesellschaft abgetreten, welche aus den hervorragendsten Notabilitäten von Florenz — unter ihnen der Baron Ricasoli ꝛc. — bestand. Dieselben führten die Firma Successori Le Monnier; der Titular blieb aber trotzdem der Leiter, weil seiner Natur das Ausruhen von der Arbeit selbst in den spätesten Jahren zuwider war.

Jenseits des Arno auf einem der lieblichsten Höhenzüge der Welt, wo eine berühmte Riesenpinie ihre Arme ausbreitet, besaß Le Monnier eine herrliche Villa, von der er auf die Stätte seiner vierzigjährigen Thätigkeit niederschaute. Dort ist er kinderlos ohne langen Todeskampf achtundsiebenzig Jahre alt am 28. Juni gestorben. Einen wahren Schatz für Italiens Literaturgeschichte hinterließ er in dem ausgebreiteten Briefwechsel fast mit allen politisch oder literarisch berühmt gewordenen Italienern seiner Zeit.

Capitolinus.

Die Bayreuther Festspiele.

Ein Epilog.

Vorgestern fand unter Levis Leitung die letzte diesjährige Parsifal-Aufführung statt. Als die Schlußaccorde des gewaltigen Werkes verklungen waren, sammelten sich die mitwirkenden Künstler auf der Bühne, um aus dem Munde des jungen Siegfrid Wagner den Dank zu vernehmen, den ihnen Frau Cosima für ihre außerordentliche Hingebung zollt. Dann machte einer der Verwaltungsräthe Mittheilung über das günstige finanzielle Ergebniß der heurigen Festspiele und verkündete, daß im Jahre 1886 neben „Parsifal" auch „Tristan und Isolde" zur Aufführung kommen solle. Zum Schluß brachte der Bürgermeister Muncker ein Hoch aus auf den Protector der Bühnenfestspiele, König Ludwig von Bayern. Noch selbigen Abends oder am folgenden Tage zogen dann die Wackern, welche zur Erhebung und Freude so Vieler hier gewirkt hatten, nach allen Richtungen der Windrose auseinander, und Bayreuth war seiner öden Langweiligkeit wieder überlassen.

Heute, da es weder zur Reclame noch zur Schädigung der Sache dienen kann, ist ein freimüthiges Wort über Bayreuth und seine Festspiele daher wohl angebracht und voll berechtigt.

Die diesjährigen Aufführungen des Bühnenweihefestspieles waren sehr gut besucht und die Kasse des Verwaltungsrathes bietet einen erfreulichen Anblick, dies ist eine Thatsache. Die Wagnerianer aber verkünden uns laut: Die hohe nationale Bedeutung und die künstlerische Berechtigung der Bayreuther Bühnenfestspiele ist von unserm herrlichen deutschen Volke ganz erkannt worden; in Schaaren kam es gepilgert zu dem kunstgeweiheten Tempel, um sich durch „Parsifal", der in hervorragendem Sinne unser Nationaldrama ist, den Zeitpunkt ins Bewußtsein rufen zu lassen, in welchem es in der Weltgeschichte steht, und um zur Klarheit darüber zu gelangen, welche Aufgabe es in denselben zu lösen habe. Ist dies auch eine Thatsache? Wir denken, es ist richtiger und sachgemäßer, wenn man sagt: die Bayreuther Bühnenfestspiele sind in die Mode gekommen. Ein Blick auf die Zuhörer, der „Genuß" nur weniger Gespräche im Eisenbahncoupé oder in der Theaterrestauration mußten den Klarsichtigen überzeugen, daß er es im Festspielhaus zu Bayreuth gerade wie in jedem andern Theater vor Allem mit einer schaulustigen und hörbegierigen Menge zu thun hat. An die Subtilitäten und symbolischen Deutungen der Commentatoren denkt unter dem unmittelbaren Eindruck des hervorragenden Werkes kein natürlicher, geistig gesunder Mensch, vielmehr wird sich jede künstlerische Natur nach Anhörung des Parsifal fragen, wie es möglich sei, über eine so schöne Scene wie die erste des ersten Actes ein so abgeschmacktes Buch zu schreiben, wie das berüchtigte des Herrn Hagen. Für den Wagnerianer freilich ist dieses naiv dem sinnlichen Genuß in Ton und Bild sich hingebende Publicum das wahre nicht; nicht die künstlerische Wirkung, sondern die religiös-philosophiche Erhebung ist ihm der letzte Zweck des Werkes und er wird daher ingrimmig, wenn das Beifallklatschen der Zuhörer ihn aus seinem mystischen Dusel aufweckt und ihn darüber belehrt, daß Kunst nicht Religion, das Theater nicht die Kirche sei und daß von einer religiösen Wiedergeburt des deutschen Volkes im Geiste des Schopenhauer'schen Mitleidens noch lange nicht die Rede sein könne. Auch dieses Jahr machten die Wagnerianer den ebenso lächerlichen als anmaßlichen und schulmeisterlichen Versuch, den Beifallssturm niederzuzischen. Was diese Herren möchten, daß der Parsifal als eine neue religiöse Offenbarung betrachtet werde, das läßt sich durch künstlich herbeigeführte feierliche Stille beim Actschluß ebenso wenig erzwingen als durch das vom Meister selbst beliebte Herbeiziehen christlicher Symbole. Im Gegentheil, man empfindet sofort das rein Aeußerliche, Theatralische dieser Zeichen, und dies stört die Illusion Aller und verstimmt den wahrhaft Gläubigen. Besonders der dritte Act leidet unter dem sichtbaren Bemühen, den modernen, pessimistischen Heilsgedanken in das alte christliche Gewand zu verkleiden, um ihn dem Publicum faßlicher und — annehmbarer zu machen. Wozu vor Allem die Christusmaske des Parsifal? Der sogenannte „Christuskopf" ist nur eine Tradition des historischen Christenthums, auf dessen Beseitigung im Grunde Wagner ausgeht, und er kann im Stück nur durch eine dogmatische Subtilität gerechtfertigt werden. Der Bart allein vermag doch nicht die im Zwischenact sich vollziehende Wandlung des durch Mitleid wissend gewordenen reinen Thoren zum männlich gereiften und im Kampfe mit der Welt bewährten Erlöser des Amfortas zu erklären. Daß die Entkleidung Parsifals und die Fußwaschung eher erheiternd und abstoßend wirken als zum Ernste erhebend, ist oftmals und mit Recht hervorgehoben worden. Und nun gar die Schlußscene! Der blonde Christus-Parsifal heilt den schwarzen Christus-Amfortas und tritt in dessen Amt und Würden als Gralskönig; das von semitischen Elementen nie ganz befreite, von romanischem Geiste kunstvoll ausgestaltete und verbildete historische Christenthum wird durch das indisch-germanischem Geiste entsprossene neue Mitleids-Christenthum in der Weltherrschaft abgelöst. Diese Tendenz tritt in der letzten Scene so schroff zu Tage, daß, wer sich ihr nicht gläubig geneigt fühlt, zu reinem Kunstgenuß nicht gelangen kann. Wie groß aber auch die Zahl der deutschen Schopenhauerianer sei, so tief ist die pessimistische Lehre des Frankfurter Philosophen in das deutsche Volk noch nicht gedrungen, daß man berechtigt wäre, ein ganz auf ihr beruhendes Werk wie Wagners Parsifal als das eigentliche deutsche Nationaldrama zu bezeichnen.

Etwas besser als um die sogenannte nationale Bedeutung ist es um die künstlerische Berechtigung der Bayreuther Festspiele bestellt, aber auch hiermit wird viel eitel Geflunker getrieben und es ist einleuchtend, daß ein Personal, welches seit Jahr und Tag sich kennt, zum mindesten eine ebenso einheitliche Darstellung bieten kann, wie eine aus allen Ecken und Enden zusammengesuchte und während vierzehn Tagen zusammengeschweißte Künstlerschaar. Eines freilich ist nur in Bayreuth zu finden: ein für die Aufführung der großen Wagner'schen Werke so geeigneter, herrlicher Raum wie das Festspielhaus. Daß gegen Geschmacklosigkeiten im Einzelnen die Bayreuther Mustervorstellungen keine Gewähr bieten, haben wir bereits angedeutet. Wenn die wilde Gralsbotin nach langem, ermüdendem Ritte aus dem fernen Arabien mit der Zierlichkeit einer Papagena auf die Scene getrippelt kommt, verstößt dies arg gegen den sonst energisch durchgeführten realistischen Stil der Darstellnng und wirkt überdem, wenn des reiferen Alters Reize bereits die Darstellerin zieren, unschön und komisch. Es ist schwer begreiflich, daß die Bayreuther Regie trotz aller Spott- und Mahnreden sich nicht entschließen konnte, dem Helden zu Beginn des dritten Actes ein

Digitized by Google

Kostüm zu geben, das ihn wenigstens nicht zum Kinderpopanz macht. Die wahrhafte Pietät gegen R. Wagner und sein künstlerisches Vermächtniß beruht doch nicht darin, daß man selbst seine Schrullen und Mißgriffe verewigt!

So verfehlt und unerquicklich der dritte Act ist, wo der Künstler Wagner dem Philosophen Wagner unterlag, so erfreulich, geisterhebend und herzerwärmend sind dagegen der erste und zweite Act. Dies ist auch heuer das Urtheil aller Einsichtigen und Unbefangenen. Die musikalische Schönheit des ersten Actes ist wohl unbestritten, dem zaubervollen Zusammenwirken des scenischen Bildes und der musikalischen Composition im zweiten Act widersteht gewiß keine künstlerisch geartete Natur. Die majestätische Gewalt der Musik in der Abendmahlsscene reißt selbst denjenigen hin, dem die christliche Symbolik widerlich und der Geist des Wagner'schen Weihefestspiels fremd ist, und die großartig düstere Eingangsscene des zweiten Actes mit der darauf folgenden wunderlieblichen, kunstvoll aufgebauten und musikalisch äußerst fein gearbeiteten Scene der Blumenmädchen gehört mit zum Besten, was der Bayreuther Meister erdacht hat. Die musikalisch-theatralische Schönheit dieser Scenen gibt der von den Wagnerianern thörichterweise als das vollendetste Werk bezeichneten letzten Schöpfung Richard Wagners allein ihren bleibenden künstlerischen Werth und schon wegen dieser Scenen verlohnt es sich, die unbequeme Reise und den noch unbequemeren, überdies unverhältnißmäßig theuern Aufenthalt in Bayreuth nicht zu scheuen. Natürlicher und vernunftgemäßer wäre es freilich, Parsifal, sei er nun Nationaldrama oder nicht, würde dem gesammten deutschen Volke und nicht blos den von Glück oder Zufall Begünstigten zugänglich gemacht, und zwar durch die Aufführung im Concertsaal. Bayreuth und seine Interessen würden dadurch jetzt, da die Festspiele Mode sind, nicht geschädigt werden.

Heinrich Welti.

Die Tagebücher der Fürstin Metternich.

Von Karl Braun-Wiesbaden.

(Schluß.)

Die Tagebücher der Fürstin, so weit sie uns vorliegen — und nur insoweit können und dürfen wir uns ein Urtheil über dieselben erlauben — sind also nicht „Bekenntnisse einer schönen Seele". Denn die Fürstin hat nichts zu „bekennen", wenn wir das Wort „Confessions" im Sinne des J. J. Rousseau oder in dem des heiligen Augustinus verstehen. Wohl aber sind sie ein etwas eigenthümlich geschliffener, aber außerordentlich klarer Spiegel, der uns die Tagesereignisse bis in die geringsten Einzelheiten zeigt, — oder vielmehr uns vorzugsweise gerade diese in der Regel nicht sehr erheblichen minutiösen Delails zeigt. Dieser Spiegel zeigt uns an erster Stelle den großen Kanzler und zwar stets in der allervortheilhaftesten Beleuchtung. Er reproducirt allen Glanz, allen Ruhm, alles Licht, alle Anerkennung, welche ihm während seiner nur allzu langen politischen Laufbahn zu Theil wurden. Keine Kleinigkeit wird verschmäht; und obgleich der Kanzler selbst nach Anerkennung schmachtete, wie ein durstiges, ausgedörrtes Ackerland nach dem Regen, so übertrifft ihn hierin noch seine Gemahlin; sie verlangte Ruhm und Ehren nicht für sich, sondern für ihren geliebten Clemens und sie registrirt Alles, was der Art für ihn abfällt, mit der Gewissenhaftigkeit eines Kanzleiraths. Seine Freunde sind ihre Freunde; und wenn Jemand in irgend einem Stücke, wenn auch nur untergeordneter Art, anderer Meinung ist als ihr Gatte, wenn er ihm die unbedingte und blinde Heeresfolge verweigert, so betrachtet sie denselben als ihren eigenen persönlichen Feind. Wenn z. B. die Griechen in ihrem Befreiungskriege gegen die Türken zu einer Zeit, wo es ihnen gut dünkt, irgend etwas unternehmen, es ist aber gerade zugleich auch die Zeit, wo der geliebte Clemens mit irgend einer Indisposition behaftet ist und sich nach Ruhe sehnt, dann richtet sie ihren ganzen eheweiblichen Zorn wider diese rücksichtslosen und unruhigen Griechen, die doch auch hätten warten können, bis ihr Clemens wieder ganz wohl ist. Nichts liegt ihr ferner, als der Gedanke, daß eine ganze Nation, namentlich wenn sie, wie hier, sich in einen Kampf auf Leben und Tod pro aris et focis gestürzt hat, doch für sich eben soviel Existenz- und Actionsberechtigung in Anspruch nehmen darf, als ein Einzelner, wenn er auch das Glück hat, gefürstet worden zu sein und eine schöne, kluge, treue und schreibselige Frau sein eigen zu nennen. Nichts liegt ihr ferner als der Gedanke, daß, wenn ihrem Clemens das Weltgetümmel und der Kampf der Völker um ihre Existenz, um ihre Culturentwickelung, um ihre Zukunft unerträglich wird, es ihm immerhin freisteht, sich in die Ruhe des Privatlebens zurückzuziehen und ein Otium cum dignitate zu führen. „Das ist ja ganz unmöglich. Wir sind unentbehrlich. Après nous le déluge!" wird sie nicht müde zu versichern.

Die Fürstin interessirt sich sehr lebhaft für die große Politik und für die auswärtigen Angelegenheiten, — für die letzteren dann am lebhaftesten, wenn es sich um Einfädeln oder Verhindern vornehmer, insbesondere fürstlicher Heirathen handelte; und das ist ja echt weiblich. Aber der Mittelpunkt der großen Politik ist immer ihr Clemens. Vielleicht ist dieser Gesichtswinkel nicht der beste, um die Dinge objectiv richtig zu sehen, aber jedenfalls darf man nicht verkennen, daß er dem Herzen der Frau am meisten zur Ehre gereiche. Die tagebuchlichen Annotationen und Randglossen der Fürstin sind in gewisser Hinsicht dem Chor der Tragödie zu vergleichen. Wie der letztere die dramatische Haltung des Stücks mit lyrisch gestimmten Reflexionen begleitet, so folgt die Fürstin der Action, den Thaten und den Leiden ihres Clemens mit ihren täglichen Herzensergüssen, von welchen wir wohl annehmen dürfen, daß sie in dem Original noch einen weit größeren Raum einnehmen, als in den uns vorliegenden Auszügen. Während aber der Chor der antiken Tragödie dem Helden gegenüber eine gewissermaßen objective oder wenigstens unabhängige Stellung einnimmt und gewöhnlich den allgemein menschlichen Standpunkt vertritt, indentificirt sich dagegen unsere schöne Tagebuchschreiberin vollständig mit ihrem Helden und vertritt ausschließlich den exclusiven Standpunkt der politischen Richtung desselben und derjenigen Staats- und Gesellschaftsklasse, welcher sie angehört. Diese ihrer Natur nach nur wenig zahlreiche Klasse, die aristokratische und bureaukratische „Crème" der Gesellschaft, bildet für sie „ganz Wien", wenn nicht gar „die ganze Welt"; und Alles, was jenseits dieser enge gezogenen Grenzen liegt, existirt nicht für sie und kann sich höchstens einen Blick der Verachtung und des Mißmuths zuziehen, wenn es sich erlaubt, dennoch zu existiren, oder die Blicke der vornehmen Welt auf sich zu ziehen, oder gar deren Cirkel zu berühren und deren Vergnügungen oder deren Ruhebedürfniß zu stören. Mit welch seltsamen legitimistischen Träumereien diese, sich für den Ausbund aller Klugheit haltenden, aber in ihrer Isolirtheit sich gegenseitig dumm machenden Menschen sich trugen, dafür ein Beispiel. Am 25. Juli 1835 macht die Fürstin in ihr Tagebuch folgenden Eintrag:

„Clemens erzählte mir während unseres Spazierganges die interessantesten und außerordentlichsten Dinge. Der Herzog von Blacas ist überzeugt, der entscheidende Augenblick für Frankreich sei gekommen. Man macht Karl X. unaufhörlich Anträge und es scheint sogar, Louis Philipp, der nicht mehr weiß, welche Rolle er spielen soll, wolle als Wiederhersteller der Legitimität auftreten und sich aus der schrecklichen und verzweifelten Lage, worin er sich befindet, dadurch retten, daß er sich zum Befreier des Königthums erklärt. Ich glaube nicht sehr daran, es geschehen jedoch in der Welt alle Tage die seltsamsten Dinge — man kann sich daran nicht gewöhnen und wird immer wieder von Neuem überrascht."

Wie konnte, fragt man sich staunend, ein zurechnungsfähiger und im Uebrigen doch wohl unterrichteter Mensch sich solchen Illusionen hingeben? Einem Louis Philippe, einem mit allem Aufwand an List, Gewalt und Willenskraft von jeher nach dem Throne und der Herrschaft strebenden Manne, zuzutrauen, daß der das so mühsam Errungene und so schwer Behauptete den

Digitized by Google

Bourbonen, von welchen er sehr wohl wußte, wie sehr sie ihn haßten (und noch dazu mit gutem Grunde), freiwillig abtreten und ihnen sich, seine Dynastie und sein Arte et Marte errungenes kolossales Vermögen zur Verfügung stellen werde, — dazu gehört doch ein Glaube, der noch mehr kann, als Berge versetzen. Und doch kehrt in den Tagebüchern die Hoffnung auf Wiederherstellung der Bourbonen und die fast historisch-krankhafte Idiosynkrasie wider die Orleans — letztere hat bekanntlich die Fürstin sogar einmal zu einer höchst tadelnswerthen Unart gegen den Vertreter Frankreichs verleitet, deren Folgen diplomatische Reclamationen und ein nicht sehr glorreicher Rückzug waren — immer wieder. Diese „Poesie des Verfalls", diese Schwärmerei für das unmöglich gewordene Vergangene, kommt uns fast rührend vor heute, wo auch der letzte Sproß der französischen Bourbons, Heinrich V. genannt, zu seinen Vätern versammelt ist und an der Seite Karls X. bei den Franziskanern von Castagnavizza den ewigen Schlaf schläft. Und doch ist die Fürstin, gleich ihrem Clemens, zwar ultralegitimistisch aber nicht ultramontan. Sie weist hierarchische Bestrebungen mit der größten Entschiedenheit von sich, so z. B. die Zumuthungen der kürzlich katholisch gewordenen (von dem jetzigen Jesuiten-General P. Beckx bekehrten) Herzogin von Anhalt-Cöthen, welche in Wien nach ihren Idealen suchte aber sie nicht fand und namentlich auch auf die Fürstin Melanie mit dem ganzen rustikalen Feuereifer einer Convertitin einen Angriff versuchte, der jedoch glänzend zurückgeschlagen wurde. Die Fürstin schreibt darüber unter dem 8. Juli 1835:

„Nachdem ich meine gewöhnlichen Pflichten verrichtet, stattete ich der Herzogin von Cöthen einen Besuch ab, die, ich kann es nicht leugnen, meine Geduld auf eine sehr harte Probe stellte. Sie bemühte sich mir zu beweisen, daß man, statt sich mit den Angelegenheiten dieser Welt zu befassen, nur an himmlische Dinge denken müsse, daß Oestreich eine religiöse Wiedergeburt benöthige, daß die Priester nichts taugten und man alle gegenwärtig in Function stehenden entlassen müsse. Die Gesellschaft, meinte sie, bedürfe Priester zu ihrer Leitung, knüpfte daran Schmähungen gegen Alle, die zur Regierung berufen sind, und flehte mit aufgehobenen Händen, man möge sich des unglücklichen Katholicismus erbarmen u. s. w. Ich hatte genug und verließ diese schreckliche Heilige."

Desto mehr Beifall finden bei ihr dagegen die legitimistischen Heiligen. Der große Advocat Berryer, ein Mann von seltenem Talent, der bei der legitimistischem Partei Frankreichs um so mehr verehrt ward, je seltener solche Talente bei derselben waren, Berryer also hatte ebenfalls seine Pilgerfahrt nach dem legitimistischen Mekka gemacht und dann darüber einen Bericht nach Hause erstattet, in welchem auch Metternichs gedacht war. Dieser Brief war Metternich in die Hände gekommen. Wie, das wird nicht gesagt. Vielleicht war es sein Zweck, oder seine Bestimmung, ihm in die Hände zu fallen. Ueber diesen Brief schreibt die Fürstin am 26. October 1835:

„Ich las bei Clemens mehrere Briefe. Einer von Berryer enthielt über ihn folgende Stelle, die ich in der Eile abschrieb: „Ich verabschiedete mich gestern Abend vom Fürsten Metternich, einem Manne von hervorragendem Geiste und großem Scharfblick, dessen Charakter sich nie aus seiner Ruhe bringen läßt, weil er die Dinge mit voller Wahrheit sieht und großen Principien huldigt. Damit verbindet er eine Leichtigkeit der Auffassung, die bei einem mit so ungeheuren Geschäften überbürdeten Mann in Erstaunen setzt, sich jedoch erklären läßt, weil er diese Geschäfte genau überdacht hat und vollkommen beherrscht, und weil er über Alles im Reinen ist. Gestern Abends brachte ich vier Stunden bei ihm zu und mußte als Franzose fortwährend erröthen, wenn ich zwischen ihm und unseren Staatsmännern einen Vergleich anstellte."

Natürlich kann man solchen Schmeicheleien nicht widerstehen, namentlich wenn sie aus französischem, und noch dazu aus hochlegitimistischem Munde ertönen. Weniger Glück machen bei der Fürstin die Vertreter der Wissenschaft, auch wenn sie sich des Vorzuges erfreuen, der „grande nation" anzugehören. Darüber belehrt uns der Eintrag vom 14. December 1835, welcher lautet wie folgt:

„Ich brachte die letzten Abendstunden mit Tatistscheff zu, der mir Herrn Rubichon vorstellte, einen sehr unterrichteten Franzosen, welcher, wie ich höre, interessante Werke über Statistik, politische Verwaltung u. dgl. geschrieben hat. Er war in naher Berührung mit Peel und soll große Kenntnisse besitzen. Ich will ihm diese Vorzüge nicht bestreiten, nichtsdestoweniger ist Herr Rubichon ein gewaltiger Schwätzer, der sehr ermüdet, wenn man das Glück hat, ihn mehrere Stunden anhören zu müssen. Er hat fixe Ideen, die richtig sein mögen, die aber dennoch an Faseleien streifen. Sein Steckenpferd besteht darin, fortwährend zu behaupten, daß es zu viel Menschen und zu wenig Ochsen gibt, was gewiß nur zu wahr ist, aber doch nicht zur fixen Idee werden sollte.

Flore, Therese, Eduard Lichnowsky und besonders Mama hörten diesem Herrn mit gespannter Aufmerksamkeit zu; sie waren in stumme Bewunderung versunken, was mich schließlich ärgerte, denn ich weiß gewiß, daß sie sich im Innersten ihres Herzens ebenso langweilten wie ich, ohne jedoch den Muth zu haben es zu gestehen. Ich war Herrn Rubichon von allem Anfang an böse, weil er meine Bekanntschaft mit der Erklärung gemacht hatte, er habe meinen Mann für Baron Binder angesehen, was nicht Wunder nehmen dürfe, weil ihm die Züge desselben gänzlich entschwunden und letzterer sich überdies in den 12 Jahren, die er ihn nicht gesehen, sehr verändert habe. Ein solcher Mißgriff konnte mir keine besonders günstige Meinung von dem Manne beibringen."

Rubichon, ein verdienstvoller Volkswirth und Statistiker, der zuerst und schon vor einem halben Jahrhundert die drohende Gefahr der „Depecoratation" erkannt und wissenschaftlich behandelt hat — eine Frage, welche seitdem nicht wieder von der Tagesordnung verschwunden und bei der namentlich Oestreich-Ungarn und die übrigen Donauländer interessirt sind —, wird von der Gemahlin des k. k. Haus-, Hof- und Staatskanzlers übel behandelt und in deren Tagebuch mit Spott und Hohn überschüttet. Die Fürstin schenkt ihm nicht nur selbst kein rechtes Gehör, sondern sie ärgert sich sogar darüber, daß ihm Andere, die vielleicht besser unterrichtet sind, als sie selber, ihm einige Aufmerksamkeit zu Theil werden lassen. Dieser Zug gereicht ihr nicht allzu sehr zur Ehre. Es steckt darin ein Anklang an den Fanatismus und die Intoleranz jener Ignoranten, welche nicht damit zufrieden sind, selbst nichts zu lernen, sondern auch, sich als „Praktiker" brüstend, diejenigen, welche etwas gelernt haben, als „Doctrinäre" und „Ideologen" verfolgen und hassen.

Wenn indeß die Fürstin von Volkswirthschaft und Statistik nichts wissen wollte, so trat sie auch hierin in die Fußtapfen ihres Clemens, welcher ebenfalls von dergleichen Dingen nichts wußte und mit der souverainen Verachtung eines großen Diplomaten, „dessen Blick in jedem Moment ganz Europa umfaßt", auf dergleichen Kleinigkeiten herabsah.

Während nämlich der Kanzler von Oestreich den König von Preußen für seine Politik der Erstarrung und des Stillstands zu gewinnen suchte, hatte der letztere ganz im Stillen seinem Lande einen neuen einheitlichen freisinnigen Zolltarif gegeben, und auf Grund desselben hatten sich verschiedene deutsche Staaten mit Preußen vereinigt, um den Zollverein in das Leben zu rufen, der vermöge seiner expansiven Natur die östreichische Hegemonie in Deutschland bedrohte. Metternich, der sich um Handelspolitik und Volkswirthschaft nicht kümmerte, scheint dies wichtige Ereigniß verschlafen zu haben; und er ist, wir glauben, erst von dem Hofkammer-Präsidenten Baron Kübeck darauf aufmerksam gemacht worden.

Am 19. October 1841 schreibt er:

„Oestreich, welches in jeder das gesammte Deutschland von Außen bedrohenden Gefahr an der Spitze der deutschen Regierungen zu stehen berufen ist; Oestreich, ohne dessen Beistand das gesammte Deutschland nicht fähig ist, einer von Außen kommenden Gefahr die Stirne zu bieten, und welches hinwieder nur in der gegenseitigen Mitwirkung des gesammten Deutschland die Mittel zur Entwicklung jener Macht und jener Stellung finden kann, welche seinem conservativen, den allgemeinen Frieden bewahrenden Einflusse zur Grundlage dient — steht auf dem Punkte, sich auf dem Felde der materiellen Interessen von dem übrigen Deutschland in Folge der von dem Zollvereine genommenen Maßregeln

Digitized by Google

gleichsam ausgeschlossen und als Ausland behandelt zu sehen. Es ist daher von der dringlichsten Wichtigkeit, Stellungen, welche eine so gänzlich falsche Richtung genommen haben, auf die naturgemäßen Grundlagen zurückzuführen."

Allein, es war schon zu spät, „die gänzlich falsche Richtung" zu ändern. Der Zollverein war schon über die Säuglingsjahre hinaus, wo es möglich gewesen wäre, einen bethlehemitischen Kindermord an ihm zu verüben. Er war schon groß und stark geworden und alle späteren Bestrebungen, ihn zu sprengen oder auf die Bahn des Dualismus (durch Oestreichs Beitritt) überzuleiten, sind gescheitert. Als Metternich 1841 in sein Nachtwächterhorn stieß, war es nicht mehr Nacht, es war längst Tag geworden und die im Zollverein geeinigten Länder Deutschlands schritten tapfer vorwärts in der fruchtbaren Morgensonne wirthschaftlicher Freiheit. Unterdessen bereiteten sich die Stürme vor, welche demnächst Metternich über Bord werfen sollten, woran er sich nur bei absoluter Windstille zu halten vermochte. Aeußerlich nahm er immer noch die Miene des Stolzes, des ihm stets sicheren Erfolges, des Triumphes und der Unfehlbarkeit an. Innerlich aber wurde es ihm bange und bänger. Wir können seine Gemüthsstimmung deutlich aus dem Tagebuch der Fürstin ersehen. Fast möchten wir als Motto über diese Blätter setzen:

„Es geht ein finsterer Geist durch unser Haus,
Und schleunig will das Schicksal mit uns enden",

wenn nicht in der That das Schicksal sich in der Regel doch nur etwas langsam beeilte. Die „schwarzen Punkte" zeigen sich zuerst in Ungarn. Am 28. December 1835 schreibt die Fürstin: „Clemens ist durch die ungarischen Angelegenheiten sehr peinlich in Anspruch genommen. Er sieht sie in sehr trübem Lichte. Er hat mit so bösen Leuten zu thun ꝛc." Am 4. Mai 1836 geht Metternich mit dem Kaiser nach Preßburg, um den ungarischen Landtag zu schließen. Die Fürstin entläßt ihn mit dem Stoßseufzer: „Diese ungarischen Angelegenheiten sind sehr betrübend." Am 14. October bucht Fürstin Melanie folgenden Schmerzensschrei:

„Es begegnet mir jetzt manchmal, daß mein Mann mir lebhafte Besorgnisse einflößt. Ich finde ihn verstimmt und traurig, von düstern Gedanken gequält. Wir befinden uns am Vorabend einer schrecklichen Krise. Der arme Clemens ist vor Allem durch die innern Angelegenheiten niedergedrückt. Dann durch die Krisis in Spanien. Auch in Frankreich stehen Verwickelungen bevor, und ich glaube, daß die Heirath des Königs von Neapel dort sehr mißfallen und unsere Beziehungen bedeutend abkühlen wird. Gott wende die Stürme von unseren Häuptern ab und erhalte Clemens. Er ist so nothwendig."

Daß alle diese Stürme nothwendige Folgen der Metternich'schen Unterdrückungspolitik sind, — dieser Gedanke, der so nahe liegt, ist der Fürstin niemals gekommen. Clemens hat Recht, und die ganze übrige Welt hat Unrecht. Am 10. Februar 1837 wieder die nämliche Klage:

„Ich war bei Clemens, der durch peinliche Angelegenheiten in Anspruch genommen ist, die er mir verschweigt, weil er mich nicht betrüben und beunruhigen will. Ich kann mir jedoch nicht verhehlen, daß die Dinge schlecht gehen, und daß keine Aussicht auf Besserung vorhanden ist."

Und am 23. desselben Monats heißt es: „Die Weltlage flößt Clemens große Besorgnisse ein. Wir sind alle schwer krank und ich gestehe, daß ich den Muth verliere." Nach Außen aber zeigt Metternich die größte Zuversicht und die Neigung sich in alle möglichen Dinge zu mischen, die ihn gar nichts angehen, namentlich in preußische. Er, der sich selbst nicht zu rathen und zu helfen weiß, hat für alle Andern die besten Rathschläge. So erfahren wir aus dem Tagebuch, daß der Fürst am 2. Juni 1837 den Berliner Hofprediger Strauß empfängt, und zwar als Abgesandten des Königs Friedrich Wilhelm III., und dem letzteren, dem König, „über verschiedene religiöse Angelegenheiten Rath ertheilt". Am 2. December heißt es: „Clemens ist sehr beschäftigt mit der Angelegenheit des Erzbischofs von Köln." In welcher Richtung er thätig ist, beweist der Eintrag vom 8. Januar 1838, worin es heißt: „Preußen werde die Kölner Angelegenheit dadurch zu schlichten trachten, daß man Herrn von Bunsen opfert." Allein alle Triumphe nach Außen vermögen die Fürstin über die wahre Lage der Dinge nicht zu täuschen. Am 10. Juni 1838 schreibt sie: „Clemens ist so niedergeschlagen, so traurig und bisweilen so entmuthigt, daß ich vor Angst sterbe." Am 20. December zeigt „Clemens eine Reizbarkeit, welche die Fürstin besorgt macht", und am Sylvestertag 1839 vertraut sie ihrem Tagebuch folgende Notiz an: „Ich brachte den Abend mit Gebet zu, indem ich allen Kummer — alle schrecklichen Beängstigungen — alle die Thränen, welche ich in diesem traurigen Jahre vergossen — zu Füßen des Kreuzes niederlegte" u. s. w.

Diese Stimmung überträgt sich auch auf das neue Jahr. „Ich sehe ihm mit Bangen entgegen", lautet der Eintrag vom 1. Januar 1840. Wir erfahren weiter, daß der Fürst sich von den „innern Fragen zurückziehen will, bei welchen er nur Unannehmlichkeiten, Widersprüchen und Frictionen begegnet". Er weicht diesen Dingen aus, „ahnt jedoch das Unglück, welches dieser Entschluß über die Monarchie bringen wird". Am 18. Januar hören wir, daß Clemens die gegen ihn gerichteten Umtriebe verachtet, deren Urheber die Monarchie ins Verderben stürzen werden; „er allein ist im Stande, diese alte Monarchie noch zu retten". Welcher Unfehlbarkeitswahn, welche Selbstüberhebung! Der letzte December 1839 bringt wieder denselben Stoßseufzer, „über all das Schreckliche, was wir in diesem Jahre überstanden". Im Jahre 1842 hören wir Klagen über den „traurigen Fasching". Fast gar keine Bälle, — wie schrecklich! Dann kommt Monsieur Pageot, um im Auftrag des Louis Philipp Metternich über Spanien, „über dies unglückliche Land" zu sprechen. Metternich empfiehlt den ältesten Sohn des Don Carlos als Gemahl für Isabelle. Leider sind andere Leute anderer Meinung, und es wird nichts aus dieser legitimistischen Schrulle. Am 30. Januar 1843 erwähnt die Fürstin, sie sei jetzt zwölf Jahre verheirathet mit ihrem Clemens; sie sei dankbar für das Glück der verflossenen Jahre, aber sie fürchte sich ebenso sehr vor jenen, welche bevorstehen. Am 9. März 1843 erscheint ein convertirter Protestant bei dem Fürsten, Henricus Gasser, jener Franziskaner-Pater, der später so eifrig die Hexenprocesse vertheidigte. Dieser P. Henricus behauptet sehr intim zu sein mit König Friedrich Wilhelm IV. und der Königin Elisabeth und gibt allerlei geheimnißvolle Winke: „Der König wird katholisch werden; so steht es geschrieben". Aber trotz alledem kehren die Zeiten der Entmuthigung in stets kürzeren Zwischenräumen wieder. Am 10. August heißt es: „Clemens spielt die Rolle des Jeremias und Niemand hört auf ihn." Gleichwohl versucht er die „spanischen Mariagen" zu dirigiren, mengt sich in Alles und schickt Couriere nach allen Ecken und Enden. Auch darf man nicht glauben, daß die oben mitgetheilten Beklemmungen und Stoßseufzer im Sinne eines asketischen Lebens zu deuten wären. Die Diners, die Soupers, die Bälle, die Concerte, die Cercles, die Garten-Feten, die Festivals, die Gesellschaften, die Feste, die Vergnügungen jagen einander; und am 3. April ist die Fürstin „untröstlich", weil ihr Clemens „wegen ihres Schnupfens verbot, der Wiederholung des Carousels beizuwohnen".

Natürlich wäre es sehr unvernünftig, ihr wegen Alles dessen auch nur den geringsten Vorwurf machen zu wollen. Wohl aber muß man darüber erstaunen, wie sie in diesem unruhigen, ja beinahe tumultuarischen Leben doch immer noch Zeit findet, ihre regelmäßigen und ausführlichen Tagebucheinträge zu machen. Dies zeigt eine Willensstärke und Selbstbeherrschung, die wir bewundern. Die Katastrophe vom März 1848 kommt dem „weitblickenden" Kanzler und seiner „sonst so lebensfreudigen" Gattin wie ein Blitz aus heiterm Himmel. Sie schreibt:

„Montag den 13. März (1848) Abends um 10 Uhr vernahm ich, daß man anfange, Concessionen zu machen, und daß die erste Concession der Sturz meines Mannes sei. Im ersten Moment hielt ich es für unmöglich. Sterben? Ja, aber mit Ruhm. Aber Concessionen? Das schien mir zu erbärmlich!"

Digitized by Google

Dann folgen Klagen über die „Schlechtigkeit und den Undank der Menschen", welche keine Luft hatten, für ihren Clemens zu sterben. „Ich habe nie viel von den Menschen gehalten, aber so niedrig hätte ich mir sie doch nicht vorgestellt." Dabei wundert sie sich, daß die Menschen, die sie verachtet, sich auch ihr und ihrem Clemens gegenüber verächtlich benehmen. Sie verkennt ganz den Grundsatz der Gegenseitigkeit. Das fürstliche Paar muß die Staatskanzlei verlassen. Sie suchen Unterschlupf bei dem Grafen Taaffe, dem Vater des jetzigen Ministerpräsidenten. Allein auch da wird's „so unheimlich". Endlich wird sogar von Oben „die sofortige Abreise gewünscht".

„Also der Fürst mit seinen 75 Jahren obdachlos, flüchtend, leidend, ermüdet, vor Schmerzen stöhnend, der Zugluft ausgesetzt, dann in dem kalten, gänzlich unvorbereiteten Schlosse, wo nichts für die gewohnten Bedürfnisse, nichts für Bequemlichkeit vorhanden .... Wir hatten doch so viel Freunde, wo sind sie? .... wir fliehen nun allein, ganz allein!"

Wir können der edeln Frau unser Mitgefühl nicht versagen. Aber wir dürfen auch nicht vergessen, daß Metternichs opulentes Exil in London doch wesentlich absticht von dem Schicksal, das er seinen politischen Gegnern in Munkatsch, auf dem Spielberg, auf den Frohnfesten von Bregenz, Laibach und Kufstein bereitet. Nun war die Sündfluth, welche die Fürstin so oft für den Fall des Abgangs ihres Mannes prophezeit hatte, hereingebrochen, obgleich, oder vielmehr weil er nicht bei Zeit abgegangen war. Natürlich ist aber, nach der felsenfesten und unerschütterlichen Meinung der Fürstin, an alledem nicht „der gute Clemens" schuld, sondern jene Schaar „böser" Menschen, die nicht in Allem stets derselben Meinung waren, wie der „weitblickende Kanzler" und ihn nicht gehörig unterstützt hatten.

Notizen.

Der bayerische Bauernkrieg mit den Schlachten von Sendling und Aidenbach. Von J. N. Sepp. München, M. Kellerer.

Man sollte es kaum für möglich halten, daß gerade jene politische Partei, welche sich den Anschein geben möchte, als habe sie den specifisch bayerischen Patriotismus in Erbpacht genommen, ein Buch todtzuschweigen versucht, das, wie das vorstehend bezeichnete, demselben patriotischen Gefühle seine mühevolle Entstehung verdankt. Wir in Bayern aber haben in den letzten Jahrzehnten so Vieles für unmöglich Gehaltene möglich werden sehen, daß wir uns über gar nichts mehr wundern. Ueberdies sind uns speciell die Gründe recht wohl bekannt, welche diejenigen im bayerisch-patriotischen Lager, welche die Feder zu führen gewohnt sind, bestimmen, das vorliegende Buch unbesprochen zu lassen, obwohl es die glorreichsten Thaten des bayerischen Patriotismus mit historischer Schärfe ins rechte Licht stellt und mit warmer Begeisterung bespricht. In erster Reihe sind es der Haß gegen den Autor, der ihnen als politischer und kirchlicher Abgefallener gilt, die Scheu zuzugeben, daß ein bayerischer Fürst und Regent einerseits durch seine offene Auflehnung gegen Kaiser und Reich mit Unterstützung des französischen Erbfeindes, andrerseits durch ein unqualificirbares Privatleben eine schwere Schuld gegenüber seinem Lande auf sich nahm, und endlich die Abneigung, die furchtbaren Grausamkeiten aufzudecken, welche das Haus Habsburg durch seine hochgeborenen Henker im armen Bayerlande, das ihm so ersprießliche Dienste geleistet, verüben ließ.

Es ist geradezu unglaublich, welche riesige Menge neuen Materials der gelehrte Verfasser zur Stelle schaffte und sichtete, um als der Erste systematische Klarheit in die Vorgänge der von ihm geschilderten Zeit zu bringen. Und ein nicht geringeres darf es genannt werden, daß es dem mit der Geschichte des Oberlandes bis ins Kleinste vertrauten Forscher gelungen ist, die Existenz des bisher sagenhaften „Schmied-Balthes" außer Frage zu stellen. Er wies vollständig nach, daß Balthasar Mayer nach dem Taufregister der Pfarrei Gmund am Tegernsee am 6. Januar 1644 zur Welt kam, in den Türkenkriegen als der „lange Balthes" mit Auszeichnung focht, dann auf dem Chrysamgütel bei Waakirchen gesessen, Mitglied des Haberfeldbundes gewesen, sich an dem Sturm auf das von den Kaiserlichen besetzte München betheiligte und bei dem Rückzuge im Freithofe zu Sendling den Heldentod fand. Geradezu entsetzlich sind die vom Verfasser mitgetheilten Berichte über den Kampf bei Sendling und die Wuth mit der die Kaiserlichen nach demselben gegen alle bayerischen Patrioten vorgingen. Die Fülle des urkundlichen Materials, welches Professor Sepp mit einem wahren Ameisenfleiße sammelte und in seinem Buche verwerthete, ist durchaus Staunen erregend. Der Treue des bayerischen Volkes gegenüber der angestammten Dynastie ist nie ein schöneres Denkmal gesetzt worden als im Buche Sepps und diese Treue verdient um so mehr unsere volle Anerkennung, ja Bewunderung, als sie sich in der geschilderten Periode gerade an einem Fürsten erwies, der nichts unterlassen hatte, was ihn derselben unwürdig machen mußte. C. A. R.

* * *

Die Gäste der Madame Santines. Roman von Sophie Junghans. (2 Bände. Leipzig, Karl Reißner.)

Unter den zahlreichen von der Verfasserin bereits veröffentlichten Novellen war noch nicht viel Bedeutendes, kaum etwas, das ihre Individualität als etwas Besonderes dem Gedächtniß der schnell vergessenden Leserwelt eingeprägt hätte. Um so erfreulicher ist es heute constatiren zu dürfen, daß der hier vorliegende Roman die Beachtung des lesenden Publicums in hohem Maße verdient und daß er sich den besseren Erzeugnissen auf dem Gebiete des Romans anschließt, sich auch von allen den schriftstellernden Frauen gewöhnlich anhaftenden Gebrechen völlig fern hält. Ja, wenn allzu behagliche Breite unter die Fehler der „Autorinnen" gehört, so verfällt Sophie Junghaus eher in das Gegentheil. Hin und wieder hätten wir statt der beinahe aphoristischen Erzählungsweise gern eine erklärende Ausmalung der hier skizzirten Vorgänge gesehen. Aber Sophie Junghans weiß vermuthlich, daß heute lange Romane nicht mehr beliebt sind und von der Kritik gewöhnlich geradezu als Beleidigungen aufgefaßt werden. Dennoch leidet hin und wieder unter dieser beabsichtigten Kürze das künstlerische Gleichmaß, denn im Verhältniß zu den gar zahlreichen Personen — und diese bilden eine gefahrvolle Klippe — erfahren wir eigentlich ein bischen zu wenig und vermögen schließlich die Nothwendigkeit dieser Personenzahl nicht recht einzusehen. Was wir aber erfahren, das ist Alles hübsch, eigenthümlich, fesselnd, ja stellenweise geistreich. Die ganze Idee des Romans ist sehr ansprechend, die Skizzirung des Schauplatzes vortrefflich. Hin und wieder fließen treffende Bemerkungen ein, wie z. B. über den Unterschied zwischen deutschem und italienischem Wesen u. s. w. Am meisten Lob verdient das bei Frauen so seltene Charakterisirungstalent der Verfasserin. Da wird oft in kurzen, scharfen Strichen lebensvoll geschildert; die meisten dieser Gestalten, vor Allem Nanny, leben wirklich. Die männlichen Charaktere sind die schwächeren. Sehr erfreulich ist Frau Eva, die Schriftstellerin, der Sophie Junghans wohl Manches vom Eigensten verliehen hat, eine Gestalt, die äußerst sympathisch berührt und nicht conventionell ist. Weniger können die Golzows und Panikoffs gefallen. Um für sie zu interessiren, mußte mehr von ihnen gesagt werden; sie bleiben zu schattenhaft. Auch Doctor Salviero wird nicht ganz verständlich. Welcher Art war das verhängnißvolle Blatt, das ihn compromittirt, und was hat er mit den russischen Nihilisten Gemeinsames? Ungenügend motivirt ist auch die Haussuchung in der Villa Santines und Buchners drohende Verhaftung, die der Heldin Gelegenheit geben muß, sich als solche zu zeigen. Alle diese Mängel verschwinden aber vor dem Erzählertalent der Verfasserin. Sie hat ein sympathisches Buch geschrieben und zugleich bewiesen, daß sie bei weiterem Fortschritt gute Bücher schreiben wird. C—n.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12.
Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Im Verlag von A. G. Liebeskind, Leipzig, erschien:

Der rechtliche Anspruch

Böhmen-Oesterreichs

auf das

Königl. Sächs. Markgrafenthum Oberlausitz.

Eine staatsrechtliche Deduction unter Benutzung archivalischer Quellen von

—— Dr. jur. **H. Heumer.** ——

Preis *M.* 1.50.

Vom juristischen Standpunkte, unter Vermeidung politischer Reflectionen findet der noch heute von Oesterreich in vollem Umfange prätendirte, vom Verfasser aber nur theilweise zugegebene Anspruch dieses Staates auf die Oberlausitz, sowie die einzig dastehenden Vorrechte dieser Provinz Sachsen gegenüber eine eingehende Besprechung. — Da die Acten des Königl. Sächs. auswärtigen Ministeriums benutzt sind, so dürfte diese Publication auch für den Historiker von Wichtigkeit sein.

Dringendes Gesuch.

Ein durch e. wichtigen literar. Fund in letzter Zeit vielgenannter **Dr. philos.**, der auch durch Publicationen auf schönwissenschaftl., sowie germanist. u. roman. Gebiete bekannt geworden u. von reicher pädagog. Erfahrg. ist, sucht eingetretener Verhältnisse halber per 1. October d. J. od. später e. möglichst dauernde Stellung in e. größeren Stadt Deutschlands, Oesterreichs od. d. Schweiz als Lehrer an e. Real-, Bürger- od. höh. Töchter-Schule od. an e. Damen-Lyceum, ev. auch als Redacteur od. ständiger Mitarbeiter an e. angesehen Zeitung, als Bibliothekar od. dergl.

Gefl. Offerten innerhalb 14 Tagen erbeten sub **H. 28522.** an **Haasenstein & Vogler, Breslau.**

Neue Deutsche Dichter

im Verlag von A. G. Liebeskind, Leipzig.

Der Pathe des Todes.

Dichtung von **K. Baumbach.**

M. 2.—

Liederhort aus Jungfriedel der Spielmann

von **August Becker.**

M. 3.—

Idyllen und Schwänke.

Neue Gedichte von **Heinrich Seidel.**

M. 2.50.

Siebenschön.

Ein April-Mai-Märchen in Reimen von **Bruno Hüttenauer.**

M. 2.—

Aix fur Anguet.

Schnaderhüpfeln von **H. Grasberger.**

M. 2.—

Gebunden in Leinwand pr. Einband *M.* 1.— mehr. Durch alle Buchhandlungen zu beziehen oder bei Einsendung des Betrags frei durch die Post.

Soeben erschien bei **H. Le Soudier** in **Leipzig** und **Paris.** — Preis 1 *M.* 80 *Pf.*

Heinrich Heine

Von Madame **C. Jaubert.**

Erinnerungen aus den letzten 20 Jahren seines Lebens.

Autorisirte Uebersetzung von **L. Welter.** Vorräthig oder zu beziehen in allen Buchhandlungen.

Soeben ist erschienen:

Denkwürdiges aus meinem Leben

von

J. C. Bluntschli.

Im Auftrag der Familie durchgesehen und herausgegeben von

Dr. R. Seyerlen.

3 Bände. Preis: eleg. geheftet 22 *M.*, eleg. gebdn. 25 *M.*

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung

in Nördlingen.

Verlag von **Ferdinand Enke** in **Stuttgart.**

Soeben erschien:

Karl Friedrich Eichhorn.

Sein Leben und Wirken

nach

seinen Aufzeichnungen, Briefen, Mittheilungen von Angehörigen, Schriften,

beschrieben von

Dr. Joh. Friedrich von Schulte,

Geh. Justizrath und ordentl. Professor der Rechte in Bonn.

Mit vielen ungedruckten Briefen von Eichhorn und an Eichhorn.

Gr. 8. Geh. Preis *M.* 8.—

Franz Otto:

Wunderglaube und Wirklichkeit.

Seltsame Erscheinungen in der Tier- und Menschenwelt.

Mit 130 Text-Abbildungen und Titelbild.

Geheftet *M.* 6.50. Eleg. gebunden *M.* 8.—

Die Reichhaltigkeit des Inhaltes erhellt aus dem Register, welches die im Werke besprochenen 1800 Gegenstände aufführt.

Verlag: OTTO SPAMER, Leipzig und Berlin.

Gediegene Lektüre für Reise und Haus!

Max. Schmidt, Johannisnacht, broch. } je 14 Bg. à *M.* 2.
dto. Der Georgi-Thaler „ broch. } je 14 Bg. à *M.* 2.
dto. Die Knappenliesl „ broch. } je 14 Bg. à *M.* 2.
dto. Hochlandsbilder (ges. Werke Bd. I) 20 Bg. broch. *M.* 3.60, eleg. geb. *M.* 4.50.

Werthvoller Inhalt, elegante Ausstattung, billiger Preis.

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Verlag von **Georg D. W. Callwey** in **München.**

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen (auch zur Ansicht) zu beziehen:

J. Schipper, Dr., o. Prof. d. engl. Philol. a. d. Univ. Wien,

William Dunbar

sein Leben und seine Gedichte

in Analysen und ausgewählten Uebersetzungen, nebst e. Abriß der altschottischen Poesie. Ein Beitrag zur schottisch-englischen Litteratur- u. Culturgeschichte im Reformationszeitalter. 8. 27 Bog. Preis geh. *M.* 7.—, geb. *M.* 8.—.

Verlag von **Robert Oppenheim** in Berlin.

Verlag von **F. C. W. Vogel** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Urgeschichte des Menschen.

Ein Handbuch für Studirende

von

Prof. Dr. A. Rauber

in Leipzig.

—— I. Band: **Die Realien.** ——

Mit 2 Tafeln. gr. 8. 1884. Preis 10 *M.*

Im Verlage von **Otto Wigand** in **Leipzig** ist erschienen:

Iwan Turgenjew.

Eine literarische Studie

von

Eugen Zabel.

Mit dem Bildnisse Turgenjews.

Preis 4 *M.* Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Für Redactionen!

Ein junger Schriftsteller, gewandter Feuilletonist, nicht ganz unbek. hum. Dichter, sucht unter den bescheidensten Ansprüchen baldmögl. einen Platz in d. Redaction einer Zeitg. Gefl. Offerten sub **L. 79.** beförd. die Annoncen-Exped. von **Martin Andresen, Flensburg.**

Antiquar-Catalog 15.

Französ. Literatur, Curiosa, Flagellantism., Frauenfrage, Spiritismus, Freimaurerei, Varia. 1600 Nrn. erschien soeben. Wir bitten gratis franco zu verlangen.

S. Glogau & Co., Leipzig.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von H. S. Hermann in Leipzig.

Digitized by Google

№ 35. Berlin, den 30. August 1884. Band XXVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Normalarbeitstag. Von Georg Adler. — Die Weltzeit. Von M. Wilhelm Meyer. — **Literatur und Kunst:** Illusion und Ideal. Von J. Frohschammer. — Ueber Popularität in der Kunst. Von Ludwig Fulda. — Achill u. s. w. Von Gustav Floerke. — **Aus der Hauptstadt:** Die akademische Kunstausstellung. Von A. L. I. — Inserate.

Der Normalarbeitstag.

Zu seiner bevorstehenden Einführung in Oestreich.

Von Georg Adler.

Im Mai ist in Oestreich ein großer Schritt auf der Bahn der socialen Reform gethan worden: das Abgeordnetenhaus hat den Normalarbeitstag für alle Fabrikarbeiter angenommen. Die Zustimmung der andern gesetzgebenden Factoren ist sicher. Er wird in nicht ferner Zeit in Kraft treten und vor Allem mit Ernst durchgeführt werden, — zum ersten Male in einem Großstaate seit dem Bestehen der modernen capitalistischen Productionsweise. Was ist der Normalarbeitstag, was seine principielle Bedeutung und seine praktischen Folgen, daß ihm eine so gewaltige Tragweite zugeschrieben werden muß? Hören wir zunächst die Geschichte, welche uns hier, wie so oft, die beste Auskunft ertheilt — die Geschichte der Theorie und der Praxis des Normalarbeitstages. Hier muß jedoch vorweg bemerkt werden: der Ausdruck „Normalarbeitstag" enthält etwas sprachlich Schiefes. Er läßt glauben, es sei dabei die Rede von einem „normalen", d. h. gleichen Arbeitstag; während es sich heute doch nur um einen „Maximalarbeitstag" handelt, d. h. um die Feststellung der Maximaldauer des Arbeitstages. Allerdings bestand vor der Entwicklung der modernen Fabrikindustrie in England der gesetzliche Normalarbeitstag im wörtlichen Sinne. Er war auch nicht zu Gunsten der Arbeiter, zur Abkürzung übermäßiger Arbeitszeit geschaffen, sondern im Gegentheil zur Verlängerung des damals verhältnißmäßig nicht lange währenden Arbeitstages. Derselbe wurde durch ein Gesetz vom Jahre 1349, welches dann 1496 wiederholt wurde, für alle Handwerker und Ackerbauarbeiter im Sommer auf die Zeit von 5 Uhr Morgens bis zwischen 7 und 8 Uhr Abends festgesetzt. Im Winter sollte von 5 Uhr Morgens bis zum Dunkeln gearbeitet werden. Die Arbeitspausen betrugen gesetzlich drei Stunden. Später bestimmten die bekannten „Lehrlingsacte" der Königin Elisabeth vom Jahre 1562, daß alle Arbeiter in den Gewerben, die den Charakter einer technischen Handfertigkeit hatten, im Sommer 12 Stunden und im Winter von Tagesanbruch bis zum Beginn der Nacht arbeiten sollten. Der Normalarbeitstag setzte also damals die gleiche Arbeitszeit für Alle fest, nicht blos ein Arbeitsmaximum. Das Gesetz wurde übrigens nicht ganz durchgeführt. Gewöhnlich wurde weniger gearbeitet als vorgeschrieben war. So klagt z. B. der Nationalökonom William Petty im Jahre 1672 (in der Schrift „Political Anatomy of Ireland"), daß nur 10 Stunden des Tages zur Arbeit verwendet würden. Und in der Mitte des 18. Jahrhunderts arbeitete man — wie aus den Schriften Postlethwaites und andrer Oekonomisten jener Zeit hervorgeht — nur fünf Tage in der Woche, da der fünftägige Lohn dem Arbeiter für sieben Tage vollauf genügte.

Alles das änderte sich mit einem Schlage, als die Epoche der großen Industrie begann. Die Arbeitszeit wurde maßlos verlängert, daneben Frauen und Kinder in Masse herangezogen. Die Arbeiter beriefen sich zwar auf die Lehrlingsacte. Die Gerichtshöfe interpretirten jedoch das Gesetz dahin, daß es nur für diejenigen Städte und Flecken mit Corporationsrechten gelte, welche vor 1562 bestanden und auch in diesen Orten nur für die schon zu jener Zeit existirenden Gewerbe. Aber selbst das genügte den Fabrikanten nicht. Sie wußten es durchzusetzen, daß die Lehrlingsacte im Jahre 1814 gesetzlich aufgehoben wurden.

Aber bald stellten sich in allen Industriebezirken die entsetzlichen Folgen der Ueberarbeit ein: physische, moralische und intellectuelle Verkümmerung, Stumpfsinn, Ausschweifung, Verkrüppelung und frühzeitiger Tod der Arbeiter. Eine allgemeine Degeneration erschien unausbleiblich. Da erfolgte der Umschlag. Die öffentliche Meinung trat entschieden für die Arbeiter ein; diese selber erhoben stürmisch ihre Forderungen; und es gelang ihnen, den Widerstand der Fabrikanten zu überwältigen. Nach und nach wurde die Maximalarbeitszeit in den Fabriken und Werkstätten für alle Personen unter 18 Jahren und für alle Frauen auf 10 Stunden herabgesetzt, und die Befolgung dieser Gesetze durch die Schaffung des Fabrikinspectorats gesichert. Dieser Normalarbeitstag — obgleich es sich hier nur um einen Maximalarbeitstag handelt, bleiben wir bei jenem Ausdruck, da er nun einmal in der Wissenschaft wie in der Publicistik Bürgerrecht erlangt hat —, also dieser Normalarbeitstag schloß gesetzlich die erwachsenen männlichen Arbeiter nicht ein und ermangelt somit einer weitergehenden principiellen Bedeutung. Immerhin bewirkte er factisch fast allgemein, daß auch für die Männer der Arbeitstag nur noch zehn Stunden dauerte. Denn die Technik ließ es gewöhnlich als wünschenswerth erscheinen, daß sämmtliche Arbeiter gleichzeitig beschäftigt wurden, so daß die gesetzlich ungeschützten Männer nur ebenso lange wie die Frauen und Kinder arbeiteten. Und wo etwa das Gesetz nicht diese Folge hatte, da halfen die Trades-Unions nach, jene gewaltige Arbeiterorganisation, welche jetzt schon weit über eine Million Mitglieder zählt. Die von den Fabrikanten und der auf ihrer Seite stehenden radical-individualistischen Oekonomie prophezeiten schlimmen Folgen für die Industrie haben sich nicht erfüllt. Im Gegentheil, die zur Untersuchung der Fabrikgesetze und ihrer Wirkungen niedergesetzte königliche Commission berichtete am

Digitized by Google

10. Februar 1876 als Endresultat: „Die zahlreichen früheren Untersuchungen über die Lage der in den verschiedenen Gewerben des Landes beschäftigten Kinder und Frauen enthüllten Zustände, welche das allgemeine Mitleid mächtig hervorriefen und das Einschreiten der Gesetzgebung gebieterisch verlangten. In auffälligem Gegensatze zu den in jenen Berichten enthüllten Verhältnissen ist die gegenwärtige Lage derjenigen, zu deren Gunsten die verschiedenen Fabrik- und Werkstättengesetze erlassen wurden. Einige Beschäftigungen sind trotz der gesundheitspolizeilichen Vorschriften dieser Gesetze noch unzweifelhaft ungesund; und in andern Gewerben findet sich noch gelegentlich ein Ueberarbeiten über die von den Gesetzen gezogenen Grenzen, das der Gesundheit der darin Beschäftigten nachtheilig ist. Allein diese Vorkommnisse sind zu unsrer Freude nur Ausnahmen. Dabei haben wir keine Ursache zur Annahme, daß die Gesetzgebung, welche in so auffälliger Weise sich als Wohlthat für die beschäftigten Arbeiter erwiesen hat, den Gewerben, auf die sie Anwendung fand, irgend erheblichen Nachtheil gebracht hat. Im Gegentheil, der Fortschritt der Industrie war augenscheinlich völlig unbehindert durch die Fabrikgesetze; und es gibt nur Wenige, selbst unter den Arbeitgebern, welche jetzt einen Widerruf der Hauptbestimmungen dieser Gesetze wünschten, oder welche die aus diesen Gesetzen hervorgegangenen Wohlthaten leugneten."

Auf dem Continent müßte die Gesetzgebung einschneidender sein, wenn dieselben Wirkungen erzielt werden sollten wie in England. Denn bei uns sind in den Fabriken viel weniger Frauen und Kinder beschäftigt, so daß eine Beschränkung der Arbeit blos dieser noch lange nicht dieselbe Wirkung auch für die Männer haben, ja vermuthlich in vielen Fällen nur zur Ersetzung der gesetzlich geschützten Personen durch erwachsene männliche Arbeiter führen würde. Auch gibt es hier nirgends eine Arbeiterorganisation von nur annähernd so großem Einflusse wie die englischen Trades-Unions. Dieser Sachlage entsprechend mußte von der continentalen Theorie und Praxis der Normalarbeitstag für alle Arbeiter gefordert werden. Es existirt auch — höchst charakteristisch — auf dem ganzen Continent kein einziges Gesetz, welches einen Normalarbeitstag *speciell* für die Frauen festsetzte, wie dies doch in England der Fall ist.

Der erste Nationalökonom, der für die in Rede stehende Institution eintrat, war Sismondi in seinem berühmten Werke „Nouveaux principes d'économie politique" (1819). Er forderte ein Zehnstundengesetz. Ihm schlossen sich in Deutschland die beiden hervorragenden Gelehrten Robert v. Mohl und Herrmann an. Die Socialisten legten damals merkwürdiger Weise keinen sonderlichen Werth darauf: ein Beweis, wie sehr es ihnen an praktischem Scharfblicke fehlte. Erst das Jahr 1848 schob den Normalarbeitstag in den Vordergrund — in Deutschland sowohl wie in Frankreich. In Paris war nach der Februar-Revolution eine „Commission der Arbeiter" geschaffen worden, welche zumeist aus Delegirten der Arbeiter der verschiedenen Industrien bestand. Diese Commission nahm nun schon in ihrer ersten Sitzung vom 1. März 1848 eine Resolution an, derzufolge ein Normalarbeitstag von 10 Stunden für Paris, von 11 Stunden für die Departements festgestellt werden sollte. Am folgenden Tage wurde dieser Beschluß durch ein Decret der provisorischen Regierung zum Gesetz erhoben. Leider wurde dasselbe bald in rückläufigem Sinne revidirt, indem durch eine Bestimmung vom 5. September 1850 der Normalarbeitstag auf 12 Stunden erhöht wurde. Was aber das Traurigste an beiden Gesetzen ist: man hat auch nicht die geringste Maßnahme zu ihrer Durchführung getroffen. Es gibt bis heute noch keine Fabrikinspectoren in Frankreich. *Der Normalarbeitstag steht dort eigentlich nur auf dem Papier.* Dies hängt wohl auch damit zusammen, daß er nach 1848 sehr in den Hintergrund trat. Er spielte nicht einmal eine Rolle in der Arbeiterbewegung. Diese stand nämlich — wie Lexis in seinem meisterhaften Werke über die französischen Gewerkvereine gezeigt hat — unter dem Einflusse der Ideen Proudhons; und dieser hatte sich auf das Entschiedenste gegen jene Institution ausgesprochen. Erst seit wenigen Jahren, seitdem Marxistische Lehren in Frankreich Eingang gefunden haben, wird dort wieder der Normalarbeitstag diskutirt. Uebrigens wurde 1881 in der Kammer beantragt, ihn auf 11 Stunden herabzusetzen — aber ohne Erfolg.

In Deutschland war im Jahre 1848 das städtische Proletariat noch zu wenig zahlreich, um einen ebenso entscheidenden Einfluß auf den Gang der Dinge ausüben zu können, wie dies in Frankreich geschehen war. Immerhin gaben auch die deutschen Arbeiter ihre Meinung kund, wenn sie auch damit nicht durchzudringen vermochten. Sie veranstalteten zu Berlin (vom 23. August bis zum 3. September 1848) einen Congreß, auf welchem man unter Anderm eine Resolution für den zehnstündigen Normalarbeitstag faßte. Auch wurde diese Institution in gleichzeitigen Schriften von K. Marlo, K. Vollgraff und V. Wichura empfohlen.

Als sich später die socialdemokratische Arbeiterpartei bildete, war der Normalarbeitstag ihre Hauptforderung an die gegenwärtige Gesellschaftsordnung. Dies geschah vor Allem unter dem Einflusse von Karl Marx, der in seinem großen Werke über „das Kapital" (1. Auflage 1867) einen langen Abschnitt dem Normalarbeitstage gewidmet hatte. Es war hier auseinandergesetzt, daß derselbe zur Erhaltung von Gesundheit und Lebenskraft des Arbeiters sowie zu seinem Schutze gegen übertriebene Ausbeutung nothwendig sei, ohne daß dadurch die Industrie, wie die Gegner behaupteten, irgend erheblich geschädigt würde. Uebrigens ist auch Karl Marx derjenige gewesen, welcher das Wort „Normalarbeitstag" erfunden und in die Sprache eingeführt hat. Besonders ist es der neuen Socialpolitik des Fürsten Bismarck gegenüber von der Arbeiterpartei immer und immer wieder von Neuem betont worden, daß eine gesunde Socialreform mit dem Normalarbeitstage beginnen müßte. Indeß hat sich der Reichskanzler gegen diese Forderung stets ablehnend verhalten. Dagegen ist für sie ein Theil der Conservativen und Ultramontanen, die (demokratische) „deutsche Volkspartei" und vereinzelte Deutsch-Freisinnige. „Reichsbote," „Deutsches Tageblatt", „Germania", „Frankfurter Zeitung", „Berliner Tageblatt" und „Oberrheinischer Courier" (fortschrittlich) sind um die Wette mit dem Züricher „Socialdemokrat" für den Normalarbeitstag eingetreten. Im Reichstage stand derselbe zweimal zur Verhandlung. Das erste Mal beantragte bei Berathung der Gewerbeordnung (1869) der conservative Abgeordnete v. Brauchitsch den zwölfstündigen Normalarbeitstag. Das zweite Mal wurde ein zehnstündiger von den Socialdemokraten (1878) verlangt. Die Ablehnung erfolgte *damals* mit überwältigender Majorität. Heute würde das allerdings nicht mehr stattfinden. Vor Allem aber muß bemerkt werden, daß neuerdings die volkswirthschaftliche Wissenschaft mit einer Reihe ihrer hervorragendsten Vertreter der Arbeiterforderung zugestimmt hat. So haben sich für sie ausgesprochen: Gustav Cohn, Lexis, F. J. Neumann, Schäffle, Lorenz von Stein, Ad. Wagner u. A.

Inzwischen hat die Schweiz durch das Fabrikgesetz vom 23. März 1877 den elfstündigen Normalarbeitstag festgesetzt. Doch wird derselbe nicht streng durchgeführt, angeblich weil die ausländische Concurrenz die Fabrikanten zwingt, auch ihrerseits länger arbeiten zu lassen. Die Schweiz hat sich deshalb — auf Grund eines Nationalraths-Beschlusses vom December 1880 — mit den andern Ländern behufs Einführung einer internationalen Fabrikgesetzgebung in Verbindung zu setzen gesucht, aber nur von Oestreich und Italien zustimmende Antworten erhalten.

Nunmehr steht Oestreich im Begriff den großen Schritt zu thun. Für alle Fabrikarbeiter soll ein elfstündiger Normalarbeitstag eingeführt werden. Nur für diejenigen Industrien, welche eine solche Beschränkung ihrer Arbeitszeit noch nicht vertragen können, ist vom Handelsminister im Einvernehmen mit den Handels- und Gewerbekammern für die Dauer von je 3 Jahren eine Ueberstunde zu gewähren. Daneben ist noch die Beschäftigung von Kindern unter 14 Jahren, sowie die Nachtarbeit der Frauen und jungen Personen unter 16 Jahren verboten. Leider fehlen in der neuen „Arbeiter-Ordnung" auch

Digitized by Google

nicht einige reactionäre Schlacken, nämlich: das obligatorische Arbeitsbuch und die strafrechtliche Verfolgung des Contractbruches. Indessen ist das Fabrikgesetz, trotz der beiden letztgenannten, von der Wissenschaft und der Praxis längst verurtheilten Bestimmungen, als ein großer Fortschritt zu bezeichnen. Denn es ist klar, daß ein wahrhaft menschliches Dasein voraussetzt, daß der Mensch die für seinen Körper so nothwendige Ruhezeit sowie auch noch Muße habe, um sich mit höheren Dingen, als es die mechanische Arbeit ist, zu beschäftigen, um Theil zu nehmen an dem geistigen Leben der Nation, an den Resultaten der Cultur und Civilisation. Wenn nun auch der elfstündige Arbeitstag — zumal mit den östreichischen Modificationen — insofern nur ein Anfang in dieser Richtung ist, als er nicht mehr wie die äußerste Ausnutzung der Arbeitskraft verhindert —, so ist er doch andrerseits bahnbrechend, indem hier zum ersten Male von Seiten eines Großstaats ein ernster Versuch zum obigen Ziel hin gemacht und in prinzipieller Weise sogar die Pflicht des Staates dazu proclamirt wird. Wem aber jener erste Anfang nicht genügt, den muß man darauf hinweisen, daß aus Gründen der internationalen Concurrenz ein einzelner Staat jedenfalls nicht viel weiter gehen kann, so lange die Mehrzahl der andern Länder die Hände in den Schoß legt. Wird diese das Niveau der östreichischen Socialgesetzgebung erlangt haben, so wird hier wie dort die Reform immer tiefer und tiefer greifen können.

Die Weltzeit.

Von M. Wilhelm Meyer.

Die Menschen sind alle Egoisten; darüber wollen wir weiter kein Wort verlieren. Es ist auch besser, daß sie es sind. Denn wenn es einmal mit der Selbstaufopferung so weit käme, daß jeder absolut nur für das Wohl seines Nächsten sorgte, so daß Herr A. für Herrn B. den Lebensunterhalt verdiente, wogegen Herr B. die Geschäfte des Herrn A. übernimmt, so würde am Ende wohl das Gleiche dabei herauskommen, nur mit dem Unterschiede, daß sich selbst bei den denkbar idealsten Zuständen kein Mensch dabei wohl fühlen könnte, weil die Empfindung von Schmerz und Freude, Zufriedenheit oder Unwillen über das Hervorgebrachte doch von der Eigenart eines jeden Individuums abhängt, weswegen man sich auf das Urtheil seines Nachbarn wohl nur verlassen könnte, wenn dieser an Geist und Körper genau gleich geformt wäre, wie er. Diesem letzteren Ideale wollen wir aber doch hoffentlich nicht zustreben. Das müßte ja eine grauenhaft langweilige Welt sein, wo auch unser Geist und unser Gemüth in eine allgemeine Uniform gesteckt und nicht nur der Tabak sondern auch das Lachen und das Weinen verstaatlicht wäre, welches man nur nach gewissen gesetzlichen Normen und nach Entrichtung der darauf entfallenden indirecten Steuer ratenweise genießen darf, ebenso wie die schwarze Suppe, welche uns dann ein Polizeidiener alle Mittage bringen würde. Lassen wir es gut sein, es gibt eine große Menge von lebenslänglich angestellten Schulmeisterseelen, welche eine solche Gleichheit als das Ideal ihrer Wünsche betrachten und sich die größeste Mühe geben, die junge Welt möglichst genau zu nivelliren und alle kräftigeren Baumpflanzen, die in ihrer Schule etwa sebstständig mehr nach rechts oder nach links oder gar nach oben auswachsen möchten, unerbittlich beschneiden mit der Gleichheitsscheere des officiellen Lehrplanes. Wenn es nicht glücklicherweise hie und da einen muthigen Baum gäbe, der trotz der Gärtnerscheere mit urwüchsigen Armen plötzlich über den Gärtner emporschösse und ihn mit knorrigen Fingern hinten am Zopfe von der Leiter hinunterrisse, die er schon angesetzt hatte, um seine Beschneidungskünste zu üben, es würde bald die ganze Welt aussehen wie ein endloser französischer Garten mit Alleen aus steifgrünen Wänden, in denen man kein Baumindividuum mehr besonders unterscheiden kann, wo die schönsten Marmorgedanken der griechischen Kunst zu steinernen Soldaten werden, die, in gleichen Abständen links und rechts aufgestellt, nur auf das Commando warten, um im Nationalkostüm der abgedankten Götter mit automatischer Präcision einen musterhaften Parademarsch zu insceniren. Steht hie und da wirklich ein einzelner Baum abgesondert, so hat die künstlerische Scheere ganz sicher aus einer markigen Eiche eine schlanke wohlfrisirte Pappel geformt oder eine ganz undefinirbare Gestalt, die auf einem Beine steht und mit den grünen Armen jämmerlich gen Himmel schreit. Da lobe ich mir doch meinen schattigen Wald. Man glaube nicht, daß dort Alles so wild und ganz von selbst wachse, wie es den Anschein hat; auch dort muß der Förster ein wachsames Auge haben, daß ein Eichenbaum dem andern sein täglich Brod nicht nimmt; aber er will ihm nicht gleich den Kopf abschneiden, wenn er größer wird, als sein Nachbar, oder er setzt dem andern nicht zu mit wohlgemeinten Prügelsuppen und Privatlectionen im Wachsen, wenn er es mit dem besten Willen nicht so weit bringen kann, wie die übrigen Bäume.

Es ist nicht möglich alle Welt über einen Kamm zu scheeren, und man wird es auch künftighin niemals dazu bringen. Es wird immer Arme und Reiche geben an Geist so gut wie an klingender Münze. Aber dieses Eine sollten die Reichen doch bei allem wohlberechtigten Egoismus, ja gerade weil sie Egoisten sind, beherzigen, daß sie sich mit viel mehr Herzensruhe und Behäbigkeit ausbreiten könnten, wenn auch ihr Nachbar zum mindesten wohlhabend wäre und man von seiner Seite also keinen heimtückischen Einfall in das Gebiet des vielgeliebten Eigenthums zu erwarten hat. Aus diesem und keinem anderen Grunde — sagen wir es nur ohne weitere Schönfärberei — sind die Vereinigungen der Individuen zu Familien, der Familien zu einem Staate entstanden und gegenwärtig beginnt das Zeitalter der internationalen Vereinigungen, die eben auch nur aus der evident hervortretenden Thatsache entspringen, daß der allgemeine Wohlstand gleichbedeutend ist mit dem Wohlbefinden des Einzelnen und daß man mit einem reichen Nachbar bessere Geschäfte machen kann als mit einem armen, weshalb wir wünschen, daß dieser sich bereichere — natürlich auf Kosten der Allgemeinheit. Das sind praktische Erfahrungen, die zeigen, wie gewissermaßen ein Hyper-Egoismus sich mit dem entsagenden Edelmuthe eines philantropischen Idealismus deckt und ich meine, es ist immer vom Standpunkte des Erziehers — und eines solchen bedarf die große Menschheit so gut wie ein Kind — noch besser, darauf hinzuweisen, daß wir nicht nur aus ethischen Gründen, die sich in einem praktischen Geiste gar zu leicht verflüchtigen, sondern aus rein praktischen Betrachtungen unsern Nachbar hegen und pflegen und ihm Gutes thun sollen, weil das auch für uns gut ist.

Seit der Dampf und die Elektricität sich nicht mehr vor der Grenzpolizei und dem tiefen Wasser der Oceane fürchten und die Gedanken nebst den anderen Produkten der verschiedensten Nationen ballenweise herüber- und hinübersliegen von einem Ende der Welt zum andern, seitdem die Interessen von Amerika in vielen Stücken mit unseren Interessen parallel laufen, seitdem wird die Nothwendigkeit nach internationalen Vereinigungen zur Herstellung allgemeiner Geschäftsnormen im Weltverkehr immer mehr und mehr empfunden. Daher der Weltpostverein, die angestrebte und für einen großen Theil der civilisirten Welt thatsächlich erreichte Vereinigung der Maß- und Gewichtssysteme, sowie des Münzfußes, daher die von maßgebenden Persönlichkeiten aller Länder befürwortete Vereinheitlichung der Zeit und der geographischen Längen, weswegen im verflossenen Herbst die sachkundigen Gelehrten zu einer internationalen Conferenz in Rom zusammengetreten sind und einstimmig beschlossen haben, ihren betreffenden Regierungen diese Unification dringend ans Herz zu legen, deswegen schließlich die diplomatische Conferenz, welche in kurzer Zeit in Washington stattfinden wird, um endgültig über die Frage Beschluß zu fassen.

Hier möchte ich nun von vorn herein hervorheben, daß dieses Bestreben zur Vereinigung der tausendfachen Zeiten, nach welchen heute im Verkehrswesen gerechnet wird, zu einer einheitlichen Weltzeit recht charakteristisch die Richtung markirt, welche die

Digitized by Google

internationalen Vereinigungen unserer Zeit stets vor Augen haben sollten: Diese Vereinigung soll sich durchaus auf die äußeren praktischen Interessen des Weltverkehrs beschränken, während dem Individuum seine persönliche Zeit, jeder Stadt ihre Lokalzeit gelassen wird. Hier soll nur nivellirt werden, so wie man den Boden gleich machen muß, wo man Eisenbahnen bauen will; im Uebrigen werden jener individuellen Vielartigkeit keine Schranken gesetzt, deren Verschlingungen untereinander allein nur das Leben interessant und genießbar machen können und die deshalb auch in ihren geringfügigeren Zügen vom Fortschritt unangetastet bleiben sollten. Es ist wahr, daß hier öfters die Grenze schwer zu ziehen ist, wo die allgemeinen menschlichen Interessen aufhören und die individuelle und eigenartige Entwicklung des Einzelnen oder einer besonderen Völkerschaft beginnt. Aber man soll es sich doch nicht als Ideal vorstellen, neben den einheitlichen Münzen, Maßen und Gewichten, neben dem Weltpost- und Telegraphenvereine und der allgemeinen Weltzeit auch noch eine Weltsprache, eine Weltkirche und einen Weltstaat zu träumen. Münzen, Maße, Gewichte und Zeit sind Conventionen, an sich willkürliche Dinge, die aus einer gewissen Angewöhnung, aber nicht aus einer innern moralischen oder Naturnothwendigkeit hervorgegangen sind, wie die Sprache, die Kirche und der Staat, deren Gehalt und Tiefe sowie äußere Form sich aus der Natur der Sache von selbst hervorbilden und an denen durch internationale Conferenzen auch nicht ein Deut zu ändern ist.

Was nun die Zeit betrifft, so ist auch sie in einem gewissen Stücke ein Naturding und nicht conventionell. Nach demselben Zeitsysteme, welches wir heute mit aller Präcision ausgearbeitet haben und unsere Chronometer angeben, richtet sich auch die ganze Natur, alle Blumen und alle Thiere, ziemlich genau, ohne daß ihnen der liebe Gott eine Taschenuhr mit auf die Welt gegeben hat. Der wachsame Hahn ignorirt in stolzer Unabhängigkeit durchaus die schwerfälligen Glockenschläge vom Kirchthurme und irrt sich doch nicht in seiner verantwortlichen Amtsthätigkeit als officieller Verkünder des Tagesanbruchs für die schlafende Gemeinde des Meierhofes. Auch die Blume öffnet in der Frühe rechtzeitig ihren duftigen Kelch, um die perlende Morgengabe zu empfangen, welche über sie der liebende Sonnengott ausschüttet, dessen purpurner Mantel schon über den Himmel hinflattert. Die ganze Natur rings um den Erdball richtet sich also nach jenem Zeitsysteme, welches wir Ortszeit nennen, welches also für jeden Ort einen anderen Anfangspunkt hat. In Amerika kräht der Hahn erst in dem Momente, da wir zu Mittag speisen und um diese selbe Zeit öffnet am Ganges schon die Lotosblume ihren Kelch, um die buhlerischen Strahlen des Mondes einzusaugen. Die ganze Natur richtet sich offenbar nach dem Stande der Sonne, welche auch unsere astronomischen Uhren regulirt; die Ortszeit ist also etwas in der Natur innig Begründetes, woran sich durch internationale Conferenzen nicht rütteln läßt.

Aber für den Weltverkehr, der keine Nachtruhe kennt, für den Eisenbahn-, Post- und Telegraphendienst mußte dagegen diese Verschiedenheit der Zeiten äußerst störend wirken. Auf den Flügeln des Dampfes können wir uns schon in 24 Stunden an einen Ort versetzen, dessen Zeit beinahe um eine Stunde von der unseres Ausgangspunktes verschieden ist, und das telegraphisch beschleunigte Wort, welches eventuell über die Verwendung von Millionen entscheidet, kann in wenigen Minuten bis zu unseren Antipoden befördert werden, die Mitternacht haben, wenn auf uns die mittägliche Sonne herabscheint. Man begreift leicht, daß diese Zeitverschiedenheiten zu den verhängnißvollsten Irrthümern Anlaß geben können. Im Eisenbahndienst kann ein Handgriff, der am Wechsel eine Minute zu spät oder zu früh ausgeführt wird, das Leben von Hunderten gefährden, in der Geschäftswelt aber ist das geflügelte Wort „Zeit ist Geld" längst bekannt. Die Zeit ist überhaupt die Grundlage aller unserer Handlungen, und da heute der Einzelne im Weltgetriebe wenig mehr gilt, sondern seine Kraft mit der von tausend Anderen vereint, die über die ganze Welt zerstreut sein können, und deren gleichzeitiges Ineinandergreifen nur von gewinnbringender Wirkung begleitet sein wird, so darf über diese Zeitgrundlage, durch welche die gleichzeitige Thätigkeit einer verzweigten Organisation allein geregelt werden kann, keine Zweideutigkeit bestehen; es müssen dafür gleiche internationale Normen angestrebt werden. So wie es statistisch nachweisbar ist, daß durch die Annahme eines einheitlichen Maß- und Gewichtssystems von Seiten der meisten civilisirten Staaten jährlich Millionen erspart werden, so ist es ganz zweifellos, daß aus einer Unification des Zeitsystems, nach welcher der Weltverkehr arbeiten würde, bedeutende materielle Vortheile erwachsen müßten. Um den Verwirrungen in den Zeitangaben wenigstens innerhalb bestimmter Landesgrenzen vorzubeugen, haben sich bekanntlich schon die Eisenbahnverwaltungen der verschiedenen Länder entschlossen, innerhalb des Gebietes ihrer Competenz ein und dieselbe Zeit zu benützen, gewöhnlich diejenige, welche für die betreffende Landeshauptstadt Ortszeit ist. Dadurch wurde allerdings dem Uebelstande innerhalb der Landesgrenzen gesteuert. Aber seit der Weltpostverein besteht, setzen die Landesgrenzen dem allgemeinen Verkehre kein wesentliches Hinderniß mehr entgegen, während dagegen gerade an diesen Grenzen durch die allgemeine in demselben Lande angenommene Ortszeit der Hauptstadt die Differenz eine plötzlich auftretende wird und deshalb um so störender wirken muß. Wenn z. B. Reisende von Frankreich nach Italien durch den Mont-Cenis fahren, so müssen sie in Modane ihre Uhren plötzlich um 40 Minuten vorrücken, weil die Meridiandifferenz zwischen Rom und Paris so viel ausmacht. Dem Weltverkehr ist also durch diese Maßnahmen ganz und gar nicht gedient. Ihm thut eine Zeit Noth, die über die ganze Welt dieselbe ist. Es trat also die Frage in den Vordergrund, welcher Zeit man zu diesem Ende den Vorzug geben sollte. Die Entscheidung hierüber war offenbar sehr heikler Natur, da nothwendig der Nationalstolz und die Eigenliebe vieler Länder beleidigt werden mußte, um ein einziges Land auszuzeichnen, dessen Normalzeit allgemein zu adoptiren sei.

Um eine derartige Entscheidung zu treffen, d. h. zu bestimmen, welche Zeit sich am besten als Weltzeit eigne, die dann den verschiedenen Regierungen zur allgemeinen Annahme zu empfehlen sei, sind maßgebende Gelehrte, Geodäten, Astronomen und Geographen aller Länder im verflossenen Herbste in Rom zur Berathung zusammengetreten, in jener selben Stadt, von der schon zweimal eine wesentliche Reform des Zeitwesens, ich meine die des Kalenders, ausging und sich über die Welt verbreitete. Die Berathungen begannen am 15. October und endeten am 23. und hatten nach ziemlich lebhaften Debatten den Erfolg, daß sich alle Welt geeinigt hat, die Zeit von Greenwich, also die officielle englische Zeit, allen Regierungen als Weltzeit in Vorschlag zu bringen. Am meisten oder fast den einzigen Widerstand haben die Franzosen diesem Entschlusse entgegengestellt, welche den Meridian von Paris oder doch einen auf indirecte Weise mit ihm zusammenhängenden durchzubringen versuchten und merkwürdigerweise die Wichtigkeit einer derartigen Unification nicht begreifen wollten, deren Metersystem man doch seiner Zeit mit so großer Bereitwilligkeit aufgenommen hat, weil es damals ein Jeder einsah, daß die allgemeine Einigung über solche conventionelle Dinge immer eine Vereinfachung des Geschäftsganges, diese aber Zeitersparniß, also nothwendig materielle Vortheile hervorbringen muß. Es konnte aber keinem unparteiischen Auge entgehen, daß der Meridian von Greenwich, welcher übrigens nur um neun Minuten von dem Pariser verschieden ist, der allgemeinen Annahme als Anfangspunkt der Zeitzählung mehr zu empfehlen sei, als der letztere. Am schwersten wog dabei der rein praktische Grund, daß die Greenwicher Zeit bereits gegenwärtig im See- und Verkehrswesen am allgemeinsten eingeführt ist. Die Seeleute, welche zur Führung ihres Schiffes und zur Bestimmung der geographischen Lage desselben die Zeit irgend eines bekannten festen Punktes der Erde stets kennen müssen, haben hierfür längst mit großer Allgemeinheit die Zeit von Greenwich angenommen und davon macht kaum mehr eine andere Nation als die Franzosen und nicht einmal die Chinesen eine Ausnahme. Die nautischen Jahrbücher fast aller Länder, besonders Amerika ist auch in dieser Beziehung rühmlich vorangegangen, berechnen ihre Daten, von deren richtiger Anwen-

Digitized by Google

dung, also auch von deren Unzweideutigkeit das Schicksal eines Schiffes abhängig werden kann, ausschließlich bei zu Grundelegung des Meridians von Greenwich; endlich haben auch die Eisenbahnverwaltungen der Vereinigten Staaten bereits vor einem Jahre, etwa seit dem Momente der Conferenz in Rom, die Greenwicher Zeit allgemein eingeführt. Es ist deshalb kaum mehr einem Zweifel zu unterziehen, daß die diplomatische Conferenz in Washington die universelle Geltung der Greenwicher Zeit annehmen und dieselbe dann in kürzerer Zeit zur praktischen Anwendung gelangen wird.

Von diesem Augenblicke an sollen dann die Ankunfts- und Abfahrtszeiten für sämmtliche Eisenbahnen der Welt auf den betreffenden Fahrplänen nach ein und derselben Weltzeit verzeichnet werden, welche je nach dem Längenabstande der verschiedenen Orte um eine bestimmte constante Größe von der Ortszeit abweicht. Gleichzeitig soll aber auch diese Ortszeit, welche für alle internen bürgerlichen Angelegenheiten die maßgebende bleibt, neben der Weltzeit mit aufgeführt werden. So wird z. B. für Berlin die Ortszeit um $53^1/_2$ Minute der Weltzeit voraus eilen. Ein Geschäftsmann also, der die Weltzeit dann in jedem Momente kennen muß, braucht auf seiner Taschenuhr blos ein zweites Zeigersystem von verschiedener Farbe anbringen zu lassen, das immer in einem constanten Abstande von $53^1/_2$ Minute vom ersteren bleibt, worauf dieses ihm die Weltzeit stets richtig angeben wird, wenn die Uhr sonst gut geht. Es ist hier aber noch eines Umstandes zu erwähnen, der sich auf den allgemeinen Anfang des Tages bezieht, welcher nach Weltzeit also auch für die ganze Welt in demselben Momente stattfinden wird, und zwar, wenn es zu Greenwich genau Mittag ist, nicht Mitternacht, wie man es nach Analogie des bürgerlichen Gebrauches hätte vermuthen sollen. Dieser eigenthümliche Entschluß hat gleichwohl einen sehr guten praktischen Grund. Irgendwo auf der Erde muß man doch das Datum einmal plötzlich wechseln, wenn man um dieselbe herumgeht. So ist es natürlich auch unumgänglich, daß die Weltzeit, deren Tag und Datum überall in demselben Momente wechselt, es mit sich bringt, daß dieser Wechsel für gewisse Districte in Folge ihrer Ortszeit in ungewohnten Abtheilungen des gewöhnlichen Lokaltages stattfindet. Es wird z. B. wenn der Welttag beginnt, wie wir wissen, in Greenwich Mittag, in Calcutta aber schon 6 Uhr Abends, auf den Fitschi-Inseln Mitternacht, dagegen in New-Orleans erst 6 Uhr Morgens sein. Es ist also nicht zu vermeiden, daß der Anfang des Welttages für gewisse Orte zu einer unbequemen Zeit stattfindet. Um aber in dieser Beziehung Irrthümer auf ein Minimum zu beschränken, hat man sich entschlossen, diesen Datumwechsel mitten in Europa um die Tages- und Geschäftszeit stattfinden zu lassen, statt in Asien und auf den Inselgruppen des großen Oceans, wo es zur Tageszeit nöthig gewesen wäre, wenn man den Anfang des Welttages auf die Greenwicher Mitternacht verlegt hätte. Man hoffte und gewiß mit Recht, daß die strammere Organisation des Verkehrswesens im civilisirten Europa eher Irrthümern im Datum des Welttages vorbeugen wird, als man von unsern Antipoden erwarten könnte. Endlich soll sich die Weltzeit von der bürgerlichen noch dadurch unterscheiden, daß sie von 0 Uhr oder Mittag bis 24 Uhr weiter gezählt wird, wie es die Astronomen thun, da ja auch für dieses System die Bezeichnungen „Morgens" und „Abends" für manche Theile der Erde ganz widersinnig werden müssen, indem der Weltzeittag zur Abendzeit ebenso gut, wie für andere Districte Morgens beginnt. In Madrid wird also künftig die Geschäftswelt z. B. am ersten Januar 1885 eine halbe Stunde vor Mittag nach Weltzeit noch schreiben: den 31. December 1884 23 Uhr 45 Minuten; erst eine Viertelstunde später tritt der neue Weltzeittag, also für Madrid eine Viertelstunde vor dem bürgerlichen Mittag ein, und mit diesem erst beginnt das neue Geschäftsjahr.

Mit dieser Unification der Zeit für die Geschäftswelt soll die des Ausgangs-Meridians für das Kartenwesen und die Schifffahrt parallel gehen und zwar soll als ausschließlicher Meridian, von welchem ab die geographischen Längen zu zählen sind, gleichfalls der von Greenwich adoptirt werden, welcher in der That bereits auf den meisten Karten neueren Datums eingeführt ist, mit Ausnahme der französischen, welche den Meridian von Ferro, der eigentlich nur dem von Paris als leeres Wort untergeschoben ist, beharrlich festhalten. Da nämlich Ferro eine ziemlich große Insel ist, durch welche man sehr viele Meridiane legen kann, so haben die Franzosen dafür einen solchen gewählt, welcher genau 20 Grad westlich von demjenigen Meridiane liegt, welcher durch die Sternwarte von Paris geht; dieser geht dann auch so ohngefähr durch Ferro, ist aber doch eigentlich ein Meridian von Paris, oder durch Paris festgelegt. Nachdem auch diese Unification des Ausgangs-Meridians allgemein eingeführt ist, wird man endlich einmal leichter die geographischen Längen der wichtigsten Plätze im Kopfe behalten können, über die wegen der Vielartigkeit der benützten Systeme bis jetzt noch immer eine arge Unwissenheit herrscht. Die Differenz der Weltzeit mit der betreffenden Ortszeit nämlich, die der Geschäftsmann sich dann bald eingeprägt haben und die für jeden Ort bei den öffentlichen Uhren angebracht sein wird, gibt zugleich die geographische Länge des betreffenden Ortes an. Will man sie in Graden wissen, so braucht man die Zeitdifferenz nur mit 15 zu multipliciren, weil 15 Längengrade auf eine Stunde Zeitunterschied gehen.

„Die Conferenz hofft," so lautet ein achter Artikel der Resolutionen von Rom, „daß wenn bei Vereinheitlichung der Zählung von Länge und Zeit durch die Gesammtheit der Staaten der Meridian von Greenwich als Ausgangspunkt angenommen wird, dies für Großbritannien einen Beweggrund mehr bilden werde, um durch Beitritt zur Meterconvention vom 20. Mai 1875 seinerseits einen neuen Schritt zur Vereinheitlichung von Maß und Gewicht zu thun."

Das Metersystem, sagte Christie, der Abgeordnete Großbritanniens in Rom, sei bereits in England sehr verbreitet und im Lehrplan der Schulen eingeführt, so daß er persönlich hofft, seine Regierung werde diesen letzteren Artikel beherzigen. Man sieht, wie ein Schritt zur Einigkeit einen andern mit sich zieht und wie es heute gewissermaßen in der Luft liegt, die Vielartigkeit der rein äußerlichen Conventionen der einzelnen Völker durch internationale Beschlüsse zu beseitigen. Das ist ein schöner und fruchtbringender Zug unserer Zeit, so lange derselbe nicht auf innere natürlich nothwendige Verschiedenheiten übergreift. Die Vereinfachung solcher willkürlichen Conventionen kann nur befreiend wirken auf die Entwicklung der allgemeinen Interessen; würde eine solche Tendenz sich aber, wie es im öffentlichen Schulwesen bedenklich hervortritt, an die inneren naturgeborenen Güter unserer Seele wagen, so wäre das als ein gefährlicher Uebereifer zu bezeichnen, der nur allgemein verflachen, nicht befreien kann.

Literatur und Kunst.

Illusion und Ideal.

Von J. Frohschammer.

Die Illusion spielt im Leben und Wirken der Menschheit eine so große, einflußreiche Rolle, wie kaum eine andere Macht im Menschendasein, wie insbesondere — wenigstens bis jetzt — Einsicht und Wahrheit sie nicht zu spielen vermocht haben. Blickt man auf die Menschen und Völker durch alle Räume und Zeiten hindurch, so findet man sie allenthalben beherrscht von der Illusion, von Meinungen, Annahmen, Hoffnungen, Befürchtungen, denen gar keine Wirklichkeit entspricht oder eine andere als man angenommen. Die Menschen und Völker leben in Illusionen und aus Illusionen. Sie schöpfen daraus ihre Lebensziele, die Kraft, ja Begeisterung für ihre Bestrebungen, auch ihre Tröstungen und Ermuthigungen in den Drangsalen und vielgestaltigen Gefahren

Digitized by Google

und Leiden des Daseins. Dabei ist ihnen selbstverständlich sowohl im gewöhnlichen Lebensgebiete als auch in dem der Religion verborgen, daß sie Täuschungen sich hingeben, bloßen Phantasiegebilden folgen oder vertrauen, wenn auch die Menschen, Völker und Zeitalter einander wohl richtiger beurtheilen. Allenthalben werden die fremden Illusionen leichter als solche erkannt und insbesondere anerkannt als die eigenen. Ein solcher Gegenstand ist wohl einer näheren Betrachtung würdig, da die Erkenntniß der Menschennatur und des Menschendaseins wesentlich davon bedingt ist. Wir wollen im Folgenden, freilich nur sehr in Kürze, den Versuch dazu machen.

Was Illusion sei, weiß im Allgemeinen fast jeder einigermaßen Denkende, den Begriff aber genauer zu bestimmen ist nicht ohne Schwierigkeit, ja denselben fest abzugrenzen ist, da wir uns in einem geistigen Entwicklungsproceß, der noch unabgeschlossen ist, befinden, geradezu unmöglich. Denn wir müßten bereits aller Illusion mit Sicherheit uns entrückt erachten können, wenn wir genau sagen sollten, nicht blos formell, sondern auch inhaltlich, was in unserm Bewußtseinsinhalt Illusion sei und was nicht. Die Illusion besteht im Allgemeinen darin, daß etwas anders vorgestellt wird, als es wirklich ist, und daß diese Vorstellung Einfluß auf unser ernstes (nicht blos ästhetisches) Fühlen, Wollen und Handeln hat. Was nicht ist, wird als seiend, existirend vorgestellt und übt dadurch Einfluß auf unser Leben und Wirken; oder das Seiende wird anders vorgestellt als es wirklich ist und hat in dieser (falschen) Vorstellung bestimmende Einwirkung auf uns. Besonders in Bezug auf das eigene Wesen und Wirken sind Illusionen sehr gewöhnlich, insofern die Meinung von demselben sehr häufig die wirkliche Bedeutung übersteigt oder die Kraft zu wirklichen Leistungen überschätzt wird. Auch Vergangenheit und mehr noch Zukunft sind Gegenstände von Illusionen, wie bekannt. Auf religösem Gebiete insbesondere ist die Illusion herrschende Macht, insofern Wesen als existirend angenommen werden, die nicht existiren, oder Gegenständen Kräfte zugeschrieben werden, die sie nicht besitzen, oder Handlungen für bedeutungsvoll und wirksam gelten, die keinerlei wirkliche Folgen, oder wenigstens die erwarteten nicht hervorbringen können. Aus Illusionen solcher Art bestand das geistige Leben der Völker größtentheils, ja besteht bei den meisten noch daraus, und selbst bei den gebildeteren oder Culturvölkern sind dieselben nicht ganz verdrängt und etwa durch Erkenntniß der Wahrheit und Einsicht ersetzt. Vielfach sind früher herrschende Illusionen bei diesen zerstört, aber noch nicht im geistigen Leben durch volle Wahrheit oder wenigstens bessere Illusionen ersetzt, und es ist in Folge dessen eine gewisse geistige Leere und ein peinliches Unbefriedigtsein eingetreten, eine Unseligkeit des Geistes, die an das Wort des Dichters gemahnt:

„Nur der Irrthum ist das Leben
Und das Wissen ist der Tod."

Wenigstens das kritische Wissen scheint mit dem Tode verglichen werden zu können wegen seiner auflösenden, zerstörenden Macht, während es Neues, Besseres nicht zu schaffen vermag. Auch dies Zerstören ist nöthig, aber die unbefriedigten Menschen sind dann sehr geneigt, sich selbst dem groben Aberglauben in die Arme zu werfen, um die innere Oede auszufüllen; denn ohne Erfüllung durch wirkliche oder vermeintliche Wahrheit vermögen die Völker nun einmal nicht zu leben und zu wirken. — Illusion ist übrigens nicht ganz gleich mit Irrthum, wenn sie auch vielfach sich mit ihm deckt. Man kann sagen: Jede Illusion ist ein Irrthum, aber nicht jeder Irrthum ist als Illusion zu bezeichnen. Diese bezieht sich nämlich wesentlich auf die Phantasie, der Irrthum auf den Verstand und die Sinnesthätigkeit. Eine falsch gemachte Rechnung ist keine Illusion zu nennen, sondern ein Irrthum, obwohl sie zu Illusionen, z. B. falschen Erwartungen Anlaß geben kann. Eine auf Grundlage bestimmter Prämissen erschlossene falsche Ursache für bestimmte Wirkungen ist ebenfalls ein Irrthum, nicht eine Illusion; dagegen eine durch Phantasie gebildete, oder eingebildete Ursache für gewisse Erscheinungen ist Illusion. Wenn ein Jüngling sich große künftige Leistungen vorstellt, die in seiner Natur nicht angelegt sind und seine Kräfte übersteigen, oder wenn er sich für wirkliche Leistungen große und allgemeine Anerkennung vorstellt, so wiegt er sich in Illusionen; wenn dagegen ein Unternehmer falsch rechnet und auf Grund deren große Erfolge erwartet, so ist dies streng genommen nicht Illusion, weil nicht durch Phantasie, sondern durch Verstandesthätigkeit hervorgebracht. Illusion ist es also, wenn in Gegenwart oder Zukunft oder allenfalls auch Vergangenheit für wirklich seiend oder eintretend oder gewesen durch freie Phantasiethätigkeit vorgestellt wird, was in der That nicht oder nicht so ist, sein wird oder gewesen ist. Dadurch unterscheidet sich die Illusion auch von der Dichtung. Nicht die bloße Vorstellung eines Unwirklichen ist schon Illusion, sondern die damit verbundene Meinung des Wirklichseins oder Werdens. Der Dichter gibt seine Phantasiegestaltungen nicht für Wirklichkeit aus, befindet sich also nicht in Illusion und erregt auch in Andern, in den Lesern keine eigentlichen, sondern höchstens ästhetische Illusionen, die freilich besonders bei Romanlesern so lebhaft werden können, daß wirkliche Illusionen zeitweilig entstehen: die Meinung nämlich, als ob das Erdichtete wirklich sei, daher die Theilnahme an der Romangeschichte und deren Personen so lebhaft wird, als ob es Geschichte wirklicher Personen sei. — Endlich ist die Illusion, von welcher hier die Rede ist, noch zu unterscheiden von der Illusion im pathologischen Sinne, von welcher in der Psychiatrie die Rede ist, von falscher Auffassung der Dinge in Folge eines krankhaften Seelen- und Körperzustandes, die sich von der Hallucination dadurch unterscheidet, daß bei dieser gar kein Object der vermeintlichen Wahrnehmung zu Grunde liegt, während bei der Illusion ein Gegenstand zwar wahrgenommen, aber als ein Anderes aufgefaßt wird als er wirklich ist. Die hier in Frage stehende Illusion ist vielmehr ein Produkt der im Allgemeinen gesunden Seele, liegt in der natürlichen Art und Begabung des Menschen, ist theils durch seine psychische Entwicklung, theils durch die Verhältnisse bedingt.

Wenden wir uns nun zur Betrachtung der Bedeutung der Illusion für das menschliche Dasein, so ist diese, obwohl ein durch richtige Erkenntniß zu überwindender Zustand, doch sehr hoch anzuschlagen: Ja sie ist, wie die Natur der Menschheit und des Menschen einmal ist mit den Verhältnissen, in welche sie hineinversetzt sind, — die Grundbedingung oder Grundlage aller geistigen Entwicklung und alles Strebens. Denn sollte in dem Menschengeschlechte einmal ein geistiges Leben über dem körperlichen sich bilden, so konnte dies zunächst nur durch die (subjective) Phantasie geschehen, nach Anregung durch Sinneswahrnehmungen, nicht schon durch Verstandesthätigkeit, Forschung und Erkenntniß. Dieser waren anfänglich die Menschen noch gar nicht fähig, wohl aber der Phantasiethätigkeit, deren der Mensch schon früh und ohne besondere Unterweisung fähig ist.*) Wo aber Phantasie thätig ist ohne klare Erkenntniß und durch sie die Erscheinungen erklärt werden wollen, da entstehen Illusionen. Sie bilden daher in der That den Hauptbestandtheil des geistigen Lebens der Urmenschheit und der frühesten, sowie noch heute der ungebildeten oder geradezu wilden Völker; so daß Verstand und Wissenschaft Jahrhunderte hindurch mit denselben zu ringen hatten, um nur allmählich klare, richtige Erkenntniß an deren Stelle zu setzen. Am schwierigsten ist dieser Kampf im Gebiete der Religion, da hier einerseits die Phantasie den weitesten Spielraum hatte, andererseits ihre Bestimmungen durch den Gegenstand geheiligt, durch hohes Alter ehrwürdig geworden, dem Volksgemüthe tief eingeprägt waren und dieselben außerdem durch besondere Gesetze oder geradezu durch eigene Stände geschützt wurden, nicht blos gegen frivole Verletzungen, sondern auch gegen jede kritische Untersuchung und Widerlegung. Es waren ja in der That oft wichtige Wahrheiten in diesen Phantasiebildungen zum Ausdruck gekommen und sie waren nicht immer inhaltlich Illusionen, sondern nur der Form nach, während ihr Inhalt vielmehr allerdings mehr oder minder Wahrheit enthielt,

*) Näheres hierüber in des Verfassers Werke: Ueber die Genesis der Menschheit und deren geistige Entwicklung in Religion, Sittlichkeit und Sprache. München 1883.

Digitized by Google

für welche die Menschen zunächst nur in dieser Form empfänglich waren, da sie klaren Denkens noch nicht fähig geworden. So etwa wie man den Kindern Wahrheit oder vernunftgemäßes Handeln beibringt durch Phantasiegebilde, z. B. um sie abzuhalten zu nahe an den Strom oder See zu gehen und hineinzustürzen, ihnen droht, daß ein Wassermann oder dergleichen herausgreife und sie hineinziehe: Eine Vorspiegelung, die mehr nützt, als alle Vernunftgründe, die das Kind noch nicht zu würdigen vermag, die es daher kalt lassen und seine Widerspenstigkeit nicht besiegen, wie das seiner Phantasie beigebrachte Trugbild, das zwar als Form für dasselbe eine Illusion oder Täuschung ist, dem Inhalte nach aber die Wahrheit enthält, daß es gefährlich sei dem Wasser zu nahe zu kommen und hineinzustürzen. Der Ungehorsam, der störrige und wilde Sinn der Kinder und Ungebildeten wird gewöhnlich weit besser durch Phantasiegebilde gelenkt und gebessert, als durch klare Vernunftgründe, die über Gemüth und Willen noch wenig Macht besitzen. Und wir können uns nach dieser Erfahrung wohl vorstellen, wie auch in der Urmenschheit durch solche Phantasiegebilde oder Illusionen der wilde Sinn, die flüchtige, bewegliche Sinnesart der Menschen einigermaßen gehemmt und gebildet und ein menschliches Leben, im Unterschiede vor dem der Bestien, angebahnt und eingeführt wurde.

Die Illusionen haben auch sonst noch in vielen menschlichen Verhältnissen große, zum Theil sehr wohlthätige Wirkungen. Wenn z. B. der Jüngling begeistert strebt, voller Entwürfe ist für die Zukunft und die größten Anstrengungen unternimmt, so ist das hauptsächlich veranlaßt durch die Illusionen, in denen er befangen ist, durch die Hoffnung oder Voraussicht großer Thaten und großer Erfolge, die hohe Anerkennung finden werden. Würde er die Welt und ihre Verhältnisse, die Sinnesart und Handlungsweise der Menschen mehr kennen, so würde leicht seine Begeisterung erkalten, würde sein eifriges Streben erlahmen und viel Treffliches und Großes bliebe ungethan. Aehnliches findet auch statt in Bezug auf das Geschlechtsverhältniß, in Bezug auf Liebe und Ehe. Die Bereitwilligkeit sich auf Lebenszeit zu binden, ein entschiedenes, festbestimmtes Verhältniß einzugehen, wie es zur Gründung einer Familie mit all ihren Obliegenheiten nothwendig ist, wird hauptsächlich veranlaßt durch die Hoffnung oder Illusion unendlichen Glückes, ewiger Beseligung, welche durch diesen Bund erreicht würden. Wo diese Illusion in einem Volke schwindet, wo lauter nüchterne Erwägung oder blasirte Gleichgültigkeit herrschend werden, da schwindet vielfach die Lust, ein eheliches Verhältniß einzugehen und eine Familie mit ihren Freuden, aber auch Leiden zu begründen. Wo aber diese Richtung überhand nimmt, aus den höheren Ständen allmählich auch in die niederen eindringt, da ist das Volk im Niedergang begriffen, wie die Thatsachen im alten römischen Reiche bezeugen und auch aus der Natur der Sache erhellt. Alles Streben überhaupt, wenn ihm Schwung und Energie eigen sein soll, ist wenigstens zum Theil auf Illusion gegründet, insofern die geschauten, erwarteten Erfolge in der Regel größer und beglückender erscheinen, als die wirklich eintretenden; sowie ja auch die Freuden oder Beseligungen, so lange sie noch erwartet oder angestrebt werden, größer, beglückender erscheinen als sie sind, wenn sie in Wirklichkeit treten. In mancher Beziehung gilt hier wirklich: der Irrthum (Illusion) ist das Leben und das Wissen ist der Tod. Freilich vermag das Wissen, die Erkenntniß zuletzt doch wieder höheres Leben zu schaffen, das auch nicht so problematisch und so leicht zerstörbar ist, wie das durch Illusion erzeugte.

Insofern nun ohne die Illusionen, ohne die Phantasiegebilde, welche die Stelle der verstandesmäßig erkannten realen Ursachen ersetzten, die Menschheit ursprünglich ihr geistiges Leben nicht hätte beginnen und fortsetzen können und noch jetzt alle geistige Thätigkeit und Strebung mit Phantasiethätigkeit und der davon bedingten Illusion beginnt — ist über Berechtigung der Illusion für das menschliche Dasein kaum noch etwas zu sagen. Sie ist, wie die menschliche Natur einmal beschaffen ist, nothwendig zu deren geistiger Bildung und insofern auch berechtigt; freilich nicht so, als ob sie das Recht der Wahrheit hätte, sondern nur als Bedingung des Beginnes und Fortganges der Entwicklung; so wie etwa die Keimblätter oder die Blüthen Bedingung des Wachsthums und der Frucht sind, nicht aber an sich eine Bedeutung haben außer etwa für ästhetische Naturbetrachtung. Aesthetische Bedeutung haben ja in der That auch vielfach die Illusionen. In dieser veränderlichen Erscheinungswelt, bei der anfänglichen, ja fortdauernden Schwäche des menschlichen Erkenntnißorgans und dem dunklen Drang des Erkennens und Handelns, welche Erklärung verlangt und Ziele des Strebens, ist es nicht zu verwundern, daß Illusionen als Surrogate des wirklichen Erkennens eine so große Rolle zu spielen hatten. Als Wahrheit im Sinne von Wirklichkeit können sie freilich nicht gelten, wohl aber vielfach als Symbole dieser Art Wahrheit, ja sogar als Symbole der höheren Wahrheit (Wahrheit im Sinne von Idealität); und auch in dieser Beziehung sind sie nicht ohne Berechtigung. Insofern sie ideale Wahrheit einschließen, sind sie sogar große Güter der Menschheit, wenn auch zum Theil mißverstanden. Sollen sie aber die Wahrheit im Sinne von Wirklichkeit ersetzen oder sie geradezu bedeuten, dann werden sie höchst verderblich für die Menschheit, wie nicht blos die Geschichte der Religionen bezeugt, sondern selbst die der Medicin, der Rechtspflege u. s. w., da solche Illusionen oft namenloses Unheil über die Völker gebracht und grausames Unrecht gegen unschuldige Menschen verursacht haben. Berechtigt endlich erscheint die Illusion auch im ästhetischen Gebiete. Der ästhetische Genuß wird in der That durch eine Art Zauber der Illusion hervorgebracht; diese ist aber dabei von der Art, daß sie schon dem Ideal sich nähert oder das Ideal einschließt; also das schon enthält, wozu allmählich die Illusionen umgewandelt oder wodurch sie ersetzt werden sollen.

Dies erscheint nämlich als Ziel der geistigen Entwicklung der Menschheit, daß allmählich die unwahren und schädlichen Illusionen durch Erkenntniß der Wahrheit zerstört werden und aufhören dieselbe in ihrem Meinen, Thun und Lassen zu beherrschen, wie es am meisten in der Urzeit der Fall war und wie es noch bei dem weitaus größten Theile der Menschen in vieler Beziehung der Fall ist. Ersetzt sollen die Illusionen werden theils durch die Erkenntniß der natürlich wirkenden Ursachen, theils durch die Ideale. Zwar jene Illusionen, die im natürlichen Entwicklungsgange der menschlichen Natur begründet sind, wie die Spiele und Träume der Jugend, werden niemals aufhören und sollen es auch nicht; wohl aber die Illusionen, welche die subjective Phantasie in Ermangelung der Erkenntniß zur Erklärung der Erscheinungen in Natur und Geschichte gebildet hat. Sie müssen der besseren Erkenntniß der Natur, der Erforschung der natürlich wirkenden Ursachen weichen. Jene wunderbaren Mächte und Zauberkräfte erweisen sich als illusorisch, als Wahnvorstellungen, die nicht nur das intellectuelle Leben, den Fortschritt der Erkenntniß hemmten, sondern auch in praktischer Beziehung die Thatkraft lähmten und die Menschen in Unmündigkeit und Ohnmacht hielten; denn wo Wunder- und Zauberkräfte wirksam sind, da bedarf es keiner weiteren Erkenntniß mehr und keiner eigenen Sorgfalt und Anstrengung.

Indeß genügt für das menschliche Erkennen und Streben auch die Erkenntniß der wirkenden Ursachen, des Mechanismus des Geschehens nicht, da es sich für die Menschheit nicht um das blos physische Leben und dessen Förderung handelt, sondern um höheres Erkennen und Wirken, um Erreichung bestimmter idealer Ziele im geistigen und selbst auch im sinnlichen Dasein. Die früheren Illusionen müssen also nicht blos durch Erkenntniß der wirklichen, natürlichen Ursachen ersetzt werden (causae efficientes), sondern auch durch Erkenntniß idealer Ziele (causae finales), durch Ideen und Ideale.

Was aber sind nun diese Ideen und Ideale? Die Frage ist schwer in klarer und ganz bestimmter Weise zu beantworten trotz der erfahrungsmäßigen Wirksamkeit der Ideen, — in ähnlicher Weise, wie schwer oder unmöglich genau und bestimmt zu sagen ist, was die Gravitation sei, obwohl sie allenthalben in ihren Wirkungen sich offenbart. Die Ideen offenbaren sich auch in der Natur, nicht als Ursachen des mechanischen Geschehens, sondern als treibende, zielstrebende Kräfte. Besonders aber ge-

Digitized by Google

schieht ihre Offenbarung in der Geschichte, und zwar in einem sehr langsamen, unsicher verlaufenden Entwicklungsproceß. In einer gegebenen Zeit also, oder in Mitte des Entwicklungsprocesses der Menschheit selbst sind die Ideen theoretisch nicht ganz offenbart und praktisch nicht vollkommen realisirt. Man kann Ideen im weiteren und engeren Sinne unterscheiden, wie sie im Grunde schon in der platonischen Ideenlehre gegeben, wenn auch keineswegs klar von einander unterschieden sind. Man kann als Ideen alle treibenden, keimkräftigen, organischen Principien bezeichnen, wie sie im Pflanzen- und Thierreiche gegeben sind, weil dabei im Keime das Ziel der organischen Entwicklung, wenigstens der Tendenz, der Kraft und Norm nach gegeben ist, also gewissermaßen das Vorbild des Organismus im Samen ruht und als Ziel in der eigenartigen Entwicklung angestrebt, realisirt wird. Man kann insbesondere von Gattungs- und Art-Ideen sprechen und selbst von Ideen der Individuen. Bei dem Menschen oder bei der Menschennatur ist nun zunächst dasselbe der Fall, insofern seine natürliche Entwicklung und Erscheinung ebenfalls eine Idee-Verwirklichung ist, wie bei den Organismen überhaupt. Aber bei ihm erhält die Idee noch eine weitere und höhere Bedeutung, insofern es sich nicht blos um physisch-psychische Darstellung wie bei den Thieren, sondern weiter noch um Entwicklung und Vervollkommnung des Geistes handelt. Diese Entwicklung ist Idee-Realisirung im höheren Sinne. Die Ideen sind da jene Normen und Ziele, durch welche die Vollkommenheit des Geistes selbst bedingt ist und die sich in ihm selbst als treibende Mächte ankündigen in den höheren, idealen Trieben der Menschennatur. In dieser Beziehung spricht man von den Ideen des Wahren, Guten, Rechten, Schönen, für welche die bloßen Naturwesen keinen Sinn, kein Verständniß und keine Aufgabe haben. Die Trägerin dieser Ideen ist die subjective Phantasie, die Kraft sie zu fühlen und zu erkennen der ideale Sinn und die Vernunft. Wie die objective Phantasie (das Gattungswesen, die Generationsmacht) die Ideen im weiteren oder niederen Sinne verwirklicht, so ist die subjective Phantasie die Trägerin und Offenbarerin der höhern Ideen, die sich durch den geschichtlichen Entwicklungsproceß, durch die geistige Thätigkeit (im Gefühle, Wollen und Erkennen) der Menschheit allmählich dem Bewußtsein offenbaren und dadurch praktische Verwirklichung in Wissenschaft (Philosophie), in Kunst, Sittlichkeit und Recht, endlich insbesondere auch in der Religion, durch Reinigung des Gottesbewußtseins und Läuterung, Veredelung des Cultus finden können.

Aber haben denn die Ideen und die als realisirt geschauten Ideen, die Ideale, auch wirklich eine wahrhafte Existenz, Wesenhaftigkeit oder Realität? Sind sie nicht auch nur Illusionen, Gebilde der subjectiven Phantasie, wie diese, denen keine weitere Wirklichkeit zukommt, als die sie durch die Phantasie selbst als leere Vorstellungen erhalten? Wo ist eine Grenze zwischen Illusion und Ideal und wodurch unterscheiden sich beide von einander? Man könnte zunächst geneigt sein, auf die Macht der Ideen und Ideale hinzuweisen, die sie in der Menschheit ausüben in Kunst, Wissenschaft, Sittlichkeit und Recht, und darin einen Beweis ihrer Realität erblicken wollen. Indeß, eine große Macht üben auch die Illusionen, die reinen Phantasiegebilde aus im Leben des Menschen, der Völker, der ganzen Menschheit; haben sie seit der Urzeit ausgeübt und üben sie noch trotz zunehmender Erkenntniß des natürlichen Daseins. Man kann wohl noch immer behaupten, daß die Illusionen, nicht die Ideen die größte Macht in der Weltgeschichte waren, und — die Gesammtheit der Völker der Erde in Betracht gezogen — es noch sind. D. h. die illusorischen (unwahren, unwissenschaftlichen) Meinungen über die wirkenden Mächte des Daseins, über Wunder- und Zaubermächte, übernatürliche Eingriffe in das Natur-Geschehen (als causae efficientes) sind noch verbreiteter und herrschender, als das Bewußtsein und die Anerkennung idealer Ziele für das menschliche Wirken, welche als Norm und Leitstern menschlicher Thätigkeit die Entwicklung und Vervollkommnung der Menschheit allein wahrhaft fördern. Der Umstand also, daß die Ideen und Ideale als Macht in der Geschichte wirksam sind, beweist noch nicht ihre Wesenhaftigkeit im Unterschiede von den blos illusorischen Vorstellungen, welche mächtiger sogar wirken, ohne daß man ihnen deshalb Realität d. h. ein objectives Sein oder Wesen zuschreiben könnte. Freilich wirken sie nur durch den Glauben, daß ihnen Realität zukomme und werden ohnmächtig, sobald dieser Glaube oder Wahn geschwunden ist. Der wirkliche Unterschied der Ideen von den Illusionen liegt in ihrer Wirkensweise, in ihrer Macht, mit der sie sich aufdrängen, die nicht willkürlich abgewehrt oder geändert werden kann, wenn einmal das Bewußtsein der Idee entwickelt ist. Die Ideen sind nicht Produkte der Willkür und nicht durch exacte Wissenschaft zerstörbar wie die Illusionen, sondern stehen über beiden. Ist z. B. die Idee des Schönen dem Gefühle und Bewußtsein des Menschen einmal erschlossen, so kann sie nicht willkürlich wieder vertilgt oder geändert werden, sie drängt sich mit Nothwendigkeit so und nicht anders auf und alle Macht der Völker und ihrer Beherrscher kann daran nichts ändern. Ebenso ist es mit der Idee des Rechtes, der Sittlichkeit. Das sittliche Gesetz ist nicht von der Willkür, dem Belieben des Menschen abhängig, sobald es nur einmal zum Bewußtsein gekommen ist (selbst wenn es noch nicht vollkommen und rein geoffenbart ist). Es drängt sich als solches auf, das den Menschen in seinem Wollen und Handeln zu beherrschen hat, nicht von ihm willkürlich erfunden, gemacht oder geändert werden kann; wie die Grundaxiome des Denkens nicht mehr nicht gedacht und nicht anders gedacht werden können, sobald sie nur einmal klar zum Bewußtsein gekommen sind. Die Ideen (Ideale) erscheinen sonach als nothwendig wirkende Mächte und Gesetze, mit unbedingtem, nothwendigem, vom Menschenbewußtsein nicht abhängigem Charakter, und dadurch unterscheiden sie sich von den Illusionen und bekunden ihre objective, reale Natur. Ihnen, als dem Nothwendigen, unbedingt Seienden oder Gültigen gegenüber erscheinen dann nicht blos die Illusionen als zufällig, veränderlich und nicht wesenhaft, sondern selbst die den subjectiven Illusionen gegenüber als real und objectiv geltenden Gestaltungen der Natur, insbesondere der organischen, erweisen sich nun in ihrer Zufälligkeit, Veränderlichkeit und Vergänglichkeit als nicht wirklich wesenhaft, sondern auch nur als flüchtige Erscheinungen, Illusionen, nur als objective, während die eigentlichen Illusionen als rein subjective Gebilde gelten.

Man könnte demnächst geneigt sein, das ganze Dasein als illusorisch zu bezeichnen. Allein die Annahme eines absoluten Illusionismus wäre dennoch unbegründet, wie schon aus dem Bemerkten hervorgeht. Außerdem müßte bei der Behauptung eines solchen jedenfalls das Denken selbst, mit seinen Gesetzen und seiner Wahrhaftigkeit davon ausgeschlossen werden, weil sonst eben dieser Behauptung eines Illusionismus auch keine Gültigkeit, kein Werth zugesprochen werden könnte. Ist aber das Denken nicht selbst illusorisch, dann kann eben deshalb kein absoluter Illusionismus behauptet werden bezüglich des Daseins, da das Denken auch zu diesem gehört. Dem nothwendigen Denken aber muß allgemeine, gesetzliche Nothwendigkeit im Sein entsprechen, da es aus diesem als subjective Kraft und Thätigkeit hervorgeht, also in ihm begründet sein muß. — Zwischen zwei festen Punkten also ist die veränderliche, vergängliche Welt der objectiven oder realen Erscheinungen oder Bildungen der Natur, und sind die subjectiven Gebilde des Menschengeistes gleichsam eingeschlossen, d. h. die Gebilde der objectiven und der subjectiven Phantasie, die man ihrer Veränderlichkeit und Vergänglichkeit willen beide als Illusionen bezeichnen möchte. Doch sind sie als Mittel dies keineswegs in jedem Betracht, da sie der Erreichung eines Zieles dienen, eben der Ideenrealisirung durch das Grundprincip des Weltprocesses, die Weltphantasie, die durch unendliche Gestaltungen ihr Ziel in der Schaffung und Entwicklung der Menschheit zu erreichen sucht. Durch sie werden die beiden an sich unsichtbaren, unwahrnehmbaren Wesenheiten offenbar und teleologisch wirksam: die wirkenden Kräfte als Macht der Realisirung und die Ideen als Ziele, die, wenn erreicht, als Ideale erscheinen Den eigentlichen Urgrund, das Urwesen oder das Absolute selbst direct zu erkennen ist uns

Digitized by Google

nicht möglich, da die Offenbarung nur durch die wirkenden Gesetze und Kräfte einerseits und durch die Ideen andrerseits geschieht mittelst des eigentlich schaffenden, bildenden Princips der Weltphantasie, die in der Natur als objective, in der Menschengeschichte als subjective hauptsächlich sich bethätigt.*) Nach rückwärts zu verdeckt uns den absoluten Urgrund der unendliche Entwicklungsproceß des Kosmos, unendlich nach Raum und Zeit erscheinend. Nur als unendliche Macht und Nothwendigkeit des Geschehens gibt sich der Urgrund der Welt in dieser Weise kund. Das höhere reine Wesen desselben vermögen wir nur allmählich durch die Ideenentwicklung zu erfassen, d. h. durch allmähliche Offenbarung des wahren Zieles und also Wesens des Weltprocesses mittelst der Weltphantasie. Indem wir die Ideen immer mehr erkennen, vermögen wir auch unsere Erkenntniß vom Urgrund und Wesen des Daseins zu läutern, zu veredeln, während die wirkenden mechanischen Kräfte uns nur eine starre bewußtlose Naturmacht offenbaren, die Weltphantasie aber durch ihre objective und subjective Bethätigung für sich, als thätiges Agens nur ein regellos und zauberisch wirkendes Wesen als Schöpfer und Beherrscher der Welt zu offenbaren scheint, und die Menschheit zu den unendlichen Illusionen gebracht hat, von denen dieselbe sich beherrscht erweist. Die Ideen also, die Ideale sind das, was für Entwicklung, Veredlung des Selbst- und Weltbewußtseins ebenso das Entscheidende ist, wie für Reinigung des Gottesbewußtseins. Und diese Ideen sind nicht etwas der Welt oder Natur Jenseitiges, sondern der Natur überhaupt und der Menschennatur insbesondere Immanentes, das nur aus der Verborgenheit entwickelt wird und zur Offenbarung zu bringen ist — so etwa wie die Töne und deren melodische Folge und harmonischer Zusammenhang in der Natur gegeben sind der Möglichkeit nach und nur durch den Genius erschaut und geoffenbart zu werden brauchen.

*) Die Phantasie als Grundprincip des Weltprocesses, 1877, und: Die Genesis der Menschheit und deren geistige Entwicklung, 1883.

Ueber Popularität in der Kunst.

Von Ludwig Fulda.

Das landläufige Kunsturtheil unserer Zeit kennt kaum eine häufiger angewandte Phrase als die: „Dies oder jenes Werk ist populär, dies oder jenes andere kann niemals populär werden." Mit dem Prädicat der Popularität glaubt man einem Kunstwerk das höchstmögliche Lob ertheilt zu haben, während man es für den empfindlichsten Tadel hält, ihm dies Prädicat abzusprechen. Die Polemik, welche sich dieses Schlagwortes als ihrer hauptsächlichsten Waffe bedient, richtet sich nicht nur gegen die Art, wie der Künstler seinen Stoff gestaltet hat, sondern auch gegen eine ganze Reihe von Stoffen selbst, deren Behandlung vom rein ästhetischen Standpunkt aus nicht das Mindeste im Wege steht. Wie ein Gespenst stört dies Schlagwort den Künstler bei der Conception und Arbeit, und die Wenigsten haben den Muth, von den Entscheidungen, welche es hervorruft, die Kreise ihres Schaffens nicht verwirren zu lassen. Schon der Umstand, daß das so entstehende Urtheil sich überwiegend auf den Stoff, nicht auf die Form richtet, beweist, daß es kein ästhetisches Urtheil ist, und dennoch will es als solches gelten. Es ist der letzte Trumpf, der immer dann ausgespielt wird, wenn man den principiellen Gegner irgend eines bedeutenden Kunstwerks sachlich überzeugt zu haben glaubt. Daher lohnt es sich wohl, den Begriff der Popularität, der allerdings ziemlich lax und dehnbar ist, zu analysiren und auf seinen Werth und seine praktische Berechtigung zu prüfen.

Unter Popularität versteht man gemeinhin die Wirkung auf breite Massen, ob man diese nun auf das gesammte Volk oder nur auf den weitesten Kreis der sogenannten Gebildeten ausdehnt. Nun sind aber bei der Kunst, wie sie zwei verschiedene Seiten in sich vereinigt, auch zwei verschiedene Wirkungen möglich, eine geistige und eine rein sinnliche. Indem sie ihrem Wesen nach den geistigen Gehalt, die Idee, durch sinnliche Mittel zur Erscheinung bringen muß, und zwar zur schönen Erscheinung, muß sie es sich gefallen lassen, daß die Betrachtung häufig an der schönen Erscheinung als solcher haften bleibt, ohne sich zu der Idee zu erheben, deren Verkörperung diese sein will. Es ist klar, daß eine solche rein sinnliche Betrachtung schon eines factischen Genusses fähig ist, der um so größer sein wird, in je vollendetere Formen die Idee sich gekleidet hat. Wenn man diesen Genuß aber überhaupt einen Kunstgenuß nennen darf, so ist es unstreitig ein niederer, verglichen mit jenem höheren, der im Formenkörper die Ideenseele erkennt und sich am herrlichen Einklang beider weidet. Kein einsichtiger Beobachter wird sich darüber täuschen, daß dieser höheren Art des ästhetischen Genießens verhältnißmäßig nur sehr wenige Menschen fähig sind. Sie setzt ein Maß von Anlage und Bildung voraus, welches von dem buntscheckigen Conglomerat, Publicum genannt, Niemand billigerweise durchgängig erwarten oder verlangen kann. Das Gros des Publicums, also diejenige Majorität, welche sich zu Ideen nicht zu erheben vermag, wird stets nur für die sinnlich formale Seite der Kunst Verständniß und Genußfähigkeit mitbringen.

Wenden wir auf diese Behauptung den Begriff der Popularität an, so wird sie in auffallender Weise bestätigt. Welche Künste sind die populärsten? Doch diejenigen, bei denen das geistige Element am meisten vor dem sinnlichen in den Hintergrund tritt, die Musik und die Kunst der Bühne, insofern sie die Schaulust befriedigt. Die bildende Kunst kommt hier nur deshalb nicht in Betracht, weil sie ihrer Natur nach ein Wirken auf die Masse ausschließt; übrigens sind die populärsten unter den Malern von jeher die Coloristen gewesen. Machen wir die Gegenprobe. Welche Künste sind am wenigsten populär? Diejenigen, bei welchen die Idee durch die Form sich nicht verdecken läßt, sondern erst wenn sie erfaßt wird, der Form überhaupt Leben gibt, also vor Allem, um gleich das Extrem zu bezeichnen, die philosophische Dichtung. Hieraus ergibt sich, daß Popularität überall da vorhanden oder denkbar ist, wo jene niedere Art des Kunstgenusses ihre Rechnung findet, wo Auge und Ohr nicht die Vermittler geistiger Freuden sind, sondern selbstherrlich ihre eigene Ergötzung als Endzweck betrachten und diesen Endzweck erreichen. Damit ist sogleich der verbreitete Irrthum widerlegt, daß das allgemein Verständliche und das Populäre sich decken. Ein Werk kann außerordentlich populär sein, eben nach seiner sinnlichen Seite hin, und trotzdem von der Mehrzahl derer, die es entzückt, in seinen Grundgedanken gänzlich unverstanden bleiben. Wie viele von den Tausenden, welche hingerissen den Klängen einer Beethoven'schen Symphonie lauschen — die Bildungsheuchler natürlich ausgeschlossen —, wie viele von diesen sind fähig, in die Seelentiefen hinabzusteigen, von denen diese Klänge erzählen? Und um ein noch frappanteres Beispiel anzuführen, wie oft hat man den ersten Theil des Faust Goethes populärstes Werk genannt; wer aber möchte behaupten, daß es das verständlichste sei? Wird die Mehrzahl des Publicums in Fausts Monologen viel mehr erkennen als herrliche Verse, zumal wenn sie ein Heldenspieler recht pathetisch herunterdeclamirt? Und ist der Theil, welcher allein die Popularität des Faust bewirkt und erklärt, ist die Gretchentragödie deshalb in ihrem tiefen Zusammenhang mit der Idee der Dichtung verstanden, weil das Publicum entzückt den herrlichsten Liebesscenen lauscht, die je gedichtet worden sind? Goethe selbst hat sich über diese Lage der Dinge am wenigsten getäuscht; er hat im „Vorspiel auf dem Theater" sehr deutlich zu erkennen gegeben, welche Art von Verständniß er von einem Theaterpublicum erwartete.

Auch das Umgekehrte kann statthaben. Ein Werk kann durchweg verständlich und doch gar nicht populär sein, falls nämlich die Form eine nicht leicht eingehende oder fremdartige ist. Goethes Hermann und Dorothea wird nach der Seite des Verständnisses hin auch dem beschränktesten Geist keine Schwierigkeit bereiten, und dennoch ist diese so ganz deutsche, so ganz

Digitized by Google

moderne und in ganz heimischen Verhältnissen sich bewegende Dichtung nie populär geworden, weil die Sprache in Stil und Versmaß ein antikes Gewand trägt.

Es leuchtet also ein, daß die Popularität eines Kunstwerks ausschließlich auf dessen sinnlicher Wirkung beruht, auf der gefälligen, einschmeichelnden, bezaubernden Art seiner Form, seiner äußeren Gestaltung. Der Einwurf liegt nahe, daß die enthusiasmirte Menge, wenn sie auch die Idee des Werkes nicht nachzudenken vermöge, sie doch wenigstens ahne, und daß gerade in diesem halb traumhaften, divinatorischen Erfassen das Geheimniß der Wirkung liege. Dieser Einwurf wäre aber doch nur dann zu begründen, wenn gleichzeitig nachgewiesen würde, daß jene sinnliche Wirkung stets nur dann eintritt, wenn tiefe Ideen zu Grunde liegen. Wer das im Ernste behaupten will, der müßte doch den Täuschungen des gedankenlosesten Optimismus verfallen sein! Denn dieselbe Menge, welche sich von den sinnenfälligen Reizen der wahren Kunst fesseln läßt, hat sich von jeher noch weit mehr in ihrem Elemente gefühlt, wenn eine falsche, um die gepriesene Popularität buhlende Kunst ihr die pure, völlig ideenlose Sinnlichkeit auftischte. Das sogenannte leichte Genre der Kunst, die kecke Muse des Alltags ist von Alters her neben der ernsten und göttlichen Schwester hergesprungen, und wahrlich, wenn die Popularität über den Werth der Kunstproduction das letzte Wort zu sprechen hätte, dann müßten ja „Reif-Reiflingen" und „Der lustige Krieg" den Gipfelpunkt der modernen Kunstentwickelung bezeichnen. Auch hier könnte wieder eingeworfen werden, man dürfe den Erfolg des Tages, der mit dem Tag wieder verschwinde, mit der wahren Popularität, welche dauernde Wirkung verbürge, nicht verwechseln. Aber man glaube doch nur nicht, daß die Unsterblichkeit großer Künstler und Dichter eine Folge ihrer dauernden Popularität sei. Gerade umgekehrt! Diese dauernde Popularität ist nur eine Folge ihrer Unsterblichkeit. Nicht was populär, sondern was groß, wahr und tief in ihnen ist, hat sie unsterblich gemacht. Wer sich nur sinnlich fesseln läßt, besitzt ein kurzes Gedächtniß und wenig Dankbarkeit; der neue Eindruck verwischt den alten, und „der Lebende hat Recht". Gerade bei den größten Künstlern und Dichtern kommt aber noch ein sehr gewichtiges Moment hinzu, welches man bei der Abschätzung ihrer Popularität mit anzuschlagen nicht vergessen darf, das ist der Autoritätsglaube und die Bildungsheuchelei. Man kennt das uralte köstliche Märchen, das auch Andersen so hübsch wiedererzählt hat. Zwei Schelme geben vor, dem Kaiser prächtige Kleider weben zu wollen, die nur der nicht sehen könne, der dumm sei. Sie weben gar nichts, der Kaiser geht im Hemd über die Straße, und Alles ruft: Herrlich, herrlich, obwohl kein Mensch etwas sieht. Aber Niemand will es merken lassen, daß er dumm ist, und der Kaiser am allerwenigsten. Ungefähr so verhält sich ein großer Theil der Gesellschaft, welche sich die gebildete nennt, unseren Classikern gegenüber, nur daß hier das Prächtige, was sie nicht sehen können, wirklich vorhanden ist. Sie rufen laut: Herrlich, herrlich, weil man ihnen das von Jugend auf als einen Hauptparagraphen der Bildung vorgeschrieben hat, und was thut man nicht Alles, um gebildet zu erscheinen! Das ist die schlimmere Seite dieser Zeiterscheinung; die unschuldigere ist der naive Autoritätsglaube, der auf des Meisters Worte schwört und sich aus Pflichtgefühl in eine Bewunderung hineinredet, die er schließlich selbst für eine natürliche und ursprüngliche hält. Aus diesen Elementen ungefähr setzt sich die Popularität großer Künstler zusammen, und sollte das in der That ein so erstrebenswerthes Ziel, sollte ihr Besitz wirklich ein Ruhm sein, der jeden anderen überstrahlt?

Wenn man zur Widerlegung dieser Ausführungen den Begriff der Popularität auf die Volkspoesie anwenden wollte, so würde man zum mindesten sich einer Verwirrung des Begriffes schuldig machen. Populäre Werke sind solche, welche auf das Volk wirken, nicht solche, welche aus dem Volke selbst erwachsen sind. Es wird daher Niemand einfallen, das Volkslied populär zu nennen, diese wunderbare Blume, welche fast mit gleicher Nothwendigkeit emporblüht wie die Lilien auf dem Felde. Eben wegen dieser beinahe natürlichen Entstehung steht es außerhalb der nach bewußten Gesetzen schaffenden Kunst; es hat seine Gesetze für sich und eine ihm allein eigenthümliche Wirkung. Indessen muß man sich vergegenwärtigen, daß die Kreise, in welchen das Volkslied lebte und noch lebt, ganz und gar nicht diejenigen sind, welche ein Werk der Kunst oder Kunstdichtuug populär machen. Da herrscht noch völlige Naivetät, da fehlt noch jeder Individualismus. Was Einer denkt, fühlt und wünscht, das denken, fühlen und wünschen Alle; was Einer ausspricht, ist für Alle gesprochen. Das edelste Beispiel ist das Kirchenlied, ganz dem religiösen Einzelleben entsprungen und doch so völlig im Geiste der Gesammtheit empfunden, daß es die Gemeinde überwältigt anstimmt, als quelle es urplötzlich frisch aus jeder Brust.

Hier paßt demnach der Begriff des Populären überhaupt nicht; doch ließe sich ein viel gewichtigerer Einwand erheben. Der eine Name Schiller scheint unseren ganzen Feldzug zu vereiteln. Ist Schiller nicht durchaus populär und durchaus verständlich? Sind es nicht gerade die Ideen, durch welche er die Herzen seiner Zeit und der Nachwelt entflammt und begeistert hat? Wer wollte bei den Räubern, bei Wilhelm Tell von blos sinnlicher Wirkung des Theatralischen sprechen? Allerdings, Schiller ist darin ganz einzig in seiner Art, und doch trifft der Einwurf die Sache nicht. Es gibt Ideen, die wegen ihrer ungeheuren praktischen Bedeutung ein ganzes Volk, ein ganzes Zeitalter bewegen, Ideen, die wie ein allgemeiner Schrei der Noth, der Rache, des Jubels die Welt durchhallen. Diese Ideen zum Gegenstand eines Kunstwerks zu machen, sie mit der ganzen Gluth des mitleidenden Zeitgenossen und mit der ganzen Ueberlegenheit des Künstlers zu gestalten, ist die schwerste, aber auch die höchste Aufgabe, die es gibt. Schiller hat sie gelöst. Indem er den großen Revolutions- und Freiheitsgedanken seiner Zeit aufgriff, wurde er ein kosmopolitischer Dichter, und indem er den großen Vaterlandsgedanken seines Volkes aufgriff, wurde er ein nationaler. Wie schal, wie unzutreffend, ja wie verkehrt, wenn man ihn einen populären Dichter nennt! Da er aber fortwährend so genannt wird, so muß daran erinnert werden, daß Schillers unvergleichliche Wirkung doch nur sehr zum Theil auf dem Verständniß seiner Ideen, vielmehr auch auf der überwältigenden Form beruht. Er war ein hinreißender Redner von der Bühne herab, und gerade der große Redner wirkt weit mehr durch sein Feuer als durch seine Gedanken. Posa den Philosophen ergründet die Menge nicht, Posa der Redner reißt hin. Und sind vielleicht Schillers philosophische Gedichte, die doch zu seinen großartigsten Leistungen gehören, deshalb populär, weil sie auf unseren Schulen den Knaben von Lehrern vorgekaut werden, welche sie selbst nur sehr theilweise verstehn?

Wir glauben damit gezeigt zu haben, daß es mit der Popularität eine fadenscheinige Sache und ihr Werth ein sehr problematischer ist. Sie entsteht aus Ursachen, welche mit den wahren Vorzügen eines Kunstwerks nichts zu thun haben, während diese wahren Vorzüge ihr gänzlich verschlossen bleiben. Unter der Maske des Verständnisses und tieferen Kunstinteresses fristet sich ein ganz äußerliches, gedankenloses Auffassen des Sinnlichen oder theils bewußte, theils unbewußte Heuchelei. Nur solche Wirkungen wird ein Werk von geistigem Vollgehalt bei der großen Masse erwarten dürfen, und durch die Natur dieser Wirkungen ist die Frage bereits verneint, ob sie erstrebenswerth und ruhmvoll sind. Sie sind es nicht, und es ist also klar, was wir von der praktischen Anwendung des Popularitätsbegriffes auf die moderne Production zu halten haben.

Sobald heute ein Künstler eine Idee ergreift, die nicht an der Landstraße liegt, sobald er sie in einer Art behandelt, welche Denkwilligkeit und Denkfähigkeit zu Bedingungen des Genusses macht, so zuckt ein überwiegender Theil nicht nur des Publicums, sondern auch der hohen Kritik die Achseln und verkündet, das betreffende Werk könne nie populär werden. Das möchte hingehen, wenn damit nur eine Thatsache constatirt wäre; aber es soll damit ein harter Tadel ausgesprochen werden, und dieser Tadel ist ebenso verkehrt wie ungerecht. Insofern er sich gegen die Form richtet, wird gewöhnlich der Faust als ein schlagendes

Digitized by Google

Beispiel genannt, wie es eben nur auf die Form ankomme, auch einem Werke voll der tiefsten Ideen zur Popularität zu verhelfen. Wir haben gesehen, was von diesem Beispiel zu halten ist. Jene tiefen Ideen werden überhaupt nicht erfaßt, und der Werth des Werkes hat ganz andere Ursachen, als die Popularität sie hat. Wie kann aber ein Künstler verpflichtet sein, seinem Werke auch äußerlich sinnliche Reize zu verleihen, sobald diese nicht aus der Anlage des Ganzen sich als integrirenden Bestandtheil ergeben, Reize, welche nichts Anderes bezwecken sollen, als daß diejenigen „auch etwas davon haben", welche seinen eigentlichen Intentionen nicht zu folgen vermögen? Richtet sich dagegen, was der häufigere Fall ist, jener Tadel gegen die Idee selbst und den durch sie geforderten Stoff, so ist die nächste Folgerung das unerhörte Verlangen, daß eine Menge von Stoffen überhaupt nicht behandelt werden soll, weil sie zu tief und der seichten und platten Betrachtung unverständlich sind. Gerade diejenigen Ideen, welche von der unvergänglichsten Bedeutung sind, welche am kühnsten der Entschleierung des großen Weltgeheimnisses zustreben, sie sollen der Kunst nur deshalb versagt sein, damit Hinz und Kunz nicht in die Gefahr kommen, wie die Ochsen am Berge zu stehn! Das ist eine höchst verderbliche Doctrin, eine Doctrin, die das Große und Erhabene ausrotten will, um die träge Selbstvergnügtheit der Mittelmäßigkeit nicht zu stören, eine Doctrin, die schon einer Todsünde schuldig ist, wenn sie auch nur ein einziges Mal einen bedeutenden Künstler verleitet hat, sich in seinen Stoffen zu verflachen.

Der größere oder geringere Werth eines Kunstwerks wird allerdings zunächst nicht durch seine Idee bestimmt, sondern durch den mehr oder minder vollendeten Ausdruck, welchen diese Idee gefunden hat. Aber bei gleicher Vollendung des Ausdrucks wird doch dasjenige Werk als das höhere gelten müssen, welches die tiefere, umfassendere, universellere Idee hat. Die Dichtwerke, welche man allgemein als die Höhen der Weltdichtung verehrt, Hiob, Prometheus, die göttliche Komödie, Parzival, Hamlet, Faust, sie haben sich diesen erhabenen Platz nicht allein durch ihre unvergleichliche Schönheit, sondern auch durch ihre unvergleichliche Tiefe erobert. Was an einzelnen von ihnen populär ist oder war, trifft nicht mit ihrer Wesenheit zusammen; im Grunde der Sache sind sie aber so unpopulär wie möglich. Die Schätze, die in ihnen liegen, wollen nur durch ernste geistige Vertiefung gehoben sein, und jede neue Entwicklung der Menschheit wie des Individuums zeigt sie in neuem ungeahnten Lichte und beweist, daß man mit ihrem Verständniß überhaupt so bald nicht zu Ende kommt.

Sollen denn nun, so wird man fragen, jene breiten Massen überhaupt die Segnungen wahrer Kunst entbehren? Soll die Kunst ein für allemal von den oberen Zehntausend des Geistes gepachtet sein und eine Sprache sprechen, die nur diesen verständlich ist? Nun denn, die Kunst ist eine aristokratische Göttin; sie soll nicht heruntersteigen in die Hütten der Menschen; wer ihr in Wahrheit nahen will, der muß zu ihr empor. Von allen Stufen menschlicher Cultur ist sie die höchste, und deshalb darf Niemandem die Mühe erspart bleiben, über jene anderen Stufen zu ihr aufzusteigen. Dadurch, daß man sie zur Menge herunterzerrt, versündigt man sich an dem Göttlichen in ihr, ohne dieser Menge einen Dienst zu erweisen. Denn niemals wird man die Menge durch eine Kunst veredeln, der man mit ihrer spröden Hoheit zugleich die veredelnde Kraft geraubt hat. Wem es Ernst damit ist, der Göttin in den Herzen der Menschen neue Altäre zu bauen, der erreicht seinen Zweck nicht, wenn er die entwürdigte Kunst mitten auf den Markt stellt, sondern nur, wenn er sich nach Kräften bemüht, daß echte Geistes- und Herzensbildung in immer weitere Kreise dringe. Erst wenn dieses Ideal eine möglichst umfassende Verwirklichung gefunden hat, erst dann wird das Populäre auch das Große und Werthvolle sein, oder richtiger, der Begriff der Popularität in der Kunst wird seine unheilvolle Rolle längst ausgespielt haben.

Achill u. s. w.

Von Gustav Floerke.

Ich hab' es abgeschworen wieder durch Ariccia zu reiten, es mag noch so früh am Morgen sein. Die Gastfreundschaft halte ein Anderer aus!

Komm' ich, und sei es wie neulich mit den ersten schrägen Sonnenstrahlen, ins Neapolitaner Thor, so sitzt dort z. B. mein Sor Davide, seinen warmen Semmeln gegenüber (den Laden besorgen die Weiber) im Schatten auf einem kühlen Binsenstuhl und sagt:

„Ah, mein Lieber! Diese Ueberraschung! Wie geht's Sor Agustavio mio? Und wie sieht's in Rom aus? So, Sie waren ebenfalls nicht in der Stadt. Genehmigen Sie ein Gläschen Rothen! Aus meiner Vigne dort unten, Sie wissen schon, an der Bahn, wo wir voriges Jahr mit Achile — waren Sie schon bei ihm? — die Beccasichi schossen. Oh, Mariù! Einen Liter Rothen, frisch aus der Grotte! Aber eil dich oder ich trete dich in die Guitarre."

Und ich muß mich zu ihm setzen und von der wunderbaren Ernte oder über die Aussichten der veranschlagten Pferdebahn mit ihm schwatzen.

Und nun die lange Straße bergab, die mit Papierfähnchen beflaggt ist, wie zu einem Einzug. Aber die Zweien, Dreien und Vieren darauf bedeuten nur den Preis des Weines, den andere Leute dort zahlen, auch für Dich wenn Du eintrittst und nur halbwegs bekannt bist.

Richtig. Gleich an der nächsten Ecke hält mir Einer die Hand und sein volles Glas entgegen.

„Oh Sor Gustavio, vuol favorire!" Und damit bestellt der Jemand ein weiteres Liter.

Jawohl, protestiren, danken. Wer mag gegen die einfachste Sitte verstoßen oder stolz thun? Ich nicht. Und nun gar mit dem schlechten Gewissen sich weder des Namens noch der Persönlichkeit des freundlichen Spenders zu entsinnen.

„Wißt Ihr nicht mehr . . .," sagt mein Gegenüber.

„Aber natürlich . . ."

„Wie Ihr noch in Ariccia wohntet, an der Ecke vom Platz, an der Neapolitaner Brücke? Und ich kam zu Euch hinauf und fragte, ob Ihr nicht die Fremden da unten durch den Busch führen möchtet, denn auf der Straße wollten sie nicht reiten? Das war ich. Sora Maria — ihr Mann, der Tischler, ist inzwischen todt, die gute Seele — Sora Maria sagte: Geh, frag mal Sor Agustavio, wenn der nicht will, — wir Anderen reiten nicht in der Welt herum. Und nun gar in der Macchia. Von uns findet sich keiner dadrinnen zurecht, seit es mit dem Brigantaggio hier herum vorbei ist. Und Ihr gingt und nahmt mich mit. Ihr sagtet, der Weg sei ausgewaschen und scharf seit dem Regen, und weil zwei Damen dabei waren, deren Thiere man führen mußte."

„Oh caro", sagte ich, „Cesare, was?"

„Cesare Napoleone Baffi, zu dienen, Sor Gustavio. Und wißt Ihr noch, die Forestieri hielten Euch für einen Fremdenführer, und als Ihr in Nemi mit Carluccio um das Essen handeltet, glaubte die alte Dame, daß Ihr mit ihm unter einer Decke stecktet. Und die Gesichter dann, als Ihr für Euch und mich zahltet und Euch in ihrer eigenen Sprache verabschiedetet . . ."

Endlich, Gott sei Dank, komme ich los. Auch Dieser möchte noch wissen, ob ich schon bei Achile war, ob ich gehört habe . . .?

„Alles, Alles," sag' ich, nur um fortzukommen und steige auf.

Aber ich muß mir noch schnell zwei Bücher von ihm leihen, auf die er stolz ist, die er selbst aber leider nicht lesen kann: eine Chronik von Ariccia, von der er weiß, daß nur fünf Exemplare existiren, und eine spanisch-lateinische Grammatik. Es geht nicht anders ohne ihn zu beleidigen.

Vorwärts! Nur noch fünf Häuser; allerdings ebensoviel Osterien. Aber soweit ich mich erinnere kenne ich hier Niemanden mehr. Noch fünf Häuser und wir haben überwunden, der Esel

Digitized by Google

und ich. Denn das brave Thier läuft Schlittschuh, und wie ein Anfänger, auf dem Lavapflaster des Corso Vittorio Emanuele... Jawohl!

Zwei Thüren weiter lehnt der Herausgeber, Drucker und Setzer des „Avvenire del Lazio", welches alle acht Tage in Ariccia erscheint, und sammelt vielleicht Notizen.

„Oh, Sor Gustavo! Wie geht's? Auf ein Glas Wein!"

Was hilft's!

Drinnen in der Osterie des Gevatters Beppe steht der Postino, der Ueberlandbriefträger, und reicht mir sein Glas zum Bescheid thun. Das ist nun einmal Sitte. Dabei erzählt er mir die Krankengeschichte seines Sohnes, auf dessen Haupte jedes Haar bereits einen Soldo koste, während die Familie verhungere. Und das Unglückskind steht dabei, trocken noch dazu. Ich kann doch dergleichen nicht mit ansehen und bestelle ein Liter. Jawohl! Der Arme läßt es aufschreiben. Der Wirth nimmt mein baares Geld nicht. Es geht nicht.

Inzwischen bestellt der College für die Zukunft Berglatiums vom Besten, zu fünf Soldi, und schwenkt die Gläser aus. Aber während Du Dich in der kühlen Erdhöhle wenigstens Deiner Verborgenheit freust und Dir von dem Collegen einen tödtlichen Artikel an Benedetto Cairoli, den schlaffen Pentarchen, den „Exrepublikaner und Vetter des Königs" vorlesen läßt, in welchem die blutigen Geister seiner für die Freiheit gefallenen Brüder auftreten, — während dessen beschäftigt sich ein Bettler, dem Du in unbewachter Stunde einmal einen Soldo geschenkt hast, damit, die Freudenmähr Deiner Ankunft durch die Stadt zu tragen. Und nun kommt Einer nach dem Andern. Jeder von ihnen kann und muß ein Liter zahlen. Nur der Fremde nicht — chè; was fällt Dir ein! Das wäre noch schöner! Und Alle reden sie von Achill und wundern sich, daß ich nicht zuerst bei *ihm* war. „Ich reite ja nur durch." „Gleichviel. Wenn man einmal in Gastfreundschaft steht..."

„Ja so," sagt der Zeitungsmann und zieht ein anderes Blatt heraus, — „ich habe Euch nur den zweiten Artikel vorgelesen. Und Ihr kennt den ersten noch nicht! Hier: 'Man schreibt uns...'"

Achill war zornig, und mit welchem Recht! Ein Jeder wollte mir den Zorn des Peliden singen, aber sie schrieen Alle durcheinander, bis Temistocle, der Redacteur, das Wort behielt, denn er hatte es gedruckt vor sich. Wie man dem „Avvenire" berichtete, hatte Achill in der letzten Gemeinderathssitzung eine seiner stupendesten Reden gehalten und mit seinen verblüffenden Geistesblitzen die Wogen des Aricciner Patriotismus erhellt und hoch erregt.

„Mitbürger!" hatte er nach dem „Avvenire" ausgerufen, „Mitbürger, hier erhob sich einst eine Stadt, eine freie Stadt, welche der Tyrann Tarquinius Superbus dermaßen fürchtete, daß er ihren, *unseren* freisinnigen Sprecher (den Achill von damals fügte der „Avvenire" hinzu), daß er den Tullus Herdonius ermorden ließ. Unter unseren Mauern fiel Aruns Porsenna, als er die Unabhängigkeit und Größe dieser Stadt bedrängte, und noch heute verunreinigen die Hunde sein Grabmal. Hat nicht einer von uns den letzten Savello erschlagen und haben nicht unsere Väter seine Zwingburg vom Boden verschwinden lassen?" (Cesare Napoleone Baffi wies schon zum dritten Mal heimlich auf die Chronik neben mir.) „Gut, seht hin, diese edle und großherzige Stadt ist heute ein Dorf, ein jämmerliches Nest, *welches nicht einmal ein Kaffee hat!* Keiner unserer Mitbürger besitzt, wie es scheint, Vaterlandsliebe, Gemeinsinn genug, um ein solches Wagniß zu beginnen." Deswegen war sein Antrag das Risico auf den Gemeindesäckel zu übernehmen und *von Stadtwegen* ein Kaffee aufzuthun. Die Kosten schlug dieser ebenso originelle als liberale Kopf vor durch ein Gesetz zu decken, wonach in Ariccia alle nicht standesamtlich getrauten Frauen als Mägde oder Haushälterinnen zu versteuern wären. (Stürmischer langanhaltender Beifall. Der Redner wird von allen Seiten beglückwünscht.) Dann war der Antrag Pizzicanella (so heißt Achill mit Familiennamen) einstimmig angenommen, ein Fall, der in den Annalen des Senatus Populusque Aricinus unerhört war. Und nun hatte der Präfect, eine Creatur dieses Ministeriums von verkappten Reactionären und Centralisationsmännern, ein specieller Freund Cairolis, den Posten gestrichen und an den Rand geschrieben: Wer in Ariccia Kaffee trinken wolle, möge ihn sich getrost selber kochen! ...

„Also nieder mit dem Präfecten und lassen wir Achile leben," sage ich mit dem Todesmuth der Verzweiflung. — „Trinken wir noch einmal, aber dann heißt es 'Trab'. Glaubt Ihr, daß ich mir später den Sonnenstich holen will? Abasso il prefetto! So, und nun auf Wiedersehen!..."

Allerwunderthätigster San Gaetano steh mir bei! — Auch das noch! Misericordia! Wie ein Geist vor ein schlechtes Gewissen tritt in diesem Augenblick eine breite bekannt bewegte Gestalt in die Thüröffnung. Ihr Schatten fällt mir direct auf die Seele, als sie sich über die Stufen vorbeugt, um in dem Dunkel besser zu sehen. Der Gastfreund von Korinth! Er, Achill, der gereizte, zornige. Und nun war ich gar in Ariccia eingekehrt ohne ihn...

Richtig, da haben wir's.

„Das hättet Ihr mir nicht anthun sollen," sagt Achill aus meinem Glase trinkend, — „kommt der Kerl da und sagt: 'Sor Gustavo sitzt beim Beppe.' Ich zucke natürlich die Achseln. 'Aber ja', sagt er, und verschwört sich. 'Geh', sag ich. 'Wetten?' er. 'Topp.' Und jetzt hat dieser Neigentrinker ein Baril von meinem alten Wein, von dem elfjährigen, weißt Du."

Und dafür zahlt der Gastfreund wieder ein paar Liter. Der lachende Gewinner natürlich auch. Lasciate ogni speranza!

Achill war unmuthig aber hielt an sich. Er hatte offenbar keine Lust auf eine Sache einzugehen, in welcher er verloren hatte. Jede Erinnerung daran that er mit einem verächtlichen Lächeln ab. Indessen — auch einen mißtrauischen Blick auf die Chronik neben mir glaube ich erwischt zu haben.

Aber die Dunkelheit in der Grotte gefiel ihm nicht.

„Wie die Pfaffen im Winterchor!" sagte er, „— Beppe bring eine Lucerna!"

Wie ich bei dieser Gelegenheit erfuhr, hatte man es neulich zum ersten Mal unter allgemeinem Jubel mit Petroleum versucht, aber Jeder hatte an der Lampe herumgeschroben, bis sie endlich Einem ins Gesicht gesprungen war. Jetzt hatte man — so fortschrittlich man auch ist — mit dieser Neuerung nichts mehr im Sinn.

Indessen, trotz der vier Dochte, die Achill angezündet hatte, hellte sich die Stimmung nicht auf. Da Er nicht sprach, sagten die Andern auch nichts, sahen nicht gerade aus als dächten sie viel mehr, tranken, starrten auf die blinkende Kellerwand oder auf das roth angeleuchtete Faß im Grunde oder erinnerten sich plötzlich wieder ihrer Gläser und tranken in tiefen Zügen, wie zur Erholung von schweren Dingen.

Bis Cesare, der einen Bruder in Berlin hatte, anfing mir verständnißvoll einige deutsche Wörter zuzulächeln, die im Italienischen zweideutig klangen. Als er dann aber, mir zu Ehren, die liberale Politik Bismarcks zu rühmen anfing (wie man sieht waren seine Nachrichten nicht die neuesten) sah Achill über die Achseln nach ihm hin und er verstummte wieder.

Dafür aber nahm Achill jetzt selber das Wort. Nach einem Rundblick, den ich mir „nun gebt mal Acht" übersetzte, wandte er sich direct an mich.

„Wieviele Prinzen wir hätten?" fragte er, mich scharf ansehend.

„Eine Menge!"

„Alle getauft?"

„Und ob!"

Natürlich! Da hatten wir den Liberalismus. Den Erstgeborenen hätten wir ja seinetwegen in die Kirche tragen und taufen lassen können. Aber ein Anderer mußte doch z. B. in den Tempel, ein Dritter in die Moschee gehen lernen und so fort. Das wäre simple politische Gerechtigkeit gewesen ...

Jedermann, der die Seltenheit neuer und überraschender staatsrechtlicher Ideen kennt, wird zugeben, daß es jetzt an mir

Digitized by Google

war, ein Hoch auf den genialen Stadtverordneten von Ariccia auszubringen. Mein Tag war ja so wie so verloren.

Achill aber deckte nun seine Karten auf, als hätte er mit diesem Trumpf gleich beim Ausspiel gewonnen, und ging los ohne irgend eine Gegenkarte auch nur zu bedienen. Er sei der Ansicht, sagte er, Regierung sei Regierung. Eine wie die andere. Sie z. B. hätten nur ihr Italien mit dem alten Agostino Depretis an der Spitze — jawohl! Was heiße das? Politische Verwarnungen, Zwangsaufenthalt, Zwangsaushebung und Steuern über Steuern. Sei das die versprochene Freiheit?

Er glaube also nicht an den Liberalismus unserer oder irgend einer Regierung. Er sei der Ansicht, daß Alle, die kämen und dem Volke was vormachten, nur etwas haben wollten. Keiner treibe auf der Welt ein Geschäft Andern zu Liebe. In welchen Rock sie sich dazu steckten, mache für ihn keinen Unterschied. Ob sie nun Humbert sagten oder Leo, Venti Settembre oder unbefleckte Empfängniß, Bruderschaft oder Nationalgarde, Buzzurri oder Caccialepri, das wäre ihm Alles Eins. Er sei „Freidenker", libero pensatore, und damit Holla! Oder wie er sich ausdrückte: „e buona notte!"

Notabene, wenn überhaupt eine Regierung schlechter sein könne als die andere, so sei die schlimmste das Papstkönigthum. Und das war für die Aricciner leicht zu beweisen. Achill hatte vor seinen Mitbürgern schon zu oft die kostbaren Brückenbauten verspottet, mittels welcher Pio Nono noch im letzten Augenblick die Schienenverbindung mit Neapel zu verhindern dachte. Er hatte ihnen zu häufig auseinander gesetzt, daß sie mit ihren Bodenprodukten an der Eisenbahn lägen (auf welcher auch die dummen Fremden kommen), wären seine Vorgänger nicht so hirnlos klerikal gewesen und hätten den Bahnbau über ihre Feldmark abgelehnt. Was diese falsche Politik noch den heutigen Ariccinern kosten sollte, stand für Jedermann in dem Bauanschlag zu lesen, der über den unvermeidlichen Tramwayanschluß an Marino-Rom gerade dem Gemeinderath vorlag. Die Interessen der Bürger waren die Trümpfe in Achiles Spiel. Nein, die geringen Chancen, deren sich hier das Papstkönigthum etwa noch erfreute, waren auch heute wieder leicht abgethan. Achill lächelte dabei nur noch vornehm, als wäre sein in den Nacken geschobener Filzhut eine Mauerkrone. Er war jetzt völlig Signore Bauern gegenüber, der richtige, echte Signore, der den ganzen Tag spazieren geht oder fährt (letzteres, wenn er selbst nach Rom kutschirte, Neuigkeiten, freie Gedanken und Taschenwachskerzchen mitbrachte, kurz den Vetturin machte, der Besitzer von Pferd und Wagen ist, die er führt).

Als der Sprecher hier einen Augenblick abgerufen wurde, benutzte Cesare Napoleone Baffi diese Gelegenheit, um seine weiteren Meinungen von deutscher Politik anzubringen. Denn Deutschland müsse man heute sagen, nicht Preußen, wie man ja auch Italien und nicht Savoyen sage. Dann entwickelte er unsere Verdienste um die Einigung seines Vaterlandes. Es geschah ihm dabei allerdings, daß er seine Freundschaft auch auf das deutschsprechende Oestreich übertrug, indem er Wien mit Berlin und beide Staaten verwechselte, aber ich hatte nichts dagegen. Erst später bin ich soweit gediehen, die Grenzen beider Reiche auch für Ariccia festzustellen, die Freundschaft zu Oestreich aber auf der alten Höhe zu erhalten.

Zum Dank für Cesare Napoleones deutsche Politik hatte ich nichts gegen die antike Herkunft des Geschlechts Cesarini, des Herrn von Genzano, oder gegen die 20,000 Bewaffneten, die er aus dem alten Ariccia gegen Rom ins Feld führte.

Von Preußen und Italien kamen wir auf die Erde und den Mond zu sprechen. Der Uebergang ist mir nicht ganz klar, ich weiß nur, daß ich bald mit Flasche und Weinglas beschäftigt war dem allgemeinen Wissensdrang abzuhelfen und mit diesen primitiven Mitteln — bei denen die Lampe als Sonne diente — die Lehren des Weltgebäudes zu entwickeln, so gut ich mich ihrer aus der Secunda oder wo ich sonst zuletzt von ihnen gehört habe, erinnerte.

Die Meisten, die an der curiosen Geschichte so oder so Gefallen fanden, schienen bald mit mir einverstanden. Es war die gewöhnliche italienische Leichtigkeit — aber auch Leichtfertigkeit — das fast ohne lange Mittelglieder und Deductionen zu verstehen, was wir erst nach zehn mathematischen Schlußfolgerungen und zwanzig überwundenen Zweifeln begreifen. Nur Achill, der mittlerweile wiedergekommen war, erklärte mein ganzes System für einen unmöglichen Unsinn. Er lehnte meine Weisheit Satz für Satz mit der einfachen stets wiederholten Frage ab: ob ich dort, d. h. auf dem Mond gewesen sei? Leider mußte ich das verneinen. „Also!" sagte Achill.

Er glaubte nur was die Augen sahen.

„Gut, ich weiß noch eine andere Erklärung," fuhr ich fort, „vielleicht paßt Euch die besser. Der Mond, meinen einige Gelehrte, sei eine große himmlische Melone. Wenn sie langsam gelb geworden ist, schneidet sich unser Herrgott Abend um Abend sein Stück heraus zur Erfrischung. Ist sie aufgegessen, läßt er eine andere reif werden. Die grüne Pflanze sieht man nicht im Dunkeln und auf die Entfernung."

Aber auch das paßte ihm nicht.

Es wäre ihm auch ganz egal, schloß er. Der Mond amüsire ihn, weil er ein Gesicht mache, so — — Und damit versuchte er's unter allgemeinem Gelächter nachzuschneiden.

So war denn auch diese Frage zur allgemeinen Zufriedenheit erledigt und Achill konnte die erste Gelegenheit ergreifen, um das Quellwasser seiner tapferen Lebensweisheit von Neuem auf unseren dürren Acker zu leiten.

Ein Bettler half ihm dazu.

„Gott vergelt's Euch tausendmal im Paradiese," sagte der Alte für ein halbes Brod, welches Jener ihm gab, als wenn es nichts gewesen wäre.

„Lieber hier," meinte Achill, „Du und ich stünden uns besser dabei."

„Denn," sagte er zu uns gewendet, „mit den Priestern sei es ungefähr wie mit den Regierungen." Und mit dem, was sie uns erzählten, verhalte es sich wie mit meinen Aussagen über den Mond: keiner von ihnen sei im Paradiese gewesen oder bezeige Eile hineinzukommen. Er wenigstens habe noch keinen gesehen, den nicht die Vignen und die Weiber interessirten, — doch gewiß sehr irdische Waare.

Auch von den Heiligen hielt er nicht viel mehr. Schon weil sie meistens aus dieser verd— Sippe der Priester hervorgegangen seien. U. A. hatte er für die Wunder der Madonna del Divin Amore da drüben in der Campagna, zu der gerade Alles wallfahrtete, gar nichts übrig. Es hatte keines davon mit Augen gesehen. Nur für die nützlichen Seiten Sant Antonios (der gegen Vieh- und Feuerschaden gut ist) schien er seine Schwäche zu haben, und ich glaube fast, daß er eine kleine Devotion für ihn den Versicherungsgesellschaften vorzog. Ueber alles Andere aber war er erhaben. Alles Erfindung, Erfindung dieser Spitzbuben von Pfaffen. Er sei Freidenker. „Und darum nieder mit den Pfaffen, meine Herren! Denn diese Pfaffen, das sag' ich, Achill . . ."

Aber Achill sagte nichts mehr. Eine kleine rundliche Figur tastete auf uns zu, etwas unsicher in dem Zwielicht, aber durchaus nicht scheu.

„Oh, Don Antonio, bravo bravo!"

„Ah, Don Antonio! Geruhen Sie hierher!"

„Ein Glas für Don Antonio und andern Wein, frisch aus der Grotte, Beppe!"

Der brave Don Antonio, Kanonicus und Schulinspector zu Albano, hatte im Vorübergehen meine Anwesenheit erfahren und kam mich zu einer Schüssel Gnocchi einladen, Kartoffelklöße aus seinen eigenen Erdäpfeln bereitet, „den besten in der ganzen Umgegend, nicht wahr Kinder?" Und wenn ich auch nicht mitging, — er nahm inzwischen ein Glas Wein an. Er klopfte mich auf die Schulter und nickte dankend mit dem eleganten weißen Kopf, als er unseren Freidenker bemerkte, der noch immer dastand mit einer Fußbank in der Hand, um sie dem Herrn Kanonicus unterzuschieben, sobald er geruhen werde sich zu setzen. . . .

Digitized by Google

„Was wollt Ihr," murrte der Gastfreund ärgerlich, als er merkte, daß ich lachte, „Ketzer! Was versteht Ihr davon. Che ne capite voi, che non avete nè religione nè santi!"

Oh Achill, mein braver tapferer Achill! Ich weiß, ich weiß: per prudenza si va in chiesa, sagt schon das Sprichwort. Und selbst Massimo d'Azeglio meint, daß er gewiß nicht fromm sein würde, wenn nicht die Furcht ihn dazu triebe. Ich begreife durchaus: es bleibt doch immer eine verfluchte Geschichte, wenn man so gar nichts Gewisses weiß, sich mit diesen heimlichen Gewalten in offenen Widerspruch zu setzen. Geht man doch zur Kirche, fastet seine Vigilien u. s. w., blos wegen so weltlicher Gewalten, wie z. B. die Weiber und die Nachbarschaft. Magst du dich nun für einen Athe- oder Pantheisten halten, tapferer Achill, — auch dem Kühnsten geziemt es klug zu sein. Zum Schluß stirbt sich's auf alle Fälle sicherer mit dem verd— Priester. Schaden kann es nun mal nie was . . . Solltest du nicht so denken, Achill? Prosit Don Antonio!

Wie lange dies Alles gedauert hat? Ich weiß nur, daß der Uhrmacher nach Hause gegangen war, um mir in meine „Räuberuhr" eine neue Feder zu setzen (die sich bald als viel zu stark erwies), und daß er beleidigt war, als ich fragte, was ich schuldig sei. Auch dann wird noch einige Zeit vergangen sein. Denn als ich später das alte Werk repetiren lassen wollte, schlug es nicht, und der Uhrkünstler sagte, als ginge ihm nun endlich ein Licht auf: „Ah! eine Repetiruhr war es! Ich habe beim Auseinandernehmen, — nein, beim Wiederzusammensetzen — doch gleich gesagt, daß da ein Rad zuviel darin sei."

Und wenn gar Einer mich fragen wollte, wieviel bei diesem „Durchritt" durch das gastliche Städtchen getrunken worden sei! Misericordia! Selbst Achill sagte beim Abschied: „Heute haben wir uns redlich mit dem Wein herumgeschlagen. Auf morgen! Und nicht zu spät! Wir müssen doch wieder Frieden machen mit ihm. Und laß dir keine Pfaffen unterwegs begegnen, damit es nicht schlecht Wetter wird. Denn die Pfaffen, meine Herren, das sag' ich, Achill . . ."

Hier setzte sich mein Esel in Trab.

„Auf Morgen, Sor Gustavo!"

Aber ich hab' es abgeschworen wieder durch Ariccia zu reiten. Die Gastfreundschaft halte ein Anderer aus!

Aus der Hauptstadt.

Die akademische Kunstausstellung.

I.

Vorüber ist die kurze Schonzeit, welche sich der abgehetzte Großstädter während der Sommermonate nothgedrungen gönnen muß. Mit der Eröffnung des Salons hebt nach alter, nur für wenige Jahre eingeschlafener Sitte die Jagdsaison wieder an. Ein Glück, daß nicht alle Hunde zugleich auf den neugestärkt aus der Sommerfrische Heimgekehrten losgelassen werden!

Ob es gerathener, die große akademische Kunstausstellung im Herbst oder im Frühling abzuhalten, ist principiell freilich noch nicht entschieden. Früher, als der Versuch in Charlottenburg noch nicht gewagt war, ließen die Hitze im September und die Kälte im October, die den Besuch der Nothbude am Kantianplatz unter Umständen gesundheitsgefährlich machten, den Frühling und Vorsommer als idealste Ausstellungszeit erscheinen, und sicherlich berühren sich in ihr die Temperaturextreme nicht so eng wie im Herbst. Aber das verunglückte Experiment der Frühjahrsausstellung in Charlottenburg schreckte von weiteren Versuchen ab, und als man sich entschloß, in das restaurirte und mit zahlreichen Notthüren neu versehene Local zurückzukehren, wurde auch die gewohnte Saison wieder innegehalten. Die Künstler können sich eigentlich keine günstigere Periode wünschen. Im Frühling haben sie eine überreizte und von der Wintercampagne ermüdete Gesellschaft vor sich; jetzt, nach der Sommerruhe, tritt ihr Werk empfänglichen Gemüthern und frischen Sinnen gegenüber.

Jeder Salon hat seinen eigenen Charakter. Der diesjährige zeichnet sich angenehm durch einen auffallenden Mangel an Sensation aus. Selbst die wenigen großen „Maschinen", die vielleicht in früheren Jahren wie Bomben eingeschlagen hätten, lassen das Publicum ungerührt. Es sammelt sich nicht einmal vor ihnen. Den großen Oberlichtsaal kann man zwanzig Mal passiren, ohne daß man einen der Besucher sich mit Matejkos — altbekanntem — Riesenbilde beschäftigen sieht. Gruppen stehen vor einzelnen Statuen und Büsten und debattiren lebhaft, den Huldigungseid der Preußen am Hoflager des Polenkönigs sieht sich unterdeß gähnend vom Sopha aus ein Ermüdeter an, der die Gelegenheit zum Ausruhen benutzt. An Matejkos andrem patriotischen Bilde, der Prophezeihung des Kosaken Wernyhora über die Zukunft Polens, geht der Strom des Publicums vorüber ohne viel Notiz zu nehmen. Und doch sind die Figuren lebensgroß, doch reckt der greise Prophet gleich Moses die beiden Arme in die Höhe und faßt stieren Blickes in Worte, was sein inneres Auge schaut. Hingerissen lauschen neben ihm die Polen, ein jugendliches Weib hat sich fast an seine Brust geworfen, um keins seiner Worte zu verlieren, ein Alter mit blutunterlaufenen Slavenaugen schreibt eifrig in ein Buch, nur ein Kind an der Erde blickt unbekümmert auf den Beschauer. Nichts hilft dem Bild sein blutiges Colorit, das in dem rothen Mantel des Sehers sein strahlendes Centrum findet — was ist uns Hekuba? Doch selbst wenn es sich um eine deutsche Sage handelte, würde die Wirkung kaum stärker sein. Man merkt es an Paul Thumanns „Taufe Wittekinds", im Auftrage des Staates für die Aula des Gymnasiums in Minden gemalt. Es ist ein colossales Gemälde mit edlen lichten Figuren auf dunklem Waldeshintergrund. Der Bezwungene steht als Täufling mit gekreuzten Armen vor dem Priester, der die Schale über sein Haupt erhebt; mit geballten Fäusten empfängt er widerstrebend das symbolische Wasser. Zur Seite, erhöht, neben den Wurzeln der heiligen Eiche steht Karl der Große, umgeben von seinen Mannen. Er wird von Laien wohl nur schwer erkannt, denn der Künstler ist in historischer Gewissenhaftigkeit von dem gewaltigen Typus des Mannes, den Dürer geschaffen hat — das Bild befindet sich im germanischen Museum — abgewichen und hat den Frankenkönig nach der bekannten kleinen Reiterstatue als corpulenten blonden Herrn mit langem Schnurrbart gebildet, fair, fat and forty, aber ein wenig älter. Mag sein, daß er keinen Vollbart getragen hat. Aber soll man ohne Noth einen Typus abschaffen, der mehr als drei Jahrhunderte Geltung gehabt hat? — In gebührender Entfernung beobachtet Wittekinds Gefolge mit passenden Geberden den Vorgang. Aber das Publicum bleibt ungerührt. Es kümmert sich auch nicht viel um W. Beckmanns Luther in Worms auf der Wand gegenüber, und auch Knilles großer Fries für die Universitätsbibliothek in Berlin, die Zeitgenossen Goethes um ihn als Mittelpunkt gruppirt, wird ohne Erregung betrachtet. Julius Schraders Anbetung der Könige würde vielleicht mehr angestaunt werden, wenn das Bild nicht schon von der Ausstellung im Künstlerverein bekannt wäre.

Das sind die wichtigsten der wenigen Gemälde, die durch ihr Format aus dem Rahmen des Durchschnitts herausfallen. Wenn sich vor ihnen nicht, wie vor ihren Vorgängern in früheren Jahren, die Menge der Sensationsbedürftigen drängt, so deutet das entschieden auf eine Schwenkung im Geschmack. Wo hinaus er will, ist freilich noch dunkel.

Der Schwerpunkt der Ausstellungen legt sich immer mehr in die intimen Bilder, bei denen nicht der interessante oder deutbare Stoff, sondern die Behandlung die Hauptsache. Was für eine scharmante kleine Galerie ließe sich aus den etwa neunhundert Oelbildern dieses Salons zusammenstellen. Man müßte allerdings noch weit strenger wählen als die Jury, die es in diesem Jahr schwieriger als sonst gehabt zu haben scheint, denn der Andrang war übergroß, der Raum dagegen beschränkt, und überdies wird ja die Anzahl der durch Inhaberschaft einer Medaille von dem Richterspruch Unabhängigen noch vermehrt durch das Privilegium der Düsseldorfer Akademie, deren an Ort und Stelle gutgeheißenen Erzeugnisse hier ohne Weiteres zugelassen werden. Wie wenig bleibt da an verfügbarem Raum übrig. So konnte es auch kommen, daß manches Werk ausgestellt wurde, gegen das ein

Digitized by Google

interessanteres oder vielleicht werthvolleres zurückstehen mußte. Es schien deshalb gerathen, an dieser Stelle die schwierige Lage der vielfach angefochtenen Jury zu betonen.

Es ist zwar an sich ganz gleichgültig, ob ein Bild dieser oder jener der bekannten Gattungen der Malerei angehört, und oft genug kann man es ja nur zwangsweise einordnen. Aber der Bequemlichkeit halber sei der Inhalt des Salons auch diesmal nach dem Schema aufgeführt. In einigen Jahren, wenn sich die Eigenart der einzelnen Kunstschulen noch stärker consolidirt hat, und wenn vor Allem Berlin besser als heute verstehen wird, sich zum Ausstellungscentrum zu machen, dürfte es weit eher gerathen sein, nach den Schulen vorzugehen.

Neben den wenigen religiösen Bildern, die mit den Darstellungen des Abendmahls von O. Heydens und Cornicelius, Schraders Anbetung der Könige und den Illustrationen von Plockhorst und Pfannschmidt aufgezählt sind — Gebhardt ist nicht vertreten — verdient Fritz von Uhdes „Christus als Kinderfreund" besondere Erwähnung, weil sich in ihm der Ansatz zu einer neuen Richtung kundgibt, heißt es doch, daß Uhde die Absicht habe, sich ausschließlich der religiösen Malerei zuzuwenden. Bei seiner Eigenart eine nicht leicht vorherzusehende Wendung. Er läßt die Scene in einem großen ganz simplen Bauernzimmer spielen. Das Licht fällt durch die Fenster, welche nur unten mit dunklen Blendgardinen versehen sind, voll und scharf herein. Christus im langen blauen hembartigen Rock mit weiten Aermeln hat sich eben auf einen Stuhl niedergelassen und die Schaar der kleinen und größeren Kinder zu sich hergerufen. Er scheint eben erst eingetreten und von den Kindern erwartet worden zu sein. In der Thür erscheinen andere, von ihren Eltern geführt. Es sind lauter ganz modern angezogene Bauernkinder, meist Mädchen in dünnen Kleidern mit Anilinfarben. Die Kleinsten hat der milde blonde Mann zuerst an sich gezogen, eins hat schon, wenn auch noch scheu und mißtrauisch, das Haupt auf seinen Schooß gelegt, ein anderes reicht ihm die Hand und blickt unsicher zu ihm auf. Im Kreis umher stehen die größeren, als ob sie sich erst vergewissern wollen, was es geben wird. Eins hat, wie bei der Rembrandtschen Darstellung desselben Themas, den Finger vor Verlegenheit in den Mund gesteckt. Die Eltern treten noch nicht mit in Action. Man sieht, die Scene ist ganz in der Weise naiver Zeiten in die Formen des täglichen Lebens gekleidet. Aber wird damit irgend etwas erreicht außer dem Eindruck des Staunens und Zweifels? Wird es wohl irgendwo in der modernen Welt ein Gemüth religiös stimmen? Es ist nun doch fast zweihundert Jahre her, daß die Dinge der Vergangenheit nicht mehr in den Formen unserer eigenen Zeit vor unserer Phantasie stehen, und wir müßten uns erst des bis in die tiefsten Schichten durchgesickerten historischen Bewußtseins entschlagen, um wieder ohne Unbehagen das Heilige als Alltägliches sehen zu können. Es wird schwerlich je dahin kommen, im Gegentheil, die historische Anschauung wird immer tiefer Wurzel schlagen. Auch Gebhardt führt gelegentlich einen ganz modernen Zug in seine Composition. Aber er bringt ihn nur nebenbei an, wie in den von fern zuschauenden Kindern bei seiner Pietà. Bei den Hauptfiguren hütet er sich wohl, über das durch unsere Meister der Reformationszeit geweihte Costüm der Renaissance hinauszugehen. Wir sind am wenigsten naiv, sobald wir uns anstrengen, es zu sein. Wenn Uhde auf den Stuhl einen Arzt, einen Schulmeister oder Prediger gesetzt hätte, so würden alle die feinbeobachteten Züge und Charaktere zu einem einheitlichen Bilde zusammengehen. Es kommt noch hinzu, daß er in seiner auf die Spitze getriebenen Hellmalerei an Schattenlosigkeit weit über das in geschlossenem, nur von zwei engen Fenstern beleuchteten Raum Denkbare hinausgeht. Sämmtliche Figuren stehen zwischen dem Beschauer und der Lichtquelle, müßten ihm also die vollste Schattenpartie zuwenden; sie sind jedoch zum Theil so hell auf dieser Rückseite, daß eine vor das Bild gehaltene Hand trotz des scharf einfallenden Oberlichts neben ihnen dunkel aussieht. Es ist als wären sie durchscheinend. Hier ist die Richtung in ihrer Einseitigkeit auf dem der Atelierbeleuchtung entgegengesetzten Extrem angelangt, das nicht weniger unwahr. — Wenn die religiöse Malerei, das in unsern Tagen an sich schwierigste Problem, die Kräfte eines religiös ohnmächtigen Geschlechts weit übersteigt, so muß es doppelt auffallen, daß ein Künstler zu den in der Sache liegenden Schwierigkeiten neue der Darstellung häuft.

Die Historienmalerei im engern Sinn bringt es diesmal nicht über die eingangs aufgezählten großen Wandstücke. Auch Mythologisches ist rar. Böcklin stellt seinen wunderbaren Prometheus, den wir gelegentlich der Vorführung bei Gurlitt eingehend besprachen, noch einmal aus. Leider ist ihm die Beleuchtung nicht so günstig, aber er wirkt trotzdem gewaltig wie bei der ersten Bekanntschaft. Daneben bietet er ein andres Werk, das ihm keine neuen Freunde gewinnen wird und seinen Widersachern ein großes Gaudium bereitet. Der Katalog nennt es etwas umständlich „Kampf zwischen einem Centaur und einer Frau". Es ist auch nicht ganz richtig so bezeichnet, denn das Weib, das der wilde zottige Gesell geraubt hat, wehrt sich nur in Verzweiflung. Es gehörte der ungebildete Geschmack des Wilden dazu, sich für dieses Geschöpf zu interessiren. Mit seinem großen Kopf und zwerghaften Körper zählt es unter die mißlungensten Weiberfiguren Böcklins. Der Centaur ist wiederum eine Prachtleistung, wenigstens was den Kopf anlangt. Die Augen mit blutrünstigem Weiß wie bei Thieren, und der schreiende Mund, der die bläulichen Zähne zeigt, sind weit aufgerissen, denn das Weib hat den auf die Knie Gesunkenen in den langen Bart gepackt. Das Haupthaar, das sich in eine Art Mähne fortzusetzen scheint, flattert im Wind. — Ein zur Hülfe des Weibes herbeigeeilter Speerträger ist nur mit dem Oberkörper sichtbar.

Wer sich für Böcklin einmal erwärmt hat, den ficht ein mißlungenes Opus des genialen Mannes wenig an, namentlich wenn er daneben sich an einem Prometheus erquicken kann. Für das weitere Publicum ist die Ausstellung nur zu bedauern, und wer gar das Unglück hat, zuerst vor eine solche Fehlgeburt zu gerathen, der pflegt auf lange Zeit gegen den Zauber der Böcklin'schen Poesie gewappnet zu sein mit dem Munde, der einmal gelächelt hat.

Als Gegensatz zu Uhdes Experiment und Böcklins Mißschöpfung möge zum Schluß ein Werk betrachtet werden, dessen Autor ganz genau gewußt hat, was er wollte und konnte. Beides war nicht wenig und weit mehr als man hätte erwarten sollen. Anton von Werner hat in diesem Jahre mit seinem „Moltke bei Sedan" einen bedeutenden Wurf gethan. Es ist ein Bild von so packender Einfachheit und Klarheit und von so warmer, liebevoller Durchbildung und sonniger Tageshelle, daß man sich mit Staunen der Frische bewußt wird. Man geht wohl nicht fehl, wenn man den neuen Impuls auf die Herstellung des Panoramas von Sedan zurückführt, das bei allen Theilnehmern die anstrengendsten Naturstudien voraussetzte. Als Vorbereitung auf dieses Bild war schon Werners Diorama der Begegnung König Wilhelms und Napoleons aufzufassen. Konnte es doch der Künstler wagen, vor seinem gemalten Vordergrund mit hohem Gras und Feldblumen einen wirklichen von lebenden Pflanzen anzubringen.

Nach seiner Gewohnheit leicht vorgebeugt, steht Moltke allein auf der Höhe und beobachtet ruhig den Verlauf des Kampfes. Die Linke mit einer Karte liegt auf dem Rücken, die Rechte — scheint mit dem Feldstecher an der andern Seite zu ruhen. Etwas weiter unten steht sein Stab, eine ganz prächtige Gruppe im hellen Sonnenlicht. Aus dem Thal unten kommen Ordonnanzen angesprengt. Im Hintergrund jenseit des Thals bezeichnen weiße Dampflinien über dunklen Reihen am Boden die Stellung unserer Infanterie.

Es ist eine klare, ruhige Sommerlandschaft unter einem am Horizont leicht dunstigen Himmel. Der Sonnenschein fällt scharf von links hinten über die Gestalt des Helden und läßt das im Profil erscheinende, vielgefurchtete Antlitz bis auf die Nasenspitze im Schatten. Es ist nicht denkbar, daß der greise Held in größerer Wahrheit erfaßt werden könnte. So wird auch er in der Phantasie der Nachwelt erscheinen, einsam, ruhig, vornehm. Und bei aller Einfachheit, welch eine für sich sprechende Composition. Wie wird das Bild des Helden durch den Stab und die sprengenden Ordonnanzen ergänzt und erklärt. Man braucht sich nur vorzustellen, wie ganz verschieden diese Erscheinung wirken müßte, wenn sie nicht so einsam und doch im Mittelpunkt dastünde, sondern von den hohen Gestalten des Stabes eingeengt würde. Es scheint nicht zweifelhaft, daß diesem Werk eine große Popularität beschieden sein wird.

A. L.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"

Königin Augusta-Strasse 12.

Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Bad Nauheim
bei Frankfurt a. M.
Station der Main-Weser-Bahn.
Naturwarme kohlensäurereiche und gewöhnliche Soolbäder, salinische Trinkquellen und alkalische Säuerlinge, Inhalations-Salon, ozonhaltige Gradirluft, Ziegenmolke. Sommersaison vom 1. Mai bis 30. September Abgabe von Bädern auch vor bezw. nach dieser Zeit.
Großh. hess. Badedirection Bad Nauheim.
Jäger.

Im Verlag von **A. G. Liebeskind, Leipzig,** erschien:

Der rechtliche Anspruch
Böhmen-Oesterreichs
auf das
Königl. Sächs. Markgrafenthum Oberlausitz.
Eine staatsrechtliche Deduction
unter Benutzung archivalischer Quellen von
—— Dr. jur. **H. Beumer.** ——
Preis *M.* 1.50.

Vom juristischen Standpunkte, unter Vermeidung politischer Reflectionen findet der noch heute von Oesterreich in vollem Umfange prätendirte, vom Verfasser aber nur theilweise zugegebene Anspruch dieses Staates auf die Oberlausitz, sowie die einzig dastehenden Vorrechte dieser Provinz Sachsen gegenüber eine eingehende Besprechung. — Da die Acten des Königl. Sächs. auswärtigen Ministeriums benutzt sind, so dürfte diese Publication auch für den Historiker von Wichtigkeit sein.

Für Redactionen!

Ein junger Schriftsteller, gewandter Feuilletonist, nicht ganz unbek. hum. Dichter, sucht unter den bescheidensten Ansprüchen baldmögl. einen Platz in d. Redaction einer Zeitg. Gefl. Offerten sub **L. 79.** beförd. die Annoncen-Exped. von **Martin Andresen, Flensburg.**

Neue Deutsche Dichter
im Verlag von **A. G. Liebeskind, Leipzig.**

Der Pathe des Todes.
Dichtung von **A. Baumbach.**
M. 2.—

Liederhort aus Jungfriedel der Spielmann
von **August Becker.**
M. 3.—

Idyllen und Schwänke.
Neue Gedichte von **Heinrich Seidel.**
M. 2.50.

Siebenschön.
Ein April-Mai-Märchen in Reimen von
Bruno Küttenauer.
M. 2.—

Aix fur Anguet.
Schnaderhüpfeln von **H. Grasberger.**
M. 2.—

Gebunden in Leinwand pr. Einband *M.* 1.— mehr. Durch alle Buchhandlungen zu beziehen oder bei Einsendung des Betrags frei durch die Post.

Soeben erschien bei **H. Le Soudier** in **Leipzig** und **Paris.** — Preis 1 *M.* 80 *Pf.*

Heinrich · Von Madame **C. Jaubert.** · **Heine**

Erinnerungen aus den letzten 20 Jahren seines Lebens.
Autorisirte Uebersetzung von L. Welter. Vorräthig oder zu beziehen in allen Buchhandlungen.

Gratis und portofrei
erhält jeder Interessent in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes die erste Lieferung *von*
Otto Spamer's Illustrirtem Konversations-Lexikon,
um durch Einsichtnahme die Überzeugung gewinnen zu können, dass in diesem Werke wirklich ausserordentlich viel und Reichhaltiges geboten wird.

Im Verlage von **Eduard Trewendt** in **Breslau** erschien soeben:
Genie und Wahnsinn. Eine psychologische Untersuchung von **Dr. Paul Radestock.** 6 Bog. gr. 8. Eleg. brosch. 2 Mk.
Der auf diesem philosophischen Gebiete vorteilhaft bekannte Verfasser, dessen frühere Werke „Schlaf und Traum" und „Die Gewöhnung und ihre Wichtigkeit für die Erziehung" weitgehende Anerkennung fanden, bietet in dieser Schrift eine eingehende und lichtvolle Studie, die nicht nur bei Fachleuten, sondern auch bei dem grösseren Publikum reges Interesse erwecken dürfte.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Franz Otto:
Wunderglaube
und
Wirklichkeit.
Seltsame Erscheinungen
in der Tier- und Menschenwelt.
Mit 130 Text-Abbildungen und Titelbild.
Geheftet *M.* 6.50. Eleg. gebunden *M.* 8.—
Die Reichhaltigkeit des Inhaltes erhellt aus dem Register, welches die im Werke besprochenen 1800 Gegenstände aufführt.
Verlag: OTTO SPAMER, Leipzig und Berlin.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**
Statistische Studien
über die
Bewährung der Actiengesellschaften
von
Dr. phil. **R. van der Borght.**
Preis: 8 Mark.

Die Theorie des Geldes.
Kritische Untersuchungen
von **Dr. Richard Hildebrand,**
Professor der politischen Oekonomie an der Universität Gras.
Preis: 3 Mark 20 Pf.

Soeben erschienen:
Geschichte der Deutschen Volkspoesie
seit dem Ausgange des Mittelalters
bis auf die Gegenwart.
In ihren Grundzügen dargestellt von
Dr. F. H. Otto Weddigen.
—— 8. XVI u. 360 S. *M.* 6.— ——
Die „Europa" sagt in einer längeren Besprechung: „Der auch auf dem Gebiete der Litteraturgeschichte rühmlichst bekannte Verfasser hat mit obigem Werke eine längst gefühlte Lücke glücklich ausgefüllt, indem er zuerst den Versuch einer systematischen Darstellung der Deutschen Volkspoesie machte. Der Versuch ist ihm wohl gelungen . . ."
Verlag von **Georg D. W. Callwey** in **München.**

Dringendes Gesuch.

Ein durch e. wichtigen literar. Fund in letzter Zeit vielgenannter **Dr. philos.,** der auch durch Publicationen auf schönwissenschaftl., sowie germanist. u. roman. Gebiete bekannt geworden u. von reicher pädagog. Erfahrg. ist, sucht eingetretener Verhältnisse halber per 1. October d. J. od. später e. möglichst dauernde **Stellung** in e. größeren Stadt Deutschlands, Oesterreichs od. d. Schweiz als Lehrer an e. Real-, Bürger- od. höh. Töchter-Schule od. an e. Damen-Lyceum, ev. auch als Redacteur od. ständiger Mitarbeiter an e. angeseh. Zeitung, als Bibliothekar od. dergl.
Gefl. Offerten innerhalb 14 Tagen erbeten sub **H. 28522.** an **Haasenstein & Vogler, Breslau.**

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**
Die vier Temperamente.
Lustspiel in fünf Akten von Lothar Clement.
IV, 155 S. 8. geh. *M.* 3.—, eleg. geb. *M.* 4.—
Nach dem Urtheil eines namhaften Literaturhistorikers gleicht diese durchaus originale Dichtung voll Geist, Humor und Anmuth einem feinen, kunstvoll durchgeführten Schachspiel; die Züge der in meisterhafter Charakteristik gezeichneten Figuren auf dem dramatischen Schachbrett fesseln in steigendem Maße, wobei der geistreich pointirte, schlagende Dialog eine Lust für den Leser ist.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen (auch zur Ansicht) zu beziehen:
J. Schipper, Dr., o. Prof. d. engl. Philol. a. d. Univ. Wien,
William Dunbar
sein Leben und seine Gedichte
in Analysen und ausgewählten Uebersetzungen, nebst e. Abriß der altschottischen Poesie. Ein Beitrag zur schottisch-englischen Litteratur- u. Culturgeschichte im Reformationszeitalter. 8. 27 Bog. Preis geh. *M.* 7.—, geb. *M.* 8.—.
Verlag von **Robert Oppenheim** in **Berlin.**

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 36. Berlin, den 6. September 1884. Band XXVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 5gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Das Project einer Reichspostsparkasse. Von Georg Bobertag. — H. Huxleys Vorlesungen über Physiographie. Von Otto Zacharias. — Literatur und Kunst: Dämmerstunde. Von Martin Greif. — Geschichte und Nationalökonomie. Von Georg Winter. — Richard Wagners Lebensbericht. Von Theophil Zolling. — R. W. Emerson und der Socialismus. Von E. Schläger. — Einiges über die Frauen und Frauenerziehung in Rußland. Von M. Behrmann. — Unwahrscheinliche Wahrhaftigkeiten. Eine bisher ungedruckte Humoreske von Heinrich von Kleist. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Nachträgliches zu den Don Juan-Studien. Von Wilh. Bolin. — Inserate.

Das Project einer Reichspostsparkasse.

Von Georg Bobertag.

Es wird immer wahrscheinlicher, daß den im Herbst zu wählenden Reichstagsabgeordneten auch in einer Frage die Entscheidung zu treffen beschieden sein wird, welche etwas abseits von den brennenden wirthschafts- und socialpolitischen Tagesfragen liegt, wenn sie auch an sich dem wirthschaftlichen und socialen Gebiete angehört: in der Frage, ob und in welcher Weise man den mächtigen und weitverzweigten Apparat der Reichspost dem Sparkassenwesen dienstbar machen soll. Wie bestimmt verlautet, ist man im Reichspostamt über den Vorschlag einer Reichspostsparkasse bereits schlüssig und der Zustimmung des Reichskanzlers wie auch wohl derjenigen des Bundesraths sicher.

Wenn man erwägt, daß England, Belgien, Italien, die Niederlande, Frankreich und Oestreich im Laufe der letzten Decennien zur Einführung von Postsparkassen geschritten sind, und zwar, wie die Berichte sagen, mit günstigem Erfolge — so kann der Gedanke an die gleiche Einrichtung in Deutschland, dessen Postverwaltung sich doch des Weltrufs besonderer Initiative erfreut, nichts weniger als überraschen, und in der That sind es hauptsächlich wohl nur mehr gewisse staatsrechtliche Schwierigkeiten, welche bei uns bis jetzt den Versuch der Ausführung dieses Gedankens gehemmt haben. Die Stellung der Einzelstaaten im Reichspostgebiet zur Reichspost erschwerte eine Initiative des Reichs in der Postsparkassenfrage ebenso, wie sie ein einseitiges Vorgehen jener Einzelstaaten fast unmöglich machte. Von den beiden außerhalb des Reichspostgebiets stehenden Staaten, Bayern und Württemberg, hat das letztere bereits einen selbständigen Schritt vorwärts gethan, indem die württembergische Staatsregierung unterm 6. Juni v. J. der Ständeversammlung den Entwurf eines Gesetzes, betreffend die Errichtung einer Postsparkasse, hat zugehen lassen. Die volkswirthschaftliche Commission der Ständeversammlung hat sich vorläufig gegen die Vorlage erklärt und zwar steht an der Spitze der Opposition Professor Rümelin, der Kanzler der Universität Tübingen. Im Plenum ist noch nicht Beschluß gefaßt worden, aber immerhin ist der Kampf der Meinungen für und wider das württembergische Project von entschieden lehrreichem Interesse auch für das Project der Reichspostsparkasse.

Die württembergische Staatsregierung hat ihren Vorschlag durch zwei kurze Sätze motivirt. Erstens damit, daß die außerhalb Deutschlands mit den Postsparkassen bereits gemachten Erfahrungen ein günstiges Resultat ergeben hätten; zweitens damit, „daß die zur Zeit in Württemberg bestehenden Sparkassen den Ansprüchen auf leichte Zugänglichkeit und auf die Möglichkeit ihrer Benutzung auch für die Unterbringung der kleinsten Sparbeträge nicht vollständig genügen und nach ihren Statuten nicht genügen können". — Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Motive für das Project der Reichspostsparkasse im Wesentlichen auf die gleichen Sätze hinauslaufen werden.

Was den Hinweis auf die im Auslande gemachten Erfahrungen anlangt, so ist dazu kaum etwas zu bemerken. Möglich, daß hier und da die Freude über die Postsparkassen keine ungetrübte war, und daß die Gegner der Einrichtung in Deutschland die trüben Erfahrungen des Auslands vollwichtig in die Wagschale zu werfen versuchen werden, — die officiellen und officiösen Berichte aber über die Erfahrungen unserer Nachbarn lauten jedenfalls günstig und auf sie wird man sich bei uns regierungsseitig — und das mit gutem Recht — berufen.

Anders verhält es sich mit dem zweiten, dem aus dem bisherigen Zustande des einheimischen Sparkassenwesens hergeleiteten Argument. Hier drängen sich in der That sowohl für Württemberg als auch für das Reich eine Menge von Bemerkungen und Erwägungen auf, denen man bei der Beurtheilung und Beschlußfassung über das Project die vollste Berücksichtigung und ernsteste Prüfung wünschen muß, wenn man auch principiell dem Gedanken, die Post dem Sparkassenzweck in geeigneter Weise dienstbar zu machen, durchaus nicht ablehnend gegenüber steht.

Man darf den vom württembergischen Staatsministerium bezüglich des Mangels an Spargelegenheit ausgesprochenen Satz keineswegs dahin verstehen, daß etwa das bisherige württembergische Sparkassenwesen im Verhältniß zu andern Theilen Deutschlands besonders zurückgeblieben wäre. Im Gegentheil lehrt die Statistik, daß sich Württemberg die Ausbildung seines Sparkassenwesens in hervorragender Weise hat angelegen sein lassen. Die „Landessparkasse" mit ihren zahlreichen Agenturen, die in der großen Mehrzahl der Oberamtsbezirke bestehenden „Oberamtssparkassen" in Verbindung mit einzelnen „Ortssparvereinen", ferner die Sparkassen der Consumvereine und andere derartige Institute bilden ein ziemlich engmaschiges Netz von Spargelegenheiten über das ganze Land. Wenn trotzdem die Regierung damit nicht zufrieden ist, so darf man sich das etwa folgendermaßen erklären. Die Erfahrungen, die gerade in den letzten zehn Jahren mit der fortschreitenden Vermehrung der Sparstellen gemacht worden sind, legen es dringend nahe, immer

Digitized by Google

weiter danach zu streben, den ärmeren Theilen der Bevölkerung die Spargelegenheit so nahe als irgend möglich zu bringen und so bequem als irgend ausführbar zu machen. Trotz der verhältnißmäßigen Ungunst der Jahre hat fast jede neu errichtete Sparstelle in Dorf und Stadt eine Menge von Sparern gewonnen. Der Wunsch nach immer neuen Stellen drängt sich Einem dadurch unwillkürlich auf, und wenn man sich dann fragt, wie und wo diese Stellen, zumal auf dem Lande, zweckmäßig etablirt werden können, dann liegt der Gedanke, die Postanstalten für den Sparkassenzweck in Anspruch zu nehmen, nahe genug. Es würden damit in Württemberg etwa 550 neue Spargelegenheiten geschaffen, welche ohne Ausnahme sowohl in Bezug auf die Zugänglichkeit für die Sparer wie auch auf die Sicherheit der Einlagen vorzüglich wären.

Dazu kommt der den Postsparkassen eigenthümliche Vorzug, daß die bei der einen Postanstalt gemachten Spareinlagen bei allen Postanstalten des ganzen Postgebiets zurückerhoben werden können. Die hohe Bedeutung dieses Vorzugs wird am besten dadurch illustrirt, daß man selbst in Kreisen, welche dem Project der Reichspostsparkasse scharf ablehnend gegenüberstehen — ich habe hier Stimmen aus dem in der Ausbildung des bisherigen Sparkassenwesens am weitesten fortgeschrittenen Königreich Sachsen im Auge —, daß man selbst in solchen Kreisen sich des Gedankens an eine Inanspruchnahme der Postanstalten nicht erwehren kann, um beim Wechsel des Aufenthaltsortes des Sparers dessen Sparforderung von einer Stelle auf die andere übertragen zu können, ja daß man selbst dortseits geradezu den Wunsch äußert, „wegen Vermittelung der Ein- und Auszahlungen von Spargeldern durch die Postanstalten seitens der Gemeindesparkassen eine Vereinbarung mit der Reichspostverwaltung herbeizuführen".

Auch die der Einrichtung von sogenannten Pfennigsparkassen zu Grunde liegende Tendenz, dem Sparer auch die Einlage der kleinsten Geldbeträge möglich zu machen, weist gewissermaßen auf die Postsparkasse hin. Man sucht diesen Zweck durch die Ausgabe von Sparkarten und auf diese aufzuklebende Sparmarken zu erreichen. In den kleinen Postwerthzeichen sind diese Sparmarken nun bereits vorhanden, während die zweckmäßige Herstellung und Verbreitung besonderer Sparkassenwerthzeichen von so kleinem Betrage doch immerhin ziemlich umständlich bleibt.

Von den gegen die Postsparkasse geltend gemachten Bedenken will ich diejenigen, welche auf die Befürchtung hinauslaufen, der eigentliche Postdienstbetrieb möchte durch das Hinzukommen dieser neuen, den Zwecken der Anstalt an sich fremden Aufgabe überbürdet und gestört werden, außer Betracht lassen. Der Reichstag wird es mit sich abzumachen haben, ob er in dieser Beziehung die Reichspost vor der Reichspostverwaltung selbst schützen zu müssen glauben soll oder nicht. Jedenfalls ist das Risico einer Beeinträchtigung des Postdienstes durch das Postsparkassenwesen von vornherein auszuschließen.

Die Hauptbedenken betreffen meinem Dafürhalten nach zwei Punkte: einmal die Wirkung der Reichspostsparkasse auf die bisherigen Sparkassen und zweitens die Anlage der Spargelder.

Was den ersten Punkt anbelangt, so gibt man sich vielfach der Befürchtung hin, daß die Einrichtung der Postsparkasse den bestehenden Kreis-, Gemeinde- und dergl. Sparkassen eine vernichtende Concurrenz machen wird. In den Städten dürfte sich diese Befürchtung vielfach als unbegründet erweisen und die Stadtgemeinde Stuttgart hat sich denn auch, obgleich sich daselbst bei Weitem die bedeutendste Sparstelle der Landessparkasse, ferner eine der größten Oberamtssparkassen und sonstige Sparinstitute befinden, durch die in Aussicht genommene Einrichtung von Postsparkassen nicht abhalten lassen, gerade jetzt an die Errichtung von Pfennigsparkassen und einer „städtischen" Sparkasse heran zu gehen. Oberbürgermeister Hack daselbst hat in einem Referat über diese städtischen Projecte nicht nur ausdrücklich hervorgehoben, daß die beabsichtigte Postsparkasse kein Hinderniß für jene bilden werde, sondern er hat die Postsparkasse sogar warm empfohlen. — Auf dem Lande steht die Sache freilich anders. Hier wird die Postsparkasse allerdings den bestehenden Sparinstituten eine sehr erhebliche Concurrenz machen und man kann es den Männern, welche sich in werkthätigem Gemeinsinn bisher um die Förderung des Sparkassenwesens verdient gemacht haben, wahrhaftig nicht verdenken, daß ein schmerzliches Gefühl sie beschleicht, wenn jetzt eine neue Einrichtung das von ihnen Geschaffene zu beeinträchtigen oder doch in der ferneren Entwickelung aufzuhalten droht. Aber hoffen muß man doch, daß gerade auch jene um das Sparkassenwesen verdienten Männer sich durch dieses schmerzliche Gefühl nicht die Fähigkeit zu unbefangener Prüfung trüben lassen, und daß sie, wenn die neue Einrichtung als die bessere sich ergibt, sich daran erinnern werden, daß das Bessere nicht nur des Guten Feind, sondern auch dazu bestimmt ist, siegreich zu bleiben, wenn es anders mit dem Gesammtwohl vorwärts gehen soll. Mögen immerhin die Kreissparkassen, die Oberamtssparkassen, die ländlichen Gemeindesparvereine und dergl. Institute durch die Errichtung der Postsparkasse einen Ausfall in den Spareinlagen erfahren, so kann doch dieser Rückgang der örtlichen Sparanstalten, wenn man ihren eigentlichen Zweck, die Beförderung des Sparens, ins Auge faßt, nicht erheblich ins Gewicht fallen, sofern nur statt dessen die neu errichteten Postsparkassen das Mehrfache jenes Ausfalls an Spargeldern aus den betreffenden Bezirken wieder einbringen. Es hieße wirklich den Zweck des Sparkassenwesens auf den Kopf stellen, wollte man um einer einzelnen Gemeinde- oder Kreissparkasse willen der Bevölkerung des ganzen Reichs die Erleichterung der Spargelegenheit durch die Postanstalten vorenthalten.

Wesentlich verstärkt werden die Bedenken, welche man bezüglich der vernichtenden Concurrenz der Postsparkassen für die Gemeinde- und Kreissparkassen hegt, durch die Erwartung, daß die Anlage der Spargelder nach Einführung der Postsparkassen eine erheblich andere werden dürfte. Es ist nicht zu bestreiten, daß bei den bisherigen örtlichen Sparkassen ein gewisses berechtigtes Interesse an der Anlage der Spargelder in Frage kommt, selbst wenn man von der bekannten, vielfach recht ungerechtfertigten Verwendung der Sparkassenüberschüsse für Gemeinde- und Kreiszwecke ganz absieht. Die Sparkassen haben vielfach eine hohe Bedeutung als örtliche Creditinstitute erlangt sowohl für den Grundbesitz wie für das Kleingewerbe, und diese Bedeutung würde vollständig dem Sparkassenwesen verloren gehen, wenn die Postsparkasse einerseits die Gemeinde- und Kreissparkassen brach legen und andrerseits, wie dies die württembergische Regierung beabsichtigt, ihr die ausschließliche Anlage der Spargelder in Staats- oder Reichsschuldverschreibungen vorgeschrieben werden würde. — Die außerdeutschen Postsparkassen verfahren in dieser Beziehung verschieden. In England hat die Anlage der Spargelder durch die „Staatsschuldencommission" in Staatsfonds und Obligationen stattzufinden; in Belgien durch die „Nationalbank" und die „Caisse des dépôts et consignations" in Staats-, Provinzial- und Gemeinde-Fonds, in Hypotheken, Beleihung von Handelseffecten, Wechseldiscont und Lombarddarlehen; in Italien durch die „Depositen- und Darlehnskasse" in Hypotheken und Darlehen an Provinzen und Gemeinden; in den Niederlanden durch die „Niederländische Bank" in Staatspapieren, Provinzial-, Gemeinde- und Deichverbands-Obligationen, Hypothekenpfandbriefen, Vorschüssen auf Unterpfänder von allen bei der Niederländischen Bank zugelassenen Fonds; in Frankreich durch die „Caisse des dépôts et consignations" in französischen Staatspapieren und in Oestreich durch ein besonderes „Postsparkassenamt" in östreichischen Staatspapieren.

Man mag für die Anlage der Spargelder selbst einen so weiten Spielraum gewähren, wie etwa in den Niederlanden und Belgien, immer wird bei der Postsparkasse eine Centralisation der Geldverwaltung stattfinden müssen, welche es erklärlich macht, daß Kreise wie Gemeinden ein großes Interesse an der Erhaltung der in ihrer Hand befindlichen lokalen Sparkassen mit ihren zum Theil sehr bedeutenden Kapitalien nehmen. Und wenn schon die Tendenz der Kreise und Gemeinden, das Geld dem Creditbedürfniß der Einsassen, soweit der Sparkassenbetrieb das überhaupt zuläßt, zu erhalten, erklärlich erscheint, so wird

Digitized by Google

man sich noch weniger darüber wundern dürfen, daß in den deutschen Einzelstaaten wenig Neigung besteht, die Sparkapitalien „außer Landes" gehen zu lassen. Ich meine, daß die Gesetzgebung bezüglich der Reichspostsparkasse nach Mitteln und Wegen wird suchen müssen, sowohl die Sparkapitalien in gehörigem Maße für die Befriedigung wenigstens des Immobiliarcreditbedürfnisses überhaupt zugänglich zu erhalten, wie auch die in gewissem Grade nothwendige Centralisation der Kapitalienverwaltung durch eine angemessene Decentralisation der Creditgewährung zu ergänzen.

Die Details der Organisation einer Postsparkasse für das Reich entziehen sich dem Rahmen dieser Besprechung. Nur dem Wunsch möchte ich noch Ausdruck geben, daß, wenn die Reichspostsparkasse ins Leben gerufen wird, die Sonderstellung Bayerns und Württembergs wenigstens in dieser Frage um kleinlicher Aeußerlichkeiten willen nicht aufrecht erhalten werden möchte. Die Farben und Bilder der Briefmarken dürften einem vernünftigen Cartell zwischen der Postsparkasse im Reichspostgebiet und den königl. bayerischen und württembergischen Postsparkassen denn doch nicht entgegen stehen.

H. Huxleys Vorlesungen über Physiographie.

Von Otto Zacharias.

In der kleinen Anzahl jener werthvollen Bücher, von denen man sagen darf, daß sie Lehrern sowohl wie Lernenden in gleicher Weise nützlich sind, nimmt eine Sammlung von Vorlesungen, welche der namhafte englische Naturforscher Th. H. Huxley im Jahre 1870 im South-Kensington-Museum gehalten hat, einen hervorragenden Platz ein. Man hat es im Interesse wißbegieriger deutscher Leser als ein erfreuliches Ereigniß zu begrüßen, daß F. A. Brockhaus in Leipzig uns eine deutsche Uebersetzung, resp. Bearbeitung, der englischen Ausgabe von Huxleys „Physiographie" bringt. Denn damit ist allen denen, welche eine ernste und eingehende Belehrung über scheinbar alltägliche Naturvorgänge suchen, Gelegenheit gegeben, sich gründlich und sachgemäß zu belehren, was um so wichtiger ist, als in unserer eigenen populär-wissenschaftlichen Literatur neuerdings kein Ueberfluß an derartigen Büchern zu constatiren ist.

Prof. Huxley beabsichtigt in dem vorliegenden Werke, eine Einleitung in das Studium der Natur zu geben, und ich glaube, er hat diese Absicht in der denkbar möglichsten Vollkommenheit erreicht. Dem Lernenden soll sich durch die Lectüre dieses Buches — wie Huxley selbst sagt — die Ueberzeugung aufdrängen, daß er etwas von dem Weltganzen wissen müsse, um selbst nur zu einer anfangsmäßigen Kenntniß von dem zu gelangen, was in seinem Kirchspiel vorgeht. „Ich wollte schildern," so sagt der Verfasser, „wie der von unserem Fuße unbeachtet bei Seite geschobene Kieselstein nicht sein würde, was er ist und wo er ist, wenn nicht eine bestimmte Epoche der Erdgeschichte, vor ungezählten Jahrtausenden bereits abgeschlossen, genau das gewesen wäre, was sie wirklich war."

Von jener schwerfälligen Systematik, welche unsere deutschen populären Werke vielfach total ungenießbar macht, ist in Huxleys Physiographie nichts zu spüren. Die Leser werden nicht mit peinlichen Angaben über geographische Breiten und Längen, nicht mit ziffernmäßigen Angaben von Berghöhen und Meerestiefen, auch nicht mit der geographischen Verbreitung einzelner Thiere und Pflanzen behelligt, sondern es wird ihnen sofort die Quintessenz des allgemeinen Naturstudiums vorgelegt. „Ich strebte darnach," so heißt es in der Vorrede, „bei meinen Zuhörern die Vorstellung zu erwecken, daß die schlammigen Fluthen des Stromes unserer Hauptstadt, die Berge, an denen derselbe vorüberfließt, und die Winde, welche seine Fluthen aufwühlen, einerseits als Naturerscheinungen nicht vereinzelt dastehen, noch daß sie andererseits darum für verstanden gehalten werden dürfen, weil sie uns durch tägliche Anschauung geläufig geworden sind."

Als ein Londoner zu Londonern sprechend, wählte Prof. Huxley selbstverständlich die Themse und ihr Becken zum Gegenstande seiner Abhandlung. Der deutsche Uebersetzer (Herr Dr. H. Jordan in Erlangen) hat in richtiger Erkenntniß seiner Aufgabe an Stelle der Themse die Elbe und Weser gesetzt, und auch sonst die zur Erläuterung angezogenen Beispiele thunlichst auf das Verständniß deutscher Leser zugeschnitten. Dem Originalwerk ist jedoch nirgends Gewalt angethan worden, und es ist vielmehr anerkennend hervorzuheben, daß Herr Dr. Jordan durch die freie Art seiner Bearbeitung das an und für sich schon werthvolle Buch für das deutsche Publicum noch werthvoller gemacht hat. Insbesondere hat das Kapitel „Geologisches aus Deutschland" unsern Beifall. Es wird hier auf wenigen Seiten (S. 362—412) ein gut orientirender Ueberblick über die in unserem Lande gemachten paläontologischen Funde und eine sehr übersichtliche Darstellung der geologischen Verhältnisse gegeben, welche für Deutschland charakteristisch sind. Um unseren Lesern von dem Inhaltsreichthum des Huxley'schen Buches überhaupt einen Begriff zu geben, genügt es, auf die nachstehenden Kapitelüberschriften hinzuweisen: Quellen, Regen und Thau, Schnee und Eis, Verdunstung, die Atmosphäre, das Meer und seine Thätigkeit, Erdbeben und Vulkane, Vertheilung von Land und Wasser, Gestalt der Erde, das Entwerfen von Karten, die Sonne. Der überaus reichhaltige Text wird durch 182 Holzschnitte von vortrefflicher Ausführung, sowie durch 8 Karten, resp. Tafeln, wirksam erläutert, so daß der Zweck des Buches, gediegene Belehrung hinsichtlich der bekanntesten Naturvorgänge zu verbreiten, nach jeder Richtung hin erfüllt wird.

Die Unterweser mit ihren verschiedenen Strömungen bildet den Ausgangspunkt für die sich durch 21 Kapitel fortspinnenden hochinteressanten Betrachtungen. „Wo haben wir die Quellen der Weser zu suchen?" — Das ist die erste der aufgeworfenen Fragen, und so einfach diese Frage zu sein scheint, so kann sie doch ihre befriedigende Beantwortung erst finden, nachdem der Leser Einiges über jenen großen, über 20 Millionen Meilen von uns entfernten Weltkörper erfahren hat, den unsere Erde umkreist.

In der That läßt sich der Ursprung der Elbe und Weser bis zur Sonne verfolgen: denn der Regen, von dem jene beiden Ströme mittelbar oder unmittelbar gespeist werden, entsteht durch Verdichtung des Wasserdampfes, welcher unter Einwirkung der Sonnenwärme in die Atmosphäre übergegangen ist. Ohne die Sonne könnte es darum keinen Regen und demzufolge auch keine Flüsse geben. Aber wir können in dieser Betrachtung noch weiter fortfahren, und es ist wichtig, daß auch der Laie sich bemüht, die wunderbare Verkettung langer Reihen von Ursachen zu verfolgen. Es ist unleugbar, daß die Verbreitung des Regens von den in der Atmosphäre vorhandenen Luftströmungen abhängt; letztere rühren jedoch von Strömungen des Gleichgewichts in dem Luftmeere her, welche durch die Sonnenwärme veranlaßt werden. Ohne die Sonne könnte es unter den einmal abwaltenden Naturverhältnissen auch keine Winde und Stürme geben. Aber nicht blos die Bewegungen der Atmosphäre, sondern auch die Meeresströmungen, sofern sie durch die Richtung der herrschenden Winde oder durch örtlich verschiedene Erwärmung des Wassers erregt werden, lassen sich in letzter Instanz auf die Sonne zurückführen.

Zieht man ferner in Erwägung, daß auch das Gletschereis aus Wasser entstanden sein muß, welches anderwärts durch die Sonnenwärme in Dampfform gebracht wurde, so schwindet das Paradoxe in der Behauptung, daß auch die Eismassen des Hochgebirges Schöpfungen der Sonne seien.

Aber die Sonne als schaffende Kraft ist durch Aufzählung dieser verschiedenartigen Wirksamkeiten noch nicht erschöpfend charakterisirt. Es kommt noch hinzu, daß auch das organische Leben eng mit der Anwesenheit von Sonnenlicht und Sonnenwärme verknüpft ist. Der Erdball würde ohne die Einwirkungen

Digitized by Google

der Sonne auch ohne Thiere und Pflanzen sein. Die grünen Pflanzen zersetzen die Kohlensäure, aus welcher sie ihren nothwendigen Bedarf an Kohlenstoff entnehmen, nur unter dem Einfluß des Sonnenscheins und unterstützt von diesem, so daß es keine Uebertreibung ist, wenn von unseren Kohlenflötzen gesagt wird: es liege in ihnen die ganze Lichtfülle aufgespeichert, welche unserer Erde während der Steinkohlenperiode von dem Sonnenkörper geschenkt wurde.

So gipfelt die von Huxley angestellte Naturbetrachtung schließlich in dem bündig erbrachten Nachweis: daß die Sonne die große Triebfeder ist, welche den ganzen Kreislauf des Stoffes in Bewegung erhält. Alle auf unserm Planeten sich abspielenden Ereignisse lassen sich direct oder indirect auf Kraftäußerungen des Sonnenkörpers zurückführen — das ist die Summa unseres gegenwärtigen Naturwissens, welche noch mehr in das Bewußtsein der gebildeten Laienwelt aufgenommen werden sollte, um die das Gemüth erhebende Ueberzeugung in uns lebendig werden zu lassen, daß mächtige Kräfte von Gestirn zu Gestirn wirksam sind, welche nach großen und weisen Gesetzen Ordnung und Zusammenhang in das Weltganze bringen.

Es kann Jemand im Stande sein, die Namen von hundert oder tausend Pflanzenarten herzuzählen, und doch wird man deshalb noch nicht behaupten dürfen, daß der Betreffende einen brauchbaren Fonds von wirklichem Naturwissen besitze. Für die Ausbreitung von wissenschaftlichen Kenntnissen, welche das Pflanzen- und Thierleben betreffen, ließe sich noch sehr viel thun, aber es müssen keine todten, aus Büchern gezogenen Kenntnisse sein, welche verbreitet werden, sondern wirkliche Anschauungen, die im Verkehr mit den Dingen selbst erworben worden sind. Man sage nicht (und deutsche Pädagogen sind leider nur allzu geneigt, sich so zu äußern), daß sich die Hauptthatsachen der Anatomie und Physiologie nicht schon Kindern beibringen ließen. Ich freue mich, daß ich die Ansichten, welche ich schon vor einigen Jahren in einem Aufsatz „Ueber Popularisirung der Naturwissenschaft" in der „Gegenwart" zum Ausdruck gebracht habe, nunmehr durch das Zeugniß eines unserer ersten Forscher, nämlich Huxleys, stützen kann. Unser Autor sagt an einer sehr bemerkenswerthen Stelle eines Vortrags über das Studium der Biologie*), daß er keinen Grund sehe, warum der Unterricht in brauchbarem Naturwissen nicht schon sehr früh beginnen solle. Nach seiner Meinung sind Anatomie und Physiologie einer weitgehenden Popularisirung fähig. „Es hat keine Schwierigkeit," sagt Huxley, „wenn man mit Zuhörern von 15—16 Jahren zu thun hat, etwas Anatomie zu treiben, und ihnen eine Vorstellung von den vier oder fünf Hauptmodificationen der thierischen Form zu geben, und dasselbe gilt von der höheren Pflanzenanatomie. Diejenigen Theile des menschlichen Körpers, welche die Kinder nicht an sich selbst kennen lernen können, wie das Herz, die Lungen und die Leber, kann man sich leicht aus dem nächsten Fleischerladen verschaffen. Hinsichtlich der Belehrung über Einiges aus der Biologie der Pflanzen besteht keine praktische Schwierigkeit, da fast jede gemeine Pflanze dem Zwecke der Belehrung entspricht."

Aus einem anderen Passus desselben Vortrags geht hervor, daß Prof. Huxley auch noch vor dem 15. oder 16. Lebensjahre stehende Kinder mit naturwissenschaftlicher Belehrung ausgerüstet haben will.

Man wird vielleicht entgegnen, daß gegenwärtig bereits in den unteren Klassen der Volksschulen naturgeschichtlicher Anschauungsunterricht ertheilt werde. Das ist in gewisser Weise richtig, aber wer sich näher von dem Modus dieses Unterrichts überzeugt hat, wird zugeben, daß dabei nur Aeußerliches und Augenfälliges an den Naturdingen berücksichtigt wird, und daß sehr selten der innere Bau eines Thieres oder einer Pflanze zur Erläuterung gelangt, worauf es ja gerade ankommt. Es läßt bis jetzt auch die Vorbildung der Herren Lehrer für praktischen Unterricht in der Naturlehre noch viel zu wünschen übrig, und ehe man hoffen darf, Anatomie und Physiologie mit Sachkenntniß populärisirt zu sehen, muß in jeder Präparandenanstalt un in jedem Lehrerseminar ein kleines biologisches Laboratorium eingerichtet werden. Ein Lehrer der Naturkunde, der das Secirmesser nicht zu handhaben versteht, wird auch nicht im Stande sein, Kindern oder jungen Leuten die Organisation eines Frosches oder einer Taube zu erläutern. Die Frage eines guten naturwissenschaftlichen Unterrichts an unseren Volksschulen steht also in nächster Beziehung mit der Frage der Lehrervorbildung für diesen Unterricht.

*) Ins Deutsche übersetzt, Braunschweig 1882.

Literatur und Kunst.

Dämmerstunde.

Stille naht die Dämmerstunde,
Frieden mit der Nacht im Bunde
Nach des Tages wirrem Schein
Stellt sich ein.

Wohl von all dem Licht ein Schimmer
Glüht am Wolkensaum noch immer,
Aber bleicher mehr und mehr
Blickt er her.

Nicht von wirklichen Gestalten
Wird die Seele festgehalten,
Leicht von Traum zu Träumen hin
Schweift der Sinn.

Tage ohne Leid und Trübe,
Ganz erfüllt vom Hauch der Liebe,
Wie ein Strom im wilden Lauf
Tauchen auf.

Deines Lebens Feierstunden,
Was du je an Huld empfunden,
Was dir wahrt Erinn'rung treu
Knospet neu.

Der dem Zweifel ward zum Raube,
Deiner Kindheit frommer Glaube,
Aller Ahnung Macht und Glück
Kehrt zurück.

Lieder, die dich eingesungen,
Klingen, wie sie einst geklungen,
Manche sonst dir traute Fei
Schwebt herbei.

Aber auch auf ernsten Wegen
Trittst du manchem Freund entgegen,
Nach dem Kampf deckt ihn voll Ruh
Erde zu.

Weinst du? Ist dein Herz erschrocken?
Schüttern dich die Abendglocken? —
Gib dich nicht dem Thränendrang
Hin so bang.

Walten nicht die reinen Musen
Heilsam auch in deinem Busen?
Alles, was dein Herz verlor,
Steigt empor.

Die Verklärte dir zur Seite,
Alle Lieben im Geleite,
Lächelnd auch das Elternpaar
Stellt sich dar.

Digitized by Google

Ueberkommt dich wieder Trauer?
Wandle sie in hohen Schauer,
Denke, daß zur Ewigkeit
Kehrt die Zeit.

Siehst du nicht die Himmel winken?
Kennst du nicht der Sterne Blinken?
Baue auf der Liebe Wort,
Hoffe fort!

Martin Greif.

Geschichte und Nationalökonomie.

Von Georg Winter.

Mit Recht hat man in neuester Zeit die frühere Zweitheilung aller Wissenschaften in Naturwissenschaften und philosophische oder Geisteswissenschaften als nicht durchaus ausreichend bezeichnet und als Bindeglied zwischen ihnen eine dritte Gruppe wissenschaftlicher Erkenntnißarten als die historische bezeichnet. In der That muß eine Unterbringung der letzteren unter eine der beiden ersten Kategorien immer etwas Schiefes und Ungenügendes an sich haben: denn die geschichtlichen Wissenschaften unterscheiden sich in ihrem Untersuchungsobject wie in ihrer Methode klar genug von den beiden anderen Gruppen und zwar eben in der Weise, daß sie das Bindeglied zwischen ihnen bilden. Während nämlich das Untersuchungsobject der Philosophie wie der Naturwissenschaften das Ganze der uns umgebenden Erscheinungswelt auf der einen, das Wesen und die Erkenntnißkraft des menschlichen Geistes auf der andern Seite bildet, haben es die geschichtlichen Wissenschaften mit den Einwirkungen der Außenwelt auf den Menschen, des Menschen auf die Außenwelt zu thun, wie sie sich in einem allmählichen Entwickelungsgange von Anbeginn der Menschheitsgeschichte an vollzogen hat. Ihr Wesen findet seinen Ausdruck darin, daß sie es nicht mit einem in der Gegenwart gegebenen, sondern mit einem in ständiger Entwickelung begriffenen Untersuchungsobject zu thun haben. Und eben weil man Begriff und Wesen der historischen Wissenschaften bis vor kurzer Zeit nicht in voller Klarheit und Präcision erkannt hatte, haben einige zu dieser Gruppe gehörige Wissenschaften lange unruhig zwischen den verschiedenen Methoden menschlicher Erkenntniß umhergeschwankt, bis sie endlich durch den Uebergang zu der historischen Betrachtungsweise ein fest und klar fixirtes Arbeitsgebiet und die unzweifelhaft ihrem Wesen angemessene Methode der Untersuchung gefunden hatten. Und eben diese Unklarheit über Methode und Erkenntniß der geschichtlichen Wissenschaften ist auch die Veranlassung gewesen, daß man von der Geschichtschreibung die Lösung einer Aufgabe verlangt hat, welche sie gar nicht zu lösen vermag: die Nachweisung bestimmter unabänderlicher Naturgesetze in dem Fortgange der Entwickelung der Menschheitsgeschichte, wie sie die Naturwissenschaften für ihr Gebiet zu geben vermochten, während es doch eben das Wesen der geschichtlichen Erkenntniß ist, daß sie es nicht mit absoluten, sondern mit relativen Größen zu thun hat, mit der Erkenntniß, welche Bedeutung einer bestimmten Erscheinung in dem steten Fortgange der großen Entwickelung zukommt. In der natürlichen Welt, deren Erklärung Aufgabe der Naturwissenschaften ist, wirken in der That unabänderliche starre Gesetze, denen die einzelne Erscheinung unterworfen ist: dieselben Phasen der Entwickelung wiederholen sich stets in derselben Stufenfolge; die Eiche grünt in jedem Jahre, das Saatkorn blüht und reift immer und immer wieder nach denselben Gesetzen, während eben das Wesen aller geschichtlichen Entwickelung eine unaufhörliche Weiterbildung und Fortentwickelung ist, die dadurch bedingt ist, daß es die Geschichte nicht mit einfachen Objecten, sondern mit den Wechselbeziehungen zwischen diesen und dem Willen und Intellect des Menschen zu thun hat.

Es liegt auf der Hand, daß in diesem Sinne das gesammte Erscheinungsgebiet des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens das vornehmste Erkenntnißgebiet der geschichtlichen Wissenschaften ist, d. h. daß die Staatswissenschaften ein Theil der geschichtlichen sind; denn eben sie haben es vornehmlich mit den Handlungen der Menschen, im weitesten Sinne, d. h. mit den Wechselbeziehungen zwischen der Innenwelt des Menschen und der Außenwelt zu thun: ihre Aufgabe ist es, die uns umgebende sittliche, politische und sociale Welt nicht aus sich selbst heraus, sondern aus ihrer Genesis zu begreifen.

Bei vielen derselben, so namentlich bei der Rechtswissenschaft und bei der Politik, liegt dieser Zusammenhang mit der Vergangenheit so klar zu Tage, daß man denselben von jeher erkannt und zur Grundlage der Forschuug gemacht hat: alle unsere staatlichen und rechtlichen Institute wurzeln so durchaus in der Vergangenheit, daß sie nur aus dieser, d. h. aus ihrer Genesis zu begreifen sind, und jede Fortbildung derselben hat daher in erster Linie auf diese ihre Entstehung Rücksicht zu nehmen; neue staatliche Institute auf Grund reiner Abstractionen der reinen Vernunft begründen zu wollen, ist eben ein Unterfangen, welches niemals geglückt ist und niemals glücken kann; selbst so gewaltige Naturen wie Wallenstein und Napoleon sind in dem Kampfe gegen das „ewig Gestrige" erlegen; die jahrhunderte- und jahrtausendelange Ueberlieferung ist eben nicht nur eine Macht der Vergangenheit, sondern in eminentem Sinne eine Macht der Gegenwart; sie findet ihren Niederschlag in der Gesammtanschauung der lebenden Generationen, die auf allen einzelnen Momenten der Vergangenheit beruht; eine Fortentwickelung ist also nur von den gegebenen Grundlagen aus möglich, wenn das kühne, neu errichtete Gebäude nicht von vornherein in der Luft schweben soll.

Ohne alle Frage sind also alle Wissenschaften, welche sich mit dem staatlichen und gesellschaftlichen Leben der Menschheit beschäftigen, d. h. außer der Geschichte die sämmtlichen Staats- und Gesellschaftswissenschaften, in Bezug auf Methode und Erkenntnißobject eine Einheit. Wenn das bisher noch nicht in Bezug auf alle allgemein anerkannt ist, so hat das vielleicht nicht in letzter Linie seinen Grund darin, daß dieselben in dem Schematismus unserer Universitäten aus mehr äußeren Gründen bei verschiedenen Facultäten untergebracht sind. Während die Geschichte selbst im engeren Sinne als ein Bestandtheil der philosophischen Wissenschaft in dem weiteren Sinne der Facultäten-Classification untergebracht ist, erscheinen die Staatswissenschaften als ein Appendix der juristischen Facultät. Die Uebelstände, welche aus dieser Trennung naturgemäß zusammengehöriger Disciplinen auf unseren Universitäten, an die sich unser wissenschaftliches Leben im Großen und Ganzen nach wie vor mit Recht anlehnt, erwachsen, sind seit lange von einsichtigen Forschern auf diesem Gebiete erkannt und hervorgehoben worden, und schon vor Jahrzehnten hat W. H. Riehl mit Recht eine Zusammenfassung dieser Wissenschaften in einer neu zu begründenden fünften Facultät, der staatswissenschaftlichen, gefordert, wie eine solche z. B in Tübingen thatsächlich besteht. Leider hat diese Forderung bisher an maßgebender Stelle keine Berücksichtigung gefunden. Und doch haben wir es hier keineswegs mit einer bloßen Aeußerlichkeit zu thun: wir glauben vielmehr, daß darin zum Theil der Grund dafür liegt, daß sich die Vertreter dieser einzelnen Wissenschaften ihrer Einheit noch nicht in vollem Maße bewußt geworden sind oder doch erst kürzlich angefangen haben, sich ihrer bewußt zu werden. Sollte es nicht z. B. zum Theil auf diesem Umstande beruhen, daß unsere Geschichtschreibung das Rechts- und Verfassungsleben der Nationen erst so verhältnißmäßig spät in den Kreis ihrer Betrachtung gezogen hat, und daß auf der andern Seite die Nationalökonomie sich erst in der allerjüngsten Zeit des historischen Charakters ihres Untersuchungsobjectes bewußt geworden ist?

Denn wenn wir die Gesammtentwickelung der Nationalökonomie bis um die Mitte unseres Jahrhunderts hin überblicken, so zeigt sich überall, selbst in dem genialsten Vertreter dieser Disciplin, Adam Smith, ein ganz evidenter Mangel an Klarheit darüber, daß die Nationalökonomie es mit Erscheinungen des historischen Lebens der Völker zu thun habe, daß sie ebenso

Digitized by Google

wie die Geschichte selbst und wie die Staats- und Rechtswissenschaft eine eminent historische Disciplin sei: daher die vorwiegende Anwendung der deductiven Methode, die bis Adam Smith und über ihn hinaus die fast allein herrschende in der Nationalökonomie war und ihre Schatten noch bis in die neueste Entwickelung dieser Disciplin geworfen hat. Man hielt dieselbe entweder, weil sie es u. A. mit wirthschaftlichen Gütern, d. h. mit Dingen der natürlichen Welt zu thun hat, für einen Zweig der Naturwissenschaften oder, weil sie es mit Handlungen und Erkenntnissen des Menschen zu thun hat, für eine philosophische Wissenschaft und glaubte, in dem Gange der Volkswirthschaft absolut und allgemein gültige Gesetze constatiren zu können, ohne auf die nationalen und territorialen Ursachen der einzelnen Erscheinungen Rücksicht nehmen zu brauchen: daher die immer wiederkehrenden Versuche, allgemeine und für alle Völker gültige nationalökonomische Systeme aufzustellen. Man verkannte dabei eben, daß man es in dieser Wissenschaft nicht mit den Dingen der Außenwelt schlechthin zu thun hat, sondern nur insoweit, als sie durch das Begehren und die Handlungen des Menschen, welche eben nicht den unabänderlichen Naturgesetzen unterliegen, zu wirthschaftlichen Gütern werden. Man vergaß, daß das wirthschaftliche Leben eben nur ein Theil des menschlichen Gemeinschaftslebens überhaupt sei, daß es sich demgemäß nicht isolirt nach besonderen unabänderlichen Gesetzen entwickele, sondern immer und überall zugleich von den übrigen Seiten des historischen Lebens, wie es sich in der Geschichte der Nationalitäten repräsentirt, bedingt werde.

Wohl hatte auch Adam Smith hie und da einen Sinn dafür gezeigt, daß die nationalökonomischen Gesetze doch nicht so unbedingte Giltigkeit hätten, wie die Naturgesetze, daß ihre Geltung vielmehr modificirt und oft sogar völlig verhindert werde durch Bedingungen des rein-nationalen geschichtlichen Lebens, aber er hatte diese Fälle eben nur als Störungen der an sich gesetzmäßig und isolirt wirkenden wirthschaftlichen Kräfte, d. h. als Ausnahme betrachtet, während thatsächlich das wirthschaftliche Leben weiter nichts ist als ein Theil des historischen und daher stets und in allen Theilen von diesem bedingt wird.

Nach dieser Richtung hin das System Adam Smiths weiter gebildet und modificirt zu haben, ist das Verdienst der deutschen Nationalökonomie. Angebahnt wurde diese neue Richtung, welche sich selbst als die historisch-realistische Schule bezeichnet, durch die Arbeiten Lists und Roschers, consequent durchgeführt und zu einem wirklich neuen System vollendet erscheint sie zuerst in dem bahnbrechenden und geistvollen Werke von Carl Knies „Die politische Oekonomie vom Standpuncte der historischen Methode", welches in erster Auflage im Jahre 1853 und in zweiter umgearbeiteter im Jahre 1883 erschienen ist. Bei ihm erscheint der Begriff der historischen *Entwickelung*, wie er sich in der Geschichtschreibung unserer Zeit immer mehr und mehr Bahn gebrochen hat, mit voller Klarheit und Präcision auf die Nationalökonomie angewandt. Und indem Knies die Nationalökonomie mit Recht als nichts weiter, wie als eine einzelne Seite des historischen Lebens bezeichnete, mußte er mit aller Energie das Vorwalten unabänderlicher Naturgesetze innerhalb der Volkswirthschaft leugnen, das Absolute und Allgemeingiltige ihrer Urtheile auf die Relativität aller historischen Urtheile zurückführen. Jede nationalökonomische Erscheinung muß danach nicht nach allgemein giltigen, für alle Völker und Zeiten identischen Normen, sondern aus der Gesammtheit der historischen Erscheinungen heraus erklärt werden. Jeder Schematismus ist absolut fern zu halten, die Gegenwart und deren ökonomische Systeme als nichts weiter zu betrachten, wie als ein Glied in der unendlichen Kette der universalen geschichtlichen Entwickelung: darum haben eben unsere modernen wirthschaftlichen Systeme oder Gesetze, wie sie von Manchen fälschlich genannt werden, auch nicht die Bedeutung des Absoluten oder gar die der Entdeckung allgemeingiltiger Wahrheiten gegenüber kindlichen Irrthümern der Vergangenheit, sondern jene als unreif und kindlich verspotteten Systeme früherer Zeiten hatten für jene genau dieselbe relative Berechtigung, wie die heutigen für die modernen Zustände: sie waren ein Ausfluß der Gesammtheit der historischen Anschauungen und Erscheinungen; nicht bloß der wirthschaftlichen selbst, sondern auch der politischen, nationalen, ethischen Ueberzeugungen ihrer Zeit und ihres Volkes. Denn eben darin zeigt sich die Consequenz und Klarheit der historischen Auffassung von Knies, eben darin geht er weit über seine Vorgänger auf diesem Gebiete hinaus, daß er die Nationalökonomie nicht bloß selbst als eine historische Erscheinung neben anderen und etwa isolirt neben diesen anderen sich entwickelnd betrachtet, sondern mit voller Klarheit sie aus ihrer Isolirtheit überhaupt heraushebt und ihre Abhängigkeit von den übrigen historischen Erscheinungen, die Wechselwirkung, in der sie mit einander stehen, erkennt und zur Anschauung bringt. Er zeigt, wie die ökonomische Entwickelung von der intellectuellen und moralischen, der politischen und ethischen bedingt werde, wie keine nationalökonomische Erscheinung aus wirthschaftlichen Motiven allein abgeleitet werden könne, sondern stets von den nationalen und ethischen Anschauungen der Zeit ihrer Entstehung bedingt werde, wie also die ökonomische Entwickelung zu keiner Zeit von den nationalen Besonderheiten der einzelnen Völker unabhängig gewesen sei, und wie sie dann ihrerseits wieder auf die übrigen Aeußerungen des historischen Lebens eingewirkt habe. Um die Richtigkeit dieses letzteren Gedankens zu verstehen, braucht man nur daran zu denken, welchen Einfluß die ökonomischen Verhältnisse des alten Roms zur Zeit der Gracchen und später auf die Fortbildung der römischen Verfassung und Verwaltung geübt haben, und in welch innigem Zusammenhang in unseren Tagen die Nationalökonomie mit Recht und Verfassung unserer eigenen Nation steht.

In der Durchführung dieser Gedanken im Einzelnen wie in ihrer Zusammenfassung zu einem einheitlichen System ist Knies weit consequenter verfahren, als seine Vorgänger; er war der erste, der auf dieser historischen Auffassungsweise das ganze Gebäude der Nationalökonomie aufzurichten unternahm, und deswegen kann man mit dem Erscheinen der ersten Auflage seines Werkes eine neue Epoche der Entwickelung dieser Wissenschaft constatiren. Denn noch List war doch, so sehr er das *nationale* Element der Volkswirthschaft betonte, ebenso wie Roscher bis zu einer gewissen Grenze in den früheren Anschauungen stehen geblieben; beide hatten für *alle* Nationen dieselben, gesetzmäßig wiederkehrenden Phasen der Entwickelung angenommen und aus der Identität dieser Entwickelungsphasen weitgehende Consequenzen gezogen. In bewußtem Gegensatz hierzu macht Knies darauf aufmerksam, daß schon die verschiedene Beschaffenheit des Territoriums, auf welchem die einzelnen Nationen lebten, eine solche Identität der Entwickelungsphasen unmöglich erscheinen lasse. So sei die so weit verbreitete Annahme einer Aufeinanderfolge des Jäger- resp. Fischerlebens, der Nomaden-, Ackerbau- und Manufacturepoche sicher nicht bei allen Nationen gerechtfertigt, weil ein Fischerleben z. B. nur in wasserreichen Territorien, ein Nomadenleben nur in Ländern mit ausgedehntem Wiesenwachs möglich sei. Aus dem letzteren ebenso einfachen als zutreffenden Grunde bestreitet er z. B. die bisher fast allgemein herrschende Annahme, daß die Germanen noch nach ihrer Einwanderung in die später nach ihnen benannten Länder ein Nomadenvolk gewesen seien, da die hierzu nothwendigen Voraussetzungen in dem Wald- und Sumpfgebiet, welches damals in Deutschland vorherrschte, nicht vorhanden gewesen wären. Andere nationalökonomische Erscheinungen, welche in den modernen Nationen hervorgetreten seien, wie z. B. das Verhältniß des Kapitals zum Arbeitslohne, wären bei den antiken Völkern mit ihrer Sclavenwirthschaft unmöglich gewesen. Und schon aus diesem Grunde glaubt er der Ansicht Roschers entgegentreten zu müssen, daß die nationalökonomischen Verhältnisse der antiken Völker, die ihr Dasein völlig ausgelebt hätten, für uns von so großer Wichtigkeit wären, weil wir in ihnen die einzelnen Phasen der Entwickelung am genauesten überblicken könnten. Und selbst, wo eine scheinbare Identität zwischen den wirthschaftlichen Zuständen eines Volkes in der Vergangenheit und denen eines andern in der Gegenwart vorliege, waltet doch nach Knies noch

Digitized by Google

ein bemerkenswerther Unterschied ob, sofern die Ursachen der scheinbar identischen Erscheinungen verschieden seien. Wenn man z. B. behauptet habe, in der Anhäufung von Kapitalien, wie sie sich gegenwärtig vollziehe, liege eine ähnliche Gefahr, wie sie im alten Rom aus derselben Erscheinung hervorgegangen sei, so macht Knies mit Recht darauf aufmerksam, daß doch wieder in der Art der Entstehung dieser verwandten Erscheinungen ein bemerkenswerther Unterschied obwalte, indem der römische Reichthum zumeist auf Raub und Beute, der unserer Tage auf erwerbender Arbeit beruhe: und wie die Ursachen, so seien denn auch die Wirkungen verschieden.

Wir können hier auf das Einzelne dieser glänzenden und geistvollen Ausführungen des Verfassers nicht näher eingehen, sondern nur noch kurz auf ein anderes nicht minder wichtiges Moment hinweisen, nämlich auf die Klarheit und Schärfe, mit der der Verfasser seine Ansicht, daß das wirthschaftliche Leben überhaupt nichts Isolirtes, für sich Bestehendes sei, sondern in beständiger Wechselwirkung nicht nur mit den territorialen und nationalen Verhältnissen, sondern auch mit den ethischen Anschauungen der Zeiten stehe, rechtfertigt. Mit Recht weist er z. B. darauf hin, daß die Emancipation der Sklaven sicher nicht auf rein wirthschaftliche Motive zurückzuführen sei, daß vielmehr diese eminent wichtige wirthschaftliche Thatsache fast einzig und allein auf auf die durch das Christenthum herbeigeführte Umänderung der ethischen Anschauungen zurückzuführen sei. Nicht minder überzeugend und anregend sind seine Ausführungen über das Privateigenthum, welches ebenfalls keineswegs eine absolute wirthschaftliche Kategorie sei, vielmehr je nach dem Stande der nationalen und sittlichen Anschauungen zu verschiedenen Zeiten und bei den verschiedenen Völkern sehr verschieden aufgefaßt worden sei. Und wie so die wirthschaftlichen Thatsachen selbst nicht bloß aus wirthschaftlichen Ursachen und Motiven abgeleitet werden könnten, so müßten auch wirthschaftliche Reformen nicht auf Grund abstrakter wirthschaftlicher Begriffe unternommen werden, sondern es müsse dabei beständig auf die nationalen und ethischen Anschauungen der betreffenden Zeit und des betreffenden Volkes Rücksicht genommen werden. Ganz richtig führt Knies im Zusammenhang hiermit aus, daß die Nothwendigkeit einer Abschaffung des Privateigenthums selbst dann noch nicht erwiesen sei, wenn es den Socialisten gelingen könnte zu beweisen, daß die Beibehaltung des Privateigenthums ein wirklicher wirthschaftlicher Nachtheil sei: man würde dann vielmehr darauf Rücksicht nehmen müssen, daß die mit dem Privateigenthum verknüpften ethischen Vortheile die wirthschaftlichen Nachtheile bei weitem überwiegen würden: und auch in der Nationalökonomie müsse doch unbedingt anerkannt werden, daß die wirthschaftlichen Interessen, so groß ihre Bedeutung auch sein möge, doch nicht die absolut höchsten seien.

Man sieht, von welcher bedeutenden Tragweite die in diesem Werke enthaltenen Ideen nicht bloß für die Methode und das Forschungsgebiet der Nationalökonomie, sondern auch für die Geschichtschreibung sind; denn, wie wir sahen, erweist Knies nicht nur die Abhängigkeit der wirthschaftlichen Thatsachen und Erkenntnisse von den nationalen und politisch-historischen, sondern er weist auch mit Nachdruck auf die umgekehrte Abhängigkeit, auf die Bedingtheit der nationalen und politischen Entwickelung durch die wirthschaftliche hin.

Man hätte demgemäß erwarten sollen, daß das Werk nicht nur auf die Entwickelung der nationalökonomischen Wissenschaft, in der in der That die meisten Grundgedanken desselben jetzt Gemeingut Aller sind, sondern auch auf die der Geschichtschreibung einen sehr bedeutenden Einfluß ausüben würde. Daß das doch nur in beschränktem Maße der Fall gewesen ist, kann man schon aus der äußeren Thatsache erkennen, daß es volle 30 Jahre gedauert hat, ehe das hochbedeutende Werk es zu einer zweiten Ausgabe, die nunmehr endlich erfolgt ist, gebracht hat. Es hängt das damit zusammen, daß die überwiegende Mehrzahl unserer Historiker, so sehr sie sonst immer mehr und mehr alle Gebiete menschlichen Culturlebens in den Kreis ihrer Betrachtungen gezogen haben, diese Einwirkungen des wirthschaftlichen Lebens auf die gesammte Entwickelung des historischen Seins der Völker über Gebühr vernachlässigt haben. Außer Niebuhr, der schon vor einem halben Jahrhundert auf die hier vorwaltenden Zusammenhänge in der römischen Geschichte hinwies, hat eigentlich nur der vor einigen Jahren verstorbene Nitzsch umfassendes Verständniß und einen ausgeprägten Sinn für die wirthschaftliche Seite des historischen Lebens bewiesen: seine sämmtlichen Werke sind eigentlich ebenso wie die von Knies von diesem Grundgedanken getragen; dagegen läßt sich sonst im Allgemeinen eine Einwirkung der Kniesschen Ideen nur bei dessen speciellen Fachgenossen nachweisen, die, in erster Linie durch sie angeregt, der Wirthschaftsgeschichte seitdem in steigendem Maße ihre Aufmerksamkeit zugewandt haben. Wir erinnern hier nur an Inama-Sterneggs vortreffliches Werk über deutsche Wirthschaftsgeschichte. Erst wenn die Anschauungen des Kniesschen Werkes ebenso zum Gemeingut der Historiker geworden sein werden, wie sie es bei den Nationalökonomen geworden sind, wird sich die ganze Tragweite dieses Werkes vollauf ermessen lassen. Möge die zweite Auflage*) das in vollem Maße erreichen, was der ersten noch nicht genug beschieden war.

Richard Wagners Lebensbericht.

Man mag darüber streiten, ob die Herausgabe des Originals von Wagners Lebensskizze, die in englischer Uebersetzung unter dem Titel: The work and mission of my life 1879 in der North-American-Review erschien, einem allgemeinen Bedürfniß entspricht. Die kleine Schrift, bei Edwin Schlömp in Leipzig erschienen, enthält nichts, was Wagner nicht schon mehrfach anderweitig erzählt und verkündet hätte. Zudem war sie von Anfang an nur für Amerika berechnet. Wer daran zweifelt, der lese die schmeichelhafte Lobpreisung der großen amerikanischen Nation auf Kosten des deutschen Philisters, der doch mit seinem Gelde Wagner ganz anders unterstützt hat, als der Yankee. Wagner schreibt eben hier nicht für Deutsche, sondern lediglich um Amerikanern sein Wollen und Schaffen kurz zu erklären und für seine Bühne zu interessiren. Es ist ein Prospect für sein Bayreuther Unternehmen, eine Einladung zum — Abonnement auf die Patronatsscheine. Dabei hat diese Abhandlung, wie es sich für ein echtes schriftstellerisches Erzeugniß des streitbaren Componisten schickt, einen scharf tendenziösen Charakter, der oft unangenehm wirkt. Freilich hat uns der Meister an die Schimpfereien auf Meyerbeer, die Kapellmeister und die Juden schon ebenso sehr gewöhnt, wie an seine wortreiche, überschwängliche Anpreisung seines Ideals. Von einem Propheten muß man sich eine rücksichtslose Parteinahme schon gefallen lassen. Man freut sich des Interessanten, dessen auch diese Schrift Manches enthält, und überschlägt das Ungerechte und Schiefe oder sucht es aus dem Gesichtswinkel des Verfassers heraus zu entschuldigen und zu begreifen. Wir finden doch manche treffende Urtheile und immer große Gesichtspunkte. Wie schön ist seine Begeisterung für Beethoven und für die „geisterhaft kränkliche" Persönlichkeit Webers! Mendelssohn wird ein schönes, feinsinniges, specifisches Talent für musikalische Landschaftsmalerei genannt und Robert Schumann daneben ein ernster angelegtes, stillgrübelndes deutsches Talent, der sinnige Componist kleiner, geistig anmuthiger, gemüthvoll träumerischer Klavierstücke und Lieder, der deutsche Genremaler gleichsam neben jenem kosmopolitischen Landschaftsmaler. Wagners Darstellung seiner Entwicklung, seiner Persönlichkeit und seiner Stellung zu den Zeitgenossen hat große, imponirende Züge. Nach einer

*) Dieselbe, 1883 bei Schwetzschke und Sohn erschienen, unterscheidet sich im eigentlichen Texte wenig von der ersten, wie das bei einem so einheitlichen Werke nicht wohl anders sein konnte; dagegen bringt sie am Schlusse der einzelnen Abschnitte eine Reihe selbständiger und neuer Zusätze, in denen sich der Verfasser mit den seit dem Erscheinen der ersten Auflage auf diesem Gebiete zu Tage getretenen Resultaten Anderer auseinandersetzt.

Digitized by Google

beredten Schilderung der unzerstörbaren idealen und internationalen Macht des deutschen Geistes führt uns Wagner in seine Leipziger Zeit zurück, wo Beethovens Symphonien ihm eine neue Welt aufschlossen und seiner jugendlichen Vorstellung Tonverhältnisse und Bewegungen sich wie gespenstig-lebendige Wesen zeigten, die sich in den aufregendsten Phantasmagorien ganz persönlich fühlbar machten. Und dies gerade zu einer Zeit, als der internationale Weltgeist in Politik, Literatur und Musik zu siegen schien. Heine und Börne, bezeichnender Weise nicht von deutscher Nationalität, sondern jenem Volke der Vermittler entstammend, dessen Einfluß von nun an mehr und mehr über Deutschland seine thatsächlich internationale Gewalt gewinnen sollte, tilgten die Romantik mit revolutionärer Kritik spöttelnd aus und riefen das junge Deutschland hervor; in der Musik beherrschte ein „eigenthümlich begabter" Sohn jener „vermittelnden Nationalität", Meyerbeer, mit seiner historischen Oper das Theater, und im öffentlichen Leben äußerten sich die Wirkungen der Pariser Julirevolution in Studentenkravallen und Arbeiterunruhen. Am wenigsten hat die literarische Revolution auf Wagner eingewirkt, obwohl er, wie wir jetzt erfahren, die neu herausgegebenen Schriften Heinses, des Vertreters eines schrankenlosen ästhetischen Sensualismus, gierig verschlang und sich sogar mit Laube und anderen Vertretern der neuen Schule verband. Um so tiefer war die musikalische Beeinflussung, welcher der jugendliche Studiosus musicae unterlag. Mag er auch noch so laut gegen die unkünstlerische Rohheit und Frivolität Meyerbeers eifern, so ist sie ihm doch im Grunde sympathischer, als die Richtung von Mendelssohn, auch einem von der „überall bei der Hand seienden reichbegabten Vermittlerschaft", der die Musik in den Salon rettete, „als welcher ihm auch der Concertsaal und gelegentlich sogar die Kirche galt". Der mit einem starken theatralischen Instinct begabte Wagner fühlte sich mehr von der neufranzösischen Kunst angezogen, die mit dramatisch-musikalischen Effecten „die baare Langweile und die künstlerische Leere übertönte". Ja, er schrieb sogar ein Werk im Stile der historischen Oper und reiste in den Mittelpunkt dieser neuen Bewegung, um da sein Glück zu versuchen. Es ist nicht uninteressant, wie Wagner diesen Widerspruch zu lösen und zu erklären sucht. Nach seiner Meinung hatte nämlich auch die ernste Musik der Mendelssohn-Schumannschen Richtung ihr Bedenkliches. „Es spann sich der deutsche Geist in eine künstlerische Träumerei oder auch nur formelle Kunstliebhaberei ein, indem er, der den großen lebendigen Zusammenhang mit der nationalen Vergangenheit verloren hatte, nun auf eigene Hand „Kunst" für den „Kunstfreund" und „Kenner" zu produciren unternahm. Nicht dahin konnte ich mich jemals gezogen fühlen; die roheste Wirklichkeit einer irgendwie lebendigen Kraft mußte mir verlockender und mehr versprechend erscheinen." Immerhin gesteht Wagner, daß er den Mangel jeder idealen Tendenz der Meyerbeerschen Oper damals noch nicht als den Mangel des ganzen Genres, sondern des einzelnen Künstlers begriff. So entstand „Rienzi", und so kam Wagner nach Paris, wo ihm bekanntlich die Augen über sein Opfer aufgingen und der „ideale Trieb" in ihm erwachte, der ihn später der Heimath und die Heimath ihm wiedergab.

Weniger befriedigend sind Wagners Selbstbekenntnisse über sein Verhältniß zur politischen Zeitströmung. Keine Frage, der musikalische Reformer war auch in der Politik erst Revolutionär. Der niedergehaltene Ehrgeiz des verkannten Musikers rief den unzufriedenen Politiker, den socialen Neuerer hervor. In dem zu Paris verlachten petit musicien allemand, in dem vielfach angefeindeten Kapellmeister der Dresdener Hofoper vollzog sich der Bruch mit den Traditionen der überlieferten Oper und der herrschenden Kunstzustände, und so bekundete er offen auch auf politischem Felde sein „Interesse an dem ersehnten Wandel der bestehenden, wesentlich widerwärtigen Hemmungen für die Entwicklung einer reinen, freien, schönen Menschlichkeit", — ein „Interesse", das ihn bekanntlich nöthigte, als Flüchtling das Exil aufzusuchen. Interessant ist es, wie er selbst die Stellung des Künstlers zur Politik charakterisirt und dadurch beweist, daß er zum praktischen Politiker nicht berufen war.

In der Geschichte hatte mich von jeher nur der Trieb des Menschlichen in seiner Empörung gegen einen hemmenden, zum Unrecht gewordenen historisch-juristischen Formalismus angezogen und begeistert. In dem Siege einer politischen Partei über die andere konnte ich keinen Sieg der natürlichen Menschheit über große historische Civilisationsgewalten erkennen, deren Herrschaft dem reinen Menschen die Freiheit seiner edelsten Bewegung benahm. — Das geschichtliche Gewand bedeutet für uns etwas Fremdes, das den Menschen vom Menschen scheidet. — Wie die Revolution, welche in der Welt der Politik zum Ausdruck gekommen war, nicht dem Begriffe der großen Menschheitsrevolution entsprach, von der allein sich die innere Umwandlung der herrschenden Cultur und die Wiedergeburt einer reinen, großen, allgemeinen Kunst erwarten läßt, so auch entsprach der Begriff der Kunst, der innerhalb dieser Welt vor und nach der Revolution der herrschende und alleinverstandene war, nicht jenem idealen Begriffe, der dem Künstler als Ideal vorschwebte und der eben nur im engsten Zusammenhange mit dem Begriffe einer ganzen Volkscultur zu denken war. — Die große Menschheitsrevolution allein könnte den freien und einigen Menschen ermöglichen; in ihrem Sinne allein wäre die revolutionäre Bewegung auch für die wahre Kunst von heilsamer Wirkung gewesen.

Wir wissen, daß Wagner bald aufhörte, seinen „reinen Menschen" durch gewaltsame Revolutionen erzielen zu wollen. Sobald der Musiker in immer weiteren Kreisen Anerkennung fand, war es auch mit seinem Demokratenthum zu Ende, und an dessen Stelle trat der ideale Gedanke einer innerlichen Regeneration des Menschenwesens, welche über alle ihr fremden Revolutionen hinaus die höchsten Güter der Menschheit in Religion und (Wagnerscher) Kunst zu retten berufen sei. Gewiß wirkte die durchaus berechtigte Dankbarkeit gegenüber seinem Schirmherrn, dem König von Bayern, ohne dessen Beistand Wagner sein Lebenswerk nimmermehr hätte vollenden können, ganz erheblich bei seiner Wandlung in einen Anhänger des monarchischen Princips mit, und auch in vorliegender Schrift wird Wagner nicht müde, die „reinste Treue" und „echtdeutsche Liebe" des Volkes zu seinen Fürsten und Führern als ein bedeutsames Moment deutscher Cultur zu preisen.

Nach der künstlerisch überaus fruchtbaren Periode des Schweizer Exils und einer neuen Pariser Enttäuschung (Tannhäuser) wandte der Heimgekehrte seine phänomenale Energie der Verwirklichung seiner künstlerischen Absichten zu. Sein ganzes Streben galt dem Theater, denn erst „auf dem Theater kann die nationale Kunst wahrhaft volksthümlich werden, und erst wenn dem Theater sein allmächtiger Antheil an der volksthümlichen Blüthe und Wirksamkeit der Kunst gewährt worden ist, kann diese Kunst auch in all ihren einzelnen Zweigen ebenfalls zum vollständigen freien nationalen Leben gelangen. Das wirklich lebensvolle nationale Theater, auf die Höhe der idealen Kunst erhoben, ist der wahre reine und starke Lebensquell für alle Kunst eines Volkes und ebensosehr der vollkommenste Ausdruck seiner Cultur." Aus dieser Zeit der Kämpfe, worin er den eigenthümlichen Fluch der Machtlosigkeit des deutschen Künstlers empfand, „dessen Streben einzig als persönlicher Ehrgeiz begriffen ward", klingt die bittere Klage nach: „Jene echtdeutsche Fähigkeit, die Kunst, allein um ihrer selbst willen zu wirken, und das künstlerische Verlangen, dieser Fähigkeit auch eine Wirksamkeit nach außen zu ermöglichen, wodurch die ideale Bedeutung derselben, wahrhaft erst über alles Persönliche hinausgehoben, zum allgemeinen Wohle der verwahrlosten öffentlichen Kunstzustände verwerthet werden könnte, — wie sollte sie je ihre heilsame Befriedigung finden, ohne die Hülfe der Macht, da, wo alles wahrhaft Freie, Schöne und Edle, alles über den Nutzen des Staates, des Handels und der Industrie sich Erhebende für sich allein so machtlos erschien, wie im deutschen Vaterlande?" Und neben der Hülfe einer königlichen Macht fand Wagner auch einen Freund, Liszt, und eine stets größere Schaar begeisterter Anhänger. Nunmehr verließ der Unstern endgültig den „Meister", um einer günstigen Fee Platz zu machen, wie sie vor und neben ihm noch keinem deutschen Künstler gelächelt hat. Wohl verbitterten ihm die Anfeindungen eines großen Theils der Presse und finanzielle Schwierigkeiten noch manchen Tag, aber seine Idee „einer großen künstlerischen Institution zur Ausbildung und Erhaltung eines edlen nationalen Kunststils" nach

Digitized by Google

seinem Sinne verwirklichte sich, sein „idealer Theaterbau" wuchs stolz in dem stillen Bayreuth empor und bot eine „wahrhaft stilgemäß ausgebildete Darstellung" seiner Werke. Der anonyme Herausgeber des Lebensberichtes behauptet sogar, der Tod habe durchaus keine neuen künstlerischen Absichten Wagners vereitelt. Es sei dem Dichter-Componisten nicht eingefallen, einen „Buddha" componiren zu wollen, denn jener indische Stoff habe ja im „Parsifal" eine Ausführung im Sinne des uns näheren und höheren christlichen Gedankens erhalten. „Parsifal" sei als Gipfel- und Schlußpunkt seiner geistig-künstlerischen Entwicklung geschaffen. Der Tod hätte also in diesem Falle wohl einen reichen Besitz, aber nicht noch schönere Hoffnungen begraben. Aber, fragen wir, wie verhält es sich denn mit der stilgemäßen Kunstschule, die Wagner, nach meiner bescheidenen Meinung, keineswegs mehr verwirklicht hat? O es ist Alles in schönster Ordnung, versichert der Herausgeber. Sind nicht die Bayreuther Festspiele da? Nicht der Stipendienfonds zur Ermöglichung des Festspielbesuches für Minderbemittelte? Nicht die hochherzige Spende eines Ungenannten zum Ankaufe von Freikarten für die akademische Jugend? Nicht die günstigen finanziellen Resultate der Festspiele von 1883, 1884? Lebt nicht die künstlerische Tradition des Meisters in seinen Interpreten und Maschinisten fort? Walten nicht in Bayreuth Wagners bewährteste Schüler, „z. B. Fritz Brandt, der außerordentlich begabte Bühnentechniker, und Anton Fuchs, der vortreffliche Regisseur" (S. 97)? Haben wir nicht noch Franz Liszt? Und Hans von Wolzogen und die Bayreuther Blätter, Emerich Kastner und seine Monatsschrift, Edmund von Hagen und andere Fürtrefflichkeiten? Und daran knüpft der Herausgeber eine kleine Reclame für die Bayreuther Blätter und eine große für Bayreuth mit giftigen Ausfällen auf den sogenannten bösen Zeitgeist, der nichts von Wagners unverfälschten Kunstidealen wissen wolle. Dann schüttelt er den Klingebeutel und enthüllt damit den einzigen Zweck der Herausgabe dieses veralteten Aufsatzes. Und am Ende werden in hochtönenden Worten alle die „Helden, Weisen, Meister, Befreier von Armin dem Cherusker an aufgeboten, um Wagner zu huldigen, und sogar aus den „Gefilden der (!) hohen Ahnen" (S. 101) ein „erhabener deutscher Olympier" citirt, um seinem „jüngsten Nachfolger die Bruderhand zu reichen und ihn nochmals aus den Gefilden der hohen Ahnen" (S. 103) herab laut und hoffnungsfreudig, im neuerweckten Vertrauen auf den deutschen Geist zu begrüßen mit seinem guten, starken deutschen Dichterwort:

„Nicht dem Deutschen geziemt es, zu schwanken hierhin und dorthin.
Dies ist unser! So laßt uns sagen, und so es behaupten!"

Ich weiß wahrlich nicht, ob Goethe bei diesen, übrigens unter uns und mit allem schuldigen Respect, nicht besonders gut gerathenen Versen den „Bayreuther Tempelherrn" und seine Bühne geahnt hat, aber der Herausgeber versichert es ja ganz bestimmt, und er muß es wohl wissen. Jedenfalls weiß ich ein anderes Citat, das sich in Goethes Correspondenz*) findet und ohne erzwungene Deutung auf alle Diejenigen anzuwenden ist, denen unsere Bühnen nicht genügen: „Es hat mich immer betrübt und bekümmert, wenn ich junge Männer von Talent sehe, die auf ein Theater warten, welches da kommen soll."

Nun freilich, Bayreuth ist da. Es kommt alle Jahre einmal oder vielmehr: wir sollen zu ihm kommen. Es hat sein Publicum: zum größten Theile wohlhabende Durchreisende und eine kleine Schaar ernstlich lernender Besucher. Wo ist das Volk, die ganze Nation, die Wagner einlud? Und wie lange wird es dauern und das Stammpublicum der oberen Zehntausend wird nicht mehr an die Echtheit der Bayreuther Tradition glauben und den beschwerlichen Weg zu dem schlecht gelegenen Philisterstädtchen par excellence verlernen! Früher oder später wird Bayreuth doch mit einem besseren Platze vertauscht werden müssen; aber auch dann, mag man nun Leipzig, Berlin oder das centrale und ideale Weimar wählen, wird sich die Nothwendigkeit aufdrängen, „Parsifal" an unsere profanen Theater abzugeben. Das lebendige Theater und meinetwegen der vom Herausgeber verpönte Zeitgeist fordern ihr Recht, und es ist besser, wenn die Wagnerianer dies lieber früher als später einsehen, denn wer möchte und könnte mit Bestimmtheit ein steigendes Interesse für die Musik der Zukunft voraussagen, die freilich gegenwärtig, wenigstens bei uns, die Musik der Gegenwart zu werden scheint.

Nur Wagner zweifelt nicht an der Herrlichkeit und dem endlichen universellen Siege seines Ideals. Dieser Lebensbericht spricht dafür. Er war auch trotz aller Kämpfe ein glücklicher Mensch, der sein Schaffen und Denken, Wollen und Erreichen zu einem harmonischen Abschluß gebracht hat. Man braucht nicht des Herausgebers Meinung zu theilen, daß Wagner auch als Dichter und Philosoph bedeutend war, und kann es sogar bedauern, daß er über andere Gebiete (Vegetarismus, Vivisection u. s. w.) höchst sonderbar orakelte, aber die Eigenart seiner Kunst und die Einheit seiner Weltanschauung, seinen Traum von einer Idealcultur des Allgemein-Menschlichen wird man darum doch bewundern können. Daher wird auch Derjenige, der das Heil der deutschen Musik lieber von Mozart oder Beethoven erwartet, doch Wagners schönen Schlußworten über die musikalische Weltsprache volle Zustimmung geben. „Die große deutsche Musik bildet heute schon ein ideales Band der Völker auch über die Meere hinweg. Daß sie allein die wahrhaft natürliche und lebendige „Weltsprache" werden könne, dafür haben unsere großen Meister durch ihre von allen Nationen bewunderten erhabenen Werke auf das Herrlichste gesorgt." Den Nachsatz aber, daß die sichtbarliche Offenbarung ihres Geistes in dem aus ihm entwickelten allgemein menschlichen Wagnerschen Drama enthalten sei und unterstützt werden müsse, „damit die internationale Wirkung des deutschen Geistes auf die seiner ewig bedürftig bleibende Welt nicht eine verfälschte und daher bedeutungslose, sondern eine wirkliche echte, edle, kraftvolle und daher im höchsten Grade heilsame und beglückende werde" — diesen langen Nachsatz zu unterschreiben, wird nicht Jedermanns Sache sein. Auch nicht die der Amerikaner, auf deren verstocktes Gemüth Wagners Lebensbericht allem Anschein nach ohne jede nachhaltige Wirkung geblieben ist.

Theophil Zolling.

*) Hoffmanns von Fallersleben Findlinge I, 179.

R. W. Emerson und der Socialismus.

Von E. Schläger.

Auch Neu-England hat seine literarische Sturm- und Drangperiode gehabt. Sie währte von etwa 1820 bis in die Mitte der vierziger Jahre. Wenn dieselbe auch in der Hauptsache den Stempel der geistigen Neuentwicklung an sich trägt, welche die Namen Goethe, Kant, Hegel, Carlyle für Europa bedeuten, so unterscheidet sie sich doch von ihrer deutschen Vorgängerin durch die Ausdehnung des Kampfes zwischen siegesgewissen Neuerern und dem erstarrten Bestehenden auf alle Gebiete des Lebens. Es war als ob ein Riß sich überall bildete. Kirche, Staat und Gesellschaft wurden in Frage gestellt, und in allen dreien erfolgten Spaltungen, denen die geistigen und sittlichen Elemente im Norden eine Bereicherung und Vertiefung verdankten, ohne welche die Ueberwindung der großen Kriegs- und Prüfungsjahre (1861—65) nicht möglich gewesen wäre. Von besonderem Interesse sind noch jetzt die Anfangs der vierziger Jahre in West-Roxbury bei Boston sowie an anderen Orten gemachten Versuche socialistischer Colonien oder eines Zusammenlebens auf socialistischer Grundlage. Durch die aus dem Nachlaß Emersons vor kurzem veröffentlichten „geschichtlichen Notizen über Leben und Literatur in Neu-England" wird uns die Auffassung und Beurtheilung einer Erscheinung wesentlich erleichtert, welche bei den Zeitgenossen zwar großes Aufsehen erregte, ohne jedoch in ihren eigentlichen Ursachen und ihrer höheren Bedeutung begriffen zu werden. Als die 80 bis 90 Mitglieder zählende Colonie nach sechs- oder siebenjährigem Bestande finanziell in die Brüche

Digitized by Google

ging, fehlte dem Schaden auch der Spott nicht. Nathaniel Hawthorne, der selbst eine Zeit lang den Segen der Vereinigung von Kopf- und Handarbeit auf der Brook-Farm über sich hatte ergehen lassen, überlieferte den Niederschlag seiner Erfahrungen in seinem Blithedale-Roman in der Form carikirender Uebertreibung. Emerson erklärt die Erzählung oder Dichtung für eines Schriftstellers vom Range Hawthornes geradezu unwürdig und die darin enthaltenen Wirklichkeitszüge sind nur mit Mühe aus ihrer lächerlichen Hülle herauszulösen. Auch Emerson, welcher die einzelnen Stufen des Experimentes mit genauer Aufmerksamkeit beobachtete, gibt uns kein ins Einzelne gehendes Bild derselben. Er charakterisirt das Zusammensein der nach neuem Lebenswein durstigen, meistens jungen Seelen als eine Art Verwirklichung des anarchistischen Ideals. Es gab keine gebietende Autorität, kein tägliches Programm der von Jedem zu leistenden Arbeit. Es war ein Orchester ohne Dirigent, von dessen Mitgliedern man aus freien Stücken das Zusammenwirken zu schönem Zusammenspiel erwarten zu können glaubte oder hoffte. Daß die Harmonie dieser Lebensvirtuosen die erwähnte Anzahl von Jahren trotzdem anhielt, spricht für die Vortrefflichkeit ihres Materials. In der That befanden sich Männer darunter, welche nach ihrer Rückkehr in die schlechte alte Gesellschaft sich um die Hebung und Verbesserung derselben große Verdienste erwarben. So George W. Curtiß, der jetzige Redacteur der Harper'schen Wochenschrift und Führer der Reformrepublikaner des Staates New-York, Charles Dana, lange Zeit bei der N.-Y. Tribune und jetzt Herausgeber der täglichen N.-Y. Sun; Dwight, bekannt als der Gründer der ersten und besten Musikzeitung in Boston und Andere. Margaret Fuller, die englische Schriftstellerin und magnetische Conversationistin, schlug häufig und Monate lang ihren Wohnsitz unter den wechselnden Gruppen der Brook-Farm auf, während Theodor Parker, Emerson, Channing und andere Führer der kritischen Sturmcohorten durch regelmäßige Besuche ihr Interesse an der Entfaltung der neuen Lebenskunstblüthe bethätigten. Man ersieht schon aus diesen Namen, daß wir es auf der Brook-Farm nicht mit einem Socialismus zu thun haben, welcher die Kur des Massenproletariats sich zum Ziele setzt, daß es sich überhaupt nicht in erster Linie um Abstellung materieller Noth für die Betheiligten handelte. Es war vielmehr eine geistige und seelische Noth, es war der Drang der Empörung gegen die unerträglich gewordene Routine und Lüge der Gesellschaft, die Sehnsucht nach einem reicheren, innigeren, auf Wahrheit beruhenden Verkehre, welche so bedeutende und zugleich so verschieden geartete Persönlichkeiten zu dem Unternehmen heranzog. Man hoffte eine neue Atlantis, eine neue Insel der Seligen zu erschaffen, und man ging mit einem Ernst an die Arbeit, welcher an die Zeiten Cromwells erinnerte. Wenn die Puritaner des 17. Jahrhunderts den Staat nach ihrem religiös-politischen Ideale zum Staunen der Welt wirklich umgewandelt hatten, so wollten ihre amerikanischen Nachkommen das neue innere Gesetz zur bestimmenden Macht des äußeren Lebens erheben. Indem sie sich zu dem Ende aus der Gesellschaft in die Einsamkeit zurückzogen, sich ihr gegenüber ebenso gleichgültig wie selbstständig verhielten, nahm ihre Vereinigung den Charakter einer poetisch-philosophischen Verbindung von Lebenskünstlern an, für welche die sonst bei socialistischen Systemen den Hauptpunkt bildende „Organisation der Arbeit" nur in zweiter oder dritter Linie in Betracht kam. Natürlich sollte Jeder mit auf dem Felde arbeiten unter der Leitung eines wirklichen Landwirthes und die verschiedenen Zweige der Farmarbeit wurden sogar aus Herren und Damen sorgfältig zusammengesetzten Ausschüssen zum Betriebe und zur Controle anheimgegeben. Aber es stellte sich bald heraus, daß die blos theoretische Ueberzeugung von der Nützlichkeit und Nothwendigkeit, körperliche Thätigkeit mit der geistigen zu verbinden, bei den neuen Dilettanten der ersteren kein zuverlässiges und stetig antreibendes Motiv abgab, und daß die Hauptarbeit im Felde schließlich Sache jener Wenigen blieb, bei welcher die langjährige Uebung das, was man Gewissenhaftigkeit nennt, zur Eigenschaft des Charakters gemacht hatte. „Die guten Leute," schreibt Emerson, „sind ebenso schlecht wie die Taugenichtse, wenn man stetige Leistungen von ihnen verlangt; das Gewissen der Gewissenhaften hat nur wenig Silberblicke und viel taubes Gestein, und Leute, die in gewissen Beziehungen es sehr genau nehmen, üben in anderen eine sehr auffallende Nachsicht." Nur wenn es sich um Frondiren des Bestehenden handelte, war diese Klasse zur Vergießung ihres Schweißes bereit. „Da ist," bemerkte Ripley gegen Theodor Parker, „Ihr ausgezeichneter Freund — er würde den ganzen Sonntag die Maisstauden behacken, wenn ich es zuließe, aber der ganze Staat Massachusetts könnte ihn am Montag nicht dazu bewegen." Es fehlte auch sonst nicht an komischen Zügen „in diesem Paradiese von Schäfern und Schäferinnen." In jedem Zimmer stand z. B. ein Ofen, in welchem Jeder soviel Holz verbrennen konnte, als er wollte, nur mußte er oder sie es selbst gesägt haben. Einmal hatten die Damen sich am Waschtage erkältet. Sofort wurde beschlossen, daß die Herren das Zeug auswringen und im Freien aufhängen sollten. Beim Tanz des Abends geschah es dann oft, daß den Herren eine Menge Wäscheklammern aus den Taschen fiel. In geistiger Hinsicht waren die Ergebnisse bedeutender. Junge Männer und Mädchen, welche bis dahin nie einer feineren Gesellschaft und höheren Conversation theilhaftig geworden waren, gruppirten sich andächtig um die natürlichen Sonnen einer Fuller, eines Curtiß und Anderer. Die in der Colonie errichtete Schule wurde auch von Außen stark beschickt und in manchen Fällen gaben sich die Eltern der Kinder sammt diesen auf der Farm in Pension. Ueber die erziehende Wirkung des Zusammenlebens sind die Stimmen der Mitglieder in späteren Jahren einig. Der stete Verkehr mußte schon an und für sich etwas Anziehendes und Bildendes haben in einer Bevölkerung, in welcher nähere Bekanntschaften nicht leicht und Freundschaften noch schwieriger sich schließen. Es war eine hohe Schule des Charakters und namentlich des freien und doch respectvollen Umganges zwischen jungen Personen beiderlei Geschlechts. Die Kunst des Briefschreibens wurde außerordentlich gepflegt. Nicht nur von Haus zu Haus, sondern von Zimmer zu Zimmer flogen beständig schriftliche Mittheilungen. Ausflüge in den nahen Wald, Maskeraden im Shakespeare'schen Genre, Tanz im Freien und zu Hause, und stets neue und anregende Besucher gaben dem Leben einen festlichen Anstrich und reiche Abwechslung. „Es war ein ewiger Piknik, eine französische Revolution im Kleinen, ein Zeitalter der Vernunft in einer Küchenpfanne."

Im Jahre 1844 (nach etwa dreijährigem Bestande) beschloß die Gesellschaft sich nach Fouriers System einzurichten, welches der begabte Anhänger Albert Brisbane von New-York auch in Boston gepredigt hatte. Ein großes Gebäude zur Aufnahme eines Phalansters wurde auch wirklich aufgeführt, brannte jedoch ab, ehe es bezogen werden konnte.

1845 wurden von fast allen Mitgliedern Swedenborgs Werke sehr eifrig studirt, ein weiterer Beweis, daß tiefinnerliche Bedürfnisse, die Sehnsucht, in sich selbst einen neuen und festen Halt zu gewinnen, das Hauptziel und die Hauptsorge bildeten. Die Absonderung von der Welt wurzelte im Grunde in der Voraussetzung, daß man nur in der Freiheit von den Störungen des gemeinen Lebens sich selbst wiederfinden könne. Wenn man erfährt, daß die große Mehrzahl der Mitglieder zu Emerson's Freunden und Anhängern gehörten, erscheint diese Verinnerlichung natürlich. Und ist nicht schließlich der Socialismus bei seinem ersten Auftreten als Fourierismus und Cabetismus ein Seitenstück zu den Klöstern der ersten Jahrhunderte, in welche sich diejenigen zurückzogen, welche den Kampf mit der Welt und dem Leben aufgaben, welche die Welt mit dem Sauerteige ihrer besseren Qualität zu durchsäuern erfolglos geblieben waren? Der Socialismus im Großen, in seiner weltgeschichtlichen Gestalt als Kampf der „Enterbten" um einen größeren Antheil an den von ihnen erzeugten Gütern, fällt bis dahin immer mit einer gewissen Erschlaffung des ganzen nationalen Körpers, mit einem Nachlasse der nationalen Triebkräfte zusammen. Dies bemerkt auch Emerson von dem kleinen Versuch der Brook-Farm. Er findet, daß die Candidaten für derartige Gemeinschaften sich vor-

Digitized by Google

zugsweise, wenn nicht ausschließlich, aus Leuten rekrutiren, welche die Probe der unabhängigen Existenz nicht bestanden, oder das Ziel ihres Ehrgeizes nicht erreicht haben. Es sind die Schiffbrüchigen, welche im Socialismus den rettenden Hafen zu finden glauben. Während Emerson die dem System Fouriers zu Grunde liegende Hoffnung und Forderung eines menschenwürdigen Daseins für Alle lobt und billigt, kann er in dem Mechanismus, durch welchen das körperliche und geistige Wohlsein gleichsam von Außen her der Menschheit octroyirt werden soll, das rechte Mittel dazu nicht entdecken. Er findet, daß Fourier nur eine Thatsache außer Acht gelassen habe, aber die hauptsächliche und entscheidende, nämlich das Leben selbst. Das Leben des Einzelnen, die Individualität, ist kein in jede beliebige Form zu gießendes Ding, sondern sie trägt das Gesetz ihrer Entwicklung in sich. Die Reform der Gesellschaft muß beim Einzelnen anfangen. „Jede Reform war einmal eine Privatmeinung (Meinung eines Einzelnen); und wieder zu einer Privatmeinung (d. h. in allen Einzelnen) geworden, wird sie das Problem des Zeitalters lösen." Es ist kein Zusammenwirken, keine Harmonie in Zweien möglich, wenn in dem Einen selbst keine Harmonie herrscht, wenn das Individuum nicht individuell, sondern zwiespältig ist, wenn seine Gedanken nach einer Richtung gehen, und seine Handlungen nach einer anderen.

Emerson erklärt sich gegen die Tendenz, Alles und Alle auf ein und dasselbe Niveau herabzudrücken. „Löffel und Geschirr kann man ineinander stecken, so daß keins vom anderen zu unterscheiden ist, aber Vasen und Statuen verlangen jede ein besonderes Fußgestell für sich." Der Individualismus bildet das Wesen des Menschen; ihn unterdrücken, hieße die allein werthvolle Entwicklung des Einzelnen erschweren, wenn nicht ganz verhindern. Der Anglosachse, zumal mit seinem Ideal und seiner Gewohnheit der Abgeschlossenheit des heimischen Herdes, erträgt keinen Augenblick die Vorstellung eines Gemeinschaftlebens, in welchem die Heiligkeit und Geheimheit der Familie unmöglich wäre, in dessen Kasernen die unendlichen Corridore ebenso viele Klatsch- und Beobachtungskanäle abgeben würden. Der neuere wissenschaftliche Socialismus hat denn auch die Unzerstörbarkeit des Individualismus insoweit wenigstens wieder anerkannt, daß er die Gestaltung des Einzellebens dem Einzelnen überläßt und sich auf die Forderung der Benutzung der Arbeitsinstrumente, der Maschinen, des Grund und Bodens im allgemeinen Interesse beschränkt. Während somit die Frage: Wie können für Alle die Mittel zum menschenwürdigen Dasein beschafft werden? in Europa in die erste Linie getreten ist, erscheint die andere und zuletzt weit wichtigere und schwierigere über den Zweck und Inhalt des Lebens selbst zurückgedrängt. Der Satz: Wir essen, um zu leben, läuft Gefahr, in das sonst stets verneinte Gegentheil verkehrt zu werden, und das Essen, das Genießen das Hauptziel, der Hauptinhalt des Daseins, alles Ringens und Arbeitens sein zu sollen.

Dieser Richtung, das Leben zu mechanisiren, den Einzelnen nur als Glied und Theil einer unterschiedslosen Masse zu betrachten, setzt Emerson die ewigen Rechte des Einzelnen, des Individualismus entgegen. Und zwar eines Individualismus, welcher sein Ziel nicht in der Arbeit für sich allein erblickt, sondern in der thätigen Förderung der Gemeinschaft. „Das Glück des Einen kann nicht bestehen mit oder bei dem Elend des Anderen. Niemand ist vollendet, so lange noch Jemand unvollendet ist. Das Wohl des Einen ist nicht vorhanden, so lange noch das Weh irgend eines Anderen besteht." Aber der Versuch der Brook-Farm ist schließlich nicht ohne Nutzen. Wenn man die sociale Frage auch definiren kann als die Kunst der Menschen, mit einander fertig zu werden, im Umgange mit einander wohl zu fahren, so ist sie durch den jahrelangen Verkehr der Lösung insoweit näher gebracht worden, als die Gebildeten, die Kopfarbeiter die Leistungen der Handarbeiter in ihrer Nothwendigkeit und ihrem Werthe für Jeden klarer erkennen lernten, während andrerseits die Ungebildeten begierig an dem höheren geistigen Element theilnahmen und sich zu ihm erhoben, das ihnen zum ersten Mal auf dem Teller der Gleichberechtigung gereicht wurde. (Welche Lehre könnten daraus nicht unsere Herrschaften ziehen, die fortwährend über die Dienstboten als ihre „bezahlten Feinde" klagen, während die letzteren doch thatsächlich eine weit größere Geduld und Fähigkeit beweisen, mit ihrer Herrschaft „fertig zu werden", als umgekehrt!) Die Energie, welche die Sturm- und Drangperiode und ihre Brook-Farm-Schöpfung bezeichnet, ging daher so wenig verloren, wie irgend welche Aeußerung wirklicher Kraft. Der scheinbare Fehlschlag war schließlich kein wirklicher. In dem Ansturm zum Höchsten hatte der Charakter eine Stärke, die Fähigkeit eine Ausbildung erhalten, welche wie eine Aufspeicherung elektrischer Kraft nach Jahren noch hinreichte, um auf die Welt reformatorisch zu wirken. Die Zeiten des bewegten Sturmgeniethums endigen mit der Erhöhung des Durchschnittsniveaus für Alle. Sie sind für die betreffende Generation, was die Erhebungen der Gebirgszüge für die Erdoberfläche, und ebenso nothwendig und sicher wie diese.

Einiges über die Frauen und Frauenerziehung in Rußland.

Von M. Behrmann.

Je mehr historische Wandlungen und Metamorphosen einem Volke oder einer gewissen Klasse desselben zu bestehen beschieden war, desto mehr Interesse bietet dieses Volk dem Culturhistoriker, desto anziehender findet der letztere das Studium dieser Wandlungen und ihrer Folgen. Es ist daher leicht erklärlich, daß, seitdem man in der letzten Zeit angefangen hat, die Geschichte Rußlands etwas näher zu betrachten, seitdem die letzten politischen und socialen Ereignisse im großen Czarenreiche die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt auf sich gelenkt haben, die Culturhistoriker Gründe und Ursachen der wunderbaren Zustände aufzufinden, die scheinbar willkürlichen, unbegründeten, sich mitunter widersprechenden Facta zu erklären versuchten. Die Geschichte eines Volkes handelt ja nicht nach Willkür, jedes historische Ereigniß ist eine Nothwendigkeit, durch verschiedene wiederum nothwendige Strömungen bedingt, und deshalb mußten ja auch in der Geschichte Rußlands gewisse Factoren dazu beigetragen haben, die jetzige sociale Lage so und nicht anders zu gestalten. Aber nur dem historischen Forscher steht es zu, diese Factoren und Wandlungen zu beschreiben und zu motiviren, mir sei es nur gestattet, einige Seiten der jetzigen Lage der Frauen in Rußland flüchtig zu skizziren. Das Kapitel über Frauen und Frauenerziehung gehört zu den interessantesten der Culturgeschichte Rußlands, weil fast in keinem einzigen der civilisirten Länder die Frau so viel eigenthümliche Wandlungen zu bestehen hatte und weil sie fast bei keinem Volke mit solchen Charaktereigenschaften ausgestattet erscheint, wie in Rußland.

Wenn die „Emancipationssucht" der russischen Frauen in der letzteu Zeit so weit um sich gegriffen hat, wenn jedes Mädchen in Rußland jetzt „selbstständig" sein will, wenn diese Emancipation leider nicht selten in Lächerlichkeiten, Ueberspanntheit, ja Laster Ausdruck findet, so liegt der Grund dafür hauptsächlich in der traurigen Lage der russischen verheiratheten Frau einerseits, und in der jeder Pädagogik und gesundem Menschenverstand Hohn sprechender Erziehung der jungen russischen Frauenwelt andererseits.

In einigen Gegenden Rußlands ist es noch jetzt Sitte, daß die junge Frau am ersten Abende nach der Hochzeit ihrem Gemahl die Schuhe auszieht; dabei fällt aus einem Schuhe eine Silbermünze, aus dem andern eine zierliche Knute heraus. Mit der letzteren berührt der Gemahl die Schulter der vor ihm knieenden Frau. Der Sinn dieser symbolischen Handlung ist leicht faßlich: das Geld und die Knute ist die Macht, welche den Mann zum Herrn und Gebieter seiner Frau setzt, welche die Frau zur Magd, zur Dienerin ihres Mannes erniedrigt. Es muß zwar zugegeben werden, daß die Knute jetzt nicht mehr als conditio sine qua non eines glücklichen Ehelebens angesehen wird, aber

Digitized by Google

die russische Frau ist auch ohne Knute nicht viel besser daran: die physische Kraft des Mannes spielt noch jetzt sehr oft die dominirende Rolle.

Wir wollen von der hohen russischen Aristokratie absehen, wo das Familienleben — äußerlich wenigstens — meistentheils demjenigen der Aristokraten anderer Länder gleicht, und besehen wir uns dagegen das Familienleben des russischen mittleren, bürgerlichen Standes. Trostlose Bilder ziehen da vor uns vorüber! Der Mann, der nicht gerade immer eine Herzensbildung besitzt, ist Selbstherrscher und alleiniger Machthaber in der Familie, sein Wort ist Befehl, nur sein Wunsch allein ist maßgebend; er braust auf bei jedem kleinsten Widerspruch, jeder Einrede, und wohl oft mag ein ehrwürdiger russischer Kaufherr mit seiner Rechten die Wange seiner Frau Gemahlin — nicht gerade kosend — berühren!*) — Und wie traurig gestaltet sich erst die Lage der Frau, wenn ihr Gemahl kein Feind des Bacchus ist, was leider nur zu oft vorkommt. Die ganze Familie zittert dann vor seinem Nachhausekommen, denn vom strengen Herrn wird das angetrunkene Familienoberhaupt zum Alles verheerenden Tyrannen; die absurdesten Befehle müssen dann vollzogen werden und der allerkleinste Widerspruch wird schrecklich geahndet. Es ist gar nichts Seltenes, daß die zu Tode geängstigten Frau und Kinder Nachts an Thüren der Nachbarn pochen, um Einlaß und Schutz vor ihrem zum wahren Raubthier gewordenen Gemahl und Vater flehend.

Der geehrte Leser wird die Frage vorlegen, wie es denn möglich sei, unter solch einem tyrannischen Regime auszuhalten, warum die Frau bei einer solchen Behandlung ihren Mann nicht verlasse. Da kommen eben zwei Punkte in Betracht: erstens ist das Familienleben für eine russische Frau des mittleren Standes heilig und unantastbar, zweitens aber muß man nicht vergessen, daß dieser modus vivendi von Jahrhunderten sanctionirt ist. Schon in den ältesten russischen Volksliedern klagt das russische Mädchen darüber, daß es bald einem Manne zum Opfer fallen müsse, der „ihren zarten Körper schlagen" wird, der ihr „die welligen Zöpfe zerzausen" wird und dergleichen Liebkosungen mehr... Die russische Frau nimmt eben die unmenschliche Behandlung seitens ihres Mannes als ein nothwendiges Uebel auf; ihre Mutter und Großmutter hatten eine eben solche Behandlung auszustehen — und sie schickt sich in das Unvermeidliche.

Aber die letzten Jahrzehnte haben in Rußland Vieles umgewandelt: die junge russische Intelligenz fing an, die socialen Verhältnisse ihres Vaterlandes näher und eingehender zu betrachten, die Institutionen auf ihren Werth zu prüfen. Ein frischer, wohlthuender Wind wehte vom Auslande her, das Licht der Bildung ließ die abnormen politischen und socialen Zustände sehen — und die Geschichte Rußlands trat in eine neue Bahn: es begann die Sturm- und Drangperiode mit ihren hellen, lichten Seiten, aber auch mit ihren Ueberspannungen und üblen Folgen. Diese Sturm- und Drangperiode zeigte sich in allen Ständen und allen Klassen, und wenn sie für Rußland auch viel Segensreiches gebracht, hat sie aber auch viel Trauriges heraufbeschworen. Der verstorbene Alexander II. ging mit gutem Beispiele voran, die von ihm herrührende Aufhebung der Leibeigenschaft, das öffentliche Gerichtswesen, die Militärreformen — alle diese Thaten gehören zu den glänzendsten der Geschichte Rußlands. Der Terrorismus in Rußland andrerseits mit allen seinen schrecklichen Wirkungen ist auch eine Folge dieser Sturmperiode.

Es war vorauszusehen, daß auch die russische Frau dieser neuen Zeitströmung gegenüber nicht passiv bleiben würde, und so geschah es auch. Die russische Frau sah mit einem Male ein, daß sie absolut keine Rechte genieße, daß die Knechtung seitens ihres Mannes unwürdig sei, daß ein russisches Familienleben sie nicht befriedigen könne — und es trat wieder die alte und dabei ewig neue Frage in den Vordergrund: Was thun? wie sich ein freies, menschenwürdiges Dasein erwerben? — Vor Allem galt es selbstständig zu werden, um auch ohne Hülfe eines Mannes durch die Welt kommen zu können und mit ungestümer Freude ergriff sie die sich darbietende Gelegenheit: die ärztlichen, historisch-literarischen ꝛc. Curse für Frauen. Als Arzt, als Lehrerin mit akademischer Bildung würde sie ein freies und nützliches Leben führen können, ohne auf Eltern und Gemahl angewiesen zu sein. Alles strömte in die Frauencurse, die letzteren begannen die Zuhörerinnen nach Hunderten zu zählen, die Studentinnen waren fleißig und lernbegierig, Fachzeitschriften brachten tüchtige Abhandlungen aus der Feder dieser weiblichen Jünger der Wissenschaft, die nach und nach erfolgreich mit ihren männlichen Collegen zu concurriren anfingen. Jetzt zählen die höheren Frauencurse in Petersburg, Moskau und Kiew ihre Studentinnen bereits nach Tausenden.

Man hört leider jetzt sehr oft klagen über die Sittenlosigkeit dieser Studentinnen, was nach meiner Meinung nicht ganz richtig ist. Erstens ist es nur eine ganz geringe Zahl, die im Bezug auf Sittlichkeit etwas zu wünschen übrig läßt, und zweitens muß man nicht vergessen, daß jeder Umwälzung im socialen Leben unmittelbar immer ein — wenn auch nicht lange anhaltender — Zustand des Zuweitgehens folgt, das ist eben ein historisches und auch leicht erklärliches Gesetz. Es vergeht immer mehr oder weniger Zeit nach einer solchen Umwälzung, bis sich das normale Zustand des Gleichgewichts und der Ruhe einstellt. Ich muß nochmals betonen, daß die meisten Studentinnen fleißig und treu ihrem Berufe nachgehen, so daß z. B. die Studentinnen, die ich kennen gelernt habe, hinsichtlich ihres Fleißes und Charakters fast nichts zu wünschen übrig lassen.

Und wenn unter den Zuhörerinnen der höheren Frauencurse sich auch etwas leichtfertige Subjecte befinden, so kann man ganz dreist sagen, daß dieser Leichtsinn schon von der Gymnasialzeit herrührt, denn wenn es irgendwo Erziehungsanstalten gibt, wo der Geist verödet und der Charakter verdirbt, so sind es unstreitig die russischen „Mädchengymnasien". Ich stoße da auf einen wunden Punkt des russischen öffentlichen Erziehungswesens: die russischen Gymnasien. Die Erziehungsmethode in diesen Anstalten läßt sich in einigen Worten definiren: der Kopf des Zöglings wird mit allen möglichen Wissenschaften überbürdet, für die Ausbildung des Charakters, für die Einimpfung oder wenigstens Erhaltung guter Sitten wird absolut nichts gethan. Die Gymnasiastin ist in der Schule täglich 5—7 Stunden beschäftigt, die häuslichen Aufgaben für die Schule sind mitunter absolut nicht zu bestreiten, ohne einige Stunden der Nacht mit zu Hülfe zu nehmen. Und was solch ein Wesen im braunen Kleidchen und schwarzer Schürze — der Uniform der Gymnasiastinnen in Rußland — nicht Alles lernt! Russisch, Deutsch, Französisch, Englisch, Physik, Mathematik, Geschichte, Chemie, Tanzen, Singen, Zeichnen — und Alles dabei nur höchst oberflächlich, nur für den Augenblick berechnet. Dabei herrscht im Gymnasium Spionage und Klatschen, gar nicht selten auf Befehl der Lehrer und Directricen selbst. So geschah es jüngst in Moskau, daß ein Schulmädchen streng bestraft wurde, weil es dem Befehle des Lehrers, den anderen Mädchen nachzuspioniren, nicht Folge leisten wollte. Der Vater dieses Mädchens, ein angesehener Moskauer Arzt, nahm selbstverständlich seine Tochter sogleich aus der Schule, nachdem er den Schulvorstand um Erklärung dieser aller Pädagogik widersprechenden Handlungsweise bat, ohne darauf eine stichhaltige Antwort zu bekommen. Nach einigen Tagen wurde dieser Fall in der Moskauer Zeitung publicirt, und wahrlich, viele um die richtige Erziehung ihrer Kinder besorgte Eltern werden dem Arzt für seine Veröffentlichung Dank wissen. An den Pranger mit solchen Lehrern und Schuldirectoren!

Aber auch die Eltern selbst tragen nicht wenig dazu bei,

*) Der russische Kaufmann ist überhaupt etwas ganz Anderes, als z. B. der deutsche: er gehört meistentheils zu der ungebildetsten und rohesten Klasse. Ich spreche nicht vom Großkaufmann: der ist von einem ausländischen vielleicht gar nicht zu unterscheiden. Ich meine nur die in Rußland sehr zahlreiche und von russischen Schriftstellern schon oft verspottete Klasse der Kleinkaufleute, die in Bezug auf Zügellosigkeit und Rohheit mitunter alle Grenzen übersteigen. So ist z. B. der Moskauer Kleinkaufmann — „samoskworetzki kupez" — einer der köstlichsten humoristischen Typen der russischen novellistischen sowie der dramatischen Literatur.

Digitized by Google

ihre Töchter leichtfertig zu machen. Mit welchem Vergnügen sehen sie es, wenn ihre Tochter mit 15 Jahren schon reif und „salonmäßig" ist! Während z. B. in Deutschland ein Dämchen von 14—15 Jahren noch der echte, rechte unschuldsvolle Backfisch ist, besucht die ebenso alte Russin auf Wunsch ihrer Eltern schon Bälle und Gesellschaften, tändelt mit lebenslustigen Herren, kokettirt da mit Einem, lächelt dort einen Andern an, betrachtet — mit der Welt noch nicht bekannt — die fadesten Redensarten der Herren als Liebesworte, Zudringlichkeit als ihr gezollte Aufmerksamkeit, und wenn sie mit vom Tanzen und Wein glänzenden Augen und erhitzten Wangen ihre Eltern aufsucht, sehen die letzteren ihre vielumworbene Tochter mit Stolz und Freude an: ihre Tochter ist als Weltdame sanctionirt.

Was noch zum gänzlichen Verderben fehlt, das bringen die abgeschmacktesten, cynischen Romane, die das Schulmädchen mit Gier verschlingt, was die Eltern gar nicht selten mit Freude wahrnehmen: das liebe Kind müsse doch schon geistig ausgezeichnet entwickelt sein, wenn es an Märchenbücher und „Erzählungen für die reifere Jugend" kein Gefallen mehr finde, und anstatt dessen Romane lese, und so reif über Personen und Verhältnisse urtheile. — Arme, betrogene Eltern! Bedauernswerthe Kinder! . . .

Es ist selbstverständlich, daß nicht alle halberwachsenen Russinnen des bürgerlichen Standes ein solches Leben führen, daß nicht alle Gesellschaften und Bälle besuchen, aber ich wollte damit nur sagen, daß der Russe auf äußern Schliff seiner Tochter mehr als auf Bildung ihrer Seele und ihres Herzens gibt, daß er nur darauf sein Augenmerk richtet, seine Tochter so früh wie nur möglich reif zu sehen. Ob frühzeitige Besuche von Bällen, ob sie seitens der Eltern gerne gewährte Lectüre von faden, Charakter und Geschmack verderbenden Romanen, oder ob andere ähnliche höchst schädliche Ursachen diese Frühreife bewirken, das bleibt sich ganz gleich: die Hauptsache ist, daß es eben die Eltern sind, die diese Ursachen hervorrufen oder ihnen wenigstens nicht entgegentreten.

Die traurigen Folgen dieser Frühreife stellen sich nur zu bald ein: mit 16—17 Jahren langweilt sich schon die Russin, fühlt sich blasirt, für gesellschaftliche Vergnügungen nicht mehr empfänglich, auch das Lesen hat für sie jetzt viel weniger Reiz; sie sehnt sich nach Abwechslung, sehnt sich nach Beschäftigung, nach neuen Ideen — und da wird sie plötzlich auf etwas aufmerksam, was der bisher vergnügenssüchtigen Dame ganz neue Ideale vorzaubert und ihr das Blut rascher und ungestümer in den Adern fließen macht. Ein halbwüchsiger Gymnasiast der höheren Klassen oder ein Student, oft auch eine etwas ältere Freundin sind gewöhnlich die Interpreten einer ihr bisher gänzlich unbekannten Lehre: das Weib sei dem Manne gleich, Kindererziehung und Wirthschaft seien ein nur schmales Feld für weibliche Thätigkeit, Frauen bedürfen keines männlichen Schutzes, sie müssen selbstständig werden, Kunst und Belletristik habe keinen Sinn*) — diese und tausend gleiche Phrasen sind die Hauptdogmen der neuen Lehre. Lautlos, voll Bewunderung und Stolz lauscht die Zuhörerin den Worten des redseligen Orators, und — lebt wohl, ihr Bälle und Vergnügungen! Die ehemalige Balldame liest jetzt Lorenz und Marx, studirt unter Anleitung eines bekannten Studenten Chemie und Physiologie, kennt Darwins „Origin of species" viel genauer als das Einmaleins, spricht über Johann Müller, wie über einen alten Bekannten, und disputirt für oder gegen Schutzzoll, wie sie früher vielleicht für oder gegen Ballkleiderschleppen geeifert.

Bälle und Gesellschaften oder andererseits Laboratorium und Studirzimmer sind die zwei Hauptstätten, wo das einigermaßen gebildete russische Mädchen, je nach Temperament und Fähigkeiten, seine Triumphe zu feiern und glücklich zu werden gedenkt, aber dabei übersieht es ganz und gar den eigentlichen, richtigen Wirkungskreis der Frau: die Familie. Als ob dem Manne als Freundin zur Seite zu stehen einer Frau unwürdig wäre, als ob Kindererziehung nicht einer der schönsten Berufe einer gebildeten Frau wäre!

Rußland befindet sich augenblicklich in einem Zustande der Gährung, wo mit den alten Institutionen und Doctrinen allmählich — wenn auch nur kaum merkbar — gebrochen wird, und wenn dort erst eine gesunde, kräftige Staats- und Socialordnung herrscht, dann muß auch die russische Frau einsehen, daß sie, auch ohne am Secir- oder Schreibtische zu studiren, Freude und Glück spenden kann, und daß das Zarte und Weibliche die schönste Zierde der Frau ist. — Möge dieser Tag bald anbrechen!

*) Der bekannte russische Kritiker Pissarew, einer der Lieblingspropheten der jungen Russenwelt, sagt in einer Abhandlung, daß er einen Arbeiter viel höher als Raphael stelle.

Unwahrscheinliche Wahrhaftigkeiten.

Eine bisher ungedruckte Humoreske

von Heinrich von Kleist.*)

„Drei Geschichten", sagte ein alter Officier in einer Gesellschaft, „sind von der Art, daß ich ihnen zwar selbst vollkommenen Glauben beimesse, gleichwohl aber Gefahr liefe, für einen Windbeutel gehalten zu werden, wenn ich sie erzählen wollte. Denn die Leute fordern als erste Bedingung von der Wahrheit, daß sie wahrscheinlich sei; und doch ist die Wahrscheinlichkeit, wie die Erfahrung lehrt, nicht immer auf Seiten der Wahrheit."

Erzählen Sie, riefen einige Mitglieder, erzählen Sie! — denn man kannte den Officier als einen heitern und schätzenswürdigen Mann, der sich der Lüge niemals schuldig machte.

Der Officier sagte lachend, er wolle der Gesellschaft den Gefallen thun, erklärte aber noch einmal im Voraus, daß er auf den Glauben derselben, in diesem besonderen Fall, keinen Anspruch mache.

Die Gesellschaft dagegen sagte ihm denselben im Voraus zu; sie forderte ihn nur auf, zu reden, und horchte.

„Auf einem Marsch 1792 in der Rheincampagne," begann der Officier, „bemerkte ich nach einem Gefecht, das wir mit dem Feinde gehabt hatten, einen Soldaten, der stramm, mit Gewehr und Gepäck, in Reih' und Glied ging, obschon er einen Schuß mitten durch die Brust hatte; wenigstens sah man das Loch vorn im Riemen der Patrontasche, wo die Kugel eingeschlagen hatte, und hinten ein anderes im Rock, wo sie wieder herausgegangen war. Die Officiere, die ihren Augen bei diesem seltsamen Anblick nicht trauten, forderten ihn zu wiederholten Malen auf, hinter die Front zu treten und sich verbinden zu lassen; aber der Mensch versicherte, daß er gar keine Schmerzen habe, und bat, ihn um dieses Prellschusses willen, wie er es nannte, nicht von dem Regiment zu entfernen. Abends, da wir ins Lager zurück waren, untersuchte der herbeigerufene Chirurgus seine Wunde und fand, daß die Kugel vom Brustknochen, den sie nicht Kraft genug gehabt zu durchschlagen, zurückgeprallt, zwischen der Rippe und der Haut, welche auf elastische Weise nachgegeben, um den ganzen Leib herumgeglitscht, und hinten,

*) Aus dem v. Kleist'schen Familien-Archiv. An der Echtheit dieser Kleistschen Geschichte wird kein Kenner des großen Dichters zweifeln. Sie stammt jedenfalls aus den letzten Lebensjahren Kleists und ist für sein Journal, die Berliner Abendblätter (1. Oct. 1810—Ende März 1811), geschrieben worden. Dies ergibt sich schon aus einer Vergleichung mit den früher schon ans Licht gezogenen kleinen Schriften aus jener Zeit. Diese Münchhauseniade mit den drei aufschneiderischen Anekdoten paßt in Vortrag und Inhalt trefflich zu den Erzählungen, die Kleist damals für das tägliche Brod und zur Füllung seines Blattes schrieb. Auch einige unverkennbare Lieblingswendungen des Dichters, z. B. das unvermeidliche: „dergestalt, daß", „gleichwohl" u. a., vor Allem aber die dramatische Lebendigkeit und plastische Gegenständlichkeit der Darstellung und der halb ernsthafte, halb ironische Ton des Ganzen bestätigen Kleists Autorschaft. Theophil Zolling.

Digitized by Google

da sie sich am Ende des Rückgrats gestoßen, zu ihrer ersten senkrechten Richtung zurückgekehrt, und aus der Haut wieder hervorgebrochen war. Auch zog diese kleine Fleischwunde dem Kranken nichts als ein Wundfieber zu: und wenige Tage verflossen, so stand er wieder in Reih' und Glied."

Wie? fragten einige Mitglieder der Gesellschaft betroffen, und glaubten, sie hätten nicht recht gehört.

Die Kugel? Um den ganzen Leib herum? Im Kreise?

Die Gesellschaft hatte Mühe, ein Gelächter zu unterdrücken.

„Das war die erste Geschichte," sagte der Officier, indem er eine Prise Tabak nahm, und schwieg.

Beim Himmel! platzte ein Landedelmann los: da haben Sie recht; diese Geschichte ist von der Art, daß man sie nicht glaubt!

„Elf Jahre darauf," sprach der Officier, „im Jahre 1803, befand ich mich mit einem Freunde in dem Flecken Königstein in Sachsen, in dessen Nähe, wie bekannt, etwa auf eine halbe Stunde, am Rande des äußerst steilen, vielleicht dreihundert Fuß hohen Elbufers ein beträchtlicher Steinbruch ist. Die Arbeiter pflegen bei großen Blöcken, wenn sie mit Werkzeugen nicht mehr hinzukommen können, feste Körper, besonders Pfeifenstiele, in den Riß zu werfen und überlassen der keilförmig wirkenden Gewalt dieser kleinen Körper das Geschäft, den Block völlig von dem Felsen abzulösen. Es traf sich, daß, eben um diese Zeit, ein ungeheurer, mehrere tausend Kubikfuß messender Block zum Fall auf die Fläche des Elbufers, in den Steinbruch, bereit war; und da dieser Augenblick wegen des sonderbar im Gebirge wiederhallenden Donners und mancher andern, aus der Erschütterung das Erdreichs hervorgehender Erscheinungen, die man nicht berechnen kann, merkwürdig ist: so begaben unter vielen andern Einwohnern der Stadt auch wir uns, mein Freund und ich, täglich Abends nach dem Steinbruch hinaus, um den Moment, da der Block fallen würde, zu erhaschen. Der Block fiel aber in der Mittagsstunde, da wir eben im Gasthof zu Königstein an der Tafel saßen; und erst um fünf Uhr gegen Abend hatten wir Zeit, hinaus zu spazieren und uns nach den Umständen, unter denen er gefallen war, zu erkundigen. Was aber war die Wirkung dieses seines Falls gewesen? Zuvörderst muß man wissen, daß zwischen der Felswand des Steinbruchs und dem Bette der Elbe noch etwa ein beträchtlicher etwa 50 Fuß in der Breite haltender Erdstrich befindlich war; dergestalt, daß der Block (welches hier wichtig ist) nicht unmittelbar ins Wasser der Elbe, sondern auf die sandige Fläche dieses Erdstrichs gefallen war. Ein Elbkahn, meine Herren, das war die Wirkung dieses Falls gewesen, war durch den Druck der Luft, der dadurch verursacht worden, aufs Trockne gesetzt worden; ein Kahn, der, etwa 60 Fuß lang und 30 breit, schwer mit Holz beladen am andern entgegengesetzten Ufer der Elbe lag: diese Augen haben ihn im Sande — was sag' ich? sie haben am anderen Tage noch die Arbeiter gesehen, welche mit Hebeln und Walzen bemüht waren, ihn wieder flott zu machen und ihn vom Ufer herab wieder ins Wasser zu schaffen. Es ist wahrscheinlich, daß die ganze Elbe (die Oberfläche derselben) einen Augenblick ausgetreten, über das andere flache Ufer übergeschwappt und den Kahn als einen festen Körper daselbst zurückgelassen; etwa wie auf dem Rande eines flachen Gefäßes ein Stück Holz zurückbleibt, wenn das Wasser, auf welchem es schwimmt, erschüttert wird."

Und der Block, fragte die Gesellschaft, fiel nicht ins Wasser der Elbe?

Der Officier wiederholte: nein!

Seltsam! rief die Gesellschaft.

Der Landedelmann meinte, daß er die Geschichten, die seinen Satz belegen sollten, gut zu wählen wüßte.

„Die dritte Geschichte," fuhr der Officier fort, „trug sich zu im Freiheitskriege der Niederländer, bei der Belagerung von Antwerpen durch den Herzog von Parma. Der Herzog hatte die Schelde vermittelst einer Schiffbrücke gesperrt, und die Antwerpener arbeiteten ihrerseits, unter Anleitung eines geschickten Italieners, daran, dieselbe durch Brander, die sie gegen die Brücke losließen, in die Luft zu sprengen. In dem Augenblick, meine Herren, da die Fahrzeuge die Schelde herab gegen die Brücke anschwimmen, steht, das merken sie wohl, ein Fahnenjunker auf dem linken Ufer der Schelde dicht neben dem Herzog von Parma; jetzt, verstehen Sie, jetzt geschieht die Explosion: und der Junker, Haut und Haar, sammt Fahne und Gepäck, und ohne daß ihm das Mindeste auf dieser Reise zugestoßen, steht auf dem rechten. Und die Schelde ist hier, wie Sie wissen werden, einen kleinen Kanonenschuß breit.

Haben Sie verstanden?"

Himmel, Tod und Teufel! rief der Landedelmann.

Dixi! sprach der Officier, nahm Stock und Hut und ging weg.

Herr Hauptmann! riefen die Andern lachend: Herr Hauptmann! — Sie wollten wenigstens die Quelle dieser abenteuerlichen Geschichte, die er für wahr ausgab, wissen.

Lassen Sie ihn, sprach ein Mitglied der Gesellschaft; die Geschichte steht in dem Anhang zu Schillers Geschichte vom Abfall der vereinigten Niederlande,*) und der Verfasser bemerkt ausdrücklich, daß ein Dichter von diesem Factum keinen Gebrauch machen könne, der Geschichtschreiber aber, wegen der Unverwerflichkeit der Quellen und der Uebereinstimmung der Zeugnisse, genöthigt sei, dasselbe aufzunehmen.

Notizen.

Bei Glöckner in Leipzig erschien in zweiter „gründlich revidirter" Auflage J. Schillings Spanische Grammatik. Das Buch hat in zwei Jahren einen raschen Weg gemacht und es verdient sein Glück in vollem Maße. Den sprachhistorischen und wissenschaftlichen Leistungen von Diez, Wiggers und Förster stellt es eine systematische Grammatik der heutigen Umgangssprache an die Seite. Der Verfasser kennt diese aus dem Fundamente. Er hat über fünfzehn Jahre in Spanien, meist in Madrid, gelebt, und lehrt heute die spanische Sprache an einer Handelsschule. Seine Vorreden verrathen den Ernst einer aufrichtigen Begeisterung für seine Arbeit als Lehrer und Grammatiker. Die stoffliche Auswahl der Gespräche, Uebungen und Lesestücke ist gut, mitunter anziehend; nur möge der Verfasser, der offenbar mit Kaiser Karl für das majestätische Spanien schwärmt, mit diesem nicht die Ansicht theilen, daß das Deutsche für Klepper und Schindmähren gut genug sei, und die nächste Revision auch auf sein „aleman" ausdehnen. B.

Offene Briefe und Antworten.

Nachträgliches zu den Don Juan-Studien.

Geehrter Herr!

Seit der Veröffentlichung meiner Uebersicht der Don Juan-Dramen in Nr. 21, 22, 23 ward mir noch fernerer Stoff aus dem nämlichen Gebiete zugeführt, worüber ich Ihnen hier in Anbetracht des vielseitig damit verknüpften Interesses einen möglichst kurzen Bericht der Ergänzung zu senden erlaube. — Obenan steht „Don Giovanni Tenorio" von Goldoni, ein durch und durch schlechtes Stück. Don Juan ist hier ein gemeiner Wüstling von nichtswürdigstem Charakter, ein erbärmlicher Feigling, der mit den plumpsten Verführungskünsten seinen Erfolg bei

*) Schiller schreibt am angeführten Orte: „Von den Ueberlebenden sahen sich viele durch ein wunderähnliches Schicksal gerettet. Einen Officier, mit Namen Tucci, hob der Windwirbel wie eine Feder in die Luft, hielt ihn eine Zeit lang schwebend in der Höhe, und ließ ihn dann gemach in den Strom herabsinken, wo er sich durch Schwimmen rettete. Einen Andern ergriff die Gewalt des Schusses auf dem flandrischen Ufer und setzte ihn auf dem brabantischen ab, wo er mit einer leichten Quetschung an der Schulter wieder aufstand, und es war ihm, wie er nachher aussagte, auf dieser schnellen Luftreise nicht anders zu Muthe, als ob er aus einer Kanone geschossen würde." Kleists abenteuerlicher Fahnenjunker des schwadronirenden Hauptmanns ist also ein Phantasiebild, und ebenso findet sich „die ausdrückliche Bemerkung des Verfassers" in der angegebenen Quelle nirgends. Th. Z.

Digitized by Google

den Schönen sucht. Von diesen führt das Drama drei vor, die gleichsam Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Liebesschicksale des Helden veranschaulichen sollen. Bei den zwei ersten hat er sein Ziel erreicht — es sind dies die entsprechenden Gestalten der nachmaligen Oper, die verlassene Elvire, hier Isabelle geheißen, und die ländliche Schöne, hier Elira genannt. Letztere zeigt sich als Erzkokette, die ihren Gimpel von Bräutigam mit Don Juan um die Wette an der Nase führt. Die dem Don Juan nachstellende Isabella geht das ganze Stück hindurch in Männerkleidern einher, wodurch ihrem treulosen Geliebten wiederholt die bequemste Gelegenheit geboten wird, sich ihrer zu entledigen, indem er sie für verrückt erklärt und es auch Denen glaubhaft macht, die sich der Unglücklichen annehmen wollen. Bei der dritten Dame des Stücks, die den traditionellen Namen Anna behalten und den Comthur zum Vater hat, bleiben seine Liebesbemühungen fruchtlos, wiewohl dieselbe den ihr vom König bestimmten Bräutigam Octavio nicht mag und daher für den Liebesepikuräer nicht unempfänglich wäre, wenn er seine Sache mit Ernst und Anstand betreiben wollte. Da er es hieran fehlen läßt, kommt es zur Katastrophe mit dem Steinbild, wobei ein plötzlicher Blitzstrahl Don Juan tödtet. — Aus den dreißiger Jahren, anscheinend den allerersten derselben, stammt ein eigenthümliches Don Juan-Fragment vom russischen Dichter Puschkin, das offenbar den Schluß einer Tragödie vom steinernen Gast bilden sollte. Dieser stellt auch hier den vom Don Juan erschlagenen Gouverneur vor, der jedoch nicht Vater, sondern Gatte der Donna Anna ist, um deren Liebe Don Juan beim Grabe des von ihr betrauerten Gatten wirbt. Solches hindert die Wittwe nicht, ihm eine Schäferstunde bei sich zuzusagen, zu welcher er alsdann das Steinbild durch den Leporello als Zeugen einladen läßt. Beim Stelldichein erfährt Don Juan, daß die betreffende Ehe nicht aus Liebe geschlossen worden und die Dame sich für berechtigt halte, frei über ihr Herz zu verfügen, und es auch thäte, wiewohl sie eben jetzt erfahren, daß sie es dem Mörder ihres Gatten geschenkt. Nachdem Don Juan seinerseits gestanden, er empfände jetzt erst wahre Liebe und wolle deren hinfort recht genießen, erscheint „der steinerne Gast" und zieht Don Juan mit in die Tiefe, da er sich geweigert, von seinem sündhaften Wandel abzulassen. Das Fragment enthält noch einige Scenen von geringerem Belang, aus denen sich nur schließen läßt, daß der Dichter die Don Juan-Fabel mannichfach mit einer den Comthur betreffenden verbinden wollte. — Muthmaßlich zunächst durch diesen Vorgänger angeregt, hat ein anderer russischer Dichter, Graf Alexis Tolstoi ein selbstständiges Don Juan-Drama geliefert, das durch seinen geständigen Anschluß an die Don Juan-Erörterungen E. Th. A. Hoffmanns besonders merkwürdig ist. Als eine Art Seitenstück zum Faust gedacht, beginnt das Drama mit einem Prolog, wo überirdische Mächte Betrachtungen über Welt und Menschen anstellen und eine Wette bezüglich Don Juans eingehen. Dessen Schicksale entfalten sich darauf, wiewohl die Hauptfiguren aus der Oper herangezogen worden, in einer von dieser bedeutend abweichenden Weise. Nach einem genußvollen Jugendleben findet der eben zum Mann gewordene Don Juan sich durch das schriftliche Liebesgeständniß der Donna Anna überrascht, um deren Gunst er lange geworben. Wiewohl der Gouverneur sie dem Don Octavio zugesagt, weist sie diese ab und wird Don Juans Verlobte. Allein der Uebermuth läßt ihn bei so „spießbürgerlichem" Glück nicht beharren und es kommt zum Bruch. Bei einem öffentlichen Fest, wo die Verlobung bekannt gemacht werden sollte, sieht man Don Juan vor dem Balkon einer notorischen Courtisane, mit der Guitarre in der Hand, ihr ein Ständchen bringend, als eben seine Verlobte und deren Vater unter den zahlreich anwesenden Spaziergängern erscheinen. Der alte Herr wird ungehalten, es kommt zum Zweikampf und der Gouverneur fällt. Obschon dieser Vorfall Donna Annas Liebe für Don Juan nicht tilgt, sinnt sie dennoch auf Rache an ihm und überträgt solche dem Octavio, wiewohl sie dessen Liebesanträge zurückweist. Es finden drei Begegnungen zu diesem Behufe statt, und bei der letzten fällt Octavio. Don Juan hat indessen sein wüstes Leben wieder begonnen, dabei mehrfach Blut vergossen und sich den Zorn des Inquisitionstribunals zugezogen. Sein tolles Treiben hat ihn aber Donna Anna nicht vergessen lassen, wie auch sie bei ihrer Liebe für ihn beharrt. Zu ihr kommt er auf Abschied, weil er Spanien fliehen will, um den Verfolgungen der Inquisition zu entgehen. Er will sich mit ihr aussöhnen, sie ihn zum Besseren und zum Gottesglauben bekehren und rettet ihn noch vor seinen Verfolgern, worauf sie ihm den Preis ihrer Liebe gewährt. Dieser Erfolg führt in ihm eine unleidliche Ernüchterung herbei und bestärkt ihn in seinem Entschluß Spanien zu verlassen. Vorher soll jedoch ein prächtiges Gelage noch stattfinden, zu welchem auch die Statue des Gouverneurs — mit genauer Reproduction der betreffenden Friedhofsscene aus der Oper — geladen wird. Bei jenem Gelage erscheint auch, um ihn zu bekehren, Donna Anna im Domino, findet aber eben so wenig Gehör wie das hierauf sich einfindende Steinbild, aus dessen Munde Don Juan erfährt, daß sie mittlerweile an Gift gestorben. Hier wird dem bis dahin Unverbesserlichen klar, daß er Donna Anna geliebt, und wiewohl er sonst alles Höhere auch noch verleugnet, beharrt er bei seinem Glauben an die Liebe, was ihn vor dem ihm durch das Steinbild drohenden Strafgericht schützt. Auf Geheiß der nun dazwischen tretenden überirdischen Mächte verschwindet die Spukgestalt, der gerettete Don Juan fällt krank an Leib und Seele und beschließt bald darnach seine Tage in einem Kloster, von wo aus er an der Seite Donna Annas und ihres Vaters bestattet wird. Eine Menge von Nebenfiguren, über eine Reihe epirodischer Scenen verstreut, welche die eben angegebene Haupthandlung in bunter Mannichfaltigkeit schmücken, sind nicht ohne Geschick erfunden und in das phantastische Ganze mit echt romantischer Traumwillkür eingeflochten. Schließlich sind noch zwei Don Juan-Dichtungen anzuführen, von denen die eine derjenigen Paul Heyses unmittelbar voraufging, die andere im nämlichen Jahre mit derselben erschien. Letztere ist italienisch, hat einen Namens Caesareo zum Verfasser und soll drei Bände umfassen, wovon bisher nur der erste, Gli amori betitelt, in Catania veröffentlicht worden. Eröffnet wird die Dichtung mit einem phantastischen Vorspiel, wo ebenfalls allerhand übermenschliche Wesen — theils allegoricirte Begriffe, theils personificirte Gewächse und Thiere — über das nachmalige Geschick des Helden sich einigen. Dieses selbst wird in einer Fülle von Liebesscenen — gegen ein volles Dutzend — von der verschiedensten Farbe und durchaus genau realistischer Art vorgeführt, wobei allerdings eine gewisse Monotonie des Verlaufs sich fühlbar macht. Dennoch klingen rechte Naturlaute durch, so daß man von dem Talent des Dichters die beste Meinung gewinnt. Das zweite Drama soll, laut Vorwort, am Helden „das Ringen des modernen Menschen nach den neuen Idealen und deren endlichen Sieg schildern", während im dritten Theil: Don Juans Tod, die glückliche Ruhe desjenigen zur Darstellung gelangt, der sich selbst wiedergewonnen hat und sich zum heiteren Verständniß des Lebens und der Natur erhebt. — Weit einheitlicher ist „Don Juans letztes Abenteuer", Drama in zwei Acten von Alfred Friedmann, 1881 Leipzig. Nach einjähriger Abwesenheit von Spanien kehrt der Held nach Sevilla zurück und trifft im Straßengewühl auf ein weibliches Wesen holdseligster Art, für das er gerade vor Jahresfrist bei einer flüchtigen Begegnung in Madrid eine tiefe Neigung gefaßt. Diese war bisher unbefriedigt geblieben, da die Dame spurlos verschwunden war. Er findet in ihr die junge Gattin seines Bruders, die mittlerweile auch Mutter geworden, entdeckt, daß sie von ihrer Ehe nicht ganz beglückt ist und ihn hätte lieben können, wenn nicht die seither hinzugekommenen Pflichten dies verböten. Als Ueberredung nicht hilft, sie solle dem Drange des Herzens allein folgen, will er sein Ziel durch Gewalt erzwingen und ersticht das Kind vor den Augen der Mutter. Indem dies sie völlig von ihm trennt, rächt er sich an ihr durch Verleumdung. Er macht den Bruder auf einen jugendlichen Pagen eifersüchtig, eine Art Cherubin im Knospenzustande, der für seine Herrin platonisch schwärmt und die Genugthuung hat für sie zu sterben, da der vom Schein bethörte Gatte ihn niederstößt. Als dies Bubenstück gelungen, bekennt Don Juan die Wahrheit, doch der nun anhebende Kampf zwischen den Brüdern wird durch die am gebrochenen Herzen sterbende Frau verhindert. Anzuerkennen ist, daß die Situation mit einer gewissen Folgerichtigkeit und bei genügend lebendigen Figuren entwickelt ist, wie auch die Diction durchweg poetisch und farbenreich dahinströmt. Dagegen fällt auf, daß Don Juan sich als identisch mit dem Faustrivalen bei Grabbe erklärt und zudem mit Mozarts Musik so vertraut ist, daß er das bekannte Mandolinen-Ständchen aus der Oper im gemüthlichen Familienkreise beim Bruder ganz harmlos zum Besten giebt. Wilh. Bolin.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12
Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Probe-Nummer gratis.

Neue Zeitschrift!

Probe-Nummer gratis.

Das umfangreichste, reichhaltigste, interessanteste und zugleich billigste Unterhaltungsblatt ist die in **Berlin** erscheinende

„Deutsche Illustrirte Zeitung."

Wöchentlich erscheint eine reich illustrirte Nummer von 3 Bogen Großfolioformat. 13 Nummern bilden ein Quartal und kosten ℳ 2.50 (1 fl. 50 kr. östr.). Eine „Künstlerausgabe" auf Kupferdruckpapier mit farbigen Beilagen kostet ℳ 5.— (2 fl. 50 kr.). Vierzehntägig erscheint ein starkes Heft in Großfolio von 6 Bogen Umfang zum Preise von ℳ —.40 (24 kr. östr.). Die Hefte bestehen aus je zwei Nummern der Zeitung.

Die „Deutsche Illustrirte Zeitung" ist interessanter und eleganter ausgestattet und zugleich viel billiger, als sämmtliche in Deutschland bestehende illustrirte Zeitschriften.

Ein 40 Pfennigheft der „Deutschen Illustrirten Zeitung" liefert mehr — nach Inhalt und Umfang — wie z. B. sämmtliche Monatsschriften, deren Hefte ℳ 1.— kosten.

In allen Buchhandlungen traf soeben die seit langem mit Spannung erwartete erste Nummer ein und wird an Jedermann zur Durchsicht gratis geliefert.

Soeben erschienen:

Die Aquarell-Malerei.

Die Technik derselben in ihrer

Anwendung auf die Landschafts-Malerei.

Von Prof. **Max Schmidt.**

Mit einem Farbenkreis.

Fünfte Auflage. Preis 2 Mark.

Leipzig. **Th. Grieben's** Verlag.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

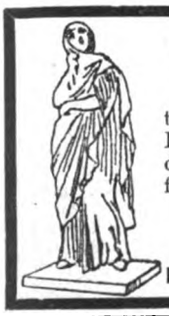
Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis: per 1/2 1/1 2/1 1/4 = Pfd.-Dose
850 300 150 75 Pfennige,

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.



Tanagra-Figuren.

Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichsten Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco

Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung.
Berlin W., 29 Behrenstrasse.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Statistische Studien
über die
Bewährung der Actiengesellschaften
von
Dr. phil. **R. van der Borght.**
Preis: 8 Mark.

Die Theorie des Geldes.

Kritische Untersuchungen
von **Dr. Richard Hildebrand,**
Professor der politischen Oekonomie an der Universität Graz.
Preis: 3 Mark 20 Pf.

Literarische Anstalt, Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Berthold Auerbach.

Briefe
an seinen Freund
Jakob Auerbach.

Ein biographisches Denkmal.

Mit Vorbemerkungen von Friedrich Spielhagen und dem Herausgeber.

2 Bände. ℳ 15.—; auch gebdn. in Leinw. u. in Halbfr. zu beziehen.

Geschichte
der
italienischen Literatur
von
ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit
von
C. M. Sauer.

Leipzig, Verlag v. Wilhelm Friedrich. 1884.
Preis 9 ℳ; elegant gebunden 10 ℳ 50 ₰.

Die Sauer'sche „Geschichte der italienischen Literatur" bildet einen selbständigen Theil der von der Verlagshandlung herausgegebenen „Geschichte der Weltliteratur in Einzeldarstellungen". Das Werk, in erster Reihe für jene Kreise des sich für italienische Literatur interessirenden Publikums bestimmt, welche eine genauere Kenntniss dieses reichen und anziehenden Schriftthums zu erlangen wünschen, ohne, gleichviel aus welchem Grunde, im Stande zu sein, solche unmittelbar aus italienisch geschriebenen Literaturgeschichten zu schöpfen, hat von Seiten der deutschen und italienischen Kritik die anerkennendste Aufnahme gefunden.

Haidekraut.

Ein neues Skizzen- und Bilderbuch
von
Johannes Scherr.

Vornehme Ausstattung [Prochaska's „Salon-Bibliothek"] brosch. M. 4.50, geb. M. 5.—.

Neu! [Im Buchhandel!

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung J. Engelhorn in Stuttgart.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 37. Berlin, den 13. September 1884. Band XXVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Vierzehn Jahre Republik. Von Wilhelm Singer. — Literatur und Kunst: Henryk Sienkiewicz. Von August Scholz. — Friedrich Vischer als Lustspieldichter. Von Theophil Zolling. — Die vlämische Bewegung in Belgien. Von Theodor Wenzelburger. — Aus dem Bezirk der Quarantaine. Von Wilhelm Lang. — Aus der Hauptstadt: Die akademische Kunstausstellung. Von A. L. II. — Von den Berliner Theatern. Von Eugen Zabel. — Notizen. — Inserate.

Vierzehn Jahre Republik.

Sang- und klanglos ist der vierzehnte Jahrestag der französischen Republik vorübergegangen. Man kann sagen, wie man will, daß die Begeisterung, ach, verflogen ist und einer allen Aufschwung dämmenden Entnüchterung Platz gemacht habe; oder aber, daß sich die Idee der Republik bereits dermaßen in das Volk eingelebt hätte, daß für eine Feier ihres Jahrestages kein stimmender Grund mehr vorhanden sei. Die lässige Stimmung im Lande und selbst in Paris kann ebenso sehr als eine Verurtheilung, wie als der höchste Ausdruck der Zufriedenheit gedeutet werden. Die Unglückspropheten erklären sie als die gefährliche Ruhe vor dem Sturme, die Optimisten als die befriedigte Aeußerung unerschütterlichen Vertrauens. Die nächsten Wahlen sollen der Prüfstein sein, welche von beiden Ansichten die richtige sei. Aber diese Art der Probe ist auch eine Illusion. Wenn die Wahlen im kommenden Jahre im Wege des Listenscrutiniums vollzogen werden sollen, dann wird einfach die Frage so stehen: Welches von den republikanischen Comités, die ihre Candidaten angepriesen haben, war das rührigere? Nur wenn die Monarchisten und Reaktionäre große Siege feiern sollten, dann würde sich eine Abkehr von der Republik in unzweifelhafter Weise manifestirt haben und dann ginge es rasch abwärts mit der republikanischen Herrlichkeit. Aber wer kann sagen, was bis zum Jahre 1885 geschehen wird? Die Ereignisse hier jagen einander, nichts hält Bestand, außer dem gebrechlichsten von allen Dingen (das ist eben das Spiel der Gegensätze) — das Ministerium!

Es regiert nun zwanzig Monate, und wenn keine Katastrophen kommen, so kann es die Wahlen überdauern. Nichts hat es zu erschüttern vermocht. Ereignisse, welche zu anderen Zeiten genügt hätten, zehn Regierungen zu verschlingen, verstärkten die Macht der gegenwärtigen. Nachdem sie durch glückliche Umstände über die ersten Schwierigkeiten hinübergebracht worden war, hat sich um sie ein Interessenkreis gebildet, den zu durchbrechen die vielfach zerklüftete Opposition nicht mehr leicht in der Lage sein wird. Auf dem Congresse zu Versailles hatte die Opposition willkommene Gelegenheit, ihre Macht zu entfalten. Allein sie ging nicht einig vor, hatte keinen bestimmten Plan, wußte nicht wo und wie anzugreifen, sondern zersplitterte ihre Kräfte in kleine Scharmützel, welche die Majorität nur noch enger zusammenschlossen. Der Congreß beendete trotz aller Störungen seine Arbeiten. Die Republik wurde als undiscutirbar sozusagen für ewige Dauer erklärt und es wurde das Princip ausgesprochen, die Wahlart für den Senat sei zu ändern. War das ein Bedürfnis fürs Land? Man sagt es. Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Die große Zahl der Wähler blieb stumm. Von nirgends eine Aeußerung der Zufriedenheit oder des Mißfallens. Die Agricultur bedarf der Hilfe, die Industrie klagt, der Handel wird schwächer, die Cholera bedroht das Land, wer fragt da nach der Wahlart des Senates? Worum schrie man sich doch heiser im Saale von Versailles, worum drohten die Gegner einander in die Haare zu gerathen, worum die pathetischen und tönenden Redensarten von beiden Seiten? Der Congreß von Versailles, scheint es, war eine Episode im parlamentarischen Leben der Republik, deren Nothwendigkeit sich nicht fühlbar machte und deren Nutzen bis jetzt ein problematischer ist.

Ernster ist die Colonialpolitik, welche die Regierung der Republik begonnen hat. In Madagaskar, in China, im Congo, an drei Seiten ist die Regierung engagirt. Aus Madagaskar treffen die Nachrichten spärlich ein. Gelegentlich veröffentlichen die Blätter wieder einmal ein Ultimatum des französischen Admirals und gleich darauf eine feurige Proclamation der Königin der Hovas. Zum Klappen ist es noch nicht gekommen. Die Regierung möchte erst den sogenannten franco-chinesischen Conflict liquidiren. Wie lange dieser dauern wird? Da stehen die Wetten offen. China ist so weit, und es ist unmöglich, auf gewöhnlichem Wege von dort die Wahrheit zu erfahren. Diejenigen, welche angenommen, daß nach der Bombardirung des Hafens von Feoutschou die Chinesen von einem heilsamen Schrecken erfaßt und gern zu Kreuze kriechen würden, diese scheinen sich jedenfalls in ihrer Voraussicht getäuscht zu haben. Man vernimmt hier die sonderbarsten Mären. Die Chinesen befestigen ihre Häfen und marschiren in starken Colonnen gegen Tonking, um die Franzosen aus ihren Positionen wieder hinauszuwerfen. Die Einen lachen über derartige Fanfaronaden, die Anderen stellen die Regierung vor die Alternative, entweder Marsch auf Peking, also ein wirklicher, ernster, offener Krieg, oder Annahme eines Schiedsrichters. Daß die hiesige Regierung nicht die Absicht hegt, den Chinesen ernstlich den Krieg zu machen, darüber herrscht keinerlei Zweifel. Aber ist sie auch Herrin ihres Willens? Anderthalb Jahre dauert jetzt das Geplänkel da unten, aus dem Protectorat über Annam ist ein Kriegchen im Tonking, oder, wie sich der hochgelahrte und feine Ausleger Challemel-Lacour seinerzeit, als sein Leberleiden ihm noch ein geistreiches Spiel mit Begriffen erlaubte, ausdrückte, ein Kriegszustand, in dem aber operirt wurde wie in einem wirklichen Kriege, geworden. Und nachdem den Chinesen Anfangs jedes Recht der Einmischung kategorisch bestritten worden war, kam man dennoch dazu, mit ihnen einen

Digitized by Google

Vertrag abzuschließen, dessen spätere Nichtbefolgung Seiten Chinas wiederum zu einem neuen Zustand, nämlich der „Ausübung von Repressalien" und der „Faustpfandnahme" führte, welcher Zustand die Chinesen ein Arsenal und vielleicht Formosa und Hainan kosten wird. Und dann? Und dann? Werden die Chinesen die Franzosen als Herren über die Neuerwerbungen anerkennen, ihnen loyal die angrenzenden Zonen für ihren Handel erschließen, die begehrte Kriegsentschädigung bezahlen? Werden sie die erlittenen Schäden ruhig ertragen, die ganze Angelegenheit sozusagen versumpfen lassen oder werden sie sich zur Wehre setzen und Frankreich nöthigen, größere Opfer an Gut und Blut vom Lande zu verlangen? Nach den bisherigen Mißerfolgen der Chinesen wäre man geneigt zu schließen, daß die Action in China nicht werde ins Ungebührliche verlängert werden müssen. Sicher weiß es Niemand. Frauenherzen sind veränderlich, die chinesische Diplomatie stellt in dieser Hinsicht alle Frauenherzen zusammengenommen in den Schatten. Aber an dem endlichen Siege Frankreichs zweifelt ja doch Niemand.

Frankreichs Eintreten in die Colonialpolitik hat eine andere, viel wichtigere Bedeutung. Sie führte, wir wollen nicht sagen, ein anderes Gruppement der europäischen Staaten herbei, aber sie veränderte vielfach die Beziehungen der einzelnen Mächte zu einander. Die Zeit, da Gambetta von den Tribünen der Kammer herabrief: „Lieber die größten Opfer gebracht, nur die Freundschaft mit England aufrecht erhalten" ist verflogen. Nothwendigerweise treten in den colonialen Erwerbungen französische und englische Interessen in Gegensatz. In der egyptischen Conferenz schon hat sich diese Behauptung in eclatanter Art bewahrheitet. Trotz des englisch-französischen Uebereinkommens, trotz freundschaftlichster Versicherungen in den Parlamenten dies- und jenseits des Canals war es gerade der französische Gesandte, welcher den englischen Vorschlägen entscheidende Opposition machte; dieser Opposition ist ja das Scheitern der Conferenz hauptsächlich zuzuschreiben. Die Engländer leiden durch Frankreichs Vorgehen gegen China in ihren Handelsinteressen, abgesehen von dem Einhalt der geheimen Wünsche, welche England China gegenüber für die Zukunft hegen mochte. Auch in Madagaskar fühlen sich die Engländer in ihrer Handelsentwickelung verletzt und der Krieg zwischen Stanley und Brazza in Afrika bringt Engländer und Franzosen in diesem Welttheile ebenfalls in Concurrenz. Die Haltung Deutschlands, welches vermöge seines Handels nach den Colonien überall mit interessirt ist, gewinnt entscheidende Wichtigkeit. Daß Deutschlands Interessen, wie die Dinge augenblicklich stehen, auf jener Seite liegen, wo die Franzosen operiren, ist ein glücklicher Fall für Frankreich. Wir haben demnach auch gesehen, daß Deutschland in den meisten Fällen ermuthigend für Frankreich aufgetreten ist, und es hat sich dabei herausgestellt, daß, wo die unabweisbaren Interessen zu sprechen beginnen, Vorurtheile und Rancünen einer klareren Auffassung der Lage weichen. Man kann constatiren, daß in der letzten Zeit die Beziehungen Frankreichs zu Deutschland sich weit verbessert haben. Nicht als ob aller Haß, alles Vorurtheil, aller Gedanke an die Wiedereroberung der „verlorenen Provinzen" verschwunden wären, nicht als ob es keine Declamatoren und Schmerz-Virtuosen mehr gäbe, welche die Trauer gar so gut kleidete, aber die vernünftigen Leute in der Nation weisen nicht einen Vortheil mehr von der Hand, selbst wenn er nur durch die schweigende Zustimmung oder offenbare Mithilfe Deutschlands zu erreichen wäre. Sogar die Hetz-Presse hat ihren provocirenden Ton wesentlich herabgestimmt (die große Presse führte schon längst eine ruhige und würdige Sprache), sie würde ihn auch nicht weiter so laut anschlagen können, weil sie ihre schönsten Offenbarungen im Augenblicke dem „perfiden Albion" zuwenden muß — hat sich ja schon neben dem „Anti-Prussien" ein „Anti-Anglais" gebildet. Die Diplomatie endlich vermag ja nicht anders, als zu erkennen, daß eine feindselige Haltung Deutschlands in Frankreich den Ruf, die Truppen aus Tonking zurückzuziehen, geradezu gebieterisch auftreten lassen würde. Wenn demnach die chinesische Angelegenheit glücklich beendet sein wird, dann wird Frankreich außer dem Vortheil großer colonialer Erwerbungen auch noch den weit höheren Nutzen erreicht haben, in unzweifelhafter Weise und durch Thatsachen erhärtet zu wissen, daß sein Nachbar keineswegs die bösen Absichten hegt, welche die Chauvinisten an der Seine ihm zugeschrieben haben, sondern daß er vielmehr Zwecks einer guten Nachbarschaft überall zu Gunsten Frankreichs eintritt, wo es die beiderseitigen Beziehungen erheischen und wo sich die Identität der Interessen in bestimmter Weise offenbart.

Letzteres wird nun von Neuem im Congo der Fall sein. Wenn diese Angelegenheit einmal zur Sprache gelangt, dann wird es sich herausstellen, daß Frankreich und Deutschland gegenüber unberechtigten Prätentionen anderer Staaten werden gemeinsam auftreten müssen. Nenne man das eine Allianz oder eine Annäherung, das Wort thut nichts zur Sache. Wenn Frankreich und die Welt sich daran gewöhnt haben werden, trotz des bisher in so großer Heftigkeit bestandenen Gegensatzes überall, wo es das Staatsinteresse gebietet, miteinander gehen zu sehen, dann ist alle Hoffnung vorhanden, daß sich das gute Verhältniß, welches sich vorläufig in den fernen Regionen offenbart, auch in europäischen Fragen äußern wird. Damit aber würde für die Welt ein Gegenstand der Besorgniß verschwinden, der bisher wie ein Alp auf Europa lastete. Dann würden die Revanchereden einzelner heißblutiger Patrioten blos noch den Werth behalten, den bei uns Schützenreden und Männergesangvereins-Toaste haben, dann würde auf Jahre hinaus eine friedliche Entwickelung gesichert sein, deren die Welt für die Anpassung der gesellschaftlichen Verhältnisse an die Anforderungen der neuen Zeit so sehr bedarf. Für diese so natürliche, so sehr in den Bedürfnissen der gesammten Welt liegende Situation, die blos Ungeschicklichkeit oder Muthwille stören könnte, bedürfte es nicht einmal geschriebener Verträge, sondern ein wenig guten Willens. Mit seinem Nachbar ein gemeinsames Ziel verfolgen, das ist übrigens so natürlich, daß es gleichgiltig läßt, wenn einzelne Leute hier es eine Allianz nennen, für welche irgend ein besonderer Preis verlangt werden müsse. Einen Preis wofür? Für die nothwendige, pflichtmäßige, vernünftige Verfolgung eines Interesses? Nein! Das Zusammengehen Frankreichs mit Deutschland war von jenem Tage an eine gebotene Sache, als Frankreich aus seiner gänzlichen Zurückgezogenheit wieder heraustrat und beschloß, coloniale Erwerbungen zu machen. Daß diese Erkenntniß so rasch in die französischen Kreise gedrungen ist, kann für die Erhaltung der Ruhe in Europa nur von höchstem Werthe sein.

Paris, im September. Wilhelm Singer.

Literatur und Kunst.

Henryk Sienkiewicz.

Von August Scholz.

Die gebildeten Polen befanden sich seit etwa einem Jahre in einer ungewöhnlichen Aufregung. Im Feuilleton des Krakauer „Czas" und des Warschauer „Słowo" erschien gleichzeitig unter dem Titel „Mit Feuer und Schwert" ein historischer Roman von Henryk Sienkiewicz, welcher einen der traurigsten Abschnitte aus der Geschichte der polnischen Republik zum Vorwurf hatte — den Beginn ihres Niedergangs, den Anfang des letzten Bruderstreits zwischen Polen und Kleinrussen (1649), der mit der Losreißung der letzteren vom polnischen Reiche und ihrer freiwilligen Unterwerfung unter das russische Scepter endete.

Es mußten ganz besondere Reize sein, welche den Sienkiewicz'schen Roman so auszeichneten, daß er einen einmüthigen Enthusiasmus erzeugte. Die polnische Literatur ist reich an historischen Erzählungen, die Namen Rzewuski, Czajkowski und Kraszewski sind auch über die Grenzen der ehemaligen Republik hinausgedrungen. Sienkiewicz, der bis dahin nicht zu den Sternen erster Größe gezählt worden war, beherrschte plötzlich als schimmernder Komet den ganzen Sternenhimmel. „Mit

Digitized by Google

Feuer und Schwert" sei, so sagte man, nicht schlechthin ein historischer Roman, sondern etwas ganz Neues: eine in grandiosem Stil gehaltene prosaische Epopöe, ein einzig dastehendes, monumentales Erzeugniß des polnischen Volksgeistes, unvergleichbar mit dem, was bisher auf dem Gebiete der historischen Erzählung von polnischen Schriftstellern geleistet worden. Eine wahre Begeisterung ergriff die Leser, die Kritik applaudirte, die Gestalten des Dichters wurden volksthümlich, bevor das Werk in Buchform erschienen war. Die Maler machten sich sogleich daran, die packendsten Scenen durch ihren Pinsel zu verherrlichen. In Krakau thaten sich Damen und Herren aus den vornehmsten Kreisen zusammen, um in einer Reihe von effectvollen lebenden Bildern die Gestalten des Dichterwerks von der Bühne herab dem großen Publicum vorzuführen. Diese Darstellungen hatten einen glänzenden Erfolg, sie wurden photographirt und in Terracotta festgehalten, um der polnischen Künstlerjugend als kostbares Material für das Studium der nationalen Vergangenheit zu dienen. Die ersten Literarhistoriker, wie Professor Graf Tarnowski, hielten vielbesuchte Vorlesungen über das Werk und seinen Dichter, und in den Zeitschriften erschienen — nicht Kritiken, sondern lange Studien über den Roman „Mit Feuer und Schwert" — Epopöen auf die Epopöe.

So viel über die äußere Geschichte des jüngsten polnischen Romanes. Ein gediegener Roman bleibt immer eine bemerkenswerthe Erscheinung — für die polnische Gesellschaft aber ist „Mit Feuer und Schwert" mehr als das: eine Großthat, ein moralischer Sieg. Die Polen schlagen ihre Schlachten jetzt auf dem Gebiete des geistigen Lebens, und wie Matejko, Siemiradzki, Jozef Brandt unter den Malern, Schujski unter den Historikern, so ist Sienkiewicz durch sein neuestes Werk unter den Belletristen als Kosciuszko des Geistes legitimirt.

Für das deutsche Publicum wird lediglich der literarische Charakter der neuen Erscheinung maßgebend sein. Man hat in letzter Zeit den östlichen Literaturen in Deutschland immer mehr Geschmack abgewonnen, und sicherlich wird auch „Mit Feuer und Schwert" — wie verlockend ist schon der Titel für einen Verleger! — einer Verdeutschung nicht entgehen. Der Roman ist derselben in jeder Beziehung werth, er wird dem Namen Sienkiewicz auch bei den deutschen Lesern Anerkennung verschaffen.

Henryk Sienkiewicz (früheres Pseudonym: Litwos) ist noch jung, er steht im Anfang der dreißiger Jahre. Seine Entwickelung war eine durchaus moderne, er hat seine Schule als Warschauer Feuilletonist gemacht und bereiste darauf verschiedene Länder Europas, sowie Nord-Amerika. Eine umfangreiche Sammlung originell geschriebener Reisebriefe war die Frucht dieser Wanderungen, namentlich zeugt das, was Sienkiewicz über Amerika sagt, von scharfer, vielseitig gebildeter Beobachtungsgabe. Im Ganzen umfaßten Sienkiewicz' Schriften vor seinem neuesten Roman fünf Bände, die bereits in zweiter und dritter Auflage erschienen sind. Bezüglich des poetischen Werthes stehen unter den Produkten des Autors in erster Reihe die kleineren prosaischen Skizzen, wie „Janko der Musikant" und „Der Engel". Das sind wahre Kabinetstücke origineller volksthümlicher Poesie, gleich bedeutend wie Turgenjews „Jägerskizzen". Interessant sind auch die „Kohlezeichnungen" (Szkice węglem), welche in Löbensteins Uebersetzung mit verändertem Titel bei Reclam erschienen sind. Die Tendenz waltet vor in dem „Tagebuch eines Posener Hauslehrers" und im „Siegreichen Bartek". Köstlich sind zwei Reminiscenzen aus Amerika — „Orso" und „Durch die Prärien", in denen der landschaftliche Zauber des „Großen Westens" hochpoetisch zum Ausdruck kommt. Auch „Der Leuchtthurmwächter" und „Ums Brod" sind Früchte der transatlantischen Reise; letzteres behandelt in düstren Farben die neuerdings stark angewachsene polnische Bauernauswanderung. „Tartarische Gefangenschaft" heißt eine in Tagebuchform gehaltene historisch-novellistische Studie aus dem sechzehnten Jahrhundert. Zu erwähnen sind endlich zwei dramatische Arbeiten — „Wer ist schuld?", ein Einacter, und „Auf eine Karte", ein fünfactiges Schauspiel im Ibsen'schen Stile, das mehrfach nicht ohne Erfolg aufgeführt wurde.

Sienkiewicz' Feder zeigte sich in diesen ersten Produkten bereits von sehr vortheilhafter Seite. Seine Schilderungen waren meisterhaft, seine psychologischen Analysen oft durch ihre Tiefe überraschend. Hinsichtlich der schriftstellerischen Technik erschien er als Anhänger der modern-realistischen Schule. Aber die stark hervortretende Hinneigung zum Düstern, das unsichre Haschen nach Motiven und die pessimistische Grundstimmung des Dichters ließen es längere Zeit unbestimmt, welche Richtung sein Talent endgültig einschlagen würde. Fast unerwartet für das Publicum kam die Entscheidung. „Das Novellettenschreiben, die Liliputanerhelden widern mich an," schreibt Sienkiewicz an einen Freund, „ich will's in einer andern Tonart versuchen." Mit Eifer warf er sich auf das Studium des siebzehnten Jahrhunderts der polnischen Geschichte, „wo Alles so groß und erhaben ist im Vergleich zur Nichtigkeit der Gegenwart", und schuf „Mit Feuer und Schwert", ein Werk, das ihn mit einem Male unter die Größen der Literatur versetzte.

Da der Stoff der Dichtung dem deutschen Publicum im Allgemeinen ziemlich fremd ist, so schicken wir einige Worte über denselben voraus. Den Polen gegenüber sehen wir die Kleinrussen oder Ruthenen, ein interessantes Volk, das noch heute die Länder am Dniepr und Dniestr bis nach Galizien hinein bewohnt und vom neunten bis zum dreizehnten Jahrhundert eine ziemlich entwickelte selbständige Existenz unter warägischen Fürsten führte. Die mongolisch-tartarische Fluth schwemmte die junge Cultur, deren Mittelpunkt Kiew war, gänzlich hinweg und verwandelte das Land in eine Wüste. In den folgenden Jahrhunderten gelang es den Litthauern und Polen, ein Stück nach dem andern von diesem Lande sich zu unterwerfen. In der eingeborenen Bevölkerung nun, welche in den immerwährenden Kriegen arg verwildert war, aber beständig nach der Freiheit rang, entwickelte sich das sogenannte Kosakenthum — eine Art räuberischer Steppenritterschaft, die sich zunächst gegen die tartarischen Bedrücker und später, als die Tartaren das Land aufgeben mußten, gegen die polnischen Eroberer wandte. Zahlreiche Volksführer erhoben sich, die Bürgerkriege nahmen kein Ende. Die Kleinrussen wurden immer wieder unterworfen, bis endlich im Jahre 1648 Bogdan Chmjelnicki die Fahne der Empörung erhob und nach einer Reihe langwieriger, von beiden Seiten mit größter Erbitterung geführter Kämpfe die Polen aus der Ukraine verdrängte. Aber nicht die Freiheit gab er seinem Volke — er überlieferte es der Botmäßigkeit der moskowitischen Russen, von denen der kleinrussische Stamm bis auf den heutigen Tag wenig liebevoll behandelt wird.

Das erste Kapitel des Romans führt uns sogleich den Helden der kosakischen Volksbewegung vor. Von einem polnischen Edelmann schwer beleidigt und mit dem Tode bedroht, flüchtete sich Chmjelnicki in die Ssitsch, das feste Bollwerk der Kosaken unterhalb der Wasserfälle des Dnjepr. Er schließt ein Bündniß mit den Tartaren der Krim, und siegreich zieht er mit seinem lawinenartig anwachsenden Heere ins Innere der Republik. Ein polnisches Heer nach dem andern erliegt, die Paladine des Reiches werden von den Kosaken getödtet oder gefangen. Die Verwirrung Polens, die Uneinigkeit seiner Großwürdenträger, der Mangel an einheitlicher Leitung leistet dem kühnen Kosakenhetman allen Vorschub. Zum Unglück stirbt noch der König, und die Vorbereitungen zur Neuwahl steigern die Unordnung vollends ins Unglaubliche. Ein einziger Mann hält in dem Chaos den Kopf hoch: Fürst Jeremias Wisniowiecki, der Wojewode von Lubnje, ein Feldherr von unbeugsamer Willenskraft. Er allein geht siegreich aus allen Schlachten gegen die Kosaken hervor, er allein scheint zur Rettung der Republik berufen. Aber der Neid der übrigen Magnaten verhindert, daß ihm das Retteramt übertragen wird. Es kommt zur Schlacht bei Piławce*), in welcher die polnischen Feldherren feig die Flucht ergreifen, ohne geschlagen zu sein. Die Ueber-

*) Sprich: piwawzä, das erste w wie das w in dem englischen Wort „world".

Digitized by Google

bleibsel des polnischen Heeres sammeln sich in Galizien, dahin zieht auch Chmjelnicki mit seinen zahllosen Schaaren. Endlich, nachdem er sich mit dem Chan der Krim vereinigt hat, gelingt es ihm, einen Theil der neugebildeten polnischen Armee unter Jeremias Wisniowiecki in der Feste Zbaraż (sprich: sbaraſch) einzuschließen. Aber noch im letzten Augenblicke erhält der neugewählte König Johann Kasimir Nachricht vom Schicksal der Seinigen, er eilt zum Entsatz herbei und befreit die Schwerbedrängten. Soweit folgt der Roman den historischen Ereignissen.

Wie eine imposante Serie von Schlachtenbildern à la Wereschtschagin, nur in monumentalerem Stile gehalten, rollt sich vor unseren Augen der geschichtliche Hintergrund der Romanhandlung auf. Die historischen Persönlichkeiten sind vortrefflich eingeführt, überall sieht man ihr individuelles Wirken und Eingreifen. Namentlich die beiden Figuren des Empörers Chmjelnicki und seines Gegners, des Fürsten Jeremias, sind meisterhaft charakterisirt. Die Liebesgeschichte oder „Fabel" des Romanes ist so einfach angelegt, als sich mit dem ganzen gehobenen Tone des Werkes verträgt. Held und Heldin, beides Phantasiegestalten des Dichters, finden sich in einem der ersten Kapitel, sie werden durch die Wucht der Ereignisse und das Eingreifen eines eifersüchtigen Nebenbuhlers für lange Zeit getrennt und treffen endlich, nach schwerer, harter Prüfung, die ihre Seelen geläutert hat, wieder zusammen. Der Held Skrzetuski ist's, der unter unglaublichen Beschwerden sich aus dem belagerten Zbaraż durch das nach Hunderttausenden zählende Feindesheer hindurchschleicht, dem König die Nachricht von der Bedrängniß des Fürsten Jeremias bringt und — eine würdige Belohnung seiner muthigen That — die todtgeglaubte Geliebte wohlbehalten unter der Obhut des Königs findet. Uebrigens ist diese That, außer dem Namen, das einzige Historische an dem Helden.

In Skrzetuski hat Sienkiewicz das Ideal des altpolnischen Ritters gezeichnet. Diese Zeichnung wurde öfters von den polnischen Dichtern versucht, aber selbst dem großen Mickiewicz ist sie nicht ganz gelungen. Man suchte den Typus des polnischen Ritters entweder in einer zu frühen oder in einer zu späten Zeit — in der sonnigen Epoche des sechzehnten oder im verdorbenen polnisch-sächsischen Roccoco des achtzehnten Jahrhunderts. Sienkiewicz that einen glücklichen Griff, indem er seinen polnischen Idealritter aus den schwerernsten Kämpfen des siebzehnten Jahrhunderts herausconstruirte. Pflichtgetreu und entschlossen, ernst, fromm und patriotisch bis zur Aufopferung, ist dieser Skrzetuski durchaus den deutschen Rittern der ersten Kreuzzüge ähnlich. Ihm zur Seite stehen drei andere, echt polnische Rittergestalten — Podbipięta, Zagłoba (sprich: sagwóba, das w engl.) und Wolodyjowski. Der Litthauer Podbipięta steht dem Ideal Skrzetuski am nächsten, nur daß alle charakteristischen Züge bei ihm ins Große, Groteske gehen. Eine sehnige Hünengestalt von der Schlankheit Don Quixotes, besitzt der bereits vierzigjährige Ritter die Schüchternheit einer Jungfrau, aber auch den Löwenmuth eines Drachentödters. Er hat ein Keuschheitsgelübde abgelegt, das ihn verpflichtet, nicht eher zu heirathen, als bis er mit einem von seinen Vorfahren ererbten Kreuzritterschwerte nach dem glorreichen Beispiel eines dieser Vorfahren drei Feindesköpfe mit einem Hiebe abgeschlagen hat. — In köstlichem Gegensatz zu dieser barockkomischen Figur steht Zagłoba, die specifisch-humoristische Gestalt des Romans. Dieser alte, einäugige Kahlkopf mit dem Loch in der Stirn und der ausgesprochenen Physiognomie eines Zechers — dieser Witzbold, Aufschneider und Schmarotzer in einer Person ist eine neue Ausgabe Falstaffs, und zwar nicht blos Copie, sondern ganz aus polnischem Elemente herausgeschaffen. Zagłoba bleibt bis ans Ende das belebende, moussirende Element des Romans, und bringt den durch die tiefernsten Scenen desselben erschütterten Leser immer wieder ins Gleichgewicht zurück. Unvergleichlich sind namentlich die Scenen zwischen ihm und Podbipięta (zu deutsch: Fersenschläger). — Der vierte endlich in diesem Bunde, Wolodyjowski, ein schneidiger kleiner Dragoneroffizier, bissig wie eine Horniß und immer bis über die Ohren verliebt, stellt den polnischen Idealritter en miniature dar, wie Fersenschläger en grotesque.

Neben diesen typischen Gestalten des Romans, die wie die Töne eines Leitmotivs überall aus der historischen Grundmasse der Composition hervortreten und den Gang der gewaltigen Handlung individualisiren, begegnet uns weiterhin eine große Anzahl höchst origineller neuer Figuren. Einzig in ihrer Art ist die polnische Fürstin Kurcewicz mit ihren fünf Söhnen — ein Rudel von Steppenwölfen, gänzlich verwildert auf ihrem einsamen Adelssitz, in enger Beziehung zu den kosakischen Räuberbanden der Sfitsch. In ihrer Obhut befindet sich eine Verwandte, die schöne Fürstin Helena Kurcewicz, Skrzetuskis Braut. Helena hat einen leidenschaftlichen Verehrer in dem jungen Kosakenführer Bohun, einem Raubcumpan der jungen Kurcewicze. Dieser Bohun ist eine der poesievollsten Gestalten des Romans — die Verkörperung des kosakischen Steppenlieds. Schwarzäugig, schlank und schön, phantastisch-zierlich gekleidet, der tollkühnste Abenteurer und der zärtlichste Liebhaber, erscheint Bohun fast wie das Phantasiegebilde eines romantisch angehauchten Mädchens. Dennoch ist er durchaus naturgetreu gezeichnet, noch heut ist dieser Typus wildromantischer Männerschönheit in der Ukraine nicht verwischt, und die Liebe, mit welcher Sienkiewicz ihn behandelt, ist zugleich ein schönes Zeugniß seiner Objectivität, die Freund und Feind mit gleichem Maße mißt. — Unter den Frauengestalten des Romans tritt die junge Fürstin Helena in erster Linie hervor. Wie Skrzetuski der altpolnische Idealritter, so ist Helena das Ideal der altpolnischen Jungfrau. Da sie ihre Jugend in der Steppe verlebt hat, so mangelt ihr's ein wenig an feinerer Weltbildung. Aber dafür ist ihr Sinn munter und muthig, ihr Herz rein und treu, völlig würdig eines Helden wie Skrzetuski. Ihr Widerspiel ist Anna Borzobohata, Hofdame der Fürstin Wisniowiecka, eine kleine schwarzäugige Kokette, die allen Männern den Kopf verdreht und selbst Fersenschläger, diesen acht Fuß langen Heiligen, um seinen Verstand bringt. — Originell ist die Gestalt der Horpyna, einer jungen ruthenischen Hexe von riesenhaftem Körperbau, welche aus dem Mühlrad die Zukunft wahrsagt.

Eine stattliche Reihe lebensvoller Soldatengestalten tritt uns neben den bereits charakterisirten Hauptfiguren aus den beiden Heerlagern entgegen. Da sind auf polnischer Seite unter vielen anderen zu nennen: der wohlberathene alte Kampfhahn Zaćwilichowski, der eiserne Graukopf Grodzicki, der lärmende Händelsucher Laszcz, der durchtriebene Knappe Rzędzian. Eine überaus sympathische Figur ist Werner, der Anführer eines deutschen Lanzknechtstrupps, der in polnischem Solde steht und sich, zwischen Tod und Verrath gestellt, lieber dem sichren Verderben weiht, als eidbrüchig wird. Virtuos gezeichnet sind die wilden Gestalten der kosakischen Atamane: der blutdürstige Starrkopf Krummnas, der ungeschlachte Hüne Halbhannes, der schreckliche Bardabut und der noch schrecklichere Burlaj. Eine effectvolle Gestalt von wild-orientalischem Anstrich ist Tuhaj Bej, der Anführer der tartarischen Truppen, welche der Chan der Krim Chmjelnicki zu Hülfe sendet. Auch der Verräther Krzeczowski mit seinem bornirten Ehrgeiz ist sehr wirkungsvoll dargestellt, zumal im Contrast gegen den eidgetreuen deutschen Werner. Mit einem Wort, es ist eine bunte Welt von trotzigen Kriegergestalten, wie man sie nur in Shakespeares Königsdramen und in Schillers „Wallenstein" wieder zusammenfindet.

Die mannichfaltigen poetischen Schönheiten des Sienkiewicz'schen Romans vollständig aufzuführen, wäre eine recht umfangreiche Aufgabe. Man kann immer wieder schöpfen, wie aus einem frisch quellenden Born von unermeßlicher Tiefe. Seine Sprache ist vornehm, seine Charakteristik prägnant. Er malt sie immer treu, diese sonderbare Welt — nicht nur die Natur, sondern auch die Menschen, denen er stets ihre Denkweise, ihre Sprache, ihre ganze Art läßt. In keiner Hinsicht zeigt sich der vollendete Realist in Sienkiewicz so glänzend, als in der Art, wie er den Dialog, namentlich den volksthümlichen behandelt.

Wir sprachen bereits von der Virtuosität des Dichters in der Schlachtenmalerei, die sich nicht selten zu wahrhaft homerisch-epischer Höhe erhebt. Dabei wechselt, so oft die beiden kriegführenden Völker aufeinander stoßen, beständig Plan und Bild

Digitized by Google

des Kampfes. Im zweiten und dritten Bande wird das Wüthen von Feuer und Schwert an der einen oder andern Stelle wohl etwas ermüdend — dennoch folgt man unwillkürlich der kühnen Phantasie des Autors, und an der rechten Stelle springt dann Zagłoba ein, um den Leser durch seine köstlichen Einfälle wieder in gleichmäßige Stimmung zu bringen. — Großartig schön enthüllt die Dichtung vor unseren Blicken die Pracht der Ukraine. Ueberall klingt die eigenartige Poesie der Steppe durch, der endlosen Steppe mit ihren Wasserfällen, Hügelgräbern, Kirschhainen, Wildvogelschwärmen und Kosaken. Was für ein sonderbares, blutig-poetisches Volk, diese Kosaken! Und wie sie dichten und singen! Doch nein, nicht sie singen und dichten, sondern der Windhauch der Steppen — von ihm lernt der Kosak seine Lieder und Melodien. Mit überraschender Feinfühligkeit hat Sienkiewicz an einigen Beispielen das Werden und Wirken des kosakischen Volksliedes aufgezeigt. Und vollends dieses Volkslied im Munde des unübertrefflichen Zagłoba, der als Helenas Beschützer auf der Flucht vor Bohun in der Vermummung eines blinden Lautenspielers ins Meer des Aufstandes untertaucht und die Kinder der Steppe mit kosakischen Schlachtenliedern ergötzt!

Nicht minder glücklich wie die Schilderung von Landschaft und Volksleben gelingt Sienkiewicz die psychologische Analyse. Die Aufgaben, welche der Stoff in dieser Beziehung dem Dichter stellt, sind nicht leicht. Historische Vorgänge in den Köpfen der Betheiligten logisch vorzubereiten, ist nur Sache eines Talentes von erstem Range; der Stümper begnügt sich zumeist mit Phrasen. Nur zwei Beispiele wollen wir anführen, in denen Sienkiewicz jene Aufgaben meisterhaft gelöst hat. Wohl das schwierigste Problem war der Usurpator Chmjelnicki — wie leicht konnte hier die Tendenz den Autor mit sich fortreißen! Aber Sienkiewicz wußte Licht und Schatten so zu vertheilen, daß uns die Gestalt Chmjelnickis immer vom psychologischen Standpunkte fesselt. Wie geschickt weiß dieser schlaue Steppensohn in sophistischer Rede die Gemüther der rohen Kosaken für sich zu gewinnen, mit welcher diplomatischen Gewandtheit kriecht er vor den tartarischen Bundesgenossen, die er verachtet, aber deren Hülfe er bedarf, und wie hochmüthig-brüsk speist er die vornehmen polnischen Magnaten ab, die mit ihm Frieden schließen sollen! Nur an einer Stelle hat der Autor vielleicht zu viel akademisches Pathos angewandt: dort, wo er seinen Helden Skrzetuski dem Kosakenhetman entgegentreten läßt und jeder der beiden von seinem Standtpunkte „die Lage" erörtert. — Mit meisterhafter Strenge hat Sienkiewicz auch den Charakter des Fürsten Jeremias Wisniowiecki entwickelt. Ein Held wie dieser Jeremias, mit dieser Umsicht, dieser Tapferkeit, mit diesem unbeugsamen Willen und diesem unvergleichlichen, wenn auch kleinen Heere, mußte nach ästhetischer Forderung die Empörer überwinden. Aber das wäre nicht historisch — wie also den Widerspruch lösen? So läßt denn der Autor den Fürsten Jeremias freiwillig auf das ihm von vielen Seiten angebotene Obercommando verzichten. Die Scene, in welcher der Fürst, einsam, zur Nachtzeit, vor dem Crucifix knieend und die heiße Stirn gegen die kalten Steine pressend, den Entschluß der Verzichtleistung faßt, ist wahrhaft groß, eines Velasquez würdig.

Wir schließen hier die Reihe von Durchblicken in eine der originellsten Galerien von ethnographischen, historischen und poetischen Bildern. Die Welt, in welche wir geschaut, erscheint unserem an die Bilder der Cultur gewöhnten Blicke fremdartig, trotz ihrer urthümlichen Reize. Noch niemals aber sind diese eigenartigen Reize so meisterhaft geschildert worden, wie von Sienkiewicz, und damit hat er sicherlich einen Anspruch darauf erworben, aus dem Parlament seiner Nationalliteratur ins Oberhaus der Weltliteratur befördert zu werden — nicht, um dort, wie ein englischer Peer, „in Ehren zu verstummen", sondern im Wettkampf mit den Besten aller Völker den internationalen Schatz geistiger Güter zu mehren.

Friedrich Vischer als Lustspieldichter.

Der berühmte Aesthetiker gefällt sich in Ueberraschungen. Während seine zahlreichen Verehrer noch immer mit Spannung auf die verheißene zweite Ausgabe seiner seit Jahrzehnten vergriffenen Aesthetik warten, tritt er bald als Satiriker, bald als Humorist, bald als Romancier, bald als Lyriker vor die Oeffentlichkeit. Mystifizinskis köstlichem „Faust, der Tragödie dritter Theil" folgten die schneidigen „Epigramme aus Baden-Baden", „Der deutsche Krieg 1870—1871" des schwäbischen Spießbürgers Schartenmayer, der herrliche humoristische Roman: „Auch Einer" und die tiefbohrenden und hochfliegenden gesammelten Gedichte ... Aber der Proteus, der uns äußerlich die gehaltvollsten ästhetischen und philosophischen Essays so nebenher aus dem Aermel schüttelte, ist mit seinen Verwandlungen noch nicht zu Ende. Sein neuestes Debut ist als Lustspieldichter.

Der barocke Titel seiner schwäbischen Komödie lautet: „Nicht I, a"*). Es ist ein württembergisches Dialektstück, weniger für große Theater als für süddeutsche Wanderbühnen und schwäbische Liebhabertheater geschrieben. Vischer weiß, daß sein Opus nicht einmal auf der Stuttgarter Hofbühne gegeben werden kann, weil nicht genug Mitglieder dort schwäbisch reden können. Um etwaige Kürzungen und Abweichungen vom authentischen Texte zu verhindern, hat er es jetzt drucken lassen; doch das heitere Stückchen wird auch Leser finden und gerade bei ihnen vielleicht ein dankbareres Publicum, als vor der Bühnenrampe. Ich gestehe wenigstens, daß mir der harmlose Schwank ein sehr vergnügtes Stündchen bereitet hat, und möchte auch weitere Kreise auf diesen süddeutschen Sorgenbrecher aufmerksam machen.

Wir sind in einem jener gemüthlichen schwäbischen Pfarrhäuser, von wannen so mancher unserer großen Geisteshelden stammt. Doch der gewohnte Friede herrscht in der traulichen Amtswohnung des Pfarrers Gottlieb Klemmle nicht. Amor hat hier seine gewohnten Verheerungen angerichtet. Der junge Vicar hat nämlich, wie alle Vicare zu thun pflegen, mit Luisle, dem Pfarrerstöchterlein, ein „Gschmus" angefangen, das zwar natürlich höchst ehrbar mit einer Hochzeit enden soll, aber der „Pape" will von diesem Schwiegersohne nichts wissen. Erstens: weil der Vicar ein Hitzkopf ist, zweitens: weil er im jüngst abgelegten Diensteramen voraussichtlich nur die mittelmäßige Censur: II, b bekommen wird. Der Pfarrer ist nicht stolz, aber er kann nur einen Tochtermann annehmen, der I, a erlangt. Er selbst hat, so versichert er uns, schon im Lyceum immer das beste Argumentlein gehabt, ist Primus gewesen, hat sein Landexamen glänzend absolvirt, hat in Tübingen — „bei gelehrten Uebingen", wie es in Vischers berühmtem Bänkelsängerlied vom Helfer Brehm heißt — und in „Stuegert" I, a erhalten, ist Repetent gewesen, hat eines der besten Helferate gekriegt, ist Special geworden und hat sich nur aufs Land, auf die gute Landpfarrei in Schusselfingen zurückgezogen, weil sein Podagra immer ärger geworden ist und weil er das Landleben liebt. Sonst würde er jetzt, er kann es ohne Anmaßung behaupten, gar Prälat sein. Er hat ein gewisses Selbstgefühl und darf es haben. Wenn der Wallenstein sagt: „meinen Eidam will ich mir auf Europens Thronen suchen", so darf Pastor Gottlieb Klemmle sagen: ich will mir meinen Eidam im Corps I, a, im Elitencorps der Pfarramtscandidaten suchen. Seine Frau allerdings hat keinen Sinn für diesen Ehrgeiz. Ihr ist der Vicar, den ihre Tochter liebt, der rechte Mann, und sie sagt dem geistlichen Haustyrannen ihre Meinung in treuherzigem Schwäbisch frisch heraus: „Wie magst au immer und ewig an so eme Bagatell hange bleibe? I a, I b, II a, II b — nex als Zahle! Kommts auf des a? Ist net d' Hauptsach, daß Einer e braver Mensch ist?" Doch der Pfarrer beharrt in seinem Starrsinn. Da kündigt ihm gerade sein „Geschwisterkindvetter" Geheimrath Professor Klemmle, der, wie Hegel und Zeller, aus einem Tübinger Stiftler ein berühmter Universitätslehrer in Berlin geworden, den Besuch seines wackeren Sohnes Odomar an, der

*) Stuttgart bei Adolf Bonz und Comp.

Digitized by Google

eben mit Glanz sein zweites Examen abgelegt hat und vor dem Eintritt in den Staatsdienst als Referendar erst eine Erholungsreise zu seinen Verwandten in Schwaben machen will. „Ich hoffe", schreibt sein Vater, „daß sein geweckes, heiteres Wesen Ihnen und Ihrem Töchterlein Luise, das jetzt zur lieblichen Jungfrau herangeblüht sein wird, nicht mißfallen werde." Kurz, Odomar wird also unwiderruflich in Schusselfingen erscheinen und im Pfarrhaus gewiß mit altschwäbischer Gastfreundlichkeit aufgenommen werden. Auch Luisle wird ihn schon als ihren Vetter artig empfangen, wenn der eifersüchtige Vicar gleich dabei aus der Haut fahren müßte. Die Pfarrerin müßte keine echte Mutter sein, wenn sie die versteckte Andeutung im Briefe ihres Berliner Verwandten mißverstanden hätte. Wie, wenn das eine Heirath gäbe? Und nun spinnt sie die stolzesten Träume. Sie sieht ihr Luisle schon in Berlin am Arm ihres hochangesehenen Gemahls als Frau Geheimräthin. „Vielleicht meh!" phantasirt sie fort wie das Milchmädchen der Lafontaine'schen Fabel. „Frau Presidente, des wär' au schö, oder gar Ministere." Armer Vicar, deine Aussichten verschlimmern sich.

Kriegslärm erfüllt den zweiten Act. Ich habe nämlich zu bemerken vergessen, daß das Stück im „tollen Jahr" 1848 spielt. In Berlin, wie der ängstliche Professor Klemmle in seinem Briefe bestätigt, Barrikadenkämpfe, Leichen, Nachgeben des Königs, Abzug des Militärs, Schutzlosigkeit gegenüber den wild empörten Massen. Sogar Odomar hat sich um seiner gut monarchischen Gesinnung willen bei dem Volke verhaßt gemacht, und seine Reise ist eigentlich mehr der väterlichen Sorge, als des Sohnes persönlichem Wandertrieb entsprungen. Doch in Württemberg soll der Berliner Referendar die Revolution wiederfinden. Freilich eine gemüthliche, echt schwäbische. Böse Gerüchte von einem Einbruch französischer Freischaaren in Süddeutschland schwirren durch die Luft. Die unzufriedenen Elemente im Schwabenländle rotten sich verdächtig zusammen. Freiheit und Gleichheit hört man schallen. Sogar in Schusselfingen rührt es sich. Vier Strolche, an ihrer Spitze der Franzosenhans, erstürmen des Pfarrers Keller und Speisekammer und werden von dem „unscheinbaren" Vicar überwältigt und gefangen genommen. Ja, dieser wird durch das Vertrauen der Gemeinde gar an die Spitze der improvisirten Bürgerwehr gestellt und organisirt den Widerstand gegen den Umsturz. Er steht plötzlich groß da, aber des Vetters Ankunft bringt ihn um den wohlverdienten Dank des Pfarrers. Und der Einmarsch des von der Regierung abgesandten Militärs macht seiner Heldenrolle ebenfalls ein Ende. Zu seinem Unglück soll im Pfarrhause obendrein ein Lieutenant einquartirt werden. „O", warnt der Eifersüchtige seine Geliebte, „so e Leutnant, das ist ein höchst usittliches Wese!" ... Zum Glück wendet sich wenigstens diese Gefahr zum Guten. Der Lieutenant ist ein verbummelter Studiengenosse des Vicars, ein ehemaliger Tübinger Stiftler, aus denen ja, wie das schwäbische Sprichwort lautet, Alles werden kann. Und in ihm findet der Verliebte einen guten Bundesgenossen gegen den Berliner. Bei Tische, trotz der Frau Pfarrerin köstlichster Brisles-Suppe und Spätzle, platzt die Bombe. Die beiden Schwaben reizen den Patriotismus des preußischen Referendars, der wieder stichelt; man greift bis zur Rheinbundszeit und dem Basler Frieden zurück, um sich recht unangenehm zu werden, und der „Tusch" ist da. Allein der Generalmarsch verhindert das Weitere. Wilder Lärm entsteht. Das ganze Haus geräth in panischen Schrecken, und schon greift der Pfarrer rettend nach seinen Schätzen: den Predigten, seinen Auszügen aus der Kirchengeschichte, seiner Dogmatik von Bretschneider und seinen Capitalbriefen. Als gar noch der Lieutenant, der vergebens um das Wort bittet, seine Pistole losschießt, fällt die ganze Gesellschaft zu Boden. Es ist aber Alles blinder Lärm. Das Regiment marschirt ab. Das Land ist außer Gefahr. Doch noch immer bleibt die Liebe des Vicars in einer bedenklichen Lage. Ist nicht der honigsüße, redegewandte Berliner sein Nebenbuhler? Ach nein, sein Herz ist schon anderweitig engagirt. Er liebt eine gewisse Ida an der Spree. Aber lassen wir ihn selbst reden. „Seit drei Jahren liebe ich die Himmlische — nicht schnell erobert, aber enfin, der innere Magnetismus siegte. Aber Vater, Haus von altem Adel, wirklicher geheimer Regierungsrath, Träger verschiedener schwarzer, rother Adlerorden mit so und so viel Laub, braver Mann, aber ambitiös, wollte nur Junker, Gardeoffizier oder Attaché oder Kammerherr oder Aehnliches zum Schwiegersohn, auch horreur vor Namen Klemmle." Und gerade als der Vicar seinen vermeintlichen Nebenbuhler im Duell massakriren will, erhält dieser einen Brief von der Angebeteten. Er lautet:

„Mein Odomar! Es ist; wir sind. Dies Eine Wort sagt Alles! Keine Blumenphrasen, kein Parfüm, dafür sind wir blasirt. Nur Liebe, bejahte Liebe ist wahres Sein! — Bedenken der Eltern mit Hülfe Deines glänzenden Examens und geistreicher Beredtsamkeit Deines Vaters endlich besiegt, — junkerliches Gardeoffizier-Ideal, Strudelwitz- und Prudelwitz-Ideal endlich geopfert, harte Herzen geschmolzen, — begriffen, daß in Bürgerthum auch Adel, esoterische Aristokratie, Geistritterthum. Anstoß wegen Namens besprochen. Dein Papa endlich entschlossen in Aenderung einzuwilligen; Vorschläge: Klammberg, Claminsky, Chiamelli. Wähle, entscheide! Abend mit Eltern und Deinem Vater bei einer Bowle Ananaspunsch — Duftschwingen, Stimmungsbild. Du nun meine Garde! Mein! — Komm, eile, schwebe, fliege nordwärts, ich jetzt Dein Süden, Ida mehr als Schwaben, Ida — gestatte den süßen Kalauer — Ida Dein Idalien! Fühle ihren Geistkuß! Dein, Dein!"

Und der beglückte Vetter, der im Grunde eine gute Haut ist, umarmt in seinem Jubel den Vicar nicht nur, sondern verspricht ihm auch in seiner Bedrängniß behülflich zu sein. Zum Glück ist der Pfarrer gerade guter Laune, denn er hat eben literarische Vaterfreuden gehabt: sein jüngstes Geisteskind, ein Stimmungsbericht über die politischen und landwirthschaftlichen Aussichten in Schusselfingen, ist im Hausorakel jedes echten Württembergers, im „Schwäbischen Merkur" abgedruckt worden. Als nun wirklich die geahnte böse Censur IIa im Zeugniß des Vicars eintrifft, da ist der Herr Pfarrer nicht so zornig, als sich erwarten ließe; und als nicht allein der Vetter aus Bremen ein gutes Wort für den Vicar einlegt, sondern gar noch eine Deputation des Gemeinderaths erscheint, um dem tapferen Pfarrhelfer für seine muthige Haltung in diesen stürmischen Tagen, sowie auch für seine ersprießliche geistliche Wirksamkeit den Dank des Dorfes zu überbringen, da läßt sich auch der Pfarrer erweichen. Er kämpft sichtbar mit sich und sagt schließlich doch: „Meitwege".

Damit ist das harmlose dramatische Idyll zu Ende. Aber wie viel hübsche Gedanken und satirische Blitze, wie manche echt humoristische Wendung verbirgt sich in diesem volksthümlichen Geplauder. Wie ansprechend ist der salbungsvolle Pfarrer gezeichnet, der Alles gleich tragisch nimmt; wie lebenswahr die gute Pfarrerin; wie köstlich der Vicar, der so tapfer leidet und kämpft! Der Berliner Vetter erscheint etwas chargirt, wirkt aber doch sehr komisch. Die Gemeinderathsversammlung verdiente von einem Vautier gemalt zu werden, die Verschwörung des Franzosenhans, der sich in Paris als Bäckergeselle politisch gebildet hat, könnte noch heute in Socialistenkreisen auf ähnliche Weise sich abspielen, und das Mittagessen mit dem Wortgefecht zwischen Süd und Nord hat einen Shakespeare'schen Zug. Kann man sich etwas Tragikomischeres denken als des verzweifelnden Vicars Monolog?

„Also aus isch! Matthäi am letzten! Und so behandelt mi das Mädle, wo i grad ihr Haus, i darf sage mannhaft gege gfährliche Feind' vertheidigt han. Adje! Schöne Tag' sind's e Zeitlang gewese in dere Liebe. O wie sie mir's erstmal kußt hat in der Gartelaub! Wie na (nachher) der Pfarrer obe im Dachlade mit eme große Perspectiv erschiene ist, hat's aufg'schrauft, runterspionirt, aber z'spät — Alle die selige Stunde! O! Aus für immer! Nie wieder! (Weinend.) Nei, i zwing' mi nemme länger — O! O! Und sie ist erst no so e, so e — (laut schluchzend) saumäßig netts Mädle!"

Der Originaltext sieht allerdings in dem Büchlein nicht so sauber aus und hat manchmal fast etwas Chinesisches. Vischer gibt die echte Aussprache des Dialekts durch allerlei Accente an, und sein Druck wird dadurch so scheckig, daß es wenigstens norddeutschen Lesern, die ich dem Büchlein wünsche, anfänglich die Lectüre erschweren mag. Ich selbst gestehe, daß meine philo-

Digitized by Google

logische Freude dabei freilich fast größer war, als die an der Dichtung. Wie viel Saft und Kraft, Fülle und Wohllaut, Farbe und Biegsamkeit liegt nicht in der süddeutschen Volkssprache! Althochdeutsche und mittelhochdeutsche Nachklänge, wohin man lauscht, und trotz mangelnden Imperfects überall schlagkräftige Prägnanz. Und dabei ist die schwäbische Mundart, die in und um Tübingen am breitesten und gröbsten, aber auch am echtesten gesprochen wird, nichts weniger als schön zu nennen. Sie hat physiologisch wohl begründete, aber unangenehme Nasentöne, die sich in der Schrift gar nicht wiedergeben lassen, und unzählige Nuancen der Aussprache, die selbst Vischer vergebens phonetisch zu fixiren sucht. Ueberdies werden alle Silben gedehnt und ein Uebermaß von Diphthongen und Consonanten aufgewendet. Bei Vischer sprechen die Ungebildeten ihr echtes grobes Schwäbisch, die Gebildeten in Situationen, die eine gewisse Haltung erfordern, ein dialektisch anklingendes Schriftdeutsch und erst in der Gemüthlichkeit eine etwas abgeschliffene Mundart, die aber der Naturlaute noch übergenug besitzt. Es ist nun sehr drollig, dieses oft unfreiwillige Umschlagen des feierlichen Hochdeutsch ins gewohnte Schwäbisch zu beobachten; wie der Sprecher breitmäulig hochdeutsch beginnt, dann zu näseln anfängt, sich verbessert und endlich unversehens im vollen Fahrwasser der heimischen Mundart vergnüglich plätschert. Wir lernen auch verstehen, warum selbst unsere großen Sänger vom schwäbischen Stamme so viel unreine Reime anwenden. Wieland, Schubart, Uhland, Kerner, Hölderlin, Schwab sprachen immer ü für i, e für ö, ei für äu aus, und sie dichteten nach ihrem Ohr. Schiller reimte in seiner Jugendzeit vergnüglich Miene, Bühne, Scene; rund, Mond, — denn er sprach und las näselnd — Setzer hilf! — Mëne, Bëhne, Scene, ründ, Mond. Und so singt der ebenfalls große Schartenmayer:

„Und er las das Testamënt
Und was sonst für Bücher sind."

Von Sebastian Sailer, Waitzmann, Seuffert und all den Classikern des schwäbischen Dialekts ganz zu schweigen.

Womit wird uns der ewig junge Friedrich Vischer das nächste Mal überraschen? Hoffentlich mit der zweiten Auflage der Aesthetik, dem ceterum censeo aller seiner Freunde und Verehrer. Aber am Ende soll uns auch eine Tragödie, schon der Abwechslung halber, hochwillkommen sein. Desgleichen Verse. Er kennt ja den berühmten Spruch:

Hat Eener emol Muße,
So macht er auch gleich Verse,
Mach' ich se nicht, machst du se
Machst du se nicht, macht er se.

Es ist besser, wenn Mystifizinski-Schartenmayer-Vischer sie macht. Er kann's. Die Kritik gibt ihm I, a.

Theophil Zolling.

Die vlämische Bewegung in Belgien.

Von Theodor Wenzelburger.

Vor einem Vierteljahrhundert war das Königreich Belgien das einzige Land in Europa, das auf dem Programme seiner Tagesfragen auch die Sprachenfrage vorfand. In der Schweiz wohnen drei Nationalitäten mit drei verschiedenen Sprachen nebeneinander und noch Niemand hat in diesem Unterschied die Möglichkeit einer Lockerung des die Eidgenossenschaft umschließenden staatlichen Bandes entdecken können; wenn heutzutage in Böhmen und den polnischen Districten Preußens die Sprachenfrage in den Vordergrund getreten ist, so dient sie hier in erster Linie als wirksamstes Mittel zur Beförderung centrifugaler Bestrebungen, — bei dem vlämisch redenden Theil der belgischen Bevölkerung ist der Kampf um Gleichberechtigung der Sprachen lediglich Selbstzweck, und der Gedanke, aus der Sprachgrenze mit der Zeit auch eine staatliche Grenze hervorgehen zu lassen, ist noch in keiner Weise, weder offen, noch bedeckt, ans Tageslicht getreten.

Die Zustände in dem vom Wiener Congreß geschaffenen Königreich entsprachen vollständig denselben Anforderungen der Vlamen, für welche sie nach der Losreißung Belgiens seit beinahe 50 Jahren mit größerem oder geringerem Erfolg wieder kämpfen mußten; denn unter Wilhelm I. war in den vlämischen Bezirken die holländische Sprache die officielle gewesen, aber merkwürdigerweise empfanden gerade die Vlamen dieses Verhältniß als eine drückende Bestimmung, nur dazu geeignet, „den Verkehr mit den französisch sprechenden Brüdern im Süden zu erschweren". Es erhob sich deshalb auch von keiner Seite Widerspruch, als die provisorische Regierung im Jahre 1830 das Französische zur officiellen Sprache erhob und der vlämischen Sprache kurzweg den Charakter einer Cultursprache absprach. Der bald darauf zusammengetretene Congreß erkannte zwar die Gleichberechtigung beider Sprachen an, überließ aber die definitive Regelung über den Gebrauch derselben der gesetzlichen Regulirung, mit der man es aber nicht besonders eilig zu haben schien, denn bis zum Jahr 1873 blieb es einfach bei der von der provisorischen Regierung festgesetzten Bestimmung und der Kampf um das endliche Zustandekommen eines solchen Gesetzes bildet eben den Inhalt der gesammten vlämischen Bewegung.

An dem Aufstand gegen Wilhelm I. hatten sich Vlamen und Wallonen mit demselben glühenden Haß gegen den „Tyrannen" im Norden betheiligt und nachdem mit Hülfe französischer Bajonnete die unnatürliche Schöpfung des Wiener Congresses auseinandergefallen war, hatte man in den ersten Jahren der wiedergewonnenen Freiheit wichtigere Dinge zu thun, als eine rein formale Frage zu erledigen. Als aber die innern Verhältnisse sich consolidirt hatten und der Rausch der ersten Begeisterung einer nüchterneren Betrachtung der Dinge Platz gemacht hatte, konnte es nicht fehlen, daß der tiefinnerste Gegensatz zwischen dem mit seinem innersten Wesen in französischen Anschauungen wurzelnden wallonischen Süden und dem Norden, der seine germanische Abstammung auf die Dauer weder verleugnen konnte, noch wollte, manchmal in sehr schneidender Weise zu Tage trat. Es wäre geradezu ein Wunder gewesen, wenn der reichlich drei Fünftel der Einwohnerzahl betragende und vlämisch redende Theil Belgiens sich auf die Dauer freiwillig unter die Vormundschaft der wallonischen Majorität gestellt hätte, die sich denn auch im Anfange geberdete, als wäre sie die alleinberechtigte, herrschende Klasse, die schon als der Ausdruck des französischen Wesens von selbst die politische Superiorität beanspruchen konnte.

Es war deshalb nur natürlich, wenn der für die Erhaltung seiner Sprache besorgte Vlame die Blicke dahin wendete, wo er das richtige Verständniß und die Förderung seiner bedrohten Interessen allein hoffen konnte. Mit einer geradezu liebevollen Pietät wurden deshalb die durch die Revolution zersprengten Bande mit dem Norden wieder angeknüpft, und während die Vlamen vor 1830 die grundsätzliche Verschiedenheit der vlamischen und der holländischen Sprache als ein feststehendes Axiom angenommen und die Bemühungen von Willems, der eine beiden Sprachidiomen gemeinsame Rechtschreibung vorschlug, fast vollständig ignorirt hatten, kam schon 1841, also elf Jahre nach der Losreißung von Holland, auf dem Sprachencongreß in Gent die von Willems angestrebte Vereinbarung zu Stande, und seit dieser Zeit ist genannte Stadt das Centrum der vlämischen Bewegung, in der der Geburtstag des einst so gehaßten Wilhelms I. Jahr für Jahr festlich begangen wird; zugleich ist hier der Sitz der Gesellschaft „Willemsfonds", in deren Hand die Fäden der über ganz Belgien sich bald ausbreitenden Bewegung zusammenlaufen. Dieselbe zählt heute 4544 Mitglieder, die etwa 30 über die verschiedenen Provinzen verbreiteten Zweigvereinen angehören. Der Willemsfonds ist, wie der erste Artikel seiner Statuten sagt, „gestiftet zur Beförderung des Studiums und des Gebrauches der niederländischen Sprache und zur Beherzigung alles dessen, was zur intellectuellen und moralischen Hebung der vlämischen Bevölkerung beitragen kann, um durch diese Weise den allgemeinen nationalen Volksgeist in Belgien zu stärken". Zu

Digitized by Google

diesem Zweck unterstützt er aus seinen Mitteln junge Leute, die sich an öffentlichen Unterrichtsanstalten mit Vorliebe der vlämischen Sprache befleißigen, er setzt Prämien für junge Wallonen aus, die sich auf den Schulen durch besondern Eifer in der Erlernung des Vlämischen auszeichnen, er belohnt die Verfasser niederländisch geschriebener Abhandlungen, die von der belgischen Akademie oder andern gelehrten Gesellschaften schon gekrönt worden sind, er unterstützt Journale und Publicisten, die sich um die Vertheidigung der vlämischen Sprache besondere Verdienste erworben haben, und endlich sorgt er für die Errichtung und Unterhaltung von Volksbibliotheken und für die Veranstaltung populärer Vorträge. Daß dabei die Bühne, „het nationaal toneel" nicht vergessen ist, braucht kaum gesagt zu werden, und heute erfreut sich das niederländische Theater in Antwerpen nicht nur eines sehr zahlreichen Besuches seiten der vlämischen Bevölkerung, sondern dasselbe steht auch in künstlerischer Hinsicht auf bedeutender, allseitig anerkannter Höhe. Ihren Namen trägt die Gesellschaft zu Ehren des genannten Willems, „Vater Willems" bei den Vlamen genannt, der sich um die Hebung und Förderung des Studiums der vlämischen Sprache die unvergeßlichsten Verdienste erworben hat, die heute noch in der dankbaren Erinnerung des Volkes fortleben.

Man glaube nicht, daß das letzte Motiv derartiger Bemühungen etwa in verletzter Eitelkeit oder in verbissener Oppositionssucht zu suchen ist, vielmehr zeigt ein oberflächlicher Blick auf die realen Verhältnisse die vollständige Berechtigung und die unabweisbare Nothwendigkeit der rückhaltlosesten Befriedigung derselben. Wie schon gesagt, besteht die Bevölkerung zu drei Fünfteln aus Vlamen und wenn die gebildeten Elemente unter denselben, namentlich in den Städten, des Französischen ebenso mächtig sind, wie ihrer Muttersprache, so versteht doch der weitaus größte Theil der Landbevölkerung ebenso wenig französisch, als die Bauern im Elsaß, und der eine oder andere Tourist wird wohl schon die Erfahrung gemacht haben, daß ihm eine französische Frage in einer Vorstadt Antwerpens, Brüssels oder Gents mit einem verneinenden Achselzucken als Zeichen des Nichtverstehens beantwortet wurde. Nun denke man sich unter einer solchen Bevölkerung Beamte, welche die Sprache der Bewohner ihres Bezirks gar nicht oder nur mangelhaft verstehen, welche also der ersten und hauptsächlichsten Bedingung ihrer Thätigkeit ermangeln! Und von Brüssel aus hat man allen Ernstes eine Zeitlang mit einer eines Besseren würdigen Beharrlichkeit bei der Begebung öffentlicher Aemter die Vlamen systematisch übergangen und in die ausschließlich vlämisch redenden Districte mit Vorliebe wallonische Beamte geschickt, die es selbstverständlich nicht der Mühe werth fanden, vlämisch zu lernen und, auf gesetzliche Bestimmungen gestützt, sich in Schrift und Wort der französischen Sprache bedienten und gegebenen Falls über den Bauer, der das Unglück hatte, mit ihnen in Berührung zu kommen, eine Geldstrafe verhängten, weil er — sie nicht verstand. Solche Fälle sind vielfach vorgekommen.

Wie aus einem unerschöpflichen Füllhorn schütteten die vlämischen Blätter, besonders „Het Volksbelang" und „De Zweep" (Peitsche) ihren sarkastischen Spott über diese „Franquillons" aus, diese Franzosen zweiter Klasse, die von dem auch in der belgischen Verfassung jedem Staatsbürger zugestandenen Recht, sich lächerlich zu machen, reichlich Gebrauch machend, die Franzosen selbst in ihren Fehlern und Schwächen nachahmen, ohne den eigentlichen esprit de la grande nation jemals erreichen zu können. Daß mit solchen Vlamen, die sich ihrer Muttersprache schämen und ihren Kindern eine französische Erziehung geben lassen, unbarmherzig ins Gericht gegangen wird, braucht kaum gesagt zu werden, und wenn man sich einen Augenblick den Haß und die Erbitterung, die sich innerhalb 40 Jahren im Herzen des Vlamen aufgespeichert haben, vor Augen hält, dann begreift man auch die mitunter mehr als unparlamentarischen Ausfälle, die sich über das gekrönte Haupt Leopolds I. ergossen, unter dessen Regierung über alle Klagen und Vorstellungen der Vlamen kurzweg zur Tagesordnung übergegangen wurde. Gleichwie der Deutsche in der Zeit der schmachvollsten Erniedrigung seines Vaterlandes mit Vorliebe in der alten glänzenden Zeit verweilte, wo der deutsche Kaiser nicht nur dem Namen nach, sondern auch in der That der erste Mann der Christenheit war, so zog sich auch der Vlame aus der trostlosen Gegenwart in die herrlichen Tage von Flanderns Größe und Macht zurück, es stiegen vor seinem Geiste die Heldengestalten der Artevelde auf, aus den Thoren von Gent und Brügge strömten die hellen Haufen der tapferen Poorter, die die Blüthe des französisch gesinnten flandrischen Adels in blutigen Schlachten wie das Gras wegmähten und ihren Landesherrn, den französischen Lehensmann, mehr als einmal zwangen, die Waffengemeinschaft mit Frankreich zu verlassen und in das vom Volke und den Handelsinteressen verlangte Bündniß mit England einzutreten. Man braucht hier nur den Namen von Hendrik Conscience zu nennen, um die Begeisterung und die Pietät zu begreifen, mit der namentlich die vlämische Jugend das Wiederaufleben dieser erhebenden Erinnerungen begrüßte. Emanuel Hiel, der hochbegabte vlämische Dichter, hat im ersten Buch seiner Gedichte: „Flanderns Leiden und Streiten" diesen „flandrischen Löwen" ein unvergängliches Denkmal gesetzt.

Wo sich übrigens Gelegenheit bot, wußten die Vlamen ihren Sympathien und Antipathien in sehr unzweideutiger Weise Ausdruck zu verleihen. Jedermann in Deutschland kennt die Sympathien, welche der wallonische Theil der Bevölkerung im Jahr 1870 für Frankreich an den Tag legte, was aber nicht so allgemein bekannt ist, das ist die beinahe unbeschreibliche Freude, mit der die vlämische Presse die deutschen Siege begrüßte und verherrlichte, man schien es hier instinctiv zu fühlen, daß jeder Schlag, der Frankreich traf, auch der vlämischen Sache zu Gute kam. Dieser Jubel ergriff sogar einen Theil der unter Frankreich stehenden vlämischen Bevölkerung, die trotz aller Entnationalisirungsversuche des zweiten Kaiserreichs ihr nationales Gepräge noch in der Weise erhalten hat, daß ein guter Theil der Landbevölkerung der französischen Sprache nicht einmal mächtig ist. Aus Dünkirchen desertirten vlämische Soldaten massenhaft nach Belgien, so daß man die Wiederholung derartiger Versuche mit strengen Strafen bedrohen mußte. Wenn dies in Frankreich geschah, so kann man sich einen annähernden Begriff von der Stimmung machen, von der die vlämische Bevölkerung in Belgien beseelt war. Die sprühenden poetischen Ergüsse Emanuel Hiels an Deutschland und die reichen Spenden für die deutsche Abtheilung des rothen Kreuzes sind sprechende Zeugnisse dafür.

Alle Versuche, auch den bescheidensten Forderungen Geltung zu verschaffen, waren bis jetzt vergeblich gewesen; das Ministerium Dedecker hatte zwar 1856 eine Commission ernannt, um die Beschwerden der vlämischen Bevölkerung zu prüfen, allein der Bericht wurde erst nach dem Rücktritt Dedeckers gedruckt und unter Frère-Orban wurde über alle derartigen Petitionen von der Kammer regelmäßig zur Tagesordnung übergegangen, weshalb auch noch kein belgischer Minister in der Weise den glühenden Haß der Vlamen auf sich geladen hat, als dieser „liberalisirende Franquillon". Kann man sich deshalb Angesichts der Aussichtslosigkeit auch der bescheidensten Ansprüche wundern, wenn von vlämischer Seite manchmal über das vorgesteckte Ziel hinausgeschossen wurde, wie dies z. B. in der von Léon van der Kindere nach dem Abschluß des Frankfurter Friedens erschienenen Broschüre: „La Belgique et le parti flammand" geschah? Hier wird nichts mehr und nichts weniger verlangt, als der engste Anschluß der Vlamen an Deutschland und zwar nicht nur in politischer, sondern auch in sprachlicher Hinsicht, und die Schlußfolgerung lautet, daß ebenso wie die Wallonen das Französische angenommen haben, die Vlamen ihre Sprache über Bord werfen und direct zum Hochdeutschen übergehen sollen, welches letztere dann die Verkehrs-, Unterrichts- und Gerichtssprache sein müßte. Die unausbleibliche Folge davon wäre aber dann das Zustandekommen einer politischen Reform und an die Stelle der centralisirten Einheit würde folgerichtig eine deutsch-wallonische Föderation treten. Die Broschüre, die unter dem Eindruck der mit einem Schlage veränderten Lage in Europa geschrieben war und eine Zeit lang

Digitized by Google

nicht geringes Aufsehen erregte, wurde selbstverständlich in erster Linie von der vlämischen Partei desavouirt, die nicht gesonnen war, auf einem andern, als dem von ihr gewählten Terrain, den Sieg zu erringen.

Und ein solcher sollte die Jahrzehnte langen Bemühungen auch endlich krönen. Am 17. August 1873 kam das Gesetz über den Gebrauch der niederländischen Sprache in Strafsachen zu Stande und wenn einzelne Bestimmungen desselben auch nicht allen Erwartungen entsprachen, so hatte man doch schon Bedeutendes erreicht. Polizeicommissäre und Untersuchungsrichter sind verpflichtet, bei der Abfassung der Protokolle die Sprache der Angeklagten und Zeugen zu gebrauchen und die in vlämischen Districten anzustellenden Gendarmen brauchen sich nicht einmal mehr über die Kenntniß der französischen Sprache auszuweisen. Ein weiteres Gesetz vom 22. Mai 1878 regelte den Gebrauch der vlämischen Sprache in Verwaltungs- und Regierungssachen und die vlämische Partei hatte alle Ursachen, mit den weitgehenden Zugeständnissen, die ihr gemacht wurden, zufrieden zu sein. Freilich werden die Bestimmungen dieser Gesetze von höheren und niederen Beamten häufig ignorirt, aber die Regierung ist stets bereit, begründeten Klagen Abhülfe zu verschaffen. Endlich am 15. Juni 1883 kam das Gesetz über die Zulassung des Vlämischen als Unterrichtssprache an den mittleren und höheren Anstalten zu Stande; der erste Artikel desselben bestimmt: „Im vlämischen Theile des Landes wird der Unterricht in den vorbereitenden Abtheilungen, die mit den königlichen Mittelschulen (Realschulen) verbunden sind, im Niederländischen ertheilt, und nach Art. 2 wird Englisch und Deutsch ausschließlich Niederländisch unterrichtet." Es muß ein wahres Triumphgefühl unter der vlämischen Partei geherrscht haben, als der Minister der öffentlichen Arbeiten im „Moniteur belge" vom 18. Mai 1883 die Bedingungen des von den niederen Eisenbahnbediensteten abzulegenden Examens bekannt machte, wonach die niederländische Sprache in vlämischen Districten den unbedingten Vorzug vor der französischen erhielt. Der Vorstand des Willemsfonds constatirte diese Thatsache in seinem letzten Jahresberichte mit großer Genugthuung; „zum ersten Mal seit 1830," heißt es, „wird hier von der Regierung die Grundregel anerkannt und angewendet, daß ein Beamter, der sein Amt in den vlämischen Provinzen wahrnehmen will und dasselbe ohne die Kenntniß unserer Sprache nicht gehörig ausüben kann, Beweise dieser Kenntniß ablegen muß; zum ersten Mal wird auf einem Examensprogramm als Vorbedingung der Bekleidung eines öffentlichen Amtes die niederländische Sprache als obligates Fach vorgeschrieben." Und daß die genannten Gesetze kein todter Buchstaben bleiben, sondern wirklich ausgeführt werden, darüber wacht in erster Linie der Vorstand des Willemsfonds; von jeder Gesetzesübertretung nimmt er Kenntniß und er säumt auch nicht, den betreffenden Ressortminister darauf aufmerksam zu machen und auf Abhülfe zu dringen. Dieser Gesellschaft gebührt denn auch der volle und ungetheilte Dank für diese großartigen Resultate und sie hat das vorgesteckte Ziel ebenso sehr durch ihr zähes Festhalten an ihrem guten Recht, wie auch durch würdiges, die Grenzen des Erlaubten niemals überschreitendes Auftreten erreicht. Lächerlichkeiten und Brutalitäten, wie sie an der Moldau zu Hause sind, würden hier keine Stelle finden können.

Noch ein Punkt wäre schließlich zu berühren: das Verhältniß der Vlamen zu den Klerikalen.

In keinem andern Staate Europas gestaltet sich der Kampf zwischen Liberalismus und Klerikalismus der Art zur Machtfrage, wie in Belgien, eine Mehrheit von einigen Stimmen bringt die eine oder andere Partei ans Ruder. Die liberale Partei rekrutirt sich zwar in gleicher Weise aus Vlamen und Wallonen, auch huldigen die angesehensten vlämischen Journale einem sehr fortgeschrittenen Liberalismus, aber das weitaus größte Contingent zu den Klerikalen stellt unstreitig der vlämische Theil der Bevölkerung des platten Landes. Wohl aber ist der intelligente Theil der Vlamen fast ausnahmslos aus innigster Ueberzeugung liberalen Principien zugethan, der Willemsfonds zählt nur liberale Mitglieder und bei der letzten Versammlung am 28. October 1883 verkündete der Präsident desselben, der um die vlämische Sache hochverdiente Julius Vuylsteke, unumwunden: „mit derselben Kraft und derselben Standhaftigkeit werden wir auch die Plage der geistigen Abstumpfung und des Gewissenszwanges bekämpfen und nicht eher ruhen, als bis wir Flandern nicht allein die vollständige Freiheit und das Wiederaufblühen seiner Sprache, sondern auch die alte Freiheit und die alte Kraft seines Geistes zurückgegeben haben."

Aus dem Bezirk der Quarantaine.

Von Wilhelm Lang.

„Wird man wo gut aufgenommen, soll man nicht gleich wiederkommen." Weil mir mein letztjähriger Aufenthalt an den italienischen Seen so viel unvergeßliche Stunden bereitet, deren Erinnerung mir angenehm über den deutschen Winter hinweg half, so eilte ich diesen Sommer abermals in Gesellschaft eines befreundeten Malers über den Gotthard. Aber ich bedauerte sehr, daß das deutsche Sprichwort uns nicht von der geplanten Wiederholung abgehalten. Kaum hatten wir den Canton Tessin betreten, als uns die Kunde traf, daß Italien wegen der Choleragefahr seine Grenze militärisch abgesperrt und eine Quarantaine von fünf, gleich darauf von sieben Tagen verordnet hatte. Wir waren in eine Sackgasse gerathen. Der ganze Comersee, fast der gesammte Langensee war uns dadurch versperrt. Freund Gustav und ich beschlossen, wenigstens bis Locarno zu fahren, dort vom Hügel der Madonna del Sasso aus einen sehnsüchtigen Blick auf das gelobte Land zu werfen, das uns diesmal ferne bleiben sollte, in Erinnerungen zu schwelgen und dann die Rückfahrt wieder anzutreten.

Wie viele Stufen zu ersteigen sind, um von Locarno zu der berühmten Madonna del Sasso zu gelangen, weiß ich nicht. Ich habe sie nicht gezählt. Aber viele sind es, dazu ein Steinpflaster, das eigens auf büßende Waller berechnet ist, und nirgends eine Spur von Baumesschatten. Scheint eine mitleidlose Sonne dem Keuchenden auf den Rücken, so ist dies um so verdrießlicher, als der Calvarienweg zum Theil an einer Schlucht hinaufführt, jenseits deren ein dichter Wald wie zum Hohne liebliche Kühle verheißt. Dazu warf mein Begleiter von Zeit zu Zeit einen bedenklichen Blick zum Kloster hinauf. Meister Gustav war ohnedies schwer zu bewegen, Berge zu ersteigen, er haßte aus Princip die Fernsichten, mit denen, wie er sagte, ein Maler nichts anzufangen wisse. In seinem Bädeker hatte er bei allen mit Stern und Doppelstern empfohlenen Aussichtspunkten seinerseits Ausrufungszeichen des Hasses und der Verachtung angebracht, und er pflegte bitter zu werden, wenn er mit begeisterten Touristen zusammentraf, welche diese und jene entzückende Rundschau priesen. Aber auch das Kloster selbst verhieß wenig Gutes, es stellte sich von der Vorderseite recht unmalerisch dar. Die Architektur zeigte nichts Außergewöhnliches, dafür prangte sie in tadellosem Weiß, es war, als ob der Anstreicher erst gestern sein unseliges Werk verrichtet hätte. Nur der Gedanke, daß die Hälfte der Arbeit bereits gethan war, gab meinem Begleiter den Muth, vollends die Höhe zu ersteigen. Oben auf dem Platz vor der Kirche angelangt, war aber die Mühe rasch vergessen, und der Blick des Malers heiterte sich zusehends auf. Der See und die Berge, Farben und Linien, die wunderbare Vermählung der Alpennatur mit hesperischer Landschaft — welcher Nordländer, der hier zum erstenmal wieder den Süden betritt, kann von diesem Bilde unbewegt bleiben? Der Duft in den Bergen des Tessinthales wich, je tiefer die Sonne sank, einer bezaubernden Klarheit, worin Lichter und Schatten sich kräftig schieden. Und wenn die Meisten hier oben seufzen: wie schade, daß der vorliegende Hügelrücken einen Theil der Aussicht seewärts verdeckt, pries der eigensinnige Künstler dies als einen besonderen Vorzug: so erst erhalte das Bild einen kräftig hereinschneidenden Vorgrund, der den See und die Ge-

Digitized by Google

birge weit zurückwerfe. Völlig beschwichtigt aber, ja erheitert war er, als wir durch die Klostergebäude hindurch auf die Rückseite gelangten, wo nunmehr auch diese an malerischem Reiz nichts mehr zu wünschen ließen. Nichts Glattes und Weißgetünchtes war hier mehr zu sehen, altersgrau erschienen Thore und Mauern, seltsam schob sich ein Bau in den andern, und dieses Ganze von unregelmäßiger Architektur mit Giebeln, Vorsprüngen und Winkeln senkte sich, dem Terrain sich anschmiegend, in Absätzen zum blühenden Garten hinab. Man gelangt zu einer Art von Belvedere, wo man die ganze Anlage, die sich so vielgestaltig auf dem Felsen erhebt, als die Mitte eines Bildes erschaut, zu welchem der See und die Berge den angenehmsten Hintergrund bilden.

Es reizte, über eine kleine Mauerbrüstung hinabzuspringen. Vor uns lag der Klostergarten, eine Thüre war nur leicht angelehnt und wir traten ein. Tiefe Stille ringsum. Unter Weingeländen schritten wir hin; der Künstler aber ersah sich bald eine Ecke nach seinem Sinn und zog Stift und Skizzenbuch. Ich schlenderte im Garten weiter und betrachtete die ansehnlichen Schwertblätter etlicher Aloë, die mehr noch als der reifende Wein für die Milde des Klimas sprachen und deren Fülle bereits nach den Inseln des heiligen Borromäus hinunterdeutete. Jetzt vermeldete ein helles Glöckchen den Anbruch der hora recreationis, und nicht lange, so zeigte sich am unteren Ende des Rebganges eine braune Kutte. Langsam näherte sich die Gestalt, man sah aber schon von ferne, daß der Pater nicht unwirsch über den Eindringling war, und so war denn bald ein anmuthiges und belehrendes Gespräch im Gange. Ich bewunderte mit ihm die wohlgepflegten Gemüsebeete und die zahlreichen Obstsorten, wobei er zu zeigen beflissen war, daß er auch in der deutschen Zunge nicht ungeübt sei: er wußte fast alle Gewächse mit den deutschen Namen zu benennen, selbst unser Mangold und unser Wirsing waren ihm nicht unbekannt. Schon bot er vertraulich dem Fremden seine Tabakdose. Er trug eine Brille, was auf gelehrte Beschäftigungen deutete, obgleich er einen bescheidenen Gebrauch von seiner Gelehrsamkeit machte. Vom Kloster wußte er nicht viel mehr zu sagen, als daß es schon vierhundert Jahre alt sei. Er erzählte, daß sie nach der Regel des heiligen Benedikts leben und heute noch vier an der Zahl seien, zwei Priester und zwei Laienbrüder. Diese vier Sterblichen also genossen unbelästigt das herrliche Besitzthum, da war es denn kein Wunder, daß von jenen Klagen, die man jetzt in den italienischen Klöstern über die Schlechtigkeit der Welt zu vernehmen pflegt, nichts über seine Lippen kam. Der Weltenlauf und die Lage des heiligen Vaters, sogar die Cholera und die Quarantaine schienen ihm ein weit geringeres Anliegen, als die Ergiebigkeit der bevorstehenden Ernte. Es begab sich aber, daß ich die Frage hinwarf, ob sie auch Mandelbäume zögen. Sie hätten es schon versucht, erwiderte er, aber es habe ihnen nicht gelingen wollen. Wenn sie einmal Mandeln gewonnen hätten, so hätten sich diese wunderbarer Weise im folgenden Jahre in Pfirsiche verwandelt. Als ich mein Erstaunen bezeigte, bekräftigte er die Wahrheit hoch und theuer. Das klang befremdlich, doch stellte sich das Unglaubliche in ein anderes Licht, wenn man sich erinnerte, daß diese beiden Sträucher, die so verschiedene Früchte tragen, wirklich im Grunde ein und dasselbe Geschlecht sind, zwei Brüdern vergleichbar, von denen die Natur bei dem einen das fleischliche Aeußere, bei dem andern den still verborgenen Kern begünstigt hat. Die Vermuthung spricht dafür, daß die Mönche von Madonna del Sasso einen Pfirsichbaum gewählt hatten, um darauf Mandeln zu pfropfen, und daß nach einem bekannten Gesetze später wieder die ursprüngliche Pfirsichnatur durchschlug. Im Uebrigen wissen die Pflanzenkundigen, daß die Verwandtschaft beider Sträucher, Amygdalus communis und Amygdalus Persica, in der That die merkwürdigsten Naturspiele hervorbringt. Es gibt einen Mandelpfirsich, Nectarine, welcher die Eigenschaften beider Früchte in sich vereinigt, und den man für die ursprüngliche wilde Form hält, aus welcher sich ebenso die Pfirsiche wie die Mandeln entwickelt haben. Noch mehr: gefüllte Pflanzen, die als solche keine Früchte hervorbringen, werden am Rhein, wo man sie vielfach als Schmuckbäume anpflanzt, von den Gärtnern bald Mandel-, bald Pfirsichbäume genannt; halbgefüllte tragen bald Pfirsiche, bald Mandeln. Es kommt vor, daß man aus einer und derselben Aussaat Mandel- und Pfirsichbäume erhält. Ja in Berlin soll ein Baum zu sehen zu sein, der in verschiedenen Jahren einmal Pfirsiche, das andere Mal Mandeln, bisweilen aber auch beiderlei Früchte zugleich getragen hat und noch trägt. So lesen wir in einem Buche, das man immerhin als eine gewichtigere Autorität anerkennen wird, als die Aussage eines italienischen Klosterbruders, nämlich in dem nachgelassenen Werke des berühmten Dendrologen Karl Koch in Berlin: „Die Bäume und Sträucher des alten Griechenlands" (Berlin 1884, R. Jacobsthal), worin für Freunde des Alterthums und für Freunde der Natur gleich anziehende Mittheilungen zusammengestellt sind.

Mittlerweile hatte der Pater Anastasius auch den emsigen Künstler erschaut, verhehlte aber seine Verwunderung nicht, ja er war beinahe gekränkt, daß derselbe die nach seiner Meinung unvortheilhafteste Seite der Klosterbauten seiner besonderen Aufmerksamkeit würdigte. Das war nun Wasser auf die Mühle Meister Gustavs, welcher sofort zu einem belehrenden Vortrag über das Wesen des malerisch Schönen ausholte und ernsthaft zu begründen versuchte, warum der Künstler von einem gerechten Abscheu vor dem Nüchternen und Abgemessenen, dem Schnurgeraden und Weißgetünchten besessen sei. „Schon die alten Griechen" — so wollte er eben fortfahren, als der Benediktiner mit einem Griff in die Dose den Vortragenden unterbrach und beherzt ausrief: Ah capisco, i pittori amano le cose irregolari! ein erlösendes Wort, das die Weisheit des Künstlers in einem glücklichen Worte verständnißvoll und kurz zusammenfaßte, so daß man sich jetzt nach erzielter Uebereinstimmung froh die Hände zum Abschied drücken konnte. Der Pater brach uns noch einen Strauß Gelsominen — jene weißblühende Jasminart, die mit kleineren Blüthen, aber ebenso stark duftend als die in unseren Gärten gepflanzte, im Süden häufig an Mauerwerk sich aufrankt.

Während der Freund malte, ließ ich traurig und doch entzückt meine Blicke seeabwärts schweifen. Vor einem Jahr waren wir dort glücklich gewesen, wo jetzt die Furcht vor der asiatischen Seuche Groß und Klein beherrscht. Die Hotels drüben alle ausgestorben, in Lucino eine von Menschen wimmelnde Quarantaine-Station ... Ich träumte mich wieder zurück. Nessun maggior dolore ... nein, alle Umstände unseres Aufenthaltes auf und gegenüber den Borromäischen Inseln kamen mir hell und froh ins Gedächtniß zurück. Ich lebte es in Gedanken noch einmal durch, und so will ich dem Leser lieber von dem schönen Damals als dem traurigen Heut erzählen.

Wie herrlich war die Fahrt auf dem Dampfer, der im Zickzack zwischen beiden Ufern des Sees hin und her fuhr, gleich als habe er keine Eile und sei selbst in guter Reiselaune, um da und dort nach Belieben einen Besuch abzustatten! Gleichwohl ging es nur gar zu eilig an den wechselnden Uferscenen, blinkenden Städten und Dörfern, Weingärten und Waldbergen vorüber. Als wir in die Nähe der borromäischen Eilande gelangten, blieb auch die Pracht der hereinragenden Eisspitzen des Monte Rosa nicht verborgen. Das Fahrzeug, das uns trug, hieß Verbano. Lacus Verbanus ist der altrömische Name für den See, und die heutigen Italiener lieben es, die klassisch vornehmen, aber etwas verblichenen Namen wieder in die Gegenwart zu stellen, wie auch der benachbarte kleine Lago d'Orta, was doch gewiß lieblich klingt, sich hat gefallen lassen müssen, von Amts wegen in Lago di Cusio zurückgetauft zu werden; freilich, ohne daß dies großen Eindruck auf die Anwohner gemacht hat, welche vielmehr den seither gewohnten Namen noch ganz brauchbar finden. Auch an der unvergleichlichen Isola bella waren wir vorübergefahren, wo ein ansehnlicher Theil der Gesellschaft das Boot verlassen hatte, um eilig die Wunder des borromäischen Gartens anzustaunen, eine Tasse Kaffee im Hôtel du Dauphin zu schlürfen und erschreckt vom Preise derselben mit dem nächsten Dampfer weiter zu fahren. Unsere Absicht war, erst einen sicheren Anker-

Digitized by Google

platz auszuspähen und von da aus die Reize der Inseln und des Festlandes mit so viel Behagen als Gründlichkeit zu erforschen.

Wir landeten also in Baveno. Ob unter den Städtchen der Nachbarschaft Pallanza, Stresa oder Baveno den Preis der schönsten Lage verdienen, ist eine Streitfrage, mit deren Erörterung die müßigen Gäste dieses Erdenwinkels einen großen Theil des Tages zuzubringen pflegen. Seiner Lösung harrt dieser Streit noch bis auf den heutigen Tag. Ich aber, wenn ich es wagen dürfte, mich vor diesen drei Göttinen in die Rolle des Paris hineinzudenken, würde den Apfel unbedingt Baveno reichen. Obschon die Gassen des inneren Städtchens eng und düster sind, so ist dafür das Landschaftsbild, welches der Strand gewährt, um so lichter. Man hat an dem Monte Motterone und seinen Abhängen einen gediegenen Rückhalt, während der See und seine Ufer und Inseln, darüber die Bergkette, mit der ausdrucksvollen und anmuthigen Gestalt des Sasso di Ferro im Mittelpunkt, eine Ansicht darstellen, die jede Stunde des Tages durch die wechselnde Beleuchtung neuen Farbenzauber empfängt. Allein auch jene winklichen Gassen bergen Reize, für die wenigstens Meister Gustav eine ungemeine Begeisterung entwickelte, welcher alsbald auch eine eifrige Kunstübung auf dem Fuße folgte. Höfe mit geschwärztem Mauerwerk, Brunnen und Heiligenbilder von Feigenbäumen überschattet, Freitreppen, die unten von Stein, und weiterhin von Holz noch in zwei oder drei Absätzen, gebrechlich zwar, doch luftig und heiter an den Außenmauern emporklettern, üppige Rebengewinde, die sich über die Gassen spannen, das Alles ist im engsten Raume zusammen, so daß jeder Schritt wieder ein neues und auffälliges Bild darbietet. Daß auch auf der Fischerinsel viel zu holen war, braucht kaum noch versichert zu werden. Aber auch die wiederholten Besuche auf Isola bella galten doch nicht so sehr den wunderbaren Lorbeerhainen, den Korkeichen, Bambus- und Papyrusstauden, als vielmehr der Marina und dem anstoßenden Häuserwinkel mit seinen Durchgängen und Steiltreppen, wo der Bevölkerung noch ein bescheidener Raum neben dem fürstlichen Park übrig gelassen ist. Fast fühlte sich auch das patriotische Gefühl angenehm erregt, als uns die heranwachsende Jugend einmal mittheilte, daß genau auf demselben Platze im Jahre zuvor „la principessa di Prussia“ mit ihrem Malzeuge saß. Copian tütt, sie zeichnen Alles, flüsterte ein großäugiges Mädchen zu seinem Brüderchen, als wir immer wieder kamen.

Als nun Meister Gustav von seinen Wanderungen immer zahlreichere Blätter, schön in Wasserfarben ausgeführt, nach Hause brachte, konnte dies in Baveno nicht unbemerkt bleiben. Zuerst bemerkte es ein Engländer, der in unserem Gasthaus wohnte. Er war Reverend, Junggeselle, Sonderling und Kunstfreund und kam eben aus Macugnaga am Fuß des Monte Rosa, oder, wie er näselnd sagte, aus Mäcugnägä, wo er eigenhändig unglaubliche Kunstwerke zu Papier gebracht hatte. Aus der Vergleichung mit den Werken unseres Freundes ersah er aber bald, daß die Kunst, die er so emsig pflegte, zu ungleich größerer Vollkommenheit gebracht werden könne, ja er gab nicht undeutlich seine Bereitwilligkeit zu verstehen, einige Unterweisung entgegenzunehmen. Hiernach fand sich auch ein General ein, derselben Nation angehörig, ein munterer, umgänglicher Herr, der aber gleichfalls leidenschaftlich der Kunst ergeben war und sich einen ganz eigenen, von allen bisherigen Malweisen gänzlich abweichenden Stil gebildet hatte. Dieser schloß sich noch enger an, suchte eifrig hinter die Geheimnisse des Meisters zu kommen, setzte sich ihm auch bei der Arbeit zuversichtlich zur Seite, um nacheifernd die gleichen Wirkungen zu erzielen, indessen er gesprächig von den Wildnissen in Labrador, ja von bedenklichen Tigerjagden in Bengalen erzählte. Eines Abends aber entstand ein großer Schrecken, als nämlich der General für den anderen Tag auch noch den Besuch etlicher kunstbeflissener Misses ankündigte, welche den effektful style des deutschen Künstlers näher kennen zu lernen wünschten. Was meiner Ueberredungskunst bis dahin schlechterdings nicht gelungen war, das brachte diese Ankündigung rasch zuwege: in aller Stille, doch mit Entschiedenheit wurde Vorbereitung getroffen, in der Morgenfrühe auf den Monte Motterone zu entweichen und von da auf der anderen Seite zum Ortasee hinabzusteigen. Diese secessio in montem glückte auch vollkommen, und es zeigte sich, daß der Weg zu diesem Gipfel, der zuerst durch lichten Edelkastanienwald, hernach über Matten an zahlreichen Alphütten vorüberführt, auch denjenigen Bergsteigern empfohlen werden kann, welche nicht zur Zunft der Kniefesten und Schwindelfreien gehören. Und nun wäre viel zu schwärmen von der Rundschau dieses Gipfels, wenn man nemlich alle Gebirgshäupter, Thäler, dazu auch die Ortschaften der lombardischen Ebene aufzählen wollte, über welche hier „das trunkene Auge schweift“. Statt dessen will ich lieber dem Leser anvertrauen, daß damals an dem Bau eines Gasthauses auf der Höhe des Berges gearbeitet wurde, Dank einem unternehmenden Manne aus Varallo, der es nicht länger ertrug, daß der Wanderer hier im Anschauen des fünfgipfligen Monte Rosa gänzlich des Obdachs und der Labung entbehrte. Es war Sonntag, gleichwohl feierten die Arbeiter nicht, nur war ihnen insofern auch ein Festtag bereitet, als heute aus den benachbarten Dörfern ein Trupp anmuthiger Mädchen heraufgestiegen war, die mit Lachen und Singen sichtlich die Arbeit kürzten. Ist aber bei solchen Gelegenheiten nicht allzu viel gelacht und gescherzt worden, so muß inzwischen der Bau längst soweit gediehen sein, daß die Eröffnung dieses Fremdenhauses erfolgen konnte, welches vom Baumeister also gestellt ist, daß es sich unerschrocken gerade den aufragenden Wundern der Walliser Alpen entgegenkehrt. Ja, wenn heuer nicht die Quarantaine wäre, so könnte ich dem Leser bestimmte Auskunft geben.

Aus der Hauptstadt.

Die akademische Ausstellung.

II.

Es ist erstaunlich, wie im Verlaufe einer und derselben Ausstellung der Eindruck eines und desselben Kunstwerkes sich ändert. Was am ersten Tag frappirt, als eine neue Aeußerung der Kunst oder des schaffenden Individuums erscheint, muthet binnen Kurzem als ein Kunststück an, vor dessen Kniff der Schleier gefallen; und was anfangs abstößt, weil es die gewohnte Bahn verläßt oder weil irgend ein störendes Detail die Augen auf sich zieht, gewinnt bei erneuerter Betrachtung eine unwiderstehliche Gewalt. Nichts vermag eindringender zur Vorsicht zu ermahnen als diese Erfahrung. Böcklins „Centaurenkampf“, der Anfangs bedingungslos verurtheilt wurde, weil das über Gebühr verzeichnete häßliche Weib in der Mitte alle Freude an der phantastischen Erscheinung des Entführers und der weiten Landschaft verdarb, wird nicht mehr ausschließlich als Fehltritt behandelt, bei dem im besten Falle nur von Verzeihung die Rede sein kann; Werners Moltke, der zuerst durch die unerwartete Frische imponirte, stimmt täglich kühler. —

Im Genre geht es das gewohnte Geleise. Wir schreiten an einer großen Anzahl achtungswerther Leistungen vorüber, aber nirgend begegnen wir einem Werk, das durchschlägt wie in früheren Jahren die allbekannten Schöpfungen von Knaus, Defregger oder Vautier. Man kann sich dem Eindruck nicht verschließen, daß es mit dem Sittenbilde, wie es bis vor wenigen Jahren die Herrschaft besaß, bergab gegangen. Freilich steht es immer noch anders da als die Historienmalerei, denn es schöpft aus zahllosen unversieglichen Quellen. Aber es scheint doch, als ob einige der bisher am stärksten sprudelnden nachließen, und aus der gewaltigsten, unserm eigenen modernen Leben in seinen unendlichen Wandlungen, schöpfen nur erst Wenige. Wir nehmen sie voraus.

Bokelmann behandelt in seinem figurenreichen „An der Spielbank“ (Monte Carlo) einen dankbaren malerischen Stoff. Er besitzt das scharfe Auge für die Charaktere der verschiedenen Nationalitäten, die sich um den langen Tisch drängen; er vermag den leisen Zügen nachzukommen, mit denen sich in der vornehmen Gesellschaft Freude und Qual äußern; er ist ein Erzähler von ungemeiner Kraft — aber diesmal läßt er uns kalt. Das Ganze ist zu trüb und ernst. Sein Colorit, dessen Schwere an den Schilderungen aus dem Volksleben nicht so nachdrücklich empfunden wird, kann dem Duft und Schimmer der elegantesten modernen Welt

Digitized by Google

nicht gerecht werden. Wie derb erscheinen die Toiletten der Damen! Die Scene hat einen geradezu spießbürgerlichen Anstrich bekommen, von leichtsinniger Eleganz und Grazie findet sich kaum eine Spur. Und dazu strömt das Bild etwas wie eine Moral aus, die auch nicht angenehm berührt. Absichtlich vorgetragen wird sie nicht. Es ist schwer zu sagen, woraus dieser Eindruck entsteht. Vielleicht würde er verschwinden, wenn über der Scene Sonnenschein läge.

Das Alphabet macht an dieser Stelle Knut Ekwall zum Nachbar Bokelmanns. Der Contrast ist so schroff wie möglich. Aber Ekwall, der sentimentale Schilderer von Backfischchens Leid und Freud, von Mutterglück und Wittwenelend, von stilvollen Berliner Einrichtungen mit Hochzeitsgeschenken in cuivre poli und Neuvermählten, die zum ersten Mal allein sind; der Modemaler, dem man nicht mit Unrecht vorgeworfen, daß er dem Geschmack des großen Publicums Concessionen aller Art gemacht, er verliert in diesem Augenblicke weniger als früher bei solcher Annäherung an einen der ernstesten, gehaltreichsten unserer neueren Meister. Denn so leicht auch der Inhalt seiner Werke gewogen sein mag, von Stufe zu Stufe trat in ihnen Ekwalls künstlerische Absicht in der Beobachtung der Dinge zu Tage. Aus dem manierirten Zeichner für unsere Illustrirten ist mittlerweile ein Maler geworden, der aus eigener Kraft die kleine Welt erobert hat, in der er sich bewegt, und es scheint keinem Zweifel zu unterliegen, daß er allmählich die Schlacken des Werdeprocesses abstoßen und eine hervorragende Stellung unter den Schilderern unseres Lebens einnehmen wird. Man darf bei ihm nie vergessen, daß seine Richtung auf unser Thun und Treiben an sich eine gesunde ist, wenn auch in den meisten Fällen die Wahl des Vorwurfs unglücklich erscheint. Von den drei Gemälden, die er diesmal ausstellt, ist eins — „Tick Tack" — länger bekannt. Das andre, „Der erste Ball" gehört in die Kategorie der Cuivrepolibilder für das sentimentale Publicum; es hat auch ganz das grüngelbe Modecolorit, das zu den Bezügen und Vorhängen paßt. Ein höchst achtungswerthes Werk ist jedoch das dritte, „Feierabend", in einem modernen Zimmer mit Butzenscheiben, durch die der Mond schimmert, eine Familie am Tisch unter der hellen Hängelampe. Die Mutter spielt mit den größeren Kindern, die sich um sie drängen, das Baby auf ihrem Schooß hat das Tischtuch gepackt und hebt es auf wie ein Zelt; der Vater sitzt an der andern Seite und liest. Das strömende Lampenlicht mit seiner Wirkung in Schimmer und Reflex ist mit größter Liebe studirt, die Composition von absichtsloser Sicherheit. Man kann dem Künstler nur wünschen, daß er auf dieser Bahn ausharren möge.

Im Vorbeigehen ein Wort der Verwunderung über Carl Kahlers „Sommer" einer eleganten Gesellschaft im Park. Man traut seinen Augen kaum, wenn man unter diesem „Oeldruck" mit unverzeihlichen Schwächen neben liebenswürdigen Partien, die aber bei dem unglücklichen Colorit erst gesucht sein wollen, den Namen liest. — Conrad Kiesels „Atelierbesuch", eine Versammlung der reizendsten Typen aller Schattirungen, gehört zu dem Elegantesten, was die moderne deutsche Kunst auf dem Gebiete der Toilettenschilderung leistet. — Ludwig Knaus erscheint in der einen seiner beiden neuen Schöpfungen „Der Wittwe Trost" wie sein eigener Schüler. Die andere, „Ein Wiedersehen", erinnert in der Conception und Charakteristik an die großen früheren Leistungen, auf denen sein Ruhm sich gründet. Im Vorhof eines Gartenhauses wird der von der Universität zum ersten Ferienbesuch nach Hause kehrende Sohn von Mutter und Schwester empfangen. Sein bartloses Knabengesicht ist von kaum geheilten Hieben zerfetzt, von frischen Wunden ist der Verband noch nicht entfernt. Die Mutter hat entsetzt das Gesicht an der Brust des hochgewachsenen Bengels verborgen, als könnte sie den Anblick des entstellten Antlitzes nicht ertragen. Erschrocken steht die hübsche Schwester mit erhobenen Händen daneben, offenen Mundes auf die unerwartete Entstellung starrend. Der Student scheint eben erst zur Empfindung des Unheils zu kommen, das er angerichtet, mit dem Stolze über seine Erscheinung kämpft die aufsteigende Verlegenheit. Von packender Wahrheit ist die Bewegung der Mutter, die man nur vom Rücken sieht. Daß mit dem ersten Schreck die Reihe der Ueberraschungen in dem stillen Leben der beiden Frauen noch nicht zu Ende, wird auf sinnige Weise in der Nebengruppe angedeutet. Der große Hund des Studenten ist im Begriff, bei der Verfolgung der Hauskatze die alte Haushälterin umzurennen, die mit der Reisetasche und den Rappieren des Studenten eben durch das schöne Rococothor getreten ist. — An die malerische Wiedergabe einer derartigen Scene im Freien stellt unser jüngstes Geschlecht weit größere Ansprüche als der Altmeister des Sittenbildes.

Adolf Schlabitz, der mit seiner Schwurgerichtssitzung im vergangenen Jahre einen so großen Erfolg errungen, hat eine Frucht seines Pariser Aufenthalts ausgestellt. „Im sechsten Stock" sehen wir vor dem offenen, blumengeschmückten Fenster eine junge Näherin bei der Arbeit. Sie fädelt gerade ein und scheint allen Ernstes gar nicht auf den Jüngling zu achten, der ihr im „sechsten" gegenüber seine Liebe zur Guitarre singt. Die Photographie eines jungen Mannes an der Wand hinter ihrem Stuhl gibt den Schlüssel zu ihrer Sprödigkeit. Es ist bei aller Wahrheit und Sorgfalt kein auffallend bedeutendes Werk, aber man darf den jungen Künstler nicht aus den Augen verlieren. — Ein tüchtiger Versuch ist der Spazierritt von Badegästen am Seestrande von Jan Verhas. Die Lebensgröße, die für den Gegenstand nicht erforderlich, entschuldigt das Experiment in diesem Falle weit besser als bei Hellqvists Winter, einer colossalen Schneelandschaft, in der vor dem Heiligenbilde ein armes Weib mit ihrem Kinde erfroren liegt — sie ist kaum in der Silhouette zu erkennen. Es ist das Ausstellungsbild an sich, wenn auch ein mißglücktes, dem obendrein die Jury verständigerweise einen Platz gegeben, an dem es keinen Schaden anrichten kann. Man findet nicht leicht ein besseres Beispiel für den Typus der Gattung, kein Privatmann kann es in seinen Wohnräumen oder in seiner Sammlung brauchen; nie wird eine Galerie daran denken, es zu erwerben; einzig die Massenausstellung, in der für so viele Künstler die Parole heißt: Auffallen! ruft derartige Erscheinungen ins Leben. Zum Glück macht Hellqvist die Verirrung durch ein tüchtiges Porträt wieder gut, auf das wir zurückkommen.

Eine vortreffliche Schilderung englischen Lebens bietet Fred. Bezin mit seiner Ruderregatta auf der Themse bei Henley. Es ist ein schöner silberner Tag, beide Ufer des Flusses sind unter den grünen Bäumen mit dichtem Zuschauergedränge besetzt, Boote mit buntgekleideten Insassen belagern den Weg der Concurrenten. Waldhügel bilden den ruhigen Hintergrund. Welch farbiges Bild! Warum gehen unsere Künstler an ähnlichen Aeußerungen unseres Volkslebens so gleichgültig vorüber?

Zu den Darstellungen aus dem modernen Leben gehört die Bauern- und Rüpelmalerei erst in zweiter Linie. Das Bauernleben, der Bauerncharakter ist ja im Grunde so wenig modern wie die Bauerntracht. Dorfroman und Bauernmalerei, beide stark aus der Mode, bildeten ihrer Zeit die nothwendige Ergänzung zu der Flucht aus der eigenen Zeit, die den historischen Roman und die Historienmalerei hervorrief. — Hans Dahl, der gern lachende Gesichter malt, führt uns ein Dienstmädchen im Regen und eine norwegische Heuerin vor, die auf ihren Rechen gestützt lächelnd die verrätherischen Schattenrisse zweier Liebenden beobachtet, die hinter dem Segel einen Kuß tauschen. Defreggers erzählender Jäger ist eine schwache Selbstcopie. Adolf Echtler scheint in seiner lichten „Erinnerung an Venedig" mit den lachenden Mädchen, die sich an den wimmelnden Tauben ergötzen, ein ganz Andrer als in dem dunklen Gemälde aus dem Wirthshausleben, das er den „Ruin einer Familie" nennt. Doch offenbart er hier ein starkes Pathos, das vom Theatralischen nicht frei bleibt, und großes technisches Geschick. — Nicolaus Geiger, dessen Porträtbüsten zweier Kinder so großes Aufsehen machen, ist als Maler durch ein bereits bekanntes Bild — „Der Accord" — und ein neues vertreten, „Die Sünderin". Es ist eine arme Gefallene, die an der Kirchenpforte Buße thut und verzweifelt ihr Gesicht verbirgt, mit dem Kinde eine Gruppe von tiefer Empfindung. Die „Branntweinschenke" von E. Grützner steigt in tiefe Regionen hinab. Vortrefflich sind die beiden Lumpen beobachtet, von denen der eine seinen letzten Heller vertrunken hat, während der andere nicht einmal die nöthigen Pfennige zusammenfinden kann.

Gabl und Jacobides vertreten die jüngste Münchener Richtung. Letzterer, durch sein Bildniß der Frau Gabriel Max vom vorigen Jahre vortheilhaft bei uns bekannt, erscheint in dem hübsch erfundenen und stellenweise vorzüglich gezeichneten Scherzbilde: „Der Unersättliche" ein ganz Anderer. Er ist wie Gabl gänzlich in dem Münchener Fahrwasser, das zu einer auffallend ungesunden Anschauung der Dinge geführt hat. Die ganze Erscheinung löst sich bei dieser Gruppe von Künstlern in Nebel auf. Harburger wahrt sich eine festere Weise. Aber er sollte uns nur einmal wieder etwas Andres schicken als tüchtige Studienköpfe und hübsche Einzelfiguren. — Otto Goldmann scheint noch immer seinen Weg zu suchen. Wenn auch seine Vorwürfe, lebensgroße Halbfiguren

Digitized by Google

in allerlei Geräth, immer noch dieselben, ist doch seine Fähigkeit, die bunten Einzelheiten zu einem malerischen Ganzen zu stimmen, bedeutend gewachsen, wie sein „Original" beweist. Claus Meyer, der junge Münchener Interieurmaler, dem ein auffallend gutes Bild schnell einen Namen gemacht, bleibt auf dem mit Glück betretenen Pfade und läuft bereits Gefahr, Manierist zu werden. Doch gehören seine „Klosterfrauen" und sein „Rauchcollegium" zu den beliebtesten Bildern der Ausstellung. A. Holmberg, ein verwandtes Talent, ruft durch ein Interieur „Aus der Gothik" die Erinnerung an seine besten früheren Leistungen wach. Namentlich die Landschaft vor dem Fenster ist diesmal von großartiger Schönheit. Ob man zu der Zeit des Bildes — etwa 1450 — irgendwo so große verglaste Fenster gehabt, wüßte ich im Augenblick nicht zu sagen. Doch darauf kommt ja auch wenig genug an. — In einem kleinen Gemälde von Moritz Röbbecke — ebenfalls München — verräth sich bei einzelnen Figuren, namentlich der nach der Brandstätte schauenden Frau, welche die Hände in die Seite stemmt, ein keck zugreifendes Talent. Toby Rosenthal bewegt sich nach altem Recept zwischen Rührung — „Der Abschied vom Elternhause" — und Scherz — „Die Mutter ist ausgegangen". Auf dem letzteren benutzt das kleine Mädchen, das aufpassen soll, die Gelegenheit zur Lectüre, die Milch auf dem Feuer zum Ueberkochen, der Hund schickt sich an, die Wiege umzureißen, und Baby schreit aus Leibeskräften. Das halte Einer aus! Flotte Erzählungen im Sinne der modernen Italiener sind Roußofs Bilder aus dem Volksleben. — Max Schmidt schlägt keine neuen Saiten an, dagegen erfreut Robert Warthmüller — München — durch ein allerliebstes Momentbild, das uns seine Begabung in neuem Lichte zeigt. Ein alter Bauer steht mit seinem Enkelkinde auf dem Steg am Bach und zeigt ihm die spielenden Fische im Wasser. Durch grünes Laub schwankt die Sonne auf dem Boden. Landschaft und Figuren sind gleich vortrefflich.

Eine ländliche Idylle, durch intensiven Stimmungsinhalt an das bekannte Bild des Künstlers in der Nationalgalerie erinnernd, ist Scheurenbergs „Zwiegespräch". Des Wegs durch einen weiten Baumhof zieht ein jugendliches Liebespaar, das nach der Tracht des Jünglings einem Schiffervolke anzugehören scheint. Er hat seinen Arm um ihre Schulter gelegt und ihren Kopf an sich gezogen. Was er ihr zuflüstert, ruft ein verschämtes Lächeln auf ihre Lippen. Nach dem Korb, den sie trägt, befindet sie sich auf einem Arbeitsgange. Die Gruppe ist aus einem Guß und in der sorgfältigen Charakteristik hat der Künstler sich von derber Gewöhnlichkeit wie von Verfeinerung gleich fern gehalten. Von der Landschaft, die bei dem idyllischen Wesen wohl noch eine weitere Detaillirung vertragen hätte, ist mit Recht ein großer Raum vor dem Paare gegeben. Dadurch wird der Eindruck des Wandelns verstärkt. Eine stehende Gruppe hätte an einem Drittel genug gehabt.

Paul Hoecker erregt durch seine „Erinnerung an Zeeland" und durch die ladenden Matrosen „An Bord Sr. Majestät Schiff Deutschland" berechtigtes Aufsehen. Ersteres führt eine Gruppe kleiner Mädchen in holländischer Bauerntracht vor, die durch ein Kornfeld schreiten, keck und frisch in großen Zügen festgehalten. Das andere schildert mit Miniaturenfeinheit ladende Seesoldaten, die neben einer Kanone vor der Luke am Boden kauern. Hinter ihnen liegt der Blick durch den langen, aus vielen Oeffnungen erleuchteten, von unzähligen Reflexen durchschossenen Schiffsraum frei. Als Bewältigung eines der schwierigsten Interieurs und einer mannichfach bewegten Menschengruppe in ungewöhnlicher Beleuchtung eine Kraftprobe. A. L.

Von den Berliner Theatern.

Seit Anfang September sieht Berlin wieder seine sämmtlichen Bühnen geöffnet, und wenn auch die warmen Tage, mit denen sich der Sommer verabschiedet, die theatralische Unterhaltung zuweilen als verfrüht erscheinen lassen, hat es doch beim Beginn der Saison nicht an bemerkenswerthen Vorfällen gefehlt. Es sind freilich meistens bekannte Stücke, die uns geboten wurden, aber die Art ihrer Darstellung verdient, daß wir einen Augenblick dabei verweilen.

Mit einer Novität hat sich bisher nur das Residenztheater hervorgewagt, dessen Leitung in andere Hände, in die eines beliebten Darstellers komischer Rollen, Anton Anno, übergegangen ist. Es war auch wirklich Zeit, die Dinge hier nicht noch länger im Argen liegen zu lassen, als es leider schon geschehen war. In den letzten Jahren war das kleine Theater in der Blumenstraße nicht mehr wiederzuerkennen. Weder das Personal noch die Wahl der Stücke war eine derartige, daß die vornehmeren Classen unserer Gesellschaft sich hier heimisch fühlen konnten. Ein kleinlicher und ängstlicher Geist hatte es glücklich dahin gebracht, daß das Repertoire zwischen amerikanischer Sensationsdramatik und französischem Esprit hin- und herschwankte. Die neue Direction hat offenbar den richtigen Weg eingeschlagen, sich die verloren gegangene Gunst des besseren Publicums zurückzuerobern. Die Inscenirung der Eröffnungsvorstellung machte einen vornehmen Eindruck und das Personal erwies sich, von wenigen Lücken abgesehen, als ein beifallswürdiges. Freilich Eins fehlte, wofür aber weniger die Direction als unsere dramatische Production verantwortlich zu machen ist: ein gutes Stück, das im Stande gewesen wäre, die Aufmerksamkeit in nachhaltiger Weise zu fesseln. Statt dessen sahen wir zwei Jugendarbeiten, die den Stempel der Unreife nur zu deutlich auf der Stirn tragen. Das eine stammt von einem jungen dänischen Dichter Otto Benzon, der sich bei dieser Gelegenheit unserem Publicum zum ersten Male vorstellte, das andere hat der mittlerweile berühmt gewordene Edouard Pailleron als junger Mann und zu einer Zeit verfaßt, als er sich über sein Bühnentalent erst eine sehr zweifelhafte Gewißheit verschafft hatte.

Das Benzon'sche Stück: „Ein Scandal" ist aber nicht nur eine ungenügende dramatische Arbeit, sondern auch ein schlechter Witz, den sich der Autor mit dem Publicum erlaubt hat. Es ist eine in der Mitte abgebrochene Melodie, ein zur Hälfte aufgebautes Haus. Der Dichter spielt mit Problemen, und wenn er nicht mehr weiter kann, wirft er das Spielzeug durcheinander und läuft davon, er ruft die Geister des Dramas, aber weil sie ihm nicht gehorchen, läßt er schnell den Vorhang fallen, wenn das wahrhaft Interessante eigentlich erst kommen sollte. Nordische Dichter haben uns gelegentlich unvollendete Arbeiten dieser Art auch in ihren Fehlern bewundern lassen, wie z. B. Ibsen, dessen „Nora" die schließliche Versöhnung der sich trennenden Eheleute verlangt, ohne daß dieser organisch nothwendige Schluß auch auf der Bühne erschiene. Aber Ibsen und seine Brüder in Apoll haben sich an wirklichen Problemen abgemüht, sie sind, so lange es ihnen möglich war, als ernste Männer bei der Sache geblieben, während Benzon rein des lieben Effectes halber das Publicum in völliger Verblüfftheit darüber zurückläßt, daß der dramatische Faden auf ein Mal abgeschnitten wird. Der junge Schriftsteller hat auch sonst weder ein noch aus gewußt. In den Rahmen eines behaglichen Familienlustspiels, das unser Benedix geschrieben haben könnte, spannt er ein schroffes und abstoßendes Motiv, die Verführung einer Gesellschaftsdame durch einen Aristokraten. Hebbel hätte das nicht peinlicher durchführen können. Auf der einen Seite haben wir einen gutmüthigen Commerzienrath, der durch die geläufige Zunge seiner Frau im Schach gehalten wird und deren beide Kinder: ein flotter Lebemann, der jeder Sache ein komisches Zöpfchen anhängt, und eine frische frohe Naive, die lachend durch das Leben geht, bis ihre Heiterkeit durch eine unglückliche Liebe geknickt wird. Die dramatischen Situationen entspinnen sich daraus, daß der treffliche Sohn des Commerzienraths aus erster Ehe, ein Arzt, die unglückliche Verführte liebt, trotzdem er ihre Vorgeschichte kennt. Der Verführer hat mittlerweile um die Hand von des Commerzienraths Tochter angehalten und es soll gerade die Verlobung gefeiert werden, als der Arzt den ganzen Zusammenhang erfährt und seine Schwester vor dem Loose, Zeitlebens einem Elenden anzugehören, bewahrt. Während die ersten Gäste den Salon betreten, laufen die Gastgeber mit den Worten: „Da haben wir den Scandal!" davon und der Vorhang fällt, als ob eine Schauspielerin auf der Bühne plötzlich ohnmächtig geworden wäre oder der Souffleur die letzten Bogen seines Buches verloren hätte. Aber nein, dieser Schluß ist kein zufälliger, sondern ein beabsichtigter, Benzon findet sein Gefallen daran, ein riesiges Fragezeichen auf die Gardine zu malen, er will nicht den Beifall, sondern die Verdutztheit seines Publicums. Dafür sind aber vier Acte ein wenig zu viel, abgesehen davon, daß unsere Bühne immer noch ein zu würdiger Gegenstand sein dürfte, um einem bloßen Witze dieser Art zum Dasein zu verhelfen. Die Aufführung ging glatt zusammen, besonders gefiel ein früherer Liebling der Berliner, Herr von Hoxar, der sich als Bonvivant bei den Theaterfreunden in die beste Erinnerung brachte. Als Beschluß dieser ersten Vorstellung wurde das zierliche einactige Lustspiel von Pailleron: „Die Welt, in der man sich nicht langweilt" aufgeführt, gleichfalls die Arbeit eines Anfängers, aber eines

Digitized by Google

solchen, dessen Bestimmung, dereinst ein Meister zu werden, man hieraus bereits deutlich erkennen kann. Es ist Musset'scher Geist in dem kleinen Stücke, der Dialog wird darin wie auf einer Goldwage abgewogen und die etwas künstliche Manier des Dichters, Menschen und Dinge im Lichte des feinsten französischen Esprits zu zeigen, feiert hierin einen großen Triumph. Das Gran Handlung, die Umstände, unter welchen ein junger Mann das Verhältniß mit einer verheiratheten Frau abbricht, um sich einen eigenen Heerd zu gründen, will dabei wenig bedeuten, es ist Alles zerstäubt zu kleinen Atomen, die im Sonnenschein einer optimistischen Weltanschauung goldig schimmern.

Das andere, bekanntere und erfolgreichere Stück von Pailleron: „Die Welt, in der man sich langweilt" — es wurde im April 1881 im Théâtre français gegeben — wurde vor einiger Zeit bereits im Wallnertheater zur Aufführung gebracht, wo es indessen in eine halb bürgerliche, halb possenhafte Sphäre herabgezogen wurde. Es war ein guter Gedanke des Deutschen Theaters, sich das feine Conversationslustspiel anzueignen und es in einer seiner würdigen Weise darzustellen. Der elegante Spott auf die Thorheiten des Salons, auf die Modephilosophen und Modedichter, die heitere Art, der lieben Eitelkeit Wunden zu schlagen und gleich darauf den Balsam der Liebenswürdigkeit aufzulegen, in der einen Hand eine Geißel und in der anderen den Liebesgott zu halten, wie er gerade die einzelnen Paare zusammenbringt, das muntere, freilich etwas in die Länge gezogene Versteckspiel im letzten Acte — das Alles kam in einer so trefflich abgerundeten, fein pointirten Weise zum Ausdrucke, daß die Zurückhaltung dieser Bühne der modernen Production gegenüber vollends unverständlich wird. Das beständige Pochen auf Classicität, bei welchem man sich durch eine chinesische Mauer von den Schöpfungen aufstrebender Talente absperrt, muß bei jeder Bühne zu allmählicher Erstarrung führen. Von Hause aus mußte das Deutsche Theater der Vorwurf treffen, daß es von den Vorrechten eines Privatunternehmens, unbeirrt durch Hofrücksichten dichterische Talente an sich heranzuziehen, einen so geringen Gebrauch gemacht hat. Hoffen wir, daß in dieser Beziehung die beginnende Saison sich erfreulicher als die verflossene gestalten werde. Wahrhaft gedeihen kann ein Theater nur, wenn es literarische Gesichtspunkte festhält und an die Berechtigung der Production unserer Tage glaubt, auch wenn es ihr nicht vergönnt ist, immer gleich den höchsten Preis zu erringen.

Zu den künstlerischen Erscheinungen, die dem Anfang der Saison das Gepräge aufgedrückt haben, gehört auch das Gastspiel der Meininger, die im Victoriatheater Schillers „Maria Stuart" und das Trauerspiel des Maler-Poeten Arthur Fitger „Die Hexe" mit der ihnen eigenthümlichen Pracht der Inscenirung dargestellt haben. Zehn Jahre sind seit dem ersten Auftreten der herzoglichen Gesellschaft in Berlin verflossen, in dieser Zeit ist es dem Unternehmen gelungen, unser deutsches Bühnenwesen mit einem ganz neuen Princip zu befruchten und die Belebung unserer classischen Dichtung für das Auge zur höchsten Anschaulichkeit zu treiben. Dieses Princip wird jetzt nicht mehr bestritten, sondern man eifert ihm nach, soweit es die vorhandenen Kräfte eben gestatten. Handelt es sich doch bei den Meiningern um keinen bloß äußeren Aufputz der Scene, sondern um Reflexe aus dem innersten Wesen der Dichtung, die als Form und Farbe, als Bild und Gruppe erscheinen und uns jene erst recht verständlich machen. Auch in diesem Jahre hat es ihnen an aufmunterndem Beifall und Verständniß beim Publicum nicht gefehlt. Ob es allerdings aus taktischen Gründen klug war, gerade mit „Maria Stuart" anzufangen, für welche die Einzelkräfte der Gesellschaft keineswegs ausreichen, müssen wir bezweifeln. Das Drama gibt eigentlich nur zwei Mal Veranlassung, eine geniale Kunst der Inscenirung zu zeigen: in der Audienzscene im zweiten Act, wenn Elisabeth die französischen Herren empfängt, und im letzten Act, wenn Maria Stuart von ihren Frauen umgeben den Weg zum Schaffot antritt. Hier zeigten die Meininger ihre gewohnte Meisterschaft: die Hofetiquette bei der „jungfräulichen Königin" mit den rückwärts abgehenden Hofherren und Pagen, den im Hintergrunde aufgestellten Trabanten kam in den malerisch nach einander entstehenden Gruppen so schön zum Ausdruck, daß man nur eine Stimme des Lobes hörte. Und wie düster und stimmungsvoll war der Gang der schottischen Königin zur Hinrichtung mit den auf der Treppe die Hände ringenden Frauen und dem ganzen die Schauer des Todes athmenden Apparat durchgeführt! Aber zur „Maria Stuart" gehört auch eine — Maria Stuart, und das ist es, woran die Meininger augenblicklich einen empfindlichen Mangel leiden. Fräulein Lorenz sieht gut aus und hält sich noch besser, aber in ihr wohnt kein dramatisches Leben, sie sagt auswendig gelernte Verse auf, aber sie ist keine Künstlerin aus eigenen Mitteln. Die Meininger haben dann bei der Darstellung der Fitgerschen „Hexe" gezeigt, daß sie noch die Alten sind und jeder Concurrenz ruhig ins Antlitz blicken können. Das Stück lernten wir schon vor fünf Jahren im Nationaltheater kennen, es baut sich auf einem kühnen Grundgedanken auf und verräth einen kraftvollen männlichen Geist, der leider viel zu sehr im Abstracten lebt, als daß ihm psychologisch feinere Entwicklungen gelingen könnten. Es ist immer nur ein Gesichtswinkel, unter dem wir die Menschen kennen lernen: in ihrem Verhältniß zur Freiheit der Forschung und Wissenschaft am Schluß des Dreißigjährigen Krieges, und es geht dabei nicht ohne mancherlei Anachronismen ab. Aber wenn auch der dramatische Nerv kein starker ist, bleibt doch die theatralische Anschauung, die aus dem Trauerspiel spricht, eine bemerkenswerthe, und hier haben denn auch die Meininger in der glücklichsten Weise den Hebel angesetzt. Die Friedensverkündigung im ersten Act, die als unbeschreiblich stimmungsvolles Durcheinander von Glockengeläute, Fanfaren, Volksrufen und Kanonendonner von der Straße herab in das Studirzimmer des Helden dringt, war wieder so echt meiningisch, daß die Wirkung nicht ausbleiben konnte, und mit der Scene auf dem Kirchhof, wenn nach dem zwei Mal losbrechenden und sich wieder beruhigenden Volkslärm der Tumult des aufgestachelten Pöbels immer größer wird, bis zu dem unisono angestimmten „Wir glauben All' an einen Gott!" haben unsere Thüringischen Gäste einen Erfolg errungen, wie sie ihn unmittelbarer und nachhaltiger sich nicht wünschen konnten. Der Geist fanatisirter Massen ist nie verständnißinniger auf der Bühne dargestellt worden, die Scene wirkte wie ein plötzlich einschlagender Blitz.

Eugen Zabel.

Notizen.

Reinhold Buchholz' Reisen in West-Afrika. Nach seinen hinterlassenen Tagebüchern und Schriften. Nebst einem Lebensabriß des Verstorbenen von Carl Heinersdorff. Leipzig, Brockhaus.

Wenn ich heute ein Buch bespreche, welches vor beinahe vier Jahren erschienen, so habe ich dazu eine triftige Veranlassung. Ich las in neuester Zeit verschiedene Mittheilungen über Cameroon und die benachbarten Landstriche an der Küste von West-Afrika, speciell an der Küste von Süd- oder Nieder-Guinea, welche mich an vor Jahr und Tag Gelesenes gemahnten. In Folge dessen suchte ich lange vergeblich in der neueren Reiseliteratur der Franzosen, Engländer und Deutschen. Endlich fand ich die Quelle, welche so vielfach benutzt und so wenig genannt wird. Es ist das oben angeführte Buch des allzufrüh, am 17. April 1876, verstorbenen Reinhold Buchholz, Professors der Zoologie an der Universität Greifswald und Directors des dortigen naturwissenschaftlichen Museums. Lediglich im Dienste der Wissenschaft und mit eigenen Mitteln, die er an seinem kärglichen Einkommen sich abgespart hatte, jedoch auch unterstützt von der Humboldt-Stiftung, hat Buchholz in Begleitung der Doctoren Lühder und Reichenow im Juni 1872 seine Fahrt nach dem äquatorialen Westafrika unternommen, wo er das Gebiet der Goldküste, das Land und die Gebirge von Cameroon (vulgo Kamerun), Fernando-Po, Gabun, das Flußgebiet des Ogowi u. s. w. wissenschaftlich durchforschte. Erst im November 1875 kehrte er zurück in die Heimath; und da ihn dort schon ein halbes Jahr nach seiner Rückkehr der Tod hinwegraffte, so war es ihm nicht vergönnt, selbst seine Reise zu erzählen und die Schätze, welche er von derselben mitgebracht hatte, wissenschaftlich zu verwerthen. Sein Freund Heinersdorff hat nach den Aufzeichnungen des Verstorbenen die Reise beschrieben in diesem Buche, welches wir dem deutschen Publicum, das sich für die in neuerer Zeit so viel genannten Gebiete von Cameroon, Bimbia, Fernando-Po, Gabun u. s. w. interessirt, als eine ansprechende, klare und belehrende Lectüre auf das Beste empfehlen. Und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil Professor Buchholz der Mann ist, der die Wahrheit sagen konnte und auch sagen wollte. Er war einer der bedeutendsten jüngeren Zoologen. Ausgerüstet mit umfassenden Kenntnissen aller Hülfsmittel der modernen Zoologie, ausgezeichnet in der Handhabung

Digitized by Google

des Mikroskops, reich bewandert in der Literatur zahlreicher Sprachen, war er ein Arbeiter von eminenter Genauigkeit und unermüdlicher Ausdauer. Mit dieser Genauigkeit und dieser Ausdauer hat er denn auch diese westafrikanischen Gebiete, welche gegenwärtig im Vordergrunde der öffentlichen Discussion stehen, bereist, beobachtet, durchforscht und geschildert. Heut zu Tage haben sich die politischen und wirthschaftlichen Parteien jener Gebiete als eines angeblich passenden Gegenstandes für ihre zum Theil mehr leidenschaftlichen als kenntnißreichen Erörterungen bemächtigt; und Angesichts dieser Sachlage, welche der Ermittelung der Wahrheit nicht allzu günstig ist, dürfen wir es als eine wahre Wohlthat betrachten, daß wir in Buchholz eine Autorität besitzen, welche erhaben steht über jenem Treiben und die von dem Gegenstande eine Kenntniß hat, welche jenem Erforderniß wahrer Wissenschaft entspricht, das Lord Bacon zusammenfaßt in den treffenden Worten: „Vere scire est per causas scire". Karl Braun-Wiesbaden.

* * *

Die allgemeine Literaturgeschichte des unermüdlichen Prof. De Gubernatis in Florenz hat sich um zwei weitere Bände ausgedehnt: Geschichte des Romans und Geschichte der Geschichtsschreibung, erstere mit ihrem Florilegium aus allen Zeiten und Literaturen. In beiden Bänden findet sich manches Gute und einiges Neue, aber gerne sähe man die moderne Zeit, unser eigenes Jahrhundert eingehender behandelt und auch in den Auszügen reichlicher bedacht. Der italienische Roman seit 1860 verdient es wahrlich nicht, sozusagen ignorirt zu werden. Wenigstens dem eigenen Lande hätte der italienische Verfasser nach unserer Ansicht das Vorrecht einer specielleren Behandlung gönnen sollen. — In demselben Verlage (U. Höpli, Mailand) erschienen neulich Prof. Boitos Vermischte Aufsätze, welche besonders auch die Ausflüge dieses berühmten Lehrers der Kunstgeschichte ins Ausland (nach Deutschland und Frankreich) in anmuthiger und origineller Weise erzählen. — In einem zierlichen Bändchen hat endlich der 84jährige Uebersetzer Andrea Maffei seine so getreue und so reizend einfache metrische Uebertragung von Goethes „Hermann und Dorothea" neu aufgelegt (U. Höpli in Mailand). B.

* * *

Henrik Steffens. Ein Lebensbild von Richard Petersen. Aus dem Dänischen von Al. Michelsen. Mit Porträt. Gotha, F. A. Perthes.

Das Buch ist im dänischen Original 1881 erschienen, 1883 von der Kopenhagener Gesellschaft der schönen Künste mit dem ersten Preise gekrönt worden. Diesen Preis mag es wegen seiner gründlichen Kenntniß der dänischen Literatur verdienen; die der deutschen würde ihm gewiß keinen Preis verschafft haben. Hauptquelle für deutsche Literaturgeschichte ist dem Verfasser Julian Schmidt, für politische Geschichte Varnhagens Tagebücher; zwei vortreffliche Bücher, die aber nicht als einzige Quellen benutzt werden dürfen. Doch liegt es mir fern, diesen Quellen zuzuschreiben, daß der Verfasser den bekannten Justus Gruner mit Consequenz Grüner nennt, daß er von dem Turnlehrer Otto Jahn spricht, wenn er den Turnvater F. L. Jahn meint, daß er den berühmten Philologen F. A. Wolf blos A. Wolf citirt, und daß er die „blaue Blume" des Dichters Novalis zu einer „blauen Kornblume" macht. Von einem Uebersetzer, der nicht ganz handwerksmäßig arbeitet, hätte man Verbesserungen solcher Dinge erwarten dürfen. Er, der in großen Zorn geräth, da der Verfasser einmal ein Wort gegen die „Herrnhuter" sagt (S. 353), hätte in gerechten Zorn gerathen dürfen, da der Verfasser sich unterfängt von den „Wolfenbüttler Fragmenten" zu behaupten, „sie führten den Ursprung des Christenthums auf bloßen Betrug zurück" (S. 138); er hätte auch ein Wort darüber sagen können, daß der Autor Steffens im Jahre 1789 Goethes Faust zum größten Theil auswendig lernen läßt (S. 25), während bekanntlich das erste Fragment des Faust 1790 erschienen ist! — Indessen nach solchen Auswüchsen soll man nicht das ganze Buch beurtheilen. Der Verfasser kennt seinen Autor und weiß ihn und die Zeit geschickt darzustellen. Aber Steffens wiederbeleben wird er nicht: weder seine Naturphilosophie, noch seine naturwissenschaftlichen Leistungen, weder seine Romane, noch seinen Altlutheranismus, weder seine strenge Kirchlichkeit, noch seinen mystischen Unsinn. Was an Steffens bedeutsam ist, das ist die mächtige allgemeingeistige und speciell patriotische Anregung, die er gab zu einer Zeit, da der Geist erschlafft und der Patriotismus außer Mode war. Er, der Däne, hat gar manche Deutsche deutsch zu sein gelehrt. Aber freilich davon hat Steffens selbst anmuthig in seiner Selbstbiographie „Was ich erlebte" gehandelt. Vielleicht hat Petersens Buch das Verdienst, diese Selbstbiographie Manchem in Erinnerung zu rufen. Und noch dann hätte er ein gutes Werk gethan! L. G.

* * *

Satura, Grillen und Schwänke von Ludwig Fulda. (Leipzig, Karl Reißner.)

Das vorliegende Werkchen eines jugendlichen Poeten hat den Vorzug der Originalität. Wenn man eines der neuerlich so beliebten Bücher voller Schwänke nach altdeutschem Muster oder voller Scheffeliaden erwartet, so wird man stark getäuscht. Die „Satura" enthält neben Gedichten von mehr gutmüthiger Ironie scharfe, satirische Geißelhiebe nach allen Seiten hin, und was die Hauptsache ist: diese Hiebe treffen. Dazu präsentiren sich dieselben nicht etwa als Kapuzinaden im beliebten Knüppelvers, sondern in einer gefälligen Form, die ein starkes poetisches Talent verräth. Wir wüßten in diesen sicher gehandhabten Strophen, in den Ottave Rime wie im Sonett, kaum eine saloppe Wendung, einen erzwungenen Reim oder einen holperigen Versfuß aufzumutzen, wohl aber müssen wir uns an mancher eleganten Wendung, an großer Leichtigkeit in der Findung des Reims und an schneidigscharfen Worthieben erfreuen. Dabei gelingen dem Dichter auch ernste Töne, wie in „Einst und Jetzt". Seine Hauptstärke bleibt freilich immer seine schonungslose, halb sarkastische, halb humoristische Kritik modernen Lebens und moderner Zustände, insbesondere auf literarischem und künstlerischem Gebiet. Dabei fällt mehr als ein treffendes Wort, das ein gereiftes Urtheil und scharfe Beobachtungsgabe in glücklichster Weise verräth. Daß auch manchmal dabei über die Schnur gehauen und in jugendlichem Sturm und Drang — für den der Dichter auch eine Lanze bricht — das Kind mit dem Bade ausgeschüttet wird, versteht sich fast von selbst und war kaum zu vermeiden im Eifer des Gefechts für eine gute und gerechte Sache. Das Witzigste ist der „Schwank von Petrus und den Geistesrittern", das Bedeutendste entschieden die „Flattergedanken eines unfreiwilligen Bücherwurms", deren Schluß nur hätte ganz wegfallen sollen. Wenn sich der junge Dichter von dem allzu derb-offenen Ton des Polterers fernzuhalten versteht und mehr an die tändelnde Satire z. B. eines Roquette hält, dem sein Buch gewidmet ist, so wird er uns noch mit manch weiterem „Nesselstrauß" willkommen sein. T—n.

* * *

Der Herr Commerzienrath. Eine moderne Geschichte von Max Vogler. (München, Georg Pollner.)

Nach der Bezeichnung „eine moderne Geschichte" glaubten wir eine Erzählung von leider sehr modernem, krassem Realismus, so eine Art von Zola in deutschem Sedezformat zu finden, davon ist aber hier keine Rede. Es weht sehr viel jugendlicher, deutscher Idealismus in dem Buche, und wenn auch die Erzählung ganz und gar in modernen Verhältnissen wurzelt und die Hauptfigur derselben leider wirklich ganz nach der Natur gezeichnet ist, so würde ein moderner Realist doch niemals einen reichen Baron erfinden, der dem Hauslehrer seines verstorbenen Enkels sein Gut und Vermögen vermacht. Die Hauptstärke des Buches liegt eben in der Charakterzeichnung des Commerzienraths, und als Charakterbild fassen wir das Ganze auf. Hier hat der Verfasser scharfe Studien nach der Wirklichkeit gemacht und zeichnet mit unerbittlichem Griffel. Dem widerwärtigen Materialismus des Hauptvertreters steht die jugendfrohe und strebensmuthige Idealität der jüngeren Vertreter des männlichen Geschlechts in wirksamem Contrast gegenüber. Am wenigsten gefällt uns die Commerzienräthin, die durch ihre nicht genügend motivirte Verheirathung mit einem ungeliebten Manne doch sehr an Sympathie einbüßt, und die Vereinigung der beiden Liebenden am Todtenbette des Gatten der Dame berührt nicht ganz angenehm. T—n.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"

Königin Augusta-Strasse 12.

Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Edmondo de Amicis,
Konstantinopel.
Deutsch von **A. Burchard.**
2. Ausgabe.
1884. Preis 5 *M.* brosch., 6 *M.* in Bädekerbd, ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen, auch direkt zu beziehen.
„Das Werk ist zu den glänzendsten literarischen Erscheinungen unserer Zeit zu zählen."
„Staatsbürgerzeitung".
Orientreisenden von allerhöchstem Werth.
Rostock. **Wilh. Werthers** Verlag.

Soeben erscheint:
Die Aristokratie des Geistes
als Lösung der socialen Frage.
Ein Grundriss
der natürlichen und der vernünftigen
Zuchtwahl in der Menschheit.
gr. 8. eleg. broch. *M.* 3.—
Leipzig. Verlag von **Wilhelm Friedrich.**

Für Roman-Schriftsteller.
Gute Romane dramatisirt ei. Theater-Schriftsteller. Bei Bühn.-Erfolg Tantième z. Hälfte. Adr. sub **„Theater"** an d. **Annonc.-Exped.** von **Haasenstein & Vogler** in **Hamburg** erbeten.

Geschichte
der
italienischen Literatur
von
ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit
von
C. M. Sauer.
Leipzig, Verlag v. Wilhelm Friedrich. 1884.
Preis 9 *M.*; elegant gebunden 10 *M.* 50 *S.*

Die Sauer'sche „Geschichte der italienischen Literatur" bildet einen selbständigen Theil der von der Verlagshandlung herausgegebenen „Geschichte der Weltliteratur in Einzeldarstellungen". Das Werk, in erster Reihe für jene Kreise des sich für italienische Literatur interessirenden Publikums bestimmt, welche eine genauere Kenntniss dieses reichen und anziehenden Schriftthums zu erlangen wünschen, ohne, gleichviel aus welchem Grunde, im Stande zu sein, solche unmittelbar aus italienisch geschriebenen Literaturgeschichten zu schöpfen, hat von Seiten der deutschen und italienischen Kritik die anerkennendste Aufnahme gefunden.

Haidekraut.
Ein neues Skizzen- und Bilderbuch
von
Johannes Scherr.
Vornehme Ausstattung [Prochaska's „Salon-Bibliothek"] brosch. M. 4.50, geb. M. 5.—
Neu! [Im Buchhandel!

Eine renommirte Verlagsbuchhandlung **sucht gute Novellen, Romane und wissenschaftliche Werke** (Medicin, Naturwissenschaften, Technologie, Nationalökonomie) unter **vortheilhaften Bedingungen** zu erwerben.
Offerten sub **T. G.** durch die Expedition der „Gegenwart" erbeten.

Verlag der **J. G. COTTA'**schen Buchhandlung in **Stuttgart.**

Anonymi
de situ orbis libri duo.
E codice Leidensi nunc primum ed. **M. Manitius.**
8°. XVI u. 84 Seiten. *M.* 5.—

Der Kaiser Hadrian.
Gemälde der römisch-hellenischen Welt zu seiner Zeit.
Von
Ferdinand Gregorovius.
Dritte Auflage, der zweiten neugeschriebenen unveränderter Abdruck.
8°. X u. 505 Seiten. *M.* 10.—. Eleg. geb. *M.* 12.—

Zur Geschichte
des
Bauernkriegs in Südwestdeutschland.
Von
Dr. Karl Hartfelder.
8°. VIII u. 476 Seiten. *M.* 8.—

Die Urkunde.
Ihre Behandlung und Bearbeitung für Edition und Interpretation.
Zur Anleitung bei Archivbenützung.
Von
Dr. Friedrich Leist.
8°. VIII u. 143 Seiten. *M.* 5.—

Geschichte der Erziehung
vom Anfang an bis auf unsere Zeit.
In Gemeinschaft mit einer Anzahl von Gelehrten und Schulmännern bearbeitet von
Prälat **Dr. K. A. Schmid.**
Erster Band: **Die vorchristliche Erziehung** bearbeitet von
K. A. Schmid und G. Baur.
Gr. 8°. VI u. 333 Seiten. *M.* 10.—
Das Werk ist auf vier Bände berechnet, deren in jedem Jahr einer erscheint.

Altdeutsches Lesebuch in neudeutscher Sprache.
Von
Karl Simrock.
Zweite, teils vermehrte, teils verkürzte Auflage.
8°. XIV u. 414 Seiten. *M.* 5.—

Im Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig** erschien:
Iwan Turgenjew.
Eine literarische Studie
von
Eugen Zabel.
Mit Porträt.
In engl. Leinwand gebunden. Preis 4 *M.*
Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 38. Berlin, den 20. September 1884. Band XXVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Deutschland und England in Afrika. Von Karl Blind. — Die französische Volksschule unter der dritten Republik. Von Max Valentin. — **Literatur und Kunst:** Ein Jugendstück Lessings. Von Erich Schmidt. — Ein vergessener Vorläufer des modernen Socialismus. Von Georg Adler. — Mein Prozeß mit Meyerbeer. Von Henri Blaze de Bury. — Die Münchener Mustervorstellungen 15.—31. August 1884. Von Heinrich Welti. — **Aus der Hauptstadt:** Von den Theatern. Von Z. — Eine neue Operette im Walhallatheater. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Deutschland und England in Afrika.

Von Karl Blind.

Bekanntlich hat der Papst einmal, indem er einfach einen Strich auf der Landkarte zog, gleich einen ganzen neuentdeckten Erdtheil jenseits des Weltmeeres dem Vatican angegliedert. An dies etwas veraltete Verfahren erinnert uns die Nachricht: Lord Derby habe vor, im verständnißinnigen Zusammenwirken mit der Capregierung auf das gesammte Hinterland von Angra Pequena Beschlag zu legen. Vielleicht gedenkt er auch die Kalahariwüste so nebenbei mitzunehmen; und wenn diese, warum nicht im selben Sprung sogar die Sahara, überhaupt ganz Afrika, soweit es noch nicht in anderweitigem europäischen Besitz ist?

Ohne Zweifel ist der kleine Anschlag auf das Hinterland von Angra Pequena zu der Zeit „abgekartet" worden, wo die Häupter der Transvaalregierung in London weilten und die Spitzen der Capverwaltung hierher berufen worden waren, um dem Gladstone'schen Cabinet als vertraulicher Beirath zu dienen. Lord Derby hatte Einsicht genug gehabt, um nicht, durch den Versuch einer Fortsetzung des Zwanges gegen die Boeren, ein „zweites Irland" (das ist sein eigener Ausdruck) für das Reich zu schaffen. Weit mehr als Gladstone, der sich doch so entschieden, unter Beaconsfields Regierung, für das Recht des Transvaalstaates auf Wiederherstellung der vollkommenen Unabhängigkeit ausgesprochen hatte, zeigte daher Derby Bereitwilligkeit, mit den Herren Krüger, Smit und Du Toit zu einem befriedigenden Abkommen zu gelangen. Das ist uns von dem dolmetschenden Mitgliede der Transvaal-Abordnung selbst mitgetheilt worden.

Man könnte sich daher mit Fug wundern, daß der englische Minister für die Ansiedelungen, obwohl er neue Verwickelungen in Südafrika fürchtet, sich sowohl in Bezug auf Angra Pequena, als auch auf das Hinterland desselben zu Aeußerungen und Plänen hergeliehen hat, welche in Deutschland wie in der südafrikanischen Republik höchst übel vermerkt werden mußten. Die Erklärung des Widerspruches liegt in der Persönlichkeit Lord Derbys. Er gilt als ein kühl verständiger Mann, entbehrt aber der eigentlichen Festigkeit. Von der conservativen Partei ist er zur liberalen mehr herübergeschwankt, als übergegangen. Im „psychologischen Augenblick" (wie das uralte Wort lautet) hat ihn dann Gladstone, beim gesellschaftlichen Zusammensein auf dem Landgute eines Freundes, beim Knopfloch genommen und vollends herübergezogen.

Daß wir Lord Derby, so weit er in afrikanischen Dingen ins Spiel kommt, richtig beurtheilten, wird sich aus Nachfolgendem ergeben, das am 3. Juni geschrieben war. Wir sagten da:

„Neuerdings hat Lord Derby bei der Frage über Angra Pequena eine sonderbare Auffassung gezeigt, die kaum ernsthaft genommen werden kann. Die Nähe eines Gebietes an einer englischen Ansiedelung soll, wenn auch England keinen Anspruch auf dies Gebiet selbst je erhoben hat oder zu erheben gedenkt, als unübersteigliches Hinderniß gegen die Besitznahme seitens einer anderen Macht gelten! Man braucht diesen Satz nur zu wiederholen und dann einen Blick auf die Karte der verschiedenen Welttheile zu werfen, wo grenznachbarlich die Ansiedelungen von allerhand Völkern und Staaten neben einander liegen, um Lord Derbys Ansicht für einen Scherz, und zwar keinen guten, zu halten. Indessen, bange machen gilt nicht; auch ist Lord Derby der Letzte, der unnöthigerweise einen solchen Versuch machen würde. Daß Deutschland in einer Angelegenheit, wie die von Angra Pequena, überhaupt zu unterhandeln brauchte, dürfte man billig bezweifeln. Soll irgend etwas geschehen, so ist nicht zu unterhandeln, sondern zu handeln. Der hohen obrigkeitlichen Bewilligung durch eine Fremdmacht bedarf Deutschland bei derlei Dingen ebensowenig, wie England. Diejenigen, die sich hier so stellen, als seien sie der Ansicht, daß Deutschland bei einem oberlehnsherrlichen Neptun mit dem Dreizack („quos ego!") erst anzufragen habe, lachen selbst innerlich darüber. Der sichere Erfolg einer einfachen Nichtbeachtung der von Lord Derby entwickelten Meinung sei hiermit, was unsere Ansicht betrifft, feierlich verbürgt. Was auch unser Volk noch zu thun haben mag, um seine volle Einheit und seine freie Regierung herzustellen, hohe Zeit ist es wahrlich, daß Deutschland mit seiner erinnerungsreichen Hansavergangenheit in die ihm gebührende Stellung zur See und jenseits der Meere tritt."

An anderer Stelle haben wir es ausgesprochen: daß, wenn es sich lohne, in Angra Pequena Fuß zu fassen, dies nicht durch eine bloße Schutzherrschaft für die Erwerbungen eines Handelshauses, sondern offen und in unmittelbarer Weise geschehen, auch Deutschlands Absicht durch Bezeichnung jener Gegend als „Hansa-Bucht" und „Hansa-Land" männiglich klar gemacht werden sollte. Wir haben also nicht auf die Ereignisse gewartet, um nachträglich eine zustimmende Erklärung abzugeben. Solche die Nation betreffenden Angelegenheiten sind vom Parteistandpunkte des Einzelnen unabhängig. Im Ringen für das Volksthum Schleswig-Holsteins, im Widerstande gegen Frankreichs Eroberungsgelüste, im Culturkampf gegen das römische Bonzenthum kann nur die eine Losung gelten: „Deutschland über Alles!"

Digitized by Google

So auch in den Ansiedelungsfragen.

Lord Derby hat sich das deutsche Vorgehen in Angra Pequena schließlich gefallen lassen — wie vorhergesagt worden. Gleich der diplomatischen Anfrage selbst war aber das lange Zögern in Berlin, nach unserer Ueberzeugung, ein Fehler. Wer die Engländer kennt, weiß, daß sie vor raschem, unabhängigem Handeln — wobei die Höflichkeit durchaus nicht ausgeschlossen war — weit mehr Achtung gehabt hätten. Das endliche Eingreifen Deutschlands übrigens vermuthend, oder wenigstens nicht verstehend, warum man drüben so gar schüchtern verfuhr, suchte das englische Cabinet mittelst der Cap-Regierung dem jungen Unternehmen auf einem Seitenwege beizukommen. Die leicht zu merkende Absicht ist klar: ohne sich an dem Kindlein selbst zu vergreifen, möchte man es ringsherum so unterbinden, daß ihm die Lebenskraft ausginge.

Es darf wohl bezweifelt werden, ob Lord Derby sich in derlei Pläne eingelassen hätte, wenn Deutschland von vornherein kräftiger in der Sache aufgetreten wäre. Die Engländer beobachten ihre Nebenbuhler aufmerksamer, als man es nach ihrem äußeren Gebahren oft vermuthen sollte. Selten ist das englische Gesicht der Spiegel dessen, was hinter ihm vorgeht. Ohne daß eine Miene zuckt, reift da der Entschluß. Ihrer Kraft, aber auch der Grenzen ihrer Kraft sich wohl bewußt — denn das gewaltige, in allen Welttheilen wurzelnde Reich ist ja keine Soldatenmacht —, studiren die Engländer eine Lage, ohne daß der Fremde es gewöhnlich merkt, und handeln dann, je nach Umständen, mit fast unglaublicher Keckheit. Oder auch sie unterlassen jegliche That, wenn sie auf der anderen Seite großen Ernst, gepaart mit Kraft, finden.

Alles in Allem genommen, halten wir es für angezeigt, daß Deutschland die berichtete Erklärung, es sei das gesammte Hinterland von Angra Pequena geschlossen und dem englischen Besitze in Südafrika angegliedert, nicht als rechtskräftig anerkennt. Dies kann in der höflichsten Form geschehen; und wenn es geschieht, würde die Transvaalrepublik wohl ihre Befriedigung über solche Nichtanerkennung aussprechen. Eine wirkliche Besitznahme jenes Hinterlandes durch die Engländer ist ja einstweilen thatsächlich gewiß nicht möglich. Ebensowohl könnten sie das Land bis zum Zambesistusse oder noch weiter hinauf für ihr Gebiet erklären; und das wäre doch nur ein hohles Wort, da sie sich Land und Volk erst mit den Waffen aneignen müßten. Solche ins Blaue hinein angekündigte Aneignungen gelten nicht. Oder würden sich andere Mächte etwa daran kehren, wenn Deutschland morgen ankündigte: ganz Neu-Guinea gehöre ihm?

Die südafrikanische Republik und der Oranjefreistaat sind beide darauf angewiesen, sich nicht durch das weitere Vorgreifen einer Macht einschnüren zu lassen, deren conservative Regierung die Gewaltthat gegen das Transvaalvolk beging und deren liberale Regierung, trotz der vorhergegangenen Reden Gladstones und Hartingtons, erst durch eine in England angeregte Bewegung der öffentlichen Meinung gezwungen werden mußte, den Krieg abzubrechen und später weitere Zugeständnisse zu machen. Man weiß in Pretoria und in Bloemfontein, worauf die proconsularische Partei in England abzielt. Gern würde man daher an beiden Orten eine deutsche Darlegung im obengenannten Sinne sehen und mit lebhaftem Vergnügen begrüßen.

Es war einst das Verdienst der Hansa, die Ostsee, dann auch das Deutsche Meer von jenen Seeräubern gereinigt zu haben, welche ihr furchtbares Treiben allmählich bis zur Meerenge von Gibraltar ausdehnten. Nordische Fürsten und deutsche Edelinge hatten diesen Unfug der „Likedeeler" oder Vitalsbrüder, die sich als „Gottes Freund und aller Welt Feind" bekannten, vielfach begünstigt. Doch die hansischen Holken- und Orlogsschiffe machten dem Unwesen ein Ende, und die Verbrecherköpfe fielen unter dem Schwert des Henkers zu Hamburg.

Das waren deutsche Seeräuber, denen da das Handwerk gelegt wurde; und es hieße die Dinge allzu ernsthaft nehmen, wollte man den neuesten, von drei englischen Schmacken verübten „Seeräuberstreich" zum Vergleiche heranziehen. Immerhin bleibt es Deutschlands Pflicht, die Sicherheit in der Nordsee wiederherzustellen. Gebührende Festigkeit ist auch da wünschenswerth, zumal da man sich in England schon darauf verlegt hat, den Vorgang als einen bloßen Fischerjux darzustellen. Ob im Uebrigen, in Bezug auf die sog. schwimmenden Branntweinbrüder, eine bessernde Maßregel vielleicht durch die beiderseitigen Staaten zu ergreifen wäre, wird sich hoffentlich aus der Untersuchung ergeben.

Mit derselben Entschiedenheit, mit der dem Rechte Deutschlands zur Anerkennung verholfen werden muß, ist aber der Hetze entgegenzutreten, welche jetzt von Einigen ganz unterscheidungslos wider die gesammte englische Nation betrieben wird. Auch jetzt noch finden sich, trotz wochenlang hin und her geschleuderter Beschuldigungen, in England Stimmen genug, die von einer Verfeindung eindringlich abrathen. Naturgemäß sind die beiden Völker auf ein gutes Einverständniß angewiesen. Schulter an Schulter haben sie wiederholt für Europas Unabhängigkeit gegenüber herrschsüchtigem Welttyrannenthum gekämpft. In Bezug auf die Grundrechte der Selbstregierung kann der Deutsche noch genug vom Engländer lernen, wenngleich Montesquieu Recht mit dem Worte hat: „daß Englands Freiheiten aus Germaniens Wäldern kamen", und obschon selbst Algernon Sidney in seinen „Gesprächen über die Regierungsform" noch deutsche Freiheiten im Vergleich zu damaligen englischen Zuständen hervorhob.

Lange genug haben wir in England gelebt, um die Tüchtigkeit seines Volkes, den Werth seiner staatlichen Einrichtungen zu schätzen und zu wissen, daß für alle weiteren nothwendigen Verbesserungen die freiheitlichen Grundlagen vorhanden sind. Kein Uebelwollen bewegt uns gegen dies stammverwandte Volk, dies freie, große und mächtige Land; nein, vielmehr nur herzliche Zuneigung zu seinem besseren Selbst. Die scharfe Beurtheilung begangener Fehler hat ihren Grund und ihre Berechtigung in dem Wunsche, Englands Schild von häßlichen Flecken gereinigt zu sehen. Und mit diesem Wunsche stimmen, was sich gerade in der Transvaalfrage gezeigt hat, die Besten in England selbst überein. Wohl hatten Wenige seit 1881 mit uns gehofft, daß die eigentliche Unabhängigkeit der südafrikanischen Republik errungen werden könne. Es ist aber doch geschehen, und darin liegt ein Beweis von dem in England enthaltenen gesunden Kerne des Fortschritts.

Stimmen wir daher nicht in unterscheidungslose Angriffe ein, welche schließlich noch in einem Sturmlauf gegen den „Parlamentarismus" gipfeln dürften. Dieser Parlamentarismus geht, was die Oberaufsicht über Englands auswärtige Politik seitens der Volksvertretung betrifft, gerade unter Gladstone's Führung leider mehr und mehr in die Brüche. Allein in inneren Angelegenheiten ist davon — wenigstens für den Geschmack hoher Herren jenseits der Nordsee — noch allzuviel übrig; und diesen könnte es wohl passen, wenn England, wenigstens in der Presse, jetzt sammt und sonders in die Pfanne gehauen würde. So möchten wir unsererseits nicht mißverstanden sein. Was an England Gutes ist, und es hat des Guten sehr viel, das bleibe nach wie vor hoch in Ehren gehalten.

Die französische Volksschule unter der dritten Republik.

Von Max Valentin.

Frankreich ist auf dem Gebiete der Schule in den letzten Menschenaltern durchaus nicht an der Spitze der Civilisation marschirt, vielmehr weit hinter anderen Staaten, selbst solchen zweiten und dritten Ranges, zurückgeblieben. Als bei Gelegenheit der Wiener Weltausstellung von 1873 der französische Statistiker Levasseur alle Länder der Erde nach der Entwicklung der Volksbildung ordnete, mußte er Frankreich an die zwanzigste Stelle setzen. Diese Rückständigkeit hat natürlich ihre schlimmen Einflüsse auf die französischen Zustände gehabt, andrerseits aber

Digitized by Google

die Möglichkeit gewährt, neuerdings in eine so einheitliche und tiefgreifende Reform einzutreten, wie sie bisher kein Staat kennt, wie sie früher niemals erfolgt sein würde, und zu der sich andere Völker bei ihren bereits befriedigenderen Verhältnissen auf lange Zeit hinaus gar nicht gedrängt fühlen werden. Die Kirche hatte bis vor kurzem die Herrschaft über das französische Unterrichtswesen besessen und jede Einbuße an Macht siegreich abgewehrt; jetzt bereut sie wahrscheinlich ihre Hartnäckigkeit, weil die unausbleibliche Gegenströmung nicht mehr mit kleinen Concessionen sich begnügen will, sondern die letzten Fundamente des kirchlichen Einflusses hinwegzuschwemmen sich anschickt.*)

Nach 1876 beginnt die mit bewundernswürdiger Energie betriebene Reorganisation des ganzen Volksschulwesens in Frankreich. In diesem Jahre hatte eine vom Minister Waddington veranstaltete Untersuchung die erschreckende Thatsache enthüllt, daß in den 36,000 Gemeinden des Landes der Neubau von 17,320 Schulhäusern nothwendig war; 3239 Schulhäuser waren anzukaufen oder zu erweitern, 6458 zu vergrößern, 7381 zu renoviren und in 19,857 fehlte die nothwendige Ausrüstung. Der für diese Zwecke erforderliche Aufwand wurde damals auf 250 Millionen Franken geschätzt. Die Republik war rasch zu diesen außerordentlichen Aufwänden für Herstellung von Schulhäusern entschlossen, nachdem sich die Erfolglosigkeit der kleinen Subventionen des Staates — welche in den letzten Jahren des Kaiserreiches je 2 Millionen, im Jahre 1870 5 Millionen, dann aber wieder jährlich nur ungefähr 2 Millionen und erst 1877 wieder 5 Millionen betrugen — schlagend herausgestellt hatte. Ein vom Minister Bardoux im December 1877 eingebrachtes Gesetz wurde deshalb von Kammer und Senat fast ohne Debatte gutgeheißen und hierdurch den Gemeinden auf fünf Jahre hinaus für jedes Jahr Darlehen von 12 Millionen Franken für Schulbauten zur Verfügung gestellt, Darlehen, welche die Gemeinden dadurch verzinsen und zugleich zurückzahlen, daß sie 31 Jahre hindurch fünf Procent des Kapitals entrichten. Den ärmsten Gemeinden durfte der Minister vier Jahre lang jährlich 15 Millionen (im Ganzen also 60 Millionen) zu gleichem Zwecke zuwenden, ohne daß eine Rückzahlung eintrat. Aus Anlaß der Bewilligung ähnlicher Subventionen und Darlehen für Gymnasien und höhere Mädchenschulen wurden dann durch Gesetze vom 3. Juli 1880 und vom 2. August 1881 die Verzinsungs- und Tilgungsbedingungen der Darlehen noch günstiger gestellt, und Darlehen sowohl als auch Subventionen für Elementarschulhäuser um je 50 Millionen erhöht.

Der Schulbesuch war ebenfalls in Frankreich sehr mangelhaft und zeigte noch dazu immer langsamere Fortschritte. Die Zahl der Schüler wuchs jährlich von 1837 bis 1847 um 3,5 Procent, von 1850 bis 1863 um 2,3 Procent, von 1865 bis 1866 um 1,7 Procent, von 1872 bis 1877 um 1,6 Procent. Auch die absolute Zahl der Kinder, welche überhaupt keine Schule besuchten, war erschreckend groß. Im Jahre 1877 wurden in Frankreich 4,502,894 Kinder zwischen 6 und 13 Jahren gezählt, von welchen 3,878,151 in einer Schule eingeschrieben waren, während nicht weniger als 624,743 keine Schule besuchten; die Kinder, welche zu Hause unterrichtet wurden, konnten nur auf etwa 10,000 angeschlagen werden, so daß also beinahe 14 Procent der im Schulalter stehenden Kinder ohne Unterricht waren. Sodann war der Schulbesuch der zur Schule geschickten Kinder ein sehr unregelmäßiger, ferner verließen die meisten Kinder schon nach dem elften Jahre ihre Lehrer wieder, die meisten gelangten demnach nur zu sehr oberflächlichen Kenntnissen, die rasch wieder der Vergessenheit anheimfielen. Betrug doch unter den Rekruten die Zahl der Analphabeten, die von 1849 bis 1879 jährlich nur um 1 Procent zurückging, im Jahre 1879 noch immer 30 Procent!

Gegen diese Mißstände griff nun die Republik zu dem Mittel, das andere Staaten schon lange zur Anwendung gebracht hatten — zum Schulzwang. Natürlich waren in Frankreich des Oefteren schon Anläufe in dieser Richtung gemacht worden, immer aber ohne Erfolg. 1848 arbeitete der Unterrichtsminister Carnot einen Gesetzentwurf aus, der den Schulzwang einführte, aber durch die conservative Partei in der Nationalversammlung zu Falle gebracht wurde. Thiers äußerte damals bei einer Commissionssitzung im Sinne der Majorität: „Der Elementarunterricht braucht nicht Jedermann zugänglich zu sein; denn er ist ein Luxus, und der ist nicht für Jedermann." Unter dem Kaiser Napoleon III. befürwortete der Minister Duruy in einem am 1. Januar 1864 über das Unterrichtswesen erstatteten Bericht, „ein Mittel, das Viele empfehlen und das in vielen Ländern angewendet wird, nämlich die allgemeine Schulpflicht und zwar nicht nur die Pflicht zum Eintritt in eine Schule, sondern auch zum Besuch einer solchen während einer gewissen Zeit". Der Krieg mit Deutschland führte auch in diesen Fragen einen allgemeinen Umschwung der Ansichten herbei. Anfang 1877 trat der Abgeordnete Barodet, ein gemaßregelter Schullehrer, der es zum Bürgermeister von Lyon gebracht hatte, mit einem umfassenden Reformplan vor die Kammer, der auch den Schulzwang enthielt. Eine Commission gab später dem Entwurf, unter Annahme seiner wesentlichsten Bestimmungen, eine mannichfach veränderte Gestalt und brachte ihn im December 1879 in Form eines Gesetzes von 109 Artikeln unter Beifügung einer eingehenden Begründung bei der Kammer wieder ein. „Ihr Bericht, von Paul Bert verfaßt, dem berühmten Vivisector und Unterrichtsminister im Ministerium Gambetta, ist ein Meisterstück souverainer Beherrschung eines umfangreichen Stoffes und klarer und scharfer, aber freilich auch einseitiger Argumentation. Wenn er in der Kammer nicht zur Annahme und nicht einmal zur Discussion gelangt ist, so ist er doch das Programm geworden, nach welchem seitdem die Reform des Volksschulwesens verfolgt und nunmehr zu einem guten Theil verwirklicht ist." Am 28. März 1882 kam das Gesetz über den Schulzwang zu Stande. Die hierher gehörigen wesentlichsten Bestimmungen lauten:

> Art. 4: Der Elementarunterricht ist für die Kinder beider Geschlechter vom vollendeten sechsten bis zum vollendeten dreizehnten Lebensjahr obligatorisch; er kann ihnen in einer Elementar- oder Mittelschule, in einer öffentlichen oder Privatschule, oder in der Familie durch den eigenen Vater oder eine beliebige von ihm zu bezeichnende Person ertheilt werden.
>
> Art. 16: Die in der Familie unterrichteten Kinder haben sich nach Ablauf des zweiten Schuljahres jährlich einer Prüfung zu unterwerfen, die sich auf den ihrem Alter entsprechenden Unterrichtsstoff der öffentlichen Schulen bezieht... Wenn die Prüfung ungenügend ausfällt und keine von der Prüfungscommission als ausreichend anerkannte Entschuldigung beigebracht wird, werden die Eltern angewiesen, das Kind innerhalb acht Tagen in eine öffentliche oder Privatschule zu schicken und dem Maire die gewählte Schule anzuzeigen.

Wenn ein Kind öfter ohne Entschuldigung die Schule versäumt, so wird der Vater zunächst vor die auf dem Rathhaus zu versammelnde Schulcommission vorgeladen und an seine Pflicht erinnert. Verletzt er diese von Neuem innerhalb zwölf Monaten, so wird sein Name, Vorname und Stand unter Beifügung der ihm zur Last fallenden Handlung zwei bis vier Wochen lang öffentlich am Rathhaus angeschlagen; im zweiten Wiederholungsfalle stellen die Schulbehörden Strafantrag beim Friedensrichter.

Die bisher geschilderten Reformen bezogen sich mehr auf das Technische der Volkserziehung; sie sicherten den Schulbesuch und sie sorgten für die nöthigen Schulgebäude. Die französische Unterrichtsreform hat sich aber noch ganz andere Ziele gesteckt, als die, allen Kindern ein gewisses Maß von Kenntnissen zu verschaffen; ihr Bestreben geht weiter dahin, die Schule von der kirchlichen Bevormundung zu befreien und ganz unter die Leitung des Staates zu bringen. Hier hat die französische Republik ein Stück des schweren Kampfes aufgenommen, der keinem modernen Staate erspart bleibt, und zwar, wie nicht zu leugnen ist, mit großem Geschick und mit ungewöhnlicher Energie. Den stärksten Schlag gegen den kirchlichen Einfluß führte sie wohl

*) Vergl. für das Folgende die ausgezeichnete Schrift von Prof. Dr. Ludwig Jolly in Tübingen: Die französische Volksschule unter der dritten Republik. Tübingen 1884, Laupp.

Digitized by Google

mit der Bestimmung, daß der Religionsunterricht in den öffentlichen Schulen ganz und gar zu entfallen, daß der öffentliche Lehrer mit dem Religionsunterricht gar nichts zu thun habe, daß selbst der Geistliche den facultativen Religionsunterricht nicht in der Schule ertheilen dürfe, daß vielmehr am Sonntag und an einem anderen Tage der Woche die Schule auszusetzen sei, damit die Kinder außerhalb der Schulgebäude mit den Grundzügen der christlichen Religion vertraut gemacht werden können. Nach Artikel 1 des Gesetzes vom 28. März 1882 hat der Elementarunterricht nur zu umfassen: Moral- und Bürgerlehre, Lesen und Schreiben, französische Sprache mit den Elementen der französischen Literatur, Geographie, besonders die von Frankreich, Geschichte, besonders die von Frankreich bis auf die Gegenwart, die für das tägliche Leben wichtigsten Kenntnisse des Rechts und der Volkswirthschaftslehre, die Elemente der Naturgeschichte, Physik und Mathematik und ihre Anwendung auf die Landwirthschaft, Industrie und Hygiene, ferner Handfertigkeit und Gebrauch der Werkzeuge der wichtigsten Gewerbe, die Elemente des Zeichnens, Modellirens und der Musik, Turnen, für die Knaben militärische Uebungen, für die Mädchen weibliche Handarbeiten. Diese gewaltsame Loslösung der Schule vom Religionsunterricht rief natürlich auf der klerikal-conservativen Seite den erbittertsten Widerstand hervor, der Herzog von Broglie, Jules Simon, Chesnelong und Andere vertheidigten den überkommenen Zustand mit glänzender Beredsamkeit, jedoch vergebens; die französische Republik war fest entschlossen, die Kirche von dem unschätzbar wichtigen Gebiete der Jugenderziehung zu verdrängen.

Selbst die rasche Aufhebung des Schulgeldes, welche durch das Gesetz vom 16. Juni 1881 erfolgte, ist mit durch dieses Streben zu erklären. Allerdings hatte man sich in Frankreich schon seit längerer Zeit immermehr der unentgeltlichen Volksschule genähert, die Zahl der vom Schulgeld befreiten Schüler hatte 1863 38 Procent, 1867 41 Procent und 1879 bereits 60 Procent betragen. Ferner lag dem Staate die Uebernahme der Schulgeldlast ziemlich nahe, weil er stets bedeutende Zuschüsse an solche Gemeinden zu zahlen hatte, welche die ihnen für Schulzwecke zustehenden Besteuerungsquellen erschöpft hatten und damit nicht auszukommen vermochten. Aber nicht weniger stark als diese Erwägungen bestimmte den Staat in seiner Politik die Absicht, durch Beseitigung jeglichen Schulgeldes den Privatschulen der geistlichen Lehrorden die Concurrenz mit den öffentlichen Schulen zu erschweren oder gar unmöglich zu machen. Man rechnete darauf, daß die Lehrorden nicht auch das Schulgeld aufheben könnten und daher bei voller Unentgeltlichkeit des Unterrichts in den öffentlichen Schulen mindestens die ärmeren Schüler an diese verlieren würden. Diese Schwächung des Einflusses der Geistlichen auf die Kindererziehung gab den Ausschlag für die vorgeschlagene Maßregel, wenn dem Staate durch dieselbe auch nicht unbedeutende Mehrausgaben erwuchsen. Thatsächlich tragen nämlich heute Staat und Departements den ganzen persönlichen Aufwand für die Volksschule mit Ausnahme des Betrags, der durch die vierprocentigen Zuschläge der Gemeinden zu den Staatssteuern aufgebracht wird. Das Volksschulwesen ist Staatssache geworden und die Gemeinden und Departements haben dem Staate nur eine Beihülfe von je 13 bis 14 Millionen zu leisten. Im Ganzen hat das Gesetz über die Unentgeltlichkeit des Unterrichtes in Verbindung mit den Bestimmungen über die Vermehrung und Verbesserung der Schulhäuser die Staatsausgaben für das Volksschulwesen vom Jahre 1882 an auf mehr als das Doppelte ihres bisherigen Betrages erhöht. Während dieser Aufwand 1881 auf 34 Millionen berechnet war, wurde er für 1882 auf 86 und für 1883 auf 89 Millionen veranschlagt.

Einen weiteren Schlag gegen die kirchlichen Lehrorden führte die Republik durch das Gesetz über die Lehrerprüfungszeugnisse vom Jahre 1881. Vorher brauchten nämlich nur die Hauptlehrer an den Elementarschulen eine Lehrerprüfung zu bestehen — nur das Maturitätszeugniß, die Priesterweihe, die Zulassung zu einer höheren staatlichen Specialschule und die dreijährige Thätigkeit als Schulpraktikant befreite hiervon —, während bei den Hauptlehrerinnen der Obedienzbrief der Ordensoberin genügte und bei Nebenlehrern, Nebenlehrerinnen und Untervorsteherinnen überhaupt kein Befähigungsnachweis verlangt wurde. Im Gegensatz zu diesen Bestimmungen verfügt das Gesetz von 1881, daß die Ausübung des Amts als Haupt- oder Nebenlehrer oder als Haupt- oder Nebenlehrerin an einer öffentlichen oder privaten Kleinkinderschule durch den Besitz des staatlichen Lehrerprüfungszeugnisses, bezw. des Zeugnisses für Kleinkinderschullehrerinnen bedingt ist, und daß alle bisher zugelassenen Vertretungen dieser Zeugnisse ausgeschlossen sind. Soweit die genannten Personen ihre Aemter ausüben, ohne die nunmehr obligatorischen Zeugnisse zu besitzen, haben sie sich innerhalb Jahresfrist zur Prüfung zu stellen; wenn sie die Prüfung nicht bestehen, können sie sich ihr bis October 1884 wiederholt unterziehen. Das Gesetz bestimmt zwar eine Menge Ausnahmen für die schon lange angestellten älteren Lehrkräfte, denen ihre frühere Stellung erhalten bleiben soll, trotzdem wird von 1884 ab die Zahl der kirchlichen Lehrer und Lehrerinnen sicherlich gewaltig zusammenschmelzen, weil viele der nothwendigen Prüfung nicht gewachsen sein werden. Besonders die weiblichen Lehrorden werden wahrscheinlich sehr bald auf die bescheidene Bedeutung herabsinken, auf welche die männlichen Lehrorden schon lange im Volksschulwesen beschränkt sind. Unterrichteten doch die geistlichen Lehrerinnen im Jahre 1877 im Ganzen 1 331 573 Mädchen, die weltlichen dagegen nur 1 059 097; dagegen hatten die männlichen Lehrorden, deren Obedienzbrief schon durch das Gesetz von 1833 die Geltung verlor, von den 25 418 öffentlichen und privaten Knabenschulen nur 2878 in Besitz, während 22 540 mit weltlichen Lehrern besetzt waren. Für den zu erwartenden Mehrbedarf an weltlichen Lehrkräften hat die französische Regierung durch Förderung der Lehrer- und Lehrerinnenseminare bereits im Voraus Fürsorge getroffen.

So hat die französische Schulpolitik binnen weniger Jahre Großes und Bleibendes geleistet. Nur einen Mangel zeigt sie, der ihr leicht verhängnißvoll werden könnte und den auch Jolly scharf hervorhebt: sie hat noch nichts Genügendes für die Verbesserung der finanziellen Lage der Lehrer gethan. Zu Anfang des laufenden Jahres bezogen von den 90 000 männlichen und weiblichen Haupt- und Nebenlehrern in runden Zahlen 4500 Gehalte von 1900 Franken und mehr, 9000 hatten Gehalte zwischen 1301 und 1900 Fr., 21 000 waren mit 1001 bis 1300, ebenso viele mit 801 bis 1000 Fr. bezahlt, 22 000 erhielten 601 bis 800 Fr. und 8700 mußten sich mit 600 Fr. und weniger begnügen. Mit solchem Material, das auf alle denkbaren Nebenbeschäftigungen und Nebenverdienste angewiesen ist, und das womöglich in der Organisten- und Meßnerstellung wiederum in Abhängigkeit von dem Pfarrer geräth, läßt sich natürlich lange nicht alles Erreichbare erreichen, und der Gesetzentwurf von Paul Bert, der den Lehrern jede bezahlte oder unbezahlte Thätigkeit im Kirchendienst verbietet, die Anstellung von männlichen geistlichen Lehrern an öffentlichen Schulen sofort und von weiblichen nach Ablauf von drei Jahren untersagt und endlich die Minimalgehalte aller Lehrer und Lehrerinnen in fünf Klassen auf 1000 bis 2200 Fr. normirt, hat leider bei der bedenklichen Finanzlage Frankreichs augenblicklich wenig Aussicht auf Annahme. Die angegebenen Bestimmungen bedeuten für den Staat eine sofortige jährliche Ausgabenvermehrung von 19 Millionen, die in dem Maße wie das Vorrücken in die höheren Klassen stattfindet, bis auf 47 Millionen steigen würde. Die Entscheidung über das Gesetz ist vorläufig bis zur Feststellung des Budgets für 1885 vertagt worden; der Entwurf desselben ist aber so ungünstig ausgefallen, daß eine weitere Vertagung wenigstens aller Bestimmungen von finanzieller Bedeutung nach Jolly nicht zu vermeiden sein wird.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Ein Jugendstück Lessings.

Von Erich Schmidt.

Die leider so trümmerhaft auf uns gekommenen Satiren des Petronius bieten in schlankem, knappem Stil eine Novelle dar, welche für die blutigste Verhöhnung weiblicher Treue zu gelten hat. Eine als Ausbund von Tugend anerkannte Epheserin hat sich, untröstlich über den Verlust ihres Gatten, mit einer Magd in seinem Grabmal eingeschlossen und harrt, schon fünf Tage ohne Nahrung, des vereinigenden Todes. Ebendamals waren in nächster Nähe etliche Räuber ans Kreuz geschlagen worden. Der Soldat, dem die Bewachung dieser Leichen oblag, gewahrte einen Lichtschimmer zwischen den Monumenten, vernahm die Klagen der Wittwe und trat neugierig in das Gewölbe, worin er zuerst Gespenster zu erblicken wähnte. Nach Reden und Gegenreden holte er sogar seine bescheidene Zehrung herbei. Die Magd, durch den Duft des Weines verführt, langte bereitwillig zu, und tröstende Mahnungen bewogen die Matrone ein Gleiches zu thun, denn Niemand hört es ungern, wenn man ihn zum Essen und zum Leben nöthigt. Die von der Zofe unterstützten Schmeichelkünste des stattlichen und beredten Kriegers bethörten die schöne Frau bald bis zu völliger Hingebung. Bei verschlossener Thür pflog die allgemein todtgeglaubte Matrone in dem Gewölbe drei Nächte lang der Liebe mit dem Soldaten. Inzwischen wurde der Leichnam des einen Räubers von Verwandten gestohlen. Der sorglose Wächter betheuerte nach dieser Entdeckung, daß er sich durch Selbstmord der Bestrafung entziehen wolle, und bat um einen letzten Ruheplatz in dieser Gruft. Da rief die so mitleidige wie schamhafte Matrone: mögen die Götter verhüten, daß ich zugleich die Doppelbestattung der beiden theuersten Männer schaue; ich will lieber den Todten ans Kreuz heften, als den Lebendigen umbringen. Der Soldat machte sich den Einfall der klugen Frau zu Nutze, und am nächsten Tage standen die Leute verwundert vor dem Kreuz. So erzählt Eumolgos; einer der Zuhörer aber bemerkt: wäre der Kaiser gerecht gewesen, so hätte er den Mann wiederum bestatten, das Weib aber kreuzigen lassen! Und in einigen von den vielen Versionen dieser wahrscheinlich aus Indien nach Europa gewanderten proteischen Novelle wird nicht nur das Vergehen der treulosen Wittib noch erhöht, sondern auch das Endurtheil des petronischen Lycas grimmig ausgeführt. Handelt die Matrone so entsetzlich wie in Chamissos Lied von der Weibertreue, schlägt sie dem Mann einen Zahn aus und verübt sie noch ganz andere Verstümmlungen, um seinen Leichnam dem gestohlenen ähnlicher zu machen, setzt sie in einer nahverwandten Erzählung Voltaires das Rasirmesser an die Nase des nur Todtgeglaubten, so entpuppt sich wohl bei einem mittelalterlichen Gewährsmann der Krieger als ein grimmer Rächer und ersticht die Frevlerin unter Worten des Abscheus. China, dem indische Buddhisten, schwerlich abendländische Vermittler die höhnische Fabel zuführten, gestaltete sie mit tiefem Pessimismus dahin um, daß ein Weiser, die Tugend seiner jungen Gattin zu prüfen, sich todt stellt und ihr ein Phantom in Gestalt eines verführerischen Scholaren ins Haus schickt. Sie erliegt einer Lockung nach der andern, und als es gilt, aus Menschenhirn eine Arznei für den vornehmen Jüngling zu gewinnen, schlägt sie den Sarg mit einem Beil entzwei und will den Schädel des vermeinten Todten zerhacken — da erhebt sich strafend der entsetzte Gemahl. Die Phantome verschwinden; die Frau erhenkt sich; der Mann steckt das Haus in Brand, zerschmettert nach einem bitteren Abschiedsgesang seine liebe Flöte, zieht von dannen und heirathet nimmer.

Anders einige moderne Nachfolger unseres ältesten Berichterstatters Petron. Lustig beschloß La Fontaine seinen an feinen Wendungen reichen Conte von der rasch getrösteten, erfinderischen Epheserin mit einem frivolen Schellengeläut: was verschlägt's? mieux vaut goujat debout qu'empereur enturé.

Die Matrone vergoß auf der englischen Bühne ihre Wittwenzähren; sie sprach oder trällerte mehr als einmal auf den Brettern von Paris, wo als letzter La Motte 1754 ein Klingsbergisches Paar gegen die hübsche Wittwe anrücken ließ und den gefährlichen Vorwurf mit talentlosem Leichtsinn über das Knie brach. Er hat gleich La Fontaine das Ende dadurch abgeschwächt, daß der ruchlose Vorschlag wie eine kleine Lustspielintrigue von der Zofe ausgeht. Diese Entlastung, nach welcher die Wittwe keinem eigenen Einfall folgt, versäumte Lessing nicht, aber sie schien ihm nicht entfernt zu genügen, als ihn sein kritischer Beruf in Hamburg wieder auf den Stoff führte, den er schon als Leipziger Student, wir wissen nicht wie, zu bewältigen versucht hatte. Die Beurtheilung des La Motteschen Machwerks entzündete naturgemäß in dem Dichter der „Minna von Barnhelm" die Lust, durch ein anderes „Soldatenglück" den Beweis zu liefern, wie eine so widerborstige epische Vorlage dramatisirt werden müsse. Auch mochte es ihn locken, mit reifem Können einen Plan aufzuheben, den er einst neben Weiße als unausführbar hatte fallen lassen, und dem treu nach Petron gearbeiteten jugendlichen Alexandrinerstück des Leipziger Freundes nun eine gefährlichere Concurrenz zu bereiten.

Die principiellen Unterschiede zwischen Epos und Drama beobachtend, äußerte er in einer offenbar nur seinem neuen Vorhaben zu Liebe angebrachten Abschweifung der Hamburgischen Dramaturgie, daß schon so manche wirklich komische Erzählung in der dramatischen Gestaltung verunglückt sei. „Zum Exempel Die Matrone von Ephesus ... Der Charakter der Matrone, der in der Erzählung ein nicht unangenehmes höhnisches Lächeln über die Vermessenheit der ehelichen Liebe erweckt, wird in dem Drama ekel und gräßlich. Wir finden hier die Ueberredungen, deren sich der Soldat gegen sie bedient, bei weitem nicht so fein und dringend siegend, als wir sie uns dort vorstellen. Dort bilden wir uns ein empfindliches Weibchen ein, dem es mit seinem Schmerze wirklich ernst ist, das aber den Versuchungen und ihrem Temperamente unterliegt; ihre Schwäche dünkt uns die Schwäche des ganzen Geschlechts zu sein; wir fassen also keinen besondern Haß gegen sie; was sie thut, glauben wir, würde ungefähr jede Frau gethan haben; selbst ihren Einfall, den lebendigen Liebhaber vermittelst des todten Mannes zu retten, glauben wir ihr des Sinnreichen und der Besonnenheit wegen verzeihen zu müssen; oder vielmehr eben das Sinnreiche dieses Einfalls bringt uns auf die Vermuthung, daß er wohl auch nur ein bloßer Zusatz des hämischen Erzählers sei, der sein Märchen gern mit einer recht giftigen Spitze hat schließen wollen. Aber in dem Drama findet diese Vermuthung nicht statt; was wir dort nur hören, daß es geschehen sei, sehen wir hier wirklich geschehen; woran wir dort noch zweifeln können, davon überzeugt uns unser eigener Sinn hier zu unwidersprechlich; bei der bloßen Möglichkeit ergötzte uns das Sinnreiche der That, bei ihrer Wirklichkeit sehen wir bloß ihre Schwärze; den Einfall vergnügte unsern Witz, aber die Ausführung des Einfalls empört unsere ganze Empfindlichkeit; man wende der Bühne den Rücken und verlange gleich dem Kaufmann bei Petron die Kreuzigung eines solchen Weibes: „Und diese Strafe scheint sie uns um so viel mehr zu verdienen, je weniger Kunst der Dichter bei ihrer Verführung angewendet; denn wir verdammen sodann in ihr nicht das schwache Weib überhaupt, sondern ein vorzüglich leichtsinniges, liederliches Weib insbesondere. — Kurz die Petronische Fabel glücklich auf das Theater zu bringen, müßte sie den nämlichen Ausgang behalten und auch nicht behalten, müßte die Matrone so weit gehen und auch nicht so weit gehen. — Die Erklärung hierüber anderwärts."

Dies „anderwärts" ist eben das Theater. Die That des Dramatikers soll die klugen Andeutungen des Dramaturgen ergänzen. Wahrscheinlich hat Lessing in Hamburg schon vor dem eben citirten 36. Stück das eilige, aber bereits in den Hauptsachen sichere Scenar von nur fünf Auftritten geschrieben und gleich nach dem 1. September 1767 darauf den erweiterten ersten Entwurf gegründet, der den letzten, neunten, Auftritt vollständig bietet, jedoch gerade die schwierigsten, feinsten Partien nur skizzirt. Dann

Digitized by Google

trat eine Pause ein. Erst neben und nach den Studien über den Tod in der antiken Kunst, die ja auch gelegentlich zu Petron führten, betrieb Lessing die nicht mehr skizzenhafte, sondern endgiltige Dialogisirung. Zum Theil wörtlich dem älteren Entwurfe folgend, ist sie Torso geblieben. Daß die Arbeit nicht ununterbrochen vor sich ging, lehrt die schwankende Benennung des Todten, der erst Telamon, dann Kassander heißt.

Der Schauplatz dieses Lustspieles ist der unlustigste, den sich die Komödie je ausgesucht: ein halbdunkles Grabgewölbe, feucht und zugig, darin zwei Särge, einer geschlossen, der andere offen. Zwischen den Sarkophagen schlummert die trostlose Antiphile, während Mysis, die Magd, sich eben den Schlaf aus den Augen reibt und bitterböse Bemerkungen über die kalten Nächte in dieser vom pfeifenden Wind und klatschenden Regen getroffenen Höhle macht. Sie ist sehr ungehalten über die Herrin: „Wenn sie den Schnupfen bekommt, so mag sie es haben. Ja so, sie will sterben. Ob man mit oder ohne Schnupfen stirbt, Sterben ist Sterben." Das triste Epigramm stimmt zu dem unheimlichen Ort. Ein Geräusch unterbricht die Stille. Wo eine Zofe ist, darf der Diener nicht weit sein, rühmte Lessing; den beiden Frauen müssen zwei Männer ebenso verschiedenen Ranges gegenüberstehen; wird der gemeine Soldat des Petron nothwendig zum Offizier befördert, so ist Raum für einen Offiziersburschen; auf Tellheim, Werner, Just folgen die Soldaten Philokrates und Dromo. Die reichere Ausführung der Personen zweiten Ranges wird auch hier den bedenklichen Ernst der Haupthandlung mildern und verschleiern, die spaßige Pointure des niedrigen Paares werden die Vermessenheit und den Wankelmuth in dem höheren Paare annehmbarer machen und nach der gefährlichen Krisis die Hand zu einem leichten Epilog gemäß der alten Lustspieltechnik bieten. Dromo also tappte, von dem Lichtschimmer herbeigezogen, in das Grab. Seine Laterne hat ihm der Wind ausgeblasen. Er traut anfangs wie der Soldat des Petron den Dingen da unten nicht, hält Mysis für eine böse Geistin und ihre Lampe für Blendwerk — „das scheint nicht, das scheint nur zu scheinen" sagt so ein Lessingscher Dromo, — und sucht furchtsam das Gespenst durch einen freundlichen Titel nach dem andern zu begütigen, bis er sich tastend von den ziemlich compacten Reizen seiner Geistin überzeugt und, in diesem Studium beruhigt fortfahrend, von Mysis die Entschlüsse der jungen Wittwe erfährt. Nach Dromo soll jede Wittwe flugs einen andern Mann nehmen; „aber hier wird sie ihn schwerlich finden" ist sein Zusatz, die ironische Ankündigung unseres Themas. Mysis nimmt die Partei der vielgescholtenen Frauen und fragt, ob ihr Widerpart auch einer von den abgeschmackten Spöttern sei, die an die Treue der Frauen nicht glauben? Behüte, entgegnete Dromo-Lessing, glaube ich doch an Gespenster, warum nicht an die Treue der Frauen; „ich glaube an Alles, was nicht so recht gläubig ist." Doch, und zwar wieder mit stärkster Ironie läßt der epigrammatische Dichter die Zofe antworten: „Er war es nicht werth, an diese heilige Stätte zu kommen, wo sich nun bald ein Beispiel der ehelichen Liebe ereignen wird, dergleichen die Welt noch nie gesehen". Dromo hört darauf die Patrouille und enteilt, denn sein Hauptmann sei ein Teufel. Allmählich erwacht die verzweifelte Antiphile, doch nur, um mit der hartnäckigen Spitzfindigkeit eines gestörten, bloß auf einen Punkt gerichteten Sinnes von ihrem einzig geliebten Manne zu schwärmen und in diesen theils heftigen, theils herb lüstelnden Phantasien und Raissonnements sogar der großen Diana von Ephesus zu fluchen, in deren Tempel sie über Opfern die letzten Augenblicke des Gatten versäumte. Nochmals wirft Lessing, der in diesen Fragmenten stark in der Manier der „Emilia Galotti" arbeitet, eine Menge Lichter aufsetzt, die Exposition mit feinen Rück- und Seitenblicken, den Stil mit brillant geschlossenen Facetten etwas geschraubt ausstattet, einen Trumpf der Ironie hin. „Bei Allem" ruft Antiphile, „was in jener Welt schrecklich und heilig ist, bei ihm, bei dem die Götter zu schwören sich scheuen, — schwöre ich, daß ich nie, nie diesen Ort ohne den Geliebten meiner Seele verlassen will!" Gleich darauf nennt Mysis bedeutungsvoll den Hauptmann; schon betritt dieser mit Dromo den Eingang; Antiphile stellt sich schlafend; nach dem ersten Entwurf schlief sie wirklich. Nun, wo die Matrone im Innern doch von unbewußter, allmählich bewußterer Gefallsucht in einer nachlässigen, aber vortheilhaften Stellung auf dem Sarg liegt, strengt Lessing Alles an, was er an jener Stelle der Dramaturgie verlangt hat. Keine Kunst der Verführung darf gespart werden. Die Wittwe ist gezwungen, jedes Wort zu hören, das von den Lippen des bewundernden Kriegers kommt. Will Mysis den unberufenen Tröster mit der Versicherung abweisen, ihre Herrin wolle nicht getröstet sein, so antwortet Philokrates, ein echter Dialektiker aus Lessings Schule: wenn sie getröstet sein wollte, wäre sie schon getröstet; die nicht getröstet sein wollten, denen sei Trost am nöthigsten. Während Dromo, der auf ein „Sie schläft" der Zofe nur ein sehr ungläubiges „Noch?" brummt, seine kecken Liebkosungen bei der halbwilligen Mysis fortsetzt, steht Philokrates staunend vor der schönen Matrone und träufelt ihr das Gift verwirrender Schmeicheleien ins Ohr. Er überschaut ihre göttlichen Formen bei der Fackelbeleuchtung, die ihm Dromo wie einem Kunstschwärmer im Museum besorgen muß. Aber dies rührende Bild einer klagenden Venus, einer unverwelklichen Hebe, es lebt; diese Schlummernde hört, wie der Eindringling die Lieblichkeit des Namens Antiphile preist, wie er unwillig die Dienerin verbessert, welche von den vierundzwanzig Jahren der Herrin spricht, wie er mit der Betheuerung, es sei unmöglich, ein solches Weib nicht zu lieben, voll Leidenschaft fragt, ob der entseelte Gemahl sie nach Verdienst mit der Liebe, der inbrünstigsten Liebe geliebt? Bei der von Mysis verneinten Frage nach etwaigen Kindern kehrt Antiphile ihr Antlitz ab, giebt aber dadurch dem kühnen Enthusiasten nur neuen Anlaß zu einer feinen Zergliederung ihrer unendlichen Reize, als wolle er eine von göttlichem Lebensodem leise durchhauchte Statue analysiren. Und an eine Statue hat Lessing wirklich in dieser raffinirten Rede des Hauptmanns gedacht — die Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet" beweist es — an die schlafende Ariadne („die vermeinte Kleopatra im Belvedere"). Hingerissen will Philokrates die runde, weiße Hand küssen, die so nachlässig im Schoße liegt, als Antiphile erwacht oder vielmehr die Komödie des Erwachens spielen muß. „Schöne Leidtragende", „fromme Wittwe", „großmüthige Frau", „Beste ihres Geschlechts", „Krone der Frauen", solche bei Petron vorbereitete Ehrentitel hört sie aus dem Munde des ihre Verzeihung anflehenden Soldaten. Dieser hat keine gekreuzigten Räuber zu bewachen, sondern nach einem siegreichen Streifzug gegen die Kolophonier und der Niedermachung mehrerer Gefangener den Richtplatz zu hüten. Er bittet Antiphile um ein Dach gegen Wind und Wetter. Die Einreden finden kein Gehör. Dromo wird nach Tisch und Stühlen ausgeschickt. Neue Einsprache der Ueberrumpelten weist der Eroberer mit einer Flut von Versicherungen, daß ihr bekanntes Gelübde, ihr gewisser Tod jede üble Auslegung niederschlage, zurück und eilt fort, um einige Vorkehrungen für das Abendessen und auch das Uebernachten zu treffen. Schon ist Antiphile so weit in die Enge getrieben, daß sie schwächlich auf das Urtheil der Welt hingewiesen hat. Sie muß sich in einem Wortwechsel über ihr Erwachen und die verliebten Erdreistungen des Gastes von Mysis sagen lassen, daß eine Frau auch am Grabesrande die Augen aufschlage, um einen aufrichtigen Anbeter kennen zu lernen. Sie will sogar trotz der witzelnden Zofe das Gewölbe verlassen, das sie nie zu räumen geschworen hat, aber des Hauptmanns rasche Rückkehr schneidet ihr die Flucht ab, und der zweite Theil dieses von Lessing allerdings mit diabolischer Berechnung ausgeführten Sieges über weibliche Entschlüsse beginnt. Der Abgewiesene, scheinbar zu einem vorwurfsvollen Rückzug Entschlossene gibt sich für einen nahen Freund des Todten aus. Eine höchst calculirte Steigerung des Dialogs macht ihn zum Vertrauten der Wittwe:

Antiphile. Die Götter wissen es, wie gern immer unser Dach den Fremdling, den Schutzlosen aufgenommen! Ganz Ephesus nannte Kassandern den Gastfreien. — Aber wer fordert in einem Grabmal das Gastrecht.

Philokrates. Kassander? — Wen nennen Sie da, Madame?

Digitized by Google

Ant. Wen sonst als ihn?

Phil. Ihren Gemahl? — Aber doch nicht Kassandern, des Metrophanes Sohn?

Ant. Des Metrophanes Sohn.

Phil. Des Metrophanes Sohn, den Phylarchen?

Ant. Den Phylarchen.

Phil. Den Phylarchen? Den großmüthigen bei allen Bedürfnissen des Staats sich selbst erbietenden Liturgen?

Ant. Ihn! eben ihn!

Phil. Und dieser Kassander ist todt? Und dieser Kassander war ihr Gemahl?

Ant. Und Sie haben ihn gekannt?

Phil. Ob ich ihn gekannt habe, diesen tapfersten, edelsten, besten Soldaten aller Männer von Ephesus.

Mysis, sehr zufrieden mit der glückverheißenden Entwickelung der Dinge, merkt sogleich, daß Philokrates sich das Epitaphium draußen beim Fackelschein eingeprägt und Herrn Kassander sein Lebtag nicht gesehen hat. Aber Antiphile erliegt allen Gefahren dieser List, welche ungleich geschickter ist als das Orakel im ersten Entwurf, Philokrates solle die beste Frau bei den Todten finden. Gemeinsames Schwärmen und Klagen bringt Mann und Weib gar bedenklich nahe, und Antiphile, entzückt, Liebe und Freundschaft zu Einem Opfer für den theuren Todten zu vereinigen, nöthigt nun sogar den Hauptmann zum Bleiben. Mysis und der Landsknecht Dromo freuen sich im Hintergrund der inzwischen heller und wirthlicher gewordenen Scene dieses verwegenen Duetts, worin Philokrates den Jammer um den allzu früh Verstorbenen berauschend mit der Schmeichelei für die Schönste, die der Freund sterbend eingebüßt, vermischt, Antiphile aber die bestrickende Wollust, in solchen Wunden zu wühlen, begierig kostet. So geht es Schritt für Schritt langsam, unaufhaltsam vorwärts. Mit einem Ruck scheint sich der Krieger seines rauhen, dem wollüstigen Schmerz fremden Berufs zu entsinnen. Wie es in Lessings schon citirter Abhandlung heißt: Das Sterben habe nichts Schreckliches, „nur so und so sterben, mit Schimpf und Marter sterben, kann schrecklich werden und wird schrecklich", so sagt der Hauptmann mit guter Motivirung für eine folgende Scene von dem Soldaten: „er soll gefaßt sein, dem Tod unter allen Gestalten, auch den gräßlichsten entgegenzugehen, und er weint ob der sanftesten dieser Gestalten, die seinen Freund in die Arme nahm und vorantrug? Nicht der Tod, sondern der Tod mit Unehre ist das Einzige, was ihm schrecklich sein soll." Diese Erwägung bringt ihn auf die schimpflichen Pfähle da draußen, er wird von seinem unausstehlichen, verantwortlichen Posten sprechen, Dromo wird bestürzt melden — — aber Lessing bricht mit einer Reihe beredter Gedankenstriche da ab, wo der Dramatiker den aus Petron bekannten Ausgang lassen und doch nicht lassen, wo die Matrone so weit gehen und doch nicht so weit gehen soll.

Im Scenar und im ersten Entwurf meldet Dromo, ein Leichnam sei gestohlen; Mysis wagt es, den Kassander als Ersatzmann vorzuschlagen; Antiphile willigt ein, um das gefährdete Leben des Hauptmanns zu retten; Dromo frohlockt über den Erfolg seiner Lüge, welche die schöne Wittwe zu einer rascheren Erklärung gezwungen; mit einem Seufzer über ihre Beschimpfung folgt die Matrone dem Philokrates; Mysis und Dromo beschließen das neue Soldatenstück, wie Franciska und Werner das ältere. Aber Mysis wird übers Jahr nicht Frau Generalin oder Wittwe sein, denn die freche Scene entrollt vor ihrer parodistischen und epigrammatischen Besiegelung ein böses Stück Soldatenleben:

Dromo. Ich will hoffen, mein Kind, daß Sie mit in den Kauf geht. Ich brauche also nicht lange um Sie zu handeln. — Wenn Sie heirathen will, heirathe Sie einen ehrlichen Soldaten! Bleibt er, so tritt sein Vordermann, sein Nebenmann, sein Hintermann an seine Stelle. Bleiben die auch, so ist ein anderer Kamerad gleich bei der Hand. Kurz, wenn Sie einen Soldaten heirathet, so kann Sie eigentlich nicht zur Wittwe werden, als bis der Henker die ganze Compagnie auf einmal holt. Und das geschieht so leicht nicht. Wir haben itzt in der Armee ein Weib, das bezieht schon die ganze Compagnie zwei Mal.

Mysis. Ja, so gut wird's der zehnten nicht.

Dromo. Soll's Ihr auch wohl so gut werden? — Nein, alsdann möcht' ich doch wol lieber dein letzter als dein erster Mann sein — —

Mysis. Mache, daß wir ihnen nachkommen!

Dromo. Und diese heilige Stätte verlassen, wo sich ein Beispiel der ehelichen Liebe ereignet hat, o dergleichen — dergleichen — dergleichen die Welt alle Tage sieht.

Mysis. Grausames, undankbares Geschöpf! Ist es nicht genung, daß Ihr uns verführt, müßt Ihr uns auch noch verspotten?

Warum stockte Lessing, da ihm doch schon die Schlußscene und ein letztes Frageſätzchen im Stil der „Emilia" bereit lag? Er hatte in der Dramaturgie noch viel zu freigebig gerechnet. Auch als bloßes Spiel widerstrebte der frevle Ausbruch dem Theater, denn mit Leichen scherzt man nicht, und die häßliche Geschichte der Matrone von Ephesus konnte selbst von einem so findigen Rechenmeister in kein Lustspiel verwandelt werden, weil zwischen den Sarkophagen einer Gruft auch die geistreichste Farce beleidigt. Diese Bedenken sind in Lessings letzten Gedankenstrichen ausgedrückt. Sie haben Unberufene, wie Professor Rahbek und Hinzemann nicht abgehalten, den Torso des „Theatralischen Nachlasses" leichthin für die Bühne zu ergänzen. Als aber Boie Ende Mai 1771 an Knebel schrieb, Lessings neues Stück, die Matrone von Ephesus, „das er im vollen Unmuth über einige mißlungene Versuche das Sujet zu behandeln, verfertigt hat", sei zwar vollendet, doch werde es vom Verfasser aus Abneigung gegen alles Theater geheim gehalten, da sollte das Experiment einer sparsamen, bohrenden, lüstelnden Lustspielsprache in der höhern Sphäre der Tragödie durchgebildet triumphiren. Die „Matrone von Ephesus", ein espritvolles, aber unmögliches Stück, ist eine Stilübung nach, neben und vor den verschiedenen Fassungen der „Emilia Galotti".

Ein vergessener Vorläufer des modernen Socialismus.

Von Georg Adler.

Die ersten Schriften, in denen die Idee des Socialismus zu Tage trat, waren Staats-„Romane", wie Platos „Staat", Morus' „Utopia", Campanellas „Sonnenstaat".

Später schlug der Socialismus andere Bahnen ein. Er hörte auf, Phantasiebilder hervorzuzaubern, um vielmehr unmittelbar auf die Praxis gerichtete Vorschläge zu machen, — so unpraktisch dieselben auch zunächst sein mochten.

Gerade das angeführte Moment ist es, welches den modernen Socialismus von dem der früheren Jahrhunderte principiell scheidet. Wird nicht dieser Grundzug des gesammten neueren Socialismus genügend gewürdigt, so kann man ihn nun und nimmer verstehen: man könnte nie begreifen, daß er so viel Anhänger hat gewinnen können.

Natürlich vollzog sich jener Umschwung in der Geschichte des Socialismus nicht mit einem Male. Eine Anzahl hervorragender Denker war nöthig, ihn zu vollbringen. Die bisherige national-ökonomische Geschichtschreibung ließ die Reihe derselben mit Morelly und Mably — also erst nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts — beginnen. Ihr ist bis jetzt ein Werk gänzlich entgangen, welches nicht nur einige Jahrzehnte früher die socialistischen Forderungen klar und bestimmt formulirte, sondern auch eine vom Standpunkt des Communismus aus verfaßte scharfe Kritik der Gesellschaftsordnung seiner Zeit lieferte — ein Werk, von dem aus mehrfachen Gründen anzunehmen ist, daß es auf die späteren Socialisten des achtzehnten Jahrhunderts von Einfluß gewesen. Das Buch, welches wir meinen, ist „Le testament" von Jean Meslier.

Die Lebensschicksale des Verfassers sind bald erzählt.

Jean Meslier wurde 1664 im Dorfe Mazerny (im Ardennen-Departement) als Sohn eines Handwerkers geboren. Ein Pfarrer aus der Nachbarschaft, der sich für den aufgeweckten

Digitized by Google

Knaben interessirte, unterrichtete ihn in den Elementen und brachte ihn später im Seminar zu Chalons-sur-Marne unter. Dort wurde er 1688 zum Priester geweiht. 1692 erhielt er die Pfarrei zu Etrépigny und But (in der Champagne). Er versah sein kirchliches Amt mit größter Exactheit. Nie theilte er seinen Pfarrkindern mit, daß ihm bedenkliche Zweifel an der Richtigkeit der Lehren, die er predigte, aufgestiegen wären. Mit Eifer und Sorgfalt nahm er sich der Armen und Bedrängten seines Sprengels an. Ihnen floß fast sein ganzes Einkommen zu. Meslier starb im Jahre 1733. Seine Hinterlassenschaft enthielt: 1) das „Testament"*), 2) eine Anzahl Predigten, und 3) eine Uebersetzung des hohen Liedes. Uns interessirt hier nur das „Testament". Es wurde zunächst eine Anzahl Abschriften davon gemacht, welche reißenden Absatz fanden. Voltaire spricht von über 100 Abschriften, die allein in Paris circulirten.**) Voltaire war es auch, der einen Auszug aus dem „Testament" im Jahre 1762 im Druck erscheinen ließ. Das Buch machte ein ungeheures Aufsehen; es erlebte rasch eine zweite Auflage. Auch später wurde dieser Auszug noch öfters aufgelegt. Vollständig (in drei Bänden) wurde das „Testament" erst 1864 herausgegeben (und mit einer orientirenden Einleitung versehen) von dem holländischen Freidenker Rudolf Charles. Der Umstand, daß das Buch in Amsterdam erschienen, sowie, daß es in seinem überwiegenden Theile philosophischen und religions-kritischen Erörterungen gewidmet ist, mag wohl verschuldet haben, daß es von der Nationalökonomie bisher nicht berücksichtigt worden ist. Denn sonst wäre es unbegreiflich, daß diese noch nicht auf das „Testament" hingewiesen hat.

Hören wir zuerst die Kritik, welche Meslier an dem Privateigenthum übt!

Er nennt dasselbe kurzweg einen „abus": — derselbe Ausdruck, mit dem diese Institution später von Proudhon belegt worden ist. Die nächste Folge des privaten Eigenthums ist — nach Meslier — daß Jeder sich bemüht, soviel zu erraffen, als er nur kann, ohne sich darum zu kümmern, ob die Mittel dazu gut oder schlecht sind. Daher gelingt es einem, um so reicher zu werden, je stärker, je begabter, je durchtriebener und je gewissenloser er ist. Die Communisten und die ihnen in der Kritik der heutigen Gesellschaftsordnung folgenden Katheder-socialisten sind in der Beurtheilung des privatwirthschaftlichen Systems der freien Concurrenz nicht über Meslier hinausgekommen.

So sagt, um nur ein Beispiel anzuführen, der hervorragendste unter den Vertretern des entschiedenen „Katheder-socialismus", Adolf Wagner, in seiner „Grundlegung der allgemeinen oder theoretischen Volkswirthschaftslehre": „Es siegen im Concurrenzkampf einmal die für diesen begabteren, dann aber auch häufig genug die gewissenloseren Elemente unter den Privatwirthschaften über die schwächeren und scrupulöseren." (Wagner a. a. O. S. 242.)

Aus jenem Kampfe Aller gegen Alle — fährt Meslier fort — resultirt, daß die Einen mehr, die Andern weniger haben, ja oft sogar, daß die Einen Alles haben und die Andern nichts, daß jene gut essen, gut wohnen, sich gut kleiden, mit einem Worte, mit allen nur möglichen Annehmlichkeiten des Lebens ausgestattet sind, während die Andern schlecht essen, schlecht wohnen, schlecht gekleidet sind, ja oft vor Hunger verkommen, vor Kälte erstarren. Daher kommt es, daß die Einen in Glück und Freude schwimmen, während die Andern von Kummer und Sorge darniedergedrückt werden. „Il arrive de là — wir wollen einmal wörtlich citiren, um dem Leser eine Stilprobe von Mesliers Werk zu geben — que les uns n'ont rien autre chose à faire que de se reposer, que de jouer, que de se promener et dormir tant qu'ils veulent, et enfin rien à faire que de boire et de manger tout leur saoul et s'engraissent ainsi dans une douce et molle oisiveté, pendant que les autres s'épuissent de travailler, qu'ils n'ont point de repos ni jour ni nuit, et qu'ils suent sang et eau pour faire venir les choses nécessaires à la vie. Il arrive de là, que les riches trouvent dans leurs maladies et dans tous leurs autres besoins tous les secours, toutes les assistances et toutes les douceurs, toutes les consolations et tous les remèdes, qui se peuvent humainement trouver pendant que les pauvres demeurent abandonnés dans leurs maladies et dans leurs misères, et qu'ils y meurent sans secours d'aucun remède, sans douceurs et sans consolations dans leurs maux. Et enfin il arrive de là, que les uns sont toujours dans la prospérité et dans l'abondance de tous biens, dans les plaisirs et dans la joie, comme dans une espèce de Paradis, pendant que les autres sont au contraire toujours dans les peines, dans les souffrances, dans les afflictions et dans toutes les misères de la pauvreté, comme dans une espèce d'enfer."

Welch eine Wucht liegt in diesen Worten! Wie aufreizend sind sie! Bedenkt man, daß es ganze Seiten in demselben Tone weiter geht, so begreift man, welch eine Unsumme von Jammer, Elend und Trübsal derjenige mit angesehen haben mußte, welcher so schrieb, obwohl er zur bevorzugten Kaste gehörte; man begreift, welch einen Ingrimm er gehegt, welch eine Seelenqual er darüber ausgestanden haben mußte, daß er seine Ansichten bei Lebzeiten nirgends und niemals hatte aussprechen dürfen.

Uebrigens auch gerade in diesem vernichtenden Pathos, welches im Donnern gegen die bestehende gesellschaftliche Ordnung sich selbst betäubt, zeigt sich Meslier als echter Vorläufer des modernen Socialismus. Wer mehrere socialdemokratische Versammlungen vor dem Socialistengesetz mitgemacht hat, wird mir das bestätigen.

Und ist es nicht ebenfalls ein ganz specifisch modern-socialistisches Charakteristicum, wenn Meslier blos Besitzende und Besitzlose einander gegenüberstellt, hingegen alle andern Klassenunterschiede negirt? Es ist dies der Grundcharakter des neueren Socialismus, der sich in dessen ganzer Geschichte mit größter Schärfe ausspricht: von Babeuf an bis zu Marx und Lassalle und dem Programm der deutschen Socialdemokratie, welches in seinem ersten Paragraph sagt, daß gegenüber der Arbeiterklasse alle andern Klassen nur eine reactionäre Masse seien.

Man sollte vielleicht meinen, mit dem Gesagten sei die Kritik des Eigenthums erschöpft. Dem ist jedoch nicht so. Denn auch darin bekundet sich Meslier als moderner Socialist de pur sang, daß er fast alle Uebel der heutigen Gesellschaft aus dem Privateigenthum herleitet. Dieses ist schuldig an der allgemeinen Corruption, an den Kriegen, an den Processen, an der Unzufriedenheit Aller; das Eigenthum bewirkt — um den Schlußeffect der Meslier'schen Eigenthumskritik hierher zu setzen — „les fraudes, les tromperies, les fourberies, les injustices, les rapines, les vols, les larcins, les meurtres, les assassins et les brigandages, qui causent une infinité de maux parmi les hommes".

Auch die Ehe in ihrer heutigen Gestalt greift unser Socialist an. Er hält es für unverzeihlich, daß die Ehen unauflöslich seien. Die Folge davon sei eine Masse von Uebeln. Der Mann fühle sich unglücklich; die Frau nicht minder. Und was ihr Mißbehagen vermehre, sei, daß sie gar keinen Ausweg aus diesem Unheil sähen.

Also auch in der Bekämpfung der Unauflöslichkeit der Ehe sind die Socialisten des neunzehnten Jahrhunderts blos die Epigonen Mesliers!

Es ist so ein trübes, trauriges Bild, das Meslier von dem auf dem Privateigenthum beruhenden Staate entwirft. Das ist nicht mehr grau in grau, das ist schon schwarz in schwarz gemalt. Wo wir hinsehen, erblicken wir schreckliches Elend, tönt uns herzzereißender Jammer entgegen. Die Menschheit scheint

*) Der eigentliche Titel des „Testaments" lautet wörtlich: „Mémoires des pensées et des sentimens de J. M..... prêtre, curé d'Estrepy et de But. Sur une partie des abus et des erreurs de la conduite et du gouvernement des hommes, où l'on voit des demonstrations claires et évidentes de la vanité et de la fausseté de toutes les divinités et de toutes les réligions du monde, pour être adressés à ses paroissiens après sa mort et pour leur servir de témoignage de vérité à eux et à tous leurs semblables."

**) Vgl. Voltaires Brief an Damilaville vom 8. Februar 1762.

Digitized by Google

an das Rad des entsetzlichsten Unglücks geschmiedet. Doch, ihr kann geholfen werden. Die Menschen brauchen sich nur communistisch zu organisiren. Das Bild der neuen Gesellschaft, das Meslier entrollt, ist ebenso anmuthig, heiter und verlockend, wie das der alten Gesellschaft häßlich, düster und abschreckend war.

Die paradiesischen Zustände scheinen wieder auf Erden zu herrschen. Glücklich und friedlich leben die Menschen im gemeinsamen Besitz und gemeinsamen Genuß aller Güter. Alle, welche in einer Stadt oder in einem District leben, bilden eine große Familie. Alle betrachten sich als Brüder und lieben demgemäß einander. Alle arbeiten gleich viel und haben auch auf gleiche Nahrung, gleiche Kleidung, gleiche Wohnung Anspruch. An der Spitze des Ganzen stehen die Weisesten und Edelsten. Alle Städte und Districte haben unter einander einen Bund, um sich gegenseitig auszuhelfen und zu unterstützen. Da die Erde im Allgemeinen Unterhaltsmittel in durchaus genügendem Maße liefert, wird Jeder, bei nicht allzu anstrengender Arbeit, soviel haben, als er braucht. Niemand wird Nahrungssorgen haben. Alle Uebervortheilung des Einen durch den Andern, alle Processe, aller Neid, alle Diebstähle, alle Morde werden aufhören! Ja, die Menschen werden herrlich und im Ueberfluß leben! Das beweisen — nach Meslier — schon die Mönche, welche dadurch, daß sie eine gemeinsame Wirthschaft betreiben, an nichts Mangel leiden.

Man sieht: Meslier ist ein ebenso unverbesserlicher Optimist wie so viele der späteren Socialisten. Er glaubt, daß die Menschen, die sich eben noch zerfleischt haben, einander wie Engel entgegenkommen werden, sobald sie nur alle Güter gemeinsam haben.

Wenn dann unser Socialist zum Beweise der Productivität der Gemeinschaft sich auf die Klöster beruft, so muß diese Berufung als ganz besonders unglücklich gewählt erscheinen. Denn die Klöster verdanken ihren Reichthum nicht dem Fleiße der Mönche, sondern der Arbeit der diesen untergebenen Bauern und sonstigen Tagelöhnern. Gerade die Mönche sind es ganz besonders gewesen, welche auf Kosten der von ihnen abhängigen Leute ein üppiges, schwelgerisches Leben geführt haben. Nur in den früheren Jahrhunderten war das anders. Damals hielt die Mönche die glühendste religiöse Begeisterung zusammen. Aber haben sie denn damals in den Palästen gewohnt, von denen Meslier spricht, haben sie damals im Ueberfluß gelebt? Nein, im Gegentheil, gerade die Entsagung, die Ascese war der Zweck ihres Strebens.

Indeß, wir wollen hier keine Kritik des Socialsystems Mesliers liefern. Unser Zweck ist ja vielmehr nachzuweisen, daß der moderne Socialismus in wichtigen Punkten dieselben Principien wie Meslier hat, daß letzterer also wirklich ein Vorläufer des modernen Socialismus gewesen ist. Da er zudem noch der erste Vorläufer desselben ist, so muß man ihm Mancherlei zu Gute halten. So vor Allem, daß er für Alle gleiche Arbeitszeit, gleiche Nahrung, gleiche Kleidung u. s. w. will. Hierin ist der spätere Socialismus im Allgemeinen bedeutend von ihm abgewichen, obwohl sich auch da noch zwei Repräsentanten derselben Theorie finden, nämlich Babeuf, der für seine Ueberzeugung das Schaffot bestiegen hat, und Cabet, der Verfasser der reizenden „Reise in Ikarien", welche man nicht mit Unrecht eine ins Communistische übertragene Geßner'sche Idylle genannt hat.

Die Ansicht Mesliers, daß Arbeit und Genuß nicht durch eine centralistische Regierung, sondern durch jede Gemeinde für sich geregelt werden sollen, während aber andrerseits alle einzelnen Gemeinden durch einen Weltbund zusammengehalten werden sollen — diese Ansicht ist bekanntlich zu Anfang unseres Jahrhunderts ausführlich von dem phantasiereichen Fourier verfochten worden. Seine „Phalanstères" sind im Grunde nichts Anderes als die Meslier'schen Gemeinden.

Den Meslier'schen Gedanken, daß die Weisesten den Staat leiten sollen, hat später besonders die Saint-Simonistische Schule entwickelt, der zufolge an der Spitze des Gemeinwesens der geistig Hervorragendste stehen sollte, welcher Arbeiten und Kapitalien unter die Einzelnen je nach ihrer Tüchtigkeit zu vertheilen hatte.

Auch sonst kann der Meslier'sche Staat recht wohl in eine Reihe mit den späteren Socialstaatsgebilden gestellt werden. So z. B. darin, daß die Ehen nach Belieben geschlossen und nach Belieben aufgelöst werden können. Es ist dies ein Princip, für das eine große Anzahl von Communisten seither eingetreten ist, vor Allem Robert Owen, der einzige Engländer von Bedeutung, der sich zur Gemeinschaftstheorie bekannt hat.

Daß Meslier auf die Erziehung ein großes Gewicht legte und Wunderdinge von ihr erwartete, wird denjenigen nicht überraschen, der auch nur einigermaßen mit der Geschichte des Socialismus vertraut ist. Denn fast jede Socialtheorie gibt sich in dieser Hinsicht übertriebenen Hoffnungen hin, ohne zu bedenken, daß eine so großartige Erziehung, wie sie voraussetzt, einfach aus Mangel an — Erziehern unmöglich ist.

Wir schließen. An dem Leser liegt es, zu urtheilen, ob der Beweis unserer Behauptung, daß Meslier wahrhaft ein Vorläufer des modernen Socialismus sei, richtig ist, und ob es uns daher mit vorliegender Abhandlung gelungen ist, eine Lücke in der Geschichtschreibung des Socialismus auszufüllen.

Mein Prozeß mit Meyerbeer.

Von Henri Blaze de Bury.

Eines Abends des Jahres 1866 kam ich aus der Oper, als ich auf dem Boulevard den Journalisten Aurélien Scholl in der Begleitung eines anderen Herrn traf. Wir plauderten einen Augenblick zusammen, und ich wollte mich eben verabschieden, als Scholls Begleiter zu mir sagte: „Ist es wahr, daß Sie einen Prozeß mit der Familie Meyerbeer haben?" Ich bejahte es, erstaunt über die damals noch etwas verfrühte Frage. „O", rief er mit großer Bestimmtheit, „das ist ein Prozeß, den zu führen und glänzend zu gewinnen ich mich gerne verpflichten würde!" Ich gestehe, daß mich der bestimmte Ton dieser Worte kalt ließ, und ich setzte meinen Weg fort, ohne den Antrag ernst zu nehmen.

Der Unbekannte hieß Léon Gambetta.

Aber ich will hier nicht über die Ironie des Zufalls philosophiren, welche es fügt, daß wir uns weigern, die Führung einer Privatklage einem Manne anzuvertrauen, der morgen über das Schicksal Frankreichs gebieten wird. . .

Ich will von meinem Prozeß mit Meyerbeer reden. Sechzehn Jahre sind darüber hinweg gegangen. Aus solcher Entfernung betrachtet, gewinnen die Dinge ein anderes Gesicht, als wenn wir mitten darin sitzen, — zumal wenn alle unsere Interessen im Spiele sind. Ein paar Tage nach dem Prozeß verflucht man die Richter, dann wird man ruhiger, dann vergißt man, und wenn noch viel später der Zufall uns wieder darauf zurückführt, so prüfen wir den Streitfall mit vollständigem Gleichmuth.

Ich entnehme dem Plaidoyer meines Advocaten die Darlegung des interessanten Rechtsfalles.

„Herr Blaze de Bury hatte dem Odéon-Theater ein Werk eingereicht, das den Titel führte: Goethes Jugend. Es war ein Drama, worin sich das ganze Leben des Dichters abspiegelte. Es spielte im Elsaß. Die Heldin war Friederike Brion, die Goethe bei der Schöpfung seines Gretchen vorgeschwebt hat. Im dritten Act ist eine Traumscene. Der Director des Odéon war der Ansicht, daß der Effect durch Zuhülfenahme der Musik erheblich gesteigert werden könnte. Nach seiner Meinung müßte man in diese Scene nicht die farblose melodramatische Begleitung, sondern eine eigens für die Situation geschaffene Composition einlegen, was natürlich die gewöhnliche Mitarbeiterschaft des Kapellmeisters überschreiten würde. „Soll ich mit Meyerbeer reden?" fragte der Verfasser. Der Director glaubte nicht recht gehört zu haben oder vielmehr: er hielt es für einen Scherz; als Herr Blaze de Bury aber bald mit einer bestimmten Zusage des be-

Digitized by Google

rühmten Componisten kam, fügte er sich. Wie war dies zugegangen?"

Nun, wie das zugegangen, will ich hier selber erzählen. Meyerbeer hatte, ohne ein Wort meines Stückes zu kennen, auf die bloße oberflächliche Inhaltsangabe hin seine Mithülfe zugesagt. Acht Tage später war er es, der mich aufsuchte.

„Ich habe meinen Goethe wieder gelesen", sagte er mir, „ich habe auch über Ihr Stück nachgedacht und die Art und Weise meiner nützlichen Einführung; denn es ist doch ausgemacht, nicht wahr, daß wir keine Oper daraus machen wollen?"

Noch acht Tage zuvor war nur die Rede von einer Mitarbeit aus Gefälligkeit, einem „Lückenbüßer" gewesen. Jetzt sprach Meyerbeer schon von einer großen musikalisch-dramatischen Arbeit. Bei dem Namen Goethe hatte nämlich seine Imagination Feuer gefangen. War es doch Goethe gewesen, der ihn den einzigen Musiker genannt hatte, der einen „Faust" componiren könnte. Meyerbeer war stolz auf diesen Ausspruch und hätte ohne Zweifel Goethes Wunsch verwirklicht, wenn seine Absicht nicht immerfort gekreuzt worden wäre. Das erste Mal durch seinen Freund Ludwig Spohr, das zweite Mal durch seinen Collegen Gounod. Gleichwohl blieb es sein Lieblingswunsch, seinen Namen mit demjenigen Goethes zu verbinden und Gretchen und Mephisto musikalisch in seiner Weise zu illustriren. Da begegnet sich sein Wunsch mit meinem Plan, den ich so glücklich war, ihm anbieten zu können, denn einem Meyerbeer eine Idee zu geben, schien mir so viel, wie seinen Ring, gleich Polykrates, ins Meer zu werfen, um ihn bald nachher, wenn man es am wenigsten vermuthet, auf einem mit Edelsteinen besetzten Teller von Gold wiederzufinden. So dachte ich wenigstens zu damaliger Zeit, als ich noch Illusionen hatte.

„Sie wollen sich nützlich in mein Stück einführen," antwortete ich auf den verführerischen Antrag, „aber, lieber Freund, Sie kennen es ja noch gar nicht."

„Vorgelesen haben Sie es mir allerdings nicht, aber wenn Sie wollen, werde ich Ihnen sagen, von was es handelt. Ein Drama über Goethes Jugend kann nur Eines enthalten: das Schauspiel eines Genies, das sich selber sucht. Diese Krisis, diesen Kampf des Genies und der Leidenschaften mit allen Mitteln Ihrer Kunst zu schildern ist Ihre Sache. Und wenn Ihre Kunst Alles gesagt hat, was sie vermag, komme ich zwischen dem vierten und dem fünften Act mit meinem musikalischen Intermezzo. Also weder Duette, noch Cavatinen, nichts von dem gewöhnlichen Opernkrimskrams, doch im gegebenen Augenblick, auf einem Punkte concentrirt, eine ganze Explosion meiner Sänger, meiner Chöre, meines Orchesters."

Das schien mir sehr schön. In der Verblendung des Augenblicks hatte ich die Gefahr nicht bemerkt. Auguste Barbier, der satirische Dichter der „Jamben", zeigte sie mir. „Freuen Sie sich nicht darüber", sagte er zu mir, „denn Sie haben Ihr Stück todtgemacht." — „Wie? indem ich einen Meyerbeer dafür interessire?" — „Einen Meyerbeer bei einem Werke interessiren, heißt so viel, als es ihm gänzlich ausliefern. Ich würde ein fünf Minuten langes Tremolo während Ihrer Mondscheinscene, wo Goethe seinen Freunden den Faust erzählt, begreifen, aber ein Zwischenspiel von dieser Ausdehnung und Bedeutung sozusagen ans Ende des Stückes zu stellen, ist ein Unsinn. Wissen Sie, was geschehen wird? Das Publicum wird nur für den Act von Meyerbeer, wo natürlich alle scenischen Effecte des Abends culminiren, ins Theater kommen, und Ihr Drama wird von acht bis zehn Uhr vor leerem Hause sich abspielen, allerdings mit einer Casseneinnahme von zehn- bis zwölftausend Francs, denn man spricht ja schon von einer Erhöhung der Preise für diese Vorstellung."

Die Warnung mochte tristig sein, sie überzeugte mich aber nicht. Ich arbeitete nur mit um so größerem Eifer daran, den Rahmen für den Musiker zu erweitern: der Erlkönig, der Gesang der Parzen aus „Iphigenie", die Kirchenscene Gretchens, das seraphische Hosiannah aus dem zweiten Theile des „Faust": Alles wurde hinein gestopft, so daß Meyerbeer am 28. Januar mir aus Berlin Folgendes schreiben konnte:

Mein lieber Freund!

Seit sechs Wochen habe ich meine Musik ganz vollendet. Das Tableau, das ich am meisten gefürchtet und das ich Ihnen zu ändern vorgeschlagen hatte, die Kirchenscene, ist mir von Allem am besten gelungen, und ich hoffe, Sie werden nicht unzufrieden sein. Ich brauche keine anderen Aenderungen von Ihnen zu verlangen, weder für die anderen Tableaux noch für die melodramatischen Scenen: ich habe sie nach Ihren Andeutungen componiren können. Nur ein einziges Bild beunruhigt mich als Compositeur, und ich bin darüber noch immer unschlüssig: es ist der Erlkönig. Die Musik Schuberts ist so populär geworden in der ganzen Welt, daß es mir unmöglich scheint, dem Publicum die Adoption einer anderen Weise zuzumuthen, und ich selbst stand so sehr unter dem Banne jenes Tonstückes, daß es mir unmöglich war, eine Musik, die mich zufrieden stellte, dafür zu componiren. Ich denke daher das melodische Gewebe Schuberts beizubehalten, indem ich es den Chören für Erlkönigs Töchter unterlege und zwischen den drei Personen: Vater, Sohn und Erlkönig, vertheile und zu gleicher Zeit, was selbstredend ist, das Musikstück, das Schubert nur für Klavier geschrieben, für das Orchester transponire. — Dafür gibt es zwei Wege: entweder melodramatisch den Vater und den Sohn reden zu lassen, indeß das Orchester Schuberts Begleitung spielt, und nur den Erlkönig und seine Tochter wirklich singen zu lassen; oder aber auch die Partien des Vaters und des Kindes wirklichen Sänger anzuvertrauen. Haben Sie die Güte mir zu sagen, welche von diesen zwei Versionen Sie vorziehen. Vom rein musikalischen Standpunkte wäre es besser, alle Drei singen zu lassen, aber ich füge mich Ihrem Wunsche. Wollen Sie mir auch mittheilen, ob Sie, wie Sie die Absichten hatten, noch einen Studentenchor hinzugefügt haben, und schicken Sie mir denselben in diesem Falle; denn ich möchte ihn lieber jetzt schreiben, wo der musikalische Charakter noch warm in meiner Imagination lebt, als später, wenn andere Arbeiten mich davon entfernt haben.

Ihr ganz ergebener
Meyerbeer.

Von dem Stoffe hingerissen, zufrieden mit sich selbst, immer mehr und mehr schaffensfreudig, sprach er mir jetzt auch davon, eine Ouverture zu schreiben. Ich meldete dies meinem Freund Auguste Barbier als directe Antwort auf seine ungünstigen Vorurtheile, aber seine Zweifelsucht war nicht zu bannen. „Genug", sagte er, „Sie werden schon sehen, daß er zuletzt die ganze Decke auf seine Seite ziehen wird."

„Nun, Sie werden doch zugeben, daß eine Ouverture die Vorstellung eröffnet und daß das Publicum, das sie anzuhören kommt, auf solche Art wohl oder übel auch das Drama mit ansehen muß."

„Wie naiv sind Sie, lieber Freund, und wie wenig kennen Sie Ihren Meyerbeer. Wollen Sie wetten, daß er Sie ganz allein anfangen läßt; daß er seine Ouverture zwischen den vierten und fünften Act, d. h. unmittelbar vor sein Intermezzo setzen und Ihnen auf solche Art beweisen wird, daß er die Hauptperson ist? So werden Sie ihm als Herold seines Ruhmes gedient haben, wie es bei Corneille heißt."

Der Freund sollte Recht behalten. Einige Wochen später befand ich mich während der Season mit Meyerbeer in London. Ich ermangelte nicht, ihn wegen der Ouverture zu interpelliren. Schon war ich im Begriff, ihm herzlich für seine Zustimmung einer Aenderung unseres Planes zu danken, als er mich mit folgenden Worten unterbrach: „Sie irren, ich habe nichts geändert. Ich habe einfach eine sehr umfangreiche Ouverture geschrieben, welche das Leben und die Werke unseres Helden musikalisch charakterisiren will.

„Nun, mehr haben wir, der Director und ich, auch gar nicht von Ihnen verlangt."

„Ja, aber Sie wollten, ich soll die Ouverture an den Anfang der Vorstellung setzen, und das wäre ganz gegen meine künstlerische Ueberzeugung. Die Wirkung, die ich anstrebe, soll kein melodramatischer Effect sein, sondern eine Art höchster Lichtergießung, die mit einem Male beim gegebenen Anlaß in der musikalischen Stille der Vorstellung ausbricht. Ich stelle also meine Ouverture vor das Zwischenspiel, und ich will nicht, daß bis zu diesem Augenblicke das Publicum auch nur einen musikalischen Ton zu

Digitized by Google

hören bekommt. Verstehen Sie mich wohl: würde man auch nur eine Violine im Orchester stimmen hören, so wäre mein ganzer Effect zerstört."

Das war so viel wie ein Entweder — Oder. Die Beigabe wurde zur Hauptsache. Was sollte jetzt aus dem Stück werden gegenüber diesem Intermezzo, das immer mehr anschwoll? Denn ich muß es eingestehen: in meinem idealen Fieber und in meinem Eifer, dem berühmten Meister zu dienen, hatte ich ein neues Drama in meinem Drama geschaffen, so daß Meyerbeer, um seine Musik zu schreiben, gar nicht nöthig hatte, mein Stück zu kennen. „Ich werde es nach Vollendung meiner Partitur lesen", sagte er mir Anfangs, „was soll es mich heute lehren? Weiß ich nicht, daß Ihre vier Acte nur in mein Intermezzo ausklingen können? Und was den fünften Act anbetrifft, so geht er ausschließlich Sie an, und ich habe Vertrauen." So componirte er also seine Musik mit geschlossenen Augen und kannte mein Drama erst an dem Tage, da ich seine Partitur kennen lernte. Dieser Anlaß bot sich im nächstfolgenden Herbst, nachdem er mir folgendes Billet aus Deutschland geschrieben:

Ems, 31. August 1861.

Sie schreiben mir, lieber Freund, daß Sie mich vielleicht in Ems besuchen werden. Das wäre reizend, denn jetzt wäre es für mich von höchster Wichtigkeit, Ihr Stück kennen zu lernen, um zu wissen, auf welche Art die meinem Zwischenspiele vorangehenden Acte den Charakter meiner nur nach Ihrer allgemeinen Angabe componirten Partitur vorbereiten und motiviren.

Ich sah ihn in Ems an einem der ersten Septembertage. Wir frühstückten und plauderten miteinander von dem Pariser Boulevard und dem tausendfältigen Klatsch aus Foyer und Coulissen, der ihn in seinen Mußestunden immer leidenschaftlich interessirte. „Nun", unterbrach er mich plötzlich, „und: Goethes Jugend?" — „Ja, es wäre wirklich an der Zeit, daß ich Ihnen mein Stück vorlesen würde, nicht wahr?" Er zog sich in sein Zimmer zurück, und ich holte mein Manuscript. Während der ersten drei Acte rührte er sich nicht und schien ernst, aufmerksam; im vierten ergriff ihn die Rührung; im fünften hatte er die Augen voller Thränen, und als ich meine Lesung beendet, schüttelte er mir die Hand mit der Bemerkung, daß mein Drama seiner Musik nicht bedürfe, aber da sie nun einmal fertig sei, so müsse man sie wohl verwenden. Er erhob sich und zog aus seinem Koffer einen geheimnißvollen Band, den er auf das Clavier legte und den ich nach Herzenslust durchblätterte. Alles war fix und fertig. Zuerst kam eine Introduction, welche aus den Lebensquellen des Dramas selbst geschöpft schien, wie die berühmte Zwischenactsmusik in der „Afrikanerin".

Eine Beute der schmerzlichen Conflicte seiner Jugend, sammelt sich Goethe und geht mit sich selbst zu Rathe. Der Leser erinnert sich vielleicht jener Scene in Rousseau's „Bekenntnissen", wo der Autor, in einem Zweifel befangen, sein Messer gegen einen Baumstamm wirft und dem Zufall die Entscheidung anheimgibt: bleibt die Klinge im Holze stecken, so ist es Ja, fällt sie zur Erde: Nein. Dieses Grad- und Ungradspiel mit dem Schicksal hatte mich frappirt, und als man mir von einem Intermezzo sprach, erinnerte ich mich jener Scene.

Unentschlossen, vom Sturme gepeitscht, leidet und träumt Goethe. Seine Liebe oder sein Dichterberuf, was wird stärker sein? Und wenn dieses Genie, von dem ihm alle Welt spricht, wirklich in ihm lebt, so mag es reden, sich erklären. In diesem Augenblicke hebt die Musik an, und während sie ihren Melodienstrom ergießt, bevölkert sich die Bühne mit Traumgestalten. Jedes Wort Goethes ruft eine Vision, ein Phantom hervor, das ihn der Gegenwart entreißt und ihm die Zukunft zeigt; umsonst will Goethe widerstehen und für die Geliebte kämpfen, die Musik ruft ihm zu: Marsch, Vorwärts! vergiß diese Idylle, stürze dich in den Strom der Menschen, durchschweife die Welt. Sie spricht zu ihm von Italien und vom Colosseum, von Griechenland und dem Parthenon, von den Römischen Elegien, von Tasso, von Iphigenie, vom Erlkönig, von Mignon; sie exaltirt, sie blendet, sie entzückt ihn, und die lieblichen Bilder führen ihn so bis zu Gretchen, der letzten und höchsten Erscheinung dieses Traumes; dann ertönen die Orgelklänge der in ihrer ganzen Herrlichkeit entrollten großen Kirchenscene und die Apotheose bildet das Finale des zweiten Theiles von „Faust".

Das Alles, ich wiederhole es, hatte der Meister in Töne gesetzt und ganz vollendet.

Am 2. Mai 1864 starb Meyerbeer, ohne daß „Goethe's Jugend" das Licht der Rampe erblickt hätte. Kurze Zeit darauf verweigerten die Erben die Herausgabe der Partitur. Sie stützten sich auf das Testament (vom Mai 1863), worin der Verstorbene ausdrücklich unter den Werken, die nach seinem Tode noch aufzuführen sind, nur die „Afrikanerin" nennt. Von „Goethe's Jugend" kein Wort, aber auch kein Verbot der Aufführung. Das Testament nennt Bruchstücke, Skizzen und unvollendet gebliebene Werke, deren Veröffentlichung zunächst verboten sein sollte, aber spricht nicht und kann nicht sprechen von einem Verbot von „Goethe's Jugend", welches Werk ja eine Collectivarbeit war, über die Meyerbeer keineswegs allein verfügen durfte. Wenn er nur von der „Afrikanerin" spricht, so ist dies offenbar nur darum, weil diese Oper für ihn bedeutsamer ist, weil er sich dreißig Jahre lang mit ihr beschäftigte, immer ändernd und verbessernd, die Varianten mit blauem, schwarzem und rothem Stifte häufend, die Besetzung mit jeder neuen Generation von Sängern wechselnd. Hier war nichts von alledem. Es handelte sich ja nur um eine musikalische Einlage, für ein Schauspielhaus geschrieben, so daß für Meyerbeer die Verantwortlichkeit weniger groß war: er wußte zum voraus, daß sein Ruhm dabei keine Gefahr lief; hatte unser Stück Erfolg, so war die Ehre sein, und im anderen Falle hätte ich das Fiasco allein tragen müssen. Mein Drama wäre abgesetzt worden, und am folgenden Morgen hätte sein Intermezzo als Symphonie, wie Beethoven's „Ruinen von Athen" oder die Musik zu Beers „Struensee", in den Conzerten eine Auferstehung erlebt. Ob also Triumph oder Fall, Meyerbeer wäre nur zu seinem Vortheil aus der Affaire hervorgegangen.

Ich prozessirte und bekam von dem berühmten Vertheidiger Crémieux, dem Advocaten der Familie Meyerbeer, ziemlich viel Unannehmlichkeiten zu hören. Um zu beweisen, daß Meyerbeer mit meiner Arbeit gar nicht zufrieden war, schöpfte er sein Argument aus dessen Bemerkung über den Erlkönig: „Es gibt zwei Arten, ihn zu componiren." Und darauf stützte sich der famose Advocat, um den Richtern klar zu machen: wenn Meyerbeer, der ewig unentschlossene, eingestand, es gebe zwei Wege, so war er eben stutzig geworden, stutzig, weil er im Grunde nicht befriedigt war, — als ob der Meister nicht ausdrücklich meinem Gutdünken die Entscheidung überlassen hätte. Nur in einer Beziehung hatte Crémieux Recht: ich hätte mit Meyerbeer einen soliden Vertrag machen sollen. Ich gestehe, daß dieser Gedanke mir nie gekommen war. Hatte mir doch Meyerbeer, der mich seit meiner Jugend kannte, einmal (aus Berlin, den 10. Mai 1860) geschrieben: „Ich habe niemals ein irgendwem gegebenes Versprechen gebrochen, und einem Freunde gegenüber, wie Sie sind, werde ich es noch viel weniger thun." Und wie sollte ich ihn vor einen Notar schleppen wollen, wenn ich mit eigenen Augen die Partitur sehe? wenn ich täglich seinen Unterredungen mit dem Director des Odéon beiwohne? wenn ich ihn folgende Bedingungen über die Besetzung stellen höre: „Ich fordere das ganze Orchester und alle Chöre vom Pariser Théâtre italien, zwei Sänger und zwei Sängerinnen nach meiner Wahl, um die Rollen von Mignon, Gretchen, Erlkönig und dem Vater zu singen." Aber, wird man mir sagen, er konnte sterben und gegen diesen Fall hätten Sie sich schützen müssen. Ich gestehe abermals, daß ich auch an seinen Tod nicht dachte. Meyerbeer hatte in Bezug auf den Tod ein so schlechtes Gedächtniß, wie ich es ähnlich nur noch beim greisen Lamartine getroffen habe. Jeden Augenblick erzählte uns dieser, was er in fünfzig Jahren zu vollenden beabsichtigte, und als der dreiundsiebzigjährige Meyerbeer zu componirende Gedichte und Operntexte um sich häufte und sich so eine unrealisirbare Zukunft von Arbeit schuf, so mochten nur Dummköpfe darüber spotten: was liegt an dem Raum und der Zeit für den, der im Reiche des Schönen lebt! Und so blieb mir

Digitized by Google

nur noch ein zweiter Rettungsanker: die Frage der Mitarbeiterschaft. Aber ach! ein einziger, einfacher Hauch des Meisters Crémieux genügte, ihn auf die Seite zu räumen: „Mitarbeiterschaft? Warum nicht gar? Wo ist der Beweis, daß Meyerbeer seine Nase in Ihr Stück gesteckt hat? Citiren Sie uns eine Arie, ein Duett, Couplets, die zu Ihrem Drama gehören. Ja, wenn er darauf eingegangen wäre, seine Ouverture vor den ersten Act zu setzen, dann ließe sich noch am Ende über das angebliche Collaborationsrecht reden, aber hier gibt es keine Gemeinsamkeit der Mühe und Arbeit, sondern nur zwei Dinge: das Stück und das Intermezzo, zwei ganz verschiedene und von einander unabhängige Werke, die der Gerichtshof nicht ermangeln wird von einander zu trennen, indem er der Familie Meyerbeer die Partitur und Herrn Blaze de Bury sein Drama zurückerstattet." Und so geschah's. Dies salomonische Urtheil wurde in der That gefällt.

Nun, am Ende hatte der Advocat ja Recht. Und wenn ich damals seine Beredsamkeit verfluchte, die meine Finanzen so sehr schädigte, so segne ich sie heute, denn sie hat mich vor Schaden bewahrt. War je die Musik des „Sommernachtstraums" eine Hilfe für Shakespeares Stück? Sie ist populär, sie ist classisch, aber sie erdrückt das Drama. Dasselbe kann man von den Fragmenten zu Goethes „Egmont", von den Chören zur „Antigone" und zu „König Oedipus" und von den Musikeinlagen zum „Struensee" sagen. Solche Verkuppelungen von Drama und Musik sind gut für das Gewühl und den Lärm eines Hoffestes, einer Galavorstellung; am gewöhnlichen Theaterabend bieten sie nur Enttäuschungen. Das eine tödtet das andere. Jetzt ist mein Stück todt, ohne je gelebt zu haben; Meyerbeers Partitur wird aber gewiß eines Tages auferstehen.

Jüngst bat mich Alexandre Dumas fils, ihm mein Stück zu lesen zu geben. Nur ungern gab ich ihm die mir noch immer werthe Handschrift. Nach einigen Wochen plauderten wir darüber. „Aber zum Teufel," sagte er mir, „wo haben Sie da den Platz gefunden, um eine Partitur von Meyerbeer einzuschieben?!"

Die Münchener Mustervorstellungen

15.—31. August 1884.

Die Bezeichnung „Mustervorstellungen" ist nicht officiell. Sie wurde den eben zu Ende gegangenen Aufführungen von der Presse und von mehr oder weniger guten Freunden der Münchener Hofoper in etwas voreiliger Weise a priori beigelegt. Wir sind erfreut, den stattgehabten Aufführungen des Fidelio und des Nibelungenringes diesen Ehrentitel auch a posteriori zuerkennen zu dürfen. Beethovens herrliche Oper und Richard Wagners riesiges Werk sind während der verflossenen Augusttage am Münchener Hoftheater in der That in wahrhaft mustergültiger Weise zur Aufführung gelangt.

Das ist nun freilich nicht in erster Linie den berühmten Gästen zu verdanken, welche man aus Berlin, Dresden und Wien geholt hatte und derentwegen wohl Publicum und Tagespresse den betreffenden Vorstellungen von vornherein das Epitheton musterhaft geben zu müssen glaubten. Das Hauptverdienst an dem Gelingen der Aufführungen kommt vielmehr den eigenen künstlerischen Kräften der Münchener Bühne zu. Die fremden Künstler boten viel Schönes und Bedeutendes, sie übertrafen aber nur ausnahmsweise und selten die Leistungen der einheimischen Sänger und Sängerinnen, deren Rollen sie übernommen hatten. Wer, wie Schreiber dieser Zeilen, den Fidelio und den Ring des Nibelungen je in voller Münchener Besetzung gehört hat, wird durch die Rollenvertheilung während der Festabende zwar Manches annehmbar verändert, nur Weniges aber wesentlich verbessert gefunden haben. Wir constatiren diese Thatsache nicht etwa aus Vorliebe für die hiesigen Künstler und Voreingenommenheit gegen die verehrten Gäste, deren hervorragendes Können wir freudig anerkennen, sondern lediglich, um der weitverbreiteten Ansicht entgegenzutreten, daß eine durchgängig mit berühmten, wenn auch nur ad hoc zusammengetretenen Künstlern besetzte Vorstellung auf alle Fälle besser sei als eine Aufführung vom ständigen Personal einer Bühne. Diese Meinung, der die von Dingelstedt im Jahre 1854 zuerst in Scene gesetzten Gesammtgastspiele ihre Beliebtheit verdanken, ist auf dem Gebiet der Oper noch entschiedener zu bekämpfen als auf dem des Schauspieles. Das Zusammenwirken fremder Schauspieler auf einer Bühne wird durch die Einheit der Sprache und den nun überall zur Herrschaft gekommenen Realismus der Darstellung ermöglicht. Dies ist bei musikalisch-dramatischen Aufführungen nicht der Fall. Die Schauspieler der nord- und süddeutschen wie der östreichischen Theater besitzen als einigendes Mittel die sog. deutsche Bühnensprache, d. h. eine durch Vereinbarung geregelte Aussprache des deutschen Idioms. Ein solches Ferment, gewissermaßen ein „Bühnengesang", d. h. eine Norm in Tongebung, Wortbehandlung und Phrasirung haben die Sänger noch nicht, oder besser gesagt, nicht mehr. Mit einem Worte, es mangelt der deutschen Bühne ein einheitlicher Stil für den Gesang. Wer Ohren hat zu hören und wer je Gelegenheit hatte, den Opernaufführungen französischer oder gar italienischer Truppen beizuwohnen, wird diesen Mangel oft empfinden. Derselbe tritt natürlich besonders schroff zu Tage beim Zusammenwirken von Künstlern verschiedener Bühnen. Jedes der großen musikalischen Theater, Wien, München und Berlin, hat seine eigene, durch das Vorwalten bestimmter musikalischer Richtungen bedingte „Gesangsmanier" und von dieser Manier wird sich auch der hervorragende Künstler nicht leicht freihalten, so daß er, auf andere als die einheimischen Bretter gestellt, nothwendig einen fremden, oft einen unangenehmen Eindruck machen wird. Der Klang der Stimme mag dann noch so schön, der Vortrag noch so gut und geistreich sein, das Ganze wird den Zuhörer doch wie ein Ton aus anderer Welt berühren und das ist störend. Einen Schauspieler, dessen Aussprache mundartlich gefärbt ist, der sich wohl gar eines Provinzialismus schuldig macht, empfindet und tadelt jeder einigermaßen verständige Theaterbesucher als Störenfried im Zusammenspiel. Eben dasselbe Unbehagen bereitet einem feinen musikalischen Ohr das Nebeneinanderwirken von Sängern verschiedener „Manier". Wenn trotzdem gegen das Princip der Gesammtgastspiele nicht Einspruch erhoben wird, so liegt dies nur daran, daß seit Meyerbeer und Richard Wagner, vor Allem aber in Folge der entsetzlichen Klavierseuche die feinen musikalischen Ohren eben sehr selten geworden sind und daß der Sinn für Stil in unserer „stilvollen" Zeit beinahe ganz verloren gegangen ist. Wagner freilich hat sich einen Stil gebildet und auch für den Vortrag seiner Werke eine einheitliche Norm angestrebt und durch die Bayreuther Festspiele theilweise sogar festgestellt, leider stilisiren nun aber die sogenannten „Wagnersänger" auch die alten Opern in dieser Art und entstellen sie dadurch gerade ebenso sehr wie manche „Opernsänger" die Wagnerschen Musikdramen, wenn sie den Ton über das Wort stellen und lieber schön als charakteristisch und dramatisch — singen wollen. So kommt es, daß man heute selbst vom Personal einer größern Bühne selten stilistisch einheitliche Aufführungen eines musikalisch-dramatischen Werkes zu hören bekommt, da unter den Mitwirkenden meist Einer oder der Andere das Alte in neuer, das Neue in alter Manier zu singen versucht, sei es nun in Folge mangelhaften Könnens und Verständnisses oder aus bloßer Neuerungssucht und Freude an bisher wenig bekannten Effecten. Daß dieser Uebelstand bei einer mit Kräften mehrerer Bühnen besetzten Aufführung nicht beseitigt wird, ist nach dem früher Gesagten selbstverständlich; zu den, einen einheitlichen Stil gefährdenden Verschiedenheiten im Organ und der musikalisch-technischen Bildung der einzelnen Künstler kommen bei solchen Gesammtgastspielen noch die Discordanzen, welche das Zusammentreffen der eigenartigen Manieren und Moden der Theater erzeugt.

Nicht als ob er bei den Münchener Aufführungen besonders stark zu Tage getreten wäre, sondern weil er selbst bei einer Besetzung mit so vorzüglichen Künstlern noch deutlich wahrnehmbar war, haben wir bei dem vornehmsten Mangel der deutschen musikalischen Bühne so lange verweilt. Es ist ja Pflicht des

Digitized by Google

ernsten Kritikers, immer und immer wieder auf die gefährliche Wunde, an der unsere deutsche Oper krankt, hinzuweisen und selbst bei so glänzenden Kundgebungen des nationalen musikalisch-dramatischen Lebens, wie es die Münchener Aufführungen waren, über den Schönheiten im Einzelnen das Gebrechen des Ganzen nicht zu vergessen, selbst auf die Gefahr hin, von der Oberflächlichkeit und dem überschwänglichen Enthusiasmus der Kleinlichkeit und Nörgelei bezichtigt zu werden. Uebrigens zeigt auch das allgemeine Urtheil des Publicums, das man gewiß nicht ästhetischer Grübelei zeihen wird und dem man, da es vornehmlich aus Fremden bestand, auch keine besondere Vorliebe für die Münchener Sänger vorwerfen kann, wie begründet unsere Bemerkungen sind. Ziemlich einstimmig wurden nämlich die beiden Aufführungen des Fidelio und die zweite Aufführung der Walküre als die besten und mustergiltigsten der ganzen Serie bezeichnet. Nun, das sind diejenigen Vorstellungen, in denen das Münchener Ensemble am meisten zur Geltung kam! Dasselbe wäre auch für die Vorstellungen des Siegfried der Fall gewesen, hätte nicht das tückische Schicksal das erste Mal Herrn Schlosser, den berühmten Mime vom Jahre 1876, das zweite Mal Herrn Vogl, der gerade den Waldknaben Siegfried in unübertrefflicher Weise darstellt, von der Bühne fern gehalten. Die an Stelle der erkrankten Sänger herbeigerufenen Herren Grahl (Mannheim) und Stritt (Frankfurt) thaten ihr Möglichstes, um die hiesigen Künstler würdig zu ersetzen, und leisteten in mancher Beziehung Treffliches, konnten aber selbstverständlich, da eine vorherige Probe meist nicht möglich war, dem Ganzen sich nicht derart einfügen, wie es eine mustergiltige, stilgerechte Aufführung erfordert. Trotzdem sich also den Aufführungen des Ringes des Nibelungen bedeutende Hemnisse in den Weg stellten, darf man dieselben dennoch als gelungen bezeichnen, und das will bei einem Werke von so gewaltigem Umfang und so erheblichen Schwierigkeiten viel heißen. Am meisten trug zu diesem Gelingen unstreitig das vorzügliche Orchester bei, das den Winken Levis, dieses genialen Kenners und Interpreten Wagners, mit bewundernswürdiger Präcision und unermüdlicher Beharrlichkeit folgte. Nicht mindern Lobes werth aber als die Tapfern, welche im Schweiße ihres Angesichtes die Fidel strichen und die Hörner bliesen, sind die Künstler, welche durch Gesang und Darstellung sich um eine vollendete Wiedergabe des großen Werkes müheten. Wenn ein und derselbe Sänger in der nämlichen Woche zunächst während der ersten Abende die anstrengende Rolle des Wotan-Wanderer und sodann am vierten Tag noch die Parthie des Gunther singt, wie dies Herr Gura gethan, so verdient derselbe schon um dieser Kraftleistung willen und seiner, selbst Stimme und Gesundheit nicht in Betracht ziehenden Hingabe wegen volle Bewunderung. Und gleiche Ausdauer und Unermüdlichkeit bewiesen Therese Vogl, welche beide Male die ganze Parthie der Brünhilde, in Walküre, Siegfried und Götterdämmerung, spielte, und Heinrich Vogl, der Loge, Siegmund und Siegfried sang. Vor solcher Aufopferung — daß es dies ist, hat gerade diesmal die plötzliche Erkrankung Vogls bezeugt — verstummt der Kritiker. Diese Rücksicht fällt bei der Beurtheilung der kleinern Rollen weg, wir sind aber in der angenehmen Lage, auch hier uns anerkennend äußern zu können, ohne gerade den nachsichtigen Recensenten zu spielen. Der Alberich des Herrn Fuchs, der Fasner, Hunding und Hagen des ewigen Jünglings Kindermann, die Frika der Frau Papier, die Erda und Waltraute des Frl. Blank und last not least die Sieglinde des Frl. Lilli Lehmann und der Frau Weckerlin waren durchaus gute, zum Theil sogar hervorragende Leistungen. Weniger befriedigend war die Darstellung des Hagen durch Herrn Siehr, der diese Rolle schon 1876 inne hatte. Der Künstler machte aus dem gewaltigen Recken, dem einzigen zielbewußten und consequent handelnden Manne des Stückes, einen lauernden, herrschsüchtigen Intriguanten und Theaterbösewicht. Auch das Böse hat seine Majestät und seine Würde, und wenn man es deren entkleidet, wirkt es künstlerisch abstoßend, was sicherlich nicht in des Dichtercomponisten Absicht lag. Unerschütterliche Ruhe, wie sie die klare Erkenntniß des Endzieles erzeugt, muß das Spiel Hagens, dessen Blut störrisch und kalt in den Adern stockt, charakterisiren, allzu lebhafte Mimik benimmt der Figur die unheimliche Furchtbarkeit und reiht den Helden zu sehr unter die gewöhnlichen Menschen, von denen er durch Geburt und Eigenart doch abstechen soll. Bot Herr Siehr Erfreulicheres im Gesang als im Spiel, so befriedigte dagegen ein anderer Künstler aus der Bayreuther Zeit, Herr Niemann, nur durch die wirklich hervorragende mimische Darstellung und auch darin wurde Manches als zu reflectirt und dem Wesen des wild aufgewachsenen Siegmund mithin nicht entsprechend empfunden. Ueberhaupt hat sich der Gedanke, durch Beiziehung der im Jahre 1876 wirkenden Künstler die Erinnerung an die Bayreuther Bühnenfestspiele aufzufrischen, nicht als ein sehr glücklicher erwiesen. Die 8 Jahre, welche seit der ersten Gesammtaufführung des Ringes verflossen, sind an den meisten der damals mitwirkenden Sänger nicht ohne Spuren vorbeigegangen, und selbst das Terzett der Rheintöchter, so wonnig und wohlig es klang, erinnern wir uns, was den Zusammenklang der untern und mittlern Stimme betrifft, in mindestens ebenso guter Ausführung von Solchen gehört zu haben, die damals nicht dabei waren.

Können wir somit dieser von den Wagnerianern mit besonderer Freude begrüßten Idee nur mäßigen Beifall geben, so freuen wir uns dagegen, der edeln Absicht, Beethovens Meisterwerk in besonders würdiger Ausstattung und sorgfältiger Vorbereitung in Scene zu setzen, unsere vollste Anerkennung zollen zu können. Es ehrt die Intendanz des Münchener Hoftheaters aufs Höchste, daß sie auch einem Werke, das nicht gerade in der Mode ist, die Wohlthat einer „Musteraufführung" zu Theil werden ließ. Von fremden Bühnen wirkte in diesen Vorstellungen nur Fräulein Malten aus Dresden mit. Sie erfreute in Gesang und Spiel durch bedeutende dramatische Kraft und erwies sich, was bei Sängern ziemlich selten ist, auch als eine Meisterin im gesprochenen Dialog. Nachbaur als Florestan stand ihr würdig zur Seite und Siehr und Kindermann lösten ihre schwierigen musikalischen Aufgaben mit gewohntem Geschick. Besonderes Lob aber gebührt der Darstellerin der Marcelline, Fräulein Herzog. Sie wußte den Zuhörer nicht nur durch eine feine, vollendete Wiedergabe der kunstvollen Gesangspartie zu entzücken, sondern verstand es auch, die so leicht unerquicklich werdende Figur des Kerkermeistertöchterleins durch tiefempfundenes Spiel annehmlich zu machen. Die meisten Sängerinnen spielen die Marcelline im Soubrettenstil. Das ist ganz unrichtig. Man soll sehen, wie schwer es dem Mädchen wird, dem armen Jaquino den Abschied zu geben, sonst kann man sich über die spätere Wiedervereinigung der Liebenden nicht freuen. Fräulein Herzog hat mit richtigem Tact aus Marcelline nicht wie üblich eine Kokette, sondern ein echt und wahr empfindendes Mädchen gemacht. Wenn wir schließlich noch erwähnen, daß zu den Augustvorstellungen der Fidelio mit ganz neuen, theilweise überaus schönen Decorationen ausgestattet worden war, wird uns der Leser gerne glauben, daß diese Vorstellungen wirklich das Prädicat musterhaft verdient haben.

Heinrich Welti.

Aus der Hauptstadt.

Von den Theatern.

Der kaum in die Reichshauptstadt zurückgekehrte Berichterstatter wird gleich mit einer Fluth neuer Stücke und Einstudirungen begrüßt. Ist er den zwei durchgefallenen Novitäten des Residenztheaters glücklich entgangen, so schlägt schon der Applaus des zum andern Mal dort versammelten Premièren-Publicums an sein Ohr; gleichzeitig muß er im Wallnertheater den Mißerfolg eines neuen Stückes erleben, und wenn er sich für die jüngste Operette von Richard Genée interessiren möchte, so wollen ihn die Meininger ins Victoriatheater ziehen. Janus besaß nur zwei Gesichter, der Berliner Theaterrecensent aber müßte, um seiner Berufspflicht zu genügen, an manchen Abenden ein Argus mit hundert

Digitized by Google

Augen und eben so vielen Opernguckern, ein hic et ubique sein, wie Meister Klingsohr mit dem nützlichen Zaubermantel.

Das Vergnügen wäre freilich bei dieser Allgegenwart oft ein sehr bescheidenes, denn nicht jeder Premièrenabend ist so glücklich, wie der zweite des Residenztheaters. Der Einacter: Der erste April von Quatrelles brachte das Publicum gleich von vornherein in die beste Stimmung. Ernest L'Epine, der Mann mit den vier zum Kreuze gestellten L, ist ein guter Feuilletonist, aber kein Dramatiker. Als Bureauchef bei dem „Vicekaiser" Morny, ein College Alphonse Daudets, verfaßte er gemeinsam mit diesem mehrere Einacter, die sich nicht halten konnten. Der berühmte Romancier, der jetzt auf den ehemaligen Collegen sehr übel zu sprechen ist, versicherte mir, sobald er einen Urlaub haben wollte und sich deshalb an seinen Vorgesetzten L'Epine wendete, habe dieser stets die Bedingung einer neuen Collaboration gestellt, an welcher der Freund nie eine Zeile mitgearbeitet habe. Daudet scheint mir hier zu weit zu gehen, denn Quatrelles' witzige Feuilletons in der „Vie parisienne" und neuerdings seine Lettres à une honnête femme in der „Revue politique et littéraire" verrathen ein hübsches satirisches Talent. Auch sein neuer Einacter zeugt von einer ganz entschiedenen Begabung. Freilich ist auch dieses Stück nicht mehr als ein dialogisirtes Feuilleton, das sich aus den Spalten der „Vie parisienne" auf die Bühne verirrt hat, ein Soloscherz ohne Handlung und Lösung. Es gehört wie Berla's „Zigeuner" zu den Stücken, denen eine Wette zu Grunde liegt. Wie dort der musikalische Pepi sich einen Tag lang von seiner heißgeliebten Geige trennen soll, so geht hier ein junges Mädchen die Wette ein, daß sie das Gruseln nicht gelernt habe. Sie hat nämlich die Hand ihres Vetters ausgeschlagen, da sie seines Schutzes nicht bedürfe, und nun vereinigen sich dieser und ihr alter Vater, um ihr den Beweis des Gegentheils zu erbringen. Sie wird bei nächtlicher Weile allein gelassen und soll nun geängstigt werden, als unvermuthet ein wirklicher Räuberüberfall auf dem einsamen Schlosse stattfindet. Die lustige Antoinette, die immer an einen Scherz glaubt, hält den beiden Banditen selbst die Leiter und begegnet all ihren Drohungen und Einschüchterungen mit ausgelassener Lustigkeit und dem Hinweise darauf, daß heute gerade der erste April sei, wo sie sich durch eine Verkleidungskomödie nicht mystificiren lasse. Schließlich verlieren die gefoppten Uebelthäter die Geduld und knebeln den Wildfang nach allen Regeln ihrer lichtscheuen Kunst. Da bald darauf der Vater und der Cousin, um, ihrer Wette eingedenk, Antoinetten einzuschüchtern, mit Pistole und Degen zu rumoren anfangen, so werden die Räuber verscheucht und der zu Tod erschrockene Backfisch befreit. — Die Situation, wie Antoinette authentische Räuber und Mörder durchaus nicht ernst nehmen will, ist neu und wirksam, und der Uebergang vom tollsten Uebermuth zu Angst und Entsetzen bis zum herzbrechenden Jammergeschrei gibt einer temperamentvollen Naiven reichlich Gelegenheit, ihr Können zu zeigen. Ist Fräulein Wismar in ihrem Spiel erst etwas einfacher und ruhiger geworden, so wird sie eine sehr annehmbare Antoinette sein.

Auch das zweite Stück des Abends, die pièce de résistance, ist aus Paris importirt. „Die Sirene" (La Flamboyante) von Paul Ferrier und A. Valabrègue (nicht Valabreque, wie der Theaterzettel sagt) ist ein Imbroglioſtück in der Manier von Hennequin-Delacour und Chivot-Duru. Auguste Bernard, ein ungetreuer Ehemann, gibt sich nicht nur seiner Geliebten, sondern auch seiner eigenen Frau gegenüber für einen Schiffscapitän aus, der von Zeit zu Zeit nach überseeischen Ländern zu dampfen hat. Mit des Orients Schätzen reichbeladen, die er im nächsten Bazar gekauft, kehrt er zu seinen Lieben zurück, und da er vieler Herren Länder — nicht gesehen hat, so haben seine Erzählungen oft etwas Gewagtes und Phantastisches. Natürlich haben auch in diesem Falle die Lügen nur kurze Beine. Eines Tages findet die Schwiegermutter die Etiquette einer bekannten Pariser Firma auf einer von Honolulu „mitgebrachten" ethnographischen Rarität und schöpft Verdacht. Als daher Bernard sich wieder nach Indien d. h. nach Paris verschiffen läßt, erklärt sie, ihn mit seiner Frau nach Havre an Bord der „Sirene" begleiten zu wollen. Dort complicirt sich die Sache mehrfach. Nicht nur, daß zufällig auch seine Geliebte mit ihm und den Seinen zusammentrifft, auch der wirkliche Capitän Bernard, für den er sich bisher ausgab, findet sich mit einer echten „Sirene" ein. Daraus ergeben sich so vielfältige Quiproquos und Verwicklungen, daß der nachfolgende dritte Act den tollen Wirrwar unmöglich noch überbieten kann und das Stück ziemlich matt abbricht. Der Dialog ist sorgfältiger und witziger, als es in derartigen Stücken der Fall zu sein pflegt, und auch ein paar originelle komische Typen sind da, z. B. der angebliche Onkel der angeblichen Wittwe, ein bramarbasirender Fechtmeister, und der biderbe Seelöwe, der sich auf nichts besinnen kann und seinen Lebensretter mit Geschenken überhäuft. Herr v. Hozar als falscher Capitän besitzt viel Gewandtheit und einen angenehmen trockenen Humor; nur sollte er sein Französisch etwas besser pflegen. Er versprach sich mehrere Male, und sein „jardin d'acclimatisation" (statt acclimatation) ist ein bösartiger Lapsus. Solche Rollen werden in Paris gewöhnlich von dem Komiker (Saint-Germain, Daubray, Dupuis, Geoffroy) gegeben; bei uns pflegt sich ihrer der Bonvivant zu bemächtigen, der sie mit mehr oder minder feinen Pointen und Nuancen à la Haase ausgestattet, aber selten über wirkliche vis comica verfügt. Dadurch verliert das ganze Stück seine beste Wirkung, wie dies auch die sonst flotte Darstellung der „Flamboyante" im Residenztheater zeigte. Wahrhaft komische Kraft bewies eigentlich nur Herr Alexander Mügge, der als fixer Rheder wahre Beifallssalven hervorrief. Es ging ihm da als Schauspieler viel besser, denn gleichzeitig als Dichter. Am selben Abend führte das benachbarte Wallnertheater seinen vieractigen Schwank: „Lottchens Spielkamerad" zum ersten Male auf, allein das aus allen möglichen abgebrauchten Motiven zum Theil sehr zweifelhafter Art zusammengestoppelte Opus wurde abgelehnt und kann schwerlich mehr lang am Leben bleiben. Die nächste Première dürfte also den glücklichen Theaterkritiker recht bald wieder ins Wallnertheater führen. Z.

Eine neue Operette im Walhallatheater.

Am Donnerstag, den 11. September wurde im Walhallatheater Herrn Richard Genée's „Nanon" zum dreihundertsten Male — binnen Jahresfrist! — gegeben; am Tage darauf fand auf derselben Bühne die erste Vorstellung seiner „Rosina" statt, in welcher er auch als Textdichter erschien. Der erstgenannten Operette kam noch ganz dieselbe günstige Stimmung des überaus zahlreichen Publicums entgegen; die neue ward ebenfalls, und mit Recht, freundlich aufgenommen; sie gefällt sogar dem Verfasser dieser Besprechung in manchen Theilen besser als jene; aber einen so dauernden Erfolg wird sie nicht erlangen, denn die Anlage ist verfehlt, sie entbehrt der ersten Hauptgrundlagen für den Erfolg einer Operette — der Abwechslung.

Den fast beispiellosen Erfolg der „Nanon" — selbst „die Fledermaus" zählte nicht so viele Vorstellungen im selben Zeitraume — hatte ich nie recht begreifen können, da eigentlich musikalisch wirksame oder komische Szenen doch im Ganzen nicht zu häufig erscheinen. Aber der Besuch jener dreihundertsten und dieser ersten Vorstellung löste mir das Räthsel und brachte zu gleicher Zeit ein neues. In „Nanon" stehen zwei ganz gegensätzliche Frauengestalten immerwährend im Vordergrunde: die einfache, derbe, lustige, liebende und tugendhafte Wirthin Nanon, und die kokette, feine, geistreiche, immer liebelnde und alles Andere wenig beachtende Ninon de l'Enclos. Die Männer, die sich um diese Beiden bewegen, gelangen selbstverständlich in die verschiedenartigsten gesellschaftlichen Beziehungen; und wenn auch der Gedanke, daß der Hauptheld gegenüber der Nanon als verliebter (verkleideter) Soldat, im Salon der Ninon als der elegante Marquis d'Aubigné, und bei der Maintenon als frommer Betbruder erscheint, nicht neu ist, so tritt er doch in verändertem Gewande auf und wirkt ebenso prickelnd. Dem Zuschauer ist also immerwährende Abwechslung geboten; jede Scene bringt ihm ein neues Bild und wenn er sich auch nicht immer amüsirt, so langweilt er sich nie. Aber in „Rosina" erscheint nur eine einzige weibliche Hauptfigur — und diese ist ganz unbestimmt und schwankend gezeichnet. Rosina, laut dem Textbuche junge Wittwe eines Florentiner Strohhutfabrikanten, ist mit einem Musiker, Flageolet, verlobt, der als „Zimmerherr" (d. h. als Miether eines möblirten Zimmers) bei ihr wohnt. Sie findet in seiner Rocktasche, die sie in ihrer Eigenschaft als künftige Frau durchsucht, den Stelldichein-Brief eines Fräulein Miranda und beschließt, als „Corsikanerin" Rache zu nehmen. Zu diesem Zwecke läßt sie sich von einem faden Marquis Millefleurs — den sie gar nicht leiden mag — den Hof machen, speist mit ihm und fährt in seinem Wagen nach Hause. Dann will sie den ungetreuen Bräutigam aus dem Hause jagen. Dieser aber verweigert nicht blos sich zu entfernen, sondern sperrt sie, seine eigene

Digitized by Google

Vermietherin, obendrein noch ein und droht ihr — sehr wenig anständig — mit der Polizei! Rosina hat vorher mit ihren Putzmacherinnen verabredet, einen Privatball des Zahnarztes Vitriol, den sie gar nicht kennt(!), zu besuchen, weil Flageolet daselbst zum Tanze spielen soll; die Mädchen sollen als Männer verkleidet mitkommen. Als Flageolet sie einsperrt, steigen sie vermittelst einer Leiter durchs Fenster auf die Straße. Auf jenem Balle, wo Rosina trotz aller Fragen des Hausherrn ganz ruhig verbleibt (warum der die ganz unbekannte, frech Eingedrungene nicht hinauswirft, bleibt unbegreiflich), tanzt sie mit dem später kommenden Marquis; Flageolet, der zuerst als Musiker spielt, verkleidet sich während des Balles als Zuckerbäcker (warum?); zuletzt droht er ihr, sich vor ihren Augen zu vergiften (er vertraut aber seinem Clarinettisten, das Gift, das er in das Glas gestreut habe, sei nur gestoßener Zucker gewesen); ihr Herz erweicht sich, sie verzeiht ihm.

Daß der Gang dieser Handlung ein sehr unsicherer ist, sei nicht zu stark betont, denn ein guter Text ist eine zu große Seltenheit, als daß man einen solchen immer verlange; daß aber Herr Genée angesichts seiner „Nanon" ganz vergessen konnte, wie häufiger Personenwechsel, die Mannigfaltigkeit der Gestalten, die Hauptgrundlage des Erfolges einer Operette bildet, daß er ein solches gar nicht endendes Vortreten einer einzigen Figur nicht als die größte Gefahr erkannte, bleibt ein unauflösliches Räthsel.

Die Musik hat manche pikante, manche hübsche und einige fein gearbeitete Nummern. Im ersten Acte das erste Lied des Flageolet, ein Duett mit Rosina, und das Finale, das recht wirksam lebhaft ist; im zweiten Acte, dem entschieden besten, eine sehr anmuthige Gavotte, ein Duett der Rosina mit dem Marquis, in welchem zwei melodische Motive recht geschickt contrapunktisch in einander verwebt sind, und den Schlußmarsch; im dritten Acte einen Walzer und ein sehr komisch wirkendes Trio des Flageolet, seines Clarinettisten und des Dr. Vitriol. Die meisten hier angeführten Stücke mußten wiederholt werden, das letztgenannte sogar zwei Mal. Gesungen und gespielt wurde ganz vortrefflich. Fräulein Stubel in der Titelrolle, die Herren: Philipp (Flageolet), Wilhelmi (Marquis), Steinberger (Clarinettist) und Worms (Vitriol) waren voll Leben, das Zusammenspiel konnte nicht besser gewünscht werden. Auch alle Nebenrollen waren sehr gut ausgeführt. Die Ausstattung, Decoration und Maschinerie können auf keiner Hofbühne glänzender ausgeführt sein. Das Publicum erwies sich sehr freundlich, rief Darsteller, den Componisten und den Eigenthümer des Theaters zu wiederholten Malen. Aber die „habitués", die richtigen Wetterpropheten, glauben nicht an einen andauernden Erfolg.

Im Krolltheater hat Fräulein Fohström ihr Gastspiel mit glänzendem Erfolge sechs Wochen lang durchgeführt. Neben ihr errang der treffliche Tenorist Herr Schott in „Joseph", „Troubadour", „Robert" die Gunst des Publicums. Auch der Baryton Herr Robinson hat gute Erfolge zu verzeichnen. Die diesjährige Sommersaison des Krolltheaters gehört zu den bestorganisirten und gelungensten.

H. Ehrlich.

Notizen.

Das preußische Gesetz betreffend die Zwangsvollstreckung in das unbewegliche Vermögen vom 13. Juli 1883, herausgegeben mit Einleitung, Commentar in Anmerkungen und Kostentabellen von Krech und Fischer. Berlin, J. Guttentag (Collin).

Die große praktische Wichtigkeit, welche dem citirten Gesetze zukommt, kann schon aus der nummerreichen Literatur ermessen werden, welche seit Jahresfrist in der Form von selbständigen Darstellungen, Commentaren und kritischen Textausgaben jenes Gesetz von allen Seiten zu erfassen und seinen Gedankeninhalt festzustellen sucht. Unter den einschlägigen Publicationen nimmt die vorliegende sowohl nach dem Umfange der Arbeit als nach dem Inhalt des Gebotenen eine führende Stellung ein. Sie will zwar nur die Praxis auf dem Gebiete des neuen Zwangsvollstreckungsrechts orientiren, aber geht in erschöpfender Weise über diese Aufgabe hinaus durch eine theoretische Klarstellung der Grundfragen, durch eine kritische Beleuchtung der mit dem bisherigen Rechtszustand verbundenen Nachtheile für den wirthschaftlichen Verkehr in Immobilien und endlich durch die volle Beherrschung des literarischen Apparates verwandter Rechtsmaterien. Gleichmäßig für die Bedürfnisse gemeinrechtlicher wie landrechtlicher Gebiete berechnet, stellt sich dieses Handbuch als verläßlicher Führer dar innerhalb eines weiten Fragenkreises, dessen schwierige Probleme unsere Gesetzgebung selbst zu langwierigen und für den Realcredit bedenklichen Schwankungen veranlaßt hatten. F. St.

* * *

Die Braut in Trauer. Erzählung von **Ernst Wichert.** Leipzig, Karl Reißner.

Der unermüdlich schaffende Ernst Wichert, der uns immer wieder etwas Neues und dies Neue immer in gefälliger Form zu sagen weiß, hat in der vorliegenden, neuesten Erzählung das Wort gegen den übertriebenen Gräbercultus und für das Recht der Lebenden gegen die Todten erhoben, die wir durch unsere neu erwachende Daseinsfreude nicht mehr verletzen, und deren Andenken uns zwar innerlich heilig bleiben, aber nicht zu einem Zwange werden soll, der zwischen uns und den Mitlebenden für immer eine trennende Schranke aufrichtet. Dabei fällt denn im Laufe der Erzählung manch beherzigenswerthes, lebenserfahrenes Wort. In der vorliegenden Geschichte kommt freilich noch hinzu, daß Helene, die von ihrer Wohlthäterin, der Mutter ihres verstorbenen Bräutigams, dazu gezwungen wird, dauernd in Trauer zu gehen und die von der ganzen Familie gleichsam als bleibendes Todtenopfer betrachtet werden soll, ihren todten Bräutigam, dessen gute Eigenschaften sie kennt und ehrt, nicht eigentlich liebte. Um so eher muß sie sich, die sich innerlich frei fühlt, nun auch äußerlich frei machen. Das geht freilich ohne schwere Conflicte, Herzenskämpfe und bedenkliche Irrungen nicht ab, und eben diese bilden den geschickt erfundenen nnd mit Routine erzählten Inhalt. Daß es so kommen würde, wie es kommt, weiß man zwar sehr schnell, aber die Art der Lösung ist doch originell und läßt die Spannung nicht erlahmen. Die Figuren sind aus dem vollen Leben gegriffen. Alles in Allem wieder ein lesenswerthes unterhaltendes Buch. C—n.

* * *

Im Sturmwind des Socialismus. Erzählung von **Max Kretzer.** (Berlin, F. Luckhard.)

Dem jugendlichen Verfasser, der sich aus dem Arbeiterstande zum Schriftsteller und speciell zum Sittenschilderer innerhalb der modernen deutschen Arbeiterverhältnisse emporgearbeitet hat, ist die Presse mit einem bei Anfängern unerhörten Wohlwollen entgegengekommen. Man hat ihm seine großen Schwächen, ja selbst seine mangelnde Fähigkeit, sich correct in der Sprache auszudrücken, in der er schreibt, verziehen. Und das mit gutem Recht; denn man setzte große Hoffnungen auf ihn. Man nannte ihn sogar den „deutschen Zola" ohne die widrigen Auswüchse des französischen Naturalisten, man hoffte von ihm Werke echt realistischer Gattung zu erhalten, wenn er nur erst gereift sei und einen eigenen Stil gefunden habe. Heute muß man wohl, ohne dem Autor für die Zukunft eine unfehlbare Prognose stellen zu wollen, mit Bedauern behaupten, daß Max Kretzer die in ihn gesetzten Hoffnungen in keiner Weise erfüllt hat. Es hat fast den Anschein, als habe er sein Bestes schon gegeben. Der vorliegende neue Roman verdient es kaum noch, von einer ernsthaften Kritik berücksichtigt zu werden. Die abgebrauchtesten Motive, die trivialste Sprache, der Mangel all und jeder originellen Charakterisirung der Schilderungen kennzeichnen denselben. Um solche conventionelle Geschichten mit conventionellen Figuren zu schreiben, braucht man nicht früher selber dem Arbeiterstande angehört zu haben. Einzig die Arbeiterversammlung und die erste Rede des Helden, dieses wunderbar gebildeten Arbeiters darin ausgenommen, ist alles Andre in hohem Maße trivial, ohne jede individuelle Färbung, langweilig und öde. Möchte der Verfasser sich bald zu einem Werke aufraffen, das solche Arbeiten vergessen läßt. C—n.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"

Am Carlsbad 12.

Berlin W.

Digitized by Google

Edmondo de Amicis,

Konstantinopel.

Deutsch von **A. Burchard.**
2. Ausgabe.

1884. Preis 5 *M.* brosch., 6 *M.* in Bädekerbd., ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen, auch direkt zu beziehen.

„Das Werk ist zu den glänzendsten literarischen Erscheinungen unserer Zeit zu zählen."
„Staatsbürgerzeitung".

Orientreisenden von allerhöchstem Werth.

Rostock. **Wilh. Werthers** Verlag.

Soeben erscheint:

Die Aristokratie des Geistes

als Lösung der socialen Frage.

Ein Grundriss
der natürlichen und der vernünftigen
Zuchtwahl in der Menschheit.

gr. 8. eleg. broch. *M.* 3.—

Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich.

Für Roman-Schriftsteller.

Gute Romane dramatisirt ei. Theater-Schriftsteller. Bei Bühn.-Erfolg Tantième z. Hälfte. Adr. sub **„Theater"** an d. **Annonc.-Exped.** von **Haasenstein & Vogler** in **Hamburg** erbeten.

Soeben erschienen:

Die Aquarell-Malerei.

Die Technik derselben in ihrer
Anwendung auf die Landschafts-Malerei.
Von Prof. **Max Schmidt.**
Mit einem Farbenkreis.
Fünfte Auflage. Preis 2 Mark.

Leipzig. **Th. Grieben's** Verlag.

Eine renommirte Verlagsbuchhandlung **sucht gute Novellen, Romane und wissenschaftliche Werke** (Medicin, Naturwissenschaften, Technologie, Nationalökonomie) unter **vortheilhaften Bedingungen** zu erwerben.

Offerten sub **T. G.** durch die Expedition der „Gegenwart" erbeten.

Gelesenste Zeitung Deutschlands.

Berliner Tageblatt.

Von den **besonderen Vorzügen des** „Berliner Tageblatt", denen dasselbe die großen Erfolge zu verdanken hat, heben wir folgende hervor:

Täglich zweimaliges Erscheinen als Morgen- und Abendblatt.
Freisinnige, von speziellen Fraktionsrücksichten **unabhängige** politische Haltung.
Umfassende **Spezial-Telegramme** von eigenen Korrespondenten an allen Haupt-Weltplätzen, daher sicherste und schnellste Nachrichten über politische und sonstige Ereignisse.
Ausführliche Kammerberichte des Abgeordneten- und Herrenhauses sowie des Reichstages.
Vollständige **Handelszeitung** nebst ausführlichem Kurszettel der Berliner Börse.
Vollständige **Ziehungslisten d. Preußischen** und **Sächsischen Lotterie,** sowie Auslosungen d. wichtigsten Loospapiere.
Reichhaltige u. wohlgesichtete **Tages-Neuigkeiten** aus der Reichshauptstadt u. d. Provinzen. Interessante Gerichtsverhandlungen.
Militairische und Sport-Nachrichten.
Graphische Wetterkarte nach Telegrammen der Deutschen Seewarte nebst Wetter-Prognose.

Der Abonnementspreis auf das **„Berliner Tageblatt"** nebst *„ULK"*, „Deutsche Lesehalle", „Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau** und Hauswirthschaft" und **„Industrieller Wegweiser"** beträgt nur **5 Mk. 25 Pf.** pro Quartal bei allen Reichs-Postanstalten.

Probe-Nummern gratis und franco.

Verlag der **J. G. COTTA'**schen Buchhandlung in **Stuttgart.**

Die deutsche Arbeit.

Von **W. H. Riehl.**
Dritte, mit vielen Zusätzen vermehrte Auflage.
X u. 297 Seiten. *M.* 5.—

Probe-Nummer gratis. **Neue Zeitschrift!** **Probe-Nummer gratis.**

Das umfangreichste, reichhaltigste, interessanteste und zugleich billigste Unterhaltungsblatt ist die in **Berlin** erscheinende

„Deutsche Illustrirte Zeitung."

Wöchentlich erscheint eine reich illustrirte Nummer von 3 Bogen Großfolioformat. 13 Nummern bilden ein Quartal und kosten *M.* 2.50 (1 fl. 50 kr. östr.). Eine „Künstlerausgabe" auf Kupferdruckpapier mit farbigen Beilagen kostet *M.* 5.— (2 fl. 50 kr.). Vierzehntägig erscheint ein starkes Heft in Großfolio von 6 Bogen Umfang zum Preise von *M.* —.40 (24 kr. östr.). Die Hefte bestehen aus je zwei Nummern der Zeitung.

Die „Deutsche Illustrirte Zeitung" ist interessanter und eleganter ausgestattet und zugleich viel billiger, als sämmtliche in Deutschland bestehende illustrirte Zeitschriften.

Ein **40 Pfennigheft** der **„Deutschen Illustrirten Zeitung"** liefert mehr — nach Inhalt und Umfang — wie z. B. sämmtliche Monatsschriften, deren Hefte *M.* 1.— kosten.

In allen Buchhandlungen traf soeben die seit langem mit Spannung erwartete erste Nummer ein und wird an Jedermann zur Durchsicht gratis geliefert.

Redaction und Expedition, Berlin W., Am Carlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 39. Berlin, den 27. September 1884. Band XXVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die völkerrechtliche Seite der colonialpolitischen Fragen. Von Karl Braun-Wiesbaden. — Eine Erinnerung an Garibaldi. Von Carlos von Gagern. — Das Torpedowesen in der deutschen Marine. Von Hauptmann Julius Castner. — **Literatur und Kunst:** Alfred Meißners Selbstbiographie. Von Ernst Ziel. — Das Kunstgewerbe in der Arbeiterwohnung. Von F. Luthmer. — Ein Besuch. Novellette von Wilhelm Jensen. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Assunta Leoni. Schauspiel in fünf Acten von Adolf Wilbrandt. Von Z. — Die akademische Kunstausstellung. Von A. L. III. — Inserate.

Die völkerrechtliche Seite der colonialpolitischen Fragen.

Von Karl Braun-Wiesbaden.

Früher glaubte man, durch die bloße Entdeckung das überseeische Land, welches man als „wild" bezeichnete, weil man es staat- und culturlos fand oder glaubte, für eine bestimmte Staatsgewalt in Besitz nehmen zu können.

Das heutige Völkerrecht steht auf einem andern Standpunkt. Es sagt: Entdecken ist ein Act der Wissenschaft, der für den Staat keine Rechte begründet. Der Staat kann nur erwerben durch Besitzergreifung, welche voraussetzt, daß das betreffende Land nicht schon einem andern Staate gehört. Auch kann man nicht Besitz ergreifen par distance oder durch bloße Worte, wie die guten Leute und schlechten Musikanten am Caplande meinen, hinter welche sich Andere verstecken zu wollen scheinen. Vielmehr sind an Ort und Stelle von dem occupirenden Staate, welcher die Gebietshoheit erwerben will, vorzunehmende Handlungen nöthig, welche „die dauernde thatsächliche Ausübung der ordnenden und schützenden Staatsgewalt in sich schließen" und welche eine Wirkung nicht weiter äußern, als der occupirende Staat wirklich im Stande ist, sich das wilde oder staatlose Gebiet anzueignen, es staatlich zu ordnen und durch „specificatio" der Cultur und der Civilisation zu gewinnen. Nach diesem Maßstabe gemessen werden die Einwendungen, welche gegen unsere neueste Colonialpolitik erhoben werden, sich als haltlos erweisen.

Auf dem Gebiet des internationalen Rechts stehen die Lehren der Geschichte und der Erfahrung höher, als das Dogma; und so will ich es denn versuchen, eine kleine historische Skizze der Entwicklung zu geben, auf welcher die soeben aufgestellten Sätze beruhen. Ich muß an die Gegensätze und die Verwandtschaften der antiken und der modernen Welt anknüpfen.

Wie zum ersten Male die römische und die germanische, die antike und die moderne Weltanschauung auf einander stießen, das erzählt uns in seiner, die Gegensätze scharf hervorhebenden Weise Tacitus im dreizehnten Buche seiner „Annalen".

Es war unter der Herrschaft des Kaisers Nero. In Deutschland war Ruhe. Die römischen Feldherren, welche dort commandirten, lechzten nicht nach neuen Triumphen, „denn die Ehren des Triumphes waren etwas so Alltägliches geworden, daß sie nicht mehr erstrebenswerth schienen", sagt Tacitus.

Die alten Römer pflegten an ihren Grenzen aus dem Gebiete jenseits des Dammes, des Grabens oder des befestigten limes, oder im nördlichen Deutschland jenseits des Rheins, die Eingesessenen zu vertreiben und ließen das Land unbebaut liegen, indem sie dasselbe als die „herrenlosen und dem Gebrauche der Soldaten reservirten Aecker" („agros vacuos et militum usui sepositos") zu bezeichnen pflegten.

Da aber in dem Innern Germaniens in Folge des Andrängens immer neuer Völkerschaften von Osten her, eine beinahe unwiderstehliche Massenbewegung nach dem Westen eintrat, wo diejenigen Völker neue Wohnsitze suchten, welche aus ihren bisherigen Sitzen im Osten verdrängt worden waren, so versuchten verschiedene germanische Völkerschaften, sich auf jenem unbebauten Lande auf dem rechten Rheinufer niederzulassen. Zuerst kamen die Friesen (Frisii) unter ihren Häuptlingen Verritus und Malorix. Allein der römische Befehlshaber Dubius Avitus befahl ihnen, das Land wieder zu verlassen; denn es sei vor Zeiten von den Römern occupirt und es gehöre auch jetzt noch denselben, wenngleich sie keinen Gebrauch davon machten. Sie ergriffen Recurs nach Rom und schickten eine Gesandtschaft an den Kaiser Nero. Dieselbe wurde dort außerordentlich gut aufgenommen. Aber der Befehl des Dubius Avitus wurde bestätigt.

Einige Zeit danach erschienen die Ampsivarier auf dem nämlichen Boden. (Vielleicht ist die Lesart „Angrivarii" der Ampsivarier, d. i. Bewohner der Ems, vorzuziehen; siehe Adolf Holtzmann, „Germanische Alterthümer", mit Text, Uebersetzung und Erklärung von Tacitus' Germania, herausgegeben von Alfred Holder, Leipzig, Teubner 1873, Seite 240.) Ihr Führer hieß Bojocalus. Er war ein alter Herr, der sich schmeichelte, bei den Römern besonders in Gunst und Gnade zu stehen. Hermann der Cherusker hatte ihn, wegen Verdachtes römischer Gesinnung, in Fesseln geschlagen; nach Hermanns Untergang frei geworden, hatte er dem Germanicus Dienste geleistet und seinen Volksstamm veranlaßt, sich den Römern wieder zu unterwerfen. Jetzt waren die Angrivarier oder Ampsivarier von den Chauci aus ihren Wohnsitzen vertrieben und wollten sich ansiedeln auf dem herrenlosen Lande, das die Römer durch eine frühere Occupation erworben zu haben behaupteten.

Nun folgt bei Tacitus die Unterhandlung zwischen dem Häuptling des germanischen Volksstammes und dem römischen Feldherrn. Der Zweck meiner Darstellung erfordert, daß ich sie wörtlich übersetze.

„Wieviel Land liegt nicht brach," sprach Bojocalus zu Dubius Avitus, „blos auf daß vielleicht einmal das große oder das kleine Vieh der Soldaten darauf gebracht werden könnte? Nehmet doch lieber uns auf mit unseren Heerden, damit wir nicht am Ende ganz vertrieben werden von allen Gebieten, wo man noch etwas

Digitized by Google

weiß von der Menschheit. Glaubt doch ja nicht, daß für dieses Gebiet Verödung und Entvölkerung besser sei, als die Anwesenheit befreundeter Völkerschaften. War doch vormals dies Gebiet bewohnt und bebaut von germanischen Völkerschaften (deren Namen aufgezählt werden). Wie der Himmel den Göttern, so sind die Ländereien dem Geschlechte der Sterblichen gegeben; und wenn sie leer sind, dann sind sie Gemeingut" (sicuti coelum Diis, ita terras generi mortalium datas; quaeque vacuae eas publicas esse).

Und dann sprach der greise germanische Häuptling, zur Sonne aufblickend und die übrigen Gestirne des Himmels anrufend, als wenn sie anwesend wären:

„Ich frage Euch, möchtet Ihr lieber auf ein bebautes, als auf ein wüstes Land herabblicken wollen? Möchtet Ihr doch lieber das Meer über dies Gebiet hereinbrechen lassen, als die Menschen, welche uns der fruchtbringenden Erde berauben!"

Avitus Anfangs hierdurch bewegt (commotus his) entgegnete:

„Man muß die Herrschaft der Stärkeren dulden. Die Götter, welche Du anrufst, haben nun einmal beschlossen, daß es bei den Römern stehe, darüber zu befinden, was sie gut erachten zu geben oder zu nehmen, und daß Niemandem, als ihnen selber, eine Entscheidung darüber zusteht."

Das war die Antwort, welche er den Ampsivariern öffentlich (in publicum) gab. Dem Bojocalus selbst aber sagte er heimlich, ihm wolle er in Berücksichtigung seiner bewährten römerfreundlichen Gesinnung Ländereien anweisen. Bojocalus aber erwiderte: „Das muß ich als eine Bestechung, oder als einen Lohn des Verrathes an meinem Volk zurückweisen; es kann uns wohl an Boden fehlen, worauf wir leben, aber nicht an solchem, worauf wir sterben."

So trennte man sich voll Erbitterung auf beiden Seiten. Die Ampsivarier waren genöthigt, das Land, das sie bestellt hatten, wieder zu verlassen. Sie suchten überall Hülfe und Bundesgenossen; allein sie fanden sie nirgends; denn damals hatte man überall noch zu viel Furcht vor den Römern. Man betrachtete die Ampsivarier entweder, da sie durch das lange Umherirren zu Bettlern geworden waren, als unerwünschte Gäste oder, soweit sie sich auf ihre Waffen beriefen, als Feinde. So kam es, daß die Wehrhaften niedergemetzelt und die Nichtwehrhaften als Kriegsbeute vertheilt wurden.

Aber es kam die Zeit, wo das Programm unausführbar wurde. Denn wenn man sein Recht nur auf seine Macht stützt, so hört mit dem Schwinden der Macht auch das Recht auf. Man kann sich dieser Anwendung des eigenen Princips in entgegengesetzter Richtung nicht entziehen. So lange die Römer die Macht hatten, pflegten sie die besiegten Fürsten in den mamertinischen Gefängnissen erdrosseln zu lassen und deren Völker auszurotten oder sonstwie zum Schweigen zu bringen. „Die Verödung des Landes nannten sie den Frieden", solitudinem pacem apellant, sagt Tacitus. Die germanischen Völkerschaften, welchen die Römer noch nicht einmal die Bebauung der verödeten Ländereien gestatten wollten, protestirten dagegen. Zuerst durch das Wort, d. i. durch den Mund des Bojocalus, der die Wahrheit verkündete, daß der Boden zur Bewirthschaftung da sei, und daß eine Verwüstung nicht einer Bewirthschaftung gleich zu erachten. Dann aber durch die That, d. h. durch Zerstörung des römischen Reiches, das neben sich kein anderes Land und kein anderes Volk anerkennen und für sich alles Land monopolisiren wollte, das Gott den Menschen, und nicht bloß den Römern, gegeben. Und nun entstand ein internationales Recht in folgender Weise:

Zwischen den zahlreichen germanischen Völkerschaften, welche das weströmische Reich über den Haufen warfen, bestand bei aller Verschiedenheit eine Einheit, welche sie zu einer Art Völkerstaat zusammenfaßte. Diese Völker — mit Inbegriff derjenigen, welche sich in weiland römischen Ländern niederließen und romanische Sprachen adoptirten — waren sogar insoweit eine Nation, als sie wechselseitig ihre Verwandtschaft und ihre volle Existenzberechtigung anerkannten, das „connubium", das Recht der Verehelichung zwischen den verschiedenen Stämmen einführten und einem Jeden gestatteten, nach dem Rechte seines eigenen Stammes zu leben. „Quemlibet", so hieß es, „sua lege vivere permissum." Diese Gemeinschaft wuchs, als diese Völker nach und nach zum Christenthum übertraten. Sie suchten eine dieser Idee entsprechende äußere Gestaltung zu finden durch Wiederherstellung einer Weltmonarchie, welche an der Spitze des europäischen, romano-germanischen Völkerstaats stehen sollte. Der römische Kaiser deutscher Nation sollte das weltliche Oberhaupt, der römische Papst das geistliche Oberhaupt der ganzen Christenheit werden. Nach der hierarchischen Weltanschauung des Mittelalters aber war der Papst der oberste Lehnsherr und Schiedsrichter aller Völker, und der Kaiser nur der oberste Kronfeldherr desselben.

Diese Idee über das wechselseitige internationale Verhältniß der Völker und Staaten Europas und die gemeinsame kirchliche Spitze, welche dies universalistische Gebäude krönen sollte, fand auch auf dem Gebiete des Colonialrechts ihren Ausdruck. Die Herrschaft der Christen über die nichtchristlichen, namentlich außereuropäischen Länder wurde als im Princip feststehend betrachtet und der Papst gerirte sich als die oberste Autorität, welcher es zustehe, die Erde zum Zwecke dieser Beherrschung zu vertheilen. Als im fünfzehnten Jahrhundert die Spanier und die Portugiesen stritten in Betreff der außereuropäischen Länder, welche sie entdeckt oder occupirt hatten, oder noch zu entdecken oder zu occupiren gedachten, warf sich der Papst zum Schiedsrichter in diesem internationalen Streit auf, indem er (nicht ohne dabei gegen unbestreitbare Wahrheiten der physischen Erdbeschreibung zu verstoßen,) eine Linie von Norden nach Süden zog, durch welche die beiderseitigen Occupations-, Eroberungs- und Colonisationsgebiete für immer abgegrenzt werden sollten. In diesem Recht, über die ganze Erde zu verfügen, namentlich aber über die nichtchristlichen Völker, welche man, sehr oft mit Unrecht, als „Wilde" bezeichnete — denn die Eingeborenen von Mexico und Peru waren humaner und cultivirter als die spanischen Conquistadoren — in diesem Rechte, oder in dieser Anmaßung, finden wir denn auch ein Wiederaufleben der Anschauung des Dubius Avitus, welcher verkündigte, Rom allein habe darüber zu befinden, was es den Andern zu geben oder zu nehmen für gut erachte.

Mit dem sechzehnten Jahrhundert begann sich der Sieg auf die Seite der weltlichen Macht und des Königthums zu neigen. Das internationale Richteramt des Papstes verlor alle und jede Bedeutung. Nicht nur England und Holland, sondern auch Frankreich weigerten der päpstlichen Demarcationslinie jede Anerkennung. Heinrich VII. und Elisabeth von England sandten ihre Schiffe aus, um auf dem vom Papste vergebenen Gebiete Entdeckungen zu machen; und es entstanden manche Colonialkriege, in welchen gewöhnlich Diejenigen Sieger blieben, welche sich nach dem Richterspruche des Papstes im Unrecht befanden.

An die Stelle des früheren Völkerrechts trat das des „europäischen Gleichgewichts", über welches die Großmächte mit eifersüchtigen Blicken wachten. Indes auch der Bestand der Großmächte war nicht unabänderlich. Im siebzehnten Jahrhundert gehörten Spanien und Schweden unzweifelhaft zu denselben. Heute beginnt Italien in deren Reihe aufzurücken. Auch der Ausdruck „europäische Pentarchie" beginnt zu veralten.

Aus dieser Periode sind eine Anzahl interessanter Streitfälle zu verzeichnen, in welchen in der Regel die gesunden Principien siegten. Man findet eine Darstellung derselben bei Wheaton. Ich will nur einen erwähnen. Im Jahre 1790 stritt England mit Spanien über den Nutka-Sund. Spanien nahm den ganzen Besitzstand aus der Zeit Jacobs des Ersten von England für sich in Anspruch, ohne weitere Besitzhandlungen nachweisen zu können; es berief sich auf Art. 8 des Utrechter Friedens. England machte geltend, daß dies nicht genüge, nur durch „Specification", nur durch Niederlassung und Cultivirung vermöge man Eigenthum zu gewinnen.

Dem System des europäischen Gleichgewichts folgte das des Bonapartismus. Napoleon I. strebte darnach, die Universalmonarchie wiederherzustellen. Dagegen reagirte der Selbstständigkeitstrieb der europäischen Völker, welche sich zu einem internationalen Bunde vereinigten, um ihn zu stürzen.

Digitized by Google

Der Sturz wurde beschleunigt durch das System der Handelsfeindseligkeit, das Napoleon I. auf die Spitze trieb. Durch die Continentalsperre wollte er England vom Continent ausschließen. Dies ist ihm nur sehr unvollständig gelungen. Dagegen gelang ihm, was er durchaus nicht wollte: sich und die ihm direct oder indirect unterworfenen Länder und Völker von dem Meer auszuschließen, wodurch er England provocirte und in den Stand setzte, sich der Colonien der europäischen Continentalstaaten zu bemächtigen und gleichsam ein Colonialmonopol de facto zu erwerben.

Seit dem Sturze Napoleons ist die Zeit eines solchen Monopols vorüber, und England ist weit entfernt, ein solches für sich in Anspruch zu nehmen. Es hat sich der ionischen Inseln entäußert. Seine Besitzungen in Ostindien sind als eine Eroberung, und nicht als eine Colonie zu betrachten.

Die Welt wird immer kleiner. Die verschiedenen Völker und Länder, welche einander früher fremd oder gar feindselig gegenüberstanden, rücken einander immer näher, werden einander immer enger verbunden. Die ganze moderne Culturentwicklung, wie sie sich aus den Erfindungen der Neuzeit und deren immer vollkommener und immer ausgedehnter werdenden Anwendung ergibt, ist nothwendig darauf gerichtet, die Circulation der Menschen und der Güter, den Austausch der Waaren und der Gedanken und die Bildung einer gemeinsamen internationalen Rechtsanschauung zu befördern; und diese Rechtsanschauung wird, wenn uns die Geschichte der Cultur- und Rechtsentwicklung, von welcher wir eine Skizze zu geben versucht haben, nicht täuscht, eine gewisse Aehnlichkeit haben mit derjenigen, welcher unser Ahn, der germanische Häuptling Bojocalus, vor mehr als achtzehnhundert Jahren Ausdruck gegeben. Sie wird übereinstimmen mit den Sätzen, welche ich an die Spitze dieser Skizze gestellt habe.

Eine Erinnerung an Garibaldi.

Von Carlos von Gagern.

Möglich, daß unter den Beweggründen, welche im Herbste 1870, nachdem die napoleonische Kaiserherrlichkeit bei Sedan zusammengebrochen war, Garibaldi bestimmten, dem hartbedrängten Frankreich seinen Arm und Beistand zu leihen, die Hoffnung, Nizza für sich und Italien zurückzugewinnen, ein mitbestimmender Factor gewesen war, und daß er auf den Edelmuth der Franzosen gerechnet hatte, ihm als Belohnung seine Vaterstadt, deren Verlust er nie hatte verschmerzen können, wieder abzutreten. Aber höchstens ein mitbestimmender Factor, glaube ich, nicht, wie man es erst vor kurzem nachzuweisen versucht hat, der Hauptgrund.

Soweit es bei einem Angehörigen einer romanischen Nation überhaupt möglich ist, neigte Garibaldi, wenn auch in erster Linie Patriot, zum Kosmopolitismus. Das hatte er schon durch seine Kämpfe in Südamerika bewiesen. Er schwärmte für die Republik quand même. Die Aufrichtung dieser Staatsform nicht allein in seinem eigenen Vaterlande, sondern auch in den stammverwandten Ländern Frankreich, Spanien und Portugal war sein unablässiges, heißes Streben. Nur schweren Herzens legte er die Gewalt, welche er eine Zeit lang in dem von ihm unterworfenen Königreich beider Sizilien ausgeübt hatte, in die Hände Victor Emanuels nieder, nicht weil er selbst persönlichen Ehrgeiz besaß oder stolz war auf seine Dictatur, sondern weil jener, dem er persönlich zugethan war, eine Krone auf dem Haupte trug. Garibaldi brachte der Einheit Italiens dieses Opfer, weil er es damals als nothwendig erkannte, ohne daß er jedoch die Zuversicht aufgab, in späteren Tagen Rom als Hauptstadt einer italienischen Republik zu begrüßen. Seiner Liebe für republikanische Institutionen kam allein sein Haß gegen die Pfaffen gleich.

In den Franzosen aber erblickte und verehrte er von jeher — ob immer mit Recht, bleibe dahingestellt — die Vorkämpfer der Ideen der Neuzeit. Seine Lieblingslectüre bildete die Geschichte der ersten französischen Revolution; seine Lieblingshelden waren die leitenden Männer aus jener welterschütternden Epoche.

Diese seine Vorliebe für die Franzosen erlitt auch dadurch keine wesentliche Einbuße, daß die Geschicke jenes Landes seitdem wiederholt von Personen gelenkt wurden, die sich gewaltsam in den Besitz der Macht gesetzt hatten. Für sie empfand er stets Abscheu, für das Volk aber nur Mitleid. Er machte es nicht verantwortlich weder für die Zerstörung der römischen Republik, noch für die Annectirung von Nizza und Savoyen, noch für das Wunderthun der Chassepots bei Mentana. In seinen Augen war ausschließlich Louis Napoleon der Schuldige. Es war demnach natürlich und ganz der Anschauungsweise Garibaldis entsprechend, daß, nachdem der Decembermann, gleichviel durch wen, glücklich beseitigt und die Republik von Neuem in Paris proclamirt war, er freiwillig und unaufgefordert dieser zu Hülfe eilte, um sie gegen einen Feind zu vertheidigen, dessen einziger Fehler übrigens in seinen Augen darin bestand, einen König zum Heerführer zu haben.

Nach der unglücklichen Schlacht von Aspromonte veröffentlichte ich in Mexiko im „Siglo XIX", der dortigen ersten freisinnigen Zeitung, einen „Garibaldi" überschriebenen Leitartikel. Anknüpfend an die zufällige Identität der mexikanischen und der italienischen Farben, suchte ich auch andere Aehnlichkeiten zwischen den beiden Ländern aufzufinden, und da damals schon ein französisches Expeditionscorps in Mexiko stand, fehlte mir der Anlaß nicht, die Politik Napoleons III. anzugreifen. Diesen Artikel schickte ich mit einem spanisch abgefaßten Begleitschreiben an den verwundeten und gefangenen Garibaldi. Aus seiner liebenswürdigen, ebenfalls spanisch geschriebenen Antwort war mir besonders die Stelle interessant, in welcher er entschieden die Sache des Kaisers von der der Franzosen trennte, jenen bitter anklagte und verurtheilte, diese reinzuwaschen trachtete, und die Ueberzeugung aussprach, daß nach dem von ihm als unabweisbar vorhergesehenen Sturze des ersteren eine Verständigung zwischen Volk und Volk, dem mexikanischen und dem französischen, sich ohne große Schwierigkeit werde herstellen lassen.

Männer, die wie Garibaldi einen nicht sehr weiten Gesichtskreis umfassen, dabei aber unverbrüchlich an ihren Grundsätzen und Idealen festhalten, haben in der Regel etwas Kindliches. Schlaue staatsmännische Berechnungen liegen ihnen fern. Professionspolitiker belegen sie darum gern mit den Beinamen: Utopist, Don Quijote, sogar Narr.

Nun, auf eine solche „Donquijoterie", auf eine solche „Narrheit" ist wohl hauptsächlich Garibaldis Entschluß zurückzuführen, dem von seinem Tyrannen befreiten Frankreich mit einer kleinen Schaar von opfermuthigen Freiwilligen seine Dienste zu weihen.

Mazzini hatte immer allein Rom und Nizza im Auge. Darum war er nicht durchaus abgeneigt, mit der einmal bestehenden Monarchie ein Compromiß einzugehen. Darum wünschte er wie die italienische, so auch die deutsche Einheit, weil er von dieser Nutzen für jene erwartete. Darum schrieb er an Karl Blind: „Helft und zählt auf uns!" Darum mißbilligte er oder billigte wenigstens nicht Garibaldis „unkluge" Unternehmung. Garibaldi hingegen sah in erster Linie, daß eine Republik, und noch dazu eine romanische, sich in Gefahr befand. Für sie griff er deshalb zu den Waffen.

In dem Briefe, welchen er Ende 1874 an Blind richtete, sind ausdrücklich die bezeichnenden Worte zu lesen:

„Ich diente eher dem republikanischen Grundsatze." Seine gleichzeitige Erklärung, er habe 1870 und 1871 nicht Deutschland bekämpfen wollen, spricht nicht gegen, sondern für meine Behauptung, maßgebend für Garibaldi sei die Wiedererwerbung Nizzas höchstens in zweiter Linie gewesen.

Als freisinniger, republikanischer Kosmopolit haßte er überhaupt kein Volk. Was er haßte, das waren die Fürsten, in denen er ausnahmslos Bedrücker sah, und deren Verbündete, die Priester. Seine Freude über „die durch die volksmäßige

Digitized by Google

Partei in Deutschland" — angeblich — „gemachten Fortschritte," wird ebenfalls begreiflich, wenn man jene seine Anschauung in Betracht zieht, um so mehr als er sich irrthümlicherweise bedeutende Erfolge von dem inzwischen im Sande verlaufenden, nach Canossa führenden „Culturkampfe" versprach. Die Schmeichelei, Deutschland sei „sicherlich höchst würdig, an der Spitze der menschlichen Befreiung zu marschiren", galt ebenso sehr jenem culturkämpferischen Anlaufe als — der Person des deutschen Demokraten Blind.

Man darf sich also nicht wundern, daß die radicale und antiklerikale Partei in Frankreich heute noch zu Garibaldi wie zu ihrem Schutzpatron aufblickt. Auf dem letzten, Ende Mai und Anfang Juni in Lyon versammelten antiklerikalen Congreß, dem telegraphisch auch ein Mitglied des italienischen Parlaments, Bosdari, Abgeordneter für Ancona, „im glorreichen Namen Garibaldis" ein Begrüßungstelegramm zugehen ließ, hielt der Präsident, Douville-Maillefeu, Abgeordneter des Departements Somme, eine längere Rede, in welcher er Bericht erstattete über den Besuch, den er vor zwei Jahren dem sterbenden Garibaldi abgestattet hatte.

„Garibaldi wußte," sagte der Redner, „bis zu welchem Grade seine Gefühle hinsichtlich Frankreichs durch die schmutzige Presse, welche die Schande der Literatur aller Länder ist, verleumdet und entstellt worden waren. In Italien wie unter uns haben gewisse Journalisten, die nur von der Lüge leben, sich befleißigt, die schmähliche Fabel, als ob Garibaldi ein Feind Frankreichs gewesen sei, fortzusetzen, Garibaldi, der mit seinen Söhnen gekommen ist, uns Unterstützung zu bringen gegen Preußen, während wir von ganz Europa im Stiche gelassen wurden. Auf seinem Todtenbette sagte er mir wörtlich Folgendes:

„Mein letzter Gedanke ist für Italien, mein Vaterland, und für Frankreich, die Fackel der Menschheit!"

„Und der Held von Caprera fügte hinzu:

„Wiederholen Sie es Ihren Landsleuten: Ich war stets und bin stets geblieben ein Feind der verschiedenen monarchischen Regierungen, die in Frankreich einander gefolgt sind; ich habe aber niemals jene Regierungen mit dem französischen Volke vermengt — confondu —, für das ich nie andre Gefühle genährt habe als die aufrichtiger Liebe, Dankbarkeit und Ergebenheit."

„Und er schloß: „Ja, glühend liebe ich Frankreich, weil es in den modernen Zeiten eine große civilisatorische Mission zu erfüllen hat. Kein Mann des Fortschritts kann jemals den unendlichen Antheil an Licht und Freiheit vergessen, den die Menschheit ihm schuldet. Mit ganzem Herzen habe ich mich an den Anstrengungen Ihrer großmüthigen Demokratie betheiligt, ebenso wie ich jetzt die lebhaftesten, leidenschaftlichsten Wünsche für die unlösbare Vereinigung unserer beiden Nationen habe."

Mit stürmischer Begeisterung wurde dieser Bericht Douville-Mailleseus von der Versammlung aufgenommen. Ein andrer Redner, Léo Taxil, gab darauf den Empfindungen der Anwesenden Ausdruck, indem er dem Andenken Garibaldis folgende Huldigung zollte:

„Vor drei Jahren faßte ein Mann, der mit Mazzini die demokratischen Gesellschaften in Italien organisirt hatte, den herrlichen Plan, auf unzerstörbarer Grundlage die Vereinigung der lateinischen Völker zu gründen, indem er in Italien, Frankreich und Spanien eine antiklerikale Liga schuf. Dieser Mann war General Garibaldi. Ein Jahr nach der Errichtung dieser Liga, die sein Werk war, gestorben, hat er Erben seiner Idee hinterlassen. Deshalb haben wir geschworen, jedes Jahr an seinem Todestage, dem 2. Juni, das Gedächtniß des Helden beider Welten, des tapfersten Ritters der Universal-Demokratie, zu ehren, das letzte Jahr in Paris, dieses hier in Lyon, das nächste in Rom. Garibaldis Leben ist nicht eines von denen, welche im engen Rahmen einer Rede erschöpft werden können. Die ruhmreiche Laufbahn des Generals ist eine lange Reihenfolge außergewöhnlicher Epopöen. Der einzige Zug der Tausend, der für ewige Zeiten in der staunenden Bewunderung der Geschichte fortleben wird, bedarf vieler Seiten, um erzählt zu werden. Garibaldi ist vor Allem ein Typus. Die größten Männer sind erst lange nach ihrem Tode legendenhaft geworden. Garibaldi ist schon bei seinen Lebzeiten in die Legende übergegangen. Auf unserm Erdball war er die Verkörperung der Hingebung, ein unermüdlicher Streiter, der jeden Tag sein Leben für die Vertheidigung der unterdrückten Völker einsetzte. Von Montevideo bis Dijon hat er sich für die Unabhängigkeit der Nationen geschlagen. Wäre die Demokratie eine Religion, hätte sie Heilige und Götter, um Garibaldis Haupt würde sie ihre strahlendste Aureole legen. Anstatt ihrer wird die Nachwelt dem heldenhaften Vorkämpfer einen Titel verleihen, auf den er vollen Anspruch hat, und der der schönste ist von allen, sie wird ihn nennen: „Den ersten Bürger der Menschheit." Garibaldis Persönlichkeit ist so groß, der ehrwürdige Bewohner von Caprera von einer so hohen Figur, daß in ihm die Nationalitätsfrage verschwindet; Garibaldi gehört nicht Italien, er gehört der gesammten Welt. Dein Name, der Schrecken der Despoten und der Heuchler, dein Name ist unser Banner! Wir Alle, deine Kinder, wir Alle, die Soldaten der wahrhaft heiligen Liga, wir Alle schwören, für den Triumph deiner Grundsätze zu kämpfen, so lange noch ein Tropfen Bluts durch unsere Adern rinnt. Du bist nicht todt! Nein, nein, denn du lebst in unsern Herzen."

Das ist die Auffassung, welche die Radicalen unter den Franzosen, die man wohl als die wahren Vertreter, wenn vielleicht auch nicht des heutigen, so doch des zukünftigen Frankreichs ansehen darf, von Garibaldi hegen. Und sie haben ein Recht dazu. Bis zu seinem letzten Athemzug war und blieb er, wenn auch, wie gesagt, Italien den ersten Platz in seinem Herzen einnahm, ein uneigennütziger Freund der französischen Republikaner. Auch ein Freund Deutschlands wäre er geworden, wie er ein Freund aller aufrichtig freisinnigen Deutschen war, sicher aber nicht früher, als bis es seinerseits in neue, in die von ihm als allein richtig erachteten Bahnen eingelenkt hätte.

Das Torpedowesen in der deutschen Marine.

Von Hauptmann Julius Castner.

Aus der dem Reichstage in seiner letzten Session vom Chef der Admiralität, Generallieutenant von Caprivi, vorgelegten Denkschrift, welche den Gesetzentwurf „betreffend die Bewilligung von Mitteln zu Zwecken der Marineverwaltung" begleitete, geht hervor, daß dem Torpedowesen gegenwärtig in unserer Marine eine hervorragende Aufmerksamkeit zugewendet wird, die in einer bedeutenden Vermehrung des gesammten Torpedomaterials ihren Ausdruck finden soll. Zunächst aber wurden, mehr als es bisher geschehen ist und vielleicht geschehen konnte, in die diesjährigen Geschwaderübungen unserer Flotten die Uebungen im Gebrauch der Torpedoboote und Torpedos selbst eingeschlossen. Die zahlreichen und eingehenden Berichte der Tagespresse über jene Uebungen in der Danziger Bucht sind ein beredtes Zeugniß für die rege Theilnahme, die unserer jungen Kriegsmarine aus den weitesten Kreisen des deutschen Volkes entgegengebracht wird. Wohl mag es dem ferner Stehenden befremdlich erscheinen, daß man bei uns erst jetzt dem Torpedo, dieser geheimnißvollen Waffe, die ihrer gewaltigen Zerstörungskraft wegen seit fast zwei Jahrzehnten allerorts in gefürchtetstem Ansehen steht, eine so fördernde Aufmerksamkeit schenkt, da, wie man weiß, andere Marinen uns hierin bereits vorausgeeilt sind. England besitzt 129, Rußland 125, Frankreich 76, Italien 53, Holland 24, Deutschland nur 35 Torpedoboote, von denen erst im Laufe dieses Sommers 24 neu eingestellt sind; von einem andern Gesichtspunkte aus betrachtet, erscheint unsere kleine Torpedoflottille indessen, wie wir später sehen werden, in weniger ungünstigem Lichte.

Die anscheinende Verzögerung erklärt sich jedoch dadurch, daß unsere Marine sich auch im Gebiete des Torpedowesens, wie in dem der Panzerschiffe, den Luxus kostspieliger Versuchs-

Digitized by Google

bauten an Schiffen versagen mußte. Erst waren mancherlei Vorfragen zu lösen und mußten klare, feste Grundlagen gewonnen werden, bevor man an das Schaffen denken konnte. Es wurde deshalb der, wenn auch langsamer, so doch sicherer zum Ziele führende Weg eingeschlagen, zunächst den Torpedo selbst als Waffe kriegsverwendungsfähig zu vervollkommnen, seinen gefechtsmäßigen Gebrauch auszubilden und erst dann an die Einrichtung des schwimmenden Flottenmaterials für seine Verwendung zu gehen.

Der Fischtorpedo oder kurzweg Torpedo, wie wir den jetzt gebräuchlichen Angriffstorpedo zum Unterschiede von den lediglich zur Küstenvertheidigung dienenden und am Meeresgrunde in Hafeneinfahrten ꝛc. verankerten Seeminen, nennen, ist eine Erfindung des östreichischen Fregattenkapitäns Lupis, von dem die Idee herrührt, und des englischen Ingenieurs Whitehead in Fiume, welcher sie praktisch ausführte und verwerthete. Im Jahre 1867 trat er mit seiner Erfindung an die Oeffentlichkeit, 1869 sandte die deutsche Marineverwaltung mehrere Offiziere nach Fiume, um den Versuchen mit dem großes Aufsehen erregenden Torpedo beizuwohnen und Verhandlungen wegen Erwerbung des Geheimnisses anzuknüpfen. Die Verhandlungen, durch den Krieg unterbrochen, kamen erst Ende 1871 zum Abschluß. Sie führten zum Ankauf des Geheimnisses gegen den Preis von 180,000 Mark. Dieser Erwerb machte uns unabhängig vom Auslande und war insofern von wirthschaftlicher Bedeutung, als die hohen Beschaffungskosten für Torpedos nun dem Inlande erhalten wurden.

Die Anfertigung der Torpedos wurde der Berliner Maschienenbau-Aktiengesellschaft, vormals Schwartzkopff, übergeben. Es begannen nun die unsäglich mühevollen Arbeiten zur Entwickelung der noch der Vervollkommnung bedürftigen Waffe wie ihres Gebrauchs. Erst nach etwa zehnjährigen, sehr eingehenden Versuchen ist es gelungen, den Torpedo kriegsbrauchbar herzustellen und die Schwierigkeiten zu überwinden, die sich seiner Verwendung entgegenstellten.

Das Torpedogefäß, in seiner äußeren Form eine nach beiden Enden zugespitzte Spindel, ist, wohl der nach außen vorstehenden Theile wegen, deren mehrere beweglich sind, einem Fische vergleichbar, daher der Name „Fischtorpedo". Es bestand früher aus Stahl, ist jetzt aber aus einer von der Fabrik Schwartzkopff erfundenen Art Hartbronze gefertigt und damit das den Stahltorpedo oft in kurzer Zeit unbrauchbar machende Rosten glücklich beseitigt. Im Innern besteht das Torpedogefäß aus vier Abtheilungen, die durch senkrecht zur Längenachse des Torpedos stehende Querwände fest von einander geschieden sind. Der Torpedo ist ungefähr 5 Meter lang und hat etwa 0,5 Meter Durchmesser. Im Kopf, der äußersten Spitze, sitzt die Zündvorrichtung, welche durch Anstoß in Thätigkeit tritt, aber zur Verhütung vorzeitiger Zündung während des Abschießens mit einer Schußhemmung versehen ist, die sich erst nach gewisser Zeit selbstthätig auslöst. Hinter der Zündvorrichtung liegt die aus 50 Kilogramm Schießbaumwolle bestehende Sprengladung. Die zweite Abtheilung umschließt eine höchst sinnreiche, aber durchaus nicht einfache Pendelvorrichtung, welche selbstthätig den Tiefgang des Torpedos unter der Oberfläche des Wassers zu reguliren vermag, indem sie auf ein am hinteren Ende des Torpedos wagerecht liegendes Ruder wirkt, wobei sich dieses um eine wagerechte Achse dreht. An diesen geheimen Theil schließt sich der Behälter an, in welchem die zum Betriebe der Maschine dienende zusammengepreßte Luft als treibende Kraft dem Torpedo mitgegeben wird. Die Luft auf 90—100 Atmosphären Druck verdichtet, setzt durch ihr Ausströmen eine in der vierten Abtheilung befindliche Maschine in Thätigkeit, welche ein Paar zweiflügliger Schiffsschrauben, eine mit Rechts-, die andere mit Linksgang, auf concentrischen Achsen am Schwanzende des Torpedos sitzend, treibt. Diese Doppelschraube begünstigt das Einhalten der dem Torpedo gegebenen Schußrichtung, welcher Zweck noch durch festes Einstellen senkrechter Ruder auf der wagerechten Ruderbrücke am Schwanzende unterstützt wird. Man läßt den Torpedo mit einer Geschwindigkeit von 10—11 Meter in der Sekunde, also 20—21 Seemeilen in der Stunde laufen und erreicht auf 400 bis 500 Meter Entfernung eine selbst für die kurzen Augenblicke des Kampfes zwischen zwei sich schnell bewegenden Schiffen hinreichende Treffsicherheit gegen die nichtgepanzerten Theile des Schiffsbodens.

Das Abschießen oder „Lanciren" der Torpedos geschieht in der Regel mittelst gespannter Luft aus Rohren, den Lancirrohren. Gerade durch die außerordentliche Vervollkommnung der Lancirmethoden gelangte der Torpedo als Waffe zu seiner heutigen hohen Bedeutung. Anfangs hielt man das Abschießen der Torpedos unter Wasser — Unterwasser-Lancirung — allein für angängig und bewirkte es aus Rohren, die in der Regel in der Richtung der Kiellinie in das Schiff unter Wasser eingebaut waren. Hiermit waren schwerwiegende Nachtheile verbunden. Der Einbau des Rohres in den Bug von Panzerschiffen war nicht angängig, da dieser hierdurch eine für die Ausführung eines Rammstoßes gefährliche Schwächungen erlitt. Die Lancirung nach hinten, ebenso die namentlich in England beliebte Lancirung nach der Seite hat, da das Schiff in Fahrt bleiben muß, eine erhebliche Verminderung der Treffsicherheit zur Folge. Diese Umstände waren seiner Zeit Veranlassung zum Bau besonderer Torpedoschiffe mit nach zwei oder vier Richtungen eingebauten Lancirrohren, wie solche in mehreren Marinen, besonders den englischen, vorhanden sind. Später gelang es jedoch kanonenartige Vorrichtungen herzustellen, aus denen von Aufstellungspunkten über Wasser — Ueberwasser-Lancirung — die Torpedos mit gespannter Luft und nicht minder günstiger Treffsicherheit in das Wasser hineingeschossen werden können. Solche bewegliche Apparate mit laffetenartigen Gestellen fanden anfänglich auf dem Oberdeck Aufstellung unter besonderer Werthschätzung der Möglichkeit, die Torpedos nach jeder Richtung, also nach der Breitseite unter beliebigen Winkeln zur Kiellinie abschießen zu können. Dieses Verfahren bewährte sich nicht. Heute werden die Ueberwasser-Lancirrohre paarweise neben einander liegend parallell der Kiellinie im Bug der Schiffe derart schräg liegend eingebaut, daß die Einführung der Torpedos vom Deck aus geschieht und die Rohrmündungen im Bug über Wasser liegen. Der Torpedo wird im Lancirrohr durch einen in dieses hineintretenden Ring am vorzeitigen Hinausgleiten verhindert und kann so, nachdem auch hinten das Rohr fest und luftdicht geschlossen worden, zum jederzeitigen Gebrauch beliebig lange, auch auf der Fahrt, liegen bleiben. Soll der Torpedo abgeschossen werden, so läßt man aus Accumulatoren, welche Luft bis zu 40 Atmosphären verdichtet enthalten, solche in das Lancirrohr, also hinter den Torpedo eintreten, der nun durch die gespannte Luft hinausgetrieben wird. Gleichzeitig mit dem Oeffnen des Luftventils hat sich der Ring im Lancirrohr zurückgezogen und dem Torpedo die Bahn freigegeben. Da die Lancirrohre in der Kielrichtung fest liegen, so dient das Schiff gewissermaßen als Laffete und muß mittelst des Steuerruders in die Schußrichtung gebracht werden. Je weniger das Schiff hierbei schwankt, je günstiger wird die Treffsicherheit, daher eignen sich größere und schwerere Fahrzeuge, weil sie bei bewegter See ruhiger im Wasser liegen, besser für den Gebrauch der Torpedos als kleine. In der deutschen Marine hat man deshalb den Gebrauch der Torpedos nicht auf die für diesen Zweck besonders gebauten Schiffe und Boote beschränkt. Alle gepanzerten und die für den politischen Dienst bestimmten Schiffe und Fahrzeuge, das sind die gedeckten Korvetten und Glattdeckskorvetten, sowie zwei Avisos (Pfeil und Blitz), sind mit einer Torpedobordarmirung (in den Bug schräg eingebaute Lancirrohre) versehen, oder wird dies noch in nächster Zeit zur Ausführung bringen.

Inzwischen hatte sich in der ersten Hälfte des vorigen Jahrzehnts, angebahnt durch Thornycroft in Chiswick und Yarrow in Poplar bei London, der Bau kleiner Dampfboote mit großer Fahrgeschwindigkeit in ungeahnter Weise entwickelt. Während früher die Schiffsbautechnik für größere Geschwindigkeiten schwerere Fahrzeuge forderte, gelang es den genannten Werften, kleine Boote von 25 bis 30 Tonnen Eigengewicht mit 18 bis 20 Knoten Fahrt in der Stunde herzustellen, und Yarrow lieferte 1882 für Italien ein Torpedoboot von 22,46 Knoten Fahrgeschwindigkeit!

Digitized by Google

Mit ihnen wurde geradezu ein neues Element in die Flotten eingeführt und einem längst gefühlten Bedürfniß abgeholfen, denn diese kleinen „Blitzboote", die ein nicht leicht zu entdeckendes, von Geschützen schwer zu treffendes Ziel bieten und sich deshalb zu überraschenden Unternehmungen besonders eignen, sind vorzügliche Kundschafter, gleich befähigt für die Ausübung des Wacht- und Sicherungsdienstes, sowohl für Hochseeflotten, wie für die Küstenvertheidigung. Es lag nun nahe, solche Boote mit einer Torpedoarmirung zu versehen, denn gelingt ihnen die heimliche Annäherung an feindliche Panzerschiffe, so ist der Torpedo die einzige ihrer geringen Größe entsprechende Waffe, die ihnen zum Angriff gegeben, die aber auch von größter Wirkung werden kann. Hiermit war eine Grundlage für die Entwickelung der Torpedoboote gewonnen. Man begann mit dem Extrem, mit Booten von 8—10, ging jedoch bald zu solchen von 15—25 Tonnen Deplacement über, die von Hochseeschiffen als Dampfbeiboote an Deck mitgeführt, im Bedarfsfalle mittelst Dampfkraft schnell in See gesetzt werden können. Auf diese Weise ermöglichte man es, daß die Panzerschlachtschiffe auch bei Expeditionen nach fremden Meeren ihre mit Torpedos ausgerüsteten Kundschafter und Vorpostenschiffe zu jederzeitiger Verwendung bei sich führen. Bei ihrer Kleinheit können diese Boote indessen nur einen geringen Kohlenvorrath an Bord nehmen, haben nur eine auf ruhige See beschränkte Seefähigkeit und sind deshalb zu weiteren Unternehmungen nicht geeignet; außerdem wird die Lancirung der Torpedos dadurch sehr beeinträchtigt, daß sie schon bei mäßigem Seegang zu unruhig im Wasser liegen. Man hat es deshalb später vorgezogen, die Torpedoboote größer und seefähiger zu bauen, die dann den Panzergeschwadern als Begleitschiffe beigegeben werden können. Für überseeische Expeditionen würde sich auch diese Verwendungsweise verbieten und hat man in England besondere Transportschiffe gebaut, auf welche die Torpedoboote zur Ueberführung nach fernen Gewässern gesetzt sind.

Die kleinsten Boote der deutschen Marine, die der „Schütze"-Klasse, sind 30 Meter lang, 4,9 breit, haben 50 Tonnen Deplacement und bei 500 indicirten Pferdekräften eine Fahrgeschwindigkeit von 17—18 Knoten. Durch diese Größe der Torpedoboote besitzt unsere Torpedoflottille, obgleich an Zahl der Fahrzeuge für jetzt noch von der anderer Marinen zum Theil weit übertroffen, doch eine ausgiebigere Verwendungsfähigkeit als diese. Immerhin haben selbst unsere Torpedoboote für den Aufenthalt auf hoher See sich nicht als unbedingt geeignet erwiesen und soll daher eine Anzahl der neu zu beschaffenden Boote ein Eigengewicht von 120—150 Tonnen erhalten. Das Torpedoboot „Jäger" hat 140 Tonnen und hat bei den diesjährigen Uebungen als seegängig befriedigt. Für den Kampf an den heimischen Küsten sind indessen unsere jetzigen Torpedoboote sehr gut anwendbar und ebenso geeignet, Panzerschiffe zur Seeschlacht hinaus zu begleiten, wie selbständig im Küstenkrieg verwendet zu werden. Bedingung für den Gebrauch der Boote wird es bleiben müssen, daß sie überraschend, unter dem Schutze von Nacht und Nebel, oder eingehüllt in den Pulverdampf der Schlachtschiffe, oder aus einem Versteck an der Küste hervor auftreten können. Aufgabe einer jeden Hafen- und Küstenvertheidigung muß es sein, so oft als möglich angriffsweise Vorstöße zu machen, um die Blokadeschiffe zu zwingen, Nachts das Weite zu suchen. Durch unausgesetzte Ueberrumpelungen, Angriffe und Belästigungen von Blitzbooten müssen sie genöthigt werden, auch bei Tage stets unter Dampf zu bleiben. Aus ihren Verstecken an der Küste hervorbrechend, sollen Torpedoboote den Panzerkolossen den Verderben bringenden Torpedo geräuschlos unter den Leib senden. Nicht einzeln, sondern stets zu mehreren, zwei bis sechs, müssen sie den Gegner gleich Hornissen umschwärmen, um seine Aufmerksamkeit zu theilen und um nicht durch einen Fehlschuß den Erfolg der Ueberraschung zu verlieren; es muß ihm auf alle Fälle schwer gemacht werden, sich des „Ungeziefers" zu erwehren. In seltenen Fällen wird es dem großen Panzerschiff gelingen, mit seinen Geschützen den Torpedobooten beizukommen, nur die Revolverkanonen werden bei rechtzeitiger Entdeckung der Boote auf Erfolg rechnen können. Und geschähe es! wie viel Torpedoboote müßte der Feind vernichten, bevor ihr Verlust dem einer einzigen Panzerfregatte gleich käme! Gelang es ihnen bis auf 500 Meter an den Feind heranzukommen und den Torpedo zu lanciren, so ist ihre Aufgabe erfüllt, und behende, wie sie kamen, eilen sie in ihre Schlupfwinkel hinter Inseln, in Buchten, Flußmündungen u. s. w., in deren flache Gewässer der Feind ihnen nicht folgen kann, zurück, selbst für den Fall, daß er durch die Wirkung der Torpedos nicht vernichtet oder kampfunfähig wurde. Gerade die deutschen Küsten begünstigen solche Thätigkeit der Torpedoboote durch ihr flaches Fahrwasser und durch die mehrfachen Ausgänge, welche häufig auch noch, den Vorzug innerer Verbindung besitzend, besonders Gelegenheit zu überraschendem Vorbrechen und vielfache Rückzugslinien bieten. So z. B. die Küste zwischen Memel und Danzig, die Odermündungen, die Gewässer um Rügen, die Ostküste Holsteins und Schleswigs und vor allem die Watten, Inseln und Flußmündungen an der Nordsee.

Zur Vertheidigung dieser bedeutenden Küsten, wie für die Begleitung der Schlachtschiffe wird, mit Einschluß einer Reserve, eine Torpedobootsflottille von 150 Fahrzeugen erforderlich sein. Ueber 35 derselben kann unsere Marine schon jetzt verfügen, und für die Beschaffung weiterer 70 Torpedoboote sind vom Reichstag die Geldmittel bewilligt worden, so daß dann zur Erfüllung des planmäßigen Erfordernisses nur noch 45 Boote fehlen würden. Ob die bis dahin gesammelten Erfahrungen für die Größe, Bauart und Einrichtung der Torpedoboote abermals neue Bedingungen stellen, ist nicht unwahrscheinlich. Gegenwärtig (August) finden Uebungen einer Torpedoboot-Division statt, die aus Booten der bewährtesten Construction besteht. Es sind solche von Schichau in Elbing und dem Vulkan bei Stettin, auch anderer Marinen, um durch Versuch die beste Construction zu ermitteln. Inzwischen soll, Zeitungsnachrichten zufolge, das Ergebniß gewonnen sein, daß Schichaus Boote die besten sind. Sie sollen unter den gleichen Bedingungen 19,3 Seemeilen Fahrgeschwindigkeit erreicht haben, unter denen die Thornitrofts nur 18,1 Knoten liefen. Auch die Boote des Vulkan sollen hinter denen Schichaus zurückgeblieben sein. Schichau hat im Monat Juli ein Torpedoboot abgeliefert, welches 21,5 Seemeilen in der Stunde lief. Der Erbauer hofft noch 23 Knoten zu erreichen.

Es sei zum Schluß noch erwähnt, daß ein Schwartzkopff'scher Torpedo 10 000 Mark und ein Torpedoboot, einschließlich seiner Torpedoarmirung mit 4 Torpedos und artilleristischer Ausrüstung mit 2 Revolverkanonen durchschnittlich 240 000 Mark kostet.

Literatur und Kunst.

Alfred Meißners Selbstbiographie.

Von Ernst Ziel.

Der Dichter des „Ziska" bricht sein lange beobachtetes literarisches Schweigen — und das deutsche Schriftthum ist mit einem Schlage um zwei bedeutsame Werke reicher: Alfred Meißner publicirte in den jüngstverflossenen Monaten schnell nach einander „Dichtungen" (4 Bde. Berlin, Gebrüder Paetel) und „Geschichte meines Lebens" (2 Bde. Wien und Teschen, Prochaska) — gewiß ein interessantes Beisammen von Bild und Gegenbild! Denn haben wir in der einen dieser Veröffentlichungen den Dichter, so haben wir in der andern den Menschen Meißner, und beide, sich gegenseitig ergänzend und beleuchtend, eröffnen uns schätzenswerthe Perspectiven in das geistige und künstlerische Werden und Sein ihres Verfassers, wie in die Strömungen und Strebungen seiner und unserer Zeit.

Das wichtigere unter den beiden Werken ist für die Zwecke der Besprechung an dieser Stelle ohne Frage „Geschichte meines Lebens", da es ein eigentliches Novum ist, während die „Dichtungen" der Hauptsache nach aus der Reihe der epischen und

Digitized by Google

lyrischen Poesien Meißners das Hervorragendste nur herausheben und zusammenfassen und somit keinen höheren Werth als den einer geschickten Redaction und Collection bereits früher veröffentlichter Schöpfungen in Anspruch nehmen dürfen.

Für die „Dichtungen" — um dieselben hier wenigstens flüchtig zu streifen — ist vor Allem Eines charakteristisch: die schöne Einheit, zu der sich in ihnen zielbewußtes künstlerisches Streben und kampfesrüstige Vollkraft der Gesinnung zusammenthun; die Meißnersche Poesie ist bei aller Schönheit und Weichheit der Empfindung vor Allem eine Poesie starkgeistiger Männlichkeit. Das tritt so recht an dem Haupt- und Herzenswerke unseres Dichters, an dem „Ziska" hervor. Diese großartig concipirte und genial durchgeführte Dichtung bringt uns die ganze Meißnersche Poesie, ihre Eigenarten und Besonderheiten, gewissermaßen in einem geistigen Hohlspiegel zur Anschauung. Die gedankengesättigte, vielfach dämonisch gefärbte dichterische Physiognomie dieses grandiosen Gemäldes der hussitischen Insurrection ist zugleich die charakteristische Signatur des Meißnerschen Schaffens überhaupt. Das heiße Blut einer kraftursprünglichen Begeisterung für Schönheit und Freiheit kocht in ihr und gemahnt uns vielfach an die Geistesart eines Byron und Leopardi, in deren Dichtungen die Gluth der Empfindung und der Rhythmus des Gedankens die gestaltenbildende Plastik überwiegen. „Ziska" bildet mit „Werinher" und „König Sadal" den epischen Theil der uns vorliegenden „Dichtungen", während die „Gedichte" und die „Herbstblumen" in ihnen die Lyrik repräsentiren. So ausgesprochen wie der „Ziska" bringen die beiden eben genannten kleinen Epen die eigenartige dichterische Physiognomie Meißner's freilich nicht zum Ausdruck, dafür macht sich diese aber in den lyrischen Gedichten wiederum in voller Integrität geltend. Eines ist an diesen Gedichten mit besonderem Nachdruck hervorzuheben: es ist für unser deutsch-patriotisches Bewußtsein eine höchst erfreuliche Wahrnehmung, den österreichischen Revolutionär von 1848 sich in diesen Gedichten (und zwar in der Rubrik: „Zeitklänge") voll und ganz der neuen glorreichen Wendung der deutschen Dinge anschließen zu sehen; mit dem Pathos seines schönen und edlen Talentes stimmt er zur Feier von Kaiser und Reich schwungvolle Dithyramben und volltönende Lieder an und stellt sich hierin in einen schroffen Gegensatz zu so manchem andern politischen Sänger Oesterreichs, so namentlich auch zu dem ihm sonst so geistes- und herzensverwandten Moritz Hartmann, der bekanntlich bald nach den großen Errungenschaften von 1870 und 71, grollend über das Hohenzollern-Kaiserthum, aus dem Leben schied.

Ein politischer Zug ist in der Natur Alfred Meißners tief begründet, und auch seine oben erwähnte Selbstbiographie, mit der sich die nachfolgenden Zeilen nach diesem kurzen Worte über die „Dichtungen" nunmehr beschäftigen werden, legt in nahezu jedem Capitel Zeugniß davon ab, in wie hohem Grade ihm das Athmen in der politischen Atmosphäre seiner Zeit Lebensbedürfniß und Lebensfreude war. Interessant ist es, in den Capiteln der Meißnerschen Lebensgeschichte der Frage nachzuforschen, wie die ersten politischen Gedankenkeime in die Seele des Knaben kamen. Der Dichter Seume, der Spaziergänger nach Syracus, liegt in Meißners Geburtsstadt Teplitz begraben; nachdenkend stand der Knabe oft an diesem Dichtergrabe; er las Seumes Schriften; er las von dem verabscheuungswürdigen Soldatenhandel, den deutsche Fürsten im vorigen Jahrhunderte trieben und dem auch Seume zum Opfer fiel. Das war es vielleicht, was dem Knaben die erste Richtung auf freiheitliches Denken und Streben in der Politik gab. Dann kam das Jahr 1830 (Meißner war damals acht Jahre alt). Die polnischen Freiheitskämpfe fanden in dem Vater unseres Poeten (er war Badearzt in Teplitz) einen eifrigen Vertheidiger, und in den Flüchtlingen, die nach dem Falle Warschaus sich auf ihrem Wege nach Frankreich massenhaft über Deutschland und auch in das stille, abseits von allem Verkehr gelegene Meißnersche Haus ergossen, erblickte der phantasievolle Knabe die eigentlichen Märtyrer seiner Tage. Dazu kam, daß der Vater in jener Zeit wegen „heimlichen Bezuges ausländischer, mit dem non admittitur bezeichneter Zeitungen" — es handelte sich um den „Nürnberger Correspondenten" — zu einer erheblichen Geldstrafe verurtheilt wurde — lauter Erlebnisse, die bestimmend und ausschlaggebend auf die politischen Anschauungen des heranreifenden Jünglings einwirken und deren peinliche Eindrücke eine Steigerung erfahren mußten durch den Einblick, den der junge Student sehr bald in die zerfahrenen und zerrütteten Zustände Deutschlands und Oesterreichs gewann. Meißner entwirft uns ein festumrissenes Bild von diesen Zuständen und den später eintretenden Ereignissen, die ihn nach Eisenach, nach Frankfurt, nach Paris und London führten: überall folgt er den politischen Vorgängen; wir sehen ihn hier thatkräftig eingreifen in ihr vielbewegtes Räderwerk, dort ihren Verlauf nur scharfsichtig beobachten und kritisiren; stets aber rückt er das Gesammtbild der zeitgeschichtlichen Vorgänge wie die Einzelheiten desselben in ein neues interessantes Licht, und durch die Darlegung, die der Verfasser uns von den politischen und nationalen Ereignissen der Zeit entwirft, flicht sich wie ein rother Faden, farbegebend und belebend, die Schilderung seiner persönlichen Schicksale, nirgends aber stellt er seine eigene Person aufdringlich in den Vordergrund, sondern läßt dieselbe, fern von aller Selbstbespiegelung, stets zurücktreten hinter den Excursen über Zeit und Welt, wie hinter den Porträts der hervorragenden Persönlichkeiten, die er uns oft mit wenigen Strichen, oft in breiterer Ausführung zeichnet.

Viel seltener als das politische betritt Meißner in der Geschichte seines Lebens das religiöse Gebiet. Das geschieht nur an wenigen Stellen des Buches, und immer nur im Vorübergehen. Dagegen legt er seinen philosophischen Entwicklungsgang ziemlich deutlich dar: unser Dichter fand mit der Hegel'schen Schule mehrfach Berührung; Feuerbach aber hat stark auf ihn eingewirkt. Diesem Letzteren ist er persönlich nahe getreten, und die Abende, die er mit ihm in Frankfurt zur Zeit des Parlaments verlebte, bilden den Gegenstand eines der frischesten und anziehendsten Capitel der Selbstbiographie. Schopenhauers „erneuertem Buddhismus" kann er indessen — um das nebenbei zu bemerken — keine Sympathie abgewinnen.

In anmuthiger Lebendigkeit und Plastik tritt aus dem Rahmen des Meißner'schen Werkes die Schilderung der Knaben- und Jünglingsjahre unseres Poeten hervor. Hier ist kaum eine einzige der Wurzeln unaufgedeckt geblieben, aus denen der Lebensbaum Meißners in seinen reichen Verzweigungen erwuchs. Teplitz, Karlsbad und die Lateinschule zu Schlackenwerth sind die ersten Stationen auf dem Lebenswege des Dichters, und hier sind es besonders die Katastrophe, welche den Fortgang der Familie Meißner von Teplitz zur Folge hatte, und der Aufenthalt des Lateinschülers im Hause seines Kostherrn Hessenteufel zu Schlackenwerth, welche unser Interesse in Anspruch nehmen. Beide Stellen des Buches sind für gewisse Zustände der vormärzlichen Zeit bezeichnend. Zuerst die Teplitzer Katastrophe! In dem böhmischen Badeorte herrschte im Sommer von 1831 die Cholera. Meißners Vater war Hausarzt der fürstlich Radziwil'schen Familie, und der Fürst fragte ihn in jenem verhängnißvollen Sommer auf's Gewissen, ob denn eine Gefahr für Gesundheit und Leben aus dem gegenwärtigen Aufenthalt in Teplitz resultire. Der gewissenhafte Arzt konnte eine solche Gefahr nicht leugnen und gab damit das Signal zum sofortigen Weggange der fürstlichen Familie von Teplitz, was seinerseits ein allgemeines Zeltabbrechen und erschrockenes Fliehen der versammelten Kurgäste und somit den vorzeitigen Tod der Saison zur Folge hatte. Die dadurch materiell erheblich geschädigten ehrbaren Bürger von Teplitz kehrten ihre ganze Wuth gegen den wackeren Dr. Meißner; sie belagerten und erstürmten Nachts sein Haus, und fortan war des Bleibens der Familie Meißner nicht länger in Teplitz. Die Eltern siedelten mit ihrem Alfred — er war das einzige Kind — dauernd nach Karlsbad über. So geschehen im Jahre des Heils 1831! — Und nun Schlackenwerth! Dort, wohin der Vater von Karlsbad aus den Sohn auf die Lateinschule gebracht hatte, war dieser nicht gerade auf Rosen gebettet; an die Stelle der behaglichen Verhältnisse des Elternhauses traten nun die ärmlichen und kleinlichen Zustände des Klosterschullebens; der

Digitized by Google

junge Knabe kam von den mütterlichen Fleischtöpfen an die Kartoffelschüssel des Herrn Hessenteufel. Allerlei kleine Erlebnisse aus dieser Zeit, die Meißner uns mit genrebildartiger Frische der Darstellung schildert, leihen dieser Passage der Biographie ein besonders lebhaftes Gepräge: die Rogatemessen in der winterkalten Stadtkirche, bei denen das über Feuer erhitzte steinerne Ei, das die Schüler auf irgend einer Rumpelkammer aufgestöbert, als Wärmstein von Hand zu Hand wanderte, die Seelen- und Leibesverkäuferei der schönen Dienstmagd des Herrn Hessenteufel in den Harem eines kleinen deutschen Fürsten, die heimlichen Studien des Knaben in der aus Wielands „Amafis" und einem einzelnen Bande der Messiade bestehenden Bibliothek seines Kostgebers — diese und andere meistens heitere Episoden des Schlackenwerther Lebens gehören zu den poetisch anziehendsten Partien des Werkes.

Die zweite Schule, die Meißner bezog, war das Altstädter Gymnasium zu Prag, wohin er 1835 kam. Hier scheint er sich viel und eifrig mit schönwissenschaftlicher Lectüre befaßt zu haben. Früher, im Elternhause, hatte er auf Anregung seiner Mutter, die eine Schottin war, als eines der ersten Bücher die bekannte Percy'sche Sammlung altenglischer und schottischer Balladen in die Hand bekommen und im Uebrigen kaum mehr als eine ganz oberflächliche Bekanntschaft mit Seume, Schiller und Goethe gewonnen. Nunmehr wurde den beiden großen Classikern ein eingehendes Studium gewidmet, und daneben Tiedges „Urania" gelesen, in welcher der Prämonstratenser Professor Dittrich, einer der Lehrer Meißners, die Krone der deutschen Literatur erblickte. Für Prager und böhmische Geschichtsstudien in Chroniken und Monographien wurde noch Zeit gefunden und das Theater eifrig genossen. Aber zu eigentlich fruchttragender innerer Verwerthung reiften diese autodidaktischen Studien doch erst im ersten philosophischen Jahrgange, den der junge Student auf dem Clementinum zu Prag absolvirte, wo er zuerst mit Moritz Hartmann in engeren freundschaftlichen Verkehr trat und sich damit einen geistig gehobenen Umgang schuf, der in angeregtem Gedankenaustausche Meißners literarische Kenntnisse und sein literarisches Urtheil vielfach klärte und bereicherte. Die erste tiefere Bekanntschaft mit den Werken Heines, Grabbes, Byrons u. A. scheint in diese Zeit zu fallen, und mit Lenau trieben die beiden jugendlich begeisterten Freunde einen wahren Cultus. Meißner hat dem liebenswürdigen Moritz Hartmann, mit dem er lange Jahre hindurch innig verbunden blieb, bis politische Meinungsverschiedenheiten ihre Wege einigermaßen schieden, in einem der interessantesten Abschnitte seiner Selbstbiographie ein Denkmal der Freundschaft gesetzt, das dem geistvollen Sänger der „Reimchronik des Pfaffen Mauritius" nach jeder Seite hin gerecht wird.

Fesselnde Porträts entwirft uns Meißner auch gelegentlich seiner Aufzeichnungen über seinen Aufenthalt in Leipzig, wo wir ihm 1846 begegnen: Herloßsohn, Kuranda, Laube, Gerstäcker, Willkomm, Oettinger, Kühne u. A. werden theils eingehender charakterisirt, theils nur charakteristisch beleuchtet, und die alte Meß- und Musenstadt, die damals noch in ihrer äußeren Physiognomie, wie dem Geiste nach, der in ihr wohnte, etwas Eigenartiges, „sogar Romantisches" hatte, wird uns in kurzen Zügen geschildert.

In Dresden lebte unserm Dichter ein Onkel, und dieser versammelte allwöchentlich einmal die Maler, Architekten und Bildhauer Elb-Athens um sich. Als Meißner von Leipzig aus nach Dresden ging, fand er im Hause dieses Onkels die anregendste Gesellschaft: Er lernte dort die Maler Julius Hübner und Julius Schnorr, die Bildhauer Rietschel, Hähnel, sowie den Architekten Semper kennen. Dort sah er auch im Hause Ferdinand Hillers zum ersten Male Berthold Auerbach, der eben mit der ersten Sammlung seiner Schwarzwälder Dorfgeschichten einen großen Erfolg erlebt hatte. Robert Schumann kam um jene Zeit öfter von Leipzig nach Dresden zum Besuche herüber, und auch ihm begegnete Meißner bei Hiller. „Nun, das ist schön, daß Du da bist," hatte Hiller beim Wiedersehen lachend zu Schumann gesagt, „da werden wir uns tüchtig ausschweigen können." „Mir", bemerkt Meißner dazu, „der ich seit den Knabenjahren die tiefste Bewunderung und Verehrung für Schumann im Herzen trug, schien der Scherz pietätlos. Indeß lernte ich bald das merkwürdige Insichgekehrtsein des Meisters kennen. Er war der größte Schweiger, sei's daß der Gegenstand der meisten Reden ihm unbedeutend schien, oder daß ihm, der doch auch so glänzend zu schreiben verstand, der hergebrachte Ausdruck nicht genügte. In Hillers Salon, im Schwarme der Besuchenden, versteckte er sich wohl einen ganzen Abend, ohne zehn Worte zu sprechen. Ich erinnere mich auch einer Kahnfahrt auf der Elbe, bei der die Frauen Lieder von ihm sangen, er aber schweigend, dann und wann mit zugespitzten Lippen vor sich hinsummend, stumm am Feuer saß und in das Abendroth hinausstarrte. Er lebte nur in sich und in der wunderbar tönenden Welt, die er in sich trug." Derartige charakterisirende Lichter wirft das interessante Buch in dem Abschnitte über Dresden namentlich noch auf Karl Gutzkow, der auch ein Schweiger, aber dessen Schweigen ganz anders geartet war wie dasjenige Schumanns; es barg ein ununterbrochenes Verarbeiten der Eindrücke, die ihm von außen kamen. „Alles wurde ihm zum Stoffe, aus dem er seine Fäden spann: während seines ganzen literarischen Wirkens waren ihm seine Stoffe durch Ereignisse dictirt worden. Sein Verfallen in Selbstversenkung alternirte mit plötzlichem Erwachen, in welchem er das Wort scharf wie eine Stahlklinge führte und die Dinge wie mit einem fremdartigen elektrischen Lichte zu beleuchten verstand. Eine große Weichheit des Gemüthes war in ihm mit durchdringender Schärfe des Verstandes beisammen." Schon in den ersten Wochen seines Aufenthaltes in Dresden hatte Meißner auch Richard Wagner kennen gelernt, mit dessen musikalischer Richtung er wenig sympathisirt und dessen Schöpfungen er Mangel an eigentlicher Dramatik, geringes Maß von Melodienzauber, das Fehlen wirklicher lebendiger Charakteristik und allzu stetiges Vorwiegen pathetischen Ernstes vorwirft. Unserm Dichter fehlen ganz und gar die Ohren für die Zukunftsmusik.

Eines der glänzendsten Capitel in der Meißner'schen Selbstbiographie bildet der im zweiten Buche des ersten Bandes enthaltene Abschnitt, welcher sich mit den Eindrücken und Erlebnissen beschäftigt, die der Autor in Paris empfing. Aus der Reihe der interessanten Charakterköpfe, die Meißner uns auf dem bunt bewegten Hintergrunde der französischen Metropole entwirft und zu denen unter Anderen Alfred de Musset, Jules Michelet, Adam Mickiewicz, Pierre Jean de Béranger und Alexander Dumas gehören, ragt in besonders plastischer Lebendigkeit derjenige von Heinrich Heine hervor. Die Beziehungen des Pariser Aristophanes zur dortigen Schriftsteller- und Publicistenwelt, seine Häuslichkeit, seine unsäglichen körperlichen Leiden, sein Verhältniß zu Frau Mathilde und der „Mouche", ganz besonders aber sein in letzter Zeit nur allzu oft besprochener literarischer Nachlaß — all Dies zieht Meißner an verschiedenen Stellen seiner Selbstbiographie zur Charakteristik Heines in den Kreis der Betrachtung, und er bringt durch neue Beleuchtungen dieses oder jenes Moments in der Lebensgeschichte des kranken Dichters, durch Beibringung bisher unbekannten oder unbeachteten Materials manche in jüngster Zeit aufgetauchte Frage zur Biographie Heines dem Abschlusse wesentlich näher. Besonders fesselnd und lichtgebend ist, was er über die Beziehungen der „Mouche" zu dem sterbenden Dichter und über den geheimnißvollen Wandschrank mittheilt, der einen so wichtigen, leider zum größten Theile verloren gegangenen Bestandtheil der Nachlaßschriften Heines enthielt. Der Charakter des „ungezogenen Lieblings der Camönen" erscheint im Rahmen der Meißner'schen Schilderungen und Untersuchungen vielfach abgeklärter, ausgeglichener, edler als im Lichte der meisten früheren Beurtheilungen. Der alte Satz, daß für den schärferen Beobachter eigentlich jeder bedeutende Charakter durch die in ihn gelegten Widersprüche und durch die Art und Weise interessant wird, wie diese Widersprüche sich gegenseitig assimiliren oder abstoßen, so daß im Grunde das Eigenartige, Significante jeder ungewöhnlichen Menschennatur in jenem Verschmelzungs- oder Scheidungsprozesse der dem Charakter innewohnenden Gegensätze liegt — die Wahrheit dieses Satzes findet ihre volle Bestätigung in den

Digitized by Google

Resultaten, zu denen die feinsinnige Art gelangt, mit der Meißner eine dissectio animi an Heine vornimmt, nicht indem er dessen menschliches und dichterisches Wesen systematisch zerlegt und analysirt, sondern indem er uns den armen kranken Menschen und gottbegnadeten Dichter durch schmuck- und anspruchslose geistige Portraitirung und liebevolles Sichversenken in seine persönlichen Verhältnissen vor Augen führt. Wie Vieles im Sein und Leben Heines, das früher den Anstoß zu argen Mißdeutungen und Verunglimpfungen seines Charakters gab, erscheint in dieser Darstellung durch die Feder des vorurtheilslosen Beurtheilers in einem versöhnlichen und harmonischen Lichte! Meißners Mittheilungen über Heine bilden ein werthvolles Material zur Biographie unseres genialen Dichters.

Im zweiten Bande des Werkes sind es außer den Heine-Studien namentlich die Capitel, welche sich mit dem Revolutionsjahre 1848 beschäftigen, die ein besonderes Interesse in Anspruch nehmen: die Schilderungen der Märztage, des „slavischen Vorparlaments", des Studentenfestes auf der Wartburg, der Parteien in der Paulskirche zu Frankfurt und der Septembertage sind glänzende Belege für die zugleich concis-concrete und doch von bedeutenden Gedanken getragene Vortrags- und Darstellungsweise Meißners.

Unser Autor sieht stets das Einzelne scharf und klar und weiß es in seinen Schilderungen und Betrachtungen ebenso scharf und klar zu veranschaulichen; aber er verliert dabei nirgends die Fäden aus dem Auge, mittelst welcher dieses Einzelne mit dem Ganzen, d. h. mit der Zeit, aus der es erwachsen, zusammenhängt. Er sieht Menschen und Dinge durch das Prisma seiner eigenen Individualität, aber er weiß sie doch objectiv zu packen und in ihrer Ursprünglichkeit und Besonderheit eindrucksvoll hinzustellen. Er versteht es, in allen Theilen seiner Darstellung die einheitliche Totalstimmung, in jedem einzelnen Theile aber die richtige Localstimmung zu treffen, und nirgends in seinen Darlegungen finden sich öde, langweilige, leere Stellen, nirgends Lagunen des Inhalts oder Saloperien der Form — alles in diesen zwei Bänden ist der Materie nach wenn nicht bedeutsam und weitausschauend, so doch fesselnd und interessant, in Sprache und Vortrag aber ist es stets ebenso farbig und anschaulich wie einfach und anspruchslos.

Anspruchslos! Das ist eben ein besonders liebenswürdiges Merkmal dieser Lebensgeschichte, und dies tritt da am wohlthuendsten hervor, wo der Verfasser von seinen eigenen dichterischen Bestrebungen spricht. Er registrirt in aller Bescheidenheit seine literarischen Erfolge und verschmäht jedes Mäntelchen der Beschönigung, wo er von seinen dichterischen Mißerfolgen und Mißgriffen zu reden hat. Nichts von ziehenden Weihrauchwolken der Selbstberäucherung, nichts vom knitternden Phrasenrauschgold der Ruhmredigkeit und Selbstgenügsamkeit! Und das ist heutigen Tages, wo die liebe Mittelmäßigkeit auf allen Gebieten der literarischen Production den Mund im Selbstlobe so ungenirt vollnimmt, der allgemeinen Nachahmung wahrlich nicht nachdrücklich genug zu empfehlen.

Alfred Meißners Selbstbiographie schließt mit dem Jahre 1856 ab; sie umfaßt somit nur unseres Dichters Lehr- und Wanderjahre. Wir glauben dem Wohlgefallen und der Freude, die wir an diesen Lehr- und Wanderjahren als einer wahrhaften Bereicherung unserer Memoirenliteratur gehabt haben, am Schlusse dieser Zeilen nicht besser Ausdruck geben zu können, als durch die Bitte: Meister, gieb uns nun auch recht bald ein Bild deiner Meisterjahre!

Das Kunstgewerbe in der Arbeiterwohnung.

Von F. Luthmer.

Der Weg, auf welchem eine Erfindung, eine Mode „volksthümlich" wird, ist fast immer der nämliche: für die oberen Zehntausend geschaffen, erzeugt unter Mitwirkung künstlerischer Kräfte, wird sie Gegenstand des Verlangens für einen weiteren, unendlich größeren Kreis, der in der Aeußerlichkeit seiner Lebensweise von jenen Begüterten nicht wesentlich verschieden ist, ohne dafür die wünschenswerthe materielle Unterlage zu besitzen. Für diesen entstehen die wohlfeileren Nachahmungen, bei welchen die künstlerische Mitwirkung immer noch bezahlt wird: aber, während das Schmuckstück im ersten Stadium noch Handarbeit, jedes Exemplar die liebevolle Schöpfung eines Künstlers war, wird jetzt nur noch einmal ein geschickter Graveur bezahlt, um die Stahlmatrize zu stechen, in welcher das Stück nun zu tausend Exemplaren geprägt wird. Immerhin wird diese, für das große „kunstsinnige Publicum" bestimmte Art kunstgewerblicher Erzeugnisse uns noch erfreuen können: die Weihe der künstlerischen Erfindung haftet ihnen noch an; die Ansprüche der Käufer fordern eine delicate Ausführung. Nun aber, auf der dritten Stufe abwärts, wird es schlimm! Das „Genre" hat gefallen, Jedermann in der Gesellschaft trägt es — warum sollen es nicht auch die tragen, die nicht zur Gesellschaft gehören. Ein äußeres Abzeichen der Stände haben wir ja Gott sei Dank mit so vielem veralteten Kram aus Großväterzeit hinter uns geworfen! Rechnet doch ein Dienstmädchen, welches in Kattunkleid und Schürze seine Einkäufe besorgt, fast zu den Seltenheiten. Und zu Federhut und Mantille gehört doch nothwendig auch ein Schmuck, wie ihn die Herrschaft trägt; ist derselbe doch um ein paar Pfennige im nächsten Posamentirgeschäft zu haben. Nun betrachtet euch solch ein Stück, welches von weitem wirklich an das „Renaissance-Genre" erinnert, welches unsre Damen tragen! Damit hat die Kunst schlechterdings nichts mehr zu thun! Es ist das Erzeugniß einer concurrenzwüthigen Industrie, um die sich Niemand mehr kümmert, als etwa der Speculant, der berechnet, wieviel Mille er pro Monat absetzen muß, um das Geschäft zu machen, und der Gablonzer Fabrikant, der darauf raffiniren muß, das Tausend noch einen halben Gulden billiger herzustellen.

Wir sind so vollkommen daran gewöhnt, auf allen Gebieten des Kunstgewerbes gute Formen, künstlerische Ideen in der charakterisirten Weise unter die Füße gerathen zu sehen, daß wir uns gar nicht mehr darüber wundern, wenn uns Dinge, die uns noch vor einem Jahre entzückt haben, rasch zum Ueberdruß werden. Um so mehr muß es uns freudig auffallen, wenn wir Anstrengungen begegnen, um auf einem wichtigen Gebiet der Kunstindustrie diesen Proceß der schnellen Degeneration aufzuhalten, und wenn wir uns sagen müssen, daß diese Anstrengungen ihre Mittel nicht besser wählen könnten, als es geschieht. Wir meinen die Concurrenzen für die Ausstattung des Arbeiterhauses, welche von verschiedenen Seiten in letzter Zeit zur Ausschreibung gekommen sind, die bedeutendsten von der Gewerbedeputation des Magistrats unserer Reichshauptstadt und von dem Kunstgewerbeverein zu Halle. Es liegt beiden derselbe Gedanke zu Grunde: ehe die Möbel-Industrie, welche sich in Bezug auf künstlerische Skrupel von keiner ihrer Schwestern unterscheidet, den oben angedeuteten Weg abwärts einschlägt und für die mindestbemittelten Käufer Copien unserer Mode gewordenen „Renaissance-Einrichtungen" in schlechtesten Surrogatstoffen herstellt, veranlaßt man sie, auf anderm Wege und in selbständiger Erfindung Möbel zu schaffen zu Preisen, welche der Kleinbürger anzulegen pflegt, die aber dabei bestimmt formulirten Ansprüchen an Schönheit und stilrichtigem Aufbau entsprechen sollen.

Ob man in allen Fällen zur Ausführung dieses sehr gesunden Gedankens die zweckmäßigsten Wege eingeschlagen hat, könnte discutirbar sein. Eine lebhafte Opposition, welche sich gerade aus Fachkreisen gegen die Berliner Concurrenz erhoben, läßt es bei der letzteren sogar unzweifelhaft erscheinen, daß man einerseits das Programm hinsichtlich der geforderten Möbelstücke hätte genauer präcisiren, andrerseits den Gesammtpreis, der für die Ausstattung von Wohnstube, Schlafkammer und Küche nur 500 Mark betrug, etwas höher hätte annehmen sollen. Aber trotz dieser kleinen Mißgriffe in der Ausführung haben wir sowohl in Berlin wie in Halle das erfreuliche Resultat, daß eine Reihe tüchtiger Geschäfte auf den leitenden Gedanken eingegangen ist, und gleichzeitig billige, schöne und solide Zimmereinrichtungen zur Concurrenz gebracht hat. Besser als

Digitized by Google

durch hundert lange Abhandlungen wird durch die Ausstellung derselben dem Publicum ad oculos demonstrirt, daß es thatsächlich möglich ist, für ein Paar hundert Mark eine Wohnung so auszustatten, daß auch eine strenge Kritik daran nichts auszusetzen findet.

Wie dies Resultat erreicht war, das dem Leser zur Anschauung zu bringen, ist für das nackte Wort ohne die Beihülfe bildlicher Darstellung eine unlösbare Aufgabe. Einige Hauptzüge können hier charakterisirend angeführt werden: man mußte zunächst mit dem Vorurtheil brechen, als ob unter den zu Möbeln verwendbaren Hölzern eine Rangordnung vom Vornehmen zum Gemeinen bestände; als ob Mahagoni, Nußbaum und schwarzgefärbtes Buchenholz höher im Rang ständen als Kiefern, Eschen und Eichenholz — ein Vorurtheil, welches, so verbreitet es ist, vor der äußerst reizvollen Erscheinung der letztgenannten Hölzer absolut nicht Stich hält. Ferner mußte man sich von dem, namentlich bei Architekten, die anfangen für das Kunstgewerbe zu arbeiten, fest eingewurzelten Gedanken losmachen, als sei ein Möbelstück eine architektonische Leistung, die man unbedingt mit den Schmuckmitteln der großen Architektur, mit Säulen, Architraven, Consolgesimsen und schweren Sockeln ausstatten müßte. Man hatte im Gegentheil zu untersuchen, welche Schmuckmotive die dem Tischler geläufigen Constructionen an die Hand geben; und man fand in der Verbindung von Rahmen- und Füllwerk, im Verleimen doppelter Brettstärken, im Brechen der Kanten, endlich in den unerschöpflich reichen Formen des Drechslers eine solche Fülle von Motiven, daß man daneben sowohl der großen Architektur, wie auch der theuern Arbeit des Bildhauers wohl entrathen konnte. Doppelte Aufmerksamkeit mußte man dagegen denjenigen Mitteln der großen Architektur zuwenden, welche ihre Wirkung in guter Abwägung der Verhältnisse, in einem wohlabgemessenen Spiel der Horizontal- und Verticallinien, in richtiger Vertheilung von Oeffnungen und geschlossenen Massen finden; Mittel, die im Aufbau des Möbels allerdings ebenso zur Anwendung kommen, wie in der Composition einer Palastfaçade.

Nach solchen und ähnlichen Grundsätzen entstanden die Möbel jener Concurrenzen, von denen einige wahrhaft künstlerischen Reiz besaßen, sodaß sie sich nicht nur die unbewußte Sympathie des Laien erwarben, sondern auch dem Fachmann das Räthsel aufgaben: wie mit so wenig Mitteln ein so reicher, abgerundeter Effect zu erzielen war. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Veröffentlichung der besten unter diesen Compositionen, die in der vom Verfasser herausgegebenen „Illustrirten Schreiner-Zeitung" (Stuttgart, Spemann) erfolgt, weiten Kreisen eine gesunde Anregung und wahrhaft brauchbare Vorbilder bringen wird. Wenn so die betheiligten Kreise der Fachleute, der Fabrikanten und Möbelzeichner in verständnißvollster Weise auf die Absichten der Veranstalter dieser Concurrenzen eingegangen waren, so beantwortet sich die Frage, wie das Publicum den letzteren gegenübergestanden, leider nicht in gleich befriedigender Weise.

Vor Allem sind die Stände, zu deren unmittelbarem Nutzen die Concurrenzen ausgeschrieben wurden, am Wenigsten von denselben berührt worden. Unter den abfälligen Urtheilen, welche man seiner Zeit über die Berliner Concurrenz hörte, klang eins besonders scharf hervor: Die Möbel seien überhaupt nicht für die Arbeiter, sondern für pensionirte Geheimräthe bestimmt. Und thatsächlich sind die Ankäufe der wirklich schönen und preiswerthen Sachen nicht etwa von Arbeiter- oder kleinen Bürgerfamilien, sondern von den sogen. „besseren Ständen" — Beamten, Künstlern, Militärs 2c. erfolgt. Wenn man somit zugestehen muß, daß der Endzweck dieser Bestrebungen nicht ganz erreicht wurde, so verlohnt es sich wohl, nach der Ursache dieses Mißerfolgs zu fragen.

Um das Einfach-Schöne zu würdigen, muß sich der Geschmack des Menschen entweder in einem gesunden, unverbildeten Naturzustande oder in dem Stande der höchsten Ausbildung befinden. Beides können wir in den Kreisen, deren Häuslichkeit hier nach den Gesetzen einer einfachen Schönheit geschmückt werden sollte, nicht zu finden erwarten. Die Annahme des Letzteren schließt sich von selbst aus; aber auch die wirklich volksthümliche Naivetät, die manchen Erzeugnissen der Literatur, manchem was die Volksbühne bietet, noch ein inniges Verständniß entgegenbringt, dürfen wir hier nicht suchen. Dazu ist einestheils das Interesse für das Kunstgewerbe zu jung, andrerseits ist die Ausstattung der Wohnung zu sehr Repräsentationssache. Die große Mehrzahl der Menschen richtet ihre Wohnung nicht für sich, sondern für ihre Besucher ein. Wäre das anders, so hätten wir nicht so viele unerfreuliche, verschmutzte und mehr als einfache Hinterzimmer neben den prunkvollen „guten Stuben". Auf letztere zu verzichten, und sich eine einheitlich gediegene, dafür aber einige Grade weniger prunkvolle Wohnzimmer-Einrichtung anzuschaffen, widerstreitet den Lebensgewohnheiten einer kleinen Handwerkerfamilie durchaus, schon weil das Bedürfniß derselben fehlt. Betrachten wir nur die Entwickelung eines solchen Hausstandes näher: Der Handwerksgeselle, der seine Jugend vielleicht in dem Tagelöhnerhaus einer kleinen Landstadt verlebt hat, vereinigt seine Ersparnisse mit denen seiner „Auguste", die auf eine Reihe von Dienstjahren in „herrschaftlichen" Häusern zurückblickt. Was sie bei der Gründung ihres Hausstandes gebrauchen, wird von den vier Wänden eines Zimmers umschlossen, welches Werkstatt, Küche, Schlaf- und Wohnzimmer zugleich ist. Nach einigen Jahren haben sich, Dank dem Fleiß des Mannes und der Wirthschaftlichkeit der Frau, die Verhältnisse der jungen Handwerkerfamilie wesentlich geändert: der Wohlstand ist gewachsen, daneben hat sich die Familie vergrößert, das neue Quartier welches man bezieht, enthält außer dem Arbeitsraum für den Mann und die Gesellen und der Küche eine geräumige Stube, in welcher die Familie schläft und ißt, und noch ein zweites Zimmer, das als „gute Stube" eine nagelneue Einrichtung bekommen soll. Frau Auguste hat noch eine ziemlich genaue Erinnerung, wie es bei ihrer letzten Herrschaft ausgesehen hat, und ihr Streben geht nicht höher, als ihre gute Stube nach diesem Vorbild zu gestalten. Wie sie schließlich aussehen wird, kann man leicht mit wenigen Strichen zeichnen: Das Sopha und der ovale Tisch, der „Vertikow" (beiläufig eines der drolligsten Wort-Ungethüme) mit Spiegelthüre, vielleicht gar ein Cylinder-Bureau, und der Pfeilerspiegel mit Goldrahmen, womöglich mit dito Consolentisch; alles Holzwerk polirtes Mahagoni, die Bezüge spinatgrüner Plüsch. Während um diese Herrlichkeiten in einer der zahllosen, meist in Souterrains belegenen „Möbelhallen" gehandelt wird, bringen die Zeitungen Berichte über die Ausstellung „stilvoller Arbeiterwohnungen" im Palast der Hygiene. Nun wird unser Ehepaar gewiß mit möglichster Schnelligkeit hineilen, um die schönen Dinge zu betrachten, die speciell für seine Bedürfnisse angefertigt sind und wird dort seine Auswahl treffen? Wir wollen zehn gegen Eins wetten, daß dies nicht der Fall ist; ja, ein guter Freund, der unsern Meister auf diese „stilvollen Möbel des Arbeiterhauses" aufmerksam macht, wird gröblich angelassen: Wir sind keine Arbeiter, wir beschäftigen zwei Gesellen und sind jetzt „Fabrikanten". Und binnen Kurzem ziert die Mahagoni-Einrichtung mit dem spinatgrünen Plüsch die gute Stube der Frau Fabrikantin.

Was wir zu zeichnen versuchten, ist leider keine Carricatur, sondern ein nur zu wahres Bild jenes falschen Strebens nach Oben, jener Selbstverkletterung unseres Handwerkerstandes. Wo die Wurzeln dieser gefährlichen Wucherpflanze zu suchen sind und ob dieselben nicht bis in die Aufhebung der Zünfte hineinreichen — solche Fragen wollen wir den Socialpolitikern zu entscheiden überlassen — genug, daß wir uns der Früchte derselben zu erwehren haben, die mannichfacher und unerfreulicher Natur sind.

Gleichnisse sind im Allgemeinen als altmodisch unbeliebt, dennoch wolle der geneigte Leser uns den Versuch eines solchen gestatten: Ein Gärtner hat einen Baum mit den Wurzeln ausgehoben, um ihn in anderes Erdreich zu verpflanzen. Beim Einsetzen findet er, daß die Grube, die er für den Wurzelballen ausgegraben, zu klein ist. Wird er die Wurzeln des Baumes abschneiden? Nein, er wird Hacke und Spaten zur Hand nehmen, um die Grube zu vergrößern. Wir glauben, daß es für die, welche unser Kunstgewerbe wahrhaft volksthümlich machen wollen, an der Zeit ist, ebenfalls Hacken und Spaten zur Hand zu

Digitized by Google

nehmen. Der Boden ist noch nicht bereitet zur Aufnahme des Baumes. Und in der Unsicherheit, wie er am besten bereitet werden könnte, wollen manche Gärtner dem Baume selbst hier und da eine Wurzel abhacken, um ihn dem widerstrebenden Boden willkommen zu machen. Wir aber sind der festen Ueberzeugung, daß dem Boden selbst noch beizukommen, daß mit andern Worten die breiten Schichten unseres Kleinbürgerstandes empfänglich zu machen sind für die Verschönerung und Veredelung des Lebens, welche das Kunstgewerbe bietet. Und sollten dieselben zunächst noch für die Worte der Belehrung taub sein, so ist es das Beispiel, welchem der den Menschen innewohnende Nachahmungstrieb stets den besten Erfolg sichert. Dies Beispiel wird von denjenigen Kreisen auszugehen haben, denen wir, nach unserer obigen Entwickelung, eine hohe Geschmacksbildung und die verständnißvolle Empfindung für das Einfach-Schöne zuschreiben dürfen — die aber auch gleichzeitig für die unteren Stände tonangebend sind. Denn für die Sache selbst ist es fast gleichgültig, ob die Letzteren das Gute, das ihnen geboten wird, aus Ueberzeugung annehmen oder weil es Mode ist.

Wir wollen unsere kurze Betrachtung nicht mit einem Mißklang schließen und darum nicht die Frage aufwerfen, ob denn wirklich in allen den zum Vorbild berufenen Kreisen auch das volle Verständniß für diese Bestrebungen vorliegt, die das Kunstgewerbe in bescheidener Form auch in die Wohnung des Arbeiters einführen wollen; ob diese Bestrebungen nicht bei manchem Vertreter unserer gebildeten Stände auf Zweifel an ihrer Berechtigung, oder, was viel schlimmer ist, auf indolente Verneinung treffen. Aber sollte diese Frage auch leider oft bejaht werden müssen, so gibt es doch auch hierfür kein besseres Gegenmittel, als die frischen Versuche zum praktischen Bessermachen, die uns den Anlaß zu diesen Zeilen gaben.

Ein Besuch.

Novellette von Wilhelm Jensen.

Ein Sommernachmittag hoch im deutschen Nordosten, heiß und still. Die grauen Giebelspitzen eines alten Herrenhauses sahen durch Blätterlücken dunkler, ruhiger Laubbäume und weiter hinaus auf Felder mit hohem, schnittreifem Korn. Vor der breiten Steinterrasse des adligen Gutsgebäudes blühten rothe Oleander, und weiße Orangenkelche füllten die Luft mit einem schweren, betäubenden Duft. Rundumher lagerte sich der große Schloßpark, tiefschattig und sonnendurchblitzt, Wasserarme zogen sich hierhin und dorthin, manchmal stand eine weiße Urne oder Steingestalt schweigsam an den mäandrisch verschlungenen Wegen. Alles bewegungslos, kein Hauch rührte die Wipfel, noch kräuselte die Weiherflächen. Nur dann und wann schrie ein kreisender Habicht, sonst lag die lautlose Stille eines Märchens über der stadtfernen Landwelt.

Zwei Kinder allein befanden sich in dem Park, ein Knabe und ein Mädchen. Beide waren hochaufgewachsen, doch unverkennbar noch Kinder, er vielleicht fünfzehn Jahre alt, sie um zwei Jahre jünger. Sie sprachen sich mit ihren Vornamen an, „Hartwig" und „Helene", denn sie war die Tochter des freiherrlichen Besitzers des Gutes und er ihr Vetter, auf dem letzteren zum Besuch. So standen sie in vertraulichem Verhältniß, und doch nur halb, wenigstens nicht ganz so mehr wie in früherer Zeit. Sie waren größer geworden, seitdem sie sich nicht gesehen; die Spiele, welche sie noch im vorigen Jahre miteinander betrieben, eigneten sich nicht recht mehr, und zuweilen gingen ihre Augen sich mit einer leichten Scheu vorbei.

Diese Augen waren sich auch verwandt, wie ihr Haar, wie ihr ganzes Wesen; nordisch blau und blond, auf den ersten Blick von ungemischter germanischer Abkunft. Die schönen Züge des Mädchens boten einen sanften, still sinnigen Ausdruck, der zu einem träumerischen Zug seines feinen Gesichtes stimmte. Ab und zu erschienen sie als Kinder und sich als solche zu fühlen, und dann wieder nicht. Sie befanden sich gern zusammen, doch wußten nicht recht miteinander zu reden. Mindestens nicht über Gegenwärtiges; wie zwei alte Leute sprachen sie zumeist von gemeinschaftlichen Erinnerungen aus ehemaligen Tagen.

Nun saßen sie schon eine Weile verstummt neben dem Weiher auf der Halbrundbank eines kleinen Platzes, von dessen Rand eine Nachbildung der milesischen Venus herabsah. Beide schienen eines äußeren Anlasses zu bedürfen, damit ihnen die Lippen wieder zur Unterhaltung gelöst würden, und ein solcher kam jetzt in Gestalt eines rollend den Boden erschütternden Tones. Hartwig hob die Stirn auf und sagte: „Ist das Donner?"

Helene schüttelte den Kopf: „Ich glaube, ein Wagen in der Allee."

„Nein, hab' Acht, da ist's still und wird gleich wiederkommen; es gibt ein Gewitter."

„Nein, horch' nur, er hat vor dem Hause angehalten."

Es ließ sich nicht entscheiden, wer Recht hatte, doch es war auch gleichgültig und nur dankenswerth daran, daß ihnen aus dem Geräusch ein neuer Gesprächsgegenstand zugefallen, der eine Erinnerung aufweckte. Helene fügte nach:

„Weißt Du noch, wie wir einmal bei Nacht allein im Wagen hierherfuhren. Ich durfte Dich von der Eisenbahn abholen, aber der Zug kam viel zu spät, und so ward's dunkel, noch eh' wir einstiegen."

Hartwig nickte: „Gewiß, doch nachher kam bald der Mond, und es war Alles wie Silber. Aber Du wurdest müde und die Augen fielen Dir zu, daß ich Furcht hatte, Du könntest von dem schmalen Jagdwagensitz heruntergleiten, und ich hielt Dich mit meinem Arm fest."

Ein träumerisches Licht ging durch seine Augen, und er setzte hinzu: „Es war eine wunderschöne Mondnacht."

„Ja," sagte das Mädchen, „wunderschön, ich weiß es auch, obwohl Du behaupten möchtest, ich hätte geschlafen und nichts davon gesehen."

Sie lachte, und er lachte gleichfalls, und dann ward ihre Stirn ein wenig roth, und die seinige ebenso, und ihre Blicke gingen sich flüchtig vorüber.

Da kam ein Schritt vom Schloß her durch den Parkgang gegen sie heran und gleich darauf bog eine Gestalt um den Gebüschrand. Es war ein Knabe von zwölf bis dreizehn Jahren in einem dunkelgrünen Schnürrock und hohen Stulpstiefeln bis an die Knie, nicht besonders hoch von Wuchs, aber breitbrustig und starkhüftig. Seine rechte Hand hieb mit einer Gerte pfeifend nach den Blättern am Wege, und seine kleinen, schwarzen Augensterne blitzten scharf wie zwei glimmernde Pfeilspitzen aus einem blassen, ruhlos beweglichen Gesicht. Nun rückte er kurz eine runde, pelzbesetzte Mütze, die er trotz der Sommerhitze auf dem Kopf trug, von dem ebenso tiefschwarzen, dichten, wirbligen Haar und sagte mit scharfem Stimmenklang und fremdländischem Accent in deutscher Sprache:

„Prinz Dmitri Wassiljewitsch Kowalewski! Mir ist gesagt worden, daß Sie sich hier befinden, Baronesse. Wir halten uns nur kurz auf. Eh bien, nous amusons nous!"

Helene schaute verwundert auf den Sprecher, sie war mechanisch aufgestanden und versetzte: „Bist — sind Sie mit dem Wagen gekommen?

„Natürlich. Ich reise nach Frankreich und Italien. Wir benutzen die Eisenbahn nicht, sie ist für gemeine Leute. Wer ist dieser Herr? Sie haben ihn mir noch nicht vorgestellt."

Das Mädchen bewegte verdutzt ein wenig ungelenk die Hand und sagte: „Mein Vetter Hartwig."

„Ah, Ihr Cousin. Ein cousin ist häufig ein amoureux. Sind Sie ein Deutscher, monsieur?"

Hartwig bejahte, den Fragsteller groß anstaunend, nur mit dem Kopf; Dmitri Wassiljewitsch entgegnete rasch:

„Ich liebe die Deutschen sonst nicht. Die Männer in Deutschland sind tölpelhaft und die Frauen langweilig. Ich hatte einmal einen deutschen Hofmeister, der mich eine Strafarbeit machen lassen wollte. Wie ich meine Hunde auf ihn hetzte, flüchtete der Poltron auf einen Baum. Aber ich holte meine Windbüchse und

Digitized by Google

schoß ihn durch den Arm, daß die Memme heulend herunterkam und um Pardon bat. Mein Vater legte ihm ein Rubelpflaster auf die Wunde und schickte ihn nach Deutschland zurück. So werden wir's mit Eurem König und seinen Soldaten auch machen, wenn er unsern Befehlen nicht gehorcht. Ich bin mit Eurer Gegend hier zufrieden, sie muß russisch werden."

Die Worte kamen ihm in kurzen Sätzen, wie kleine schießende Stromschnellen von den Lippen. Die beiden Andern standen wortlos erstaunt; nun fügte er nach:

„Doch ich will Auftrag geben, daß man Euch mit Schonung behandelt, wenn unsre Armee euer Land erobert. Ich habe lange im Wagen gesessen, wir wollen ein Spiel anfangen, bei dem man sich Bewegung macht. Wie heißt Du? Ich dutze die Damen stets, die mir gefallen."

„Helene."

„Dein Name ist gut, ich werde Paris sein. Monsieur Hartwig, Sie sind Menelaus. Hier ist Troja und dort drüben auf der Altane überm Weiher Deine Burg in Sparta, aus der ich Dich entführe. Allez-vous-en, Mademoiselle!"

Da Helene noch zögernd stand, stampfte er ungeduldig mit dem Fuß auf den Boden; nun wandte sie sich halb erschreckt der bezeichneten Altane zu. Hartwig wollte ihr folgen, doch Dmitri faßte ihn heftig an der Schulter:

„Sie sind einfältig! Natürlich befinden Sie sich nicht zu Hause, wenn ich komme, sonst würden Sie sich Ihre Frau nicht rauben lassen, sondern um Hülfe rufen, denn allein wagten Sie nicht es mit mir aufzunehmen. Aber Ihre Mannen kämen und ich wäre nur ein Einziger gegen Hundert. Sie halten sich dort im Busch verborgen, und erst wenn ich die Helena mit mir führe, treten Sie mir entgegen. En avant! Schlafen Sie denn?!"

Jetzt stand er wartend, daß seine Anordnungen vollzogen würden, und schlug mit der Gerte nach kleinen, stahlblau und smaragdfarbig durch die Luft blitzenden Wasserlibellen. Seine Streiche waren so scharf gezielt, daß er jedesmal traf und das zierliche Insect in der Mitte durchschnitten zu Boden fiel. Sein Vorsatz richtete sich offenbar darauf, ein halbes Dutzend niederzustrecken, und bis er diese Zahl erreicht, bekümmerte er sich mit keinem Blick mehr um die Andern. Dann sah er sich um, das helle Sommerkleid Helenes leuchtete auf der anderen Seite des ziemlich großen Parkweihers von der Altane, und er ging auf sie zu. Zwei Schritte vor ihr hielt er an, grüßte und sprach:

„Ich bin der Fürst Paris und habe von Deiner Schönheit gehört. Du bist verheirathet, darum will ich Dich mit mir nach Troja nehmen; der Ruhm ist größer, eine Frau zu entführen, als ein Mädchen. Ich weiß, daß Du Dich glücklich preist, von mir, der ich ein Königssohn bin, ausgewählt zu sein. Aber widersetze Dich etwas! Das macht Dich begehrenswerther, und Frauen müssen sich immer den Anschein geben, als ließen sie sich nur mit Gewalt rauben."

Er faßte die Hand Helenes, die ihm verwirrt ins Gesicht blickte und sich in wirklicher Beängstigung sträubte, ihm zu folgen. Befriedigt sagte er: „Du spielst gut, man wird Dir nachrühmen, Du wärest tugendhaft gewesen."

Sie klammerte sich mit ihrer kleinen Hand am Geländer an, doch ein fester Griff von ihm riß sie los und er zog sie mit sich fort. Nun rief sie schreckhaft: „Hartwig!"

„Gut! Aber 'Menelaus' mußt Du rufen! Deine Mägde werden Dir bezeugen, daß Du um Beistand geschrieen hast. Er soll kommen! Da ist er!"

Hartwig war aus dem Gebüsch geflogen, er gewahrte den ängstlichen Ausdruck in der Miene des Mädchens und streckte die Hand nach demselben vor. Doch gleichzeitig traf ihn ein voller, rücksichtsloser Fauststoß gegen die Brust, der ihn, unvorbereitet, hinterrücks auf den Rasen fallen ließ. „Fahr' zur Unterwelt, Menelaus!" stieß Dmitri mit wildem Auflachen aus, umfaßte Helene kraftvoll, hob sie und trug sie in einen kleinen, neben der Altane am Ufer liegenden, eleganten Kahn. Das Mädchen wehrte sich umsonst: „Laß mich doch! Was willst Du?"

„In mein Schiff! Können wir denn zu Lande nach Troja kommen?"

Er schlug die Ruder ein, und das Boot flog auf den Weiher hinaus. Hartwig stand wie halbbetäubt, wortlos nachblickend am Wasserrand, und sein Gegner rief ihm zu:

„Nun rüste Deine Heerschaar, Menelaus, und rücke vor Troja! — Wir sind hier auf dem griechischen Meer, schöne Helena, wo Dich Niemand mehr sieht. Du kannst jetzt Deine Schüchternheit ablegen und darfst mich dutzen."

Es wirbelte ihr im Kopf, doch sie antwortete: „Das war häßlich von Dir, Du hast ihm sicher weh gethan."

„Was geht Dich Menelaus noch an!" fuhr er auf. „Er ist ein dummer Grieche, die Griechen waren die Deutschen im Alterthum und die Trojaner die Russen. Du hast mich allein zu lieben! Verstehst Du! Sonst stürze ich das Boot um und lasse Dich ertrinken!"

In seiner Miene lag etwas, das die letzte Drohung nicht als Scherz klingen ließ; furchtsamen Blickes wagte das Mädchen nichts weiter zu sprechen. Sie landeten jetzt unfern von dem Platze mit der Halbrundbank; er sprang auf, bot ihr galant die Hand zum Aussteigen und schleuderte den leeren Kahn mit einem Fußstoß auf den Weiher zurück. „Das Schiff brauchen wir nicht mehr, wir sind in Troja!"

Helene erschrak: „Nun kann ja Niemand das Boot wieder bekommen — mein Vater wird erzürnt werden."

„Peuh! Wenn Dein Vater ein Schacherjude ist, wird der meinige es ihm bezahlen. Reich' mir den Arm jetzt, ich führe Dich auf die Burg, um Dich meinen Brüdern und dem versammelten Volk zu zeigen. Zuerst müssen wir ein Dankopfer für unsere Ankunft bringen."

Er sah kurz umher; etwas zur Seite stand ein sorgsam gepflegtes Kunstbeet mit wundervollen tropischen Lilien, und hastigen Zugriffs raffte er im nächsten Augenblick die großen, farbig gefleckten Blüthen sämmtlich von den Stielen und warf sie zu einem Haufen auf die Bank. „Sie sehen aus wie Opferflammen! Da ist der Palast, in dem Du mit mir wohnen wirst."

Seine Hand zog sie zum Sitzen nieder, doch er stellte sich vor sie hin und betrachtete sie einige Secunden lang stumm mit prüfenden Augen. Dann sprach er kopfnickend: „Sie haben Recht mit ihrem Beifall, Du bist in der That schön und meiner würdig. Unsere Kinder werden alle anderen auf der Welt übertreffen. Die da" — er wies nach der milesischen Venus — „ist häßlich neben Dir und Du verdienst auf ihrem Thron zu stehen. Fort mit dir!"

Er stemmte beide Hände plötzlich wider die Marmorstatue, die sich hintenüber neigte. Helene stieß einen Schreckensruf aus, doch im selben Moment stürzte die Venus dumpfklirrend von ihrem niedrigen Sockel zur Erde, und Dmitri gebot: „Tritt hinauf und beweise ihnen, daß Du schöner bist! Nur Dein Kleid paßt nicht für Helena, Du mußt es von der Schulter ziehen und den Gürtel öffnen!"

Das Mädchen stand noch starr von dem Umsturz der kostbaren Statue und leistete keinen Widerstand, als er ihr mit einem zerrenden Ruck das blauseidene Band, das ihr Kleid in der Mitte als Gurt umfing, zersprengte. Doch von links her war jetzt Hartwig um das weitausgebuchtete Weiherufer herangelangt, und Dmitri ließ seine Absicht, Helene auf den Sockel der Venus hinaufzustellen, für den Augenblick fahren und rief:

„Da ist Menelaus mit seinem Heer. Wir wollen ihn höhnen! Hier ist der Mauerrand von Troja, komm her und küsse mich, daß er es sehen muß!"

Aber nun gab Helene mit Entschiedenheit zur Antwort: „Nein, das thue ich nicht!"

Er sah sie gebieterisch an. „Du thust nicht, was ich Dir befehle? Ich dulde keine Widerspenstigkeit! Eine aufsässige Leibeigne peitsche ich!"

Seine linke Hand faßte sie am Nacken und mit der rechten schwang er pfeifend die Gerte. Hartwig sprang jedoch rasch hinzu, fast um einen Kopf größer als der junge Russe, war er zuvor nur durch den unerwarteten Stoß desselben zu Boden geschleudert worden, sonst jenem aber an Kraft mindestens gewachsen. Aufgebracht sagte er:

Digitized by Google

„Du bist unverschämt — laß Helene los!"

„Sie gehört mir, ich habe sie geraubt und thue mit ihr, was ich will. Weg mit Dir, feiger Menelaus!"

Er hob seine Gerte gegen Hartwig, doch dieser griff nach der letzteren, riß sie an sich, brach sie durch und warf die Stücke zur Erde. Mit einem Satz schnellte Dmitri Wassiljewitsch sich um einige Schritte zurück, zwischen seinen Augenlidern funkelte es wie zwei hervorzuckende elektrische Funken, und es schien, als wolle er sich mit dem Ansprung eines Luchses auf Hartwig zurückwerfen. Aber er beherrschte sich und sprach mit kalter Ruhe:

„Gut. Das Spiel ist aus. Sie haben mich in Gegenwart dieser Dame beleidigt, monsieur. Ich will vergessen, daß ich von fürstlicher Geburt bin und Ihnen die Ehre anthun, mich mit Ihnen zu duelliren. Wir haben hier keine Waffen, als diese da" — er raffte einen großen Einfassungsstein von dem Rand des Lilienbeetes und stieß mit dem Fuß einen gleichen vor Hartwig hin — „nehmen Sie den und stellen Sie sich auf die Mensur! Ich werde bis drei zählen und Feuer commandiren. Wir widerholen unsere Würfe, bis Einer kampfunfähig getroffen ist. Bleibt er todt auf dem Platze, so wird Ihre Cousine dem Andern bezeugen, daß ein regelrechtes Duell stattgefunden hat. Fünf Schritte Distance! Auf Ihre Mensur, monsieur!"

Er sprach's mit eisiger Gelassenheit, Hartwig lachte hell auf: „Bist du toll?"

Doch nun glimmerte es wie ein grünes Tapet in den Augen seines Gegners. „Ah, Du bist ein deutscher Poltron und willst Dich nicht schlagen? Aber Du wirst es. Nimm Deine Waffe! Sonst tödte ich Dich, wie man einen feigen Hund ersticht!"

Er hatte ein Taschenmesser aus seinem Schnürenrock gerissen und trat drohend mit der spitzen Klinge gegen Hartwig hinan. Dieser wich vor dem wilden Blickgefunkel des blassen Gesichtes zurück und griff unwillkürlich als nach einer Schutzwehr nach dem Stein. „Ha, die Memme fürchtet sich vor dem Aderlaß!" stieß Dmitri verächtlich aus. „Siehst Du, daß Du Dich duelliren wirst! A présent — gare! Un — deux —"

Er hob seinen Stein, Helene schrie angstvoll auf: „Hartwig!" und warf sich vor diesen. Aber zugleich scholl vom Schloß her eine laute gebieterische Stimme: „Dmitri!"

Der Gerufene zuckte, den Arm sinken lassend, zusammen und murmelte: „Der Fürst." Seine Miene verrieth Unruhe, unmittelbar darauf tönte es heftig zum andernmal: „Dmitri!"

Dmitri warf den Stein zu Boden. „Mein Vater ruft mich — wir machen's ein andermal mit bessern Waffen aus, monsieur! Du hast mir gefallen, Helena, wenn ich eine Maitresse brauche, will ich an Dich denken."

Zum drittenmal rief es: „Dmitri Wassiljewitsch! Soll die Peitsche Dich holen?!"

Jetzt schoß der junge Asiate wie ein Pfeil davon; um eine Minute später dröhnte das Rollen des Wagens wieder durch die Allee. Die beiden deutschen Kinder standen noch, fast wie gelähmt, auf dem nämlichen Fleck. Sie hatten sich an der Hand gefaßt und sahen sich, als seien sie aus einem beängstigenden Traum aufgewacht, stumm, doch ohne Scheu, mit einem Blick glücklicher Vertraulichkeit in die Augen.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Assunta Leoni.

Schauspiel in fünf Acten von Adolf Wilbrandt.

Das Künstlerdrama Wilbrandts, das auf den Bühnen bisher weder Glück noch Stern hatte, ist nun auch im Königl. Schauspielhause verunglückt. Für einen wirklichen Dichter wie Wilbrandt, der dem deutschen Theater so vieles Schöne geschenkt hat, mag es hart sein, die ganze Strenge eines unerbittlichen Publicums zu empfinden, das nur mit der vorliegenden Gabe rechnet, und doppelt hart, sich auszischen zu lassen in denselben Räumen, wo die seichten Nachfolger Kotzebues bejubelt werden. Aber es muß doch der Wahrheit gemäß constatirt werden, daß Assunta Leoni wirklich ein schlechtes Stück ist und übermäßig an die Nachsicht des Zuschauers appellirt. Ein langer, langweiliger erster, ein gänzlich überflüssiger zweiter Act und drei Aufzüge, wo die Handlung um keinen Schritt vorwärts rückt und wirksame Scenen zu gar nichts führen und sich als bloßes Füllwerk erweisen.

Es ist das übliche grausame Spiel zwischen Künstler und Modell auf der Sireneninsel Capri. Alfred von Buchau, der deutsche Bildhauer, verbringt seine Tage in liebeseligem Nichtsthun. Eine Capriotin hat es ihm angethan. Wilbrandt hat sich hierfür ein seltsames Zwittergeschöpf erdacht: Assunta Leoni ist eine heißblütige Bäuerin, die Wittwe eines deutschen Malers, spricht fließend Deutsch und ist furchtbar gebildet. Kurz, eine hinterm Schreibtische ausgeheckte, ganz unmögliche Capresin, die man uns nach den schöpferisch realistischen Charakterstudien von Marc Monnier, Richard Voß und namentlich eines Gustav Floerke nicht mehr sollte darzubieten wagen. Assunta ist so gebildet, daß uns ihr echtes römisches Modellcostüm wie eine Lüge anmuthet, und wenn sie ihre unerquickliche Rolle mit den Worten: „Aber so stellen Sie mich doch diesem Herrn vor!" beginnt, dann sind wir nicht mehr bei Don Paganos Dache, sondern viel eher etwa auf einem Berliner Costümball, wo Geheimrathstöchter die Gegend unsicher machen. Und erlogen wie ihre Tracht, ihre Sprache, ihre Denkart ist ihr ganzes Thun und Handeln. Eine Capresin, die nicht bigott, nicht interessirt, nicht bildungsunfähig, nicht berechnend kokett, nicht naiv, nicht die reine Natur ist, die sich im Handumkehren in eine vollendete Modedame und höchst bedeutende Frau verwandelt, wie Wilbrandts Assunta, ist einfach ein Unding.

Noch am ehesten echt ist sie im ersten Aufzuge. Sie verdreht allen Forestieri die Köpfe. Nicht allein Buchau liebt und verehrt sie bis zum Heirathsversprechen, nicht nur der bildhauende Taugenichts Fabian ist in sie verschossen, auch der höchst ehrwürdige Inglese Dr. Clinton umwirbt sie mit den ernsthaftesten Absichten. Und als richtige Capresin schenkt sie einem Jeden das bekannte Lächeln. Zwar ist sie untröstlich, als sie merkt, daß Buchau, von seinem fürsorglichen Bruder mit Gewalt entführt, sich „englisch" von ihr empfehlen will; sie reist ihm sogar nach Pompeji nach und fällt in Ohnmacht, da sie vernimmt, daß der Durchgänger wirklich nach Rom weiterfährt, aber sie tröstet sich doch schnell genug, indem sie sich aus Rache mit dem grotesken englischen Arzt verlobt.

In Rom treffen sie sich wieder. Buchau liebt Assunta noch immer und verzehrt sich nach ihr; er hat sogar seiner Marmorschöpfung Ariadne die Züge des geliebten Weibes von Capri gegeben. Ein Meisterwerk, diese Ariadne! Der Zuschauer bekommt sie zwar nicht zu sehen, aber die Personen des Stücks, die sich zu ihrer Bewunderung herandrängen, erschöpfen vor ihr alle Epitheta des Entzückens. Auch eine geheimnißvolle verschleierte Dame schwärmt dafür. Natürlich Assunta, jetzt eine stolze Signora in Sammt und Seide. Sie will die Statue kaufen, denn sie verfügt bereits über die Brieftasche ihres Bräutigams. Doch Buchau, obgleich, wie Wilbrandt ausdrücklich constatirt, just wieder einmal in Geldnöthen, will sein Werk lieber zertrümmern, als der „Ungetreuen" ausliefern. Aber da kommt er bei der dämonischen Italienerin schön an! Sie setzt ihm gehörig den Kopf zurecht und sucht ihm ad oculos zu beweisen, daß sie äußerst bildungsfähig und ihm durchaus ebenbürtig sei. Der energische Sermon bringt die bei allen verlegenen Theaterdichtern beliebte Wirkung hervor, daß Buchau davon krank wird und den vierten Act hindurch reconvalescent und sehr weiß geschminkt erscheint. Unerwarteter Weise ist es aber nicht Assunta, die ihn pflegt, sondern ihr Verlobter, der biedere Engländer. Daraus ergibt sich ein neuer Conflict. Buchau gesteht ihm offen, daß er Assunta liebe. Clinton geräth darob völlig aus dem Häuschen. Die beiden Männer fluchen, seufzen, weinen und würfeln endlich. Es ist ein amerikanisches Duell nach dem Knobelcomment bis auf die eine und erste Regel: der Mann mit dem Todesloos — es ist Clinton — zieht vor, sich lieber nicht zu tödten, welchen heroischen Entschluß nicht nur der angstvolle Buchau, sondern auch die von ihm herbeigerufene Assunta vollständig billigt. Im Schlußacte, der wieder auf Capri spielt, verzichtet Clinton endgültig nicht auf das Leben, wohl aber auf die Liebe, und die heirathsbedürftige Assunta wirft sich ihrem Bildhauer in die Arme.

In dieser banalen Herzensgeschichte eines charakterlosen Jämmerlings und einer unangenehmen Italienerin fehlt es aber doch nicht an

Digitized by Google

Lichtblicken, wo der Dichter der „Maler" unverkennbar ist. Der verkommene deutsche Maler, der als warnendes Exempel an der Seite seiner Frau, einer häßlich gewordenen Capriotin, wie ein Held aus Daudets „Femmes d'artiste" verkommt, dann sein Taugenichts von Neffe und vor Allem das deutsche Hochzeitsreisepärchen sind voll liebenswürdiger Laune erdacht und mit gut beobachteten Zügen ausgestattet. Da und dort fallen hübsche lyrische und satirische Bemerkungen über Italien und die Italienfahrer. Auch die Scenen in Pompeji schildern manche lustige Seite des Touristenlebens. Der Dialog ist lebendig, wenn auch weder witzig noch geistreich, und die Tiraden der schwächlichen Helden und der dämonischen Heldin fallen aus der gewohnten Theaterdialektik nicht heraus, sind ohne wahre Leidenschaft und wirkliche Naturlaute, aber gewandt und volltönig. Auch einige Geschmacklosigkeiten kommen vor, z. B. die Heimlichkeiten des jungen Ehemanns mit dem ihm gänzlich fremden Buchau, und realistische Verirrungen, wie der Custode von Pompeji, der die Besucher zur Schlußzeit hinausklingelt und dabei, ganz allein ein vollständiges Charakterdrama, ein Stückchen aus „Ernani" pfeift. Das Schlimmste ist jedenfalls die novellistische Anlage der Handlung und der Charaktere. Ist schon die gebildete Capresin ein Räthsel, so complicirt es sich, da sie im Nu als elegante Salondame erscheint, und wenn sie im fünften Act ohne jede Vorbereitung und Motivirung ein lammfrommes Ding wird, so verstehen wir sie schon gar nicht mehr.

Die Darstellung war schlecht. Frl. Meyer als italienische Furie, — wer mag wohl diese Rollenbesetzung auf dem Gewissen haben? Als hätte man nicht Frl. Barkani zur Hand, die allerdings nichts von der classischen Schönheit eines Capri-Mädchens, aber doch wenigstens so etwas wie Leidenschaft besitzt. Herr Ludwig stellte den sentimentalen Schwätzer Buchau noch jämmerlicher dar, Herr Krause machte aus dem alten Maler natürlich wieder einen knotigen Bruder Straubinger — „mir freut, daß ich dir sehe" — und Herr Berndal radebrechte den Clinton ins Unverständliche. Solche Dialekt-Rollen läßt man sich in Einactern oder als Episode, wie Riccaut de la Marliniere, gerne gefallen; drängen sie sich jedoch in den Vordergrund, so werden sie unausstehlich. Gutzkows Königslieutenant wird der französelnden Titelrolle wegen ein widerliches Stück, ganz abgesehen von dem naseweisen Goethe jun. Hier aber, wo deutsch, schwedisch, französisch, englisch und italienisch parlirt wird, soll Clinton, der die drolligsten Sprachfehler begeht, rührend, erschütternd, sogar verführerisch wirken. Man bleibt auch im Ungewissen, wo der Treffliche läppischer ist: ob als glücklicher Liebhaber der schönen Assunta oder als eifersüchtiger Bräutigam oder als polternder Duellant. Sein Ausländerthum hätte von Wilbrandt und seinem Interpreten nur leise markirt werden sollen, — etwa so wie es Dumas fils in der „Fremden" mit dem Amerikaner Clarkson gethan hat, der in der Duellscene bei aller Komik seines yankeehaften Behabens doch verflucht ernsthaft wirkt. Aber ich vergesse ja, daß Wilbrandts amerikanisches Duell nur ein kindisches Spiel, ein leerer Actschluß, eine spectakelnde Sensationsscene ist und nicht ernsthaft genommen werden kann. Sie wurde denn auch von unserem Publicum durchaus richtig aufgefaßt und ganz gehörig ausgelacht. Z.

Die akademische Kunstausstellung.

III.

In der Gattung des Costümbildes, das von Becker, Ehrentraut — dieser bietet neben zwei fleißigen Einzelfiguren in der Tracht des frühen siebzehnten Jahrhunderts eine bei größter Detaildurchbildung ungewöhnlich breit gemalte Gruppe: „Die Strategen" — und Erdmann nach gewohnter Weise vertreten wird, haben wir diesmal eine neue, hierorts ganz unbekannte Kraft zu signalisiren. Es ist der Münchener Simon Buchbinder mit einem Werke, vor dem das Gedränge an starken Besuchstagen die Passage sperrt.

Es darf uns nicht Wunder nehmen, denn die Einheit in der Erscheinung des Ganzen und die Vollendung jedes Einzeltheiles nöthigen selbst dem stofffüchtigsten Laien einen Ruf der Bewunderung ab. Vor einem prächtig geschnitzten Stuhl, dessen Masken und Grotesken mit der denkbarsten Detaillirung wiedergegeben sind, hockt ein junger Page, fast noch ein Knabe nach dem ungebändigten dichten Haar, die Augen fest auf eine „schwierige Stelle" in dem Notenbuch auf dem Stuhl geheftet. Eine schöne, kräftige Hand sucht auf den Saiten der Laute nach der richtigen Tonfolge. Ein simpler Vorwurf, aber gerade deshalb geduldig zu der Schilderung des reichen Raumes mit seinem Wandteppich, seiner Vertäfelung, den Prachtstoffen auf Tisch und Fußboden. Aber den Mittelpunkt, von dem das Auge nur vorübergehend zu der Umgebung abschweift, bildet das Gewand des Knaben mit den Schleifen und Senkeln, den Spitzen und den seidenen Strümpfen. Nur Ehrentraut zeigt uns gelegentlich etwas Aehnliches an präciser und doch nicht kleinlich-spitziger Durchführung. Buchbinders Debut bei uns ist so glänzend, wie vor zwei Jahren das des Claus Meyer. Hoffentlich haben wir es in ihm nicht mit einer Einseitigkeit zu thun, die im ersten Wurf ihr Bestes gibt.

Man sagt, die Jury sei diesmal bei der Zulassung von Porträts besonders strenge zu Gericht gesessen. Es scheint in der That, als sei hier mit Vorsicht das ganz Unbedeutende zurückgewiesen, denn keine andere Gattung zählt diesmal so viele ausgezeichnete Leistungen. Ein lebensgroßes Bildniß seiner Tochter von L. Alma-Tadema vermag zwar kein tieferes Interesse zu erwecken, beschäftigt aber das Auge durch die Costümirung in eine halbantike Tracht und das Interieur Louis XVI. mit seinen matten Farben. Die junge Dame trägt ein faltiges Gewand von unbestimmbarer Farbe, über das sich um den Hals eine ganz unregelmäßige Kette von breiten Muscheln legt; in der Hand hält sie eine Vase mit offenen Päonien, die sie eben aus dem Garten geholt zu haben scheint, welcher durch die offene Thür hereinschimmert. Crola's Porträt von P. Janssen, dem bekannten Historienmaler, der den Corneliussaal in der Nationalgalerie mit den Fresken aus der Prometheussage und den Erfurter Rathhaussaal mit Darstellungen aus der Geschichte der Stadt geschmückt hat, um nur an einige seiner Hauptwerke zu erinnern, gibt von dem kühnen, energischen Wesen des Mannes eine eindringliche Vorstellung. Er sitzt mit Pinsel und Palette auf einem Lehnstuhl, offenbar einen Moment von der Arbeit ausruhend, auf der sein forschendes Auge ruht. Weniger glücklich scheint uns Crola's Frauenbildniß trotz des feinen, anmuthigen Kopfes. Vielleicht liegt es nur an der unruhigen nicht gerade geschmackvollen Toilette — blauer Sammet mit weißen Spitzen — vielleicht auch an der gobelinartig zurechtgestimmten Landschaft im Hintergrund. Da geht Hellqvist in dem würdigen Bildniß vom Professor L. Thiersch ungleich kühner vor. In dem Garten, von dem sich seine sitzende Gestalt im beschatteten Vordergrund abhebt, liegt das Sonnenlicht voll auf dem grünen Rasen mit seinen Blumen. Auf der vorletzten Ausstellung hatte sich übrigens auch Crola das Problem einer Aufnahme im Freien mit Wahrung der vollsten Realität gestellt und glänzend gelöst. Von Fedor Enckes drei Portraits schlägt jedes nach seiner Art verschiedenen Ton an. Prinz Heinrich steht in großer Uniform, den Mantel um die Schultern, in blühender Jugend da, den festen Blick in die Ferne gerichtet; Robert Hausmann, der Cellist, sitzt in seinem Zimmer mit seinem Instrument vor dem Notenpult; seine Rechte blättert in den Noten, über die sein prüfendes Auge gleitet, als ob er aus einem Lieblingsmeister ein Stück zu stiller Erbauung auswählte. Es ist fast mehr ein Genrebild als ein Portrait. Das dritte stellt eine Dame entre deux âges dar, eine schlichte, liebenswürdige Erscheinung, die doch einen Zug im Gesicht trägt, als lebte in ihr das Bewußtsein einer großen Lebensfreude. So könnte die Mutter eines bedeutenden Künstlers aussehen. Von Conrad Fehr, einem der Münchener, die sich hier schnell einen angesehenen Namen gemacht, sind zwei Bildnisse eines hohen Regierungsbeamten in ganz verschiedenen Auffassungen ausgestellt. Einmal in Oel als Kniebild mit einem Actenstück in den Händen und aufmerksam zuhörendem Gesicht, hinter dem es sich zu einer Entgegnung sammelt; dann noch der Kopf allein in einem farbenkräftigen Pastell, entgegengesetzt dem Repräsentationsbilde schlichter und intim; beide gleich energisch belebt und von sprechender Aehnlichkeit. Graf Harrach feiert mit seinen beiden Frauenportraits große Triumphe. Auf dem einen, das eine Dame mit ihrem Kinde in vornehmem Interieur darstellt, ist zwar die Farbe nicht durchaus harmonisch. Es erfordert einen ziemlichen Abstand, um die dunkle Gestalt der Dame, die sich von dem Hintergrund einer gelben Seidentapete abhebt, aus ihrer scharfen Umgebung zu lösen, und auch der bunte Strauß auf dem Boulemöbel neben ihr zieht mehr als nöthig die Augen an. Aber wie erstaunlich wahr sind alle Details! Das weiche Spitzentuch um die Schultern dürfte an stofflicher Wirkung schwer zu erreichen sein. Dabei tritt das Wesen der Dargestellten in dem Gesicht zur Erscheinung, als hätte ihr der Künstler bis auf den letzten Grund geschaut. Das andre Portrait ist weit einfacher und sieht von einer auffallenden Toilette wie von einer Schilderung der Umgebung ab, doch wirkt es dadurch fast noch nach-

Digitized by Google

drücklicher, indem der Eindruck der Persönlichkeit durch kein Beiwerk beeinträchtigt wird. Malerisch steht es auf der Höhe des ersten.

Das Kinderportrait von Paul Hoecker enthüllt uns eine neue Seite des vielgestaltigen Künstlers. Wie in einem Momentbild ohne Pose und absichtliche Zurechtrückung erscheinen uns die beiden hübschen Mädchen, die vom Ballspiel am Boden aufsehen, als wäre gerade jemand in ihre Nähe getreten, dessen Anwesenheit sie bemerken, ohne sich stören zu lassen. Nichts ist ungezwungener als ihre Haltung und der verschiedene Ausdruck ihrer Gesichter, ruhig beobachtend bei der einen, den Schelm im Nacken bei der andern. Einen verwandten naturfrischen Zug weist Leopold Graf Kalckreuths Bildniß eines jungen Grafen Eulenburg auf. Der drei- oder vierjährige Knabe sitzt auf seinem großen Pony, das vor einem grünen Gebüsch mit ihm Halt gemacht. Er scheint vorausgeritten, denn er sieht mit leicht zwinkernden Augen zurück. Das alles annähernd lebensgroß in reichlich bemessenem Raum zu malen, mag für den Durchschnitt zu viel sein, aber bei der ungeschminkten Wahrheit, die bei einem Münchener doppelt auffällt, bedarf das Format keiner Entschuldigung.

Da ist der blasse, abgestimmte F. A. Kaulbach von anderm Schlage. Sein lebensgroßes Damenbildniß fällt schon durch die Toilette, neben denen auf den Bildern von Kiesel fast die einzige reiche und doch ganz geschmackvolle auf der Ausstellung, aus dem Rahmen des Durchschnittes heraus. Ein ärmelloses wasserblaues Atlaskleid mit langer schön geordneter Schleppe, vorn offen, fällt ohne jeglichen Besatz über ein Untergewand mit mächtigen Spitzen; ein Spitzentuch ist um die Schultern drapirt, und an schlichtem Bande hängt um den Hals eine einzige große Perle. Wer für die künstlerische Wirkung einer einheitlichen modernen Toilette empfänglich ist, muß von dem sicheren Geschmack frappirt sein, der dies Raffinement zusammengestimmt hat. Sehr reizvoll in der Gruppirung, aber flach und blaß ist Kaulbachs Kinderportrait. Ferdinand Keller geht in dem lebensgroßen Bildniß der Erbgroßherzogin von Oldenburg mit ihrer kleinen Tochter neben sich noch über die prägnante Wirkung seiner Dame in Schwarz auf der letzten Ausstellung hinaus. Diesmal hat er Blau als Grundton gewählt und in allen denkbaren Variationen zusammengestimmt. Wir sind lange keiner so virtuosen Leistung begegnet. An Harrach, Kaulbach und Keller schließt sich als Maler der höchsten Eleganz Conrad Kiesel mit einem Damenportrait, dem man bei der großen Abgestimmtheit gar nicht zutraut, daß es ein bestimmtes Wesen darstellen soll und nicht eine Dame der großen Welt als Typus. Ein vorzüglich lebendiges Bildniß eines jungen Mannes, dessen Gesicht wie von dem Reflex eines Spiegels erleuchtet wird, bringt Leo Lerch (München). Paulsens Repräsentationsbild des Großherzogs Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin ist eine sehr respectable Leistung. Auffallend objectiv hat sich Joseph Scheurenberg in seinem Selbstportrait gesehen. Richard Scholz macht mit seinem etwas blauen aber ungemein kräftigen Vollbild eines Knaben weniger Glück als mit dem liebenswürdigen Brustbild eines kleinen Burschen, der über seine aufgelegten Arme nach irgend einer Erscheinung späht, die ihn interessirt. Die Modellirung des frischen vollen Gesichts, des zarten Halses, der Arme und Hände ist so ungewöhnlich gut wie die Wiedergabe des Flachshaares, das in dichter Schichtung das Haupt bedeckt. Karl Stauffer, der, wie es heißt, an der Ausführung größerer Compositionen arbeitet, stellt einige sehr tüchtige Porträts aus, die aber über den so plötzlich zu wohlverdientem Ruf gekommenen jungen Künstler nichts Neues aussagen.

Schneller als seine Collegen scheint sich der Landschaftsmaler zu specialisiren. „Ein Douzette", „ein Achenbach" ruft das Ausstellungspublicum schon von weitem, erfreut, einen alten Bekannten wiederzusehen. Wir müssen uns bei der ungemessenen Production an dieser Stelle darauf zu beschränken suchen, nur das Neue oder ganz ungewöhnlich Bedeutende zu erwähnen. Es könnte ja doch sonst in den meisten Fällen nur heißen: Prof. X. hat wieder eine Haide, Prof. Y. einen Wasserfall, Prof. Z. eine Alpenlandschaft gemalt, was eigentlich lauter überflüssige Bemerkungen sind, da kein Mensch von ihnen etwas andres erwartet.

Ein Feld, das man im Interesse der Landanschaulichkeit unserer Kunst ausgiebiger angebaut sehen möchte, die Schilderung Berlins, dessen eigenartige Schönheit in alten und neuen Stadttheilen den Bewohnern nur erst schwach ins Bewußtsein gekommen ist, hat sich Paul Andorff ausgewählt. Wenn er für seine liebevoll studirten Bilder ein größeres Format gewählt hätte, würde er längst dem Publicum eine ganz bekannte Erscheinung sein. Sein „Abbruch" und „an der Schleuse" legen von einer beständig wachsenden Kraft Zeugniß ab. Julie Amberg hat mit ihrem „Herbsttag in Misdroy" ein Landschaftsbild von seltener Inhaltsfülle bei äußerster Einfachheit geschaffen; den sandigen Hügel im Vordergrund, von dem aus das moorige Thal mit schleichendem Wasser und die dunklen jenseitigen Waldrücken überblickt werden, kommen Bäuerinnen mit ihrer Last von Kartoffeln herauf, der Sandfrucht, die von der Gegend nicht mehr zu trennen. Die Vorderste hat ihre Körbe abgesetzt und den Schuh ausgezogen, um ihn vom Sande zu befreien. Um sie her sprießen die mageren Kräuter auf, zwischen denen breite Sandflächen sich erstrecken. Wie ungesucht kommt der Charakter der Gegend in der Thätigkeit der Frauen zum Ausdruck! Die Composition wäre als bloßer Gedanke eine Schöpfung. Um so erfreulicher, daß die kecke frische Ausführung auf der Höhe der Conception steht. Bennewitz von Loefen jun. hat sich mit seinem Glockengehäuse auf dem Markusthurm zu Venedig, durch dessen offene Schallöcher ein duftiges Stück Stadt und Meer sichtbar wird, in die Reihe Derer gestellt, auf die man große Hoffnungen setzt. An eine berühmte Composition des Japaners Hokusai erinnert Herman Eschkes „Hohe See bei Worms Head, South Wales". Es ist das Motiv eines gewaltigen Wellenberges, durch dessen Thal in ruhiger Festigkeit ein ferner Fels erscheint. Derselbe Gegensatz wirkt so mächtig wie bei Hokusais Welle, über deren Senken sich in der Ferne das majestätische Haupt des Fujiyama erhebt. Unter den Landschaften mit Thierstaffage von Friese ragen besonders die Elche in ostpreußischem Forst hervor. Der Abend am Nil von W. Gentz zeigt den Künstler von seiner stärksten Seite. Graf Harrachs Uebergang über eine alte Lawine gehört an Schärfe der Beobachtung zu dem Ueberzeugendsten, was uns die moderne Landschaft bietet. Ein Resultat des Wetteifers wie das „Sauve qui peut", ein Rudel fliehendes Schwarzwild in weiter herrlicher Winterlandschaft von Ahrendts und Hoffmann von Fallersleben kann man sich gefallen lassen.

Unter den jüngeren Berliner Landschaftern steht Erich Kubierschky ganz für sich. Er neigt zu einer zarten, man wäre versucht zu sagen weiblichen Auffassung der Natur, wenn nicht jeder Anhauch weichlicher Sentimentalität fehlte. Auf den ersten Blick sagen seine Bilder nicht viel, wenn sie auch durch Wahrheit des Tones und sichere Haltung vortheilhaft aus ihrer Umgebung herausfallen. Aber so wie man näher auf ihren Inhalt eingeht, läßt er nicht sobald wieder los. Ein großer Vorzug und wohl auch eine Quelle ihrer Kraft liegt in dem engen Anschluß des Künstlers an die nähere Heimat. Sein „Regentag", ein Blick über ein Stück Seebucht oder ruhigen Fluß mit blühenden Wasserrosen, über Wiesen und durch couliffenartig vorgeschobene Baumgruppen zum fernen Horizonte unter aufhellendem Himmel läßt bedauern, daß der begabte Künstler sich nicht noch ausschließlicher auf das Gebiet wirft, das den Wurzeln seiner Kraft die reichste Nahrung bietet. Friedrich Kallmorgen in Karlsruhe hat uns noch kein so bedeutendes Bild geschickt wie sein „Ostermontag", Dorfmusikanten auf dem zwischen blühenden Bäumen an silbernem lichten Tage. Vielleicht ist es der Einfluß Schönlebers, der ihn so mächtig gefördert hat. Dieser selbst stellt außer dem länger bekannten poetischen „Frühjahr in Schwaben" eine hochdramatische Landschaft aus: Hochwasser am Neckar, das seine schlammigen Fluthen durch den Bogen einer alten Brücke wälzt. Bewohner des Städtchens, das sich mit hohen Giebeldächern aufthürmt, sind geschäftig, aus den Fluthen die weggeschwemmten Gegenstände zu bergen. Der Abend in Dortrecht desselben Künstlers trägt in seinem goldigen Ton, der alle Localfarben aufzehrt, den Charakter eines Cuyp. Heinrich Lessings allerliebstes Straßenbild aus der fränkischen Schweiz wurde bei einer früheren Gelegenheit bereits erwähnt. Conrad Lessing hat sich in seiner Harzlandschaft wieder eine jener einsamen Felsöden ausgesucht, die für das Zigeunertreiben, das er hineindichtet, den angemessensten Hintergrund bildet. Es ist schon spät, tiefe Schatten lagern über dem Thal, wie aus dunklen Fluthen ragt einsam aus ihnen ein Felskegel empor, von dessen gewaltigen Steinquadern sich der goldige Sonnenschein noch nicht getrennt hat. Carl Ludwig, H. Gude, Bracht, Müller-Kurzwelly sind durch charakteristische, aber über das einem jeden eigenen Gebiet nicht hinausgehenden Leistungen vertreten. Dasselbe gilt von C. Rahtjen, der sich immer mehr in die Erscheinungen der Dämmerung vertieft. A. L.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"

Am Carlsbad 12.

Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c. Abbonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Verlag von **Friedrich Vieweg & Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)
Soeben erschien:

Vorträge und Reden
von **Hermann v. Helmholtz.**
Zugleich dritte Auflage d. „Populären wissenschaftlichen Vorträge" des Verfassers.
Zwei Bände. Mit in den Text eingedruckten Holzstichen.
gr. 8. geh. **Preis 12 Mark.**

Bei **Th. Grieben's Verlag** (L. Fernau) in **Leipzig** ist erschienen:

Das Kind
in Brauch und Sitte der Völker.
Anthropologische Studien
von Dr. med. **H. Ploss.**
Zweite stark vermehrte Auflage.
2 Bände. Preis 12 Mark, eleg. gebd. 15 Mark.

Verlag von **Friedrich Vieweg & Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)
Soeben erschien:

Die Reform der Oper durch Gluck
und R. Wagner's Kunstwerk der Zukunft
von **C. H. Bitter,**
Königlich Preussischem Staatsminister.
gr. 8. geh. **Preis 10 Mark.**

Für Schriftsteller!
Wir suchen eine bisher noch nicht gedruckte spannende Erzählung, die in edlem Style gedrängt geschrieben ist und einen **Hauswirthschaftlichen** Hintergrund hat. Offerten nebst Honorarforderung zu richten an die Wochenschrift **„Für's Haus"** in **Dresden.**

Für Roman-Schriftsteller.
Gute Romane dramatisirt ei. Theater-Schriftsteller. Bei Bühn.-Erfolg Tantième z. Hälfte. Adr. sub **„Theater"** an d. **Annonc.-Exped.** von **Haasenstein & Vogler** in **Hamburg** erbeten.

Gelesenste Zeitung Deutschlands.

Berliner Tageblatt.

Im täglichen Feuilleton finden **Theater, Kunst, Litteratur** und **Wissenschaft** sorgfältige Beachtung; ferner bringt dasselbe die Romane unserer ersten Autoren, im nächsten Quartal erscheint der

neueste Roman von Hans Hopfen
unter dem Titel: **„Zum Guten".**

Der Abonnementspreis auf das **„Berliner Tageblatt"** nebst *„ULK"*, **„Deutsche Lesehalle"**, „Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau** und **Hauswirthschaft"** und **„Industrieller Wegweiser"** beträgt nur **5 Mk. 25 Pf.** pro Quartal bei allen Reichs-Postanstalten.
Probe-Nummern gratis und franco.

Eine renommirte Verlagsbuchhandlung **sucht gute Novellen, Romane und wissenschaftliche Werke** (Medicin, Naturwissenschaften, Technologie, Nationalökonomie) unter **vortheilhaften Bedingungen** zu erwerben.
Offerten sub **T. G.** durch die Expedition der „Gegenwart" erbeten.

Verlag der **J. G. COTTA'schen** Buchhandlung in **Stuttgart.**

Die deutsche Arbeit.
Von **W. H. Riehl.**
Dritte, mit vielen Zusätzen vermehrte Auflage.
X u. 297 Seiten. *M.* 5.—

Kaiser Maximilian I.
Auf urkundlicher Grundlage dargestellt von
Dr. Heinrich Ulmann.
Erster Band.
8°. XVIII u. 870 Seiten. *M.* 14.—

Schilderung des Strafverfahrens (Flagellantismus) in einem süddeutschen Zuchthause vor 1848.
Leuchen im Zuchthause.
Ein Beitrag zur Sittengeschichte.
Von
W. Reinhard.
2. umgearb. Aufl. 1884. *M.* 6.—
S. Glogau. Leipzig.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Gerettet.
Schauspiel in 4 Akten
von
Friedr. Spielhagen.
brosch. *M.* 3.—, eleg. geb. *M.* 4.—
Verlag von **L. Staackmann** in **Leipzig.**

Edmondo de Amicis,
Konstantinopel.
Deutsch von **A. Burchard.**
2. Ausgabe.
1884. Preis 5 *M.* brosch., 6 *M.* in Bädekerbd., ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen, auch direkt zu beziehen.
„Das Werk ist zu den glänzendsten literarischen Erscheinungen unserer Zeit zu zählen."
„Staatsbürgerzeitung".
Orientreisenden von allerhöchstem Werth.
Rostock. **Wilh. Werthers** Verlag.

Soeben erscheint:
Die Aristokratie des Geistes
als Lösung der socialen Frage.
Ein Grundriss
der natürlichen und der vernünftigen
Zuchtwahl in der Menschheit.
gr. 8. eleg. broch. *M.* 3.—
Leipzig. Verlag von **Wilhelm Friedrich.**

Redaction und Expedition, Berlin W., Am Carlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 40. Berlin, den 4. October 1884. Band XXVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Ein Rückblick auf die Drei-Kaiser-Begegnung. Von Deputatus. — **Literatur und Kunst:** Erinnerungen an eine edle Frau. Von Conrad Ferdinand Meyer. — Zur Geschichte des Pessimismus. Von Eduard von Hartmann. — Der Dichter des Centrums (Friedrich Wilhelm Weber). Von Theophil Zolling. — Aus meinem Goldkästchen. Mittheilungen von Spiridion Gopčević. — **Feuilleton:** Der Tubus. Von Enrico Castelnuovo. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Gerettet. Schauspiel von Friedrich Spielhagen. Von Z. — Der Raub der Sabinerinnen. Schwank von Franz und Paul von Schönthan. Von O. B. — Opern und Concerte. Von H. Ehrlich. — Inserate.

Ein Rückblick auf die Drei-Kaiser-Begegnung.

Von Deputatus.

Die Zusammenkunft der drei Kaiser Europas auf dem polnischen Schloß zu Skierniewice wird sicherlich als das bedeutsamste und hervorragendste politische Ereigniß in der Chronik des Jahres 1884 für alle Zeiten vermerkt bleiben, denn der bereits verstrichene größte Theil des gegenwärtigen Jahres hat keine politische Begebenheit von nur annähernder Tragweite aufzuweisen, während der noch überbleibende Rest desselben wohl schwerlich in dieser Hinsicht noch etwas ändern wird.

Es darf aber hier von vornherein auf die Thatsache hingewiesen werden, daß man in der gesammten gebildeten Welt über die große Wichtigkeit dieses Ereignisses sofort und ohne vieles Hin- und Herreden einig geworden ist und die öffentliche Meinung, die Tagespresse, Politiker, Publicisten und selbst die Gelehrten erklärten uns unumwunden, daß man es hier mit einer historischen Begebenheit von eminenter Bedeutung zu thun habe. Zwar wurde gleich beim Bekanntwerden der beschlossenen Thatsache von mancher Seite der Versuch gemacht, die Zusammenkunft der drei mächtigsten Herrscher Europas auf das Niveau einer Etiquettenangelegenheit, eines Actes der Courtoisie, in der Form einer nothwendigen Erwiderung eines vorher gemachten Besuches, herunterzudrücken, — ein Versuch, welcher Angesichts der nicht unbedeutenden Beunruhigung, die sich im ersten Augenblick ob dieses Ereignisses beim Publicum nur zu sehr bemerkbar machte, nicht ganz ungerechtfertigt erscheinen mochte. Aber schon am folgenden Tage wollte kein Mensch mehr von dieser Interpretation des Ereignisses etwas wissen, und dieselbe erschien denn auch um so weniger angebracht, als sich mittlerweile jene bemerkbar gewordene Beunruhigung ziemlich gelegt zu haben schien. Man gewann alsdann jene feste Ueberzeugung von dem ganzen Ernst der Sachlage, welche nunmehr bis auf den heutigen Tag vorherrschend ist, und welche, wie gesagt, auch für alle Zeiten bewahrt bleiben wird.

Die naturgemäße Folge war nun, daß sich sofort alle berufenen und unberufenen Leute — vornehmlich aber die letzteren — auf politische Combinationen warfen und Muthmaßungen über Zweck, Inhalt und Wesen des Ereignisses aufstellten, — und da bin ich meinerseits an einen Punkt angelangt, den zu berühren nicht die Aufgabe der gegenwärtigen Betrachtungen sein sollte. Es sollen die verschiedenen Combinationen, welche anläßlich der Drei-Kaiser-Zusammenkunft vernehmbar wurden und noch immer die öffentliche Meinung lebhaft beschäftigen, hier nicht noch einmal aufgezählt werden, da dieselben hinreichend bekannt sind und mich von der ursprünglichen Absicht, eine allgemeine Uebersicht über das ganze Ereigniß zusammenzustellen, nur zu leicht abseits führen dürften. Aber Eines muß doch hervorgehoben werden, — daß auch hier wieder einmal beobachtet werden konnte, wie man, trotz der mahnenden Lebensregel, noch immer geneigt ist, in die Ferne zu schweifen und nicht dasjenige zu sehen, was so nahe liegt. Welche weitgehende Gedanken sind bei jenen Combinationen nicht zum Ausdruck gelangt! Man sprach und spricht noch heute von Coalition der continentalen Mächte gegen England, von einem engen Anschluß Frankreichs an die drei Kaisermächte Europas, von großen politischen Plänen aller Art, sogar Aegypten wurde in das Bereich der Drei-Kaiser-Zusammenkunft — und keineswegs in letzter Reihe — gezogen. Es mag ja mit allen diesen Dingen, wenn auch nicht ganz, so doch theilweise seine Richtigkeit haben, — wenigstens ist der überaus wichtige Umstand, daß neuerdings die Regierungen Deutschlands, Rußlands, Oesterreichs und Frankreichs gemeinschaftlich gegen die eigenmächtige — und man darf wohl sagen, beispiellos dastehende — Abänderung des ägyptischen Liquidationsgesetzes vorgegangen sind, ein beredtes Zeugniß hierfür. Man hat aber dabei den vollen Umfang der großen Bedeutung übersehen, welche die Drei-Kaiserzusammenkunft für die an derselben nächstbetheiligten Staaten haben mußte, wobei in erster Reihe die Bedeutung dieser Kaiserbegegnung für Rußland selbst ins Auge gefaßt zu werden verdient.

Indessen bevor wir auf diesen interessanten Punkt der wichtigen Materie näher eingehen, muß noch besonders darauf hingewiesen werden, daß es nicht angebracht wäre, auch die kleinste Betrachtung über die Monarchen-Zusammenkunft in Skierniewice anzustellen, bevor man sich über den directen Zusammenhang derselben mit einem kurz zuvor stattgehabten ähnlichen, wenn auch minder geräuschvoll sich vollzogenen Ereignisse völlig klar geworden. Wir meinen den fünftägigen Besuch des österreichischen Ministers des Aeußern, Grafen Kalnoky, beim deutschen Reichskanzler, Fürsten Bismarck in Varzin, und daß diesem Besuch die Drei-Kaiser-Zusammenkunft sich fast unmittelbar anschloß. Dieser Besuch in Varzin darf mit Recht als eine der Begegnung der drei Monarchen vorangegangene Berathung ihrer drei Kanzler betrachtet werden, denn thatsächlich war es außer dem Fürsten Bismarck und Grafen Kalnoky, auch der russische Minister des Aeußern, Herr von Giers, welcher in Varzin mitberathen hat. War auch Herr von Giers in Varzin nicht persönlich anwesend, so hat er darum keinen minder lebhafteren Antheil an den Berathungen seiner Collegen genommen, als diese selbst, nur daß hier der electrische Draht die Rolle der mündlichen Auseinandersetzung zu vertreten hatte. Es mag dies ja manche

Digitized by Google

Unbequemlichkeiten und Verzögerungen mit sich gebracht, und mag auch als unmittelbare Ursache gedient haben, daß sich der diplomatische Besuch in Varzin etwas in die Länge gezogen hatte; man ist dadurch nicht minder berechtigt zu der Annahme, daß in Varzin eine gründliche Verständigung zwischen den drei erwähnten Staatsmännern angebahnt worden war. Die kurz darauf folgende Drei-Kaiser-Zusammenkunft erhält dadurch einen sehr ernsten und streng markirten Hintergrund und das richtige Gesammtergebniß erscheint dann vor unseren Augen als ein großartiges Ganzes.

Wir haben schon erwähnt, daß die Muthmaßungen, welche von den Politikern und Publicisten aller Herren Länder über die in Skierniewice angeblich getroffenen Abmachungen gefällt wurden, so mannigfaltig seien, daß die bloße Aufzählung aller jener Muthmaßungen ermüden würde. Zu verwundern ist dies freilich nicht. Selten hatte die europäische Politik so viele „brennende" Fragen aufzuweisen, wie gerade in der jetzigen Zeit, selten befanden sich so viele Angelegenheiten — um im Kanzleistyl zu sprechen — in der Schwebe, so viele Interessen in Collisionsgefahren. Die Drei-Kaiser-Zusammenkunft kam daher zur rechten Zeit, um nach den verschiedensten Richtungen hin gedeutet zu werden. Indessen darf hier eine Version, welche von vielen Seiten in einem gewissen überzeugenden Ton vorgebracht worden war, und noch heute als eine der „vornehmsten" Muthmaßungen hingestellt wird, nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Wir meinen die von vielen ernsten Politikern getheilte Anschauung, daß Polen einen Hauptgegenstand der zu Skierniewice gepflogenen Berathungen abgegeben habe. Der Gedanke ist allerdings sehr naheliegend. Der Umstand, daß die Monarchenzusammenkunft auf einem alten polnischen Schlosse und so gewissermaßen auf historischem polnischen Terrain stattgefunden hat und daß das polnische Regime in Oesterreich gerade in der letzten Zeit immer mehr und mehr in den Vordergrund getreten ist, sowie viele andere ähnliche Umstände sprechen sehr dafür, daß das ehemalige Polen und dessen jetzige Bewohner die Aufmerksamkeit der berathenden Staatsmänner auf sich gezogen haben. Es ist aber zweifellos, daß, wenn irgend ein bindender Beschluß in dieser Beziehung seitens der Kaisermächte gefaßt worden war, derselbe nur zur Klärung der einschlägigen Verhältnisse und mithin zur erwünschten Beruhigung der Gemüther führen dürfte. Wenn diese heikle Materie, als welche man die sogenannte Polenfrage bezeichnen darf, thatsächlich in Skierniewice behandelt worden war, so ist dies unter allen Umständen immerhin erfreulicher, als dasjenige Stadium, in welches diese Verhältnisse in jüngster Zeit in Oesterreich getreten sind.

Man mag aber die Drei-Kaiser-Zusammenkunft deuten, wie man will, die Wichtigkeit, welche dieselbe hauptsächlich bietet, concentrirt sie dennoch zunächst auf die vitalsten Interessen derjenigen Nationen, deren Herrscher an der Zusammenkunft theilgenommen haben. Es ist schon Eingangs erwähnt worden, daß diese Kaiser-Zusammenkunft eine große Wichtigkeit namentlich für das russische Reich in sich birgt, und wir wollen nun diesen Gedanken etwas näher auseinandersetzen.

Unter den zahlreichen Betrachtungen, — gleichviel, ob günstig oder ungünstig gesinnten, — welchen in den letzten drei Jahren die gegenwärtige russische Regierung seitens des gesammten Europas unterzogen worden war, blickte stets ein Vorwurf hervor, welcher, wie gesagt, bei Freund und Feind ungetheilte Berechtigung zu finden schien. Es war dies der Vorwurf der Abgeschlossenheit, welcher allerseits dem jetzigen Rußland gemacht wurde, und zwar nicht nur auf dem Gebiete seiner äußeren Politik allein, sondern auch hinsichtlich seines inneren Staatslebens und der gesellschaftlichen Entwickelung. Die erste Begründung für diese Erscheinung wollte man bereits in jener Zeit gefunden haben, als der gegenwärtige russische Kaiser noch Thronerbe war und im gesammten Auslande im Rufe eines entschiedenen Anhängers der nationalrussischen Richtung stand. Wie wohl gegen eine solche Richtung an und für sich nichts einzuwenden wäre, glaubte man doch, seit der Thronbesteigung Kaisers Alexander III., ein allzu weites Entfernen des modernen russischen Reiches von den Bahnen der west-europäischen Cultur befürchten zu müssen. Wir sagen zu befürchten, weil nun einmal das westliche Europa, — ob mit Recht oder Unrecht, dies mag dahingestellt bleiben, — kein Vertrauen fassen kann zu einem Staate, der seine eigenen Wege wandeln will und die moderne Cultur des alten Europas gewissermassen über die Schulter ansehen möchte. Eine solche Befürchtung, oder sagen wir besser, dieser Mangel an Vertrauen hinsichtlich der gegenwärtigen russischen Regierung und der inneren Verhältnisse des russischen Reiches, trat namentlich seitens der finanziellen Kreise Deutschlands unverkennbar zu Tage, und man hörte ja oft genug in diesen Kreisen sowohl, als auch in der übrigen gebildeten Gesellschaft, und theilweise auch in der Tagespresse, den Wunsch aussprechen, Rußland möge sich dem Westen Europas nicht gar zu sehr entfremden und nicht in der Abgeschlossenheit leben, wie dies thatsächlich eine Zeit lang den Anschein hatte. Es wurde dabei die allgemeine Vermuthung ausgesprochen, — und keineswegs mit Unrecht, — daß erst wenn auch die auswärtige Politik Rußlands sich dem übrigen Europa enger anschlösse, erst wenn der Hof und die Hofkreise Rußlands mit den west-europäischen Herrscherhausern in nähere Fühlung und persönliche Beziehungen treten würden, dann auch die inneren Verhältnisse und das gesellschaftliche Leben des russischen Reiches in einem für das Ausland günstigeren und mehr vertrauenserweckenden Lichte erscheinen durften. Man hat sich in Deutschland allmählig so sehr daran gewöhnt, die äußere und die innere Politik eines Staates als ein zusammenhängendes Ganzes zu betrachten, daß der hier auseinandergesetzte Ideengang ganz naturgemäß erscheinen wird.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, erscheint uns die Drei-Kaiser-Zusammenkunft in einem für Rußland sehr günstigen Lichte. Eine derartige Annäherung des gesammten russischen Hofes und der höheren Regierungskreise an die höchsten Kreisen der beiden übrigen europäischen Kaiserreiche, wie sie sich uns in der Begegnung zu Skierniewice bietet, steht thatsächlich in der neueren Zeit selten da, und darf selbst den ausgesuchtesten Wünschen in dieser Beziehung genügen. Es ist für Rußland von großer Wichtigkeit, daß nunmehr nicht gesagt werden wird, sein Herrscher und dessen Regierung lebe, wenn auch in friedlichen Beziehungen zu dem Auslande, aber in völliger Abgeschlossenheit von diesem letztern, sowie andererseits die öffentliche Meinung in Deutschland und Oesterreich nunmehr mit größerer Beruhigung dem ferneren Gang der Dinge in Rußland entgegensehen kann. Ob das Ausland im Rechte war, als es eine derartige Annäherung des russischen Reiches so sehnlichst herbeiwünschte, und ob es richtig geurtheilt hatte, als es von einer derartigen Wendung in der auswärtigen Politik auf eine anderweitige Wendung auch in den inneren Verhältnissen schließen zu dürfen glaubte, — dies wird sich ja über kurz oder lang zeigen müssen. Fast möchten wir uns aber der Ansicht anschließen, daß nach dem hier in Rede stehenden Ereignisse eine Besserung auch der inneren Verhältnisse Rußlands zu erwarten steht. Jedenfalls hat aber Rußland einen allgemein gehegten Wunsch des Auslandes erfüllt, indem es sich in der eclatantesten Weise dem westlichen Europa genähert, und es ist daher den Interessen des russischen Reiches mit dieser Monarchen- und Ministerzusammenkunft sehr gedient worden. An dieser Thatsache ändert auch nichts der Umstand, daß man noch bis heute im Unklaren darüber ist, von welcher Seite aus die erste Anregung zu dieser Zusammenkunft gegeben worden sei. Mag man die ursprüngliche Initiative hierfür, wie es die Einen thun, dem Fürsten Bismarck, oder, wie es die Ansicht der Anderen ist, dem Herrn v. Giers zuschreiben, — der für das russische Reich in dem ganzen Ereigniß enthaltene Dienst bleibt derselbe.

So giebt denn die Drei-Kaiser-Begegnung zu Skierniewice manche Aussicht auf eine bessere Zukunft, sei es in dieser oder jener Art. Man mag dieses denkwürdige Ereigniß beurtheilen, von welchem Gesichtspunkt immer, — und wir haben in unseren gegenwärtigen Betrachtungen nur die hauptsächlichsten unter allen Gesichtspunkten ins Auge gefaßt, — die Annahme erscheint aber in jedem Falle gerechtfertigt, daß die Völker Europas, vor Allem die drei Kaiserreiche, nicht ohne einen gewissen Grad von Befriedigung auf diese Zusammenkunft zurückblicken dürfen. Zwar wird andererseits nicht mit Unrecht

Digitized by Google

betont, daß der äußere Friede auch ohnehin in der letzten Zeit von keiner Seite ernstlich bedroht wurde, das Gefühl der Sicherheit wurde jedoch nicht in dem Maße empfunden wie jetzt. Außerdem aber ist die Aussicht vorhanden, daß nach der hergestellten Eintracht der drei Kaiserreiche es gelingen wird, ohne den Frieden zu stören, Erfolge für die continentalen Staaten Europas zu erzielen, an die man bisher nicht hat denken dürfen. Die Stellung, welche von jetzt ab die Regierungen dieser Staaten gegenüber England einnehmen werden, verdient daher die vollste Aufmerksamkeit.

Literatur und Kunst.

Erinnerungen an eine edle Frau.

Von Conrad Ferdinand Meyer.

Das Jugendbildniß eines bedeutenden Menschen hat immer eine Anziehungskraft. Wir ergötzen uns, aus den kindlichen Zügen das endgültige Gesicht zu entwickeln und dieses hinwiederum auf seine weichen Anfänge zurückzuführen. Die fromme Züricherin Mathilde Escher, die treue Freundin meiner Mutter, liebte es nicht, jaes widerstrebte ihr, sich abbilden zu lassen. Aber wäre ihr ein verlegtes Jugendbildchen zufällig wieder vor die Augen gekommen, würde sie es doch wohl einen Augenblick betrachtet und dazu gelächelt haben.

Geboren den 26. August 1808, beging sie, wie sie sich im Scherze zu rühmen pflegte, schon in den ersten Wochen ihres Daseins eine Gewaltthat. Sie verdrängte einen heiligen oder profanen Namen aus dem Züricher Kalender. Seltsamer Weise fehlte darin der Name Mathilde, welcher doch derjenige zweier Heiligen ist, nicht zu reden von der berühmten Burgfrau auf Canossa. Ihr Vater besuchte den Züricher Kalendermacher und der nächste Jahrgang brachte den neuen Namen unter dem 26. August. So ist es gekommen, daß Mathilde Escher ihr Geburts- und ihr Namensfest an demselben Tage feierte.

Ihr Vater, Hans Caspar Escher, war ein genialer, unternehmender, feuriger Schweizer, welcher neben einer großen kaufmännischen und technischen Begabung auch viel Kunstsinn, besonders ein ausgebildetes Gefühl für Architektur besaß und, im Winter in seiner Wohnung zum Felsenhof in Zürich, im Sommer auf seinem am Seeufer gelegenen Landsitze, der schönen Schipf, eine weite Gastfreundschaft übte.

Es ist eine Tradition der „Schipf", daß zu Ende des letzten Jahrhunderts der fast fünfzigjährige Goethe ihr Gast gewesen sei. Den Saal des obern Hauses betretend und einen weiten Raum mit einer Orgel erblickend, habe er nach dem Ausrufe: „Hier muß man tanzen!" den ganzen Saal wie ein reigenführender Apollo im Tanzschritte durchmessen.

Ein anderes Goethe-Geschichtchen will ich doch auch hier verzeichnen, obwohl es die deutschen Freunde, denen ich es erzählte, nicht sonderlich angesprochen hat; immerhin, so unbedeutend es sein mag, ist es ein authentisches Goethe-Geschichtchen. Der greise Herr Escher selber hat es mir mit einem gewissen Behagen erzählt, und ich gebe es mit seinen eigenen, mir vollkommen erinnerlichen Worten wieder. Goethe sei mit Escher und zwei jungen Leuten, Deutschen von Adel, wie dieser meinte, von Zürich auf die mehr als zwei Stunden entfernte Albishöhe gewandert. Der eine der Jünglinge, den er mit dem Fernrohre betraut, habe es im Albiswirthshause liegen lassen und Goethe dann erst wieder vor den Thoren der Stadt danach gefragt, um den Lässigen ohne Weiteres auf den Berg zurückzuschicken. „Es liegt auf dem Tischchen unter dem Spiegel", so habe er ihm den Ort genau bezeichnet. Ich warf ein, Goethe selbst hätte sich wohl erst auf den Ort besinnen müssen. „Keineswegs", versetzte der alte Escher eifrig, „sondern er wollte dem jungen Menschen eine Lehre geben. Ich fand die Lehre etwas hart", schloß er, auf den Stockzähnen lächelnd.

Und noch ein Drittes sei erwähnt. Professor Mousson, der das Leben Escher's sehr hübsch erzählt hat, fragt sich, ob dieser, der nicht lange nach dem Besuche Goethe's in der Schipf durch die der helvetischen Revolution folgende Geschäftslosigkeit vorübergehend nach Deutschland getrieben wurde, Goethe seinen Besuch in Weimar zurückgegeben habe? Allerdings. Ich erinnere mich noch der Stelle — es war das in den Züricher See vorspringende Gartenstück der Schipf, und Herr Escher wurde eben von dem Capitän eines vorüberfahrenden, in seinen Werkstätten gebauten Bootes gegrüßt — wo er es mir bejaht hat: Goethe habe ihm schöne Kunstsachen gewiesen und sie hätten dann zu Dreien gespeist, sie beide mit einem Frauenzimmer, das die Wirthin gemacht, der er aber nicht vorgestellt und aus welcher er nicht klug geworden sei (Christiane Vulpius).

Dieser Wechsel von Stadt und Land bot viel für die geistige und körperliche Entwicklung der Kinder. Der Umgang aber mit mannigfaltigen Menschengesichtern und zahlreichen Gästen war für sie eine Schule sittlichen Betragens und bildete ihre Zunge. So sprach denn auch Mathilde Escher immerdar klar und bündig, ohne je den Ausdruck zu suchen oder sich in demselben zu vergreifen.

Ein großer Verstand scheint sich frühe bei dem jungen Mädchen entwickelt zu haben neben einer gewissen Strenge, dergestalt, daß sie von ihren jüngeren Vettern und Basen (wie später von ihren Gespielen) ein bischen gefürchtet wurde. Darüber sind die Zeugnisse einstimmig. Wahrscheinlich besaß sie schon damals jenen großen Zug und Schnitt, jenes strenge Wesen, das sie zu einer unter uns ungewöhnlichen Erscheinung machte, sich aber anfangs nicht immer ohne Härte, nicht immer ganz liebenswürdig geäußert haben mag. Und dieselbe Mathilde Escher konnte wieder so herzlich demüthig sein.!

Da der Vater und der Bruder fast jedes Jahr große Geschäftsreisen unternahmen und die Weltbreite offen vor ihnen lag, entwickelte sich auch in dem Mädchen, dem es keineswegs an Unternehmungsgeist fehlte, eine frühe Wanderlust, die Sehnsucht nach einem Blick über die Wälle Zürichs hinweg in die weite Welt hinaus.

Die erste Fahrt war eine Badereise nach Karlsbad mit Vater und Mutter. Man fuhr in eigenem Wagen. Nachdem das Mädchen in München vier Tage lang das Weiträumige und die Kunstschätze der ersten „großen Stadt", die sie sah, „Mund und Augen aufsperrend" — so scherzt sie selbst — bestaunt hatte, langte man am zehnten Tage in Karlsbad an. Eine glückliche Empfehlung lautete an die damals sechsundsiebenzigjährige Elise von der Recke, welche in jener Zeit mit ihrem nur um ein Jahr jüngeren treuen Begleiter Tiedge ihre Sommer abwechselnd in Karlsbad und Teplitz zubrachte. „Die feine gesuchte Frau, die sonst ziemlich exklusiv war, hatte Freude an den schlichten Schweizern und sah sie gerne bei sich. Gegen Tante war sie sehr liebenswürdig und diese brachte ihr eine schwärmerische Verehrung entgegen." Auch die Schwiegertochter Goethe's, die heitere Ottilie, fand sie in Karlsbad. Hätte sie nur auch ihn dort gefunden! Das Bildniß des Dichters der Urania, des „Canonicus von Tiedge", hing dann als Karlsbader Erinnerung bis an ihr Lebensende in ihrem Zimmer. Darauf ging es nach Prag und nach Wien, wo Mathilde mit den Eltern einen Besuch bei Karoline Pichler, der Verfasserin des „Agathokles" und der „Frauenwürde", machte.

Ernsterer Natur war der Aufenthalt in Frankreich, welcher vierzehn Monate dauerte. Es handelte sich darum, für ein „zunehmendes Schiefwerden" Heilung zu suchen in einer orthopädischen Anstalt, Morlay bei Ligny (Departement de la Meuse), wo Mathilde Escher mit ihrer gewohnten Tapferkeit und Ausdauer sich einem mühsamen und langwierigen Heilverfahren unterzog, ohne das Uebel völlig los zu werden, „wie sie so sehr gewünscht hatte".

Man sagt mir, daß diese körperliche Benachtheiligung „früher wenig auffiel", aber auch in spätern Jahren war dieselbe weit entfernt, den Eindruck einer Mißbildung zu machen. Sie wurde verwischt durch den bedeutenden Kopf, die edle Haltung, und, einfach und stilvoll, wie Mathilde Escher sich kleidete, mußte man sie schon darauf ansehen um den Fehler

Digitized by Google

zu bemerken. Daß er aber der jungen Dame zu schaffen machte, versteht sich von selbst.

Zu Morlay, auf fremdem Boden, unter unbekannten Menschen, lebte Mathilde in einer „katholischen, zum Theil frivolen" Umgebung. Drei jüngere Mädchen, Schweizerinnen, waren ihrer Obhut anvertraut. „Sie ergreift diese Aufgabe mit dem ganzen Ernst ihres Wesens." Daneben ist sie fröhlich mit den Fröhlichen. „Les trois glorieuses", die Julitage 1830, fallen dazwischen. Es geht die Sage, Mathilde Escher habe damals einen Freiheitsbaum umtanzt, und wenn ich mich in meine Erinnerungen vertiefe, will mir scheinen, sie selbst habe mir einmal mit großem Gaudium etwas dergleichen erzählt. Dem sei wie ihm wolle, geschichtlich ist, daß unter ihren Jugendreliquien dreifarbige Bänder sich gefunden haben.

Dann aber kommt eine schwere Zeit. Das Nervenfieber bricht in der Anstalt aus und der Tod hält Einkehr. Eine ihrer Schutzbefohlenen erkrankt und sie hilft dieselbe pflegen. Die Mutter der Darniederliegenden langt an, erkrankt gleichfalls und Mathilde sitzt auch an diesem Krankenlager, „alle Sorge für die eigene Gesundheit und für das Ergebniß ihrer Kur hintansetzend." „Ihre Ruhe und ihre Geistesgegenwart verlassen sie keinen Augenblick." Auch die erste englische Bekanntschaft wird hier gemacht. Mathilde Escher wohnt zum erstenmal in ihrem Leben einer Hausandacht bei. Das Niederknieen befremdet die Züricherin, die anglikanische Liturgie dauert ihr zu lange, macht aber Eindruck, und das „God bless you" des Abschiedes ergreift sie.

Ein freudiges Nachspiel dieser strengen und charakterbildenden Tage erwartet sie in Paris, wo sie nach langer Trennung die nahenden Schritte ihres Vaters vernimmt und sich ihm in die Arme wirft. Obenan in ihren Pariser Erinnerungen steht eine Sitzung der Deputirten-Kammer. Sie hört „einen gewissen Thiers" vor einer lautlos lauschenden Versammlung für die Erblichkeit der Pairie sprechen, „mit Geschicklichkeit, Schönheit und Richtigkeit." „Kein Bühnenspiel, das schönste nicht, nähme ich für diesen Nachmittag."

Das dritte Wanderjahr, der Aufenthalt bei ihren englischen Freunden war offenbar das glücklichste ihrer Jugend. Das britische Wesen ist durch seine Ganzheit dem ihrigen congenial. Nach einem längern Aufenthalt in Manchester und einem kurzen im Norden von Yorkshire reist sie mit Bekannten nach London und läßt sich unterwegs nichts entgehen, die Fabriken so wenig als die berühmten adligen Landsitze. In Newstead-Abbey schwärmt sie förmlich: „Wie ich das alterthümliche Gebäude erblickte, hob meine noch nicht verrostete Phantasie sich kräftig. Ich konnte wieder wachend träumen. Immer wäre dieser Ort ein fesselnder Rest alter Zeit. Aber den größern Reiz gibt ihm der Gedanke, daß Byron hier gelebt und gedichtet hat. Hier liebte er das erste mal mit noch unverdorbenem Herzen! Ich hätte gerne geweint, gerne auch mit Worten geschwärmt, aber unverzeihlich wurden diese von den trockenen Manchesterseelen verhöhnt!" Sie meint dann mit einem schönen Mädchenirrthum: „Hätte Byrons erste Liebe Erwiederung gefunden, er wäre nie so tief gesunken", schließt aber ganz determinirt: „Doch ist es beinahe undenkbar, daß ein solcher Geist je auf ebener Bahn hätte wandeln können. Je stärker das Licht, je schwärzer der Schatten."

Für die nächsten Jahre fehlen die Aufzeichnungen. Dann (1836) beginnt ein Tagebuch, das durch zehn Jahre geführt wird.

Zugleich aber beginnt auch jene consequente Entwicklung, die uns die Stifterin der St. Anna-Kapelle in Zürich gegeben hat und die wir hier nur in kurzen Zügen skizziren, denn das Beste davon entzieht sich der Beobachtung und jedenfalls dem Rahmen dieses Porträts.

Von der Sinnesänderung Mathildens läßt sich mit Gewißheit sagen, daß dieselbe eine allmählige war und sich innerhalb des Kirchenglaubens vollzog, wie denn Mathilden jede kritische oder speculative Ader fehlte. Was in ihr vorging, war eine Vertiefung ihrer ethischen Natur. Sie that einen Blick in das Elend der Endlichkeit, und da wußte ihr rationalistischer Optimismus keinen Rath — wahrhaftig, indem ich dieses schreibe, dünkt mich, sie stehe neben mir und sage: Wozu das Alles? Schreiben Sie einfach: In diesen Jahren fand Mathilde Escher ihren Heiland.

Zwei neue Bekanntschaften wirkten dabei entscheidend: die mit einem Buch und die mit einem Menschen.

Wir dürfen annehmen, daß Mathilde Escher die Bibel nicht kannte. Irgend eine Sittenlehre, gewiß eine vorzügliche, hatte wohl der Stadtpfarrer mit Bibelsprüchen belegt, oder wenn sie ein Buch, einen Brief der heiligen Schrift im Zusamenhange las, wurden ihr diese wohl voraus durch irgend eine doctrinäre Einleitung, einen schalen Commentar, wie dergleichen damals im allgemeinen Gebrauche war, in ein unwahres oder wenigstens mattes Licht gerückt. Folgte aber Mathilde dem Rathe des Doktor M'All (so hieß ihr Bekannter, der Geistliche der Indepentent Church) und vertiefte sich voraussetzungslos z. B. in den Römerbrief, als ob ihn der Apostel gerade aus seiner Tasche verloren und sie ihn aufgehoben hätte, so war sie mit ihrer großen Natur und ihrer exacten Einbildungskraft die Person dazu, den Apostel sich lebenswahr vor das Auge zu stellen.

Ferner lernte Mathilde Escher die Quäkerin Elisabeth Fry kennen, welche auf einer Reise durch den Kontinent Propaganda machte für ihren Lebensgedanken: die sittliche Pflege der Sträflinge. Der Aufenthalt der Quäkerin in Zürich — schon vorher war ihr Mathilde im Berneroberland flüchtig begegnet — wirkte entscheidend: er gab der Züricherin ein Beispiel und eine Bahn. Diese findet keine Worte zu sagen, welchen Eindruck „die hehre Gestalt, die herrliche Frau" auf sie gemacht habe. Das mit weicher Stimme gesprochene: „I am pleased to see thee" blieb ihr in unverlöschlichem Andenken.

Mit jener ernsten Tapferkeit, welche der Grundsatz ihres Wesens war, entschloß sie sich dann, nach langem innern Kampfe, in die verehrten Stapfen zu treten. Sie war dabei, als sich in Zürich ein Verein für sittliche Pflege der Sträflinge bildete. Ein unerhörtes Unternehmen, eine damals unter uns höchst ungewöhnliche Sache: ein Heraustreten der Frau aus den Schranken des Hauses!

Nun gab es kein Stillestehen. Ueber diesen Rest oder diesen Anfang ihres Lebens trete ich, wie es sich gebührt, der Nichte das Wort ab. „Je tiefer Tante in das Elend des Lebens hineinblickte, desto größer wurde ihr Drang, es zu mildern. Schritt um Schritt zog sie sich vor den Weltfreuden zurück, um jedes Theilchen ihrer Kraft in den Dienst der Barmherzigkeit zu stellen. Ihr klarer Verstand und ihre Leichtigkeit im Umgang (sagen wir ihr ererbtes Organisationstalent) befähigte sie, rings Arbeitskräfte zu sammeln und zu verwerthen. So entstand 1842 ganz in der Stille der Amalienverein in Nachahmung des in Hamburg von Amalie Sieveking gestifteten weiblichen Armenvereins.* Sie half die erste Suppenanstalt gründen und noch manches Andere. Am liebsten half sie im Stillen. Mit der Arbeit wuchsen die Kräfte. Gesundheit und Zeiteintheilung ließen sie Vieles bewältigen."

Mitten in der Arbeit überraschte sie ihre letzte Erkrankung. Gerne hätte sie noch gelebt, aber „wie Gott will!" Ruhig konnte sie Alles weglegen.

Sie starb den 29. Mai 1875, siebenundsechzig Jahre alt.

Wir dürfen aber nicht bei dem Tode einer Persönlichkeit, die über den Tod hinaus glaubte, stehen bleiben. Wir wollen sie uns noch einmal recht heiter und lebendig vorstellen, die etwa Fünfzigjährige, mit dem Hintergrunde der schönen Schipf.

Die strenge Mathilde Escher konnte sich an einem Sommerabende in der Schipf ganz gemüthlich gehen lassen. Sie besaß in hohem Grade, was der Franzose „de la bonne gaîté" nennt. Sie wußte die drolligsten Geschichten, z. B. aus ihrer Jugend, wie sie und die Schwester dem Grafen Erich (dem Jüngeren ihres Landhausnachbars Graf Bentzel-Sternau) jeden fernern Umgang mit ihnen untersagt hätten, bevor er in den Besitz eines Taschentuches gelange. Der junge Graf sei dann fortgerannt und, nach einer guten Weile wieder erscheinend, habe er einen baumwollnen rothen Fetzen, welchen er sich bei der Köchin erobert, im Triumph aus der Tasche gezogen.

Digitized by Google

Was mochte wohl Mathilde Escher von dem alten Bentzel denken? Gewiß, wenn er ihr eine Schale Thee bot mit einem seiner Wortspiele, wie z. B.: „Sind Sie eine Theistin, Gnädige?" klassificirte ihn die Gnädige sofort, aber nicht unter die Weisen. Dieser Graf ist trotz seines Geistes einer der vergessensten Schiftsteller, weil es ihm unmöglich war, irgend etwas einfach und natürlich auszudrücken. Wer liest heute noch die „Märchen am Kamin", das „goldene Kalb", den „steinernen Gast" ꝛc.? Doch behalten einige seiner Schriften culturgeschichtlichen Werth. Nirgend sonst, meines Wissens, ist die Wirthschaft eines geistlichen Kurstaates — der Graf war ein Kurmainzer — mit solchem Humor und solcher Sachkenntniß geschildet.

Das Prompte und Entschlossene ihrer Natur trat zuweilen, besonders fackelnden und säumigen Menschen gegenüber, in komischer Weise hervor.

Da sie einmal in den Fall kam, sich statt der Pferde ihres Vaters einer Droschke zu bedienen, um in die Schipf zu fahren, trabte der lebensmüde Gaul im langsamsten Tempo auf der Seestraße. „Jeden Augenblick", erzählte Mathilde Escher ihre Fahrt, „hatte ich Lust, hinauszuspringen und Droschke, Kutscher und Gaul selber zu ziehen."

Als der Schreiber dieser Zeilen einst ein bischen vor Mathilde philosophirte, sagte sie, mit ihren blendend weißen Zähnen lachend: „Diese Theoreme gleichen einem Netz mit großen Maschen, zwischen welchen die Thatsachen wie Fischlein lustig durchschwimmen."

Ein anderes Mal war von der Lüge und ihrer weiten Herrschaft die Rede. Jemand behauptete, der Beste komme zuweilen, wo nicht für sich selbst, doch für Andere, die ihm nahe stehen, in den Fall einer Verheimlichung oder eines Verschweigens. Mathilde, die gerade einen kleinen Zweig gebrochen und spielend geschält hatte, bog denselben. „In diesem Falle," sagte sie, „kehrt ein lauterer Sinn, so bald der Zwang weicht" — und sie ließ die Gerte schnellen — „von selbst in seine natürliche Lage, d. h. in die Wahrheit zurück."

Entschlossen, wie gesagt, war sie in einem hohen Grade, und wo sie mitzureden hatte, gab sie zuweilen Räthe, die nahe an das „Biegen oder Brechen", an das „Lieber handeln und bereuen, als nicht handeln und bereuen" grenzten. Sie beklagte sich dann wohl über die „Halbheit der Männer".

Ob sie die Menschen kannte? Den Menschen kannte sie gründlich, d. h. in seinen allgemeinen Zügen. Ihr fehlte das Gefühl der Nüance. Sie urtheilte nach dem Maßstabe ihrer eigenen Natur und sah Gute und Böse, wo die Kraft zum Guten und zum Bösen mangelte. So wußte sie auch unter den weiblichen Sträflingen, welche sie zurechtzubringen suchte, mit den sentimentalen Naturen nichts anzufangen. Diese „langweilten" sie, und sie sagte wohl, „auf dem Schlamme sei nicht Fuß zu fassen", während eine rohe, wildwüchsige Kindsmörderin sie beschäftigen und interessiren konnte.

Wo sie aber einmal eine Zuneigung gefaßt hatte oder eine Zuneigung zu ihr gefaßt worden war, blieb sie unverbrüchlich treu. Man hatte in ihrer Nähe das Gefühl des Stetigen, ich hätte fast gesagt des Ewigen.

Was mir diese Sommer und Herbste, in welchen meine Schwester und ich die Freundin unserer seligen Mutter in der Schipf besuchen durften, so reizend erscheinen läßt, ist wohl die zeitweilige Muße, zu der das Landleben von selbst nöthigt. Später nach dem Tode ihres Vaters, da sie ihren bleibenden Sitz in der Stadt hatte, war sie immer ein bischen gejagt, trat stürmisch ein und schied viel zu früh. Sie selbst freilich hat sich je älter, je glücklicher und in ihren letzten Jahren am glücklichsten gefühlt. Das ist eine Thatsache, sei es weil sie Manches erreicht hatte und das Alter überhaupt ein entschiedenerer Zustand ist als die späteren Mitteljahre, sei es weil das von ihr geglaubte Jenseits ihr seinen ersten Schimmer entgegenwarf.

Zur Geschichte des Pessimismus.

Von Eduard von Hartmann.

Der verstorbene Philosoph Bahnsen äußerte einmal mündlich zu mir, er wünschte sehnlichst, daß er dazu kommen könnte, eine Geschichte des Pessimismus im weitesten Sinne, d. h. eine Geschichte der Philosophie aus dem Gesichtspunkt des Pessimismus zu schreiben, weil damit allein der Geschichte der Philosophie noch eine neue Seite abzugewinnen sei. Professor Vaihinger bemerkt gelegentlich (in seiner Schrift „Hartmann Dühring und Lange"), F. A. Lange hätte eben so gut eine Geschichte des Pessimismus wie eine solche des Materialismus schreiben können. Beide Denker sind leider nicht an die Aufgabe herangetreten. Der verstorbene Altkatholik Prof. Huber in München hatte in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" eine Reihe von Aufsätzen veröffentlicht, welche i. J. 1876 als Brochüre u. d. T. „Der Pessimismus" erschien, aber in keiner Weise über das feuilletonistische Niveau hinausragt. Professor W. Gaß gab in demselben Jahre eine Schrift heraus: „Optimismus und Pessimismus, der Gang der christlichen Weltansicht", die jedoch sowohl dem Inhalt nach sich auf die christliche Zeit beschränkt, als auch einen streng christlichen Standpunkt für die Kritik innehält. Der würtembergische Staatsminister von Golther hat endlich ein Manuscript hinterlassen, welches Professor Vischer nicht geeignet zu einer Veröffentlichung in extenso fand; das von letzterem i. J. 1878 herausgegebene Fragment über Schopenhauer's und meine Philosophie zeigt den Verfasser so wenig auf der Höhe seiner philosophischen Aufgabe, daß die Zurückhaltung des Uebrigen gewiß nicht zu bedauern ist. Irgend welche Berücksichtigung der in den letzten 13 Jahren um den Pessimismus geführten Kämpfe würde man in den angeführten Werken vergebens suchen; mein Pessimismus ist in allen dreien lediglich nach der „Philosophie des Unbewußten" ohne Bekanntschaft mit meinen beiden späteren Hauptwerken und meinen speciell auf den Pessimismus bezüglichen Arbeiten dargestellt.*)

Eine Geschichte des Pessimismus von seinen vorchristlichen Anfängen bis zur Gegenwart unter Berücksichtigung der neuesten Discussion über das Problem zu schreiben, war also so zu sagen eine in der Luft liegende Aufgabe. Solche historische Monographien haben einen nicht zu unterschätzenden Werth. Sie tragen für den Eingeweihten durch Vorführung des gesammten Materials und des objectiven Ganges der Entwickelung dazu bei, das Problem unbefangener und vollständiger zu erfassen; für den Studirenden aber erschließen sie ein wenn auch begrenztes Gebiet der Philosophie doch mit einem solchem Grade der Vollständigkeit, daß ein bleibender Gewinn für die Erweiterung der allgemeinen Weltanschauung und für die formelle Schulung des Denkens aus der Lectüre erwächst. Dies kann man von allgemeinen Geschichtswerken über Philosophie nur dann sagen, wenn sie eine lange Reihe von Bänden, d. h. aber wiederum von Monographien über einzelne Philosophen oder über einzelne Abschnitte in der Geschichte der Philosophie umfassen; dabei werden aber die Specialprobleme, welche sich durch die ganze Geschichte der Philosophie hindurchziehen, ebenso zerstückelt, wie in einer Sammlung von sachlich gesonderten Monographien die zusammenhängenden Weltanschauungen jedes einzelnen Philosophen. Verfolgt man bei dem Studium der Philosophie mehr geschichtliche Interessen, so wird die Sammlung von Monographien über einzelne Philosophen den Vorzug verdienen; überwiegt dagegen das philosophische Interesse, d. h. der Wunsch, sich die Ausbildung einer eigenen Weltanschauung zu erleichtern, so werden die Monographien über die geschichtliche Entwickelung der Specialprobleme anregender sein.

Je mehr eine Frage derart ist, um dem Publikum einer

---

*) Wenn dieß bei den obigen Schriften zum Theil schon durch die Zeit ihres Erscheinens erklärt wird, so ist ein solches Verhalten um so auffälliger bei einem i. J. 1883 erschienen Werke „Freud' und Leid des Menschengeschlechts" von G. H. Schneider (S. 75—108).

Digitized by Google

bestimmten Zeit Anlaß zu Discussionen zu geben, desto dringender ist das Bedürfniß dieser Zeit nach einer Klärung über die Frage, wie sie am besten durch eine solche geschichtliche Monographie gewonnen werden kann. Wie die zahlreichen Schriften für und wider den Pessimismus beweisen, ist dieser Gegenstand in den philosophischen und theologischen Kreisen unserer Zeit einer der meist umstrittenen, und deshalb war die Darstellung der Geschichte des Gegenstandes besonders wünschenswerth. Die Gefahr lag nahe, daß ein solches Werk sich allzubreit ausspinnen könnte, weil die Geschichte des Pessimismus so eng mit derjenigen der Philosophie im Allgemeinen, der Religion und der Cultur verflochten ist, daß es schwer scheint, die einer Monographie gesteckten räumlichen Grenzen innezuhalten. Diese Gefahr hat O. Plümacher glücklich vermieden und sich auf einen handlichen Band von 23 Bogen beschränkt, zugleich aber, wie das Vorwort zeigt, aus dieser Selbstbeschränkung den Anlaß entnommen, auf den Titel: „Kritische Geschichte des Pessimismus" zu verzichten und dafür den bescheideneren: „Der Pessimismus in Vergangenheit und Gegenwart. Geschichtliches und Kritisches"*) zu wählen. In der That sind aber alle Etappen der Entwickelung des Pessimismus in der vorliegenden Schrift vorgeführt, wenn auch innerhalb derselben nicht den Ansichten jedes einzelnen Philosophen und Schriftstellers Rechnung getragen ist; ebenso sind die wesentlichen Wechselbeziehungen zwischen der Entwickelung des Pessimismus einerseits und derjenigen der Philosophie, Religion und Cultur andererseits klargelegt, so daß die auferlegte räumliche Beschränkung nicht nur der Bequemlichkeit der Leser, sondern auch der Uebersichtlichkeit und Unterscheidung des Wichtigen vom Unwichtigen, d. h. der Sache selbst zu gute kommt. Eine ausführlichere Geschichte des Pessimismus in mehreren Bänden mag später geschrieben werden, sie wird aber die Resultate des gegenwärtigen Buches in keinem Hauptpunkte zu berichtigen, sondern nur durch breitere Ausführung der Details zu bestätigen haben.

Nach einer Einleitung über die Ausdrücke „Pessimismus" und „pessimistisch" und deren Bedeutung, sowie über die allgemeinen Beziehungen zwischen der pessimistischen Weltansicht und der Religions- und Culturgeschichte zerfällt das Buch in zwei gleich große Hälften, deren erstere „den geschichtlichen Entwickelungsgang des Pessimismus" von seinen Anfängen bis zu den Systemen der Gegenwart enthält, während die zweite „die neueste Reaction gegen den Pessimismus" behandelt. Denn, wie das Vorwort bemerkt, ist „die neueste Reaction gegen den Pessimismus selbst ein wichtiges Blatt in der Geschichte des Pessimismus, in welcher sie sichtlich einen kritischen Punkt bezeichnet."

Das erste Capitel behandelt den Pessimismus bei den Indern, Griechen und Juden, und bleibt dabei einer Uebertreibung der pessimistischen Bestandtheile in der hellenischen und jüdischen Weltanschauung ebenso fern, wie einer ungebührlichen Mißachtung und Beiseiteschiebung derselben, wie sie gewöhnlich geübt wird. Das zweite Capitel hat die offfcielle Weltanschauung der christlichen Kirche zum Hauptinhalt, nachdem die Weltmüdigkeit der urchristlichen Zeit und die eigenthümlichen Ansichten des Gnosticismus in einleitenden Abschnitten erörtert worden sind. Ohne die optimistischen Elemente des Christenthums zu verkennen, werden hier doch die pessimistischen Seiten seiner Weltanschauung in eine Betrachtung gerückt, welche denjenigen überraschend sein dürfte, die das Christenthum nur aus dem Munde moderner Lehrer und Schriftsteller kennen und noch keine Gelegenheit gehabt haben, selbst zu den historischen Quellen hinabzusteigen. Nicht nur Verirrungen wie Ketzergerichte und Hexenglaube, sondern auch wesentliche Bestandtheile der christlichen Weltansicht, die Verdüsterung des Lebens durch die Einbuße der antiken Versöhnung mit dem Tode, die Schrecken der Prädestinationslehre noch bei den Reformatoren, die aus dem transcendenten Optimismus entspringende Weltverachtung und die Verarmung des Lebens durch dieselbe, insbesondere durch die Verachtung der Schönheit, dies alles findet eingehende Berücksichtigung. Besonders interessant sind die Auszüge aus dem classischen Traktat des Papstes Innocenz III. de contemptu mundi, welche diese Schrift einer wenig verdienten Vergessenheit entziehen.

Das dritte Capitel wendet sich zu den wiedererwachten Wissenschaften, die zunächst mit dem Optimismus der jugendlichen Hoffnungsseligkeit und des scrupellosen Selbstvertrauens auftreten, bald aber in dem englischen Skepticismus eine Wendung nehmen, welche als „Pessimismus der Wissenschaft" bezeichnet werden kann. Die Frage nach der Bilance von Lust und Unlust in der Welt sauber gestellt und gelöst zu haben, dies Verdienst gebührt Maupertuis, der aber keine Schlußfolgerungen über die Existenzwürdigkeit des Lebens daran knüpfte, wie sein Nachfolger Kant, der seine Resultate acceptirte und als psychologischen Unterbau zu seiner großartigen Reform der Ethik verwendete. Aber noch hat Kant seine pessimistischen Ansichten nur gelegentlich eingestreut, ohne sie im Zusammenhange auszuführen oder ihnen die gebührende Stelle in seinem System mit hinreichender Deutlichkeit anzuweisen; auch bleibt der religiöse Optimismus von seinem philosophischen Pessimismus soweit ungebrochen, daß er den über die irdische Welt hinausgreifenden Pessimismus, den er nach seinen Prämissen unbedingt hätte bejahen müssen, mit mit einem non liquet bei Seite schiebt.

Das vierte Capitel unterbricht die Entwickelung des philosophischen Pessimismus von Kant zu seinen Nachfolgern, um eine höchst interessante und geistvoll geschriebene Betrachtung über den Weltschmerz, die Weltschmerzdichtung und die pessimistische Spruchweltweisheit der Völker einzuschalten. Es ist darin unter anderm eine vergleichende Besprechung der drei Faustdichtungen von Goethe, Lenau und Grabbe, und der drei Weltschmerzdichter Byron, Heine und Leopardi enthalten, welche den Wunsch rege macht, Plümacher's Befähigung zu literarischen ästhetischen Betrachtungen weiter ausgebaut zu sehen. Die Charakteristik des Weltschmerzes ist auch vom philosophischen Standpunkt betrachtet vortrefflich.

Der im fünften Capitel behandelte nachkantische philosophische Pessimismus zeigt eine Lücke, insofern Fichte's, Schelling's und Hegels Stellung zum Pessimismus nicht erwähnt ist; es ist dies übrigens der einzige Punkt in dem ganzen Buche, wo ich den Verzicht auf genauere Details bedauern muß. Leser, welche das Bedürfniß haben sollten, diese Lücke einigermaßen auszufüllen, verweise ich in Betreff Schellings auf meine „Gesammelten Studien und Aufsätze" S. 679 bis 690, in Betreff Hegels auf J. Volkelt's Schrift „Das Unbewußte und der Pessimismus" (1873) S. 246 bis 256. Der Schopenhauer'sche Standpunkt wird von Plümacher als Weltschmerz und Weltverachtung charakterisirt; der meinige wird an dieser Stelle in der Hauptsache nach der Philosophie des Unbewußten dargestellt, während meine späteren Arbeiten mehr gelegentlich in der zweiten Hälfte des Buches Berücksichtigung finden, wo die behandelten Fragen es fordern. Bei der Besprechung Bahnsens wird hier — so viel ich weiß zum ersten Mal — das anonym erschienene „Pessimisten-Brevier" im Zusammenhang mit der ganzen Bahnsen'schen Weltanschauung kritisch gewürdigt; an einer späteren Stelle (S. 248 bis 251) wird von dem zweiten Bande des Bahnsen'schen Hauptwerks („Der Widerspruch im Wissen und Wesen der Welt") eine kurze Analyse geboten, welche zeigt, in welchem Maße Plümacher es versteht, den innersten Kern eines gedanklichen Standpunkts aus einer schwer zugänglichen Darstellungshülle herauszuheben und kurz und treffend zu beurtheilen. Außerdem gelangt hier noch Mainländer zur Besprechung, und auf einige andere neuere Pessimisten ohne selbstständige Systeme wird wenigstens kurz hingedeutet.

Der zweite Theil des Buches zerfällt in vier Capitel, welche der Reihe nach die Bekämpfung des Pessimismus vom Standpunkt des naturalistischen, ethischen, religiösen und panlogistischen Optimismus zur Darstellung bringen. Man kann diesen Theil ein sachlich geordnetes Compendium der Pessimismus-Literatur nennen, und seine Kenntnißnahme ersetzt beinahe die Lectüre einer ganzen Bibliothek. Alle Einwürfe, die bisher von zahllosen Gegnern gegen den Pessimismus erhoben sind, findet man hier sorgfältig gesammelt, zunächst

*) Heidelberg, Georg Weiß' Verlag. 1884.

Digitized by Google

in die vier angegebenen Hauptgruppen geordnet, alsdann in eine Menge sachlicher Unterabtheilungen gegliedert, nach ihrem Werthe kritisch gesichtet und auf ihre Stichhaltigkeit geprüft. Sieht man von den auf rein metaphysischem Gebiet sich bewegenden Discussionen des letzten Capitels ab, so spiegeln die drei ersten Capitel des zweiten Theils in ihrer Aufeinanderfolge zugleich die drei Hauptphasen des Pessimusmus-Streites wider, indem zuerst die Berechtigung des Pessimismus selbst auf dem Felde des natürlichen Lebens bestritten wurde, dann aber diese eingeräumt, aber seine Giltigkeit für das Gebiet des sittlichen und religiösen Lebens bekämpft wurde, bis die Vertheidigung sich endlich ganz auf den Optimismus im religiösen Leben als in ihr letztes Bollwerk zurückzog. Aber diese begrifflich streng auseinanderzuhaltenden Phasen des Streits greifen doch der Zeit nach so ineinander über, daß eine chronologische Sonderung der letzten 13 Jahre in entsprechende Perioden nicht möglich gewesen wäre.

Plümacher bezeichnet im Vorwort als Ergebniß dieses zweiten Theils: „daß die Gegner des philosophischen Pessimismus, wie seine historische Genesis, so auch seine Unterschiede von den früheren unvollkommenen Stufen bald in diesem, bald in jenem Punkte verkennen." Das Schlußwort des Buches faßt den Inhalt des Ganzen in einem Resumé von meisterhafter Dialektik dahin zusammen, daß der moderne philosophische Pessimismus als letzte Entwicklungsform desselben alle früheren Stufen sowohl der pessimistischen wie der optimistischen Weltbetrachtung nach ihrer Wahrheit in sich bewahrt und umspannt, nach ihrer Einseitigkeit und Unwahrheit in sich aufhebt. Auch wer sich dieser Ansicht nicht anschließt, wird doch nicht umhin können, für die gründliche Durcharbeitung der Probleme, die alles bisher über den Gegenstand Erschienene weit hinter sich zurückläßt, dankbar zu sein, und selbst der Culturhistoriker und Literarhistoriker ohne eigentlich philosophische Interessen wird es zu schätzen wissen, eine wie bequeme Uebersicht über den Verlauf einer jedenfalls nicht unwichtigen culturgeschichtlichen Erscheinung, beziehungsweise über einen viele Gemüther bewegenden Zweig der neuesten Literatur ihm hier geboten wird. Der Philosoph und Kritiker endlich wird, bevor er über das Problem oder eine dasselbe behandelnde neue Schrift seine Stimme vernehmen läßt, nicht unterlassen dürfen, von diesem Buche Kenntniß zu nehmen, welches, wenigstens vorläufig, als eine abschließende und den Gegenstand in der gegenwärtigen Phase der Discussion erschöpfende Leistung bezeichnet werden muß.

Der Dichter des Centrums.

(Friedrich Wilhelm Weber.)

Was man nicht Alles erleben kann! Da glaubt man mitten im Getriebe unseres literarischen Lebens zu stehen und es begegnet einem, daß man eines Tages von dem schon in zwanzigster Auflage erschienenen Werk eines modernen deutschen Dichters reden hört, dessen Name unserem Herzen so fremd, wie unserem Ohre. Dies geschah mir neulich, als ich bei einem befreundeten Berliner Maler das Epos „Dreizehnlinden" von Friedrich Wilhelm Weber fand. Mein Freund wollte eben im Auftrage der Verlagshandlung das Buch zu illustriren anfangen und gedachte sich bei mir über den Verfasser und sein Werk Raths zu erholen. Offen gesagt, ich schämte mich meiner berufsunmäßigen Ignoranz und wollte sie nicht eingestehen. „Bah, ein berühmter Dichter!" sagte ich trotzig und blickte verächtlich auf die beigebundenen Buchhändlerreclamen, die mir von sehr zweifelhafter Art schienen. Diese „Stimmen der Presse" lobten natürlich alle, aber das ganze Concert kam aus Einer Richtung. Wenig liberale und namhafte Blätter. Wohl aber der ganze Troß der ultramontanen Kaplan- und Hetzblätter, und skeptisch ruhte mein Auge auf den Namen: „Vaterland", „Germania", „Westfälischer Merkur", „Kölnische Volkszeitung", „Grazer Volksblatt", „Stimmen aus Maria Laach" „das schwarze Blatt"... Und die Herrschaften genirten sich gar nicht. Der Eine stellt den Dichter dem Sophokles an die Seite, ein Anderer bemerkt dazu naiv: „Das genügt nicht." „Ein Dichter und Künstler", lobhudelt ein Pfaffenblatt „wie wir ihn seit Jahrzehnten nicht gesehen" — „ein Genie, werth sich den besten Geistern unserer Nation an die Seite zu stellen", meint ein Käseblättchen von — Buxtehude. „Genial" „klassisch", „einzig" sind die ordinärsten Epitheta, und überall heißt der Refrain: Was bedeuten noch neben diesem katholischen Dichter eure protestantischen Sänger?! Wundershalber ließ ich mir am Ende die beiden erfolgreichen Werke des neuen Sterns kommen. „Dreizehnlinden" und „Gedichte" beide aus dem gutkatholischen Verlag von Ferdinand Schöningh in Paderborn. Nun, ich bin mit dem schwarzen Freund oder dem Freunde der Schwarzen gegangen, ohne selbst vor Aerger schwarz zu werden. Im Gegentheil. Gehe ich auch lange nicht so weit wie seine kritischen Glaubensgenossen, so erkenne ich doch ein anmuthiges Talent an und habe trotz aller confessionellen Bedenken meine Freude an diesem wenigstens für mich und die weitesten nichtkatholischen Kreise neuen Dichter.

Ich sage nicht jungen Dichter, denn Friedrich Wilhelm Weber ist 1813 geboren, also ein Siebziger. Seine Verse erzählen uns wenig von seinem Leben. Aus dem Poem „Am Amboß" erfahren wir, daß ihm des Daseins harte Faust schon die krausen Kinderlocken gezaust, daß ihm in seinem Berufe nicht Zeit zu süßen Weisen blieb, daß er Reisen in fremde Länder gemacht, aber nur um so treuer und liebevoller an seiner westfälischen Heimath hängt. Und was wir sonst noch in Erfahrung gebracht, bestätigt uns dies stille Leben. Er ist Arzt von Beruf und immer fromm gewesen. Schon im Greifswalder Carcer sang der flotte Student das Lied von den Wallfahrern. Anderes wurde auf nächtlichen Ritten zu Kranken erdacht, und Recepte und Gedichte lagen in seiner Brusttasche dicht beisammen. Als Landtagsabgeordneter kommt er noch immer nach Berlin. Der „Dichter des Centrums" soll seine schönsten Lieder in den menschenwimmelnden Straßen und beim Redegeplätscher seiner Collegen erdacht haben, — zumal wenn Richter oder Rickert sprachen, versichern uns ultramontane Kritiker. Zuerst debütirte er als Uebersetzer von Tennyson, und schon 65 Jahre zählte er, als sein erstes selbstständiges Buch erschien, das epische Gedicht, das binnen sechs Jahren fast zwei Dutzend Male neu aufgelegt worden ist.

„Dreizehnlinden" ist ein altgermanischer Roman in Versen. Der Dichter selbst rubrizirt sein Werk nicht und nennt es nur gelegentlich einen „Sang". Wollten wir es, was es eigentlich sein soll, als Epos auffassen, so würde der Dichter dabei sehr übel fahren. Der willige Leser wird ungefähr in die Jahre 822 und 823 zurückgeführt, also in die Regierungszeit Ludwigs des Frommen. Der Schauplatz ist auf rother Erde. Unter Dreizehnlinden hat sich der Dichter etwa die altehrwürdige Benedictinerabtei Corvey an der Weser gedacht. Die heidnischen Sachsen haben sich den christlichen Franken unterworfen. Fränkische Gaugrafen regieren im Westfalenlande, die Klöster unterstützen ihr civilisatorisches Werk, aber der alte Glaube glimmt noch da und dort heimlich fort und versammelt seine Getreuen um heilige Opfersteine. An diesem Zwiespalte krankt auch der junge Held Elmar vom Geschlechte der Falken, Herr vom Habichtshofe. Er hat sich den Franken unterworfen, doch sein Herz hängt noch am Glauben seiner Väter, und seine Wandlung aus einem Heiden in einen Christen, die Schilderung dieses schmerzlichen, rein innerlichen Prozesses ist eben die Hauptaufgabe, die sich der schlecht berathene Epiker gestellt hat.

Nach einigen einführenden Kapiteln, die den einzigen Zweck haben, uns das Zuständliche und die Personen zu schildern, treten wir im sechsten Kapitel in medias res. Es ist Erntefest auf dem Hofe des fränkischen Gaugrafen Bodo. Seine Tochter Hildegunde, der Königsbote Gero, Elmar nehmen Antheil. Elmar, der Ungetaufte, liebt Hildegunde, für die auch Gero zärtlich zu fühlen scheint. Es währt nicht lange, und der Conflict zwischen den beiden Nebenbuhlern bricht aus. Gero beginnt eine jener altgermanischen Neck- und Stachelreden, die wir schon sattsam aus Freytag, Dahn, George Taylor kennen. Elmar, auf den sie zielen, scheint dafür unempfindlich zu sein. Erst als Gero das Andenken seiner seligen Mutter

Digitized by Google

zu beleidigen wagt, braust Elmar auf. Wir erwarten einen dämonischen Ausbruch dieses starken Urwaldsrecken.

Aufgerichtet stand der Sachse,
Riesenhaft und schultermächtig;
Seine Flammenaugen ruhten
Auf dem Franken zornesmächtig.

Aber er begnügt sich mit einer leeren Drohung, und die Sache wäre vollkommen beigelegt, wenn nicht Graf Bodo empfindlicher wäre, als die beiden zahmen Kampfhähne. Er ergreift unerwarter Weise die Partei des zänkischen Gero, jammert über die Verletzung des Gastrechts und die Beleidigung eines Königsboten und sagt Elmar in deutlicher Prosa, daß er

besser thäte,
Wenn er dieses Saales Schwelle
Fürderhin nicht mehr beträte.

Bald darauf brennt Bodos Haus nieder, wobei Elmar, wie üblich, Hildegunde aus dem brennenden Trümmern rettet. Allein der Vater dankt ihm kaum für die Heldenthat, und Gero beeilt sich, den Retter als Mordbrenner zu verdächtigen. Ohne Zweifel wird jetzt Elmar den Verläumder ersuchen, ihm dies nicht mit Worten, aber mit dem Stahl zu beweisen. Wir täuschen uns abermals in ihm.

Elmar maß den Königsboten,
Stumm mit feuerheißen Blicken,
Stürzte vor und stand — und wandte
Ihm verachtungsvoll den Rücken.

Gleich darauf stürmt er in den Wald, um bei der weisen Waldfrau Swanahild Trost und Rath zu holen; doch diese ist übel auf den Jüngling zu sprechen, der es um des Frankenmädchens willen mit dem Feinde des Landes hält und entläßt ihn mit einem warnenden Orakelspruch, der sich bald darauf erfüllt. Im Walde tritt ihm in der That das Schicksal entgegen: ein Pfeilschuß aus dem Hinterhalte trifft ihn, und er hat just noch die Kraft, den Schützen, natürlich Gero, zu ereilen und am Genick zu fassen. Wir erwarten etwas Nachdrückliches. Aber Elmar zeigt sich wiederum geduldig und läßt ihn laufen. Das soll ihn theuer zu stehen kommen.

Auf der Dingstätte zeiht ihn Gero des meuchelmörderischen Anfalls, des Königsfriedensbruches, des Götzendienstes und der Brandstiftung. Elmar vertheidigt sich mit schönen, mannhaften Worten. Es soll ihm nichts fruchten. Die sächsischen Edelinge auf der Schöffenbank sind so durch und durch fränkisch geworden, daß sich kein Mund zu seinen Gunsten öffnet. Nur das Volk jauchzt ihm zu. So wird er denn mit allen gegen eine Stimme schuldig gesprochen und vom Grafen für vogelfrei und rechtlos erklärt. Die arg verspätetete Herausforderung des „ehrlosen Aechters mit dem Weidenstrick am Kragen" wird von Gero höhnisch zurückgewiesen, und Elmar bleibt nichts anderes zu thun übrig, als beim Schmiedemeister Fulko seinen Schimmel beschlagen zu lassen. Einen Augenblick hat es den Anschein, als ob er dem Rathe des wackeren Meisters, an der Spitze des treuen Sachsenvolkes den Schimpf zu rächen und die Franken aus dem Lande zu jagen, folgen wollte, doch wir kennen den energielosen Recken besser. Er mißtraut seinem Volke und meint, schon sei zu viel Bauernblut unnöthig geflossen. Und der Vogelfreie reitet aus, um gleich darauf, ein siecher Mann, nah der Klosterpforte „in des Herbstes letzte Dolden" zu sinken.

Damit ist die eigentliche Handlung zu Ende und wir stehen doch noch nicht einmal in der Mitte des Gedichts. Es folgen vier lyrische Einlagen: die Fieberträume des durch Swanahilds Tränklein geretteten und von den Mönchen gepflegten Ritters, seine Seelenkämpfe um den entschwundenen alten und den in ihm erwachenden neuen Glauben, des vortrefflichen alten Priors Lehrsprüche und Hildegundens Liebesklagen. Daran schließen sich zwei Episoden. Wie die verlassene Hildegunde von der alten Drude getröstet wird; wie die sächsischen Vetteln dem tückischen Königsboten den Bart scheeren und ihn mit Spottlied und Birkenruthen über die Landesgrenze peitschen. Dann wird summarisch abgeschlossen. Ein wendischer Bursche tritt plötzlich als Augenzeuge auf, befreit Gero von aller Schuld und öffnet dem schwachen Grafen, der bald darauf stirbt, die Augen. Schließlich empfängt Elmar die Taufe, wird vom König zum Gaugrafen ernannt und führt Hildegunde heim.

Die Schwächen der Dichtung habe ich hier bereits angedeutet. Die Composition ist unruhig, zerfahren, behandelt Nebensächliches zu breit, wechselt just im Höhepunkt den Stil und verläuft im Sande. Für den Helden kann man sich unmöglich erwärmen. Er handelt nicht, er greift nicht ein; wohl weiß ich, daß er sich selbst besiegt, daß er eben ein christlicher Held sein soll, aber um so schwächlicher steht er im Epos da. Und doch wird der Verfasser nicht müde, uns zu versichern, Elmar habe Bären die Knochen zerknickt und im Kampf einst als Held sich gezeigt, so daß ihn König Thorkell als seinen besten Degen betrachtet; wir indessen lernen diesen urwüchsigen Menschen, den rauhen Kriegsmann nicht kennen, sondern nur den Träumer, die edle Seele, das tiefe Gemüth, den schätzbaren Charakter. Aber freilich, der Verfasser, der es besser wissen muß, sagt ja deutlich: gerade, weil er ein Träumer, sei er ein echter Westfale. Ich gestehe, daß ich mir die alte Sachsenart trotziger, stärker, raufluftiger gedacht habe. Elmar ist uns von vornherein zum Ritter, zum Helden verdorben. Er ist ein prädestinirter Mönch, und wir sind eigentlich erstaunt, daß er nicht die Tonsur nimmt, worauf doch Alles vorzubereiten schien. Freilich, und Hildegunde, die er ja glücklich machen muß? . . . Weber hat mit lyrischem Vollklang die Kämpfe seines Tages von Damascus geschildert und namentlich sehr fein die Annahme umgangen, daß nur die Liebe zu Hildegunde, nur der Wunsch ihres Besitzes aus dem sächsischen Saulus einen Paulus macht. Und doch ist es nicht anders: nur die Liebe verdirbt uns den Helden so gründlich, läßt ihn sein Heldenthum vergessen, sein Volk und seine Götter aufgeben und mattherzige Geduld der Beleidigung gegenüber üben und zuletzt die Taufe und zugleich wieder Hof und Braut empfangen. Aber das ist es ja gerade, was das Buch weichen Gemüthern so werth macht. Wir Ketzer und Heiden möchten ihn lieber barbarisch und deutsch kämpfen und mit einer „ehrlich breiten" Wunde in Walhall eingehen sehen.

Weber bestrebt sich, Licht und Schatten gerecht zu vertheilen; in seinem edlen Eifer spaltet sich indessen sein Herz. Er sympathisirt als Katholik mit den Franken; als guter Deutscher muß er es mit den heidnischen Westfalen, seinen Landsleuten, halten. Und sein Patriotismus ist ohne Zweifel stärker, denn die Wilden sind doch bessere Menschen. Sehen wir von der amaranthenhaft reinen Hildegunde und einigen nebensächlichen Mädchengestalten ab, so ist so ziemlich alles faul unterm Krummstab. Graf Bodo ist ein schwachköpfiger undankbarer Greis, Gero ist der übliche rabenschwarze Intrigant mit der traditionellen Plumpheit, die sächsischen Edelinge sind charakterlose Hampelmänner. Dagegen die Sachsen, die Heiden! Vor allem der sanftmüthige Elmar, die prächtige Drude, das Naturkind Eggi und dann die Kerngestalten: Rab der Eschenburger und Schmied Fulko — Alles ganze Kerle, wahrhaft ideale Menschen, denen freilich zur Vollkommenheit in den Augen des Dichters und seiner frommen Leser nur das Eine fehlt: die Taufe. In der Mitte zwischen beiden Parteien steht der Chor der Mönche. Weber hat jeden einzelnen von ihnen mit behaglichem Humor charakterisirt. Ihr Bekehrungseifer wirkt nicht so unangenehm, denn Weber ist wieder freidenkend genug, auch ihre Unzulänglichkeit zu bemerken. Die Seele können die Geschorenen in seinem Sinne wohl retten, aber um den Körper zu heilen, wenden sie sich mit weiser Vorurtheilslosigkeit an die heidnische Hexe. Schon dieser feine Zug beweist, daß der Dichter des Centrums, mag er auch anderweitig das Lob der Pfaffen singen und die Verdienste der Mönche um die Wissenschaften überschwänglich preisen, doch kein ultramontaner Poet genannt werden kann.

Weber ist am bedeutendsten nicht in der Charakterzeichnung, sondern in der Composition kleiner Genrebilder. Als ein Muster dieser Wiedergabe von Menschen und Dingen bezeichne ich das Kapitel beim Weben und Nähen, worin das Leben und Treiben in einer altgermanischen Mägdestube sehr farbig geschil-

Digitized by Google

dert ist und die verschiedenen Mädchengestalten entsprechend individualisirt sind. Wie lieblich schalkhaft ist in dieser idyllischen Romanze das heitere Neckgespräch zwischen der fränkischen und der südfranzösischen Magd! Auch die Naturschilderungen, oft breit, oft lapidarisch, sind des Lobes werth. Der glücklichen Bilder, der hübschen Bemerkungen und stilvollen Wendungen sind nicht wenige. „Silber bebt dir um den Scheitel", „Ob gebannt, doch frei von Banden", „Ob verstürmt, doch still im Hafen", „Rückwärts blickend, vorwärts schauend", „Leise wandelnd wandelt alles", — ich könnte Dutzende solcher Goldkörner herausheben. Weber ist auch ein Meister der Form. Diese vierzeiligen Trochäen mit zweifachem Reim und weiblichen Endungen sind just nicht das amüsanteste Versmaaß, aber wie sicher weiß der Dichter die Monotonie zu brechen durch einen scherzhaften oder bedeutenden Inhalt oder durch energische Züge oder durch kecke, überraschende Reime! Zur Manier wird freilich in „Dreizehnlinden" seine Weise, im Anfang eines Verses eine Zeile der vorhergehenden Strophe zu wiederholen. Er bringt auch gute alte Wörter wieder zur Geltung und ist fast immer und überall selbständig. Nur eine häßliche Reminiscenz an Lenau hätte ich in den „Gedichten" fortgewünscht:

Auf goldner tönender Leiter klettert
Zum Himmel die Lerche und jubelt und schmettert.

Neben der Haupthandlung mit ihren Episoden, den Naturbildern, Idyllen, Genrebildern und Liedern geht in „Dreizehnlinden," noch ein satyrischer Chor von Bäumen und Vögeln her, der gleich dem antiken Chorus, gleich Reuters „Vagel- und Minschengeschicht'" Hanne Nüte, gleich Scheffels Kater Hiddigeigei, über die Menschen des Poems und die Menschen im Allgemeinen philosophirt. Zweimal fängt diese lustige Fabelwelt zu plaudern an. Die Elster hat die weiteren Schicksale des Helden ausgesperbert, die Eberesche möchte ihm eine ihrer zauberkräftigen Ruthen geben, Ahorn witzelt über schwarze Kunst, d. h. der Mönche Kunst, Rothkelchen lacht: Ich bin ein freier Vogel und er ist ein Vogelfreier ...

Doch der Uhu, einsam grollend,
Saß in dunkler Felsenritze;
Tief ins braune Brustgefieder
Bohrt er seine Schnabelspitze:

— „Euer Witz ist dumm und blöde,
Ganz verträumt und ganz verstübelt
Ich, Minervas kluger Vogel,
Bin das Thier, das denkt und grübelt.

— Weise ist es, beide Augen
Auf das Förderſame lenken
Und in kluger Selbstverleugnung
Denken, was die Starken denken.

— „Glauben? Wahn und blaue Dinge!
Ich, der Uhu, glaub ausschließlich
An mich selbst; die Selbstverehrung
Däucht mir weise, weil ersprießlich.

Ich, der Uhu, Oberuhu,
Ich, der Denker, seh' die Zeichen
Großer Zeit, wo meine Lehre
Siegt und herrscht in allen Reichen.

Wenn erst meine Essen schwehlen,
Wenn erst meine Schlöte rauchen,
Wald an Wald, und Erd' und Himmel
Rings in Dampf und Brodem tauchen.

Wenn erst meine Mühlen mahlen,
Meine Hämmer, wenn sie hämmern,
Wird die Götterdämmrung kommen
Und das Göttliche verdämmern.

Glauben ist das Kind der Feigheit,
Doch beherztere Geschlechter,
Düstre Zweifelshelden, werben
Um des Teufels stolze Töchter.

Glück zur Brut! Die Kreuzverbrecher
Brechen auch die Königskronen,
Und der Rauch verkohlter Tempel
Wirbelt auf verbrannten Kohlen.

Ja, das sind sie, Muspels Söhne:
Reitet zu, ihr wilden Reiter! —
Zwar der Aufschwung, den ich meine,
Liegt noch ein Jahrtausend weiter".

Wie man sieht, recht satirische, recht moderne Klänge, die zu der altgermanischen Geschichte wenig passen wollen. Aber Weber unterbricht auch sonst noch ab und zu durch subjective Ergüsse den ruhigen epischen Gang. Bald grüßt er die Linde seines Geburtsortes Alhausen bei Driburg, bald apostrophirt er seine Muse, und der Epilog bricht in eine bittre Klage aus:

Ja die Zeit ist schwer; ehrwürd'ge
Heilge Satzung wird zur Fabel,
Recht zu Aberwitz; aus Trümmern
Baut der Wahn ein neues Babel;
Wild die Herzen, feil die Treue,
Gold und Macht die höchsten Götter,
Und den Altar unterwühlen
Hier die Heuchler, dort die Spötter.

Diese pessimistischen Klagetöne klingen verbitterter und ausfallender aus den „Gedichten", zumal aus deren zweitem Buche, das vorzugsweise blos Gelegenheitsgedichte enthält. Da gefällt uns Weber weniger. Er steckt sich in die Kutte eines „Klausners", der einsam Gedankenspähne, auch wohl Pfeile schnitzt und in die kranke Welt mit stillen Augen blickt. Ein paar bedenklich schwache Nummern dieser Abtheilung wollen wir ihm hier nicht aufmutzen. Es ist seltsam, daß gerade die religiösen Lieder, aus denen sonst eine so tiefe Fömmigkeit spricht, ihm selten gut gerathen, und doch sind sie es gewiß, die den Erfolg auch seiner „Gedichte" entschieden haben. Dichtungen wie: „Es ist kein Heil, als nur im Kreuz zu finden", „Eure Enkel beten in Sanct Peters Dome wieder", der „Wallfahrer" und die Epigramme auf die Materialisten und Kulturkämpfer mögen freilich ganz nach dem Herzen der Ultramontanen sein und den zwei Büchern manche geistliche Reklame von der Kanzel und in der Katechismus-Stunde eingetragen haben. Aber Weber hätte lieber bedenken sollen, daß er doch z. B. mit den bösen Versen über Luther, der das kranke Deutschland in zwei Hälften schnitt,

Begonnte drauf zu baden und zu salben
Den edlen Leib mit Macht und Muth
Und starken Sprüchen, die konnt' er gut,
Indeß der Kranke ward nur kränker —

der religiösen Mehrheit des deutschen Volkes weh thut. Und was sollen Jeremiaden und Kapuzinaden wie folgende über die schwere Zeit von heute?!

Den Büchertisch besorgen die Weiber,
Und Staatskunst lehren die Zeitungsschreiber;
Die Weisen verkünden mit viel Geschrei,
Daß ihr Urahn der Gorilla sei;
Ein Freigeist faucht in der Kinderschule,
Dick liegt der Staub auf dem Kirchenstuhle;
Das Reich erklirrt in Waffen und Wehr,
Die Friedensrüstung ist ihm zu schwer;
Die Großen blähn sich, die Kleinen frieren,
Die Rothen knirschen und konspiriren.
— Verthierter wird die Welt mit jedem Tag,
Das Narrenhaus, das Zuchthaus weist es nach.
Der Satz von unsrer Affendescendenz
Bewährt sich jetzt durch seine Consequenz.

Zum Glücke bestrebt sich Weber, wenigstens seine Balladen von confessioneller Befangenheit und politischer Verbitterung freizuhalten. Und darum möchte ich fast diesen Gedichten (König Jerome, Twardowski, Alexander) den Vorzug geben.

Digitized by Google

Weber verkündet, daß große Thaten meist große Frevel sind. Er citirt die Mächtigsten vor seinen Richterstuhl: Alexander, Karl den Großen, „ein Apostel in der Brünne, den mit Blut bespritzten Beter". Leider sagt er uns nicht, ob „Verden's grause Mordgerichte" nur aus Karl's Willen geschahen und von der Kirche mißbilligt worden sind. Er erstreckt auch sein Gericht keineswegs bis in neuere Zeit. Autodafé, Bartholomäusnacht und Inquisition verdienen gewiß ein Paar strafende Verse, aber darüber schweigt des Sängers Höflichkeit. Um so freier erscheint der Dichter in der gedankenvollen „Eisenbahnfahrt". Gelungen ist auch der „Obelisk", der auf ewige Zeiten von den Aegyptern aufgerichtet, von den Römern fortgeschleppt und für ewige Zeiten den Manen August's erhoben wird, bis ihn die Gothen fällen und christliche Hände wieder aufstellen und mit dem Kreuze schmücken. Auch für ewige Zeiten? Ach, antwortet der Dichter,

„Manches erlebt ein Granit: die Geschlechter wanken und wechseln,
Dauert die Welt vielleicht mach' ich die Reis' um die Welt."

Hier verschwindet der confessionell befangene Geist und erhebt sich der Poet zu wahrhaft geschichtsphilosophischer Höhe.

Wahrlich, der Dichter des Centrums hat keine Ursache mehr zur Klage über seine poesielose Zeit. Er ist ein erfolgreicher, gefeierter Sänger geworden, und die nicht katholische Mehrheit unseres Volkes wird vorurtheilsvoll genug sein, ihm den Kranz nicht zu versagen. Der Kulturkampf hat uns, wie er sieht, die Gemüthlichkeit nicht ausgetrieben, um uns „nur den deutschen Durst" zu lassen. Wir sind auch gerecht und anerkennen das Schöne über alle Bekenntnisse hinweg.

Theophil Zolling.

Aus meinem Goldkästchen.

Mittheilungen von Spiridion Gopčević.

Das niedliche Goldkästchen in meinem Schreibtische hat schon das Interesse mehr als eines Besuchers erweckt, weniger seines glitzernden Aeußeren halber, als wegen seines interessanten Inhaltes. In ihm verwahre ich nämlich Briefe von hervorragenden Persönlichkeiten aller Nationen, mit denen ich im Verkehr gestanden, sowie einige, mir von denselben gewidmete „Gedankenspähne". Mein Goldkästchen ist ein Babel en miniature, denn da fast alle meine Correspondenten in ihrer Muttersprache geschrieben, sind nicht weniger als 13 Sprachen in der Sammlung vertreten. Nachstehend gebe ich eine Blumenlese der interessantesten Bemerkungen und Aussprüche, und zwar die nichtdeutschen in getreuer Uebersetzung. In einem deutschen Blatte haben natürlich die Deutschen den Vortritt, da aber Afrika an der Tagesordnung, beginnen wir mit den berühmten Afrikareisenden.

Gerhard Rohlfs singt mit seinem Freunde Kirchhoff:

„Wie die Wogen ruhlos wandern
War mein Leben viel bewegt,
Bald vor Freude überrauschend,
Bald vom Sturmwind aufgeregt.

Oskar Lenz sagt: „Viam aut inveniam aut faciam."

Georg Schweinfurth meint: „Wenn Ihr Afrika civilisiren wollt, baut keine Eisenbahnen sondern Straßen und führt Karren ein. Statt der Dampfschiffe auf den Flüssen gebt den Eingebornen Segelboote. Man beginnt den Bau des Hauses nicht mit dem Dache."

Mein unvergeßlicher Freund Wilhelm Rüstow theilt seine Ansichten über Offensive und Defensive folgendermaßen mit: „Draufgehen! Angreifen! Aber nicht wie ein Narr, sondern wie ein vernünftiger Mensch, der sich darauf eingerichtet hat, das abzuwehren, was ihm etwa in seine Offensive dazwischenfahren könnte."

Folgen neue Gedankenspähne und Aussprüche verschiedener Zierden der deutschen Literatur:

Paul Heyse: „Find'st Du eine Wahrheit an Deinem Wege, — hülflos und nackt und sonder Pflege, — Viel Schriftgelehrte geh'n vorbei, — Du aber ihr Samariter sei."

Ludwig Anzengruber: „Wen das Elend verdirbt, den verdirbt auch der Ueberfluß."

Friedrich Bodenstedt: „Durch's Menschenleben geht ein närrischer Bruch — der macht, daß wir der eignen Thorheit dienen: — Wir kennen uns're Schwächen, schmeicheln ihnen, — stehn denkend über, handeln unter ihnen, — So mit uns selbst im steten Widerspruch."

Baron Schweiger-Lerchenfeld: „Mit dem Stolze des Halbwissens wendet sich der Mensch von der erhabenen Gesetzmäßigkeit ab, mit der die Natur ihren Haushalt bestreitet, klügelt aber dafür an Dingen herum, die nicht bestehen, an selbstgeschaff'nen Problemen, die ihm den Spiegel der Selbstgefälligkeit vorhalten."

Friedrich von Hellwald: „Mit dem Zweifel erwacht der Wissensdurst, somit die Wissenschaft und umgekehrt erweckt die Wissenschaft den Zweifel."

August Petermann: „Der ausdauernden Beharrlichkeit des menschlichen Wissensdranges muß es mit der Zeit gelingen die Geheimnisse des Nordpols und Innenafrikas zu entschleiern."

Ferdinand von Hochstätter: „Die Wissenschaft kennt keine Grenzen und je mehr wir Neues lernen desto mehr überzeugen wir uns davon, wie wenig wir erst wissen!"

Emanuel Geibel: „Viel erlebt, viel erlitten, — Viel erstrebt, viel erstritten!"

Heinrich Laube: „Wer die ungeheure Zahl Schüler sieht, die sich jährlich in die Conservatorien drängen und dann den Schlußprüfungen beiwohnt, muß sich seufzend sagen: „Viele sind berufen, aber nur sehr Wenige auserwählt!"

Karl Blind: „Rußlands Freiheit ist eine europäische Nothwendigkeit."

Ueber die österreichischen Verhältnisse schreiben mir zwei Parlamentarier und ein Staatsmann folgendes:

Dr. Adolf Fischhof („der Weise von Emmersdorf"): „Der Nationalitätenstaat gleicht dem Mosaikbilde. Nicht die Vermischung des Eigencolorits, nicht die Zerstörung der Eigenart und Eigengestalt seiner musivischen Theile, sondern die sorgsame Erhaltung derselben wahrt dessen schöne Harmonie. Und wer mit plumper Hand das kleinste dieser Bestandtheilchen erschüttert und lockert, der hat das Gefüge des Ganzen bedroht!"

Otto Hausner: „Das Recht der freien Bethätigung steht allen Sprachen und Nationalitäten offen, ohne Einbuße für das andere, sowie die Luft allen Lungen und das Licht allen Wegen zugänglich ist, ohne daß ein Atom von Luft und Licht irgend Jemandem verloren geht. Wer das nicht fassen kann, hate den kein Verständniß für das Wesen der Freiheit und verdient nicht den Ehrennamen eines „Liberalen."

Baron Josef A. Helfert: „Was Du nicht willst, das man Dir thu, das füg' auch keinem Andern zu! — Wenn von jeder Seite Sinn und Inhalt dieses schlichten Spruchs erfaßt, erwogen und danach gehandelt würde, wo wären dann unsere unleidlichen Nationalitäts- und Sprachstreite von heute?"

Der Held des letzten Krieges, Giuro Horratović (jetzt Gesandter in Petersburg) meint: „Das Leben ist ein Kampf; wohl dem, der in diesem Kampfe überlegt wie eine Fischotter, sich entschließt wie ein Adler und ans Werk schreitet wie ein Falke. Ein Solcher wird auch nach dem Tode leben, wenn er Alles dies in Einklang zu bringen wußte, indem er der Menschheit dient."

Der serbische Dichter Milan Milićević sagt über das Volk: „Das Volk ist wie die Wolke: manchmal betaut es, manchmal mäht es ab; manchmal bringt es, manchmal trägt es fort; manchmal verziert es, manchmal verlöscht es; manchmal ernährt es, manchmal begräbt es."

Der kroatische Mäcenas, Bischof Josef Stroßmayer, sagt sehr schön: „In dieser Welt giebt es nichts Schöneres als einen Menschen zu sehen, welcher nach allen Seiten für Wahrheit und Recht kämpft und in der größten Noth und im Elend sich selbst und seiner Ueberzeugung treu bleibt."

Digitized by Google

Unter den Franzosen sagt Victor Hugo: „Seien wir die Diener des Rechtes und die Sklaven der Pflicht."

Ernest Renan: „Das Leben ist gut und es giebt wenig Wesen, welche nicht der unbekannten Sache zu danken hätten, die ihnen das Leben gegeben."

Ferdinand de Lesseps: „Meine Devise ist: aperire terram gentibus!"

Ernest Legouvé: „Um das Kind zu verstehen, muß man sich ganz in die Erinnerung an die eigene Kindheit vertiefen."

Léon Gambetta: „Unser Fehler war, daß wir die Slaven und ihren Werth für Frankreich zu wenig berücksichtigt."

General Chanzy: „Eine in mehreren Feldzügen glücklich gewesene Armee ist mehr als eine andre geneigt zu degeneriren. Man darf niemals auf seinen Lorbeeren ausruhen und die Besiegten über die Achsel ansehen."

Louis Blanc: „Wenn mich meine Ahnung nicht täuscht, werden große sociale Umwälzungen den hundertjährigen Gedenktag unserer großen Revolution feiern."

Alfred Tennyson: „Montenegro."

„They rose to where their sovran eagle sails,
They kept their faith, their freedom, on the height,
Chaste, frugal, savage, armed by day and night
Against the Turk; whose inroad nowhere scales
Their headlong passes, but his footslep fails,
And red with blood the Crescent reels from fight
Before their dauntless hundreds, in prone flight
By thousands down the crags and thro' the vales. —
O smallest among peoples! rough rock-throne
Uf Freedom! warriors beating back the swarm
Uf Turkish Islam for five hundred years,
Great Crnagora! never since thine own
Black ridges drew the cloud and brake the storm
Has breathed a race of mightier mountaineers!"

(„Sie stiegen bis wohin ihr Adler segelt, sie bewahrten ihren Glauben, ihre Freiheit auf den Höhen, keusch, mäßig, wild, Tag und Nacht gegen den Türken bewaffnet, dessen Einfall nirgends deren steile Pässe erklimmt, ohne daß sein Fuß ausgleitet und der Halbmond, vom Kampfe blutgefärbt, vor jenen hundert Unerschrockenen in wilder Flucht zurücktaumelt, während Tausende die Felsen und Thäler hinabstürzen. O kleinstes aller Völker! rauher Felsenthron der Freiheit! Krieger, welche durch 500 Jahre den Schwarm des türkischen Islam zurückgeschlagen, große Crnagora! Nie noch seit deine eigenen schwarzen Bergrücken die Wolken spannten und den Sturm brachen, athmete ein Geschlecht von mächtigeren Bergbewohnern!")

William Gladstone: „Die Montenegriner sind das heldenmüthigste Volk und ich bedauere tief, daß mir meine Staatsgeschäfte nicht die Zeit lassen, Ihrer freundlichen Einladung, Montenegro zu besuchen, Folge zu leisten."

John Bright citirt in Bezug auf Gordon's Gefährdung die Worte Juvenals: „Denn wenn ein Menschenleben auf dem Spiele steht, kann keine Zeit zu lang, keine Mühe zu groß sein."

Einem der Briefe Björnstjerne Björnson's an mich entnehme ich die Stelle: „Ich glaube an keinen Liberalen, welcher nicht Republicaner ist; an keine Freimachung (frigjörelse), welche nicht auch das Religiöse umfaßt; an keinen Charakter, welcher sich nicht selbst bekämpfen kann."

Professor Nels Erik Nordenskjöld gab mir sein Motto „Fram[3]t!" (Vorwärts!).

Emilio Castelar ist in seinen interessanten Briefen sehr weitschweifig. Aus Raummangel kann daher leider nur die kleinste Stelle Platz finden: „Sie beklagen sich über Widerspruch und Irrthum. Thun Sie dies nicht. Wenn Sie mit allen Finsternissen der Seele aufräumen (acabar), werden Sie nicht die wahren Ideen wahrnehmen, gleichwie Sie, wenn Sie die nächtliche Finsterniß entfernen, die unzähligen Sterne nicht werden sehen können."

Einem Briefe Giuseppe Garibaldis entnehme ich folgende Stelle: „Ich bin nicht nur Italiener, sondern auch Cosmopolit, insofern ich stets bereit war, für jede nach Freiheit ringende Nation das Schwert zu ziehen."

Der verstorbene Minister Quintino Sella schrieb mir: „Wenn man unsere Nation wegen gewisser Dinge schmäht, so vergißt man, daß jede Nation in erster Linie von ihren Finanzen abhängt. Wären wir so reich wie England, ständen wir heute wo anders."

Der italienische Admiral Luigi Fincati urtheilt über die gepanzerten Kriegsschiffe: „Erzieht unsern jungen Nachwuchs zu tüchtigen Seeleuten mit gepanzerten Herzen und stählernen Nerven und wir haben eine starke Flotte."

Arnaldo Fusinato singt über die Mutterliebe:

„Si l'amor d' una madre è infinito — Come un cielo ch'è senza confin: — Più di stelle quel cielo è vestito — E più svela il suo immenso cammin. — All' eterno del sole sorriso — D'una madre assomiglia l'amor; — Benchè in raggi infiniti diviso — Splende in tutti d'un solo fulgor. (Ja, die Mutterliebe ist unendlich wie der endlose Himmel: in je mehr Sterne der Himmel gekleidet ist, desto mehr entschleiert sein ungeheuerer Pfad. Die Mutterliebe gleicht dem ewigen Lächeln der Sonne; obschon in unzählige Strahlen geschieden, funkelt sie doch in allen zusammen mit einem einzigen Blitz.)

Cesare Cantù: „Die Geschichte ist die beste Lehrmeisterin für denjenigen, welcher sie nicht bloß liest, sondern auch studirt."

Der verstorbene Reichskanzler Fürst Gorčakov bemerkt in einem Briefe an mich über den Panslavismus: „Derselbe ist ein Gespenst, welches immer aus den Zauberlaternen der Nachbarstaaten hervorgezaubert wird, so oft es gilt, die öffentliche Meinung gegen die Slaven zu hetzen. Die ärgsten Schreier glauben am wenigsten daran, aber das denkfaule Volk folgt dem hingeworfenen Schlagworte."

General Skobeljev äußert sich über eine militärische Frage: „Ein energischer, kühner Feldherr wird stets über einen methodischen, unschlüssigen siegen, selbst wenn dieser an sich dem andern an Feldherrntalent weitaus überlegen wäre. Denken Sie an Blücher! Im Krieg hängt Alles vom rücksichtslosen Drauflosgehen ab. Wer wagt, gewinnt, und dem Kühnen lacht das Glück!"

Gleichsam wie eine Entgegnung hierauf klingen die Worte des Feldmarschalls Grafen Totleben: „Mit dem blinden Anstürmen allein geht es nicht. Sehen Sie sich Ihre Landsleute an, welche den Türken gegenüber die richtige Taktik anwenden: erst den Feind sich die Hörner abstoßen lassen, dann, wenn er erschüttert, über ihn herfallen. Freilich läßt sich, was in Montenegro zweckmäßig, in Rußland nicht immer anwenden!"

Von zwei bulgarischen Ministern, die in meinem Goldkästchen vertreten sind, schreibt Dr. Constatin Jireček: „Wer im Oriente in wichtigen Angelegenheiten immer gut auskommen will, muß im Verkehr mit den Eingeborenen stets zweimal soviel hören als gesprochen wird und nur die Hälfte davon sagen, was er sich in dem vorliegenden Falle denkt."

Der andere, Dragan Zankov, dessen ungewöhnliche Bescheidenheit und Selbstlosigkeit im Orient sprichwörtlich geworden, gibt uns durch seinen Beitrag eine Probe davon: „Ich halte es gewöhnlich für gut, nicht von mir zu sprechen."

Hören wir nun den griechischen Dichter und Staatsmann A. R. Rhangabé: „Geistesgenuß, Musik der Augen, ward uns die Kunst von den olympischen Göttern gegeben, um unsere Seele zu entzücken und zu erheben. Aber die Seele, welche ein Ausfluß der Göttlichkeit ist, liebt die göttliche Schönheit. Durch die Natur vollkommen, gefällt sie sich in der Vollendung."

Der greise Seeheld des Befreiungskrieges, Admiral Constantin Kanaris äußert sich über die Torpedos: „Mit ihnen schwindet der letzte Rest von Seepoesie und Seeritterlichkeit. Zu meiner Zeit galt es, ein Segelschiff mitten in die feindliche Flotte, an ein gegnerisches Schiff zu ketten, es in Brand zu stecken und im Ruderboote den Rückzug zu versuchen. Heute ist man nicht einmal mit Spierentorpedobooten zufrieden, sondern sendet gemüthlich aus sicherer Entfernung das tödtliche Geschoß gegen den Feind. Die Torpedos werden bald die ganze Matrosenwelt demoralisirt haben."

Der Minister Kumunduros sagt über sein Vaterland:

Digitized by Google

„Man wirft den Griechen vor, daß sie die Hoffnungen der Philhellenen nicht erfüllt haben. Unsere Schuld war es nicht, wenn die Philhellenen ungerechtfertigte Hoffnungen hegten. Wer Griechenland unter dem türkischen Joche gesehen, der allein versteht und begreift, weshalb die Wiedergeburt (palingenesia) des hellenischen Volkes nicht so schnell vor sich geht, als man im Occident erwartet. Mögen übrigens die Herren Abendländer sich nur erinnern, wie viele Jahrhunderte sie seinerzeit gebraucht, um sich aus der Barbarei zu erheben."

Feuilleton.

Der Tubus.

Von Enrico Castelnuovo.
Autorisirte Uebersetzung von G. Kruse.

Herr Angelucci war ein gesuchter Rechtsanwalt — was beinahe unbegreiflich scheint — und obendrein auch ein geist- und gemüthvoller Gesellschafter: davon zeugte der fröhliche Kreis, den er um die opulente Mittagstafel versammelt hatte. —

Als nach dem Dessert die Hausfrau die Vorbereitungen zum Kaffee traf, lud ihr Gemahl die Herren ein, mittlerweile auf seinem Zimmer eine Cigarre zu rauchen. In der behaglichen und ungezwungenen Stimmung, die ein gutes Mahl hervorzurufen pflegt, machte nun der Eine es sich in dem großen Lehnstuhl bequem, ein Anderer postirte sich am Fenster, ein Dritter studirte die Titel der in Reih und Glied aufgestellten Bücher, ein Vierter musterte die Nippsachen auf dem Nußbaumtisch, die Bronzestatuettchen, Briefbeschwerer u. s. w.

„Was ist denn das?" fragte plötzlich einer der Gäste, indem er mit der Hand auf ein voluminöses cylinderförmiges Futteral zeigte.

Angelucci ergriff es lächelnd und zog eines jener Fernrohre hervor, die nach Belieben verlängert oder verkürzt werden können.

„Ein Admirals-Fernrohr!"

„Ein Astronomen-Telescop!" rief es im Chor.

„Den Admiral wie den Astronomen schenke ich euch, meine Freunde", erwiderte der Hausherr. „Es ist vielmehr das Instrument eines Seecapitäns und besitzt für mich einen ungemeinen Werth, denn es ist ein Gegenstand, der auf mein Leben einen außergewöhnlichen Einfluß ausgeübt hat."

Mit dieser Aeußerung erwachte natürlich die allgemeine Neugierde, und der höfliche Wirth zögerte nicht, dieselbe zu befriedigen.

* * *

Als Zwanzigjähriger, so fing er an, war ich ein leichtsinniger junger Mann, der seine Eltern beinahe zur Verzweiflung trieb. Im Grunde weder böswillig noch geistig beschränkt, hatte ich zu nichts Lust und guten Willen, und es schien in der That, daß mir auch nichts glücken sollte. Als Student der Medicin hatte ich mich immatriculiren lassen; da mir aber dies Studium nicht zusagte, wandte ich der Medicin den Rücken, um mich der Rechtswissenschaft zu widmen.

Meine Eltern hatten einen gerechten Schrecken vor müßigen Menschen und schlugen das Kreuz vor jenen jungen Leuten, welche, auf ihr Besitzthum pochend, jede ernsthafte Beschäftigung mißachten.

„Du wirst doch nicht Einer von diesen sein wollen", ermahnten sie mich. Ich verschwor mich dann hoch und theuer, daß dies nicht der Fall sei; immerhin gestand ich zu, daß ich noch für keinen Beruf eine besondere Vorliebe verspürt hätte. O, daß dies doch der Fall gewesen wäre!

Wie gewohnt, waren wir im Herbst in ein Landhäuschen übergesiedelt, das, wunderschön gelegen, einen vollen Ausblick auf das Meer gewährte. Kaum hatten wir uns einige Tage hier eingerichtet, so erhielten wir unversehens Besuch von einem Oheim mütterlicherseits, dem Kapitän eines Handelsschiffes, der mir bis dahin unbekannt, und den auch meine Eltern nur selten zu Gesicht bekamen, da er sich fast immer auf den entlegensten Meeren herumtrieb. Soeben in der nahen Hafenstadt angelangt, hatte er sein Fahrzeug auf der Werfte zum Ausbessern zurückgelassen und nahm sich nun vor, während der fünf oder sechs Wochen, die ihm bis zu seiner Abreise nach Bombay verblieben, seine im ganzen Lande zerstreuten Verwandten aufzusuchen.

Der Kapitän wurde in unserm Hause mit offenen Armen aufgenommen, mit der Bitte, doch ja einige Tage zu verweilen. Es war ein Mann in den Sechzigern, von untersetzter Statur, ein wenig ergraut und gebückt, aber mit athletischen Schultern. Seine Rede floß rasch und angenehm dahin, wie diejenige eines Menschen, der das Leben studirt hat — weniger in Bibliotheken als auf Reisen durch vieler Herren Länder. Ohne viele Umstände hatte er meiner Mutter gegenüber die alte Vertraulichkeit wiedergefunden und auch mit meinem Vater und mir stand er bald auf dem besten Fuße.

„Und dieser hübsche Junge da", fragte der Onkel am Tage nach seiner Ankunft, als wir gerade am Mittagstisch saßen, „was soll denn aus ihm werden? Hat er Lust zum Studiren?"

Das war ein bedenkliches Thema: ich schlug die Augen auf den Teller nieder. Mein Vater ließ, nachdem er sich mit der Serviette den Mund abgewischt, ein langgedehntes „Ach!" hören, ohne etwas Weiteres beizufügen; einzig meine Mutter hatte den Muth, auf die Frage einzugehen.

„Unser Sohn hat Verstand, gewiß einen guten Verstand" — o, über die mütterlichen Illusionen! — „aber es fehlt ihm noch Charakter."

Der Kapitän schüttelte den Kopf.

„Er meint", fuhr meine Mutter fort, „er habe seinen Beruf noch nicht gefunden."

Der Onkel dachte einen Augenblick über diese Worte nach, dann rief er aus:

„Der Teufel! Was meint Ihr, wenn ich ihn seinen Beruf finden ließe?"

Wir schauten ihn erwartungsvoll an.

„Alle berühmten Seemänner", begann der Kapitän in feierlichem Tone, „haben damit begonnen, ausgelassene Jungens zu sein, die für keinen Beruf Lust zeigten. An Bord des Schiffes haben sie ihre Bestimmung gefunden."

„Aber Onkel, welche Idee!" warf meine gute Mutter ein, die bereits bereute, auf ein so heikles Gespräch eingegangen zu sein.

„Ein sehr vernünftiger Gedanke", bemerkte mein Vater ernsthaft.

„Wenn Ihr mir den Burschen für zwei Jahre anvertrauen wollt, so verspreche ich, ihn Euch als einen ganz andern Mann zurückzugeben."

„O, nicht doch, nicht doch! opponirte erschrocken die Mutter. „Unser Sohn kann kein Seemann werden."

Bis dahin hatte ich geschwiegen, indem ich bei mir selbst das eigenthümliche Anerbieten des Kapitäns erwog. Ich konnte nicht umhin, mir zu gestehen, daß dasselbe in gewisser Hinsicht meinem abenteuerlichen Sinne gefiel.

Endlich ergriff ich das Wort, etwas ärgerlich darüber, daß man in meiner Gegenwart so ohne Weiteres über meine Person verfügen wollte, ohne mich um meine Meinung zu fragen. Zuerst wandte ich mich an meine Mutter:

„Warum äußerst Du dich in so abfälliger Weise? Wenn es nun wahr wäre, daß wirklich der Beruf, von dem der Onkel spricht, für mich passen würde, wolltest Du dich widersetzen? Andernfalls aber nehme ich ganz bestimmt an, daß weder der Vater noch der Onkel mich dazu zwingen würden."

„Beileibe nicht", platzte der Letztere heraus. „Am Bord meines Schiffes will ich nichts wissen von erzwungener Berufswahl. Das ist kein Kloster. Aber machen wir einen Vertrag: bis Ende der Woche bleibe ich hier und dehne dann meine Rundreise etwa auf einen Monat aus. In den paar Tagen bis zu meiner Abreise will ich den Burschen jeden Morgen nach Livorno mitnehmen, ihn mit einem Schiffe bekannt machen, in seemännische Geheimnisse einweihen, kurz, den heiligen Funken in ihm zu entflammen suchen. Dann

Digitized by Google

bleibt der Junge einen Monat allein; er mag sich die Sache überlegen und bei meiner Rückkehr sagen, wozu er sich entschlossen. Ihr Andern aber müßt mir versprechen, seinen Entschluß in keiner Weise beeinflussen zu wollen."

„Gut, sehr gut", riefen zu gleicher Zeit mein Vater und ich.

Meine Mutter aber zeigte um so heftigeren Widerstand, je mehr die Angelegenheit einen ernsthaften Charakter anzunehmen schien. Sie schwieg erst, als sie begriff, daß weiteres Widerstreben nur schaden könne. Endlich bemerkte ihr mein Vater nicht ohne einige Strenge:

„Deine Einwürfe sind einer verständigen Frau, wie Du bist, unwürdig. Neunzig Väter und Mütter auf hundert würden ihr Söhnlein einfach einschiffen, ohne es erst zu fragen; wir hingegen machen Alles von seiner Neigung abhängig — was willst Du mehr?" — — —

„Ach, diese Frauen!" meinte der Onkel, als wir allein zusammen waren, „man braucht nur das Wort: Meer auszusprechen, so glauben sie schon, man rede vom Gottseibeiuns. — — Aber Dir, mein Bursche, scheint es wohl eine Strafe, ein paar Jährchen auf dem Schiff verbringen zu müssen. Hättest Du nur einen Funken Verstand in Deinem Kopf, so müßtest Du das als ein Glück betrachten — — Du lieber Gott! ist es möglich, das Meer nur ein einziges Mal zu sehen, ohne sich in dasselbe zu verlieben? Es ist die einzige Leidenschaft, die neben jener andern — Du verstehst mich wohl — Stand halten könnte."

Der gute Anstand verbot mir, einer so gewagten Aeußerung entgegenzutreten, und ohne den Mund aufzuthun, folgte ich meinem Onkel auf sein Zimmer, das auf das Meer hinausging.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Gerettet.

Schauspiel in vier Aufzügen von Friedrich Spielhagen.

Ein volles Jahr hat Spielhagen's letztes Drama gebraucht, um auf die reichshauptstädtische Bühne zu gelangen. Jetzt ist es im Belle-Alliance-Theater, das eine ernstere Richtung inauguriren will, gegeben worden und hat daselbst eine tiefe Wirkung erzielt. Daß es nicht einen vollen, rauschenden Erfolg davontrug, ist vor Allem die Schuld des peinlichen Vorwurfs, der ein zu Dreivierteln aus kleinbürgerlichen Vorstadt-Elementen gebildetes Publikum doppelt befremden muß, und sodann gewisser Unsicherheiten in der Führung der Handlung und Charaktere.

Die verwittwete Baronin Leonore von Goseck hat keine ganz reinliche Vergangenheit. Vor etwa zwei Jahrzehnten hat sie mit dem Baron Oletzkow ein sträfliches Verhältniß unterhalten, das von ihrem ältlichen Gatten nicht unbemerkt geblieben ist. Es kam sogar damals zu einer Katastrophe. Der alte Baron zwang Oletzkow mit der Pistole in der Hand, die Briefe seines treulosen Weibes herauszugeben, und nahm sich ihren Treubruch so sehr zu Herzen, daß er sich vergiftete. Sein Selbstmord bleibt der Welt verborgen, aber das Bewußtsein ihrer Schuld wühlt sich nur um so tiefer in das Herz seiner Wittwe. Sie zwingt ihren Geliebten, sofort nach Amerika auszuwandern und widmet sich, um die Reuequalen zu betäuben, ganz der Erziehung der mutterlosen Tochter einer befreundeten Familie. In der Stellung einer höheren Gouvernante, die es „nicht nöthig" hat, finden wir Leonore von Goseck bei Beginn des Stückes im Hause des Bankiers Breitenstein.

Leonore ist der jungen Eveline eine zweite Mutter und der gute Genius des Hauses geworden. Das schön aufblühende Mädchen hängt mit rührender Liebe an ihr. Ueberhaupt Alle, die ihr näher treten, verehren und vergöttern die „Erzieherin", deren eigenes Vermögen ihrer Stellung den Charakter selbstloser Aufopferung verleiht. Auch Breitenstein steht ganz unter ihrem Zauber und bietet ihr seine Hand an, was Eveline mit großer Freude erfüllt. Doch auch das Herz der Pflegetochter beginnt eben zärtlicher zu schlagen. Sie hat sich in ihren Hauslehrer Dr. Solm verliebt. In einer Lateinstunde erfolgt das Geständniß. Leonore beschützt diese Neigung. Da verdüstert sich die Handlung. Ein Schatten der Vergangenheit taucht plötzlich vor dem schwermüthigen Blicke Leonoren's auf. Oletzkow ist aus Amerika zurückgekehrt und will sein verlorenes Leben restituiren. Er drängt sich an Leonore heran; vermittelst ihres Einflusses bei Hofe soll sie ihm zu Vermögen, zu Ehrenstellen verhelfen. Dazu bedarf er noch eines zweiten, finanziellen Helfers. Sein Freund, der reiche Lebemann Alfred von Neuberg liebt Evelinen. Oletzkow will, daß er ihre Hand erhalte, trotz ihrer Liebe zu Solm; doch Leonore weist seine Zumuthung, diese Heirath zu unterstützen, mit Abscheu zurück. Es soll ihr wenig fruchten, denn Ehren-Oletzkow, der die compromittirendsten ihrer Liebesbriefe damals dem alten Baron nicht ausgeliefert, hat sie vollkommen in seiner Gewalt. Und Oletzkow fordert noch mehr. Breitenstein ist durch jähe Verluste dem Bankerott nahe gebracht, und Neuberg, der sich dem Vater seiner Geliebten angenehm machen will, bietet ihm seine pecuniäre Hilfe an. Und jetzt zwingt Oletzkow Leonore, Breitenstein zu überreden, Neuberg's Dienste anzunehmen und ihm aus Dankbarkeit Evelinen's Hand zu gewähren.

Erst im dritten Acte weigert sich Leonore, Oletzkow's Tyrannei noch ferner zu erdulden. Soll auch Eveline an der Seite eines ungeliebten Gatten elend werden, wie sie es war? In gegenseitigen heftigen Anklagen ergehen sich die Liebenden von ehemals. Wohl hat er sie in den Ehebruch und ihren Mann in den Tod getrieben, doch er hat ihr auch seine Carriere, seine Zukunft geopfert und ist als Abenteurer fast verkommen. Aber er liebt sie ja noch. Sie soll wieder die Seinige werden. Mit Abscheu stößt sie ihn von sich: das Gespenst ihres Gemahls ist es, der zwischen ihnen steht und sie auf ewig trennt.

Im vierten Acte giebt Leonore endlich den Schlüssel zu ihrem Charakter. Von ihrem Pflegekind zur Rede gestellt, beichtet sie ihm ihr Vorleben. Eveline versteht nur das Eine, daß Leonoren's Ehre gerettet ist, wenn sie Solm entsagt und Neuberg heirathet, und ist zu diesem schweren Opfer bereit. Da nimmt Leonore, der immerwährenden Seelenkämpfe müde, die Neige der Phiole, die einst ihr betrogener Gatte dem Tode zugetrunken, und büßt so ihre Schuld.

Der Cardinalfehler des Stückes liegt darin, daß der Dichter nicht den Muth seiner Meinung hat. Das älteste dramatische und epische Thema der Weltliteratur: der Ehebruch, soll variirt werden, aber Spielhagen will von der rücksichtslosen, starken Art, womit es die französischen Dramatiker ergreifen, nichts wissen und eine mildere, deutsche Behandlung eintreten lassen. Daher verlegt er die „brutale Thatsache" in die ferne Vergangenheit, wenn auch das lebhafte Schuldgefühl Leonoren's, die fortwährend seufzt und klagt, damit in Widerspruch geräth. Daher muß auch der betrogene Gatte längst im Grabe ruhen. Ich glaube den ersten Intentionen des Dichters, die sich im Verlaufe seiner Arbeit modificirt haben, auf der Spur zu sein. Offenbar sollte es sich ursprünglich um eine viel jüngere Schuld handeln; der Betrogene sollte nicht ein verstorbener erster Gemahl, sondern der höchst gegenwärtige Breitenstein sein. Nur so hat es einen Sinn, daß Leonore die compromittirenden Briefe um jeden Preis haben will und in ihrer Ermangelung gänzlich Oletzkow dienstbar wird. Im vorliegenden Falle, wo der bejahrte, ruinirte Wittwer, den sie gar nicht zu lieben scheint, nur um sie wirbt, hat ihre Seelenangst vor Oletzkow's drohender Enthüllung ihrer längst verjährten Schnld, die sie durch ein ihrer Ziehtochter gewidmetes Leben voll Treue und Hingebung gesühnt, keinen rechten Sinn mehr. Sie braucht einfach auf Breitenstein's Hand zu verzichten und sein Haus zu verlassen, um Evelinen's Glück nicht mehr im Wege zu stehen und sich Oletzkow's Tyrannei zu entziehen.

Ursprünglich sollte auch Eveline offenbar nicht Breitenstein's Tochter, sondern Leonorens eigenes Kind, die Frucht ihrer sündhaften Liebe sein. Mehrere Rudera im Dialoge, verschiedene Situationen, die ganze Anlage des Verhältnisses zwischen Leonore und Eveline deuten darauf hin. Wenn aber Eveline ihr Kind ist, so wird die ergreifende Scene, wo diese sie zur Rede stellt, viel begreiflicher. Wir finden diese peinliche Situation bei den französischen Dramatikern mehrfach in diesem Sinne ausgebeutet (Miß Multon, der Sohn Coralie's u. s. w.). Auch die

Digitized by Google

überschwängliche Liebe der Beiden spricht für meine Hypothese. Eveline nennt Leonoren einmal übers andere Mutter und Mama, und wird von ihr wieder mit überströmendem Gefühle „mein Kind!“ genannt. Ich kann den Verfasser versichern, daß nur ein verschwindend kleiner Bruchtheil seiner Zuhörer nicht bis zuletzt überzeugt war, Eveline werde sich noch als Leonoren's leibliche Tochter erweisen, und ich selbst wollte von dieser Annahme nur darum nichts wissen, weil — — der Theaterzettel, der in solchen Dingen keinen Scherz versteht, ausdrücklich Eveline als Breitenstein's Tochter beglaubigt. Es ist ja möglich, daß ich mich in meinen genetischen Voraussetzungen irre, aber dann ist es die Schuld des Verfassers, der die Verhältnisse nicht klipp und klar hingestellt und seinem Stücke da und dort den Charakter eines Räthsels gelassen hat, das entschieden auf eine andere Lösung, als die von ihm gegebene, hinweist.

Diese Unbestimmtheit in der Handlung erstreckt sich auch auf die Charakterzeichnung. Spielhagen sündigt gegen Lessing's Gebot, den Zuschauer gleich von vornherein ins Geheimniß zu ziehen. Wir sind schon halb geneigt, für die larmoyante Ehebrecherin Mitleid zu fühlen, als ihre nachträglichen Enthüllungen im vierten Acte ihr alle Sympathien rauben. Auch Oletzkow, einen Schurken, wie er im Buche steht, versieht Spielhagen mit freundlichen Lichtern. Er ist eine problematische Natur, undramatisch, d. h. weder ganz schlecht noch ganz gut, und im Schlußacte erscheint er wie umgewandelt, weich, reuevoll, als milder Auslieferer der Briefe, ohne jede Erklärung dieses Zwiespaltes in seiner Natur. Diese Fehler hangen auch noch mit der Art von Spielhagen's Dialog zusammen. Er individualisirt nicht genug. Gute Menschen und schlechte Musikanten, Alle sprechen sie bei ihm dieselbe geistvolle, gedankenschwere, dichterische Prosa. Es sind Alles offenbar heimliche Philosophen und Poeten. Sogar der hohle, rohe Abenteurer Oletzkow spricht vom Mahl der Götter, von Nektar und Ambrosia. Dieses beschwingte Pathos paßt aber ebenso schlecht in den Mund dieser Hallunken, als überhaupt in ein modernes Salonstück.

Erwähne ich noch die breite und überflüssige Episode, die den dritten Act einleitet, und die summarische Art, wie schon in der Mitte des Stückes Figuren und Motive fallen gelassen werden, so habe ich nur noch zu loben. Das Stück ist interessant und sehenswerth von der ersten bis zur letzten Scene, das Werk eines echten Dichters, eine ernsthafte, ehrliche Arbeit, von wahrer Leidenschaft durchglüht, von tiefen, bedeutenden Gedanken getragen, reich an wahrhaft großen Scenen, ein Drama, das sich thurmhoch über Alles erhebt, was seit Jahren auf die deutsche Bühne gelangte. Wie schade, daß es an organischen Fehlern krankt, und daß eine zweite Umarbeitung — zuerst starb überflüssigerweise auch Oletzkow — es nicht lebensfähiger machen konnte. Es ist traurig, zu sehen, wie ein Spielhagen an den Kanzleithüren des Kgl. Schauspielhauses, des Deutschen Theaters, welche sich Talenten, die nicht werth sind, mit ihm in einem Athem genannt zu werden, ohne Weiteres öffnen, vergeblich anklopfen mußte. Immerhin kam der unternehmende Director des Belle-Alliance-Theaters dem Dichter nach Möglichkeit entgegen. Er hat dem Werk eine geradezu blendende Ausstattung zugewendet; wenn er ihm, außer Frl. Fröhlich Eveline), nicht bessere Schauspieler zur Verfügung stellen konnte, so hat er wenigstens die Hauptrolle durch Frau Ellmenreich besetzen lassen, welche, so unzureichend sie auch als tragische Heroine sein mag, im modernen Conversationsstück unstreitig unsere erste Salondame ist — in Sprache, Bewegung und Toilette eine wirkliche femme du grand-monde. Sie trug mit ihrem feinen, harmonischen, geistvollen Spiel in allererster Linie zu dem glücklichen Erfolge des Abends bei.

Z.

Der Raub der Sabinerinnen.

Schwank in vier Acten von Franz und Paul von Schönthan.

Einen recht vielversprechenden Titel führt dieser neue Schwank. Besonders auf Leute, die, wie ich, die Untugend haben, sich dasselbe a priori aus dem Personenverzeichniß und aus dem Titel zusammenzureimen, mußte dieser Titel eine mächtig anziehende Wirkung ausüben. Man halte nur das Personenverzeichniß einigermaßen nachdenklich mit ihm zusammen: ein Professor; natürlich! ein antiker Stoff, der in einem Stücke erwähnt wird, erfordert einen Professor, der womöglich ein Buch über denselben geschrieben; Paula, seine Tochter, sicher ein zu raubendes junges Mädchen, also Sabinerin; Emil Groß ist dann der edle Römerjüngling, der die Sabinerin in sein entvölkertes Junggesellenheim führt; Dr. Neumeister und seine Frau können nichts anderes sein, als das übliche sich zankende junge Ehepaar der Lustspiele; er steht selbstverständlich auf Seiten des Römerjünglings, sie auf Seiten der Sabinerin; zwei Dienstmädchen sind ebenfalls Sabinerinnen; Meißner, der Schuldiener, raubt mit, ist also Römer; die Verwicklung bildet der Raub in modernisirter Form; so weit stimmt Alles vortrefflich. Aber da ist noch eine unglückliche Figur unter den Personen: Emanuel Striese, Theaterdirector. Was mit ihm beginnen? Ich muß offen gestehen, daß ich ihn, bis der Vorhang sich hob, in meinem dramatischen Privatvorspiele noch nicht untergebracht hatte. — Aber was war das? Das Stück, das die Schauspieler vor mir abspielten, war ja gar nicht ein Raub von jungen Geschöpfen. Jener schöne Titel hatte ja gar nichts mit dem Inhalte des Stückes zu thun! Ich muß gestehen, daß die Entdeckung, mich mit meinem eigenen dramatischen Vorversuch diesmal so außerordentlich getäuscht zu haben, einen gewissen Groll gegen die Autoren in mir rege machte. Warum dann der schöne Titel, wenn jene reizende Episode aus der römischen Geschichte, die ja an und für sich schon ein reines Lustspiel ist, kein Analogon hier auf den Brettern findet? Nur weil eine Jugendarbeit jenes Professors, eine Römertragödie, die, ohne den Gang des Stückes zu stören, jeden anderen beliebigen Namen führen könnte, so reizend betitelt ist, erregt man in den Privatdramatikern des Zuschauerraums die angenehme Erwartung einer Wiederholung jener anmuthigen Räuberei? Ist das nicht arg?

Und nun die schier unmöglichen Verwicklungen, die das Stück wohl zur Führung des ehrwürdigen Namens „Schwank“ berechtigen sollen. Eine wahre Jammergestalt von einem Professor, der, obgleich schon Vater von erwachsenen Töchtern, die Thorheit begeht, sein Jugenddrama, eben jene Römertragödie, einer Wandertruppe zur Aufführung zu überlassen, quält sich durch die ganzen vier Akte hindurch mit Nothlügen seiner energischen Frau gegenüber und mit der Angst vor dem Durchfallen seines Stückes. Das Stück fällt natürlich auch durch. Daneben, ganz unzusammenhängend mit diesen Verwicklungen, spielt sich die sonderbare Geschichte ab, daß des Professors Tochter, verheirathet mit einem Dr. Neumeister, ihren Mann veranlaßt, ihr ganz unmotivirter Weise ein Jugendverhältniß mit einer Schauspielerin vorzulügen. Natürlich entstehen daraus große Verlegenheiten, die auch, nachdem der Vorhang zum letzten Male gefallen war, noch nicht gehoben waren; die junge Frau und ihre Mutter werden über den wahren Sachverhalt auch bei der allgemeinen Aufklärung im letzten Akte ganz unaufgeklärt gelassen. Merkwürdig! Als dritte isolirte Handlung figurirt das mehr als kühne Liebeswerben des ungerathenen Sohnes Emil Groß, welcher der „Schmiere“ als erster Liebhaber angehört, um die jüngste Tochter des Professors. Der Vater des ungerathenen Sohnes irrt zuweilen auch ohne eigentlichen Zusammenhang mit allen Uebrigen auf den Brettern umher und vermehrt durch seine nie willkommene Gegenwart die komischen Situationen. Und auch das dramatisch angehauchte Dienstmädchen, dem wir so oft in den Schwänken und Possen begegnen, verfehlt nicht, zu erscheinen.

In der That ein tolles Conglomerat von unnatürlichen Situationen, dieser „Raub der Sabinerinnen“, noch etwas toller als der antike echte Raub. Aber komisch wirken diese Situationen allesammt. Auch ihre zusammenhangslosigkeit vergißt man über der einen Figur, die an ihnen allen Theil nimmt, über dem Theaterdirector Emanuel Striese. Diese Figur ist die einzige im Stücke, die von Anfang bis zu Ende scharf und sorgfältig ausgearbeitet ist. Ihre Schöpfung ist ein höchst glücklicher Griff der beiden Autoren.

Selbst der schroffe Gegensatz, in welchem der matte vierte Akt zu dem höchst effektvollen Schlusse des dritten Aktes steht, vermochte den Erfolg nicht zu beeinträchtigen, den das Stück im Wallnertheater errang. Es ist nur ein Heiterkeitserfolg, aber Schwänke verlangen ja keine anderen.

O. B.

Digitized by Google

Opern und Concerte.

Eine neue Operette im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater. Herr Prévost in der Königlichen Oper. Teresina Tua.

„Gasparone" heißt das neueste Werk des Herrn Millöcker (Componisten des Bettelstudenten), zu welchem die Herren Zell und Genée den Text zugeschnitten haben — denn woher der Stoff genommen ward, das kann Niemand sagen. Die Herren besitzen ja ein unvergleichliches Talent, alte, längst vom Theater entschwundene Stücke zu entdecken, umzuarbeiten und als selbstständige Operettentexte zu verwerthen, und man müßte ein litterarischer Detective von ungewöhnlichem Spürsinne sein, um ihnen bei jedem Zuschnitte den Ursprung des Stoffes nachzuweisen. Es ist auch immer anerkennenswerth, wenn ein Mann, der heute die 300. Aufführung seiner „Nanon" dirigirt, morgen wieder eine neue Operette „Rosina" vorführt, acht Tage später als der Textdichter eines anderen Componisten erscheint; es wäre allerdings noch anerkennenswerther, wenn er frei und offen den ersten Urheber des Textes nennte; es wäre sogar klüger, denn früher oder später wird dieser doch entdeckt und genannt.

Was nun diesen (relativ) neuen Text des „Gasparone" betrifft, so ist derselbe recht geschickt zugeschnitten; und wären der zweite und dritte Act so lustig und rasch abrollend wie der erste, so würde der Erfolg ein ganz unzweifelhaft andauernder sein. In diesem ersten Acte folgen Schlag auf Schlag die drolligsten Scenen. Gasparone ist der Name eines berüchtigten Banditen, der aber nie zum Vorschein kommt*). Der Podesta von Syracus ist von der Regierung beauftragt, auf ihn zu fahnden; und während er Alles aufbietet, um diesen Auftrag zu erfüllen und die ganze Polizeimannschaft u. s. w. nur den einen Zweck verfolgt, treibt eine Schmugglerbande fast unter den Augen der Behörden ihr Gewerbe mit Ruhe und Sicherheit. Eines frühen Morgens, als die Anführer sich über ihr Geschäft unterhalten und ihre List preisen, die ihnen eingab, immer den Gasparone vorzuschieben, werden sie von einem jungen Cavalier belauscht, der in der Gegend herumschleicht, um einer schönen Dame zu begegnen. Dieser Conte Erminio ist in die verwittwete Gräfin Santa Croce verliebt, die ihn gar nicht beachtet, und will durchaus von ihr beachtet werden. Das Gespräch der Schmuggler bringt ihn auf den Gedanken eines ganz besonderen Planes; er bietet den Beiden die Nothwahl, daß sie von ihm angezeigt werden oder seinen Plan unbedingt unterstützen und glänzenden Lohn erhalten; sie besinnen sich nicht lange. Die Gräfin Santa Croce reitet durch einen Wald, um den Podesta aufzusuchen; sie wird von Räubern angefallen und von einem jungen Manne befreit; dieser war der Graf Erminio, der jene Räuber von den Schmugglern darstellen ließ. Gerne würde die Dame von dem Helden sich den Hof machen lassen, aber sie hat dem Podesta versprochen, seinem Sohne die Hand zu reichen zum Ehebunde. Sie that es aus Dankbarkeit, weil sie arm und von der Familie ihres Gatten der Güter beraubt, beim Podesta eine Zuflucht gefunden zu haben wähnt; sie weiß in jenem Augenblick nicht, daß ihr Prozeß günstig entschieden ist und daß sie eine Million besitzt. Der saubere Podesta aber wußte es genau; ihm waren die Acten bereits zugesendet; er hütete sich aber wohl, die Dame früher in Kentniß zu setzen, als sie ihm das Jawort für den Sohn gegeben; denn die Million soll diesem und ihm aus allerlei bösen Nöthen helfen, die ihm seine Stelle kosten, vielleicht noch größere Unannehmlichkeiten bringen können. Als nun die Gräfin durchaus darauf besteht, ihr Wort zu lösen (so schwer es ihr auch ankommt), da führt der Graf Erminio den Hauptstreich seiner Pläne aus: Er hat sich noch nicht genannt und spielt den Mysteriösen; während des Verlobungsballes dringt er in die Gemächer der Gräfin, zwingt diese, ihm die im Prozesse gewonnene Million zu überliefern, und entflieht. Die Dame glaubt nicht anders, als daß der schlimme Gasparone ihr den Streich gespielt hat; doch kann sie sich nicht entschließen, der Behörde die wahre Beschreibung des Räubers zu geben, für den sie ja eine geheime Schwäche spürt. Als der Podesta erfährt, daß die Gräfin ihre Million nicht mehr hat, also ihm nicht aus den Nöthen helfen kann, ändert er sein ganzes Betragen, und bringt es bald zu Wege, daß die Verlobung des Sohnes aufgehoben wird. Jetzt tritt der Graf Erminio hervor, der, inzwischen mit allen nöthigen Papieren versehen zurückgekommen ist; er hatte die Gräfin gleich vor dem Podesta und dessen Sohne gewarnt; nunmehr sie sich überzeugen konnte, daß nur der niedrige Eigennutz die Beiden geleitet, setzt sie der Bewerbung des heimlich Geliebten keine Weigerung mehr entgegen. — Dies ist die Fabel des Stückes, in welche noch einige komische Episoden eingeflochten sind. Diejenigen Leser, welche etwa fragen sollten, wieso der Podesta, der doch den Gasparone fangen soll, den verdächtigen Eindringling, welcher der Gräfin ganz offen den Hof macht und jeden gesetzlichen Nachweis über seine Person verweigert, nicht sofort festnehmen läßt verweisen wir auf ein Bildchen in den „Fliegenden Blättern", das vor etwa drei Wochen daselbst erschienen ist: Zwei Knaben stehen mit offenem Munde vor einer Hundehütte; eine poetische Inschrift erklärt, Wer da wissen will, warum die Beiden „das Maul aufsperren", möge sie um die Ursache befragen. Aber wir wollen auch gleich hinzufügen, daß dem Zuhörer diese Fragen im ersten Acte gar nicht auftauchen, weil bei den vielen wirklich drastisch-komischen Scenen und dem raschen Verlaufe das Lachen und nicht das Denken vorwaltet. Erst bei der Länge des zweiten Actes kommen die Betrachtungen. Doch enthält dieser und der dritte doch noch so viel Stoff, daß bei starken Kürzungen auch hier die lustige Stimmung erhalten bleiben kann.

In der Musik ist die gute Arbeit, die anständige Haltung, die geschickte Instrumentation und Stimmführung zu loben. Einige Couplets sind von recht komischer Wirkung, eine Liebesarie des Grafen Erminio ist sehr melodiös, ein Duett zwischen ihm und der Gräfin ist graziös, ein italienisches Liedchen der Sora, Frau eines Gastwirthes und Hauptschmugglers, ist sehr wirksam; ein Walzer, den dieser letztgenannte im dritten Akte singt, kann zwar auf Originalität nicht den mindesten Anspruch machen und gehört eben zur geschmuggelten Waare, ist aber recht lebhaft, gefällig und wirksam. Gespielt wurde ganz vortrefflich von den Damen Frl. Wrabа (Gräfin), Koch (Sora) und Schmidt (die eine alte kokettsentimentale Duenna ganz unvergleichlich gab), dann von den Herren Wellhof (Podesta), Steiner (Graf) und Weidmann (Wirth und Schmuggler). Auch die Träger der kleineren Rollen verdienen Lob. Das Publikum war im ersten Acte höchst belebt, Hervor- und da capo Rufe nahmen kein Ende; in den beiden letzten Acten herrschte zwar nicht mehr dieselbe ununterbrochene Heiterkeit, doch gab es noch immer genug lustige Momente, die bei starken Kürzungen der Gespräche den Erfolg sichern können.

In der Königl. Oper gastirte als „Rhadames" in Aida ein französisch-italienischer Sänger, Herr Prévost, dem ein großer Ruf vorausgemacht worden war. Uns war sein Mißlingen von vornherein unzweifelhaft; wir hatten den Herrn schon im Mai d. J. in Turin gehört, konnten dieses Tremoliren und diesen neumodischen hellen und farblosen Klang nicht ertragen und verließen die Oper nach dem ersten Act. Daß man diesem Sänger die Pforten der Königl. Oper öffnete und noch dazu gestattete, italienisch zu singen, ist ganz unbegreiflich. Selten hat sich das Urtheil der Presse so einstimmig gegen eine Leistung ausgesprochen, als gegen diese.

Den Concertreigen dieser Winter-Saison hat die liebliche Teresina Tua bei Kroll eröffnet. Ihr graziöses brillantes Spiel und ihr schöner Vortrag, verbunden mit dem denkbar einnehmendsten Aeußern und der bezaubernden natürlichen Grazie des Gebahrens, gewann ihr wieder alle Sympathien.

H. Ehrlich.

*) Gerade wie im „Capitän Nicolle" der Verschwörer, dessen Erscheinen immer angekündigt wird, während er eigentlich gar nicht existirt.

Digitized by Google

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Dahl, Tizian, Canova, Rubens,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Tanagra-Figuren.

Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichsten Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco

Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung.
Berlin W., 29 Behrenstr.

50 Pf. **Engelhorn's** *Geb. 75 Pf.*
Allgemeine Romanbibliothek.
Preis pro Band 50 Pf. = 30 nkr.; eleg. geb. 75 Pf. = 45 nkr.

Der 3. Band

Aus Nacht zum Licht
(Called Back)
von
Hugh Conway

Preis 50 Pf., gebunden 75 Pf.

ist soeben erschienen.

Das Erscheinen dieses interessanten und spannenden Romans hat in England das grösste Aufsehen gemacht; sein Absatz beziffert sich nach

Hunderttausenden.

Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Gerettet.

Schauspiel in 4 Akten
von
Friedr. Spielhagen.
brosch. *M.* 3.—, eleg. geb. *M.* 4.—.
Verlag von **L. Staackmann** in **Leipzig.**

Bei **Duncker & Humblot** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Rodbertus,
der Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus.
Eine sozial-ökonomische Studie von
Dr. Georg Adler.
gr. 8. Preis 1 Mark 80 Pf.

Bei **Th. Grieben's Verlag** (L. Fernau) in **Leipzig** ist erschienen:

Das Kind
in Brauch und Sitte der Völker.
Anthropologische Studien
von Dr. med. **H. Ploss.**
Zweite stark vermehrte Auflage.
2 Bände. Preis 12 Mark, eleg. geb. 15 Mark.

Gelesenste Zeitung Deutschlands.

„Berliner Tageblatt" | Abonnements-Preis

Berliner Tageblatt.

nebst seinen 4 werthvollen Separat-Beiblättern: Illustrirtes Witzblatt „*ULK*", belletristisches Sonntagsblatt „**Deutsche Lesehalle**", Mittheilungen über „**Landwirthschaft, Gartenbau** und **Hauswirthschaft**" und „**Industrieller Wegweiser**". Bei reichem Inhalte und geistiger Frische

die billigste deutsche Zeitung.

Abonnementspreis **5 Mk. 25 Pf.** pro Quartal für alle 5 Blätter zusammen bei allen Reichs-Postanstalten. **Probe-Nummer gratis und franco.**

Verlag von Karl J. Trübner in Straßburg.

Soeben erschienen:

Liebmann, Otto. **Die Klimax der Theorien.** Eine Untersuchung aus dem Bereich der allgemeinen Wissenschaftslehre. 8°, IV u. 113 S. *M* 2.50.

Die Verlagshandlung erlaubt sich auf die eingehende Besprechung dieser Schrift in Nr. 31 (2. August) der Gegenwart zu verweisen. („Ein Bekämpfer des Empirismus von Johannes Volkelt.")

Früher erschien:

Liebmann, Otto. **Zur Analysis der Wirklichkeit.** Eine Erörterung der Grundprobleme der Philosophie. 2. beträchtlich vermehrte Auflage. 1880, 8°, VIII u. 680 S. *M* 9.—.

Gedanken und Thatsachen. Philosophische Abhandlungen, Aphorismen und Studien. 1. Heft. (Die Arten der Nothwendigkeit. — Die mechanische Naturerklärung. — Idee und Entelechie.) 1882, 8°, V u. 121 S. *M* 2.50.

Ueber philosophische Tradition. Eine akademische Antrittsrede, gehalten in der Aula der Universität Jena am 9. Dezember 1882. 1883, 8°, 32 S. *M* 1.—.

Verlag von **Friedrich Vieweg & Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)
Soeben erschienen:

Vorträge und Reden
von Hermann v. Helmholtz.

Zugleich dritte Auflage der „Populären wissenschaftlichen Vorträgen des Verfassers. **Zwei Bände.** Mit in den Text eingedruckten Holzstichen.
gr. 8. geh. **Preis 12 Mark.**

Verlag von **Friedrich Vieweg & Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)
Soeben erschienen:

Die Reform der Oper durch Gluck
und R. Wagner's Kunstwerk der Zukunft
von **C. H. Bitter,**
Königlich Preussischem Staatsminister.
gr. 8. geh. **Preis 10 Mark.**

Demnächst erscheint:

IV. Verzeichniss
und Sammlung **auserlesener** antiquarischer Bücher aus allen Gebieten d. Lit.: Schöne Lit. (Erste Ausgaben), Facetien, Seltenheiten, Prachtwerke, Geschichte, Philos., Medicin, Naturw. (sehr reichhaltig), Rechtsw., Wiss. Zeitschriften u. s. w. u. s. w. ca. 2000 No.

Reichste Ausbeute für jeden Bücherfreund. **Ich bitte zu verlangen.**

Fr. E. Fehsenfeld.
Univ.-Buchh. u. Antiquariat
in Giessen.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c. Abbonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis: per 1/1 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
850 300 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Bücher-Ankauf.
Bibliotheken und einzeln zu höchsten Preisen. Meine Lagercataloge liefere für 30 Pf. franco.
L. Glagau Sohn, Hamburg, Burstah.

Redaction und Expedition, Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 41. Berlin, den 11. October 1884. Band XXVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Das deutsche Nationalgefühl in Oesterreich. Von Berthold Moldauer. — Der Kabelschutz. Von Gustav Weisbrodt. — **Literatur und Kunst:** Muth. Von Heinrich Bulthaupt. — Neues über den alten Weltschmerz. Von H. Breitinger. — Ein neuprovençalisches Epos. Besprochen von Theophil Zolling. — Ristori und Rachel. Von Ernest Legouvé. — **Feuilleton:** Der Tubus. Von Enrico Castelnuovo (Fortsetzung). — **Aus der Hauptstadt:** Die akademische Kunstausstellung. — Von A. L. (Schluß). — Notizen. — Inserate.

Das deutsche Nationalgefühl in Oesterreich.

Von Berthold Moldauer.

Nahezu dreihundert Jahre lang, von der Reformation an, hat das deutsch-österreichische Volk von den meisten seiner Stammesgenossen im Reiche sich entfernt; erst mit dem Wiedererwachen der deutschen Nationalliteratur, welche allen Menschen deutscher Zunge den herrlichsten Schatz, einen lebenbringenden und alles Große in sich schließenden Gemeinbesitz geschaffen hat, beginnt die Wiederannäherung, die selbstverständlich von den gebildetsten Kreisen ausgeht. Die Erschöpfung der literarischen Productionskraft hätte diese Bewegung vielleicht ins Stocken gebracht, wenn nicht die das Nationalgefühl aufregende Gründung eines mächtigen deutschen Reiches eingetreten wäre, in welchem nun überdieß Regierung, Parteien und Denker sich — jeder in seiner Art — an die Spitze der großen Strömung gestellt haben, von welcher heute Alles in Europa beherrscht ist: der Strömung nach einer wirthschaftlichen Verbesserung der Gesellschaftsformen.

Zu den kräftigsten Mitteln, die Deutschösterreicher bis in ihre tiefsten und ruhigsten Schichten an ihre Nationalität zu erinnern, gehört indeß der Kampf, in den sie gedrängt worden sind. Das Ministerium Taaffe hat ebenso unfreiwillig wie kräftig das Deutschthum bei uns gefördert und durchaus unrichtig wäre daher die Behauptung, das Deutschthum sei in den letzten Jahren in Oesterreich zurückgegangen. Zurückgegangen ist der Einfluß der Deutschösterreicher auf die Gesetzgebung, wogegen — dies sei in Parenthese bemerkt — der moralische Einfluß des deutschen Reiches auf dieselbe größer ist als jemals. Zurückgegangen ist auch der administrative Einfluß der Deutschen, was in Ländern, wo sie als geringe Minorität desselben bedürfen, wie in Krain, bedauerliche Ungerechtigkeiten gegen sie ermöglicht hat. Die deutschsprachige Verwaltung früherer Zeit war indeß keineswegs oder doch nur in einer verschwindend kurzen Epoche eine deutschfühlende gewesen; der Deutschösterreicher war von Natur und noch mehr von Obrigkeitswegen unter dem Commiß-Deutschthum Bach's, unter dem Hofraths-Deutschthum Schmerling's, ja selbst unter dem Verwaltungsraths-Deutschthum der „Bürger"-Epoche nur wenig deutsch, und der Beamte deutscher Zunge, der auch deutsch gefühlt oder gedacht hätte, wäre in seiner Stellung arg bedroht gewesen. Die Deutschösterreicher waren Oesterreicher schlechtweg, waren Centralisten, waren die Hand, welche die anderen, die national denkenden, Nationalitäten zusammenfaßte. Als man vom Beamtenstaate Bach's zum constitutionellen Staate Schmerling's überging, mußte man, um das Verhältniß des Ueberwiegens des centralistischen Volksstammes über die national Denkenden aufrechtzuhalten, zu Gunsten der nur ein Drittel der cisleithanischen Bevölkerung bildenden deutschen ein kunstvolles Wahlsystem ausklügeln, in welchem überdieß der Kaiser, durch seinen Einfluß auf den fideicommissarischen Großgrundbesitz, eine ausschlaggebende Stimmenzahl zu verschenken vermochte. Es war also klar, daß die Deutschen ihre führende Stellung nur behaupten konnten, wenn sie sich derselben in den Augen des Monarchen durch einen sehr gemäßigten Liberalismus, mehr aber noch durch starke Empfindung für die Machtstellung des Staates würdig zeigten. In ersterer Beziehung waren sie mehrmals ohne wesentliche Schierigkeit zu zügeln; in letzterer Beziehung versündigten sie sich während der Debatten über die bosnische Occupation, in welchen beispielsweise der verfassungstreue Abgeordnete Demel die Behauptung aufstellte, Oesterreich sei nur ein Bund zweier Mittelstaaten, kein Großstaat. Diese enge Bürgerlichkeit und die, am schärfsten in Dr. Herbst verkörperte, einseitige Advocatenklugheit der Mehrzahl der deutschen Vertretung verursachte damals Zweifel an ihre Befähigung, in einem Großstaat eine Rolle zu spielen, obwohl nicht vergessen werden darf, daß der sehr burschikose Graf Andrassy die Herren provocirt hatte. Der Kaiser wäre darüber vielleicht hinweggegangen und bot in der That, als Auersperg zurücktrat, dem verfassungstreuen de Pretis die Ministerpräsidentschaft an. Unter diesem Ministerium wären die Czechen, der ewigen Abstimmung müde, in den Reichsrath getreten, die Verfassungspartei hätte ihr Ziel, in Oesterreich die Verfassung allseitig praktisch durchzuführen, erreicht — aber Herbst, noch verbittert durch die bosnischen Debatten, lehnte es ab, de Pretis zu unterstützen. Der Kaiser berief somit Taaffe, der bei den Wahlen den Einfluß der Krone in die slavische Wagschale legte, und unter ihm traten die Czechen mit einer Rechtsverwahrung, in der sie die Unverwirkbarkeit ihres böhmischen Staatsrechtes betonten, in den Reichsrath; was unter dem Zeichen eines gemäßigt liberalen und deutschfreundlichen Ministeriums hätte geschehen können, geschah unter dem eines gemäßigt reaktionären und slavenfreundlichen. Dieses Zeichen schwebt über Allem, was der jetzige Reichsrath, die jetzige Regierung vollbracht hat; die Deutschen fühlen sich eingeengt, treten immer erbitterter in den Kampf — das deutsche Nationalgefühl wächst immer kräftiger empor. Aus den deutschsprechenden Oesterreichern, den Oesterreichern schlechtweg, werden Deutsche, aus den Centralisten werden Vorkämpfer der eigenen Nationalität.

Mit welchem Ziele nun kämpfen die Deutschen? Können sie hoffen, jemals die Majorität im Reichsrathe zu erlangen: Nein, keine Macht der Erde vermag es herbeizuführen, daß 7 Millionen Deutsche mehr zählen als 14 Millionen Slaven, außer auf künstlichem Wege, wenn es nämlich dem Kaiser

Digitized by Google

beliebt, die Deutschen doppelt und dreifach zu zählen, für welches Belieben man doch, wie wir oben ausführlich dargethan, eine Gegenleistung geben muß. Und angenommen, der Kaiser wollte, einem großmüthigen Zuge folgend, ein Wahlgesetz octroyiren, das in Anerkennung der deutschen Culturüberlegenheit den Deutschen nicht von Fall zu Fall, sondern für ewige Zeiten die Mehrheit sicherte — glaubt man denn, daß die Czechen, die Polen u. s. w. anders, als mit einem, im constitutionellen Staate sonst ganz unbekannten, Zwange sich darein fügen, und daß sie — dies ist ein sehr wichtiger Punkt — dadurch nicht in eine, unserer deutschen Allianz völlig schädliche Todfeindschaft gegen die Deutschen getrieben würden? Die Allianz Oesterreichs mit Deutschland wäre unmöglich in einem Oesterreich, wo die Slaven unterdrückt wären, und Oesterreich ist, vom Standpunkte des Politikers in Deutschland betrachtet, doch ein zum großen Theil den Deutschen übelgesinntes Völkergemenge, welches, indem es sich von Wien aus regieren läßt und dabei in leidlich guter Laune gehalten wird, dem sonst von Feinden umlagerten deutschen Reiche eine feste Bundesgenossenschaft bietet. Unsere österreichischen Deutschen sind gegenwärtig mit der auswärtigen Politik unseres Staates, die Slaven mit der innern zufrieden. Es wäre kein Halt, wenn man die Slaven nach beiden Richtungen beleidigen würde.

Mehr Verständniß für die Sachlage als die orthodoxen Verfassungsmänner zeigen die Deutschnationalen; sie haben sich ein Programm zu eigen gemacht, das allerdings nicht von den Führern, sondern vom Volke, und zwar insbesondere in Nordböhmen, ausgegangen ist, und etwa die Hälfte der Abgeordneten scheint sich dem immer stürmischer werdenden Rufe, der sich der Wählerschaft fast vollständig bemächtigt hat, folgen zu wollen. Dieser Ruf verlangt Loslösung der deutschen Bezirke Böhmens von den slavischen und, um die radicale Cur zu erzwingen, fordern die Deutschnationalen, daß die Vereinigte Linke aus dem Reichsrathe austrete, ihn beschlußunfähig mache. Eine innerliche Spaltung der Partei ist in Folge dessen bereits eingetreten. Dieses Programm der Theilung Böhmens in eine deutsche und eine czechische Provinz ist indeß in der vorliegenden rohen Form nicht nur unausführbar, da weder die Krone noch die Czechen darein willigen würden, sondern sie ist auch unzweckmäßig, denn in vielen Bezirken sind Deutsche und Czechen stark ineinander gemischt; noch mehr ist dies in Mähren der Fall, wo doch eine Beilegung der nationalen Streitigkeiten nicht minder dringend ist, dort ist im Allgemeinen die Stadt deutsch und das flache Land czechisch.

Nun giebt es aber extreme und zugleich naive Deutschnationale, welche sagen: „Mögen die Schwierigkeiten in der Monarchie nur immer zunehmen, mögen sie bis zu deren Sprengung anwachsen, umso besser — dann werden wir mit unseren Brüdern im Reiche vereinigt werden. Man zwinge die Krone durch die stärksten gesetzlichen Mittel, also durch Fernbleiben vom Reichsrathe zunächst, diesen uns genehmen Weg thatsächlich einzuschlagen". — Wir sehen nun ganz davon ab, daß die Krone ihnen den Gefallen, die Monarchie zu schwächen, nicht thun wird und daß die deutschösterreichische Bevölkerung keineswegs so lange in der nöthigen Spannung zu erhalten sein würde, bis die Schlußausführung des Planes, die Annexion an das deutsche Reich, reif ist, über die ja natürlich ganz andere Kräfte zu entscheiden haben als einige Vereine in Deutsch-Oesterreich. Von all dem sehen wir ab. Aber jeder Denkende weiß, daß die Annexion Westösterreichs für das Deutsche Reich, das von äußeren Gefahren und inneren, socialistischen, particularistischen und religiösen Schwierigkeiten in nächster Zukunft mehr noch als im Augenblicke bedroht ist, keineswegs ein Gewinn wäre. Es muß sich Manches in Deutschland und im Orient, diesem noch schwankenden, gegen Rußland zu beschützenden Gebiete, ändern, manche Frage muß gelöst werden, ehe dieses Oesterreich, das zwar bisher noch von Geschlecht zu Geschlecht genöthigt war, seine europäische Nothwendigkeit zu beweisen, das aber diesen Beweis bisher in jeder dieser Krisen erbracht hat, ihn eines Tages schuldig bleiben wird. Schwerlich wird der nationale Drang der österreichischen Deutschen — dem ja der der Slaven gegenüberstünde — das Aufgehen des Westtheiles in Deutschland erzwingen; wahrscheinlich wird dies vielmehr, wenn es überhaupt im Buche des Schicksals geschrieben steht, in einer Epoche sich ereignen, welche weniger die nationalen Gegensätze als die geographischen und culturellen Zusammengehörigkeiten (die Czechen sind die abendländischsten aller Slaven) erkennen wird. Gäbe es in Oesterreich weitblickende Annexionisten, so müßten diese sich sagen, daß das Herausfordern des czechischen Nationalgefühls in Permanenz erklären, ihre eigenen Pläne vollständig verhindern heißt. Phantastisch und verwerflich sind daher die Ziele der extremen Gruppen der Deutschnationalen zu nennen und unklar auch die der minder extremen. Ihr Verdienst, und dies ist allerdings bedeutend, liegt auf der Gefühlsseite. Sie hat das Nationalgefühl der Deutschen gekräftigt und zu einer politischen Macht erhoben und dadurch unserem Volksstamm einen besseren Schutz gegen das gefürchtete Slavisiren mitgegeben, als alle Wahlstrategie ist.

Nicht des ewigen Nationalitätenkampfes und nicht der unsicheren künstlichen Mehrheit bedürfen wir, um im Reichsrathe vor Ueberstimmung in nationalen Fragen sicher zu sein. Kein anderes Mittel giebt es hierfür, als die Wegräumung der nationalen Fragen durch eine verfassungsmäßige Ordnung derselben. Sind die Gründe der nationalen Kämpfe beseitigt, dann wird sich durch die natürliche Macht der Dinge, zuerst in den wichtigeren, dann in den meisten Fragen, von selbst eine Uebereinstimmung zwischen den Liberalen unter den Deutschen und unter den Czechen herausbilden und so in der That allmälig an Stelle der nationalen Gruppirung, welche jetzt in erster Linie im Parlamente steht, eine politische und wirthschaftliche treten. Hat sich der Widerstreit zwischen Deutsch und Czechisch beruhigt, dann wird die hohe Bedeutung nach und nach verschwinden, welche dem böhmischen Staatsrechte jetzt in den Kämpfen noch beigemessen wird, und es wird wieder werden, was es gewesen ist, eine mittelalterliche Reliquie. Die Polen freilich werden wahrscheinlich ihre exclusive Stellung länger, wenn nicht allezeit, bewahren; ihr einziges Ideal bleibt, aus Galizien immer mehr die polnische Festung zu machen, von der aus sich Polen einigen läßt, und zwar, wie sie seit einiger Zeit hoffen, unter habsburgischem Scepter, daher sie, ohne österreichisch zu sein, sich der Dynastie gerne ergeben zeigen. Dieser ihrer unabänderlich exclusiven Stellung, sowie den ihrem Landtage zugestandenen Sonderrechten und schließlich dem tiefen Culturstande des niederen Volkes in Galizien entsprechend, ist es auch richtig, wenn man selbst bei künftigen allgemeinen Wahlen die gegenwärtige relativ geringe Zahl der Vertreter dieser Provinz im Reichsrathe nicht vermehrt, wodurch gleichzeitig das Verhältniß in demselben weniger ungünstig für die Deutschen wird, als wenn die Wahlkreise genau nach der Bevölkerungsmenge eingetheilt würden. Oesterreich vereinigt so heterogene politische, wirthschaftliche und Bildungszustände in seinen Grenzen, daß es eine rein mathematische Wahlverfassung vorläufig noch kaum vertragen und die gegenwärtige durchaus unregelmäßige, ihrerseits an die complicirten ständischen Einrichtungen sich anlehnende nur erst theilweise beseitigen kann.

Was freilich mehr als alle Interessenfragen das deutsche Volk in Oesterreich abhält, sich über die nothwendig gewordene Parlamentsreform klar zu werden, das ist der Stolz, der — wie wir hinzufügen wollen — existirte, lange bevor das deutsche Nationalbewußtsein zur jetzigen Kraft gediehen war. Namentlich dem Czechen und Slovenen gegenüber, denen man gewohnt war, in niedrigen und niedrigsten Stellungen zu begegnen, betrachtete man sich als der Höherstehende allezeit. Nun selber die Hand dazu zu bieten, um eine czechisch-slovenisch-polnische Mehrheit zu schaffen, sich freiwillig selbst als Minderheit zu erklären — was man freilich ohnehin im Reichsrathe augenblicklich ist — offen anerkennen, daß man gewillt ist, über seine eigenen inneren Verhältnisse eventuell eine Coalition der slavischen Abgeordneten entscheiden zu lassen, fordert allerdings Entsagung. Wir Deutsche sind es, die den Kern dieses Reiches abgegeben, die weitaus am meisten zu seiner Entstehung beigetragen haben, und nun werden wir zuerst von den Ungarn, die wir aus türkischen Händen befreit, um die Hälfte der Herrschaft gebracht und sollen jetzt von oberflächlichen Polen, bäuerischen Czechen und uncivilisirten

Digitized by Google

Slovenen in der anderen Hälfte auf den kleineren Theil beschränkt werden, mit der bloßen Aussicht, als Hauptmasse einer liberalen Partei den Einfluß wiederzugewinnen? Wir sollen dem Schulmeister gleichen, der, nachdem er an den Zöglingen sein Werk vollendet hat, von ihnen zurückgedrängt wird?

So mußte sich freilich auch Rom, nachdem es die Masse fremder Länder in sich aufgenommen, dalmatinische und dacische Kaiser, so mußte Frankreich ein Oberhaupt aus dem unterworfenen Corsica sich gefallen lassen. Aber nicht diese Beispiele, welche die nothwendigen Folgen jeder Annexionspolitik in schärfster Form zeigen, brauchen wir zum Troste unseres Nationalstolzes anzuführen, der, wie die vorhergegangene Argumentation deutlich beweist, die einzige Stelle ist, an der wir bei der übrigens unvermeidlichen Umgestaltung leiden können. Die Stellung der deutschen Sprache in Oesterreich, deren gesetzliche Fixirung freilich einer der Punkte des Ausgleiches sein muß, die Stellung des deutschen Wien als Reichs- und Staatshauptstadt, die nur vorübergehend in dieser Zeit der Nationalitätenkämpfe verdunkelt wird, müssen unserem Selbstbewußtsein als Schöpfer des Reiches und als Höchstgebildete seiner Nationen vor Allem willkommen sein. Bedeutungsvoller aber ist die Allianz der Monarchie mit Deutschland, die zwar der Einsicht aller Nationalitäten sich aufdrängen muß, die aber nur dem Herzenszuge von uns Deutschen, nicht dem der Slaven, nicht dem der Magyaren entspricht. Diese Blutsverwandten, auf die wir stolz sind, müssen als Verbündete von allen unseren Mitbürgern offen anerkannt werden.

Daß diese Allianz nun, wie man vielfach wünschen hört, in ein staatsrechtliches Verhältniß umgewandelt werde, scheint nicht möglich; eine parlamentarische Ratification für eine bestimmte lange Dauer wäre das Wünschenswertheste. Praktisch wichtig vor Allem aber ist der Abschluß eines Zoll- und Handelsbündnisses mit dem Deutschen Reiche einerseits und der Türkei andererseits. Die kleinen christlichen Balkanstaaten, welche nur ungern in die ungleiche Freundschaft mit der benachbarten Großmacht eingehen, würden nothgedrungen in diese, sie einschließende, Zollunion nachfolgen, welche für alle Theile, namentlich aber für Oesterreich und speciell für den geographischen Mittelpunkt der ganzen Union, für Wien von außerordentlichstem Vortheile sein müßte, von weit größerem jedenfalls als die phantastische Erwerbung Salonichi's, die uns ein griechisches Venedig, nämlich ein Stück graecia irredenta, gäbe und statt des Handels mit dem ganzen Orient den eitlen nur der Eitelkeit schmeichelnden, unsicheren Besitz einer exponirten Hafenstadt.

Suchen wir nun das Ergebniß unserer Betrachtungen an die augenblickliche Situation zu knüpfen, so zeigen sich uns allerdings nicht die besten Hoffnungen für eine liberale Lösung der vorliegenden Fragen. Ein Ausgleichsgesetz wird zu Stande kommen, denn die Herstellung eines nationalen Friedens-, wenn auch vorläufig wohl nicht Freundschaftsverhältnisses, ist nicht mehr zu umgehen. Aber voraussichtlich wird jene aus dem verfassungstreuen und dem reactionären Theile des Groß-Grundbesitzes auf dem Compromißwege sich bildende Mittelpartei es sein, welche, um nur ja einer liberalen Verfassungsänderung vorzubeugen, die Ausgleichsarbeit in die Hände nehmen wird, begünstigt durch die höchsten Kreise, denen eine Dämpfung der im Kampfe sich entwickelnden nationalen Leidenschaften sicherlich willkommen ist. Die gewohnheitsmäßig mit den Feudalen gehenden Altczechen, die Clericalen und die Polen werden mit der Mittelpartei gehen, und was zu der Zweidrittelmajorität noch fehlt, die für eine eventuell nöthige Verfassungscodification erforderlich ist, wird sich bei den Deutschliberalen finden, die dann allerdings Gelegenheit haben werden, für ihren Standpunkt entscheidend einzutreten. Daß sie aber zum Beispiel die Aufhebung der Großgrundbesitzercurie nicht werden durchsetzen können — wenn sie es auch wollen —, das ist natürlich. Der Ausgleich wird den Stempel dessen tragen, der ihn gemacht hat, und das Ministerium, das ihn auszuführen haben wird, wird ein Mittelpartei-Ministerium sein. Es wird eine große Aehnlichkeit mit jenem Ministerium Auersperg haben, das bis zum Jahre 1879 regiert und während der größeren Hälfte seines Daseins unter allgemeiner Unlust vegetirt hat. Aber eben unter dem Drucke dieser Unlust, unter der Herrschaft einer solchen pseudo-parlamentarischen Compromißregierung wird bei Deutschen und Czechen zum ersten Male ein gemeinsames politisches Gefühl entstehen, die gemeinsame Unzufriedenheit, und es wird sich allmälig im Abgeordnetenhause eine Allianz der deutschen und czechischen Liberalen über gewisse wichtige liberale Forderungen bilden — eine Allianz, die schließlich, wie wir vertrauen, über die oben angedeuteten Grundlagen einig werden dürfte.

Der Kabelschutz.

Von Gustav Weisbrodt.

Von dem Augenblick an, wo der Telegraph ein Verkehrs-Institut geworden, bedurfte er eines besonderen Schutzes: die Normen des gewöhnlichen Rechts konnten nicht als ausreichend erscheinen und die durch das Meer gehenden Leitungen waren geradezu schutzlos, wenigstens war eine civilrechtliche Klage auf Schadenersatz (durch Beschädigung oder Zerstörung der Leitungen) absolut unmöglich. Ein so gefährlicher Zustand — schon im Jahre 1875 belief sich das in den unterseeischen Leitungen investirte Capital auf rund 500 Millionen Francs und es dürfte gegenwärtig auf mehrere Milliarden angewachsen sein — konnte nicht füglich Dauer haben, und in der That regten schon im Jahre 1869 die Vereinigten Staaten von Nordamerika entsprechende internationale Vereinbarungen an. Indeß der deutsch-französische Krieg unterbrach die betreffenden Verhandlungen und erst, nachdem im Jahre 1881 der Congreß der Elektriker in Paris eine dahin zielende Resolution angenommen, befaßte sich die französische Regierung mit dem Gegenstande und berief im October 1882 einen internationalen Congreß nach Paris. Aber als er zusammentrat, war noch gar Nichts geschehen, er fand weder irgend ein Material, noch irgend einen Entwurf vor und es mußte also erst eine Verständigung über die Basis des in Aussicht genommenen Vertrages angebahnt werden. Gleichwohl war, weil allgemein die Ueberzeugung feststand, daß irgend Etwas geschehen müsse, schon nach drei Wochen ein solcher Vertragsentwurf fertig und 52 Staaten unterschrieben ihn sofort. Da aber später die eine oder die andere Aenderung gewünscht wurde, trat im October 1883 ein zweiter Congreß zusammen und hatte schon in vierzehn Tagen — ein geradezu überraschendes Resultat, wenn man erwägt, daß auf dem Congreß auch Mächte vertreten waren (Guatemala, Paraguay z. B.), deren Vertretern erst die einfachsten Rechtsbegriffe und Rechtsanschauungen klar zu machen waren — denjenigen definitiven Vertragsentwurf fertig, für dessen Ratifikation ein Termin bis zum März 1885 gesetzt ist.

Wenn man diese Vorgänge und den augenscheinlichen Nothstand betrachtet, so fragt man unwillkürlich, wie es zu erklären, daß trotzdem eine so lange Zeit vergehen konnte, ohne daß irgend Etwas erreicht worden. Die Erklärung liegt aber einerseits in der Eifersucht, mit welcher die Staaten jede Schmälerung ihrer Souveränität auf dem Meere hintanzuhalten suchten, und andererseits in dem Streben, den Schutz der Telegraphenkabel auch auf Kriegszeiten auszudehnen; das letztere ist sicher eine reine Utopie, denn trotz aller Verträge würde keine einzige Macht im Kriege den geringsten Anstand nehmen, ein fremdes feindliches Kabel zu zerstören. Diese Ansicht ist denn auch zur Geltung gekommen und der Vertrag vom 14. März 1883 perhorrescirt selbst die Neutralisirung der Kabel und schließt den Kriegsfall ausdrücklich aus.

Bei dem Abschluß des Vertrages war dreierlei zu beantworten: erstens, welche Kabel, zweitens, gegen wen oder was sie zu schützen und drittens, wie die civilrechtlichen Fragen aus dem internationalen Privatrecht zu behandeln seien. Zu Punkt 1 einigte man sich schließlich dahin, daß alle auf dem Territorium eines der contrahirenden Staaten landenden Kabel geschützt sein sollten, jedoch nicht innerhalb der drei ersten (englischen) Seemeilen vom Ufer, weil diese dem sou-

Digitized by Google

veränen Schutz des Uferstaates unterstehen. Ad 2 wurde ausgesprochen, daß die Kabel gegen jede vorsätzliche Beschädigung oder Zerstörung zu schützen seien und zwar nicht bloß gegen alle Beschädigungen, welche eine Störung zur Folge gehabt haben, sondern auch gegen jene, welche eine solche Störung zur Folge haben könnten. Im Fall eines Nothstandes — und als Nothstand gilt eine Beschädigung des Kabels nicht nur zur Rettung des Lebens, sondern auch des Schiffes — entfällt jede Strafe. Die Competenzfrage aber ist in der Weise geordnet, daß das Forum delicti commissi competent sein und das Delict, abweichend vom gemeinen englischen Recht, als Official-Delict angesehen werden soll. Ad 3 war besonders die Frage zweifelhaft, inwieweit bei der Beschädigung eines Kabels durch ein anderes Kabel ein Schadenersatz angesprochen werden könne, aber man einigte sich schließlich in dem Grundsatz, daß jedes Kabel, wenn es ein neben ihm liegendes Kabel beschädige, gleichviel, welches Kabel dort zuerst gelegen, ersatzpflichtig sei. Die Ersatzpflicht begreift aber immer nur die Reparatur, wenngleich unbeschadet der Klage aus dolus oder culpa, d. h. sans préjudice de l'action civile.

Der Vertrag enthält übrigens auch eine Reihe von Bestimmungen polizeilicher Natur, und gerade diese Bestimmungen sichern ihm seine praktische Wirkung. Da es nämlich, und speciell in der Nordsee, vielfach vorgekommen, daß die Fischer einem zu Reparaturen abgeschickten Kabelschiff nicht Platz gemacht, so ist im Vertrage ausdrücklich festgesetzt, daß jedes Schiff resp. Fischerboot einem Kabelschiff, wenn dieses seine Signale zeigt, binnen 24 Stunden weichen und eine englische Seemeile von der Stelle, wo die Reparatur vorgenommen wird, entfernt bleiben müsse. Das Fischerboot kann keine Entschädigung verlangen, doch muß das Kabelschiff die Reparatur mit thunlichster Beschleunigung beenden. Ebenso muß jeder Schiffer sich von einer Boje, die eine reparaturbedürftige Kabelstelle anzeigt, eine viertel Seemeile weit fern halten. Auch ist, unter gewissen Cautelen bezüglich der Beweislast, festgesetzt, daß der Schiffer, der seinen Anker opfert, um das Kabel nicht zu beschädigen, von der Kabel-Gesellschaft eine Entschädigung beanspruchen kann. Endlich aber ist — allerdings ein nicht unbedenkliches Präjudiz — bei begründetem Verdacht Kriegs- und Kabelschiffen das droit de visite zugestanden.

Der vorläufig und mit einjähriger Kündigung auf fünf Jahre abgeschlossene Vertrag, der erste Vertrag, der zugleich Strafrecht, Privatrecht und Seerecht in sich schließt, ist ohne Zweifel kein vollendetes Werk, denn es ist sogar absichtlich eine Reihe von Fragen, weil sonst eine Vereinbarung nicht zu hoffen gewesen wäre, gar nicht berührt. Aber die Thatsache steht einstweilen fest, daß wir überhaupt ein internationales Recht haben, und auf dem Gebiete dieses Rechts werden die Völker die Ueberzeugung gewinnen, daß die Rechtsanschauungen bei ihnen allen wesentlich dieselben sind und daß damit die entscheidende Vorbedingung gegeben ist, für sie alle die gleichen Rechtsnormen aufzustellen.

Literatur und Kunst.

Muth.

Willst Du schon so bald verzagen?
Schlägt Dir doch das Herz noch jung!
Mußt Du rühren Dich und plagen —
Sei nur froh, Du hast genung!

Sieh' die Tanne, deren breiter
Schatten Dir die Stirne kühlt,
Machtlos hat in ihrer Krone
Der Gewittersturm gewühlt.

Felsen sind's und dürrer Boden,
Drin sie kaum die Wurzeln schlug —
Und hat doch den Weg gefunden,
Der sie in die Lüfte trug!

Heinrich Bulthaupt.

Neues über den alten Weltschmerz.

Von H. Breitinger.

Man sagt, es gebe nichts Neues unter der Sonne, alles sei schon dagewesen, erfahren, gedacht und gesagt worden. Der Schmerz des Daseins und der Ueberdruß am Leben macht jedenfalls keine Ausnahme. Weder die Pessimisten noch die Weltschmerzler haben ihn erfunden. Salomo der Prediger bezeugt es: „Ich sahe an alles Thun, das unter der Sonne geschieht; und siehe, es war alles eitel und Jammer. . . . . Darum verdroß mich zu leben; denn es gefiel mir übel, was unter der Sonne geschieht; daß es so gar eitel und Mühe ist"; — und Sophokles im Oedipus: „Nicht zur Welt kommen, ist das Allerbeste; wenn aber das einmal geschehen, — dahin fahren, woher du kamst, bei Weitem das Zweite."

Indessen nicht jede Verzweiflung ist Weltschmerz. Oedipus Schicksal drängt an sich zum Verzagen. Aber die Stimmung allein kann Glück und Unglück schaffen. Es giebt nichts Gutes und nichts Böses, sagt Hamlet, erst das Nachsinnen schafft Beides (but thinking makes it so)." Auch die Krankheit des Trübsinns war den heiteren Griechen und den nüchternen Römern nicht unbekannt. Cicero und Seneca sprechen von einer aegritudo animi, Horaz von dem düsteren Grame (atra cura) der sich hinter dem Reiter aufs Roß schwingt und den Flüchtigen über Berg und Thal begleitet. Die Unlust aus Uebersättigung hat Lucrez in den Versen: „Medio de fonte leporum Surgit amari aliquid quod in ipsis floribus augat" poetisch umschrieben und feinsinnig erklärt. Alle diese Erscheinungen stehen jedoch nur in mittelbarem Zusammenhange mit dem, was wir „Weltschmerz" zu nennen pflegen.

Anders mag es sich mit jener Krankheit des besessenen Mönches Stageirios verhalten haben, an welchen Chrysostomus, der Kirchenvater des vierten Jahrhunderts, drei Bücher Ermahnungen richtet. Meines Wissens hat Saint-Marc Girardin (Cours dramatique) zuerst auf diese hingewiesen, und zwar da, wo es sich um Hamlet, um Werther und um Weltschmerz handelt.

Stageirios war eine schwache, grübelnde Natur, die im Kloster vergebens den Frieden suchte, den sie in der Welt nicht finden konnte. Seine melancholische Gemüthsstimmung nennt Chrysostomus Athumia, Muthlosigkeit. Müßige und unfruchtbare Selbstbetrachtung hatte sie großgezogen, und der Kranke fand in seinem Zustande eine Art von Genuß, der ihm sein Leiden lieb machte. Daher sagt Chrysostomus: „Das beste Mittel, deine Melancholie los zu werden, ist, sie nicht mehr zu hätscheln. Aber es giebt Menschen, welche das Jücken und Prickeln ihrer Wunden genießen: „veluti si quis, scabiem ac pruriginem depositurus, morbo suo delectetur et in eumdem ipsum sese injiciat." Erinnern diese Worte nicht an Goethe's Bemerkung über den wertherkranken Plessing: „ich sah, daß seine Krankheit ihm Genuß war."

Das müßige Klosterleben war so recht dazu angethan, jene Krankheit zu nähren und eine trübsinnige Apathie zu pflanzen. Ja das Uebel scheint in den Klöstern epidemisch geworden zu sein; denn die Kirche sah sich veranlaßt, die „Akedeia" d. h. die Theilnahmlosigkeit am irdischen Dasein, unter die schweren Sünden zu setzen, wenigstens drohte sie dieselbe mit ihrer Strafe. So hat denn auch Dante der „accidia" zugleich mit ihrem Gegentheile, dem Zorne, eine besondere Grube in der Hölle angewiesen. Die accidiosi, die sündhaft Gleichmüthigen erscheinen dort zusammen mit den Zornmüthigen im Schlamme versenkt: Ich stand und schaute und gewahrte schlammbedeckte Leute in jenem Sumpfe, nackt und zornig von Antlitz. Sie schlugen sich mit Händen, mit Kopf und Brust und Füßen und zerfleischten sich mit ihren Zähnen.

Digitized by Google

Da sprach zu mir der gute Meister: „Sohn, da siehst du die Seelen Derer, die der Zorn besiegte. Und im Weiteren mußt du wissen, daß unter dem Wasser da Leute stecken, deren Seufzer Blasen an die Oberfläche treiben, wie dein Auge, wohin es schweift, dir zeigen kann. Im Schlamm begraben, stöhnen sie: Trübsinnig waren wir in jener süßen Luft, die aus der Sonne ihre Wonne saugt, weil wir den Qualm der Unlust (accidioso fumo) in der Seele trugen." Solches Klagelied, fügt der alte Realist hinzu, gurgelte aus ihrer Kehle; denn mit klaren Worten können sie nicht reden.

Auch in Petrarca's Phantasie hat das Gespenst der „accidia" eine eigenthümliche Rolle gespielt. Zeiht er sich doch selbst der Sünde, jahrelang dem Dämon der accidia gehorcht zu haben. Voigt (Das erste Jahrhundert des Humanismus) wird indessen wohl das Richtige getroffen haben, wenn er den Weltschmerz des Petrarca aus dem ungesättigten Ehrgeize seiner Mannesjahre erklärt.

In Shakespeare's Hamlet begegnen wir der modernen Entfaltung der accidia. Sie tritt uns hier in der Formel entgegen: „Man delights not me nor woman neither". Hamlet hat allerdings wichtige äußere Gründe, das Leben für eine Oede und seine Heimath für eine Gefangenschaft anzusehen, aber die melancholische Stimmung und die grübelnde Selbstbetrachtung gehören zu seinem innersten Wesen.

Neben dem Weltschmerz des Hamlet wird auch Jaques, der Pessimist in „Wie es euch gefällt", als ein verwandter Typus angeführt. Ich glaube, mit Unrecht. Vorerst beachte man, daß der „trübe" Jaques nur eine schmückende Zuthat, nicht eine in die Handlung jenes Stückes eingreifende Rolle, daß er mithin nur skizzirt, d. h. in seiner typischen Allgemeinheit, dargestellt ist. Jaques soll offenbar sein Publikum, wie der Herzog von ihm sagt, „durch seine düsteren Launen", unterhalten; denn in diesen „ist er voller Sinn". Seine bekannte Hauptleistung ist die Tirade: „Die ganze Welt ist Bühne" ꝛc. mit der darauf folgenden Charakteristik der sieben Lebensalter. Seine Reflexionen sind sentenziös und allgemein, sie haben einen tadelsüchtig-lehrhaften Charakter, man sagt von ihm, er verstehe alles zur Sittenpredigt zu wenden; auf diese Art „durchbohrt er schmähungsvoll den Kern von Lande, Stadt und Hof". Jaques gefällt sich darin, dem Nächsten allerlei Unartigkeiten zu sagen: „Der Himmel behüte euch! laßt uns so wenig zusammenkommen als möglich"; — denn Jaques haßt die Gesellschaftsformen, wie Diejenigen, welche sie beobachten. Am liebsten bleibt er allein, „um ungestört auf alle Erstgeburt in Egypten zu lästern, über unsere Gebieterin, die Welt, und unser ganzes Elend zu schmähen und schier mit dem lieben Gott sich zu entzweien". Woher diese misanthropische Stimmung? Er selbst berichtet, sie sei eine Frucht und Folge seiner Reisen, der Herzog aber scheint es noch genauer zu wissen, wenn er meint: „Du bist selbst ein wüster Mensch gewesen, so sinnlich wie nur je des Thieres Trieb". Das läuft auf die freimüthige Erklärung des greisen Chateaubriand hinaus: „Mein René hätte das Geheimniß seines Trübsinnes bei seinen Genüssen erfragen können". Wie Molière's Alceste verabschiedet sich Jaques mit den Worten: „Sucht mich in der verlassenen Höhle!" — Dabei hat er allerdings auch melancholisch-sentimentale Nebenlaunen. Er beweint das schutz- und rechtlose Wild des Waldes, klagt den ruchlosen Jäger an, läßt sich Monsieur Mélancholie nennen, meint, das Hübsche im Leben sei doch immer, seiner Traurigkeit nachzuhängen und zu schweigen, und wenn er ein Liedlein singen hört, so ruft er: „Mehr, ich bitte dich, mehr! Ich kann Melancholie aus einem Liede saugen, wie ein Wiesel Eier saugt". Aber seine Sentimentalität ist doch nur Zuthat; Grundton bleibt die herbe pessimistische Kritik eines rechtschaffenen Hassers.

Jaques ist also ein Vetter von Timon und Alceste. Gemeinsam mit dem Weltschmerzler ist dieser Gruppe nur der bittere pessimistische Ton der Unzufriedenheit, des Ekels an einer grundschlecht eingerichteten Welt. Aber Weltschmerz setzt keinen Menschenhaß voraus. Ortis sagt es ausdrücklich: Ich hasse die Menschen nicht! und Werther und René denken nicht anders. Timon seinerseits ist weder melancholisch noch sentimental, er geht in einer anderen Stimmung auf, ihn verzehrt der Abscheu gegen die Falschheit der Schmeichler. Das tragische Moment bei Timon und bei Alceste ist der verhängnißvolle Irrthum, anzunehmen, daß Alle falsch und niederträchtig seien, daß man daher mit Allen brechen müsse. Diesen von ihrer Unlust dem Verstande aufgedrungenen Schnitzer strafen Beide an sich selber durch das eigensinnige Aufgeben eines menschenwürdigen Daseins. Sie vergessen, daß guter Humor und gute Gesellschaft das Leben erträglich, ja zu einem guten machen, sie verschließen sich der Erkenntniß, daß inneres Lebensglück an eine Concession des Egoismus gebunden ist: die Nachsicht und Rücksicht gegen Andere.

Es ist von Interesse, zu betrachten, wie ein Shakespeare und ein Molière den Typus des Misanthropen auffassen. Shakespeare's Genius ist ein gewaltiges Naturproduct, derjenige Molières, im Gegensatz zu diesem, mehr ein Kunstproduct der Gesellschaft. Und so ist auch Timon's tobender Schmerz eine Naturgewalt, Alceste dagegen, ich möchte sagen ein kunstgerechter Menschenhasser. Beides sind einseitige Idealisten, aber Timon treibt es bis zur Verrücktheit. Sagt doch Alkibiades zur Hetäre Timandra: „Verzeih ihm, hold Geschöpf; denn sein Verstand ertrank und ging in seinem Elend unter." Allerdings hat Shakespeare seinem Timon eine so intensiv pathetische Sprache geliehen, daß man über den hochpoetischen Schattirungen seiner Tobsucht die Einförmigkeit seiner Rolle vergißt, die freilich selbst in dieser Darstellung mitunter ins Komische umzuschlagen droht. In der That haben Shakespeare's Vorgänger, welche noch mitten in dem kerngesunden Realismus des fröhlichen alten Englands standen, die Timonrolle nur von ihrer komischen Seite aufzufassen vermocht. Es brauchte eben einen tieferen Blick und eine vorgeschrittenere Cultur, um das tragische Moment in einem Timon und in einem Shylock zu entdecken.

Molière nun gehört einer noch raffinirteren Gesellschaftsepoche an; natürlich, daß er den Menschenfeind nach den Voraussetzungen seiner Umgebung auffaßte. Im Gegensatz zu dem feuerspeienden Wurzelfresser Timon ist Alceste ein durchgebildeter Salonmensch, und zwar ein französischer. In Literaturfragen besitzt er seine Ansicht; mit scharfem Blicke erkennt er im naiven Tone des alten Volksliedes mehr poetischen Gehalt als in den Schnörkeln und Tändeleien des alternden Bel Esprit. In Ehrensachen weiß er den Degen zu führen, und selbst seine derbsten Wahrheiten trägt er nie unfein und plump vor. Die Reize einer verführerischen Frau beherrschen ihn ganz und gar, ob er sich auch gestehen muß, daß sie falsch ist wie alle Andern. Timon ist weder Grieche noch Engländer, er ist ein Typus, eine Abstraktion mit tief leidenschaftlicher Sprache; Alceste dagegen ist vor allem Franzose, Pariser, Unterthan des vierzehnten Ludwig; Ehrenpunkt, Frauendienst, Salonverkehr, Gesellschaftston prägen ihm den Charakter der Nation, der Hauptstadt, der Epoche auf.

In diesen gesellschaftlichen und historischen Grenzen bewegt sich Alcestes Menschenhaß. Wir kennen dessen Genesis nicht wie bei Timon, der aus einem leichtgläubigen Optimisten in einen wüthenden Pessimisten umgeschlagen hat. Zum Wüthen bleibt Alceste zu viel Verstand, zu viel pedantische Methode. Timon ist kein Theoretiker, dazu fehlt ihm die Ueberlegung. Er ist ganz Leidenschaft, und alle seine Betrachtungen entsteigen seinem Herzen. Alceste arbeitet auch mit der Stimmung, aber ebensosehr mit dem Kopfe, er hat genug erfahren und gedacht, um sich eine ganze Theorie der menschlichen Bosheit zu abstrahiren. Auch seine tragische Schuld ist nicht einfach wie bei Timon, sondern sein Irrthum combinirt sich mit der für ihn so demüthigenden Inconsequenz, in der Praxis ein Wesen geliebt zu haben, daß seine Theorie verdammen muß. Auch er geht in seinem Unmuthe so weit, mit dem Höhlenleben zu drohen; aber wir sehen voraus, daß Alceste der Gesellschaft nicht verloren geht, und die Worte seiner Freundin: „Wir wollen ihn von seinem Plane abzubringen suchen", schließen das Stück bedeutsam genug ab. Kein Zweifel, Alceste wird sich nie auf Beeren und Wurzeln stürzen.

Das sentimentale Element fand erst im achtzehnten Jahrhundert seinen günstigsten Boden. Man mag in dem schönen Buche von Erich Schmidt nachlesen, wie es von Eng-

Digitized by Google

land nach Frankreich und Deutschland wanderte. Richardson war der Moses, dessen Stab aus hartem und weichem Gestein zahllose Thränenbäche zu locken wußte. Richardson hat die neue Heloise und diese den Werther inspirirt. Werther seinerseits erzeugte zahllose Geisteskinder. Ich will nur die italienische und die französische Variante, den Ortis und den René, berühren. Foscolo's Ortis geht wie Goethe's Werther an dem unversöhnlichen Zwiespalt seiner Ideale und der wirklichen Welt zu Grunde. Seine Originalität besteht nur darin, daß nicht nur die Liebe, sondern auch die Politik die Katastrophe herbeiführt. Seine Enttäuschung ist eine mehrfache: zugleich mit der Geliebten verliert er auch sein Vaterland. Foscolo entlehnt seine Fabel von Goethe, seine Ideen von Rousseau, seine deklamatorische Manier von den Rednern der Revolution. Sein Ortis schwärmt auch für das Naturschöne, die Kinder, das ländlich einfache Leben, aber man merkt, daß ihm weder das eine noch das andere Poesie ist; denn seine Schilderungen sind conventionell und seine Gefühlsergüsse Tiraden. Das Wahrste in Ortis dürften die autobiographischen Bekenntnisse sein. Der Ortis ist nämlich mit seinem Verfasser Foscolo in engerem Sinne identisch als der Werther mit Goethe, denn auch Foscolo's ganzes Leben wurde von zwei Leidenschaften getragen und durchwühlt: die Politik und die Liebe.

Auch von Chateaubriand's René darf behauptet werden, daß er einen bleibenden Zug seines Autors fixirt hat: den blasirten Egoismus und das Kokettiren mit erlogenen Gefühlen. René ist nur insofern wahr, als er eine diplomatische Abschrift eines gefälschten Originales bietet. Mit dem Werther hat René also nur die Stimmung gemein. Seine Seele ist leer, das Leben ist ihm eine Last, er sucht eine Aufregung: ein Königreich für ein Unglück! Auf dieser wunderlichen Suche klopft René an eine Klosterthür, hinter welcher seine Schwester als Novize weilt. Er wohnt ihrem Profesße bei und die Unglückliche flüstert ihm bei dieser Gelegenheit ins Ohr, sie habe für ihn, den Bruder, eine verbrecherische Neigung empfunden. Nun hat der Mohr sein Pflichttheil und er kann von dannen ziehen. Chateaubriand's Fabel ist mit ihrer Logik abgeschmackt, aber ihr Autor rettet sie durch eine bezaubernde Phantasie und seine hinreißende Sprache, beide hat er in Rousseau's Schule zur Virtuosität entwickelt.

Bekanntlich hat Chateaubriand Lord Byron später vorgeworfen, er habe ihm seinen René entführt und in das ritterliche Kostüm Childe Harold's gesteckt; aber Harold ist denn doch ein ganz anderer Kerl als René. Er ist nicht schwächlich, sondern er zeigt Rasse; nicht eitel, sondern stolz, nicht verlogen, sondern aufrichtig; er ist auch nicht hoffnungslos, blasirt, denn die Liebe zur Natur füllt ihm das Herz, er ist nicht nur Stilist, sondern Dichter, und zur tiefen Empfindung kommt der starke Gedanke, während René weder jene noch diesen kennt. Ist Harold wirklich ohne Pose? wird man fragen. Ich antworte mit Brandes: er mag eine Maske tragen, aber unter der Maske steckt kein fröhliches Gesicht. Die Byron'sche Pose finden wir erst später, nicht schon in jenen Tagen, da Lord Byron seinen Harold noch so verkannte, daß er die „Hints from Horace" für eine höhere Leistung hielt. Erst die Begeisterung seiner Leser hat ihm ja die Augen geöffnet und ihn zur Ausbeutung des Harold-Typus hingeleitet. Mit Chateaubriand und Byron ist der Weltschmerztypus der jüngeren Schule gegeben. Byron hat in seiner puritanischen und snobbischen Heimath keine Schule gemacht; um so zahlreicher waren seine Jünger auf dem Continente. Frankreichs größter Lyriker, Musset, ist von ihm ausgegangen und auch in Deutschlands Dichtung hat er manche Spuren zurückgelassen.

An diese Aufzählung der Erscheinungsformen reiht sich nun die Frage nach ihren wesentlichen und gemeinsamen Zügen. „Fichte", sagt Erich Schmidt, „nennt den Geist des achtzehnten Jahrhunderts Egoismus und meint damit das Schwelgen und gänzliche Aufgehen im Persönlichen." Das Individuum maßt sich das Recht an, die Welt an seinen Idealen zu messen und jene zu verurtheilen, da sie diesen nicht entspricht. Bald gilt das Universum nichts mehr, die subjective Stimmung alles. Die Aesthetik unserer Romantiker nennt das „die künstlerische Ironie". Sie will damit sagen, die ganze Welt sei nichtig gegenüber der künstlerischen Willkür, das Genie sei der unumschränkte Herr, der nur der eigenen Laune nachzugehen brauche.

Aus solchen Anschauungen entspringt nun jene hochmüthige Eitelkeit, welche Rousseau den Menschen bezeichnet, die lächerlichen Titane von Sturm und Drang erzeugt, auch im Werther und im Ortis schlummert, im René uns anwidert, bei Byron allein imponirt, weil sie von wirklicher Stärke getragen erscheint. Im sentimentalen Gewande der Verzweiflungsliteratur spielt dieser Hochmuth oft genug mit dem bethörten Leser, er weis auch bald genug den Schmerz zu heucheln, ohne den Genuß der Selbstbefriedigung zu schmälern.

Jenes Schwelgen im Persönlichen findet nun in der sentimentalen Selbstbetrachtung seine liebste Beschäftigung. Da die Persönlichkeit das Gesetz macht und die Laune gebietet, so ist die Gefühlswelt mit allen ihren Wünschen und Träumen das Wichtigste und der empfindsame Ton der passendste. So wird die sentimentale Selbstbetrachtung zur Mode, zur herrschenden Krankheit. Diese Krankheit nun wollte Goethe in seinem Romane schildern. Er wurde daher mißverstanden, wenn man Werther's Selbstmord einer hoffnungslosen Liebe zuschrieb. „Werther untergräbt sein Dasein durch Selbstbetrachtung," so lautet Goethe's eigene Erklärung. Es giebt in uns Abgründe, die man nicht aufsuchen soll, der Mensch ist zum Handeln da, soll nicht über sich selber brüten. So hat auch Frau von Staël die Tendenz des Werther richtig aufgefaßt, wenn sie in ihrem Buche über Deutschland sagt:

Ce ne sont pas seulement les souffrances de l'amour, mais les maladies de l'imagination dans notre siècle, dont l'auteur a su faire le tableau: ces pensées qui se pressent dans l'ésprit sans qu'on puisse les changer en actes de la volonté.

Der Byrontypus, wie ihn der Dichter des Harold in späteren Gedichten entwickelte, scheint mir die weltschmerzlichen Elemente in umfassendster Form zu vereinigen. Seine Helden sind empfindsam wie Werther, sie schwärmen für ein unbestimmtes Freiheitsideal wie Ortis, sie nehmen den Kampf mit der Gesellschaft auf wie Schiller's Räuber und die wilden Gesellen der Sturm und Drangzeit, sie haben etwas von der blasirten Pose René's, ihre schrankenlose Laune ist ihnen oberstes Gesetz, sie verachten die Ordnung Gottes und der Welt als kleinbürgerliche Chicanen, drapiren sich stolz und finster in die Erinnerungen einer geheimnißvollen Vergangenheit, sind schön und stark, unbändig und lasterhaft, interessante Verbrecher, unwiderstehliche Verführer der Tugend.

Diese geträumte Allmacht des Einzelnen gegenüber der gesellschaftlichen Ordnung hat die gallische Phantasie zum Theil in brutaler Weise ausgebeutet. Dahin gehört „Der starke Mann", der „Vautrin" von Balzac, der „Monte Christo" von Dumas, mehrere Gestalten von Eugène Sue, von Soulié, von V. Hugo.

Ich schließe diese Betrachtungen mit einer Wortstudie. Erst die neueste Auflage von Büchmann's Geflügelten Worten hat uns über den Ursprung des Wortes „Weltschmerz" einigermaßen aufgeklärt, indem sie mittheilt, das Wort scheine zum ersten Male in Heine's Artikel: „Aus der Gemälde-Ausstellung von 1831" vorzukommen. Bei Anlaß von Delaroche's Bild: Cromwell vor Karls I. Leiche, sage Heine nämlich Folgendes: „Welchen großen Weltschmerz hat der Maler hier mit wenigen Strichen ausgesprochen". Im Vorworte zu den „Geständnissen" (1854) setzte er das Wort noch einmal.

An jener ersten Stelle bedeutet das Wort aber etwas ganz Anderes, nämlich den Schmerz, den der Tod eines Monarchen seiner Nation, ja der ganzen Welt bereitet. Hier spricht Heine ganz im Sinne Shakespeare's, dem der Untergang eines Herrschers ein Weltunglück ist, wie z. B. im Julius Cäsar: „Wenn Bettler sterben, dann sieht man keine Kometen, aber der Fürsten Tod künden die Himmel selbst mit Flammenschrift" (The heavens themselves blage forth the death of princes). Ich setze Heine's eigene Worte hierher: „Welchen großen Weltschmerz hat der Maler hier

Digitized by Google

mit wenigen Strichen ausgesprochen! Da liegt sie, die Herrlichkeit des Königthums, einst Trost und Blüthe der Menschheit, elendiglich verblutend. Englands Leben ist seitdem bleich und grau und die entsetzte Poesie floh den Boden, den sie ehemals mit ihren heitersten Farben geschmückt".

An der zweiten Stelle beklagt sich Heine über das Plagiat eines deutschen Uebersetzers und drückt sich so aus: „Charakteristisch ist es, daß unseren deutschen Schelmen immer eine gewiße Sentimentalität anklebt. Sie sind — Schufte von Gefühl ... Unter der buntgestickten Weste trägt Mancher auch ein Herz, und in dem Herzen den nagenden Bandwurm des Weltschmerzes. Der Industrielle, der mein Opus in sogenannter Uebersetzung herausgegeben, begleitete dieselbe mit einer Notiz über meine Person, worin er wehmüthig meinen traurigen Gesundheitszustand bejammert" u. s. w. Auch hier ist „Weltschmerz" nicht in dem beiprochenen Sinne gebraucht. Also bleibt selbst nach diesen dankenswerthen Nachweisen Büchmann's immer noch zu erforschen, wo das Wort zuerst in unserem Sinne vorkommt. Aus eigener Lectüre vermag ich nur folgende Notizen beizubringen. Meyer's Französische Literaturgeschichte von 1839 gebraucht das Wort nicht, wo sie es heute unbedingt gesetzt hätte (man vergl. I., 209; II., 64, 118, 182). Julian Schmidt in seiner Geschichte der Romantik (1847) spricht (II., 385—89) von der Sache, ohne das Wort zu verwenden, wohl aber er es II., 265. — Rosenkranz in seiner „Aesthetik des Häßlichen" (1853) gebraucht die Bezeichnung „Weltschmerz" und „Weltschmerzler" Seite 383 und 410. Vielleicht hat Goethe's Vers im „Faust": „Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an" dem Erfinder des Wortes vorgeschwebt?

Thackeray hat das Wort mit dem Ausdrucke „worldwoe" wiedergegeben, de Sanctis mit „dolor mondiale"; Ortis nennt seinen Schmerz '„consunzione dell' anima" und „la noia di sé stesso". Chateaubriand nennt René's Krankheit „le vague des passions" und Vinet bemerkt hierzu, der Ausdruck „la passion du vague" wäre bezeichnender. Die Franzosen nennen den Weltschmerz „le mal de René, le byronisme". Sainte-Beuve umschreibt und definirt ihn so: „Un vague dégoût du monde et de la vie, un exil ennuyé au-dessus et en dehors de toutes les réalités, de tous les devoirs qu'on trouve médiocres et vulgaires, une surexcitation maladive de l'égoïsme et de l'orgueil", und von René sagt er einmal: „il glorifie ses propres passions, il s'écoute souffrir". In der That „ein gegenstandsloser Ueberdruß an Welt und Leben, eine mißmuthige Selbstverbannung aus der Wirklichkeit, aus der Sphäre unserer Alltagspflichten, die für geistlos und gemein erklärt werden, eine krankhafte Aufregung der Selbstsucht und Eitelkeit", das sind die Hauptzüge der Physiognomie, die ich zu zeichnen versucht habe.

Ein neuprovençalisches Epos.

(„Nerto" von Frederi Mistral.)

„Diese bezaubernde, musikalische Sprache, unsere zweite Mutter, haben französische Gelehrte seit dreihundert Jahren zum Tode verurtheilt, aber sie lebt, ihre Worte klingen fort." Mit dieser stolzen Verkündigung hat vor drei Jahrzehnten ein dichtender Barbier von Agen, Jacques Jasmin, die Resurrection der provençalischen Literatur angezeigt. Die Sprache der Troubadours war ja eigentlich niemals todt; sie lebte, mit französischen, italienischen, spanischen Elementen versetzt, zum Patois corrumpirt weiter, hatte aufgehört, die Sprache der Gebildeten zu sein, und war der bequeme Dialect des Volkes geworden. In den Städten hatte das Provençalische immer mehr der französischen Staatssprache weichen müssen. Auch die Literatur war nicht völlig erloschen, aber ein Saboly, Pierre Bellot und Andere sangen nur für das Volk und wurden nur von ihm verstanden. Erst seit Jasmin's Auftreten scheinen ihre Kreise erweitert. Größere Poeten, als Jasmin, tauchten auf, die in der südfranzösischen Sprache Südfrankreichs dichteten. Auf Roumanille, den schlichten Sänger frommen Familienglücks, folgten Aubanel, ein kühner, ganz moderner Poet, und das größte dichterische Talent des französischen Südens Frederi Mistral, der nicht nur seine engeren Landsleute mit seinen energischen, schwungvollen Klängen begeisterte, sondern auch das widerstrebende Paris zur Bewunderung hinriß. Sein epischer Erstling: „Mireio", zumal von dem greisen Lamartine als ein unvergleichliches Meisterwerk gepriesen, machte ihn mit einem Schlage zum berühmten Manne. Der damalige vorübergehende Aufenthalt des 25jährigen Dichters an der Seine glich einem Triumphzuge; die Akademie krönte ihn, alle Salons rissen sich um ihn, Gounod componirte sein Werk, und nur der geniale literarische Klopffechter Barbey d'Aurevilly empfing ihn unwirsch: „Comment, monsieur, vous n'êtes donc pas un pâtre?" Nein, Mistral ist kein Hirt, kein Mann des Volkes, wohl aber ein Studirter, ein ehemaliger Advocat, der seinen Talar an den Nagel gehängt hat, um in seinem Heimatdörfchen bei Arles nur den Musen zu leben. Seine späteren Werke erreichten zwar die Wirkung des Erstlingswurfs nicht, bestätigten aber aufs Schönste sein großes Talent. „Calendau", eine Allegorie der von Frankreich geraubten und mißhandelten Provence, und einzelne Gedichte der lyrischen Sammlung: „Lis Iselos d'or" verschnupften sogar in Paris gewaltig, und als Mistral den Dichterbund des Felibrige gründete, in dem die klerikal-royalistischen Elemente Oberwasser haben, und als er mit seinen Getreuen während des deutsch-französischen Krieges die separatistischen Bestrebungen der Ligue du midi heimlich protegirte, da hatte er es mit seinen Verehrern an der Seine völlig verdorben. Jules Claretie, Mary Lafon, Maxime Rude und andere Journalisten griffen den „landesverrätherischen Reimer aus der Provinz" auf das Heftigste an, und Mistral, von seinem Freunde und Landsmann Daudet unterstützt, gelang es nur mühevoll, mit einer ziemlich lahmen Rechtfertigung sein gutes Franzosenthum öffentlich zu bestätigen und die Pariser zu beruhigen. Ich selbst, als ich ihn 1877 in seinem Dörfchen Maillane besuchte, erfuhr aus seinem eigenen Munde, was davon zu halten ist. Mistral, Roumanille, Aubanel, Matthieu, kurz die talentvollsten der Felibres, möchten am liebsten nicht blos bei der Befreiung ihrer Sprache stehen bleiben, sondern sehnen sich nach einer Losreißung von Frankreich und Wiederherstellung der Provence von den Ufern der Loire bis zu den Pyrenäen und darüber hinaus bis zum Ebro — dem ganzen Bereich der Langue d'Oc — aber sie sagen sich auch, daß dies Alles nur schöne Träume sind, deren Verwirklichung vielleicht einem späteren Geschlechte vorbehalten bleibt und deren offenes Aussprechen jetzt jedenfalls sehr unangenehme Folgen für sie haben kann. Und als practische Leute, die den Beistand und die Anerkennung der tonangebenden Hauptstadt des Landes, des ihnen im Grunde herzlich verhaßten Paris, nöthig haben, ziehen sie es vor, lieber zwei Gesichter zu zeigen: eine franzosenfreundliche, wenn auch nicht gerade liberale und republikanische Grimasse gegen den Norden hin und erst wenn sie ganz unter sich sind, zeigen sie sich in ihrer wahren Gestalt: ultramontan, royalistisch, particularistisch. Die Franzosen ignoriren dieses Doppelspiel und begnügen sich mit den Loyalitätsversicherungen der Felibres. Mistral hat sich übrigens in den letzten Jahren still verhalten, keine Streitgedichte veröffentlicht und auf den alljährlichen Felibres-Festen und Jeux floraux die er mit seinen Reden und Gedichten verschönt, nicht mehr „das kleine Vaterland über das große" gestellt. Literarisch schien er sich nur ganz seinem in Lieferungen erscheinenden „Trésor du Felibrige" zu widmen, einem Wörterbuch aller Dialecte das auch über die Orts- und Familiennamen, die Sitten, Sagen und Geschichte Südfrankreichs Rechenschaft giebt und der wissenschaftliche Grund- und Eckstein der poetischen Bestrebungen der Felibres werden soll, aber er bereitete seinen Freunden und Feinden doch eine Ueberraschung im Stillen vor. Der Poet schlief nicht. Manchmal bekam er die trockene Gelehrtenarbeit satt und unternahm dann in Gesellschaft mit seiner immer geliebten Muse einen Gang hinter die Schule. So entstand an Tagen des Müßiggangs sein neuestes Epos: Nerto, das, mit gegenüberstehender französischer Uebersetzung, kürzlich bei Hachette in Paris erschienen ist und schon mehrere Auflagen erlebt hat. Es hat auch dem Dichter neue persönliche Triumphe in Paris eingetragen. Die

Digitized by Google

Akademie ertheilte ihm einen Preis, La Cigale, der Pariser Felibres-Verein, feierte ihren berühmten „capoulié", und die Kritik scheint allen Groll und jeden Verdacht vergessen zu haben und preist Mistral als eine „gloire de la France".

Der Stoff dieser „provençalischen Novelle" erinnert an die Sage von Hans Heiling, die Metamorphose eines Liebespaares in ein Steinbild. Die Heldin Nerto — ein hübsches Diminutiv von Esther, was überdies im Provençalischen Myrte heißt — die reizende, fromme Nerto, die Schloßherrin von Château-Renard, ist die Braut des Teufels. Ihr Vater, Ritter Pons, Schloßherr auf Château-Renard, hat in einer schlimmen Stunde seine Nerto dem Teufel verkauft, und auf dem Totenbette beichtet er ihr seine furchtbare Schuld, gibt ihr aber auch ein Mittel an, wie sie sich retten könne. Sie soll nach Avignon zum Gegenpapste Benedict XIII. gehen, der die Schlüssel des Paradieses hält und vom Herrn nie Lügen gestraft wird. Wohl ist es sehr schwer, in diesen Zeitläuften zu ihm zu gelangen, denn er sitzt seit fünf Jahren eingeschlossen auf seiner Burg zu Avignon, belagert von den Franzosen. Doch es gibt einen Weg zu ihm, den niemand kennt. Er geht von Château-Renard aus, unterirdisch, unter dem Flußbette der wilden Durance und mündet in den großen Thurm des Vaticans von Avignon. Und Jeanne, in Begleitung ihres Windspiels, macht sich unverzüglich auf den Weg, um den Papst zur Flucht nach dem sicheren Château-Renard zu bewegen und zum Danke dafür ihr Seelenheil durch ihn retten zu lassen. Sie kommt gerade zur richtigen Zeit. Der Condottiere Boucicaut, Marschall des Königs von Frankreich, bedrängt das Häuflein des heiligen Greises mit Feuer und Schwert, und eben als der Papst, nach schwerem Seelenkampfe, beschließt, seine nicht länger mehr haltbare Position aufzugeben, und auf geheimem Wege seiner schönen Führerin zum treuen provençalischen Volke nach Château-Renard folgt, versengt das Griechische Feuer, vom Mistral gepeitscht, die sieben Thürme des Papstes.

Im dritten Gesange residirt der befreite Papst im sicheren Château-Renard. Die treue Provence und das französische Land feiern ihn. Der tapfere junge König von Forcalquier, Neapel und Jerusalem Louis II von Provence hält mit seiner Braut Yolande bei ihm Hof. Uebermorgen wird das königliche Brautpaar sich in der ehrwürdigen Saint-Trophime Kirche zu Arles vom Papste selbst trauen lassen. Alles schmelzt in Freude und Jubel, nur Nerto ist traurig, denn der Papst erklärt ihr, daß er ihre Seele nicht retten könne, dieweil zwischen der Hölle und seinem Reiche keine Brücke sei. Wohl könne er mancheine arme Seele aus dem Fegefeuer lösen, aber der Teufel lasse sich nur durch ein Wunder von oben meistern. Das Beste sei, sie trete in ein Kloster; dort möge sie den Eitelkeiten der Welt entsagen, mit Nutzen beten und ihr Heil wieder finden. Diese Weltentsagung ist mit nichten nach Nerto's Geschmack, aber sie fügt sich um so eher ins Unabänderliche, als Zeichen und Wunder geschehen, die sie noch mehr in der Meinung bestärken, daß der Satan ihre ihm verpfändete Seele holen werde. Als bei der Hochzeit des Königs die Republik Arles in ihrer antiken Arena den Kampf ihres Wappenthieres, eines lebendigen Löwen, mit vier Stieren zum Besten geben will, da durchbricht der Wüstenkönig die Schranken und stürzt sich auf seinen menschlichen Vetter, wird aber von den Neffen des Papstes, Roudrigo de Luno, niedergemacht. Dieses drohende Ungethüm scheint nun der ängstlichen Nerto der leibhaftige Gottseibeiuns, und sie erkennt darin eine neue Mahnung, sich ins Kloster zu flüchten. Kaum als Nonne eingekleidet, wird sie indessen von Roudrigo und seinen Catalanen, die das Kloster erstürmen, gewaltsam entführt, verliert ihren Geliebten beim darauf folgenden Straßenkampf und wird von einem frommen Eremiten aufgenommen, der von dem heiligen Gabriel in Person täglich mit Himmelsspeise gestärkt wird. Doch auch dort findet die arme Nonne keine Ruhe. Der Heilige selbst rümpft bedenklich die Nase über den sauberen Einsiedel, der ein gar hübsches Nönnlein bei sich hat, und befiehlt ihm, Nerto fortzujagen, ansonsten er ihm den Brodkorb höher hängen werde. Auf ihrer Irrfahrt geräth endlich Nerto in ein Zauberschloß, das Satanas selbst gebaut hat und dessen Herr kein anderer ist als Messire Roudrigo. Als aber der Teufel Nerto holen will, da hält ihm der Ritter das Kreuz seines Schwertes entgegen, mit Donnerkrachen versinkt das verwunschene Schloß, und Alles, was übrig bleibt, ist eine steinerne Nonne.

„Nerto" ist gewiß viel schwächer als „Mireio". Die Handlung ist einfacher, die Farben sind matter, die Sprache minder frisch. Das Versmaß ist nicht das kunstvoll verschlungene und mit unvergleichlicher Virtuosität gereimte der „Mireio" und des „Calendau", es sind unseren vierfüßigen Trochäen entsprechende Verse mit überraschend kecken und graziösen Reimen — z. B. Rienzi, Scienci (Wissenschaft). Die Bilder sind noch originell und packend; namentlich der nationale Stier und seine Evolutionen in der Arena müssen oft genug herhalten. Aber auch sonst enthält das Gedicht immerhin so viel machtvoll gestaltende und ergreifende Poesie, daß ein ganzes Schock unserer Dutzend-Epiker davon leben könnten. Da sind einige wahrhaft großartige Gemälde al fresco, wie die Schilderung des Löwenkampfes in Arles, wo auch die humoristische Note in dem Enkomion des Archivarius nicht fehlt, Kriegs- und Volksscenen in Avignon, die Beschreibung des Teufelschlosses, der nächtliche Kampf in den antiken Aliscamps zu Arles, wo die gefallenen Kämpfer gleich in ihr offenes Grab sinken —

Quand, tout en sang, un ome toumbo
Aqui, badanto, i 'a sa toumbo.

In den Gesprächen zwischen Don Roudrigo und Nerto lebt etwas von der süßen, galanten, ein Bischen gezierten Troubadourliebe, wie wir sie aus den alten Aubaden und Canzonen kennen. Die erste Begegnung zwischen dem wilden Nepoten und der reinen Nerto ist voller Poesie, ebenso Roudrigo's Beredsamkeit, die Nerto dem Kloster abspänstig machen will.

„Nerto, Du sprichst wie eine Heilige. Aber das Lied der Nachtigall antwortet Dir, daß das Maienglück im Himmelsblau ist, daß die Seligkeit darin besteht, frei auf dem Aste sich zu schwingen und seine Herzensfreude auszuplaudern. Blicke nur um Dich. Die Hirten, die mit ihren hübschen Hirtinnen die Schafe weiden, machen auf dem Gras ihre Lustsprünge; der Ackersmann, das Brachfeld pflügend, pfeift ein lustiges Lied; die Gäterinnen bei der jungen grünen Saat plaudern, lachen und jauchzen auf, die Eseltreiber auf engen Pfaden lassen fröhlich die Schellen ihres Gespannes erklingen, die Mäher auf blumigem Feld, die Fischer auf stillen Wasserstraßen, die jungen Mädchen auf den Höfen und die Jäger auf der Haide, Alle kommen und gehen und rühren sich mit wallendem Blut. Lausche um Dich: es ist ein unendliches Murmeln und Tosen, das durcheinander aus Feld und Röhricht steigt; im Bache plaudert die Welle, im tollen Strome der Fisch, Alles strotzt von Leben; der Saft eilt kräftig unter der Rinde der Zweige, und jede Blume hat ihren Honigtropfen. Nichts will sterben, Alles sprießt, treibt Knospen, jubelt und wimmelt, und das Sonnenlicht überfluthet das lebensvolle Bild. Sogar der König und seine sonnengleiche Braut führen froh den großen Triumphzug der Liebe an. Und auch wir, Nerto, gehören zum Feste." — „Nein, nein, Roudrigo, siehe die Lerchen dort, die sich zum Himmel erheben! Ach, könnten wir Vögel sein! Roudrigo, sieh, die Schwalben! Ihr leichter Flügel hat uns gestreift. Sie bringen Glück, nicht wahr? Ihr Schrei lautet: Christ! Christ!"

Der Sacristei-Geruch, der einzelne Gesänge von „Mireio" noch stark durchduftet, macht sich in der neuen Dichtung weniger fühlbar, doch finden wir da begeisterte Schilderungen des päpstlichen Avignon, das uns der Augenzeuge Petrarca viel minder verlockend geschildert hat, und einige Declamationen über den Teufel und gegen die moderne Wissenschaft, die nun einmal das Stichblatt ultramontaner Dichter zu sein scheint. Wir glauben in der That den westfälischen Dichter von „Dreizehnlinden" zu hören, wie er die Wissenschaft verspottet und nur den Glauben preist, wenn der Provençale im Prolog singt:

Der Glaube führt zum Sieg. Der Zweifel ist das betäubende Mittel, das Gift im Faß und die Wolfsmilch im Strom. Ist die Welle einmal vergiftet, so fängt man die Fische mit Körben, und hat das Volk den Glauben verloren, so schürt die Hölle lebhafter ihre Flammen. Ihr werdet mir zurufen: ich weiß zum voraus, daß der

Digitized by Google

Kessel der Wissenschaft allen Niederschlag, den ganzen Bodensatz der alten barbarischen Welt fortgespült hat. O, Ihr armen Einfältigen! der Satan lauert geduldig am Fuße des Baumes der Wissenschaft auf uns. Vergeßt nicht, daß er der erste, der größte Gelehrte ist.

Aber wie schön sind wieder namentlich die lyrischen Stellen, wie Nertos Klage, des Eremiten geistlicher Zuspruch ... Wie herrlich singt Mistral der Dichter von Mistral dem Sturm. Lou fourmidable maistrau, der wie Gottes Hauch über die Erde fegt, wie um den Nationen den Segen des gefangenen Papstes zu bringen —

. . . lou soufle de Diéu passavo
Per empourta sus li nacioun
D'ou Papo la benedicioun.

Freilich, den Hauptreiz bildet die harmonievolle, farbige bilderreiche, biegsame Sprache, das gefügige und von Mistral virtuos gehandhabte Neuprovençalisch, das schon um solcher Schöpfungen willen werth ist, an unseren Hochschulen gelehrt und von jedem Freunde volksthümlicher Poesie erlernt zu werden.

Theophil Zolling.

Ristori und Rachel.

Von Ernest Legouvé.

Die Proben meines Schauspiels: „Adrienne Lecouvreur" im Theâtre français hatten mich in ein näheres Verhältniß zu Frl. Rachel gesetzt. Jeden Morgen besuchte ich die größte Schauspielerin Frankreichs, sei es mit meinem Mitarbeiter Eugène Scribe, sei es allein, wenn Scribe durch die Proben des Meyerbeerschen „Propheten", dessen Text er verfaßt, abgehalten war. Bis halb zwölf studirten wir den Akt, der um ein Uhr auf der Bühne probirt werden sollte. Das Stück wurde in vier Wochen in Scene gesetzt, und auch nicht einer dieser Tage ging ohne die doppelte Arbeit des Morgens und des Nachmittags vorüber. Dort lernte ich die ganze Arbeitskraft, den Scharfsinn, die Nachahmungsgabe, die Bescheidenheit, die Liebenswürdigkeit der genialen Schauspielerin kennen. Da entdeckte man nicht die geringste Virtuoseneitelkeit, nicht die kleinste Caprice eines durch den Erfolg verwöhnten Kindes. Sie hörte, disputirte, gab nach, sobald sie sich besiegt sah, aber sie streckte die Waffen erst, wenn man sie vollständig überzeugt hatte. Ich weiß ein frappantes Beispiel zu erzählen. Wer sie als Adrienne gesehen hat, wird sich erinnern, daß der Ausruf: „Ah! Maurice", in den sie mitten im Delirium bei der Erkennung ihres Geliebten ausbricht, einer ihrer größten Effecte des fünften Aktes war. Wenn jemals ein Theaterschrei der augenblicklichen Inspiration entsprungen, so schien es dieser. Nun, die Rachel brauchte drei Tage, ich sage nicht um ihn zu finden, aber um ihn anzunehmen. Scribe hatte ihr ihn vorgemacht, allein sie wollte nichts davon wissen. „Er ist falsch!" antwortete sie hartnäckig, „er ist theatralisch." — „Nein", antwortete Scribe, starrsinnig und barsch, wie immer, wenn er auf dem Schlachtfelde stand, d. h. auf der Probe war, „er scheint Ihnen falsch, weil sie ihn schlecht ausführen." Endlich, nach dreitägigen unfruchtbaren Versuchen drang der Schrei gewissermaßen in ihr Herz, und sie gab ihn mit einer bewunderungswürdigen Untreue wieder; ich sage Untreue, denn sie gab uns zwanzigmal mehr, als wir ihr gegeben hatten. Der berühmte Schrei prägte sich ihr namentlich durch die Erzählung des Faktums ein, welcher mir zu dieser Scene den Anlaß gegeben hatte.

Fräulein Mars, die größte französische Tragödin nach der Rachel, lag im Sterben. An ihrem Bette weilte ein würdiger Priester, der Abbé Gallard im Gebet. Plötzlich hört er, wie von den Lippen der Delirenden deutliche Worte und wohlgefügte Sätze drangen, welche ihm aber unverständlich waren. Was sollten diese Worte bedeuten? Es waren Stellen aus dem Repertoire der Schauspielerin. Die Sterbende sagte ihre Rollen auf. Ihr Gesicht, verwüstet von der Krankheit, belebte sich, um die Schöpfungen der Bühne darzustellen. Ihre Stimme nahm ihren Accent an; dann, plötzlich innehaltend, neigte sie ihr Ohr, wie um zu lauschen, und applaudirte. Sie wurde ihre eigene Zuschauerin. Diese Liebe zur Kunst bis in den Tod und die Erinnerung an sie im Sterben hatte mich eigenthümlich frappirt. Ich sah darin für Adrienne einen interessanten neuen Akt. Es war nicht mehr die banale Vergiftungsscene, nicht die ewige Wahnsinnsscene der italienischen Opern, nur eine Adrienne konnte so sterben. Ich erzählte dies der Rachel. Sie verstand mich und verlieh der poetischen Realität einen wunderbaren Ausdruck ohne effecthaschenden Todeskrampf, ohne Convulsionen, nichts von jener untergeordneten materiellen Kunst, die statt des brechenden Herzens nur sich verdrehende Arme zeigt. Sie stellte wirklich eine große Künstlerin dar, die von ihrem Genie begleitet und wie verfolgt wird bis zur letzten Stunde.

Eines Tages, als wir über die Frauenrollen des neuen Theaters lange geplaudert hatten, bat sie mich inständig, eigens eine Rolle für sie zu schreiben. „Wenn Sie dies thun", fügte sie fröhlich hinzu, „so schreibe ich Ihnen einen Brief ohne orthographischen Fehler". So kam mir der Gedanke, eine antike und zugleich moderne Tragödie zu schreiben. Ich erkläre mich deutlicher. Das Alterthum ist für uns seit vierzig Jahren eine neue Welt geworden. Zahllose kritische, archäologische, historische, numismatische, künstlerische Arbeiten haben plötzlich ein neues Licht auf die Sitte, den Glauben, die Monumente, die Werke des Alterthums geworfen. Das griechische Theater hat gleichsam eine Auferstehung gefeiert, Dank der Forschungen zumal deutscher Gelehrter. Bewaffnet mit diesen neuen Untersuchungen, wollte ich mich an einem Stoffe versuchen, der mich immer durch seinen geheimnißvollen Zauber angezogen hatte: Medea. Ich fühlte, daß der griechische Poet nicht Alles gesagt hatte, daß man tiefer in dieses Mutterherz dringen konnte, daß sich selbst aus seinen schönsten Scenen stärkere Wirkungen ziehen ließen. Namentlich der Bericht vom Tode Kreusa's erschien mir verlockend. Medea hat ihr als Zeichen der Unterwerfung durch die Hand ihrer Söhne köstliche Geschenke geschickt. Eine goldene Krone und ein Peplum vom feinsten Gewebe. Euripides malt uns in herrlichen Versen die kindliche Freude der jungen Frau beim Anblick dieser Geschenke. Sie setzte sich, erzählte er, die Krone auf ihr Haupt, sie ordnete das Peplum auf ihrer Brust, sie strich ihr Haar vor einem herrlichen Spiegel zurück und lächelte ihrem eigenen Bilde zu; dann erhob sie sich von ihrem Thron und wandelte schwebenden Ganges im Gemach auf und ab, indem sie dabei voll Zufriedenheit einen Blick nach rückwärts auf ihre Schleppe warf. Aber plötzlich wechselt sie die Farbe, ihr ganzer Leib zittert, und der Poet zeigt sie uns in seiner wunderbaren Schilderung, wie sie sich die goldene Krone, welche sie versengt, vom Kopfe reißt, wie sie das Peplum, dessen Gift sich ihrem Körper mitheilt, abzuwerfen sucht und wie sie unter schrecklichem Wehgeschrei in die Arme ihrer alten Sklavin stürzt.

Welche Scene, sagte ich mir, wenn sie statt Schilderung, ganz Handlung wäre! wenn statt der Kinder Medea selbst die Geschenke überreichen würde, wenn statt der alten Sklavin Medea die junge Kreusa schmücken könnte! Medea knieend, erniedrigt, Dienerin! Medea mußte dargestellt werden, wie sie ihre Rivalin mit den Augen verfolgt, und wie Kreusa in all der Freude ihres märchenhaften Stolzes plötzlich von den ersten Schmerzen ergriffen wird. „Was hab' ich denn?" schreit sie auf. Medea erhebt sich mit einem Mal und stürzt ihr mit triumphirendem Wuthgeschrei entgegen. „Was du hast? sterben wirst du!" Welche Situation! welcher Contrast für eine große Künstlerin wie die Rachel! Von dieser Idee ergriffen, setzte ich mich gleich ans Werk. Ich schrieb diese Scene in zwei Tagen. Als sie vollendet war, gruppirt sich nach und nach rings um sie her das übrige Drama, so wie ich es mir dachte, und nach der Arbeit eines Jahres brachte ich der Rachel mein Werk. Der erste Versuch war nicht günstig. Der Titel mißfiel ihr. Das erschreckte mich nicht. Ich kannte sie ja und wußte, daß sie anfänglich auch „Adrienne Lecouvreur" zurückgewiesen hatte. Als die Lesung vollendet war, sagte ich kalt: „Nun?" — „Ei," antwortete sie, „ich erwartete etwas Neueres. Ich habe schon so viele griechische Rollen gespielt." — „Medea ist keine Griechin in meinem

Digitized by Google

Werk, sondern Barbarin." — „Ich habe noch nie eine Mutter gespielt." — „Um so mehr Grund, es zu thun." — „Wer bürgt mir dafür, daß ich auf dem Theater den mütterlichen Accent finde?" — „Ihre Mutterliebe. Warum sollten sie nicht gut darstellen, was sie so lebhaft fühlen?" — „Ich finde in ihrem zweiten und dritten Akt grelle Uebergänge von der Wuth zu den Thränen; das kann ich nicht machen." — „Aber ich," sagte ich lachend, „ich kann es, und werde es Sie lehren." — Auf diese Weise, ohne ihr schroff zu begegnen, halb durch Ueberredung und halb indem ich diese seltene Intelligenz weckte, in der so viel Verschlossenes und Offenes, Mildes und Heftiges lag, gelang es mir, ihr nach und nach meine Heldin verständlich zu machen. So war ich voll der besten Hoffnungen. Eines Tages vernahm ich, daß die Rachel nach Rußland durchgebrannt. Die Probe der „Medea" war abgebrochen.

Der Schlag war hart für mich. Ein besonderer Umstand vergrößerte noch meinen Kummer. Es war damals gerade ein Platz in der Französischen Akademie frei, und ich zählte auf meine „Medea" als auf einen meiner besten Ruhmestitel. Die Abreise der Rachel zerstörte also meine Hoffnungen. Aber ich verlor den Muth nicht. Sie schrieb mir, daß ihre Reise mein Stück blos um drei Monate verschiebe. Ich stellte mich, als glaubte ich es, denn nichts ist unangenehmer für Menschen ohne Treu und Glauben, als wenn man in sie Vertrauen zu setzen scheint. Das verpflichtet sie. Ich verwendete die drei Monate . . . nun wozu? Um psychologische Studien über diesen seltsamen Frauencharakter anzustellen und darin die Berechtigung zu neuen Hoffnungen zu suchen.

Ich kannte Vorzüge ihres Herzens, die mich beruhigten. Es gab keine liebevollere Tochter, keine zärtlichere Schwester, keine bessere Mutter. Alle, die von ihr abhängig waren oder unter ihr standen: Dienerschaft, kleine Theaterangestellte u. s. w., verehrten sie. In London war ich Zeuge, wie sie über den Tod eines jungen neapolitanischen Prinzen in die heftigsten Thränen ausbrach. Aber ich erinnerte mich auch, sie gesehen zu haben, wie sie eines Tages in ihrem Ankleidezimmer im Costüm Virginias Cancan tanzte. „O, Fräulein Rachel," rief ich, „nicht in diesem Costüm! Es ist abscheulich." — „Just weil es abscheulich, ist es reizend, Sie Dummkopf," antwortete sie lachend, „denn sehen Sie, lieber Freund, im Grunde bin ich eigentlich eine kleine Zigeunerin."

Sie sagte etwas Wahres und Falsches zugleich. Sie war eine kleine Zigeunerin, aber zugleich auch eine Priesterin der Kunst. Tragödin durch ihr Gesicht, ihre Stimme, ihren Gang, ihre Intelligenz, war sie Komödiantin von Haus aus und bis auf den Grund ihrer Seele. Als sie eines Tages eine hocharistokratische Gesellschaft verließ, wo man sie gefeiert hatte und wo sie ganz und gar große Dame gewesen war, empfand sie das Bedürfniß sich zu encanailliren, und vor einigen Freunden vollzog sie eine scheußliche Pantomime. Denn das Charakteristikum dieses seltsamen Wesens war, daß es grelle Gegensätze liebte. In ihr lebte und kam immer wieder zum Vorschein das spöttische Pariser Vorstadtkind, das alle Sprachen reden konnte und das Wörterbuch mit dem Hörer wechselte und kein größeres Vergnügen kannte, als sich über die Menschen lustig zu machen. Man muß solch außerordentlichen Frauen viel verzeihen, denn am Ende wären sie ja nicht so reizend, wenn sie nicht ein Bischen toll sein würden.

Meine versöhnliche Philosophie war vollständig am Platze, denn ich sollte bald vollauf Gelegenheit haben, sie anzuwenden.

Nach ihrer Rückkehr aus Rußland erklärte sie mir rund heraus, daß sie meine Medea nie spielen werde. Ich wurde äußerst zornig, verklagte sie vor Gericht und hatte es nicht zu bereuen. Meine Sache war diejenige aller meiner Collegen. Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, daß die Schauspieler ihr Spiel mit uns treiben sollten. Aus diesem Proceß weiß ich noch einen lustigen Zwischenfall. Die Rachel hatte den talent- und geistreichen Advocaten Crémieux als Vertheidiger gewählt. Er hielt es für die beste Art, die Tragödin zu vertheidigen, indem er die Tragödie lächerlich machte. Er las also vor Gericht Kreusa's Klagen mit ironischen Betonungen vor. Leider waren aber diese Verse von mir aus dem Euripides übersetzt, und mit Euripides Hülfe hatten meine Verse denn auch vor dem richtenden Auditorium einen so großen Erfolg, daß mein Vertheidiger seinem Gegner danken zu müssen glaubte. „Ich hätte niemals", sagte er, ein beredteres Argument finden können, als Ihre Vorlesung. Uebrigens hätte auch der Mißerfolg dieser Verse nicht viel bewiesen, denn sie kommen aus dem Munde einer jungen Prinzessin, einer schönen blumengeschmückten Braut. . . . Mein Gegenpart hat wirklich nicht die passende Erscheinung für diese Rolle." Die stadtbekannte Häßlichkeit von Crémieux reizte sogar die Richter zum Lachen und die Gerechtigkeit meiner Sache überzeugte sie. Ich gewann den Proceß, veröffentlichte mein Stück und mehrere rasch vergriffene Auflagen bewirkten, daß meine Freunde von der Akademie sie als ernsthaften Ruhmestitel geltend machen konnten. Aber ein Theaterstück ohne Theater konnte mir nicht genügen und ich war nur halb getröstet. Da kam Adelaide Ristori nach Paris.

Die junge Tragödin, Tochter eines alten Schauspielers und einer Marquise, Frau eines jungen römischen Edelmanns, war mir nicht unbekannt. Ich hatte sie ein paar Jahre zuvor, Anno 1856, in Italien als Myrrha in Alfieris Tragödie gesehen und bewundert. Sie hatte mir eine ganz neue Kunst gezeigt. Die Macht ihrer Physiognomie, die Kühnheit ihrer Geberdensprache, die Fülle ihrer Bewegungen, ihre Blicke, ihr Mund, dem die Leidenschaft wie ein Sturm entfuhr, ihre Stimme, die bis zu den höchsten Tönen des Soprans reichte und bis zu den tiefsten, dumpfesten Noten niedersteigen konnte, gemahnte mich an die Malibran. Es war derselbe Ungestüm, die gleiche Gluth. Ganz hingerissen, stellte ich mich ihr nach dem Schauspiel vor. Sie kannte meine Stücke, in deren einem sie alle drei Frauenrollen gespielt hatte: das junge Mädchen, als sie zehn Jahre alt war, die junge Frau als Zwanzigjährige und die Heldin mit fünfundzwanzig Jahren. „Wenn Sie mir die Aufrichtigkeit Ihrer Elogen beweisen wollen", sagte sie jetzt zu mir, „so schreiben Sie mir eine Rolle, eine Rolle für mich allein, die noch niemand gespielt hat". — „Ich habe eine für Sie." — „Nun?" — „Medea." — „Medea?" sagte sie etwas gedehnt, „Medea, die die Rachel" . . . — „Nicht hat spielen wollen, ganz Recht. Ich glaube, es war unklug von ihr. Gerne möchte ich Ihnen das Stück vorlesen, aber ich verreise morgen. Ich werde Ihnen das Buch zusenden. Sie werden es lesen und mir dann ihre Meinung schreiben."

Ich zog mich zurück ohne große Hoffnung. Ihre Miene, als sie auf die Weigerung der Rachel anspielte, hatte deutlich genug gesprochen. Gleichwohl schickte ich ihr ein Exemplar des Buches. Erst nach drei Monaten erhielt ich ihre Antwort. Das Stück gefiel ihr. Sie wünschte eine Uebersetzung und das Aufführungsrecht. Wie war das gekommen?

Die Ristori hatte ein Vorurtheil gegen die von ihrer Rivalin zurückgewiesene Rolle. Erst nach vielen Wochen hatte sie sich entschließen können, das Buch wenigstens flüchtig zu durchblättern. Sie war eben bei der Toilette, im Frisirmantel, unter den Händen ihrer Kammerfrau, als sie mit lässiger Hand nach meinem Drama griff. Nach einigen Minuten war die Zofe erstaunt zu sehen, wie sich das Gesicht ihrer Herrin belebte, bewegte, wie ihre Züge bebten, und als der Marquis just eintrat, erhob sich die Ristori schnell, zum Schrecken der Dienerin, welche ihre Flechten in der Hand hielt, und sagte zu ihm: „Entweder haßt die Rachel den Dichter tödtlich oder sie ist verrückt. Es ist eine der schönsten Frauenrollen, die ich kenne."

Unser Uebereinkommen war bald getroffen. Der ehemalige Dictator von Venedig, Danielo Manin, war damals Flüchtling in Paris. Er unterrichtete meine Tochter im Italienischen. Er empfahl mir einen anderen Flüchtling und ehemaligen Professor aus Pisa, Namens Montanelli. Es war eine vortreffliche Wahl: drei Mal wöchentlich kam ich mit ihm zusammen, um die beiden Texte mit einander zu vergleichen. Ich habe in diesen paar Stunden mehr italienisch und Montanelli hat vielleicht mehr französisch gelernt, als in langen Monaten einsamen Studiums. Ein einziges Beispiel wird zeigen, wie belehrend für uns diese wortweise Vergleichung unserer beiden

Digitized by Google

Dichtungen war. Der erste Act meiner Medea endet mit den Versen:

Medée (à Creuse). Tu l'aimes?
Creuse (avec force). Oui, je l'aime! Et demain le grand-prêtre Le nomme mon époux.
Medée. Lui! Ton époux!... Peut-être!...

Es lag mir sehr viel an meinem Peut-être. Ich sah darin etwas geheimnißvoll Drohendes, familiär Tragisches, einen guten Aktschluß; ganz abgesehen davon, daß der dumpfe Klang der letzten Silbe im Munde der Rachel — wir hatten den ersten Aufzug bereits achtmal auf der Bühne probirt — wie ein ferner Donner klang. „Das ist im Italienischen unübersetzbar", sagte mir Montanelli, „unser: forse ist ein stumpfes, triviales Wort. Wir müssen einen umschreibenden Satz wählen." — „Nein", sagte ich, „dann zerstören Sie die Wirkung. Ich brauche ein kurzes, einschneidendes Wort, prägnant gleich einem Cymbelschlag." — „Halt", rief er plötzlich, „ich hab's! Gefällt Ihnen: vedremo?" — „Im Französischen", bemerkte ich, „ist nous verrons bürgerlich, ordinär, unpoetisch." — „Nun, im Italienischen entspricht es genau Ihrem peut-être, hat aber noch mehr Fülle. Sie werden schon sehen, was die Ristori daraus macht." Und er hatte Recht. Allen, die der ersten Aufführung beigewohnt haben, wird die wunderbare Vollwirkung ihrer Gestus, ihres Accents, ihres schrecklichen Lächelns unvergeßlich sein. Es war die Nemesis in Person.

Heute ist es Mode geworden, die Ristori zu unterschätzen, gerade wie man sie damals vielleicht überschätzte. Man bediente sich ihrer, um die Rachel zu vernichten; man bedient sich heute der Rachel, um die Ristori todtzumachen. Das ist der Welt Brauch. Weise Richter sagten und sagen noch heute, daß Beide einander vollkommen ebenbürtig gegenüber standen, just weil sie so grundverschieden waren. Die Rachel war eine stockfranzösische Künstlerin mit allen Vorzügen des französischen Genies, der Grazie, dem Geschmack, der Reinheit, dem Ebenmaß, der verhaltenen, wohl temperirten Kraft. Schon zu ihren Lebzeiten, noch ehe sie zu einer legendären Figur geworden, hatte man ihr öfter den Mangel an Gefühl vorgeworfen. Unter dem Vorwand, daß sie im höchsten Grade die Gabe der Ironie besitze, bestritt man ihr die Fähigkeit, Thränen zu vergießen. Nichts ist ungerechter als dieser Vorwurf. Die Stimme der Rachel war gerührt und rührte wieder, sie weinte und ließ Thränen vergießen; was ihr eher fehlte, war der große tragische und lyrische Strom: ihre Thränen flossen, aber überströmten nicht. Die Ristori dagegen war ganz Kraft, ganz Expansion, ganz Feuer und Flamme. Die Rachel hat einen unnachahmlich graziösen Gang, aber sie verstand nur zu gehen; man durfte nicht rasche und heftige Bewegungen von ihr fordern. Sie behauptete ihren Platz auf der Bühne mit der köstlichen Eleganz einer Statue, aber es war nur ein kleiner Platz: die Ristori füllte die ganze Bühne aus. Die Rachel war auf den Proben allein nur mit ihrer Rolle beschäftigt, sie blieb immer sie selbst und sah im Stücke blos ihre Person. Die Ristori aber spielte während unserer elf Proben alle Rollen vor und lehrte sie alle. Sie lehrte Jason brutal, Orpheus poetisch, Kreusa rührend und ihre Kinder kindlich zu sein.

Schiller's „Maria Stuart" und Racine's „Phädra" zeigten am besten den Unterschied zwischen den beiden großen Talenten. Als die Rachel im Théâtre Italien „Maria Stuardo" angekündigt las, war sie sehr aufgeregt. Ihre Rivalin griff sie also auf ihrem eigensten Terrain an, indem sie sich einer ihrer Paraderollen bemächtigte. Sie wollte sie sehen, sich mit ihr vergleichen, und sie wohnte der Aufführung im Dunkel einer vergitterten Parquetloge bei. Im Anfang neigte sich das Zünglein der Wage weder nach dieser noch nach jener Seite. Die Ristori war imposanter, stolzer, mehr Königin. Die Rachel war rührender, bewegter, mehr Weib. Aber in der großen Scene mit Elisabeth brach plötzlich die Schöpferkraft der Italienerin sieghaft hervor. Sie führte in diese bewunderungswürdige Scene zu Zweien eine dritte Person ein: das Kruzifix. Ihr Kreuz figurirte nicht nur auf ihrem Kleid wie ein Zeichen des Glaubens, sie machte daraus ein lebendiges Wesen. An ihrer Seite hangend, groß, durch eine Kette festgehalten, diente ihr dieses heilige Symbol jeden Augenblick als Tröster, Rathgeber, Helfer. Sie mischte es in jede Peripetie des Kampfes. Wenn Elisabeth einige bittere und ironische Sarcasmen an sie richtete, griff die Ristori schnell nach ihrem Kreuz, als wollte sie ihm sagen: Gieb mir Geduld! Wenn eine beleidigende Anspielung sie vor Entrüstung aufbäumen ließ, nahm sie ihr Kreuz und sagte ihm mit einem Blick: Gieb mir Resignation! Endlich im entscheidenden Augenblick, da sie sich vor ihrer Nebenbuhlerin auf die Kniee niederwirft, sah man wie das Gesicht der Ristori zuckte, wie ihre Kniee steif wurden, ihre Hände sich verzogen, dann plötzlich drückte sie das Cruzifix gegen ihre Brust, und sie ließ sich zu Elisabeths Füßen niederfallen, zugleich besiegt und von ihrem Gotte unterstützt. Dieses bewundernswerthe stumme Spiel ließ einen elektrischen Schauer durch den ganzen Saal gehen, und ein solcher Beifall erscholl von allen Seiten, daß die Rachel es nicht länger über sich vermochte und schnell, ohne das Ende des Stückes abzuwarten, sich entfernte.

Einige Tage später verkündeten die Anschlagzettel des Théâtre français: Phädra. Die Ristori nahm einen Logenplatz. Die Rachel, wie elektrisirt durch die Anwesenheit ihrer Rivalin, übertraf sich selbst. Wer gab aber mehr als einmal das Signal zum Beifall? Die Ristori. Gelehnt über die Brüstung der Loge, fieberhaft gefesselt von den Bewegungen, Worten, Blicken Phädra's, mischte sie mit Leidenschaft ihre Begeisterung in die der übrigen Zuschauer und applaudirte als Letzte, wie sie als Erste begonnen. Ihre gegenseitige Bewunderung war gleich groß, aber äußerte sich auf verschiedene Art: die Eine ging, die Andere blieb.

Die Rachel wohnte der ersten Vorstellung der „Medea" nicht bei. Sie war nicht in Paris. Es war ein Erfolg, eine überaus glückliche Revanche für mich. Bald nachher begann die Ristori ihr Glück auf der Wanderschaft und spielte meine Tragödie in ganz Europa und sogar in Amerika, wo sie in Mathilde Heron eine ernsthafte Rivalin fand, die das Stück (ich habe es aus ihrem eigenen Munde) über vierhundert Mal gespielt hat. Das seltsame Geschick meiner Tragödie will vollends, daß die Sprache, worin es am wenigsten und eines der einzigen großen europäischen Theater, wo es gar nicht gespielt wurde, die Sprache ist, in der es geschrieben und das Theater ist, für das sie geschaffen worden. Dennoch vor einigen Jahren glaubte ich endlich am Ziele zu sein. Sarah Bernhardt bat mich um die Erlaubniß, die Medea im Théâtre français spielen zu dürfen. Die Rollen waren vertheilt, die Proben sollten beginnen, da ... kam der Bruch Sarah Bernhardts mit der ersten Bühne Frankreichs, und mein Stück harrt noch heute seiner Auferstehung. Ich kann wohl die Odyssee meiner armen Tragödie nicht besser schließen, als mit der philosophischen Bemerkung, die ich an alle Theaterdichter richte: Es giebt drei Berufe in der Welt, deren erste Tugend die Geduld ist: Gärtner, Matrose und dramatischer Schriftsteller.

Feuilleton.

Der Tubus.

Von Enrico Castelnuovo.
Autorisirte Uebersetzung von G. Kruse.
(Fortsetzung.)

Der Kapitän öffnete das Fenster und betrachtete mit Entzücken seine Geliebte, die ruhig wie ein Lämmlein zu seinen Füßen lag.

„Sieh, alles Dieses bietet das Meer", begann er dann mit bewegter Stimme — „die Sanftmuth der Taube und die Wuth des Löwen, Alles, was immer nöthig ist, einen fertigen Mann zu machen. — Die Stunden der Ruhe lehren ihn denken, die Stunden der Gefahr handeln. Wo ist eine Schule, die sich dieser an die Seite stellen könnte? — Und

Digitized by Google

wie gering scheinen die größten Dinge, wenn wir sie mit dem Meere vergleichen!"

Jetzt that der Onkel seinem Redefluß Einhalt, wandte sich in eine Ecke des Zimmers und holte ein langes Fernrohr herbei — gerade dieses da.

„Richte es nach Deinem Auge", sagte er.

Ich versuchte es. Umsonst: entweder sah ich gar nichts, oder dann nur ein unbestimmtes Durcheinander.

„Kreuz-Element!" schrie der Kapitän, die Geduld verlierend, „hast Du denn noch nie ein Fernrohr in den Händen gehabt?"

„O bitte", erwiderte ich beleidigt, „schon oft; nur waren meine Teleskope kleiner, handlicher —"

„Bah! Operngucker — damit kann man freilich schöne Dinge sehen!"

„Sehr schöne", — wollte ich eben erwidern, hielt mich aber klugerweise zurück.

„Siehst Du endlich etwas?" fragte nun der Onkel wieder etwas milder gestimmt durch die angelegentlichen Anstrengungen meinerseits, den famosen Tubus zu reguliren.

„Ja — ich sehe das Meer."

„Nichts anderes als das Meer, während ich mit bloßem Auge einen schwarzen Punkt unterscheide?"

„Halt, einen Augenblick — jetzt — ja: dort ist ein Schiff."

Des Onkels Fernrohr war wirklich ausgezeichnet und rückte die Gegenstände beträchtlich näher. Nicht nur die äußere Form des Fahrzeuges, auch die Maste, die Segel und die auf dem Deck beschäftigten Matrosen konnte man unterscheiden.

„Schau ein wenig, was für ein Schiff", bat ich den Onkel, ihm das Instrument reichend, das, aufrichtig gestanden, meinen Arm nachgerade ermüdete.

„Das ist ein Schooner", bemerkte er, nachdem er kaum sein Auge der Linse genähert. Und dann setzte er mir die Gründe auseinander, warum es ein Schooner und nicht ein anderes Schiff sei. Endlich händigte er mir das Fernrohr ein und fügte hinzu: „Jene Flagge wirst Du wenigstens kennen — es ist ein Schooner, der wohl an tausend Tonnen halten mag. In ein paar Stunden wird er im Hafen anlangen, und wenn Du eine Tour mit mir machen willst, werden wir uns das Ding in der Nähe betrachten."

Der gute Kapitän war nun wieder bei seinem Lieblingsthema und gab mir eine Menge trefflicher Belehrungen über alle möglichen Bestandtheile der Seefahrzeuge: die verschiedenen Segel, die Masten, Mastkörbe, Flaggenstangen u. s. w.

Tags darauf fuhren wir in die Hafenstadt. Der Onkel ließ mich längs der Kais umherschweifen, zeigte mir den amerikanischen Schooner, welcher kaum vor Anker gelegt hatte, führte mich auf die Werfte, wo sein eigenes Schiff auf der Seite lag wie ein Kranker und mit einer Anzahl von Chirurgen im Rücken, die es auf alle mögliche Weise marterten; und schließlich wollte er mir um jeden Preis ein Gläschen Curaçao bezahlen in einem Café, das ausschließlich von Seeleuten besucht und dessen Atmosphäre von Tabaksrauch, Stockfisch, Sardellensalat und anderen scharfen Gerüchen geschwängert war. Als ich die Spelunke wieder verließ, hatten meine Sympathien für den Seemannsberuf eher abgenommen.

Vielleicht bemerkte der Kapitän diesen Umstand und wollte seiner Sache nicht durch allzugroßen Eifer schaden: kurz, in den folgenden Tagen ging er weniger heftig zu Werke.

Am Morgen des Abschiedstages endlich hielt mir der gute Onkel in Gegenwart der Eltern mit feierlicher Miene folgende Ansprache:

„Also nicht wahr, alter Sohn, es bleibt dabei? Du hast einen Monat Zeit, um Dich zu entscheiden, ob Du noch länger auf den Schulbänken herumrutschen, oder aber die zwar rauhe, jedoch gesunde Laufbahn des Seemanns einschlagen willst. Von Deinen Eltern verlange ich nichts weiter als Neutralität — sie haben es mir versprochen. — Ich lasse Dir indessen meinen Tubus zurück; betrachte bisweilen das Meer; je mehr Du hinaussehen wirst, um so lieber wird es Dir werden, also das gerade Gegentheil von dem, was mit gewissen Frauen zu begegnen pflegt."

Mit diesem Seitenhieb, der meine Mutter unwillkürlich zu einem Lächeln zwang, verabschiedete sich der Onkel von unserem Hause.

* * *

Sobald er abgereist war, ging mein Bemühen dahin, das Fernrohr in mein Zimmer zu schaffen. Inerster Linie sollte ich ja darüber wachen, dann aber hatte ich auch, offen gestanden, Geschmack an dem Spielzeug gefunden. Ich kam mir wieder wie ein Kind vor. Ich näherte mein Auge dem Instrumente, als hätte ich es mit der Linse eines „Panoramas" zu thun, und konnte nicht umhin, meiner Bewunderung Ausdruck zu geben, wenn dem unbewaffneten Auge kaum erkennbare Gegenstände durch das Glas beinahe mit der Hand erreichbar schienen. In meiner Phantasie erblickte ich ferne Länder, und die Lust zu Reisen und Entdeckungen regte sich allgewaltig in mir.

Damals glaubte ich allen Ernstes, die Liebe zu dem vielgepriesenen Berufe habe in mir Wurzel gefaßt, und wenn in einem dieser begeisterten Augenblicke der Kapitän zu mir gesagt hätte: „Das Schiff ist zur Abfahrt bereit, gehen wir" — ich hätte ihm jubelnd geantwortet: „Da hast Du mich!"

In nüchterner Gemüthsstimmung dagegen plagten mich allerlei Zweifel. Das eine Mal erschien mir der Gedanke, mich einschiffen zu müssen, absurd, ein anderes Mal gestand ich mir aufrichtig, daß es das einzige Mittel sei, die Fesseln zu sprengen, die mich an mein müßiggängerisches Leben ketteten. Meine Eltern hielten sich zurück oder sie überwachten sich vielmehr gegenseitig. Mein Vater hätte mich gern zu bereden gesucht, mit dem Onkel abzureisen; meine Mutter aber alles aufgeboten, mich davon abzubringen. Um nun die Meinungsverschiedenheiten nicht aufeinander platzen zu lassen, schwiegen sie alle beide.

Wie schon bemerkt, befand sich mein Zimmer neben dem, das der Kapitän bewohnt hatte; nicht erwähnt aber habe ich, daß sich außer dem Fenster in der auf das Meer gerichteten Front noch ein Seitenfenster befand, von dem man eine weite Strecke der Küste übersehen konnte.

Eines Morgens nun, der Veränderung zuliebe, verlegte ich mein Observatorium weg zu dem letztgenannten Fenster und machte mich daran, mit meinem Tubus die zu meinen Füßen hingestreckte Landzunge zu durchforschen.

Bei einer dieser Recognscirungen geschah es, daß ich zu meiner Verwunderung die Fenster in der benachbarten Villa geöffnet sah, einem Landhause, das über einen Kilometer von dem unsern entfernt war und seit mehreren Jahren nicht bewohnt wurde. Ein blüthenreicher Oleander rankte an der Mauer empor, doch eine noch viel reizendere Blume erschien in dem Rahmen eines Fensters. Ein junges Mädchen war es von 16 bis 18 Jahren, mit dunklen Augen und Haar und in Halbtrauer gekleidet. Sie trug ein weiß und schwarz karrirtes Wollkleid und um den wohlgeformten, blanken Hals an schwarzem Sammtband ein Medaillon, das sich vortheilhaft von dem Saume der schneeweißen Chemisette abhob. Die liebliche Erscheinung verweilte etwa eine Stunde lang, indem sie dann und wann die Augen von einem Buche erhob, das sie in der Hand hielt. Ohne Zweifel bemerkte sie nicht — wenigstens schien es mir so —, mit wie großem Entzücken sie beobachtet wurde. Endlich erhob sie sich und schloß, mit dem Oberkörper sich über die Brüstung hinaus lehnend, die Fensterläden.

Noch eine Weile stand ich unbeweglich, in der Hoffnung, daß meine schöne Unbekannte wieder auf ihren Posten zurückkehren würde. In meiner Erwartung getäuscht, suchte ich mich anderweitig zu beschäftigen; doch es war mir unmöglich, und ich entschloß mich, etwas später einen Spaziergang nach der Villa zu unternehmen. Ich hoffte, vielleicht würde es mir dann vergönnt sein, das bezaubernde Mädchen in der Nähe zu sehen.

* * *

Gesagt, gethan. Gleich nach dem Mittagessen machte ich mich auf die Fahrt; doch sollte ich bitter enttäuscht werden. So bequem ich von meinem Fenster aus das erste Stockwerk der Villa hatte übersehen können, so ließ von der bedeutend tiefer gelegenen Landstraße aus sich nichts als der Giebel

Digitized by Google

des Hauses wahrnehmen, denn alles Uebrige war hinter dichtem Gesträuch versteckt. Und je mehr ich mich näherte, desto weniger war zu erblicken: es schien, als ob ich es mit einem verzauberten Schlosse zu thun hätte. Als ich mich endlich auf etwa hundert Metergenähert hatte wandte sich die Straße über einen sanften Abhang hinunter mehr gegen das Land zu, so daß sich die Villa von der dem Meere entgegengesetzten Seite zeigte. Doch auch hier verlorene Liebesmüh'! Auch hier war fast Alles hinter undurchdringlichem Laube verborgen. Die Hauptfassade aber hätte wohl nur von dem Meere aus gesehen werden können.

Lange trieb ich mich um das Landgut herum, ohne eine einzige lebende Seele weder im Garten noch an einem Fenster zu sehen. Bald jedoch schlugen die Töne eines Klaviers an mein Ohr: das war gewiß meine schöne Unbekannte, die musicirte.

Auf dem Rückweg konnte ich wenigstens etwas Näheres über die Bewohner der Villa erfahren. Es sei eine wohlhabende Familie, Namens Azzoli, Vater, Mutter und Tochter, die sich vor Kurzem in der nahen Stadt niedergelassen, woselbst Herr Azzoli die Direction bei einer Actien-Gesellschaft übernehmen sollte. Sie lebten, hieß es, sehr zurückgezogen und trugen Trauer um ein Mädchen, das ihnen vor einigen Monaten an der Diphtheritis gestorben sei.

Diese Nachrichten befriedigten mich durchaus nicht, zumal weder die Gewohnheiten der Azzoli noch diejenigen meiner Eltern der Hoffnung Raum ließen, daß die beiden Familien in Verkehr treten würden. Meine Eltern flohen neue Bekanntschaften und hüteten sich gewissenhaft, sich in die Angelegenheiten Anderer zu drängen, verbaten sich aber andererseits auch jede fremde Einmischung in die ihrigen. So geschah es denn, daß meine Mutter, als ich beim Abendessen meine Erkundigungen über die neuen Bewohner der Villa eingehend erzählte, gar kein Wort erwiderte, indessen mein Vater aber nur die Achseln zuckte und bemerkte, es könne uns völlig gleichgiltig sein, ob die Villa drüben vermiethet sei oder nicht.

Immerhin, drei Tage nach einander, je zwischen neun und zehn Uhr, erfreute sich mein Auge, unterstützt von dem trefflichen Tubus, von Neuem an dem Anblick des reizenden Mädchens, das mit einer Arbeit oder einem Buch in der Hand am Fenster saß. Das Meer mochte aufgeregt sein oder nicht — was kümmerte es mich? Mochten mächtige Kauffahrer, Briggs, Schooner passiren — was hatte ich mit alledem zu thun?

In denselben drei Tagen begab ich mich nach Tische zu Fuß nach der Villa, immer in der Hoffnung, meine Angebetete wiederzusehen — und immer in meiner Erwartung getäuscht.

Am Morgen des vierten Tages fiel etwas vor, das mir zu denken gab: ich glaubte entdeckt worden zu sein. Ich stand eine Weile auf meinem Beobachtungsposten, als ich plötzlich an der Seite des jungen Mädchens einen Herrn mit grauem Haupthaar erblickte, der einen Operngucker nach mir gerichtet hatte. Er schaute aufmerksam, wohl fünf Minuten lang, durch denselben und gab dann dem Fräulein einen Wink, worauf es sofort verschwand. An ihrer Stelle blieb während einiger Zeit — keineswegs zu meiner Freude — der ältliche Herr; als er endlich fortgegangen, kam ein Dienstmädchen, um das Fenster zu schließen und die Rouleaux herunterzulassen.

War das ein Zufall — oder wollte man wirklich in der Villa das junge Mädchen allen neugierigen und indiscreten Blicken entziehen? Und wie konnte ich — oder besser gesagt: wieviel konnte von meiner Person bemerkt werden, ohne einen Tubus von derselben Tragweite wie der des Onkels?

Doch das waren ja alles Fragen von geringer Bedeutung; die Hauptsache war die: ob sich das junge Mädchen morgen wieder zeigen würde oder nicht.

Man stelle sich nun meine Unruhe an jenem und meinen Schmerz an den darauffolgenden Tagen vor, als ich zu gewohnter Stunde meinen Tubus vergeblich nach dem bekannten Fenster richtete. War sie krank oder gehorchte sie einem Gebot ihrer Eltern oder floh sie aus eigenem Antrieb?

Als ich dann zur gewohnten Zeit meinen Spaziergang nach dem Nachbarhause antrat, kam mir eine recht glückliche Idee: Wie wär es, wenn ich die Villa von der Seeseite auszukundschaften suchte?

* * *

Nicht weit von unserm Hause bildete die Küste eine kleine natürliche Bucht, die oft dem Fischer als Zufluchtsort diente. Auch an jenem Tage befand sich ein solcher Kahn dort, und ich sprang ohne Umstände hinein, zum Erstaunen des etwa fünfzehnjährigen Burschen, der, auf dem Rücken liegend, Wache hielt, den Kopf auf einen umgestürzten Korb gestützt.

Ein paar Geldstücke, die ich ihm in die Hand drückte, beruhigten ihn; ich zeigte ihm den Weg. Nach einigem Zögern machte er sich ans Werk, indem er sich der Ruder bediente, denn es wehte kein Lüftchen und das Segel konnte uns nichts helfen. Nach wenigen Minuten waren wir unterhalb der Villa angelangt, die nur durch ein Stück des Gartens und einen steilen, felsigen Küstenzug vom Meere getrennt war. Die Fenster des ersten Stockes öffneten sich auf eine Terrasse, von welcher man eine herrliche Aussicht genießen mußte. Doch Alles war verlassen und öde, und auch auf dieser Seite waren die Fenster verhängt. Einen einzigen Umstand gelang es mir auszuspioniren: das Klavier befand sich in einem der vordern Zimmer, denn die Töne desselben schlugen klar und deutlich an mein Ohr, und für mich unterlag es keinem Zweifel, wer dieselben hervorgebracht. Aber wie sollte ich die Aufmerksamkeit der reizenden Spielerin erregen?

Ich begann ein Gespräch mit dem Knaben:

„Kannst Du singen?"

Er lachte.

„O nein, mein Herr!"

„Weißt Du kein Lied auswendig? Probir es doch."

Es war unmöglich, den Burschen zu überreden. Und selber einen Gesangsversuch wollte ich nicht riskiren. Meine Stimmmittel und mein Musikgehör waren von jeher — gelinde gesagt — mehr als bescheiden gewesen.

Ich mußte also auf die Weiterführung dieser Expedition verzichten und unverrichteter Dinge die Heimkehr antreten.

„Kannst Du mich heute um fünf Uhr nach derselben Stelle geleiten?" fragte ich den Burschen beim Aussteigen.

Er verneinte es, da er sofort nach der Stadt fahren müsse.

„In diesem Fall", sagte ich, „wirst Du morgen zur nämlichen Zeit hier sein."

Der Bursche konnte sich nicht dafür verbürgen; ich sah jedoch, daß es ihm an gutem Willen, meinem Wunsche zu entsprechen, nicht fehlte.

Gegen Abend kam er auch in der That und erwartete mich. (Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Die akademische Kunstausstellung.

Schluß.

Zum Schluß sei unter den Landschaften eine noch ganz besonders herausgehoben: Adolf von Meckel's „Oase". Der Blick ist von ziemlich hohem Standpunkt genommen. Auf dem kahlen Gestein des Vordergrundes kauert im scharfen Sonnenschein ein Araber mit langer Flinte und bewacht die Heerde von Kameelen, die unten in der von kahlen Bergen eingeschlossenen Oase ihr Futter suchen. Aus dem wilden Gestrüpp steigt hier und da eine schlanke Palme auf und wiegt ihre starren, glänzenden Wedel. Hier und da blickt in der Thalsohle ein blauer Wasserspiegel, der das Geheimniß des üppigen Lebens mitten in der Wüste verräth, mit ihrer heißen, trockenen Luft, die kaum die fernsten Berghügel blaut. Wie klar stehen selbst die Dinge am jenseitigen Bergessaum da, Uebergänge, Duft und Schimmer fehlen ganz, Alles hart, klar und glänzend. Es ist, als wäre überhaupt keine Luft in dieser Landschaft, sondern nur das grelle Licht. Selten empfängt man

Digitized by Google

von einem Bilde, dessen Materie durch die eigene Erfahrung nicht controlirt werden kann, den Eindruck so absoluter, unanfechtbarer Wahrheit.

Was Meckel's frühere Arbeiten voraussehen ließen, ist in diesem Werk erreicht: er hat sich zu dem Range eines der bedeutendsten modernen Landschafter emporgeschwungen. Nicht leicht ist ein Anderer mit besserem Auge zu nennen. Als Orientmaler sind auch Eugen Bracht und Carl Schirm durch tüchtige Leistungen vertreten, die aber von der Natur ihrer Meister keine neuen Seiten enthüllen.

Das Stillleben tritt an Umfang diesmal hinter früheren Jahren zurück. Neben Frau Hedinger und Frau Hormuth-Kallmorgen die immer kräftiger und selbstständiger vorwärts schreiten, sei Pauline Tournier mit einem frischen, farbenprächtigen Blatt erwähnt.

Im letzten Saal sind wie gewöhnlich die Aquarellen, die Zeichnungen und die Werke der reproducirenden Künste untergebracht. Nach alter Sitte stehen Originalradirungen in einer Reihe mit Holzschnitten und Kupfern nach fremden Erfindungen. Ob nicht in den Augen des großen Publicums der Werth eigener Erfindung dadurch geschädigt wird?

Wie Arnold Böcklin, mit dem er so manchen inneren Zug gemein macht auch Max Klinger diesmal nicht viel Glück. Seine Folge von 15 Radierungen, die er „ein Leben" nennt, hat die Zahl derer vermehrt, die seinen Genius für einen Wildfang ansehen, dem Zügel noththun. Ja, nicht wenige sind der Ansicht, er hätte es nur darauf angelegt Aufsehen zu machen um jeden Preis. Wie fern es dem Künstler liegt, weiß jeder, der seinen Entwickelungsgang ohne Vorurtheil verfolgt hat. Wo er anders erschien als die Andern, war es nicht, weil er wollte, sondern weil er mußte. Aus dem phantastischen Gebiet der Fabel von Amor und Psyche und den Metamorphosen des Ovid hat er sich in den letzten Jahren ganz energisch dem Leben unserer Tage zugewandt. Seine Führer waren die französischen Naturalisten, Flaubert vor Allen. Auf solchen Stamm ein solches Reis! Es kam hinzu das Studium Goya's, des genialen aber unbehaglichen Spaniers, von dem Klinger namentlich technische Anregungen erfuhr. In der Serie, die ihm vergangenes Jahr die Medaille eintrug, den Dramen, trat die ausschweifende Phantastik bei der streng realen Behandlung alltäglicher Geschichten noch nicht in den Vordergrund, während mehrere der Blätter aus der Folge in diesem Salon sich ausnehmen wie Phantasien über Themata von Goya. Und doch ist der Vorwurf ein ganz realer, die Geschichte einer Gefallenen. Aber die symbolische Einleitung und der phantastisch-religiöse Schluß heben den Vorgang in's Typische. Es ist nicht möglich, ihm mit dem Wort von Scene zu Scene zu folgen, denn es würde entweder unverständlich sein oder Dinge erzählen müssen, an denen vor der Darstellung noch ein Zweifel erlaubt ist. Als Erscheinung sind einzelne Blätter wunderschön, als technische Experimente alle höchst interessant. Besonders gefällt mir die erste Darstellung, Eva unter dem schattigen Baum der Erkenntniß mitten auf einer weiten hellen Wiese. Vielleicht hätte Klinger wie Böcklin besser gethan, sein jüngstes Werk nicht auszustellen. Doch wird bald wieder eine neue Schöpfung den Eindruck beseitigen, denn was Klinger ausstellt, gehört in seiner Production bereits der Vergangenheit an. Ehe ein Pfeil ein Ziel erreicht, sind ihm drei andere aus dem unerschöpflichen Wunderköcher gefolgt. — „Die Burg am Meer", das köstliche Blatt nach Böcklin, wurde gelegentlich der Ausstellung bei Gurlitt bereits erwähnt.

Unter den Reproductionen finden sich eine Reihe auffallend tüchtiger Leistungen, namentlich was die Radirungen anlangt. C. Koepping's Nachtstrolche nach Munkacsy und die scharmante Frou-Frou nach Clairin stellen die Arbeiten Waltner's in Schatten. Der neue Dürer unserer Galerie, das Bildniß Friedrich des Weisen, von Krüger-Strüwing für die Jahrbücher der Museen radirt, wird von der Nachbildung in dem herben Wesen und dem eigenthümlichen Colorit sehr gut wiedergegeben. Bernhard Mannfeld, der sich so schnell eine achtunggebietende Technik erworben, bietet zwei prächtige Blätter nach Menzel — Parklandschaft und Eisenwalzwerk — und eine höchst decorative Ansicht von Meißen im Schnee. Er hat die beiden großen Blätter mit den Ansichten von Heidelberg und Köln, die auf der letzten Ausstellung erschienen, technisch weit übertroffen und auch verständiger Weise die überflüssigen barocken Umrahmungen fallen lassen. Hans Meyer tritt mit seinem großen, im Staatsauftrag ausgeführten Stich nach Moretto's „Anbetung der Elisabeth und Maria" aus unserer Galerie vor uns. Es ist eine der bedeutendsten Leistungen der letzten Jahre. Weit über die zunächst interessirten Berliner Kreise hinaus wird sich H. Sachs' Kupferstich nach Menzel's Chodowiecki Freunde erwerben; hat doch die Reproduction des Reisetagebuchs die Erinnerung an den größten Berliner Künstler Menzel und den liebenswürdigsten von Allen wieder frisch angeregt.

Wir kommen zu der Plastik, dem Stiefkinde der modernen Kunst. Viel Neues und Großes bietet sie nicht, aber es drängt und gährt in ihr nach Neuem. Es ist aufgefallen, daß in Bezug auf das viel ventilirte Thema der Polychromie keine Experimente zu verzeichnen. Man sollte sich darüber nicht wundern, denn die Sache ist nicht so einfach. An die Beweiskraft eines angestrichenen Gypses, einer bemalten Thon- oder Holzbüste glaubt man weder in Künstler- noch in Gelehrtenkreisen. Daß man diese minderwerthen Stoffe nach Gutdünken zeigen oder verbergen kann, wird allgemein zugestanden. Man hält sie sogar nicht einmal der Mühe werth, als plastische Materiale ernsthaft genommen zu werden, selbst Holz und Thon müssen es sich gefallen lassen, als Surrogate zu gelten. Es giebt nur zwei plastische Materiale, das ist der Marmor, das ist die Bronze, lautet der Grundsatz.

Alle Vorzüge der beiden Edelstoffe zugestanden, kann ich mich doch zu einer unbedingten Geringschätzung von Holz und Thon nicht aufschwingen und würde es für eine willkürliche Entäußerung reicher Kunstmittel halten, wollte der Jünger der hohen Kunst in vornehmer Ueberlegenheit gänzlich die Benutzung der geringeren Diener seines Genius verschmähen. Es erinnert dies Vorurtheil von fern an den Widerwillen und die Verachtung, die vor einigen Generationen dem Ziegelrohbau zu Theil geworden.

Wie dem auch sei, die Geringschätzung hindert am Experiment mit dem niederen Stoff, und an der polychromen Behandlung des Marmors bei der älteren Generation die eingewurzelte Antipathie, bei der jüngeren, die gern den Versuch wagte, dessen große Kostspieligkeit. So müssen sich die Freunde der polychromen Plastik noch eine Weile gedulden, ehe beweisende Experimente die Sache wieder in Fluß bringen. Resultate darf man überhaupt noch so bald nicht erwarten. Mit dem bloßen Anstreichen ist es nicht gethan; wo Farbe da ist, wird sie zur Hauptsache und muß in der ersten Conception des Werkes vorhanden sein. Nicht mit Unrecht erinnerte mich ein Künstler, mit dem ich die Frage besprach, an jene Historienmaler der vergangenen Epoche, die ihre schwarzen Cartons von coloristisch begabten Collegen in die Farbe übersetzen ließen. Auch die farbige Sculptur muß vom ersten Moment der Conception mit der Farbe gedacht sein.

Von Jahr zu Jahr nimmt dagegen bei Gyps und Marmor die Tonung an Intensität zu. Gypsbüsten erscheinen heutzutage kaum anders als in einem schmutzigen Gelb, daß uns unerträglich sein würde, wenn wir nicht überhaupt an Schmutziggelb und Schmutziggrün gewöhnt wären.

In nächster Zeit stehen übrigens in Berlin zwei größere Ausstellungen polychromer Sculptur in Aussicht. Dann wird es angezeigt sein, auf die Frage zurückzukommen.

Die Psyche von Gustav Eberlein wurde seit längerer Zeit vielfach besprochen, denn es war bekannt, daß der Künstler auf dieses Werk besonderes Gewicht legte. Es ist eine überaus sorgfältige Studie nach einem jugendlichen, aber bereits zur Corpulenz neigenden Modell mit viel zu kurzen Armen und unschönem Busen, der mit all' seinem häßlichen Detail wiedergegeben ist. Daß Eberlein seinen höchst respectablen Act mit einer Geberde, die Verzweiflung, ausdrücken soll, ohne die Namen und die Schmetterlingsflügel jedoch nur als ein verhaltenes Gähnen, das in die Glieder gefahren ist, aufgefaßt werden kann, durch die mythologischen Associationen in ein höheres Gebiet rücken will, schädigt sein Werk.

Adolf Baumbach's: „Ob's noch reicht?", Halbfigur eines bärtigen Mannes in der Tracht des beginnenden siebzehnten Jahrhunderts, wie er blinzelnd in seine fast geleerte Siegburger Pinte späht, ist eine flotte, höchst decorative Sache, der nur die Farbe fehlt.

Mit der Porträtbüste zweier Kinder hat Nicolaus Geiger die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Ein Knabe und ein etwas

Digitized by Google

jüngeres Mädchen lehnen Kopf an Kopf, aber nicht in sentimentaler Geschwisterlichkeit, sondern in hellstem Lachen, bei dem die Schwester nach Mädchenart den Kopf zurücklegt, der Bruder wie ein Junge, der sich ausschütten möchte, sich vornübergeneigt hat. Er kann sich vor Fröhlichkeit gar nicht lassen und hat, um einen Ableiter zu haben, den Zopf des Mädchens gepackt. Dadurch zieht er sie noch fester an sich. Es scheint, als ob sie einem lustigen Märchen zuhören. Augen und Mund überaus lebendig und individuell, die Modellirung des Fleisches und des Haares keck und frisch.

Unter den vielen Büsten von Berühmtheiten dürfte die des Dichters Keller von R. Kißling, die von Clara Schumann von Joseph Kopf und B. Römer's Rubinstein interessiren.

Max Klein stellt diesmal nur Porträts aus, darunter ein Medaillon mit den Reliefbüsten des Ministers von Bethmann-Hollweg mit seiner Gemahlin, ernst, fast herb in Auffassung und Wirkung, dabei von minutiöser Durchbildung. Eine Frauenbüste in Hermenform aus getöntem durchscheinendem Marmor von Paul Otto, dem Urheber des W. Humboldt vor der Universität, findet so viel Bewunderer, daß wir wohl nächstes Jahr eine größere Anzahl Nachahmungen des Arrangements erleben werden. Walter Schott und August Schwenzer wetteifern mit lebendigen Büsten von zwei kleinen Knaben; man weiß nicht, wer von beiden den kindlichen und doch ganz individuellen Ausdruck besser getroffen hat. — Eins der hervorragendsten Bildwerke dieses Salons ist L. Tuaillon's Büste seiner Mutter. Er ist in dem Arrangement glücklich von der gewöhnlichen Pfählung auf dem kurzen Balustter abgewichen und hat die in gerader Linie unterhalb der Schulter abgeschnittene Büste auf einen breiten ovalen Sockel gesetzt nach Art des fünfzehnten Jahrhunderts. Wenn man die milden bis in die kleinste Falte gesehenen Züge betrachtet, kommt einem die Empfindung, der Künstler hätte sie so gut gekannt, daß er mehr aus der Inspiration als in mühseligem Anschluß an die Natur geschaffen.

Arthur Volkmann's vortreffliche Büste seines Vetters, des berühmten Hallenser Professors, zeichnet sich durch eine consequent farbige Behandlung des Bartes und Haares, die mit richtigem Gefühl in Gegensatz zu dem Fleisch gebracht sind, dem sie die allgemeine Gelbtönung nebenzuordnen pflegt, vortheilhaft aus. Ernst Waegener hat das hübsche plastische Motiv eines jugendlichen Fauns, der sich eine Rohrpfeife fertigt, zu einer anmuthigen Bronzestatuette verarbeitet. Das Gypsmodell des Schinkel für Neuruppin von M. Wiese hat seinem Urheber verdiente Lorbern eingetragen. Es dürfte jetzt die beste Statue unseres größten Baumeisters sein. Schließlich sei der dramatisch belebten Brutusstatue von Martin Wolff gedacht, dem ersten großen Wurf des Künstlers. A. L.

Notizen.

Das Wunderkind. Erzählung von U. Frank. Berlin, Abenheim'sche Verlagsbuchhandlung (G. Joël). Eine merkwürdige Erscheinung, den Lebensbedingungen unserer Großstädte entsprechend, ist in der modernen Gesellschaft das Wunderkind. Und in Wahrheit, kaum giebt es einen dankbareren Stoff für den das Leben in all seinen Gestaltungen objectiv betrachtenden Romanschriftsteller, als die Laufbahn eines solchen Wunderkindes von seinen ersten Triumphen bis zu seinem Niedergange. Ein reiches Feld psychologischer Beobachtungen eröffnet sich da dem Blicke; seltsame Contraste, die verschiedenartigsten Wirkungen, die abenteuerlichsten Schicksale sind zu schildern und schließlich das ganze Menschenleben sub specie alterni zu betrachten. Man muß sagen, daß U. Frank sich nur wenig von alledem hat entgehen lassen. Er hat das Wunderkind in die Literatur mit Glück eingeführt und einen Romantypus geschaffen, der bis jetzt mit solcher Feinheit und Kenntniß nicht ausgeführt worden war. Ich weiß nicht, ob der Autor ein Modell vor sich gehabt, dem er die feinen psychologischen Züge abgelauscht, oder ob er aus freier Phantasie geschöpft; in jedem Falle verdient er die Anerkennung, eine lebenswahre Gestalt aus der modernen Gesellschaft wahr und treu geschildert zu haben. Wenn man die Schemen betrachtet, die unsere jungen Novellisten oft als moderne Menschen ausgeben, so wird man dieses Lob vollauf zu würdigen wissen. Jacob Löwenstedt, der Wunderknabe, ist uns Allen bekannt; genau so, wie ihn U. Frank schildert, haben wir ihn unzählige Mal im Concertsaal und im Salon auftreten gesehen. Es ist deshalb für uns von hohem Interesse, seine weiteren Schicksale zu erfahren. Freilich, wir haben sie geahnt, vorausgesehen — aber es interessirt uns doch, sie in dieser Erzählung des Weiteren zu verfolgen, besonders, da dieselbe in einer unserem Geschmack so zusagenden Form der Darstellung anmuthig und fesselnd geschrieben ist. Täuscht uns nicht dieser Eindruck einer ersten Bekanntschaft, so dürfen wir in diesem Autor eine tüchtige Kraft begrüßen, der die Schilderungen des modernen Lebens der Großstadt mit all' ihren Verirrungen und großen Eindrücken als eine dankbare Aufgabe vorbehalten sein mag.

G. K.

Egyptische Geschichte von A. Wiedemann. Zwei Bände. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. Mit dem jetzt vorliegenden zweiten Theile hat die ägyptische Geschichte von A. Wiedemann den Abschluß gefunden. Während der erste die Aufgabe hat, die Verhältnisse Aegyptens in geographischer und culturhistorischer Beziehung darzulegen, die dem Historiker über dies Land vorliegenden Quellen zu behandeln und im Anschlusse hieran die älteste Geschichte des Landes bis zu seinen ersten auswärtigen Eroberungen in Asien zu betrachten, führt der zweite Band in die späteren historischen Perioden bis zu dem Augenblicke, in welchem das Nilthal durch die Eroberung Alexander des Großen in den Bau seines Weltreiches eingefügt ward und nunmehr Antheil nahm an der Entwickelung der helleniſtischen Cultur. Die hier behandelte Periode der ägyptischen Geschichte bietet außer für die Specialgeschichte des Nilthals auch für die Geschichte der Nachbarländer ein hervorragendes Interesse durch die zahlreichen Beziehungen dar, in welche während ihres Verlaufes Aegypten zu Palästina, Syrien, Assyrien, Babylonien, Persien, Griechenland und anderen Staaten trat. Das vorliegende Material an hieroglyphischen Texten, ebenso wie die Angaben der Classiker, der hebräischen Quellen und der Keilinschriften sind hier in möglichster Vollständigkeit zugänglich gemacht und verwerthet, der Stil ist auch nicht allzu trocken und strengwissenschaftlich, so daß wir das überaus verdienstvolle Werk auch weiteren als nur gelehrten und Fachkreisen empfehlen können.

Ueber den Ursprung und die Hauptgesetze des wirthschaftlichen Werths. Von Friedr. von Wieser. Wien, Alfred Hölder. Von allen speculativen Wissenschaften scheint die Nationalökonomie am meisten unter dem fortwährenden Schwanken der Grundbegriffe zu leiden. Gut, Capital u. s. w., insbesondere aber der Werth werden von jeder Schule, ja fast von jedem Schriftsteller anders definirt. Zu den zahlreichen Versuchen, diesen Grundbegriffen wieder einmal näher an den Leib zu rücken, zählt die vorliegende Schrift. Der Verfasser gehört jener Schule an, die nicht davon lassen will, die Oekonomie der Privatunternehmung der Nationalökonomie zu Grunde zu legen, die den Reinertrag und die Vermögensbildung, nicht aber die wirthschaftliche Seite des Lebens-Inhalts der Gesellschaft zum Gegenstande hat. Mag immer diese Schuld das Kleid wechseln, sie bleibt bei ihren nun hundertjährigen Irrthümern stehen. Dies lähmt auch den Verfasser; er zählt zu der wissenschaftlichen Arrièregarde, welche, voll Geist und durch ernstes Streben ausgezeichnet, berufen ist, den geordneten Rückzug dieser Schule zu decken. W.

— Von Max Kretzer erscheint demnächst im Verlage von Costenoble in Jena ein neuer Roman. Der Verfasser, dessen jüngst veröffentlichte Erzählung: „Im Sturmwind des Socialismus" in Nr. 38 unseres Blattes eine kurze Besprechung erfahren, theilt uns mit, daß dieses Werk ein älteres Product seiner Feder aus dem Jahre 1878 sei, und daß die Recensionsexemplare gegen seinen Willen an die Redactionen versendet wurden.

Digitized by Google

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Dahl, Tizian, Canova, Rubens,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Tanagra-Figuren.

Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichsten Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco

Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung.
Berlin W., 29 Behrenstr.

50 Pf. **Engelhorn's** Geb. 75 Pf.

Allgemeine Romanbibliothek.

Preis pro Band 50 Pf. = 30 nkr.; eleg. geb. 75 Pf. = 45 nkr.

Der 3. Band

Aus Nacht zum Licht

(Called Back)

von

Hugh Conway

Preis 50 Pf., gebunden 75 Pf.

ist soeben erschienen.

Das Erscheinen dieses interessanten und spannenden Romans hat in England das grösste Aufsehen gemacht; sein Absatz beziffert sich nach

Hunderttausenden.

Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart.

Eine renommirte Verlagsbuchhandlung **sucht gute Novellen, Romane und wissenschaftliche Werke** (Medicin, Naturwissenschaften, Technologie, Nationalökonomie) unter **vortheilhaften Bedingungen** zu erwerben.

Offerten sub **T. G.** durch die Expedition der „Gegenwart" erbeten.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Statistische Studien
über die
Bewährung der Actiengesellschaften
von
Dr. phil. **R. van der Borght.**
Preis 8 Mark.

Die Theorie des Geldes.
Kritische Untersuchungen
von
Dr. Richard Hildebrand,
Professor der politischen Oekonomie an der Universität Graz.
Preis 3 M. 20 Pf.

Verlag von Leopold Voss in Hamburg und Leipzig:

Immanuel Kant's sämmtliche Werke, in chronologischer Reihenfolge herausgegeben von G. Hartenstein. 8 Bände. gr. 8. brosch. *M* 36.—, geb. *M* 48.—
Die einzige **wirklich vollständige** Ausgabe von Kant's Werken.
— — **Kritik der Urtheilskraft,** herausg. von Benno Erdmann. 2. Stereotypausgabe. gr. 8. brosch. *M* 2.—, geb. *M* 2.80.
— — **Kritik der reinen Vernunft,** herausgegeben von Benno Erdmann. 3. mehrfach verbesserte Stereotypausgabe. Mit Kant's Bildniss. gr. 8. brosch. *M* 2.—, geb. *M* 2.80.
Diese ausserordentlich wohlfeilen Ausgaben empfehlen sich besonders durch ihre Korrektheit und gediegene Ausstattung.
Benno Erdmann, Kant's Kritioismus in der ersten und in der zweiten Auflage der Kritik der reinen Vernunft. Eine historische Untersuchung. gr. 8. *M* 7.20.
— — **Martin Knutzen und seine Zeit.** Ein Beitrag zur Geschichte der Wolfischen Schule und insbesondere zur Entwicklungsgeschichte Kant's. gr. 8. *M* 4.—
Johannes Volkelt, Immanuel Kant's Erkenntnisstheorie nach ihren Grundprincipien analysirt. Ein Beitrag zur Grundlegung der Erkenntnisstheorie. gr. 8. *M* 10.—
— — **Ueber die Möglichkeit der Metaphysik.** Antrittsrede gehalten zu Basel am 23. October 1883. gr. 8. *M* 1.—.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von Karl J. Trübner in Straßburg.

Soeben erschien:

Liebmann, Otto. **Die Klimax der Theorien.** Eine Untersuchung aus dem Bereich der allgemeinen Wissenschaftslehre. 8°, IV u. 113 S. *M* 2.50.

Die Verlagshandlung erlaubt sich auf die eingehende Besprechung dieser Schrift in Nr. 31 (2. August) der Gegenwart zu verweisen. („Ein Bekämpfer des Empirismus von Johannes Volkelt.")

Früher erschien:

Liebmann, Otto. **Zur Analysis der Wirklichkeit.** Eine Erörterung der Grundprobleme der Philosophie. 2. beträchtlich vermehrte Auflage. 1880, 8°, VIII u. 680 S. *M* 9.—.

——— **Gedanken und Thatsachen.** Philosophische Abhandlungen, Aphorismen und Studien. 1. Heft. (Die Arten der Nothwendigkeit. — Die mechanische Naturerklärung. — Idee und Entelechie.) 1882, 8°, V u. 121 S. *M* 2.50.

——— **Ueber philosophische Tradition.** Eine akademische Antrittsrede, gehalten in der Aula der Universität Jena am 9. Dezember 1882. 1883, 8°, 32 S. *M* 1.—.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen (auch zur Ansicht) zu beziehen:

J. Schipper, Dr., o. Prof. d. engl. Philol. a. d. Univ. Wien,
William Dunbar
sein Leben und seine Gedichte
in Analysen und ausgewählten Uebersetzungen, nebst e. Abriß der altschottischen Poesie. Ein Beitrag zur schottisch-englischen Litteratur- u. Culturgeschichte im Reformationszeitalter. 8. 27 Bog. Preis geh. *M* 7.—, geb. *M* 8.—.

Verlag von **Robert Oppenheim** in Berlin.

Soeben erschien:

Geschichte der Deutschen Volkspoesie

seit dem Ausgange des Mittelalters
bis auf die Gegenwart.
In ihren Grundzügen dargestellt von
Dr. F. H. Otto Weddigen.
8. XVI u. 360 S. M. 6.—

Die „Europa" sagt in einer längeren Besprechung: „Der auch auf dem Gebiete der Litteraturgeschichte rühmlichst bekannte Verfasser hat mit obigem Werke eine längst gefühlte Lücke glücklich ausgefüllt, indem er zuerst den Versuch einer systematischen Darstellung der Deutschen Volkspoesie machte. Der Versuch ist ihm wohl gelungen."

Verlag von **Georg D. W. Callwey i. München.**

Neue Deutsche Dichter
im Verlag von **R. G. Liebeskind, Leipzig.**

Der Pathe des Todes.
Dichtung von **R. Baumbach.**
M 2.—

Liederhort aus Jungfriedel der Spielmann
von **August Becker.**
M 3.—

Idyllen und Schwänke.
Neue Gedichte von **Heinrich Seidel.**
M 2.50.

Siebenschön.
Ein April-Mai-Märchen in Reimen von
Bruno Küttenauer.
M 2.—

Mix für Unguet.
Schnaderhüpfeln von **H. Grasberger.**
M 2.—

Gebunden in Leinwand pr. Einband *M* 1.— mehr. Durch alle Buchhandlungen zu beziehen oder bei Einsendung des Betrags frei durch die Post.

Edmondo de Amicis,
Konstantinopel.
Deutsch von **A. Burchard.**
2. Ausgabe.

1884. Preis 5 *M* brosch., 6 *M* in Bädekerbd., ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen, auch direkt, zu beziehen.

„Das Werk ist zu den glänzendsten literarischen Erscheinungen unserer Zeit zu zählen."
„Staatsbürgerzeitung."
Orientreisenden von allerhöchstem Werth.
Rostock. **Wilh. Werthers** Verlag.

Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn in Braunschweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)
Soeben erschien:

Die Reform der Oper durch Gluck

und R. Wagner's Kunstwerk der Zukunft
von **C. H. Bitter,**
Königlich Preussischem Staatsminister.
gr. 8. geh. **Preis 10 Mark.**

Hierzu eine Beilage der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Redaction und Expedition, Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 42. Berlin, den 18. October 1884. Band XXVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Verfassungskampf in England. Von Karl Blind. — Das allgemeine öffentliche Seerecht des deutschen Reichs. Von L. Geßner. — **Literatur und Kunst:** Der Bücher Noth. Von Eduard von Hartmann. — Wider das Rococo. Von Alexander Schmidt. — Bekenntnisse eines Moskauer Slavophilen. Von Selmar Wallow. — **Feuilleton:** Der Tubus. Von Enrico Castelnuovo (Schluß). — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Die große Glocke. Lustspiel von Oscar Blumenthal. Von Z. — Notizen. — Inserate.

Der Verfassungskampf in England.

Von Karl Blind.

England wird oft als das Musterland der ruhigen, verfassungsmäßigen Entwickelung gepriesen. Den Meisten, die so reden, sind die wahren Verhältnisse eigentlich nicht bekannt. Kein Blatt Papier enthält die berühmte „Britische Constitution" — man müßte denn mit Schiller, der Albion als die „Tyrannenwehre" und als der „Unterdrückung letzten Felsendamm" feiert, an das „größte Blatt" denken, das —

deine Könige zu Bürgern,
zu Fürsten deine Bürger macht.

Allein die Magna Charta, selbst die Frucht einer gewaffneten Erhebung gegen das fürstliche Gottesgnadenthum, hat noch lange nicht Englands heutige Freiheit und seine Verfassungszustände geschaffen. Um diese ganz zu verstehen, muß man im Gedächtniß behalten: daß mehrfache Umwälzungsstürme die Luft wiederholt von den Uebeln der Willkürherrschaft gereinigt haben; daß hinter dem jetzigen Königthum, das willige Anerkennung findet, weil es sich unrechtmäßiger Eingriffe enthält, doch die Erinnerung an Cromwell und den Freistaat, an die zweimalige Austreibung eines alten Fürstengeschlechtes steht; und daß selbst gemäßigt liberale Engländer, in der gewöhnlichen Unterhaltung, ihr Land gern als eine „Republik mit monarchischer Präsidentschaft" bezeichnen. Ja, von manchem Alt-Tory kann man das gelegentlich hören.

England ist das Land der schroffen politischen Widersprüche, der unvermittelten Gegensätze, des ausgangslosen Sichgegenüberstehens fast gleichberechtigter Gewalten. Es ist deshalb auch das Land der unablässigen Vergleiche, der Compromisse, wie man's nennt; jedoch ab und zu nicht minder der Schauplatz heftigster Erschütterungen, bei welchen man nicht selten hart an die Revolution hin geräth.

Gälte der starre Buchstabe alter, sich vielfach widersprechender Satzungen, für welche eben die ausgleichende Verfassungsurkunde fehlt, so glichen Krone, Ober- und Unterhaus einem Räderwerke, dessen einzelne Theile jeden Augenblick sich gegenseitig zerschmettern könnten. Indessen ist man, was die Krone betrifft, im Laufe der Zeit, Schritt um Schritt, zu einer thatsächlichen Lösung, zu einer Aufhebung der Gefahr feindlicher Reibung gelangt. „Krone" bedeutet heute nicht mehr das Staatsoberhaupt allein, sondern nur noch den im Verein mit dem Ministerrathe gesetzmäßig handelnden Fürsten.

Der Ministerrath aber ist dem Parlamente unterworfen und verantwortlich. Handelt der Fürst ohne die Zustimmung dieses Rathes, also ungesetzmäßig, unparlamentarisch, so ist das Wort „Krone" nicht mehr auf ihn anwendbar. Vielmehr entfällt ihm diese. Er hört auf, der Fürst zu sein. So lautet das ungeschriebene, aber jetzt tief im Volksbewußtsein wurzelnde Verfassungsrecht.

Um die Herrschaft der verantwortlichen Räthe gegenüber dem Fürsten besser zu sichern, hat sich allmählich aus dem weiteren Ministerium heraus das sogenannte „Cabinet" gebildet. Das Ministerium im Ganzen umfaßt heute über vierzig, das Cabinet je nach Umständen vierzehn bis fünfzehn Männer. Das Cabinet ist ein engerer Ausschuß, wenn dies Wort auf die Zusammenkünfte einer aus eigener Machtvollkommenheit, unter der Leitung des Premiers sich versammelnden Anzahl der hervorragenderen Persönlichkeiten anwendbar ist. Dem zufälligen Umstande, daß sich anfänglich sprachliche Schwierigkeiten zwischen dem herüberberufenen deutschen Fürsten und seinen Räthen ergaben, sind die Anfänge des Cabinets zuzuschreiben. Noch heute wird der Ausdruck „Cabinet" im Parlament vermieden. Auch findet keine protokollarische Aufnahme dieser ganz vertraulichen Ministerberathungen, bei welchen mehr das Gewicht der Persönlichkeiten als die Stimmenzahl entscheidet, statt. So ist denn auch hier wieder eine thatsächliche, in keine Verfassungsbestimmung eingezeichnete Staatsgewalt vorhanden.

Zwischen Unter- und Oberhaus ist man, und zwar in verhältnißmäßig jüngster Zeit, wenigstens dahin gekommen, daß alle Budgetfragen jetzt nur noch dem ersteren unterstehen. Die Volksvertreter halten die Schnur des Reichssäckels in der Hand. Noch ist es aber nicht lange her, daß hinter Krone, Ober- und Unterhaus eine vierte Staatsmacht sich halbrevolutionär regen mußte, um die nothdürftigsten Fortschritte in Bezug auf Wahlrecht zu erzwingen. Die freie Presse, das Recht der freien Rede auf Versammlungen, sei es im geschlossenen Raume oder unter freiem Himmel: das war und ist diese vierte Staatsmacht. Sie trat siegreich in den Reformkämpfen von 1830—32, ohne Erfolg in dem chartistischen Versuche der Vierziger Jahre, abermals siegreich in den Sturm- und Drangjahren 1866—67 hervor. Eben jetzt ist sie wieder auf dem Plan.

Nur eine halbe Million Wähler gab es in England zur Zeit der chartistischen ersten Reformbill. Gemildert war dieser Zustand wesentlich durch jene, im Vergleich zu den festländischen Staaten, große Preß- und Redefreiheit. Ein Rest älterer Bürgergleichheit hatte sich auch insofern erhalten, als bei Wahlen zuerst unter freiem Himmel die Händeschau vorgenommen wurde, wobei Jedermann theilnehmen konnte. Erst wenn das Ergebniß bestritten war, erfolgte die Abstimmung unter den eigentlich Wahlberechtigten, und zwar wieder unter freiem Himmel, vor allem Volk, wobei oft die gewaltthätigsten

Digitized by Google

Auftritte erfolgten. Jetzt stimmt man geheim in geschlossenem Raume ab. Doch die Händeschau geht noch vorher; und tritt kein Gegner eines Bewerbers auf, so ist dieser durch den einfachen Zuruf aller gerade Anwesenden vollberechtigt zum Eintritt ins Unterhaus.

Von einer halben Million stieg die Wählerzahl durch die erste Reform-Bill auf eine Million. Durch das Gesetz von 1867 erweiterte man den Kreis der Stimmberechtigten auf drei Millionen, unter etwa acht bis neun Millionen erwachsener Männer. In beiden Fällen war gewaltsamer Druck nöthig. In den Dreißiger Jahren mußte erst Manchester mit einem Massenmarsch nach London drohen, Bristol in Flammen stehen, das Land von Aufruhr durchwühlt sein, ehe die Bill durchgesetzt wurde. Wiederum durchtobte eine furchtbare Bewegung 1866—67 die größeren Städte. Dem alten Gesetz zuwider, das Volksversammlungen innerhalb einer (engl.) Meile vom Parlamentsgebäude verbietet, fanden auf dem benachbarten Trafalgar Square Massenkundgebungen statt, deren Strom sich oft Nachts, bei Fackellicht, bis an den Vorhof der Reichsvertretung heranwälzte. In den für Volksversammlungen damals noch nicht gesetzlich geöffneten Hyde-Park drang die Menge unter Niederbrechung der Gitter ein und durchzog die Stadt bedrohlich. Auf das Unterhaus selbst mußte der äußerste Druck geübt werden. Nahe stand London in jenen Tagen an blutigen Ereignissen.

Um die Massen von dem beabsichtigten Eintritt in den Hyde-Park zurückzudrängen, hatte die Regierung eine ungeheure Menge Polizeimannschaft aufgeboten und Truppen in Hinterhalte gelegt. Wohl steht es mir lebhaft in der Erinnerung, wie ich, kurz vor Beginn des Zuges in den Saal des Ausschusses der Reform-Liga am Themse-Strand tretend, dort den greisen Freund Edmund Beales, den Obmann des Vereins, mit gebeugtem Haupte, den Hut tief in die Stirne gedrückt, verstörten Antlitzes dasitzen sah. Es war ein Mann von geistiger Tapferkeit, auch von persönlichem Muthe — ebenso entschlossen, wie klug und maßvoll. Aber schwer lastete augenscheinlich auf ihm die Verantwortlichkeit für das vielleicht aus der Kundgebung entstehende Blutvergießen. Zuletzt raffte er sich auf: der Zug setzte sich in Bewegung; am Gitterthore des Parkes, wo wir einzuziehen gedachten, stieß ihn jedoch die Polizei zurück, und mit zerfetztem Rock suchte er, unter Protest, seinen Wagen wieder auf. Die Massen aber brachen, auf gewaltige Entfernungen hin, die eisernen Gitter gleich Rohrstäben nieder, und in der darauf folgenden Nacht war London die Beute großer Beunruhigung.

Glücklicherweise hatte die Königin — wie ich später von einem befreundeten Beamten im Kriegsministerium erfuhr — im letzten Augenblicke Gegenbefehl ertheilen lassen, was die Anwendung von Truppen betrifft. Von da an folgte noch manche stürmische Kundgebung; aber der Sieg der Volkssache war hinfort gewiß.

Genug ist gesagt, um zu erkennen, daß auch in dem Lande der verfassungsmäßigen Entwickelung „nur Der verdient die Freiheit und das Leben, der täglich sie erobern muß." Die „Britische Constitution" aber — so sagt die ministerielle „Daily News" — ist im Grunde nichts Anderes, als die jeweilig am thatkräftigsten sich erhaltende oder ausdehnende Gewalt. Auf den steten Ringkampf kommt es also an; und bei einem solchen sind wir abermals angelangt. Zwischen 1830 und 1866 lagen sechsunddreißig Jahre. Zwischen 1866 und 1884 liegt nur die Hälfte dieser Zeit: nämlich achtzehn Jahre. England befindet sich in rasch fortschreitender Bewegung.

Durch den Widerstand der Adelskammer gegen die Volksvertretung ist das Land nämlich wieder in eine jener politischen Sackgassen gerathen, wo sich die Dinge leicht faustkämpferisch gestalten. Diesmal stehen indessen Volk und Unterhaus zusammen, während 1866—67 das letztere noch niedergezwungen werden mußte. Vor achtzehn Jahren gab es sogar noch Stillstands- oder Rückschrittsmänner, die durch das „Niederkrachen von Sechspfündern" in den Straßen Londons der Bewegung glaubten Herr werden zu können. Es ist auch zu jener Zeit nicht zur Anwendung dieses „letzten Beweisgrundes der Könige" und der Aristokratie gekommen. Heute wagt der schlimmste Reactionär nicht mehr solch' freche Sprache. Vielmehr duckmäusert die conservative Partei jetzt mit allerhand, auf Täuschung berechneten Redensarten umher, um hinter dem Deckmantel desto besser das reformfeindliche Spiel zu treiben.

Es handelt sich gegenwärtig um die Vermehrung der drei Millionen Wähler auf fünf Millionen, so daß wenigstens nahezu zwei Drittel der erwachsenen Männer stimmberechtigt wären. Die Vermehrung käme wesentlich der ländlichen Bevölkerung zu Gute. Ob bei der jetzigen Bildung eines großen Theiles dieser Bevölkerung das wirklich fortschrittliche Interesse dabei überall zum Ausdruck gelangen wird, mag bezweifelt werden. Auch empföhle es sich gewiß, in der Anordnung des Verhältnisses der Wahlkreise zur Zahl der Abgeordneten eine Besserung vorzunehmen. Sind doch in vielen Fällen die unbedeutendsten Kleinstädte, im Vergleich zu volk- und gewerbreichen, Mittelpunkte der Bildung ausmachenden Großstädten ganz unverhältnißmäßig stark im Unterhause vertreten. Auch die Tories rufen freilich nach einer Neuvertheilung der Abgeordnetensitze. Sie jedoch haben nur eine Verböserung der Zustände im Auge; und ihr Hauptzweck ist augenblicklich, der Bill für Erweiterung des Wahlrechtes unter einem schönen Vorwande ein Bein zu stellen.

Regierung und Unterhaus sind heute einig, und sie haben hinter sich eine Masse achtunggebietender Volkskundgebungen. Lord Salisbury aber verlangt für die Adelskammer das Recht, die Auflösung des Unterhauses zum Zweck von Neuwahlen zu gebieten, um „Berufung an's Volk" einzulegen. Ist es da zu verwundern, daß man auf liberaler Seite schon vielfach die Frage aufwirft: „ob es nicht an der Zeit sei, die angebliche Berechtigung erblicher Gesetzgeber — welche nichts vertreten, als unerträglich gewordene feudale Grundeigenthumszustände — zur Theilnahme an den parlamentarischen Geschäften, das heißt: an der Volksvertretung, einer gründlichen Untersuchung zu unterziehen?" In diesem Zusammenhange wird jetzt vielfach das am 19. März 1648 (1649) erlassene „Gesetz für Abschaffung des Hauses der Peers" erörtert.

Zu den Nachzüglern der alten aristokratischen, ja despotischen Anschauungen gehört der cäsaristisch gesinnte, für das Zarenthum schwärmende, mit Frau von Novikoff befreundete Geschichtschreiber Froude. Unter Denen, die sich auf die Seite des Volkes gestellt haben, mag der einem alten Geschlechte entsprossene, bedeutsam hervorragende Dichter Algernon Karl Swinburne genannt werden, der mit einem: „Platz, ihr Herren!" („Clear the way!") ausruft: „Lords und Lakaien haben ihren Tag gehabt!" Zwei andere Gedichte Swinburne's, die er einm radikalen Volksvereine als „einfacher Soldat" der Freiheitssache anbietet, führen die Ueberschriften: „Die Götterdämmerung des Lords und: „Ein Wort für's Vaterland". So nehmen überall die Rufer im Streite ihre Stellung zur kommenden Schlacht ein.

Mittlerweile zeigt sich Graf Salisbury, der etwas vom unseligen Fürsten Lichnowsky an sich hat, ganz als der Mann der „Höhnerei und Spötterei und Stichelei", als welchen Disraeli ihn einst kennzeichnete. Auch in dem üblichen Rundschreiben an seine Parteifreunde erklärt Salisbury ironisch: das Parlament sei zwar auf den 23. October einberufen, doch brauchten sie sich mit der Ankunft in London durchaus nicht zu sputen, denn Geschäfte von Wichtigkeit seien höchstens auf Mitte November zu erwarten. Bis dahin nämlich, denkt er, werden die Sachen im Unterhause so weit reif sein, daß die Adelskammer dem Gesetzentwurf einen zweiten Fußtritt geben kann.

Erinnert man sich der gewaltigen Londoner Massenkundgebung vom 21. Juli im Hyde-Park; der weiteren, vor Kurzem erfolgten im Victoria-Park; ferner der zahllosen liberalen Versammlungen, die von Lands-End bis nach den Orkneyen hinauf, vom deutschen Meere bis an die irische See seit Monaten stattgefunden haben; und bedenkt man, daß die Wogen der Erregung jetzt wieder in der Hauptstadt zu einem neuen Zuge nach dem „heiligen Berg" der Londoner Demokratie, vielleicht auch gegen das Parlamentsgebäude selbst anschwellen, so nimmt sich Salisbury's junkerhafte Gleichgiltigkeit gegen den Ernst der Lage merkwürdig aus. Und doch hatte er vor dem Massenzuge vom Juli mit seiner Familie

Digitized by Google

Ferſengeld gegeben und ſich auf ein paar Tage auf's Land zurückgezogen. Hinterher wuchs ihm der Muth wieder, weil Alles ſo feierlich verlief, und er erging ſich dann in Spöttereien über das „liberale Picknick". Die Wahrheit iſt, daß im Hyde-Park, wo wir damals ſtundenlang weilten, Niemand picknickte. Seitdem haben die Tories Verſammlungen auf den Landgütern von Edelleuten mit mancherlei Anlockungsmitteln gehalten, als da ſind: Feuerwerke, freie Kahnfahrten und ſonſtige Beluſtigungen mit Picknicks-Gelegenheiten, nicht blos für das männliche Geſchlecht, ſondern auch für Frauen und Kinder.

Gegenüber dem Trotze der Führer des Oberhauſes ſind unter den Bevollmächtigten der Londoner Volksvereine ſehr erregte Erörterungen gepflogen worden, ob man der Adelskammer diesmal nicht etwas dichter auf den Leib rücken ſolle. Man ſprach von einem Maſſenzuge mit Fackeln, bei nächtlicher Weile, nach dem Gebäude der Reichsvertretung, von der dort vorzunehmenden Abbrennung von Feuerwerken u. dgl. m. Auffälligerweiſe gingen die heftigſten Rathſchläge von einer Perſönlichkeit aus, die noch vor ein paar Jahren mit den Tories eng zuſammenhing und jetzt zu einer äußerſten Gruppe von Geſellſchaftsſtürzern hält. Der Umſtand erregte Verdacht. Ueber die unerquicklichen Einzelheiten, welche bei den Berathungen jener Bevollmächtigten und in der Volkspreſſe vorgebracht wurden, mag hier hinweggegangen werden. Herr Bradlaugh, zur Theilnahme an einer mit Feuerwerkerei verbundenen nächtlichen Kundgebung eingeladen, lehnte unter Hinweis auf unſaubere Elemente, die ſich einzumiſchen ſuchten, entſchieden ab.

Ueber die Frage, ob die „Abſchaffung des Oberhauſes" als Ziel aufzuſtellen ſei, ſchrieb er:

„Ich neige mich zu der Anſicht, daß in einem Lande mit ſo viel verfaſſungsmäßiger Freiheit, wie England ſie beſitzt, nur dann die Revolution gepredigt werden darf, wenn das zu entfernende Uebel ſich zugleich als unerträglich und als unheilbar erwieſen hat. Ohne Zweifel iſt es unerträglich, daß Menſchen, gleichviel ob ſie Weiſe oder Thoren, ſittlich oder unſittlich, fleißig oder müßiggängeriſch ſind, die Befugniß zur Geſetzgebung ererben dürfen. Dem ſollte, denk' ich, Einhalt gethan werden; doch das kann noch geſchehen, ohne daß man das Oberhaus ganz abſchafft. Wenn die Biſchöfe ſich aus jenem Hauſe zurückziehen wollen und von den Lords mit gutem Anſtand auf das Vorrecht der Erblichkeit Verzicht geleiſtet wird, ſo geſtaltet ſich die Sache einfach zu einer Reform-Frage, und man kann dann den gegenwärtigen Beſitzern der erblichen Macht in einem Geiſte der Freundlichkeit und der Großherzigkeit entgegenkommen . . . . . Ich wünſche die Ermuthigung zu einer Revolution in England zu vermeiden. Die Erinnerungen der Jahre 1870—71 in Frankreich ſind uns noch zu gegenwärtig und zu furchtbar; ſelbſt der Wiederhall der Ereigniſſe von 1848 auf dem Feſtlande iſt noch kaum verklungen. Ich wünſche eine Revolution zu vermeiden, die in einigen unſerer übermäßig angeſchwollenen Großſtädte furchtbare Leidenſchaften erregen, entſetzliche Folgen nach ſich ziehen könnte. Ich bin daher für Reform, wenn es mir möglich bleibt — gegen die Revolution, ſo lange ich es kann."

Daran knüpft Herr Bradlaugh eine Mahnung an die Lords, zur rechten Zeit nachzugeben. Andernfalls würde er und ſeine Genoſſen im Sinne des alten Beſchluſſes der Commonwealth zu wirken haben, der das Oberhaus als „unnütz und gefährlich" abſchaffte.

Inmitten dieſer Stimmrechtsbewegung werden die gegen die halb-feudalen Grundeigenthumsrechte des hohen Adels antreibenden Kräfte immer ſtärker. In Irland gährt es noch. In Nordweſt-Schottland ſtehen Hübner und Kottſaſſen immer kecker gegen die Gutsbeſitzer auf. Im eigentlichen England werden die Feldarbeiter aufſäſſig. „Abſchaffung der Stammgüter, Freihandel in Sachen des Gutsbeſitzes", wird von einem Theile der Reformer, „Verſtaatlichung alles Grundeigenthums" von den Anderen auf die Fahne geſchrieben. Dazu zahlreiche Arbeitseinſtellungen in den Kohlengruben, den Eiſenbergwerken und den Töpfereien, während die auswärtigen Angelegenheiten im Argen liegen.

Der Plan eines nächtlichen Zuges nach dem Gebäude der Reichsvertretung am Tage der Parlamentseröffnung iſt aufgegeben. Statt deſſen iſt der darauf folgende Sonntag zur Maſſenverſammlung im Hyde-Park beſtimmt. Gegen dieſe Wahl erhebt andererſeits der hochreligiös oder frömmleriſch aufgelegte Theil der Genoſſen Einſprache; denn Englands liberale Partei iſt auch mit dieſem zurückgebliebenen Elemente verquickt. Graf Salisbury, der die großen Strömungen nicht über den kleinen, darin wimmelnden Dingen ſieht, mag ſich an dieſen inneren Mißhelligkeiten unter ſeinen Gegnern eine Zeitlang ergötzen. Aber eines Tages wird doch der gewaltige Anſturm kommen, vor welchem er und die Seinigen die Segel werden ſtreichen oder untergehen müſſen.

Das allgemeine öffentliche Seerecht des deutſchen Reichs.

Von L. Geßner.

Die leitenden Männer des deutſchen Reiches ſind ſeit Begründung desſelben beſtrebt geweſen, ein allgemeines öffentliches Seerecht des Reichs nach allen Richtungen hin zu begründen. Der deutſche Bund kannte ein ſolches nur auf der Unterlage der allgemeinen völkerrechtlichen Grundſätze. Das große Verdienſt des Wiener Congreſſes beſtand darin, daß er für die ſchiffbaren Flüſſe, welche mehrere Länder berühren, ein Recht begründete, welches ſämmtlichen Uferſtaaten geſtattet, den Fluß an ſeiner ganzen Ausdehnung für die Schifffahrt zu benutzen. Der Wiener Congreß hat in erſter Linie die internationale Schifffahrt auf dem Rhein in dieſer Weiſe geordnet, ſpätere europäiſche Congreſſe, wie der Pariſer und der Berliner Congreß, haben dann für die anderen Ströme, namentlich für die Donau, analoge Beſtimmungen getroffen. Als der Norddeutſche Bund begründet wurde, befand ſich zwar das deutſche Handelsgeſetzbuch bereits in Geltung, welches auch über das Seerecht wichtige Beſtimmungen enthält, aber in den ſpäteren Geſetzen der einzelnen Bundesſtaaten wurden dieſe Beſtimmungen erweitert. Dies war namentlich hinſichtlich der Erforderniſſe zur Führung der Nationalflagge der Fall. Das Seerecht hat ſich im Laufe der Jahrtauſende durch den maritimen Verkehr entwickelt. Schon im frühſten Alterthume wurden Verträge geſchloſſen, um dem Seeraube Einhalt zu thun, und ſämmtliche griechiſche Staaten ſahen ſich bekanntlich einmal genöthigt, eine große gemeinſchaftliche Flotte auszurüſten, um den Archipel von Seeräubern zu ſäubern. Als im Mittelalter der Seehandel ſeine Blüthe erreichte, entwickelte ſich bereits eine große Anzahl der Grundſätze, auf welchen noch heute das allgemeine Seerecht beruht; dieſe wurden in den verſchiedenen mittelalterlichen Rechtsbüchern aufgezeichnet, und betrafen ſowohl das private wie das internationale Seerecht. Hohe Bedeutung gewannen namentlich die unter dem Namen „Rooles d'Oleron" im Anfange des 12. Jahrhunderts aufgezeichneten ſeerechtlichen Gewohnheiten, welche in den weſtfranzöſiſchen Häfen Geltung hatten. Im 13. und 14. Jahrhundert wurden zu Barcellona und Marſeille die ſeerechtlichen Normen der Mittelmeerſtaaten und das Seerecht von Wisby aufgezeichnet, welche die Grundlage des ſpäteren deutſchen und ſcandinaviſchen Seerechts, insbeſondere des hanſeatiſchen Seerechts geworden ſind. Das heutige öffentliche Seerecht iſt jedoch in weſentlichen Theilen modernen Urſprungs. Durch die Benutzung der Dampfkraft zur Fortbewegung der Schiffe, iſt die Schifffahrt einſchließlich ihrer Rechtsverhältniſſe von Grund aus umgeſtaltet worden.

Von einem hervorragenden Rechtsgelehrten, der zugleich die rechtlichen Verhältniſſe der deutſchen Admiralität in ſeiner amtlichen Stellung leitet, iſt vor kurzem ein Handbuch des Allgemeinen öffentlichen Seerechts im deutſchen Reiche erſchienen. Der Geheime Admiralitätsrath Perels hat ſich bereits durch eine Anzahl bedeutender ſeerechtlicher Werke, inſonderheit auch durch ſein „internationales öffentliches Seerecht der Gegenwart" in wiſſenſchaftlichen und amtlichen Kreiſen großes Anſehen erworben. Sein letztgedachtes Werk, welches von dem Profeſſor Arends zu Brüſſel vor kurzem in die franzöſiſche

Digitized by Google

Sprache übersetzt worden ist, hat auch in den politischen und wissenschaftlichen Kreisen des Auslandes große Aufmerksamkeit gefunden. Die jetzige Arbeit verfolgt die Aufgabe, den inneren Zusammenhang der einzelnen Theile des öffentlichen Seerechts klar zu legen, und hierdurch die Anwendung der bezüglichen Gesetze und anderweitigen Rechtsnormen für die Interessenten des Seeschifffahrtsverkehrs sowohl, wie für die administrative Behandlung der Schifffahrtsangelegenheiten zu erleichtern*).

Die Reichsaufsicht auf dem Gebiete des Seewesens erstreckt sich auf dieselben Materien, wie die Gesetzgebung des Reiches. Die Oberaufsicht des Reiches erstreckt sich speciell auf folgende Gegenstände: 1. Auf das Seeschiffer- und Seesteuermanns-Prüfungswesen. 2. Auf die Prüfung der Maschinisten auf den Seedampfschiffen. 3. Auf die Schiffvermessungen. An den Seeschifffahrts-Angelegenheiten sind von den Reichsbehörden betheiligt, das Reichsamt des Innern, das auswärtige Amt als Aufsichts-Instanz der Consuln, der Chef der Admiralität. Es dürfte auch der Reichskanzler hier anzuführen sein, da dieser wie in allen Reichsangelegenheiten auch in den Reichs-Seesachen dem Reichstage gegenüber die Verantwortlichkeit hat. Als besondere Reichsbehörden für Angelegenheiten des Seewesens fungiren: Das Oberseeamt, die deutsche Seewarte, das hydrographische Amt der kaiserlichen Admiralität mit dem Observatorium zu Wilhelmshafen; das Lootsen-Commando an der Jade, die Consulate für Wahrnehmung der Interessen des deutschen Seewesens im Auslande.

Auch die Einzelstaaten besitzen besondere Seeschifffahrtsbehörden. Außer den einzelnen Stellen sind eine Anzahl Centralstellen vorhanden. Es fungiren in Preußen die zuständigen Ministerien, in Mecklenburg-Schwerin und in Oldenburg das Staatsministerium, in Hamburg die Deputation für Handel und Schifffahrt, in Lübeck und in Bremen der Senat.

Die Nationalität eines Schiffes ist die Grundlage für die staatliche Einwirkung auf den ordnungsmäßigen Betrieb der Seefahrt, für den Rechtsschutz auf maritimen Gebiete. Der Kauffahrtschiffe aller Bundesstaaten haben als Nationalflagge ausschließlich die Reichsflagge zu führen. Wie in vielen Flotten ist auch in der deutschen Marine die Flagge der Staatsschiffe eine andere als diejenige der Privatschiffe, insonderheit der Kauffahrteischiffe. — Diese sind zur Führung der Reichsflagge nur dann befugt, wenn sie sich in dem ausschließlichen Eigenthum solcher Personen befinden, denen das Reichsindigenat zusteht. Dieses Recht kann aber nur ausgeübt werden, nachdem es in die Schiffsregister eingetragen und hierüber ein Certificat ausgefertigt worden ist. Die Schiffsregister werden von besonderen Behörden geführt, welche von den Bundesseestaaten ernannt sind. Dieselben sind öffentlich und enthalten: den Namen und die Gattung des Schiffes, seine Größe, die Zeit und den Ort seiner Erbauung, den Heimathhafen, den Namen, die Nationalität und die nähere Bezeichnung des Rheders, den Rechtsgrund, wodurch das Eigenthum des Schiffes erworben ist.

Wenn ein Schiff, welches nicht im ausschließlichen Eigenthum solcher Personen sich befindet, denen das Reichsindigenat zusteht, während der Reiseperiode die Reichsflagge führt, so hat der Führer Geldstrafe bis zu 1500 Mark oder Gefängniß bis zu 6 Monaten verwirkt. Auch kann auf Confiscation des Schiffes erkannt werden. Fährt ein Schiff unter der Reichsflagge, bevor das Certificat ausgefertigt ist, so hat der Führer eine Geldstrafe bis zu 300 Mark oder eine Gefängnißstrafe von einem Tage bis zu 100 Tagen verwirkt. Das Gesetz vom 25. October 1867 verlangt, daß jedem Schiffe ein Namen beigelegt wird, den der Rheder wählen kann; eine Aenderung desselben soll nur aus dringenden Gründen gestattet werden. Die Fürsorge für gehörige Rautung nach Seemannsbrauch und dafür, daß das Schiff nicht überladen und mit dem erforderlichen Ballast und der nöthigen Garnirung versehen ist, liegt dem Schiffer ob. Die diese Verpflichtung zum Ausdruck bringende Bestimmung ist wesentlich privatrechtlicher Natur. Durch das Gesetz vom 27. Juli 1877 betreffend die Untersuchungen von Seeunfällen ist der Gegenstand in das Gebiet des öffentlichen Rechts übergegangen.

Die Vorschriften über den Nachweis der Befähigung als Seeschiffer und Seesteuermann auf deutschen Kauffahrteischiffen vom 25. September 1869 gehen von einer Eintheilung der Seeschifffahrt in Küstenschifffahrt, kleine Fahrt und große Fahrt aus. Diese Begriffe werden dahin bestimmt: 1. Küstenschifffahrt ist die Fahrt in der Nordsee bis zum 61. Grad nördlicher Breite, in der Ostsee mit Seeschiffen unter 30 Tonnen Tragweite und mit Fahrzeugen jeder Größe, welche sich nicht über 20 Seemeilen von der Küste entfernen und nicht zur Beförderung von Reisenden dienen. 2. Kleine Fahrten sind diejenigen in der Nordsee bis 60. Grad nördlicher Breite und in der Ostsee mit Seeschiffen von 30 bis ausschließlich 100 Tonnen (zu 1000 Kilogramm) Tragfähigkeit. 3. Große Fahrten sind diejenigen, welche die Grenzen der Küstenfahrt und der kleinen Fahrt überschreiten. Diese sind entweder „europäische Fahrten", wenn sie nur europäische Häfen und solche des mittelländischen, schwarzen und Asowschen Meeres berühren, oder „außereuropäische Fahrten", wenn sie diese Grenzen überschreiten. — Welcher Nachweis der Befähigung als Führer (Schiffer und Steuermann) von Kauffahrteischiffen erforderlich ist, bleibt der Bestimmung der Landesregierungen vorbehalten, welche darüber specielle Verordnungen erlassen haben. — Der Schiffer ist, falls er nicht selbst Eigenthümer des Schiffes ist, Angestellter des Rheders. Das Rechtsverhältniß zwischen beiden charakterisirt sich als Dienstmiethe. Dritten gegenüber erscheint der Schiffer als Vertreter der Rhederei. Der Rheder kann denselben jederzeit seiner Functionen entheben, gleichviel, auf welche Zeit die Anstellung erfolgt war. Ueber die civilrechtlichen Folgen der Entlassung nach ihrer Ursache und Zeit bestimmen die Artikel 515 bis 520 und 522 des Handelsgesetzbuches. — Die Stellung des Schiffers im öffentlichen Rechte wird durch eine Anzahl von Vorschriften der Reichs- und Landesgesetze näher bestimmt. — Die Befugnisse und die Disciplinargewalt, welche dem Schiffer zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Disciplin am Bord zustehen, sind in der Schiffmannsordnung zum Ausdruck gelangt. In der Natur seiner Stellung liegt es, daß ihm eine entsprechende Autorität über Jedermann an Bord zustehen muß. Die Pflichten des Schiffers, soweit es sich dabei um das öffentliche Recht handelt, sind im Wesentlichen folgende: Die Obliegenheiten vor Antritt der Reise (Fürsorge für Proviantirung, Ballast, für die erforderlichen Schiffspapiere ꝛc.), die Beaufsichtigung des Schiffes, die Führung des Journals, die gesetzmäßige Ausübung der Gewalt über die Schiffsmannschaft und die Fürsorge für dieselben; die Meldungen bei den Consulaten, die Beobachtung der Polizei-, Steuer- und Zollgesetze im Inlande und Auslande, die Obliegenheiten bei Geburten und Sterbefällen, welche am Bord vorkommen, die Ablegung der Verklarung. Der Schiffer ist verpflichtet, über alle Unfälle während der Reise, sie mögen den Verlust oder die Beschädigung des Schiffes resp. der Ladung oder das Einlaufen in einen Nothhafen, sowie einen sonstigen Nachtheil zur Folge haben, mit Zuziehung aller Personen der Schiffsbesatzung oder einer Anzahl derselben eine Aufstellung (Verklarung) aufzunehmen. — Das moderne deutsche Seerecht ordnet an, daß der Schiffer in schwierigen Fällen, bevor er sich über sein Handeln entscheidet, sobald er dies für angemessen hält, die Meinungen derjenigen Personen der Schiffsbesatzung, denen er sachverständiges Urtheil und klare Einsicht zutrauen darf, in Form eines Schiffraths hören soll. — Dem Schiffer liegt die Beaufsichtigung des Schiffes nach allen Richtungen ob. — Das von dem Steuermann zu führende Journal, auch Tagebuch oder Logbuch genannt, soll ein laufendes Bild der ganzen Reise geben und hauptsächlich dienen zur Lieferung von Material für eine sachgemäße Navigirung, zur Controle des Schiffers und des Steuermanns, zur Beurkundung wichtiger Begebenheiten, zur Entlastung des Schiffers nach einem Seeunfalle in Verbindung mit der Verklarung. Ueberdies sollen die täglichen Vorkommnisse Beschaffenheit von Wetter und Wind, die

*) Der vollständige Titel des Buches ist: Handbuch des allgemeinen öffentlichen Seerechts im deutschen Reiche. Von F. Perels, Geh. Admiralitätsrath und vortragendem Rathe der Kaiserlichen Admiralität. Berlin 1884. Ernst Siegfried Mittler und Sohn.

Digitized by Google

ermittelte Länge und Breite, alle Unfälle, Veränderungen im Personal der Schifffahrt u. s. w. im Journal aufgeführt werden. Ueber diese Eintragungen handelt namentlich Art. 487 des H.-G.-B.

Das Recht der zu den Besatzungen der Kauffahrteischiffe, welche die deutsche Reichsflagge führen dürfen, gehörigen Schiffleute ist durch die Seemannsordnung vom 27. Mai 1872 einer umfassenden und einheitlichen Regelung unterworfen, wie solche durch die im Art. 54 der Reichsverfassung verkündigte Einheitlichkeit der aus den Kauffahrteischiffen aller Bundesstaaten bestehenden Handelsmarine sich als nothwendig ergab.

Zur Schiffsbesatzung gehören die Schiffer, die Schiffsmannschaft, sowie alle übrigen auf dem Schiffe angestellten Personen. Unter Schiffsmannschaft wird die gesammte seemännische Besatzung mit Ausnahme des Schiffers verstanden. Im Sinne des Gesetzes ist Schiffsmann deshalb jeder Seeoffizier mit Ausnahme des Schiffres. Der Lootse gehört nicht zur Schiffsbesatzung. Die Regelung der Verhältnisse zwischen dem Schiffer und der Seemannschaft ist den Seemannsämtern übertragen. Als solche fungiren innerhalb des Reichsgebietes die von den Landesregierungen ernannten, von der Reichsregierung beaufsichtigten Seemannsämter, im Auslande die Consulate. Schiffsoffiziere sind die unter der Oberleitung des Schiffers mit einer Dienstgewalt über die gesammte Schiffsmannschaft betrauten Angestellten. Namen, Heimath, Alter des Officiers enthält das ihm zu ertheilende Seefahrtsbuch. Der mit ihm abzuschließende Heuervertrag verpflichtet ihn, die speciell übernommenen Dienste zu leisten und sich der Musterungsbehörde zur Beaufsichtigung zu stellen. Das Seestraßenrecht ist der Inbegriff der Normen, welche Schiffe auf See zur Vermeidung von Collisionen und Zusammenstößen mit anderen Schiffen zu befolgen haben. Es beziehen sich hierauf § 145 des Reichsstrafgesetzbuches und die Kaiserlichen Verordnungen vom 15. August und 1. September 1876, sowie die seit dem 1. September 1880 und dem 16. Februar 1881 in Kraft befindlichen Kaiserlichen Verordnungen. Darin sind namentlich die Vorschriften enthalten über das Führen von Lichtern, über die Tagessignale der zum Maneuvriren unfähigen Schiffe, über deren Schallsignale, sowie über das Verhalten bei Nebel oder Schneefall. Das Verhalten der Schiffer nach einem Zusammenstoße wird durch die Kaiserliche Verordnung vom 15. August 1876 im Wesentlichen nach englischem Vorbilde geregelt.

Das Verhältniß der Consuln zu den Befelshabern der Kaiserlichen Kriegsschiffe, wenn diese fremde Häfen besuchen, wird in der Allerh. Ordre vom 7. Januar 1879 geordnet. — Auch mit den Interessen der Kauffahrteischifffahrt haben die Consuln in analogen Fällen sich zu befassen. Die Verpflichtungen der Consuln in solchen Fällen und namentlich auch die diesen in besonderen Fällen übertragene Polizeigewalt, sind theils durch eine Anzahl internationaler Verträge, theils durch Kaiserliche Verordnungen und durch geschäftliche Instruktionen auf das Genaueste geregelt. Besonders eingehend sind die Bestimmungen, welche auf die Meldungen bei den zuständigen Consuln nach Ankunft der Schiffe Bezug haben. — Von hohem Interesse für die Schifffahrt ist auch die Deutsche Seewarte, deren Geschäftskreis, Einrichtung und Verwaltung namentlich durch die Kaiserliche Verordnung vom 26. December 1878 geordnet wird. — Besondere Erwähnung verdienen noch die Bestimmungen vom 6. Februar 1878 über die Beurkundung der Geburten und Sterbefälle auf Schiffen, und die gesetzlichen Bestimmungen über Schiffstestamente. Diese letzteren sind im Wesentlichen auf die gesetzlichen Vorschriften des A. L. R. über Testamente, sowie auf das preußische Gesetz vom 8. Juni 1860 über die früher bestandenen militärischen Testamente zurückzuführen.

Die deutschen Seehäfen sind grundsätzlich den Schiffen aller Nationen geöffnet. Für fremde Handelsschiffe, welche in dieselben einlaufen, werden die Zollverhältnisse auf Grund des Vereinszollgesetzes vom 1. Juli 1869 geregelt. Auf die Zollverhältnisse für fremde Kriegsschiffe beziehen sich die vom Bundesrathe erlassenen Bestimmungen vom 25. Juni 1872 und 12. October 1878. — Das Recht der Küstenschifffahrt steht außer den deutschen Schiffen nur solchen zu, denen es vertragsmäßig gewährt ist, dies ist für die Schiffe von Belgien, Brasilien, Dänemark, Großbritannien, Italien und Schweden-Norwegen geschehen. Die unbefugte Küstenfahrt wird mit Geldstrafe bis zu 3000 Mark bestraft. Auch kann auf Einziehung des Schiffes und der unbefugt beförderten Güter erkannt werden.

Fischerei in deutschen Küstengewässern kann nur durch Staatsvertrag oder Separatbewilligung Ausländern gestattet werden. Nach dem Reichsstrafgesetzbuch vom 15. Mai 1871 und der Ergänzung vom 26. Februar 1876 wird unbefugte Küstenfischerei mit Geldstrafe bis zu 600 Mark oder Gefängniß bis zu 6 Monaten bestraft. Es kann auch auf Einziehung der Fanggeräthe und der im Schiffe vorgefundenen Fische erkannt werden. — Die Lootsen sind zum Theil Gewerbetreibende, zum Theil Beamte. Die Letzteren sind Reichs-, Staats- oder Communalbeamte. Durch Artikel 53 der Reichsverfassung werden die Kieler und der Jade-Hafen zu Reichskriegshäfen erklärt. Die Verwaltung dieser Häfen, das Verhalten der Kauffahrteischiffe in denselben u. s. w. wird durch das Gesetz vom 19. Juni 1883 geregelt. — Durch Gesetz vom 4. December 1876 ist Schonzeit für den Robbenfang eingeführt worden.

Das Strandrecht, worunter im Mittelalter die Befugniß zur Aneignung schiffbrüchiger Objecte verstanden wurde, ist durch die Reichsgesetzgebung den modernen Rechtsanschauungen entsprechend wesentlich umgeformt worden. Grundlage bildet die am 17. Mai 1874 verkündigte und am 1. Januar 1878 in Kraft getretene Strandordnung. Die Tendenz aller Maßregeln bei Strandungen richtet sich auf die Rettung gefährdeter Menschenleben, auf die Abwendung des Verlustes von Eigenthum und auf die Sicherung einer Vergütung für Diejenigen, welche bei einer solchen Abwendung thätig sind. Es handelt sich hierbei um die Bergungs- und Hülfskosten. — Das Nothsignalwesen ist geregelt durch die Noth- und Lootsen-Signalordnung vom 14. August 1876.

Die Untersuchung von Seeunfällen ist durch das Gesetz vom 27. Juli 1877, welches am 1. Januar 1878 in Kraft getreten ist, geregelt worden. In dem Commissionsberichte heißt es, die Einsetzung einer mit sachverständigen Kräften ausgerüsteten Behörde zur Untersuchung aller erheblichen Seeunfälle, von denen deutsche Schiffe auf ihren Reisen oder fremde Schiffe in deutschen Küstengewässern betroffen worden, solle dazu dienen, um, soweit menschliche Kraft reiche, die Gefahren der Seeschifffahrt zu beseitigen oder zu verringern. Mit diesen Untersuchungen sind die Seeämter beauftragt, von deren Entscheidungen die Berufung an das Oberseeamt erfolgen kann.

Zur Regelung der Verhältnisse des Seewesens sind vom deutschen Reiche, dem norddeutschen Bunde, dem deutschen Zollvereine, den einzelnen deutschen Staaten eine Reihe von Verträgen (im Ganzen 34) geschlossen worden. Besonders hervorgehoben zu werden verdienen noch einige anderweitige internationale Vereinbarungen. Zwischen Preußen, Oesterreich, Großbritannien und Rußland wurde am 20. December 1841 ein Uebereinkommen geschlossen wegen Unterdrückung des Handels mit afrikanischen Negern. Durch Vertrag zwischen dem deutschen Reiche und Großbritannien ist dieses Uebereinkommen am 29. März 1879 unter Zustimmung von Oesterreich-Ungarn und Rußland auf das deutsche Reich übertragen worden. Dieser Vertrag begründet für die Kriegsschiffe der contrahirenden Mächte das Recht, Schiffe, welche einer derselben angehören und des Sclavenhandels sich verdächtig machen, zu durchsuchen.

Von hoher Bedeutung für den Seeverkehr ist auch die seerechtliche Declaration des Pariser Congresses vom 16. April 1856. Die Kaperei wird dadurch abgeschafft, feindliches Gut unter neutraler Flagge und neutrales Gut unter feindlicher Flage für frei erklärt, und der Grundsatz ausgesprochen, daß nur effective Blokaden verbindlich sind. Die deutschen Mächte sind auch in neuerer Zeit entschieden für den Grundsatz eingetreten, daß die Seebeute feindlichen Privateigenthums überhaupt aufgehoben werden soll. Dieser Grundsatz ist in dem preußisch-österreichischen Kriege von 1866 befolgt und in dem Kriege von 1870 von den deutschen Regierungen zugestanden

Digitized by Google

worden. Da Frankreich keine Reciprocität gewährte, mußte dieses Zugeständniß leider zurückgezogen werden.

Das deutsche Reich ist bisher entschieden bestrebt gewesen, das allgemeine öffentliche Seerecht nach allen Richtungen hin den praktischen Bedürfnissen entsprechend zu entwickeln. Auch die mit einer Anzahl von Seestaaten geschlossenen Verträge verdienen Erwähnung, welche die Verpflichtung zur Auslieferung von Personen begründen, welche sich gewisser maritime Verhältnisse betreffende strafbare Handlungen schuldig gemacht haben. Es kommen hier namentlich in Betracht die vorsätzliche rechtswidrige Zerstörung oder bewirkte Strandung eines Schiffes, gewaltsamer Widerstand gegen Schiffführer, ein Complott, sowie Theilnahme und Versuch, welche an derartigen Verbrechen verübt worden. — Die Entwicklung des internationalen Seerechts ist seit dem Pariser Congreß augenscheinlich nach den verschiedensten Richtungen hin in eine neue Entwicklungsphase getreten.

Literatur und Kunst.

Der Bücher Noth.

Von Eduard von Hartmann.

Der wichtigste Factor für die Steigerung der wissenschaftlichen Bildung ist die wissenschaftliche Literatur, wie der wichtigste Faetor für ihre Erhaltung der wissenschaftliche Unterricht (auf höheren und Hochschulen) ist. Seine hervorragende Stellung im wissenschaftlichen Wettkampf der Völker verdankt Deutschland neben der Tüchtigkeit seiner Schulen und Hochschulen wesentlich dem Umfang und der Bedeutung seiner wissenschaftlichen Literatur. Weil die jährliche Bücherproduction Deutschlands größer ist als diejenige von Frankreich und England zusammengenommen, darum kann auch jährlich eine größere Zahl hervorragender Erscheinungen auf dem deutschen Büchermarkt gefunden werden als auf dem französischen oder englischen, während die übrigen Nationen als Concurrenten auf dem Gebiete der Wissenschaft noch wenig in Betracht kommen.

In neuerer Zeit treten Erscheinungen hervor, welche die gedeihliche Fortentwickelung der wissenschaftlichen Literatur in Deutschland in Frage stellen; und diese Gefahr ist wichtig genug, um ihren Ursachen und ihrer Bekämpfung einige Aufmerksamkeit zu widmen. Der Absatz auch der wirklich werthvollen wissenschaftlichen Bücher, die nicht grade Unterrichtsbücher oder billige Popularisirungen sind, wird immer geringer, so daß er oft kaum ein Drittel der Kosten deckt, und in Folge dessen für die Autoren die Schwierigkeit, einen Verleger zu finden, immer größer. In England und Frankreich ist das Publikum mit literarischen Interessen durchschnittlich auch wohlhabend genug, dieselben durch Bücherkauf zu befriedigen; in Deutschland, welches überhaupt an Wohlhabenheit sehr zurücksteht, sind Wohlhabenheit und wissenschaftliche literarische Interessen an ganz verschiedene Stände vertheilt. Aber dieser Unterschied der nationalen Kaufkraft und der Kaufkraft der wissenschaftlich interessirten Stände zwischen Deutschland und andern Ländern hat immer bestanden und doch früher nicht eine gewisse Blüthe der wissenschaftlichen Literatur verhindert, während jetzt bei steigender Wohlhabenheit des Volkes die Neigung zum Ankauf wissenschaftlicher Werke und belletristischer Novitäten im Publikum immer mehr zurückgeht. Die Verleger können nicht anders, als diesen Verhältnissen bei ihren Unternehmungen Rechnung tragen, und die Schriftsteller haben durchaus Unrecht, wenn sie über die Verleger klagen, die doch eben nur Geschäftsleute sind.

Ich sehe die Gründe für die Abwehr des Ankaufs wissenschaftlicher und schöner Literatur in Folgendem:

1. Die Abnahme der Mußezeit der Gebildeten und ihrer Fähigkeit, dieselbe mit Ernst und Sammlung zu benutzen, begünstigt eine Literatur, welche der Erholung und Zerstreuung dient, und benachtheiligt solche, die zur Lectüre eine gewisse Stetigkeit und Concentration verlangt.

2. Das Ueberwuchern der politischen Interessen drängt diejenigen an Wissenschaft, Kunst u. s. w. in den Hintergrund und die zerstreuende und aufreibende Unruhe des modernen großstädtischen Lebens (in Berufsarbeit und Geselligkeit) macht die Sammlung immer schwerer.

3. Die Vertheuerung der städtischen Miethswohnungen und die zunehmende Häufigkeit der Umzüge machen einen größeren Bücherbesitz zu einer immer wachsenden Last, vor deren Aufbürdung der Deutsche sich scheut, während erst das eigene Haus (wie in England) ein Behagen an eignen Büchern aufkommen läßt.

4. Die aus der Steigerung der Setzerlöhne folgende Vertheuerung der Bücherpreise ist dem Sinken des Geldwerths beträchtlich vorausgeeilt und trägt dazu bei, vom Ankauf neuer Werke abzuschrecken; die Verleger erhalten einen zu geringen Theil des vom Publikum gezahlten Preises, weil der Zwischenhandel zu hohe Provisionen verschluckt.

5. Das Anstandsbedürfniß an Bücherbesitz wird durch billige Klassiker-Ausgaben, Sammel- und Nachschlagewerke, populärwissenschaftliche Mark-Bibliotheken, Moderomane, gelegentliche Geschenkliteratur und unentbehrliche Hilfsmittel des Berufs befriedigt; meist wird auch der in der Wohnung verfügbare Raum durch dieselben erschöpft.

6. Die für Lectüre verfügbare Zeit wird durch das Bestreben, in der eigenen Berufswissenschaft nothdürftig auf dem Laufenden zu bleiben, durch eine Zeitung, einen Journalcirkel und die neuesten Moderomane meist vollständig ausgefüllt, ohne daß Lust und Zeit zur Lectüre wissenschaftlicher Originalwerke übrig bleibt.

7. Die Gewöhnung an Journal- und Zeitungslectüre verdirbt den Geschmack und die Fähigkeit zum Lesen zusammenhängender Werke, und schon rückt auch uns Deutschen die Zeit näher, wo der „Leitartikel" bereits als eine zu große Zumuthung an das Concentrationsvermögen gilt und in ein Mosaik von „Entrefilets" aufgedröselt wird.

Gegen die Verringerung der Mußezeit durch Steigerung der Berufsansprüche giebt es ebenso wie gegen das Hinzutreten der politischen Pflichten kein Auskunftsmittel, als daß die Jugend ihre Zeit bis zur vollen Inanspruchnahme ihrer Kräfte durch den Beruf fleißig zur ihrer allgemeinwissenschaftlichen Geistesbildung benutzt und ihre Betheiligung an politischen Angelegenheiten bis zu erlangter Bildungsreife (also etwa in die dreißiger Lebensjahre) vertagt. Bis der städtischen Wohnungsmisère durch gesetzliche Verhinderung der Baustellenspeculation abgeholfen wird, wird noch viel Wasser in's Meer laufen; bis dahin muß eine reichliche Dotation der vorhandenen staatlichen und städtischen Bibliotheken sowohl dem Publikum wie dem Verlagsbuchhandel zu Hilfe kommen und an den betheiligten Stellen das Bewußtsein geweckt werden, wie wichtig eine derartige Dotation für die Erhaltung und Förderung der wissenschaftlichen Nationalliteratur ist. Wie der Romanverlag größtentheils nur von den Leihbibliotheken lebt, so könnte der wissenschaftliche Verlag in der Hauptsache von den wissenschaftlichen Bibliotheken leben, wenn diesen nur die Mittel zur Verfügung gestellt würden, um ihre Culturaufgabe für die Nation in doppelter Hinsicht (kaufend und ausleihend) zu erfüllen. Die Verleger müßten an alle öffentlichen Bibliotheken direct zum Buchhändlernettopreise liefern, da der Gewinn des Zwischenhändlers hier gar keinen Sinn hat und bloß culturschädlich wirkt; dagegen müßte der unbillige Zwang zur Lieferung von Pflichtexemplaren den Verlegern abgenommen werden.

Auch dem Publikum müßte die Möglichkeit eröffnet werden, direct mit den Verlegern in Verbindung zu treten und die Distributionsspesen zu ersparen, wenn es keine Bemühungen eines Distributeurs (Sortimentsbuchhändlers) in Anspruch nimmt. Dies ist ausführbar durch Bildung eines Literaturbezugsvereins, der als Sortimentsbuchhandlung ins Handelsregister eingetragen wird und den Mitgliedern nur die wirklichen Auslagen als Aufschlagsprovision berechnet. Gründlicher freilich wäre die Abhilfe, wenn die Post ebenso die Bücherspedition wie die Zeitungsspedition übernähme, neben dem periodischen Postzeitungskatalog einen periodischen Postbücherkatalog zu billigem Abonnement herausgäbe und ein Central-

Digitized by Google

bücheramt zur Beantwortung von Anfragen und zur Ergänzung ungenauer Bestellungen einrichtete. Ein solcher Postbuchhandel würde auch den bemittelteren Schriftstellern den lohnenden Selbstverlag ihrer Werke ermöglichen, während jetzt etwa die Hälfte der vom Publikum für seine Werke wirklich gezahlten Summen in den Händen der Sortimentsbuchhändler und des Verlags-Commissionärs hängen bleibt. Für unbemittelte Autoren müßte dann noch ein Verein hinzutreten, welcher die eingesandten Manuscripte gegen beizufügende Prüfungshonorare beurtheilen läßt und die werthvoll befundenen auf eigene Kosten veröffentlicht; die Deckung der Kosten würde theils aus den Beiträgen der Mitglieder erfolgen, welche die Publikationen des Vereins dafür erhalten, theils aus dem Absatz an Bibliotheken und an das Privatpublikum vermittelst des Postbuchhandels. Sehr wünschenswerth wäre allerdings die Lösung der technischen Aufgabe, für Herstellung kleiner Auflagen (von 100 bis 500 Exemplaren) ein Verfahren zu finden, das erheblich billiger als der Lettersatz wäre und doch dem Auge die gewohnte Form der gedruckten großen und kleinen Druckbuchstaben darböte.

Die Gefahr, welche in dem erdrückenden Einfluß der Zeitungen und Journale liegt, muß auf doppeltem Wege bekämpft werden. Die Jugend muß begreifen, daß sie mit der Hingabe an den flüchtigen Reiz dieser Lectüre ihre Seele verkauft, d. h. auf die gründliche und allseitige Ausbildung ihres Geistes verzichtet; die Aelteren aber müssen selbst aufhören, der periodischen Literatur aus Bequemlichkeit einen Werth beizulegen, den sie nicht verdient, müssen sie als ein nothwendiges Uebel betrachten und namentlich die Tagespresse mit der gebührenden Mißachtung behandeln, damit die Jugend nicht durch den Nachahmungstrieb verführt werde, mit derselben ihre kostbare Mußezeit zu verderben. Die gebildete Jugend bis zu 30 Jahren soll ebenso wenig Zeitungen lesen wie Politik treiben, sondern alle ihre zur Lectüre verfügbare Zeit auf Bücher verwenden; der Schnee vom vergangenen Jahr ist nicht wesenloser als der Inhalt der Zeitung von gestern. Die Jugend soll aber auch keine Journale lesen, weil solche nur die Aufgabe haben, den auf ein gewisses fertiges Bildungsniveau Gelangten auf dem Laufenden zu erhalten, aber nicht geeignet sind, eine noch fehlende Bildung zu vermitteln. Sie sind um so weniger schädlich, je zusammenhängendere und umfangreichere Abhandlungen sie darbieten, je ähnlicher sie also dem Buche werden, und um so schädlicher, je mehr sie sich dem Charakter der Zeitung annähern. Die reifen Männer sollen zu der Einsicht gelangen, daß man die „großen" Tageszeitungen bekämpfen und die „kleinen" kurzen Blätter begünstigen muß, und zwar um so mehr, je weniger sie einer bestimmten Partei dienen und je mehr sie sich bemühen, die wichtigeren Thatsachen der Tagesgeschichte und die wichtigeren Urtheile über dieselben in unparteiischer Kürze zu registriren. Von Journalen aber sollen sie nur soviel in ihr Haus kommen lassen, als nothdürftig ausreicht, sie auf dem Laufenden zu erhalten und namentlich sie auf wichtige Erscheinungen der Literatur hinzuweisen. Dann aber soll auch der beschäftigtste und angespannteste Mann nicht unterlassen, an freien Sonntagen oder in Ferienzeiten persönlich zu den Quellen hinabzusteigen, aus denen der Geist der nationalen Cultur sich verjüngt, d. h. zu den Originalwerken der Forscher, Denker und Dichter.

Wider das Rococo.

Von Alexander Schmidt.

Mit raschen Schritten ist die Entwickelung des Kunstgeschmackes vorwärts gegangen in unserer neuen, von der ersten Londoner Weltausstellung im Jahre 1851 zu datirenden Aera, mit allzu raschen Schritten. Wenn man die Stilgeschichte vergangener Kunstperioden studirt, so wird man sich vor der Aufgabe finden, seinen Blick tief in das Innere der äußeren Erscheinung versenken zu müssen, um den Zusammenhang aller Formen, die leitenden und bestimmenden Motive zu erkennen. Jeder Kunstgeschmack ist und kann nichts Anderes sein, als das Product seiner Zeit, und Lebens- und Weltanschauung, geistige und sittliche Höhe des jeweiligen Standpunktes prägen sich in den Werken der Kunst deutlich aus, deutlicher und sprechender aber noch in den Werken der sogenannten kleinen Künste, die uns im Geräth, im Mobiliar, in der gesammten Wohnungsausstattung und in den Kleidern, die wir auf dem Leibe tragen, täglich umgeben. Denn auch das, was wir Mode nennen, womit wir kritisch immer einen mißliebigen Begriff verbinden wollen, ist nichts Anderes, als ein Ausdruck des Zeitgeistes.

Nun muß man fragen, ob sich denn ein Zeitgeist in plötzlichem Ruck und Sprung umbildet? Revoltirt er und bricht er mit allen Traditionen, um mit ganz Neuem, noch nicht Dagewesenem neu anzufangen?

Man kann das bejahen, wenn man die große französische Revolution als Beispiel anführt, die Alles hinweggeräumt hat, das alte Regime, die alte Gesellschaft mit allem ihr Anhaftenden, auch mit der alten Kunst und mit der alten Mode des Rococo. Aber auch diese geschichtliche That war vorbereitet und viele Fäden laufen von weither in ihr zusammen, während in ihren Wirkungen trotz aller Gewaltthätigkeit deutlich zu erkennen ist, wie manches Alte doch beharren will, und sich das Neue nur nach und nach die Anerkennung erkämpfen kann. Dies gilt zumal von der Kunst und den Künsten. Und ist denn alles Neue, was da von Schulen oder Einzelnen auf diesen Gebieten in das tägliche Leben der Gesellschaft hineingeworfen wird, auch lebenskräftig genug, trifft es das Gefühl und die allgemeine Stimmung, faßt es Wurzel oder wird es wieder hinweggeweht unter dem Ansturme der Gegner? So war es mit der neuen Kunst, der neuen Antike der französischen Revolution, und wir müssen bei dem französischen Beispiel bleiben, weil ja doch nicht zu leugnen ist, daß man sich seit fast anderthalb Jahrhunderten in Sachen des Geschmacks und der Mode ganz und gar auf Frankreich verlassen hatte.

Mit der neuen Antike ging es schnell in die Höhe und ebenso schnell wieder abwärts, sie war eine republicanische Treibhauspflanze und blieb ein schwächliches Gewächs auch unter den Händen des napoleonisch-imperialistischen Gärtners.

Aber in Deutschland war der Boden für die Aufnahme der antiken Kunstformen durch Wissenschaft und Forschung im Ganzen besser vorbereitet, und Männer von bestem Namen, Lessing, Winkelmann und Goethe stehen im Vordergrund als Weiser und Lehrer, welche auf die antike Kunst als den Urquell alles Schönen hinzeigten. Dennoch blieb auch in Deutschland das antike Formenwesen ein äußerliches, und es gelang der Zeit nicht, in der Schule der Alten selbstständig und original zu werden, wie es jenen Meistern der Renaissance gelungen war, die von den Alten nur die Principien der Gestaltung und die Art lernten, wie man die Natur betrachten, in künstlerische Formen übersetzen und verwenden soll. Auf diesem Wege kamen jene Meister eben zu der wiedergeborenen Kunst und nahmen gegenüber der Natur und ihren Zeitgenossen dieselbe Stellung ein, wie die Künstler der Antike, weshalb sie ihrer Zeit auch den künstlerischen Charakter aufprägen konnten.

Was nun auf diesem Wege der Neuauflage der Antike, auf welchem der reflectirende Verstand der Führer war, geleistet werden konnte, das hat jene Zeit erreicht in den Werken der sogenannten großen Kunst und in den Werken des Kunsthandwerks, welches die Wohnung und deren Ausstattung umbildete in allen Einzelheiten, im Mobiliar, im Tisch- und Tafelgeräth und namentlich auch in der Keramik. Auch im Porzellan, in der alten Fayence und in den als erste Versuche der Emancipation von der unvollkommenen Fayence zu verzeichnenden, sich an englische Technik anschließenden Arbeiten aus weißer, durchsichtig glasirter Pfeifenerde, stürzte das Rococo und die antikisirenden Formen gewannen die Oberhand. Die Werke aus Sèvres, die unter Flaxmanns Einfluß entstandenen Arbeiten Wedgwoods und namentlich Alt-Luxemburgs geben dafür die besten Beispiele ab.

Als aber dann auch der Imperalismus sein jähes Ende fand und das Königthum wieder restaurirt wurde, konnte und wollte man die republicanisch-imperialistische Antike nicht mit herübernehmen in die nun wieder neue Zeit, und da diese

Digitized by Google

Kunstrichtung ohnehin nicht in Fleisch und Blut des Volkes übergegangen war, so beeilte man sich, sie einfach abzuschaffen. Man schaffte sie ab durch Machtspruch und Decret, und wie das nichtfranzösische Europa früher gefolgt war, so folgte es auch jetzt, um so eher als es allüberall in Gährung und in der Restauration begriffen war.

Aber wie es mit solchen gewaltsamen Umgestaltungen zu gehen pflegt, die einreißen, ohne einen neuen gesunden Bauplan vorbereitet zu haben, so geschah es auch jetzt. Da eine wirklich nationale Kunst und Geschmacksentwickelung schon der Kürze der Zeit wegen nirgends vor sich gegangen war, so erfolgte einfach ein Rückschlag zum alten Rococo. Es war die antikisirende Zwischenzeit aber doch lange und andauernd genug gewesen, um den historischen Zusammenhang mit dem alten Rococo ganz zu zerreißen, und so wurde denn das neue Rococo nur ein Abklatsch, ein triviales Plagiat des alten, eine welke Nachbildung jenes üppigen Formenwesens des ersten Rococos. Es blieb den Künstlern und den Kunsthandwerkern nichts Anderes übrig, als sich, wie kürzlich in die Antike, nun in den vergessenen, ihnen fremd gewordenen Formenkram des Rococo wieder künstlich hineinzuarbeiten, und zu einer Neu- und Weiterbildung kam es auf diesem Wege nicht, das konnte allen Umständen nach gar nicht kommen.

Indeß, den Rococobestrebungen war seit geraumer Zeit eine andere Regung nebenher gegangen, die sich eigentlich schon in der letzten Periode des alten Rococo als eine Remedur fühlbar gemacht hatte, die Neigung zum Naturalismus, namentlich zur Blumendecoration. Während der antikisirenden Epoche war sie latent geblieben, aber sie flackerte kräftig auf, als das zweite, das Talmi-Rococo, nicht befriedigen wollte. Bald gewann diese naturalistische Richtung die Oberhand in allen Kunstindustrien, und wie namentlich das Porzellan stilgeschichtlich für das Rococo wichtig ist, so auch für diesen Zeitgeschmack, welchen die Porzellane mit der übrigen Keramik und neben den textilen und metallischen Arbeiten am besten illustriren. Wie nun dieser Naturalismus weiter und weiter wucherte und sich, nachdem er auf dem Feld der Flächendecoration anfänglich mit einer gewissen Bescheidenheit aufgetreten war, auch das Gebiet der Formung und Gestaltung der Geräthe und Gefäße erobert hatte und nun da zum falschen Naturalismus werdend, alle natürlichen Bildungsgesetze verleugnete, so mußten die Schöpfungen bald als baare Lügen erscheinen. Dann wurden auch die Stoffe verkannt und sinnlos verwendet, gegenseitig imitirt, Eins wurde ins Andere verkehrt, es war ein Wirrwarr sondergleichen. Aber auch diesem Naturalismus ward sein Ende bereitet. Die erste Weltausstellung in London im Jahre 1851 rief das weltgeschichtlich donnernde Halt und ein jegliches Land verstand das mächtige Gebot.

Damit sind wir zu unserem Ausgangspunkt zurückgekehrt. Es begann nun die Zeit des Tastens und Suchens nach den Principien des Geschmacks, und man sagte sich bald, daß es doch wohl keinen anderen Weg geben könne, die Kunst zu regeneriren, als an den Meisterwerken der Vergangenheit, an unserer Väter Werke anzuknüpfen, und wenn das auch der Weg des schulmäßigen Erlernens und der Reflexion sein werde und für den Anfang ganz gewiß sein müsse, so konnte man doch hoffen, daß das durch Fleiß und Studium Erlernte in Fleisch und Blut der nächsten Generation übergehen werde. Der erste Zustand war nun der des Eklekticismus, und das konnte wieder nicht anders kommen, da auch die Kenntniß der verschiedenen historischen Stilarten noch eine mangelhafte war. So künstelte man in allen mehr oder weniger bekannten und erfaßten Kunststilen herum. Dann aber kam die historisch-kritische Neigung zu Hilfe, welche die Entstehung künstlerischer Dinge erforscht und ihre Entwickelungszustände verfolgt, die neu angeregte, neuauflebende Kunstwissenschaft, dann die Schulen, die Museen und Ausstellungen. Das Alles wirkte zusammen, um zunächst das Verständniß für industrielle Kunst und ihre hohe Bedeutung für das Culturleben des Volkes überhaupt zu fördern, auch im Volke selbst, im tausendköpfigen Publikum, welches schließlich doch den Käufer für alle Leistungen der Kunstindustrie abgeben soll und somit ihre breite Basis, auf der sie fußen muß.

Es blieb nun die Wahl unter den Kunststilen. Man kann es kurz zusammenfassen: allerorts unter verständnißvoller Leitung von Seiten der Schule und nach dem Vorgange genialer Männer, wie G. Semper, entschied man sich für den Stil der Renaissance, der mit den Principien der antiken Kunst doch eine ganz neue und unserem Empfinden näher liegende Formenwelt geschaffen hatte. Die reine Antike, das Beispiel in Frankreich und auch in Deutschland hatte es bewiesen, vermochte nicht, in den Volksgeschmack überzugehen. Es war das natürlich in der modernen Welt des 19. Jahrhunderts.

Also den Renaissancestil pflegte man und kräftigst auch in Deutschland, wo, wie erwähnt, auch früher die Antike, diese Grundlage der Renaissance, tiefer gedrungen war. Das große Publikum, der Markt, die Käufer, sie waren mittlerweile empfänglich geworden, sie hatten auch Etwas gelernt und nach der nationalen Erhebung und Einigung lautete überdies mit Fug und Recht das erlösende und das Losungswort: Die deutsche Renaissance, die Wiedergeburt einer nationalen Kunst neben der politischen Renaissance! Das Bewußtsein wurde allgemein, den Weg zu einer, dem Ansehen, der Würde, dem Charakter, dem Denken und Empfinden unseres Volkes entsprechenden, eigenartigen und selbstständigen Kunstrichtung gefunden zu haben, und es vereinigten sich alle Kräfte auf das Ziel hin.

So hat sich denn in Kurzem Alles umgestaltet, die bürgerliche und die Monumentalarchitektur, die Wohnungseinrichtung, das Mobiliar, Teppiche und Tapeten, Glas und Poterie und was Alles zu der täglichen Umgebung des modernen Menschen gehört. Heute sind wir in raschem Vorschritt schon so weit, sagen zu können, daß unsere Renaissance keine Copie mehr der alten ist, sondern eine wirkliche Neuschöpfung und Neuauflage, unseren neuen anderen und vermehrten Bedürfnissen angepaßt. Man vergleiche das am bürgerlichen Wohnhaus mit seinen wesentlich von jenen des 16. Jahrhunderts verschiedenen Raumdispositionen, welche, die äußere Form bedingend, diese eben anders gestalten müssen. Man stelle unser Mobiliar gegen das alte, das heutige Metallgeräth, das Steinzeug, das Glas gegen die alten Muster! Und wie viel neue Stoffe haben und verwenden wir, die unsere Väter nicht kannten!

Schon die vorgeschrittene Technik allein gestaltet und bildet anders, und viele solcher Errungenschaften dürfen wir denn doch in allen Branchen des kunstgewerblichen Schaffens für uns ins Feld führen.

Wenn man nun auch alle Gründe für die Berechtigung des modernen Renaissancestils in seiner theils vorhandenen, theils sich noch vollziehenden Um- und Ausgestaltung anführen wollte, so wäre dadurch an der schönen Thatsache, daß derselbe besteht, weiter nichts gewonnen. Das Durchschlagende war, daß das Volk den neuen und edlen Kunstgeschmack in sich aufgenommen hat, daß derselbe seinem Fühlen, Denken und Empfinden recht und genehm lag und ihm willkommen war. Im Volke sind nun die Wurzeln seines Bestandes und die Gewähr zu seiner weiteren Fortentwickelung.

Aber jeder Sehende weiß, daß wir mit unserem Kunstgeschmack nicht in einer Uniform stecken, wie das bei den historischen Stilarten denn auch keineswegs der Fall gewesen ist. Namentlich die Renaissance hat viel fremde Formenelemente herbeigezogen und harmonisch zu vereinigen gewußt, und unsere moderne Kunst sollte das nicht auch können? Die Anregungen, welche aus dem Orient kamen, sollten nicht fruchtbar auf uns eingewirkt haben, das erst neuerdings erlangte Verständniß für die Kunstübungen und Kunstanschauungen der feinsinnigen Japaner sollten unserer Keramik nicht zugute kommen? Nein, das wäre ein falscher Purismus, der dem bei allem Patriotismus doch kosmopolitischen Zeitgeiste und seiner Kunst schlecht anstände. Es liegt keine Gefahr darin; ein Ueberwuchern unserer Kunstthätigkeit durch Einflüsse von ganz fremder Seite her ist nicht zu befürchten. Dagegen zieht eine andere Gefahr herauf, es lauert eine Falle auf den guten, neugeschulten Volksgeschmack, die von den Künstlern selbst gestellt wird. Es ist das Rococo mit seinen koketten Verführungskünsten.

Der hat nicht Recht, welcher sagt, daß das Rococo eigentlich niemals ausgestorben war, daß es sich z. B. im Porzellan bis auf den heutigen Tag erhalten habe. Man sehe nur näher

Digitized by Google

zu, um das Haltlose dieser Ansicht zu erkennen. Denn das moderne Tafelgeschirr, man muß da selbstverständlich dasjenige im Auge haben, auf welches überhaupt künstlerische Gestaltung und Decoration verwendet wird, dies moderne Tafelgeschirr entbehrt jeder Rococoform, es ist durchaus neu gestaltet und decorirt, wie es dem neuen Geschmack entspricht. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß ein Stoff und mit ihm eine kunstgewerbliche Branche mehr als die andere befähigt ist, Kunstformen freier zu entwickeln, wie auch ein kunstgewerblicher Stoff mehr als der andere nach einer fremden ausländischen Decorationsart hinneigen kann. Das trifft Alles bei den keramischen Arbeitsmaterialien zu, und deshalb ist die Keramik eben vielgestaltig. Und doch wird man auch an ihr einen ernsteren, stilistischen Zug und das Ornamentenwesen der modernen Renaissance erkennen und nicht leugnen können. Freilich war dem vornehmsten und jüngsten der keramischen Producte, dem europäischen Porzellan, das Rococo eigentlich angeboren und das wahlverwandte Chinesenthum stand zu Gevatter; dennoch sind Beide gründlich und ganz abgestreift worden. Wo sich das Rococo unter der Pflege von Staatsanstalten erhalten hat, und es geschah dies doch hauptsächlich unter Benutzung und Ausnutzung des vorhandenen Inventars der alten, in ihrer Zeit berühmten Modelle, da hat es auch nur der Antiquariatsliebhaberei gedient, und nur dieser dient es auch heute noch. Dagegen der herrschende Geschmack, der im Volksbewußtsein Wurzel gefaßt hat, ist doch nunmehr derjenige der neuen, modernen Renaissance.

Aber man lebt schnell, unruhig und nervös in unserer Zeit, und anstatt die Kunst von allen Seiten zu pflegen und zu fördern auf einer einzigen als gerade erkannten Bahn, damit das bislang geübte Formenwesen sich noch weiter ausgestalten könne, sind es vornehmlich die Künstler selbst. Und hier sind die kunstgewerblichen Künstler vor Allem gemeint, welche nach Neuem hasten und jagen, sodaß auch das kaufende Publikum wieder irre und schwankend werden muß. Denn mag man noch so oft entschuldigend hervorheben, daß das kaufende Publikum auch das maßgebende sein müsse und deshalb seine Wünsche zu befriedigen seien, so wird man doch mit mehr Gewicht dagegen sagen können: weil eben das Publikum sich seit lenkbar und führbar auf guten Wegen 30 Jahren gezeigt hat, so soll man es jetzt nicht auf Ab- und Irrwege zu bringen suchen, und wo die Kunst darniedersank, geschah es durch die Künstler!

Aber wie eine Anzahl dieser Künstler in Industrie und Gewerbe den Stil der Renaissance nur durchgekostet hat wie eine neue reizende Speise, so suchten sie nach dem noch pikanteren Dessert und kamen am Barockstil an, dessen Wesen schon viel, sehr viel vom falschem Schein, von Unnatur, von der Sucht nach Effecten an sich hat. In Süddeutschland, in München, in Wien giebt es dafür der Beispiele genug. Auch in Berlin kommt das Barock zum Vorschein, und es bleibt kaum zweifelhaft, daß das Tafelsilber des Prinzen Wilhelm, wenn auch mit Meisterschaft in dem Barock des großen Andreas Schlüter gehalten, nur verführend auf die Kunstindustrie wirken kann.

Wir wollten und könnten uns noch damit zufrieden geben, wenn die künstlerische Bewegung an diesen Erscheinungen eine Grenze finden wollte. Das scheint vor der Hand leider nicht so sein zu sollen. Namentlich auch Schriftsteller ohne ästhetisches Gewissen und ohne Verständniß für die künstlerischen Bedürfnisse unseres Volkes predigen, daß das Rococo kommen müsse und werde, denn es sei doch auch in der historischen Entwickelung der Kunststile nach der Renaissance, durch das vorbereitende Barock aus der Renaissance. Das stimmt und ist zwar richtig, aber der Schluß auf unsere Zeit ist grundfalsch und äußerst oberflächlich.

Betrachten wir uns nur das Rococo näher, fühlen wir ihm auf den Grund und fragen wir uns, ob ein solches Kunstgebahren für uns passen soll. Hat unsere Zeit auch nur eine einzige Aehnlichkeit mit jener des 18. Jahrhunderts, welche das Rococo gebar, diesen Ausdruck des Leeren, Nichtssagenden oder doch nur der Gedanken, die jene Welt belebten. Waren es andere als die des hohlen Vergnügens, der banalen Genußsucht, der Galanterie und galanten Liebe des soldatischen Gamaschenthums, des philisterhaften Zopfes, des Haarpuders und der Unnatur überall? Nein, es waren keine anderen, von dem autokratisch wahnwitzigen l'état c'est moi waren sie eingeleitet und in schmachvoller Consequenz fortgeführt worden bis zu dem après nous le déluge, dieser selbstsüchtig niederträchtigsten Maxime.

Daß in dem üppigen Leben der Rococozeit die luxuriösesten Künste florirten, ist richtig, aber man wird an ihnen nichts Anderes finden, als was eben geschildert wurde. Derselbe Geist des tändelnden Vergnügens und der koketten Liebelei, der unersättlichen Genußsucht und der gefälschten Natur spricht aus ihnen. Der launenhafte, wunderliche Einfall, die capriciöse Willkür gewannen die Herrschaft in den bildenden Künsten. Sie traten alle Bildungsgesetze mit Füßen, und das ganze Wesen dieser Kunst ist nichts Anderes als eine Verhöhnung der Kunstregeln. Ihr Princip ist, keine künstlerischen Grundsätze zu haben, die Principlosigkeit ist die Norm, der augenblickliche Einfall, den man für geistreich hielt, so leer er war, und die Willkür in allerlei Kreuz- und Quersprüngen, sie allein dominirten jedes künstlerische Schaffen. Da wurden die geraden Linien cassirt und Schweifungen und Schnörkel an deren Stelle gesetzt, die Symmetrie verleugnet und verpönt, die Muschel, Tropfsteingebilde und alle nur auffindbaren unregelmäßigen Formen gaben die Leitmotive ab. So verlor man ganz das tektonische Gefühl, und Mobiliar und Geräth löste auch alle structiven Formen in gewundene Flächen, in geschweifte Ränder, in verdrehte Füße, schwächliche Stützen auf. Man sehe nur das Mobiliar, die Spiegel, das Rahmenwerk, das in jener Zeit nur fürstliche Porzellan, wie an Allem selbst die Grundformen die natürliche Regelmäßigkeit verleugnen, wie das Links anders als das Rechts erscheint, Alles verdreht und das Oberste zum Untersten verkehrt ist, dazu die Häufungen, Ueberladungen der zu dem Ganzen in keinem organischen Zusammenhang stehenden Decoration. Bei solcher Beschaffenheit der Kunst des Rococo konnte der verwandte Geist des Chinesenthums leicht Eingang finden, und es trat in der That jene Verschmelzung, jene Verquickung ein, die besonders von dem Porzellan so erschöpfend repräsentirt worden ist. Es giebt für uns, wollen wir die ganze Welt des Rococo lebendig vor Augen sehen, nichts Besseres, Instructiveres und Anschaulicheres als das Porzellan von Alt-Meißen, welches uns den Geschmack in Formen und Farben, Tracht und Lebensweise, Neigungen und Vergnügungen jener Zeit wiedergiebt. Und das ist noch das Beste am Rococo, daß es sich eben in vollständiger Harmonie mit dem Geiste seiner Zeit befand: es war so natürlich, wie die Gesellschaft natürlich war, die sich in Verkehrtheit, in Schein und Hohlheit bewegte, in welcher der Ernst des Lebens zur Bagatelle ward.

Dieses Rococo sollten wir also jetzt wieder acceptiren, weil das einige irrefahrende Künstler und Tagesliteraten so wollen? Unsere Zeit, in ernsthaften Stimmungen lebend, im Bewußtsein großer nationaler Aufgaben, in geordneten staatlichen und sich fortwährend bessernden gesellschaftlichen Verhältnissen kann unmöglich wieder zum leeren Farenspiele des Rococo zurückkehren. Wir glauben es nicht und hoffen es nicht. Wir sind fest überzeugt, daß die maßgebende Architektur niemals wieder im Rococo verschnörkeln kann und daß sie mit ihrer gegenwärtigen Entwickelung jenen falschen Bestrebungen den kräftigsten Riegel vorgeschoben hat. Nein, unsere Kunstindustrien befinden sich auf guten Wegen, welche zu den höchsten Zielen führen können; man arbeite nur so weiter in Beherzigung des Goethe'schen Wortes:

Uebe dich nur Tag für Tag,
Und du wirst sehen, was das vermag.
Dadurch wird jeder Zweck erreicht,
Dadurch wird manches Schwere leicht,
Und nach und nach kommt der Verstand
Unmittelbar dir in die Hand.

Digitized by Google

Bekenntnisse eines Moskauer Slavophilen.

Von Selmar Wallow.

Zu den mannigfachen Gespenstern, welche im neuesten Zeitalter in der europäischen Politik aufzutreten und die ängstlichen Gemüther sogar ernstlich zu beunruhigen pflegen, gehören sicherlich in erster Reihe der sogenannte Panslavismus und die ihm nahestehenden Slavophilen. Kaum wird irgend eine politische Tagesfrage aufgeworfen, bei welcher namentlich Rußland oder Oesterreich betheiligt wären, so erachtet man es allenthalben für geboten, den Panslavismus in den Bereich der einschlägigen Conjuncturen zu ziehen, und es macht in solchen Fällen thatsächlich nicht viel Mühe, der Sache irgend welche slavophile Seite abzugewinnen. Leider steht aber dieses Interesse, welches seitens des westlichen Europas, vor Allem aber Deutschlands, mit Recht diesem Gegenstand entgegengebracht wird, in gar keinem Verhältniß zu den geringen Kenntnissen, die man von ihm zu haben scheint. Selten ist die gründliche Erforschung eines Gegenstandes, von dem so häufig die Rede ist, derartig vernachlässigt worden, wie gerade in diesem Falle. Ich habe dabei hauptsächlich die slavophile Bewegung in Rußland, oder, wie man sie richtiger zu nennen pflegt, die Moskauer Partei, im Auge, dagegen kommen die einschlägigen Verhältnisse in Oesterreich bei den folgenden Ausführungen weniger in Betracht.

Es darf allerdings nicht außer Acht gelassen werden, daß die Hauptschuld an jener allgemeinen Unkenntniß dieser Sache den Russen selbst zuzuschreiben ist, welche bisher nicht hinreichend dafür Sorge getragen haben, die westeuropäischen Nachbarn über diese Verhältnisse in anschaulicher Weise aufzuklären. Ja, die „Moskauer Partei" hat sich dies sogar ihren eigenen Landsleuten gegenüber zu Schulden kommen lassen, so daß man selbst in Rußland mitunter sehr falsche Urtheile über die slavophile Bewegung zu lesen und zu hören bekommt. Die zahlreichen Schriften von den beiden Brüdern Iwan und Constantin Aksjakow, Pagodin, Chomjakow und anderen hervorragenden Moskauer Panslavisten und Slavophilen sind in ihrem Inhalte so verschwommen und zuweilen auch sehr widersprechend, daß man sich durch sie keineswegs ein klares Bild von der Sache verschaffen kann. Es darf daher kein Wunder nehmen, wenn sich in Europa allmälig eine ganz falsche Vorstellung von der „Moskauer Bewegung" eingebürgert hat und die Art, wie sich diese Bewegung in den letzten Jahren gestaltete. Eine natürliche Folge jener falschen Vorstellung ist der Umstand, daß Diejenigen, welche in sich den Beruf fühlen, über die europäische Cultur zu wachen, die „slavische Bewegung", wie sie sich in Rußland kundgiebt, gewissermaßen fürchten zu müssen glauben.

Unter solchen Umständen ist es von großem Interesse, die lehrreiche Stimme eines Mannes zu hören, welcher in diesen Dingen als unanfechtbare Autorität gelten darf. Es ist kaum ein Jahr, daß zu Moskau der bekannte russische Staatsmann und Schriftsteller A. J. Koschelew gestorben ist, und heute liegen uns nun die von ihm hinterlassenen „Memoiren" vor, welche unter Anderem auch über die viel beleumundeten Moskauer Slavophilen ganz genauen Aufschluß geben.*) Der verstorbene Koschelew war nicht nur in seinem Vaterlande hinreichend bekannt, sondern er war auch einem großen Theil des deutschen Publikums kein Fremdling, da er in Deutschland eine Reihe politischer Broschüren und auch größere Schriften zur Veröffentlichung gebracht hat, von denen einige auch in deutscher Uebersetzung erschienen sind. Koschelew war — wie es denn auch jeder vernünftige Russe ist — ein entschiedener Gegner der constitutionellen und parlamentarischen Einrichtungen für Rußland, dagegen aber ein ebenso entschiedener Anhänger der liberalen Reformen, welche in der ersten Hälfte der Regierungszeit Alexanders II. inaugurirt worden waren. Nur an der Hand dieser freiheitlichen Reorganisation könne das absolutistische monarchische Princip, an welchem Koschelew stets festhielt, zum Heile und zur Entwickelung Rußlands führen. Mit dieser seiner liberalen Richtung stand Koschelew bis zu seinem Tode mitten in dem panslavistischen — wir wollen nun diese Bezeichnung brauchen — Gesellschaftskreisen Rußlands. Er war persönlich befreundet mit den oben erwähnten panslavistischen Führern, und wie eng diese Freundschaft war, läßt sich leicht aus dem Kummer schließen, welchen Koschelew anläßlich der jüngsten Maßregelung Aksjakow's empfunden hat. „Besonders betrübte mich die Nachricht", schreibt Koschelew in seinen Memoiren, „die ich im Sommer 1878 auf meiner Reise im Auslande erhalten habe, und aus der ich ersah, daß Aksjakow, wegen seiner berühmt gewordenen Rede (über den Berliner Congreß), Moskau verlassen mußte. Er wählte zu seinem Verbannungsaufenthalt das Gut seiner Schwägerin Tjutschewa im Gouvernement Wladimir. Diese Nachricht hat auf mich so mächtig eingewirkt, daß ich längere Zeit zu jeder geistigen Thätigkeit unfähig wurde; ich war zu sehr aufgeregt und auch verwirrt, um etwas Vernünftiges schreiben zu können." Man sieht, in welcher engen Zusammengehörigkeit Koschelew sich mit seinen Moskauer Freunden stets gefühlt hat, obwohl er nicht immer in allen Punkten mit denselben einverstanden war.

Koschelew giebt zu, daß er sich gern zu der Moskauer Partei zähle, obschon es ihn unangenehm berührt, daß man unter jener Bezeichnung irgend eine wüste Parteirichtung verstehen zu müssen glaubt. Noch auf die fünfziger und sechsziger Jahre zurückkommend, schreibt Koschelew: „Man nannte uns Slavophilen, aber dieser Name giebt keineswegs das Wesen unserer politischen Richtung wieder. Allerdings verhielten wir uns stets wohlwollend gegenüber den Slaven, wir suchten mit ihnen Beziehungen zu unterhalten, wir studirten ihre Geschichte und ihre zeitweilige Lage; wir halfen ihnen, so viel wir konnten; aber dies Alles war keineswegs das wesentlichste Merkmal, welches unserem Kreis als Unterschied von dem uns entgegengesetzten Kreis der „Westler", („Sapadniki", d. i. Anhänger des westlichen Europas) dienen konnte. Zwischen unserem Kreis und dem ihrigen herrschten noch ganz andere und bedeutend wichtigere Meinungsverschiedenheiten." Zur Klarlegung des berühmt gewordenen Streites zwischen den Slavophilen und den Westlern bemerkt Koschelew von vornherein, daß die Ersteren auf dem Standpunkte der christlichen Lehre und der positiven Religion überhaupt, durch welche allein das russische Volk den Höhepunkt aller übrigen Culturvölker erreichen kann, stets gestanden haben, während die Westler die Kirche nur als nothwendiges und vorübergehendes Uebel betrachten. „Die Westler", sagt hierüber Koschelew in seinen Memoiren, „erwarteten alles Heil nur vom Westlande, lobpriesen Alles, was dort besteht, und bemühten sich, die dort angestammten Einrichtungen und eingebürgerten Institutionen möglichst nachzuäffen, wobei sie aber vergaßen, daß wir Russen doch unseren eigenen Verstand, unsere localen, temporären, geistigen und physischen Eigenthümlichkeiten und Bedürfnisse haben. Wir haben die großen Entdeckungen und die geistige Entwickelung des Westens keineswegs negirt, — vielmehr hielten wir es für nothwendig, Alles, was dort bereits ausgearbeitet worden, näher kennen zu lernen und Vieles davon zu benutzen; wir erachteten es aber ebenfalls als nothwendig, erst Alles durch die Kritik unseres eigenen Verstandes passiren zu lassen; wir wollen mit Hülfe der uns in der Cultur vorangeschrittenen Nationen unsere Entwickelung anstreben, aber nur dadurch, daß wir von ihnen lernen, nicht aber, daß wir von ihnen kurzweg entlehnen."

Das Bestreben dieser Partei bestand demnach seit je, — und besteht noch bis auf den heutigen Tag, — darin, daß man nicht fertige westeuropäische Institutionen, wie sie dort aus Jahrhunderte langer, civilisatorischer Arbeit hervorgegangen sind, frischweg auf russischen Boden verpflanzen möge, sondern daß man es dem russischen Volke überlassen soll, seine eigene culturhistorische Entwickelung durchzumachen, wobei man sich allerdings der westeuropäischen Cultur als Hilfsmittel bedienen kann. Wir glauben, daß man gegen diesen Standpunkt schwerlich etwas einzuwenden haben wird.

Es ist indessen ganz natürlich, wenn die Partei, diesen ihren Ideengang verfolgend, zu dem Standpunkte der Natio-

*) Memoiren A. J. Koschelew's. Berlin. B. Behr's Verlag. 1884. (In russischer Sprache.)

Digitized by Google

nalität gelangen und diese letztere zum maßgebenden Factor machen mußte. „Die Westler", sagt hierzu Koschelew, „lasen mit Schrecken und zugleich mit Ironie, wie wir von der Einwirkung der Nationalität auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaften zu sprechen pflegten; sie betrachteten diese letzteren als etwas Abstractes, das sich in seinen äußeren Erscheinungen gar keinen Aenderungen unterzieht, welche dem Geiste und den Fähigkeiten eines Volkes, seinen temporären und räumlichen Verhältnissen entsprächen; die Westler verlangten gebieterisch von Jedem, man solle sich widerstandslos den Dogmen unterwerfen, welche in Frankreich, England oder Deutschland ausgearbeitet worden waren. Im Principe haben wir, Slavophilen, allerdings weder die Einheit der Kunst und Wissenschaften, noch deren Unbedingtheit in Abrede stellen wollen, aber wir behaupten, daß sie niemals und nirgends in einer und derselben unbedingten Form erschienen sind, daß sie sich überall entwickeln entsprechend den localen Forderungen und zeitlichen Bedürfnissen und Eigenschaften des Volksgeistes, daß es keine Dogmen in der gesellschaftlichen Wissenschaft giebt und keine unabänderlichen, überall giltigen und immerwährenden Gesetze für die Schöpfungen der Kunst."

Gestützt auf diese Anschauung, erachten es die Slavophilen als erste Pflicht, „in sich selbst zu gehen" und die Eigenthümlichkeiten ihrer Nationalität genau zu durchforschen, um eben das vom Westlande zu Erlernende mit diesen Eigenthümlichkeiten in Einklang zu bringen. Koschelew sagt darüber in seinen Memoiren: „Wir suchten uns mit unserer Geschichte vertraut zu machen, und als wir fanden, daß wir, als civilisirte Leute, viele Eigenschaften des russischen Naturels verloren haben, so hielten wir es für geboten, zu unserem früheren Geschichtsgang zurückzugreifen. Wir wollten keineswegs das alte Rußland wiederherstellen, wir sahen nicht unser Ideal in dem russischen Bauer". Dies ist eine durch nichts begründete Verleumdung. Wir wollten nur an dem russischen Urmenschen diejenigen Eigenschaften herausfinden, welche eben dem russischen Individuum geziemend sind und die man daher in ihm zu entwickeln suchen mußte. Man hat uns Feindschaft zu jedem Fortschritt und ein zähes Festhalten an alten Gebräuchen und Sitten vorgeworfen. Aber auch dies ist eine Unwahrheit. Wir sind für alle Neuerungen und Fortschritte, ebenso wie wir seiner Zeit für die Aufhebung der Leibeigenschaft waren, aber wir sind gegen solche Neuerungen, welche bei uns gar keine Wurzel fassen können. Was Rußland emporgehoben, beseelt und vorwärts gebracht hat, dies waren nicht die doctrinären Lehren der Franzosen, Engländer und Deutschen, sondern diejenigen Gefühle und Gedanken, welche sich in dem rechtgläubigen Russen regen und welche gegenwärtig den westeuropäischen Bestrebungen und Begriffen ganz zuwiderlaufend seien. Die wahren Progressisten und Liberalen sind stets wir gewesen, und sind es noch jetzt, aber nicht die Westler, welche sich jene liberalen Bezeichnungen beilegen. Uns sollte man aber nicht Slavophilen nennen, sondern als Gegensatz zu den Westlern sollte man uns vielleicht „Einheimische" heißen. Was wir anstreben, das ist — wir wollen keine Affen sein, keine Papageien, sondern Menschen, und zwar russische Menschen."

Man mag über diese Bekenntnisse des hervorragenden Slavophilen denken wie man will, das Eine geht aber aus denselben hervor, daß ein agressives Bestreben, ein Drängen nach außen hin, bei dieser Parteirichtung nicht zu finden ist. Es ist von irgend einem Wunsche, den so heiß geliebten „russischen Eigenthümlichkeiten", also dem nationalen Charakter, auch nach außen hin zu einem Siege zu verhelfen, nichts zu merken, vielmehr liegt deutlich das Bestreben vor, jene „Eigenthümlichkeiten" für sich zu behalten und sie sich nicht nehmen zu lassen, mithin gewissermaßen eine geistige Copie des politischen Ausspruchs: „Rußland für die Russen." Angesichts der auch in anderen europäischen Ländern so häufig zu Tage tretenden „nationalen" Bestrebungen, darf man es sicherlich auch den Slavophilen nicht übel nehmen, wenn sie auf dieselbe Idee verfallen. Ob eine solche Idee überhaupt richtig sei, darüber sind ja die Ansichten in aller Herren Ländern noch immer getheilt.

Es ist noch von besonderem Interesse, zu sehen, daß Koschelew an den endlichen Sieg der slavophilen Ideen in Rußland nicht im Geringsten zweifelt. Im Gegentheil, er ist fest überzeugt, daß über kurz oder lang die „Westler" sich zu diesen Ideen voll und ganz bekennen werden. Die Anfänge hierzu seien bereits geschehen, die „Westler" nähern sich in ihren Anschauungen immer mehr den Slavophilen, und der crasse Unterschied, welcher ehemals zwischen Westlern und Slavophilen bestand, ist, nach der Ansicht Koschelew's, längst dahin. „Jetzt sehen bereits alle unsere vernünftigen Landsleute die Nothwendigkeit ein," sagt Koschelew, „das Eigene kennen zu lernen, es zu entwickeln und von demselben durchdrungen zu sein, ohne jedoch allem Andern, was von den Nationen, die uns auf dem Gebiete der menschlichen Cultur und Civilisation überflügelt haben, bisher erreicht worden ist, feindselig gegenüber zu stehen. Heute dürfte es nicht mehr paradox klingen, wenn wir behaupten, daß der Nationalitätsgedanke eine große Bedeutung für die Wissenschaft hat; daß diese letztere von den verschiedenen Nationen verschiedenartig bearbeitet wird; daß jede Nation ihr besonderes Scherflein zu derselben beiträgt; daß je, eigenartiger eine Nation ist, um so eigenartiger sie die Wissenschaft kultivirt, einen um so größeren Dienst sie ihr erweist, um so reichhaltiger sie sie macht; daß die Wissenschaft keine abstracte Schöpfung der allgemeinen Menschheit ist, sondern ein Product verschiedener Nationen, welche auf diesem Gebiete, entsprechend den Eigenthümlichkeiten ihres Volksgeistes und ihren Orts- und Lebensbedingungen gewirkt haben."

Ueber den frommen Wunsch der Slavophilen, wie er sich in Obigem kundgiebt, kann nunmehr kein Zweifel herrschen. Er gipfelt darin, daß die slavische Welt beim Westen Europas wohl seine moderne Cultur absehen kann und darf, letztere aber, vor deren Gebrauch, ist nach eigenen Mustern umzuarbeiten, mit der örtlichen Vergangenheit in Einklang zu bringen und solcher Gestalt für sich mundrecht zu machen. So interessant diese Aufgabe ist, so schwierig erscheint sie auch, und die gegenwärtige oder eine künftige russische Generation wird ja zeigen, ob sie die sittliche und civilisatorische Kraft in hinreichendem Maße inne hat, um sich dieser Aufgabe mit bestem Erfolg zu entledigen.

Feuilleton.

Der Tubus.

Von Enrico Castelnuovo.
Autorisirte Uebersetzung von G. Kruse.
(Schluß.)

„Soeben bin ich angelangt", rief mir der Bursche zu; „es wird just dieselbe Zeit sein wie gestern."

„Das stimmt", erwiderte ich und griff mechanisch in die Westentasche: doch die Uhr befand sich nicht darin. Ich hatte sie aus besonderen Gründen zu Hause gelassen ...

„Bursche", begann ich, kaum in das Schiff gestiegen, „siehst Du dieses Goldstück?"

Die Augen des Jungen funkelten.

„Es gehört Dir, wenn Du thust, was ich Dir sage."

Der Bursche war ganz Ohr.

„In erster Linie führst Du mich dahin, wo wir gestern waren; dann, wenn ich zufällig ins Wasser falle, so springst Du mir nicht nach, um mich zu retten, sondern schreist aus vollem Hals um Hülfe."

Mein Lootse war nicht gerade auf den Kopf gefallen, doch wollte ihm mein Vorschlag nicht recht einleuchten.

„Aber, mein lieber Herr, was sagen Sie da?" rief er und riß die Augen weit auf. „Warum wollen Sie in's Wasser fallen, und weshalb soll ich Sie ertrinken lassen?"

„Dummkopf!" erwiderte ich, „es handelt sich um einen Scherz; ich kann schwimmen wie ein Fisch."

„Nun, warum soll ich denn um Hülfe rufen?"

„Höre, mein Bürschchen, Du bist viel zu neugierig. Gehorche einfach — das wird Dir besser anstehen. Wenn

Digitized by Google

Du aber nicht willst, so gehe ich wieder", fügte ich hinzu und stellte mich, als wollte ich das Goldstück in die Tasche zurückbefördern.

„O nein, nicht doch", protestirte nun eifrig der Knabe und streckte sehnsüchtig seine Hand nach der Münze aus — „ich will ja Alles thun!"

Er hißte das Segel und wir setzten uns in Bewegung. Auf die Seite gebogen, strich unser Schiff dahin, indem es einen glänzenden Streifen weißschimmernden Schaums hinter sich ließ. Das Meer war heute bewegt. Ein kräftiger Wind schwellte das Segel. Die Ruder lagen unnütz da, und mein Steuermann betrachtete mich fortwährend mit einer gewissen Neugierde.

Im Nu langten wir vor der Villa an. Wie gewöhnlich war niemand am Fenster zu sehen; nur die Klänge des unvermeidlichen Klaviers ließen sich wieder hören.

„Zieh' das Segel ein", gebot ich dem Jungen, „wir dürfen uns nicht allzuweit von hier entfernen."

Ich erhob mich ebenfalls, um ihm bei dem Manöver zu helfen, verlor aber das Gleichgewicht und fiel in's Wasser. Die Sache gelang mir so naturgetreu, daß ich selbst in jenem Augenblick glaubte, es sei nicht nur Verstellung gewesen.

„Hülfe, Hülfe!" schrie nun der Bursche aus Leibeskräften, theils aus eigenem Antrieb, theils um dem erhaltenen Befehle nachzukommen.

Ein Fenster der Villa öffnete sich, und ein sehr blasses Mädchen erschien auf der Terrasse. Sie war's, meine Göttin, mit ihrem ängstlichen, bleichen Gesichtchen, noch tausendmal schöner denn je.

Stimmen ließen sich hören:

„Eveline — Eveline — was hat es gegeben?" —

Zu gleicher Zeit erschienen noch zwei Personen auf der Terrasse: der Graukopf, den ich vor zwei Tagen durch meinen Tubus gesehen, und eine Dame in den besten Jahren von würdiger Haltung.

Ohne Zweifel waren es die Eltern des angebeteten Mädchens, dessen Name ich soeben vernommen.

Ich producirte meine Schwimmkünste und wandte mich der Küste zu, ermuntert durch die Familie Azzoli, welche mir im Chore zurief:

„Nach dieser Seite! zu uns! wir werden Ihnen gleich aufschließen lassen."

Auf dieses Anerbieten hatte ich gerechnet und sah nun mit großer Genugthuung, wie meine Voraussetzungen sich verwirklichten.

Ich kletterte am Ufer empor, nicht ohne mir dabei am Knie eine leichte Quetschung zuzuziehen, und gelangte bald an eine steinerne Treppe. Nachdem ich sie erstiegen, kam ich zu einem hölzernen Thor, das mir von einem Diener geöffnet wurde. Es bildete den Eingang zu einer Allee. Im Hintergrunde des etwa 30 Meter langen Laubgangs dämmerte die Fassade des Landhauses herüber.

* * *

Das Ehepaar Azzoli und die schöne Eveline kamen mir mit einer Herzlichkeit entgegen, welche ihrem liebenswürdigen Charakter Ehre machte. Sie boten mir alles Mögliche an: ich müßte mich erholen, die Kleider wechseln, etwas zu mir nehmen . . . Nur gut, daß ich ein tüchtiger Schwimmer sei, sonst hätte ein Unglück passiren können, da der Tollpatsch von Schiffsjunge, statt mir zu helfen, mit offenem Munde dagestanden sei.

„Wir sind etwa von derselben Statur", nahm Herr Azzoli das Wort, „nur daß ich als älterer Mann etwas voller bin. In jedem Fall werden Sie sich mit einem Anzug von mir behelfen. Aber treten Sie doch ganz ungenirt ein; das bischen Wasser richtet keinen Schaden an."

Ein eben dem Meere Entstiegener präsentirt sich mit seinen herabhängenden Haaren und triefenden Kleidern nicht gerade im günstigsten Lichte. In jenem Augenblicke jedoch dachte ich nicht daran. Ich bildete mir damals ein — wir reden ja von jener längst verflossenen Zeit — ein recht hübscher junger Mann zu sein, und war dabei voll Jugendübermuth. Ich betrachtete Eveline und segnete tausend und aber tausend Mal des Onkels Tubus, welcher sie mich hatte entdecken lassen, und noch viel mehr bewunderte ich sie, als ich es von meinem entfernten Beobachtungsposten aus gekonnt. Trotz aller Vorzüge hatte mir das treffliche Fernrohr den unaussprechlichen Liebreiz des Gesichts und das anmuthige Lächeln nicht ganz zeigen können. Ueberdies war es mir nicht möglich gewesen, mir ein Gesammtbild dieser feinen, poetischen Gestalt zu machen, zumal meine Angebetete stets hinter der Fensterbrüstung zur Hälfte verborgen gewesen war. Und sie — hatte sie vielleicht in mir jenen indiskreten Menschen erkannt, um dessentwillen sie genöthigt war, ihre gewohnte Vormittagsbeschäftigung zu ändern? Doch nein — das war nicht der Fall, wie ich später erfuhr. Aber ein unbestimmtes Gefühl ließ sie ahnen, ich möchte jener Jemand sein, und so betrachtete sie mich denn nur flüchtig und erröthend.

Mit geheimem Bangen dachte ich daran, meinen Namen nennen zu müssen, und an die Wirkung, welche diese Offenbarung hervorbringen werde.

Nur zu bald sollte mir hierzu Gelegenheit werden. Herr Azzoli sagte nämlich zu mir:

„Wir werden Sie gern im Wagen nach Hause geleiten; Sie sind doch aus der Stadt gekommen, nicht wahr?"

„Nein — nein — ich wohne nur etwa eine Viertelstunde von hier — und kann sehr wohl zu Fuß heimkehren."

„Wirklich?!" rief nun der Urheber meiner Angebeteten und musterte mich mit einem durchdringenden Blick. „Und mit wem habe ich eigentlich die Ehre?"

Nun gab's kein Zögern mehr.

„Demetrius Angelucci", gab ich zur Antwort, „Sohn Ihres Nachbars Angelucci."

Ueber Evelinens Wangen ergoß sich ein noch intensiveres Roth. Die Eltern aber konnten eine gewisse Ueberraschung nicht völlig unterdrücken, und ihre Mienen wurden sehr ernst. Herr Azzoli indessen, zu fein erzogen, um die Pflichten der Gastfreundschaft zu vergessen, faßte sich schnell wieder und sagte:

„Ich darf Sie jetzt nicht mit Gesprächen hinhalten." . . .

Dann fügte er zu dem harrenden Diener gewendet, hinzu:

„Geleite den Herrn in mein Zimmer, reiche ihm einen Anzug von mir, sei ihm beim Ankleiden behülflich und führe ihn dann hierher zurück."

* * *

Als ich verwirrt und voller Zweifel über die Schicklichkeit meines Unternehmens in den Salon zurückkehrte, fand ich den Hausherrn allein. Er erhob sich und nickte leicht mit dem Kopfe; dem Diener gab er ein Zeichen, sich zu entfernen, schenkte mir ein Glas Portwein ein und nöthigte mich, auf dem Sopha Platz zu nehmen. Dann von Neuem sich setzend, begann er:

„Sie sind also der Herr Demetrius Angelucci?"

„Zu dienen, mein Herr."

„In diesem Falle", fuhr Herr Azzoli fort, werden Sie jedenfalls auch den gewissen Jemand kennen, welcher von Ihrer Villa aus mit einer bewundernswerthen Beharrlichkeit ein colossales Fernrohr gegen das Fenster meiner Tochter Eveline zu richten pflegt."

Ich brachte es nicht über mich, es zu leugnen, und gestand, daß ich der Thäter sei.

„Das thut mir leid", erwiderte würdevoll mein Wirth, „zumal ich Ihnen eine Indiscretion vorwerfen muß, die mich zwang, das Zimmer meiner Tochter zu verlegen. — Sie wissen doch, daß es nicht hübsch ist, Andern in die Häuser hineinzuspähen".

Ich strengte mein Gehirn an, um eine passende Antwort zu finden. Doch Herr Azzoli ließ mir keine Zeit dazu und fuhr fort:

„So muß es Sie nicht wundern, wenn ich einen Verdacht hege. Es wird mich freuen, wenn sie denselben zerstreuen können. — War das kalte Bad von vorhin ein wirklicher und wahrhaftiger Unfall oder ein berechnetes Experiment, um die Aufmerksamkeit meiner Tochter wachzurufen und Ihnen Eintritt in unser Haus zu verschaffen?

Digitized by Google

Meine Verlegenheit war die beste Antwort. Ich konnte einmal nicht lügen.

„Ich sollte Ihnen dafür einen ernstlichen Verweis ertheilen", hub Herr Azzoli wieder mit der Feierlichkeit eines Richters an — „aber ich will mich daran erinnern, daß Sie mein Gast sind und einer allgemein geachteten Familie angehören. So beschränke ich mich darauf, Ihnen zu sagen, daß Ihre Handlungsweise dem Namen, den Sie tragen, keine Ehre macht."

Herr Azzoli erhob sich in der unzweifelhaften Absicht, mich zu verabschieden — doch so durfte und konnte ich nicht weggehen. Ich fiel daher sozusagen mit der Thür ins Haus. In den glühendsten Farben schilderte ich den unauslöschlichen Eindruck, den Fräulein Eveline's Schönheit in mir erzeugt, und ohne mein Benehmen zu vertheidigen, versicherte ich dem Herrn Papa ins Angesicht, wie ernsthaft meine Absichten gewesen seien. Wohl sei der gegenwärtige Augenblick übel gewählt, um von Heirathen zu reden — ich aber schwor, daß Eveline und keine Andere jemals die Meine werden würde, und zwar erklärte ich dies mit erhobener Stimme, nicht ohne die Hoffnung, von einer gewissen Jemand gehört zu werden.

„Brechen wir ab", sagte Herr Azzoli, nachdem er mich höflich um Mäßigung ersucht. „Ich kann Ihr Strohfeuer ebenso wenig ernst nehmen, als Ihre Eltern, wenn sie es wüßten. In Ihrem Alter denkt ein Mann auch nicht ans Heirathen, sondern ans Studium und daran, wie er sich eine Stellung im Leben schaffen will. Gefällt es Ihnen aber, mit Frauen Scherz zu treiben, so wählen sie solche aus, bei denen dergleichen erlaubt ist."

„Aber ich wiederhole Ihnen ja, daß ich durchaus nicht scherze", rief ich mit Ungestüm. „Ich schwöre Ihnen . . ."

„Genug, ich bitte Sie, Sie haben schon einmal geschworen."

„Und ich werde ein zweites und ein drittes Mal schwören", rief ich, mich in die Brust werfend. „Ich werde mir eine Stellung schaffen, die Liebe ihrer Eveline zu erringen suchen — und sie heirathen. — —"

„Aber, Herr Angelucci, beruhigen Sie sich doch —"

„Mein Name ist so ehrenwerth wie der Ihrige. Sie können mir Ihre Zustimmung nicht versagen, wenn Sie sehen werden, daß ich im Stande bin, Ihre Tochter glücklich zu machen."

Ich hatte Alles gesagt, was ich vorzubringen hatte, und willigte endlich ein, mich zu entfernen. Herr Azzoli geleitete mich mit diplomatischer Höflichkeit an den Ausgang und meinte dann nicht ohne eine gewisse Ironie:

„Ihre Kleider werde ich Ihnen im Laufe des Tages senden und zugleich die meinigen holen lassen." —

Jetzt erst bemerkte ich, daß ich in einem Rock, einer Weste und einem Paar Beinkleider herumschwankm, die für meine Verhältnisse viel zu weitläufig angelegt waren, und ich mußte mir gestehen, daß die Rolle, die ich eben gespielt, eher eine komische als eine heroische gewesen. Aber was hatte das zu bedeuten: verließ ich doch die Villa als ein ganz anderer Mensch. Noch nie zuvor hatte ich mich so selbstbewußt gefühlt, noch nie war ich so entschlossen, es mit dem Schicksal aufzunehmen.

* * *

Zu Hause schüttete ich meiner Mutter das Herz aus: ich hätte nun meinen Beruf gefunden, und zwar sei es nicht der, auf fernen Gewässern herumzufahren; mein Lebenszweck bestehe vielmehr darin, Eveline als Gattin heimzuführen, doch erst, wenn ich sie mir durch Studium und ausdauernde Arbeit verdient haben würde.

Hätte ich zu meinem Vater in dieser Weise gesprochen, würde er mir in's Gesicht gelacht haben; meine Mutter aber hörte mir ganz glückselig zu, im Innersten vergnügt, daß ich mir die Seemannsgedanken aus dem Kopf geschlagen, und überzeugt, daß ich, wenn ich mich nur mit Energie auf etwas verlege, bald der bedeutendste Mann meiner Zeit sein werde. So sind sie ja alle, die guten Mütter! — Wir kamen überein, dem Vater hinsichtlich Eveline's nichts mitzutheilen, wohl aber ihn zu überreden, mich noch ein weiteres Jahr die Universität besuchen zu lassen. Mit großer Mühe gelang der Plan, und der Kapitän fand bei seiner Rückkehr die Scene vollständig verändert. Erzürnt reiste er wieder ab und nahm alle seine Habseligkeiten mit sich fort. Auch den Tubus.

Ich that indessen das Menschenmögliche, und am Ende des Jahres galt ich, vielleicht auch dank dem Wohlwollen meiner Professoren, als der beste Student unserer Universität. Um kurz zu sein: der Ernst meines Vorsatzes konnte von Niemandem mehr in Zweifel gezogen werden, und als ich Herrn Azzoli schrieb, daß ich meinen Entschluß nicht geändert, kam er mir mit großer Bereitwilligkeit entgegen.

Die beiden Familien lernten sich gegenseitig kennen und schätzen, und ich zögerte nun nicht länger, mich mit Eveline zu verloben, welche ihrerseits, nebenbei gesagt, mich nicht verschmähte.

Als wir heiratheten, zählte ich fünfundzwanzig Jahre, sie neunzehn. Der Onkel, welchem meine Liebesgeschichte zu Ohren gekommen, söhnte sich mit uns aus und sandte mir als Hochzeitsgeschenk diesen Tubus, mittelst dessen ich meine Lebensbestimmung und meine Lebensgefährtin gefunden.

„Und nun" — schloß Angelucci — „lassen wir Eveline nicht allein, sie wird uns zum schwarzen Kaffe erwarten".

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Die große Glocke.

Lustspiel in vier Aufzügen von Oscar Blumenthal.

Auch dem neuen Stücke Blumenthal's liegt, wie dem „Probepfeil", eine These zu Grunde. „Ehemals", läßt der Verfasser eine Person seines Lustspiels ungefähr sagen, „wurde man durch Talent berühmt; heutzutage wird man es durch Majoritätsbeschluß, denn wir leben ja im parlamentarischen Zeitalter. Schreien, Lärmen, sich an den Strang der großen Glocke hängen — Bim-Bam! Bim-Bam! — daß den Leuten die Ohren gellen: damit zwingt man's. Und auf daß die große Glocke der Reclame recht volltönig in die Weite schalle, hat die Vorsehung einen Klöppel dazu geschaffen, der ausgiebiger und beweglicher ist als alle Werke von Menschenhand: die Frauenzunge." Das ist das Thema, — wie man sieht, kein neues. Vornehmlich Scribe, den sich Blumenthal überhaupt und mit Recht zum Muster genommen, hat es in seiner„ Camaraderie" („Gönnerschaften") behandelt. Blumenthal führt es in neuer und origineller Weise aus: würde sein Stück nicht da und dort in den derben Ton des modernen deutschen „Schwanks" verfallen, so könnte man es füglich den großen Sittenkomödien des Franzosen an die Seite stellen.

Eberhard Wilfried ist der Sohn eines berühmten Mannes. E will dem Vater, der ein großer Bildhauer gewesen, nachstreben und sich seines Namens würdig zeigen, aber die Natur hat ihn mit ihren Gaben nur bescheiden ausgestattet und ihm die wahre Künstlerschaft versagt. Die ganze Tragik des Epigonenthums, die Grillparzer in seinem Gedicht an Mozarts Sohn aufgerührt hat:

„Du bist die weinende Cypresse
An deines Vaters Monument" —

muß auch Eberhard durchleben. Freilich ist bei Beginn des Stückes noch Alles bestrebt, ihn über die Bescheidenheit seines Talents zu täuschen und mit egoistischer Schmeichelei und lügenhaftem Korybantenlärm zu umgeben. Warum sollte man auch dem vortrefflichen Jungen mit dem verehrungswürdigen Charakter wehe thun? „Il n'a point de talent, mais il aime tant sa mère!" Dies Wort einer französischen Posse trifft bei Eberhard buchstäblich zu. Und auch seine Mutter ist eine so herrliche Frau, daß kein Mensch ihr etwas zu Leide thun und sie gar aus ihren süßesten Illusionen reißen möchte. Nicht einmal ihr

Digitized by Google

alter, wackerer Freund, der kaustische Caricaturenzeichner Murner. Ja, dieser geht in seiner Gutmüthigkeit so weit, sich mit dem Bildhauer Theobald Vogt zu vereinigen, um das angebliche Genie Eberhard's an die große Glocke der Reclame zu hängen. Die wichtige Unterstützung der Oberglöcknerin Frau Consul Gundermann, in deren Salons die Berühmtheiten gemacht werden, soll ebenfalls für Eberhards Ruhm sorgen.

Die Stadt Bremen hat eine Concurrenz für einen monumentalen Brunnen ausgeschrieben, und die Entscheidung der Jury findet in diesen Tagen und sonderbarer Weise in Berlin statt, wo das Stück jedenfalls zu spielen scheint. Die Preisrichter sollen beeinflußt werden, die gesellschaftliche Reclame muß Eberhards stümperhaften Moses als einzig würdiges Modell proclamiren, und der gefährlichste Concurrent, eben der großmüthige Theobald, ist sogar bereit, sein eigenes Werk zurückzuziehen oder, da es hiefür zu spät ist, sich selbst für den Preis unmöglich zu machen. Doch rufen diese Intriguen auch eine Contremine hervor. Die junge Wittwe Baronin Erna von Solden, die Inhaberin eines mit dem Gundermann'schen rivalisirenden Salons, liebt den wahrhaft genialen Theobald und setzt Himmel und Erde in Bewegung, um ihn gegen seinen Willen krönen zu lassen, ihn berühmt, ja sogar unsterblich zu machen. Wie sie das eigentlich anfängt, wird nicht recht klar. Vorderhand sagt die pikante Dame ihrer Nebenbuhlerin allerlei Unverbindlichkeiten über ihr Alter und fällt bald darauf in eine ziemlich plumpe Falle. Der einflußreiche Professor Ludovici, dessen Stimme in dem Preisausschreiben ausschlaggebend ist, wird von der Partei Gundermann umworben, was durch ein Manöver mit einem anonymen Briefe, der ihn sehr in Harnisch bringt, bereits gelungen scheint. Die Baronin will ihn ebenfalls gewinnen. Ohne den Inhalt des Briefes zu kennen, ist sie unbesonnen genug, Theobald zu veranlassen, sich für den anonymen Schreiber auszugeben. Mit einer Bereitwilligkeit, die nur in der nach Blumenthals Versicherung durch und durch verlogenen Gesellschaft nichts Auffallendes hat, brüstet sich der Bildhauer mit seiner Autorschaft. Der Professor ist außer sich und schwört, Theobald werde den Preis niemals erhalten. Damit ist dieser sammt seinen Bundesgenossen sehr einverstanden, aber die düpirte Baronin fällt in Ohnmacht, denn nun ist ja eingetroffen, was sie gerade vereiteln wollte.

Im dritten Acte, wo sie ihre Revanche nehmen will, drängt sich eine neue Figur zu ihrer Hülfe in den Vordergrund. Blumenthal hat ihr einen etwas künstlich zugespitzten Charakter zurechtgelegt: sie ist das umgekehrte Aschenbrödel. Während die böse Stiefmutter im Märchen die verhaßte Tochter in Lumpen kleidet und an den Küchenheerd verbannt, läßt die Consulsgattin ihre leibliche Tochter, die naseweise, hohle Elly, in schlichter Mousseline und in bescheidenster Haltung, ganz Einfachheit und häusliche Tugend, einhergehen, indeß ihr für ihre Stieftochter Ottilie keine Robe zu prächtig, kein Vergnügen rauschend genug ist. Auf diese Weise erreicht die Frau Consul zweierlei: einmal kommt sie nicht in den Verdacht, eine böse Schwiegermutter zu sein, andererseits wird sie ihre eigene Tochter als zukünftige Muster-Hausfrau und -Gattin viel eher unter die Haube bringen. Unwahrscheinlich bleibt es nur, daß Ottilie, die charakterstarke, sich zu dieser Komödie hergiebt und ihre Rolle so virtuos durchführt, um blos insgeheim hier und da ihren Freunden zu verrathen, wie unglücklich sie diese „glänzende Lüge" macht. Ottilie liebt Eberhard, aber sie weiß, daß auch er ein ahnungsloses Opfer der Lüge ist, die ihr ganzes Leben vergiftet, daß sein Talent unbedeutend, sein Ruhm erschlichen ist, daß er einzig dem unwürdigsten Bim-Bam der großen Glocke den ersten Preis verdankt. Und sie nimmt es auf sich, ihm die Augen zu öffnen. Vielleicht hätte man dem Zufall besser dieses grausame Werk überlassen, indem Ottilie durch ihre Enthüllung noch unsympathischer erscheint; aber gerade diese charaktervolle Schonungslosigkeit steht der herben Jungfrau, wie Blumenthal sie zeichnen wollte, vortrefflich zu Gesicht. Recht hübsch ist es auch, daß diese grausame Liebesthat Ottilien den Muth giebt, auch ihrerseits mit der Lüge zu brechen. Während Eberhard den erschlichenen Lobeer von sich schleudert und der großen Kunst in richtiger Erkenntniß seiner Unzulänglichkeit Valet sagt, um als schlichter Kunsthandwerker sein ehrenvolles Auskommen zu finden, schlägt Ottilie die Hand eines gräflichen Freiers aus und verläßt das väterliche Haus. Dem vierten Act ist es vorbehalten, auch diese Disharmonie zu lösen. Der Consul, der sich bisher nur als richtiger Simpel erwiesen, verräth plötzlich eine unerwartete Schlauheit und Energie: er kommt durch einen Komödienkniff hinter das Herzensgeheimniß seiner Tochter und tritt zum erstenmal in seinem Leben seiner Frau gegenüber als ein Mann auf, indem er mit einem lakonischen „Erledigt" die Hände der Liebenden in einanderfügt. Selbstverständlich werden Theobald und die schöne Baronin ebenfalls ein Paar; daß es schon am Ende des dritten Aufzugs geschieht, erscheint in Anbetracht der dünnen Handlung des letzten Actes bedenklich verfrüht.

Schon aus dieser flüchtigen Inhaltsangabe geht hervor, daß Blumenthal die Handlung hier viel weniger einheitlich gestaltet hat als im „Probepfeil". Er setzt so viele Motive ein, daß es ihm gar nicht möglich ist, sie alle sorgfältig auszumünzen. Das Interesse wird zersplittert, und der Zuschauer weiß schließlich nicht mehr, worauf es eigentlich ankommt. Nach der ersten Hälfte des dritten Aufzuges ist die Haupthandlung zu Ende; die lange Liebesscene, die seinen Schluß bildet, ist ein hors d'oeuvre, freilich in ihrer Herzlichkeit ein angenehmes, und der vierte Act lebt nothdürftig von einem neu eingesetzten Motiv, das mit der großen Glocke nichts mehr gemein hat. Blumenthal erschöpft eben seine Combinationen nur so weit, als sie ihm Gelegenheit zu heiter wirkenden Effecten bieten. In diesem Bestreben kommt es ihm auch gar nicht darauf an, recht drastische Possenmittel zu verwenden, die schlecht zu dem vornehmen Stil seiner Komödie und deren ganz ernstem Kerne passen. Die wenig salonmäßige Art, wie sich respectable Herrschaften Grobheiten sagen, der unfeine zweite Actschluß mit der Ohnmacht, die den unfähigen Dr. med. Huschke zu dem Rufe nach einem Arzte veranlaßt, und die Beladung des störenden Consuls mit Tintenfaß, Mappe, Papier und Papierkorb, das sind Alles Posseningredienzien, von denen Blumenthal seinen „Probepfeil" viel besser reinzuhalten gewußt hat.

Sonst zeigt sich das keck zugreifende, lebendig gestaltende Talent auch hier überall. Er hat uns nicht die banale Liebeskomödie vorgesetzt, sondern frisch und muthig ein ernsthaftes, interessantes Thema gewählt mit wirklichen modernen Menschen und tiefgreifenden Conflicten. Sein Stück ist gefühlt, nicht nur gemacht. Dazu kommt ein leichter, gefälliger Dialog voll hübscher Bemerkungen und feiner und heiterer Pointen. Die Actschlüsse sind sämmtlich geschickt. Hat Blumenthal nichts Lustiges bei der Hand, so rettet er z. B. den gefährdeten dritten Act durch eine große Liebesscene, die Frau Niemann-Raabe und Herrn Kadelburg auf den Leib geschrieben ist. Und diese beiden Hülfsgenossen ließen ihn nicht im Stich. Weniger ausgiebig unterstützten ihn alle die übrigen Darsteller des Deutschen Theaters, mit Ausnahme des Herrn Friedmann, der in seinem eckigen, jovialen Murner wieder eine prächtige Bühnenfigur verkörpert hat. Der Erfolg war ein durchschlagender, zum Trotz der zahlreich versammelten Neider, deren Zischen von dem siegreichen Geläute der „Großen Glocke" und dem Beifall ihrer Freunde laut übertönt wurde. Z.

Notizen.

Glykerion. Eine pergamenische Novelle von Johannes Flach. (Tübingen, Osiander.) Mit dem Worte: I, fuge, sed poteras tutior esse domi (Geh', fliehe! aber sicherer wärest du doch zu Hause gewesen) entläßt der philologische Verfasser seine kleine Novelle in die Oeffentlichkeit. Er hat Recht! besser wäre sie zu Hause, im Pulte, geblieben. Er hat den Stoff für seine novellistische Leistung unter mehreren kleinen Liebesgeschichten gefunden, die auf dem letzten Blatte einer sonst werthlosen kirchlichen Handschrift des späten Mittelalters aufgezeichnet stehen. Ein sehr einfacher Stoff! Glykerion, ein pergamenisches Mädchen, gewinnt den Philologen Demetrios, mit dem sie die Dichter, besonders die Sappho, liest, leidenschaftlich lieb. Leider ist er schon verheirathet,

Digitized by Google

sie verlobt. Seine Bedenklichkeit — oder wir wollen sagen Rechtschaffenheit — gewinnt den Sieg über ihre Leidenschaftlichkeit. Sie trennen sich, und Glykerion heirathet ihren Verlobten. Aber ein späteres Wiedersehen mit Demetrios, das sie herbeizuführen weiß, macht in ihr nochmals jene Leidenschaftlichkeit rege, und sie endet durch Selbstmord. Auf jeden Fall war diese Geschichte in dem Texte, in dem sie der Verfasser vorfand, recht einfach, recht naiv erzählt. Aber was macht er daraus? Er wälzt Berge, damit dieses kleine Mäuschen hervorschlüpfen kann. Ganz Pergamum, Alexandria und die Insel Lesbos mit ihren Tempeln, Bibliotheken und herrlichen Landschaften, aller Hausrath der damaligen Zeit, alle Sitten und Gebräuche, alle großen Männer, die damals in jener Gegend lebten, werden von ihm hervorgeholt, um diese kleine Gestalt der Geschichte in ein großes bauschiges Gewand zu hüllen. Wir finden keinen Geschmack mehr an dieser antiken Detailmalerei, und empfingen von dem vorliegenden kleinen Buche nur den Eindruck der Langeweile und Stillosigkeit. Auch finden sich da und dort arge Schnitzer wie der folgende komische: „Er reichte ihr die Hand, die er herzlich drückte." O. B.

Drei englische Dichterinnen. Essays von H. Druskowitz. (Berlin, Rob. Oppenheim 1885.) Die Schriftstellerin Druskowitz hat sich schon durch ein Buch über Shelley bekannt gemacht. Der Vorwurf, der von manchen Seiten gegen jenes Buch erhoben wurde, daß es zu wenig auf Originaluntersuchungen beruhe, ist auch, wenigstens was das biographische Material betrifft, auf die vorliegenden drei Aufsätze zu beziehen, welche sich mit der schottischen Dramatikerin Joanna Baillie, mit der lyrischen englischen Dichterin Elisabeth Barret Browning und der Romanschriftstellerin George Elliot beschäftigen. Jedoch wiegt dieser Vorwurf nicht schwer gegenüber der übersichtlichen und durchaus sachgemäßen Analyse, welcher die größeren Werke dieser Dichterinnen unterzogen werden, und gegenüber der gefälligen und klaren Schreibweise, welche wohl viel dazu beitragen wird, die Schicksale und Werke der Besprochenen, von denen die erste in Deutschland wenig genannt sein dürfte, auch in weiteren Kreisen des lesenden Publikums bekannt zu machen. Auf jeden Fall ist der Zweck dieser Essays, ein übersichtliches Bild über jene drei bedeutenden Erscheinungen der „Victoria-Literatur" auch den weniger orientirten Lesern zu geben, vollständig erfüllt. Nicht so gelungen sind die beigefügten Uebersetzungs-Versuche. Stellen wie:

Ich hörte zwischen Casa Guidi und
Der Kirche letzte Nacht ein Kindlein singen:
O bella liberta, o bella! stets
Dieselben Töne, doch auf Tönen, die
Von solcher Höhe, daß ihr meintet, wenn
Solch' Vöglein u. s w., u. s. w.

geben Beweis davon, daß die Verfasserin mit der Behandlung des jambischen Versmaßes noch wenig vertraut ist. Auch die größeren übersetzten Stücke, wie: „Der Schrei der Kinder" von Mrs. Browning lesen sich nur hart und mühsam und geben den Zauber nicht wieder, der gerade in den Versen dieser Dichterin liegt.

Frau von Soldan. Erzählung von Leopold von Sacher-Masoch. (Leipzig, E. L. Morgenstern.) Ueber diese Geschichte läßt sich nicht viel mehr sagen, als daß sie alle Vorzüge und alle bekannten Geschmacklosigkeiten der Sacher-Masochschen Erzählungskunst enthält. Da Sacher-Masoch nicht mehr in dem Alter steht, wo man hoffen darf, er werde sich seine literarischen Unarten abgewöhnen und seiner Manier entsagen, so braucht man von seinen Büchern nichts Neues mehr zu erwarten. Dieser Roman spielt natürlich in den Lieblingsgegenden des Verfassers, in jenem Halb-Asien, nach dessen Sitten und Gewohnheiten er merkwürdigerweise deutsche Verhältnisse zu beurtheilen pflegt. Die Geschichte ist flott und anschaulich erzählt und bringt eine Fülle von originellen Gestalten, ohne daß die letzteren gerade sympathischer Art wären. Selbst die Heldin ist dies nicht, so gern der Verfasser es uns glauben lassen möchte. Ihr Benehmen ist eben oft — z. B. gegen den unbequemen Liebhaber — für deutsche Anschauungen zu — halbasiatisch. Auch ihr Gatte, dessen Verhältniß zu der Heldin in so idealem Lichte erscheinen soll, ist nicht viel mehr als ein Gimpel, und daß Sacher-Masoch ihn sich noch gar in eine Milchschüssel setzen läßt, ist doch etwas stark für diesen Gatten, dessen revolverbewaffnete Frau nur ihn und ihn so schwärmerisch liebt. Daß alle Damen des Buches Pelze tragen, und zwar jede verschiedene Arten von Pelzwerk, daß dies genau beschrieben und nie vergessen wird, das Anziehen der Pelzjacken und das dadurch verursachte Geräusch möglichst anschaulich zu schildern, versteht sich von selbst. Was wäre eine Geschichte von Sacher-Masoch ohne Pelze? T—n.

Dramatischer Nachlaß von J. M. R. Lenz. Zum ersten Male herausgegeben und eingeleitet von Karl Weinhold (Frankfurt a. M. Liter. Anstalt.)

Die literarhistorische Detailarbeit, welcher ganz besonders unsere letzte große Literaturepoche jetzt unterzogen wird, hat in diesem Buche wieder ein neues Werk geliefert. Man hat diesmal die Schublade des unglücklichen Lenz, des Sturm- und Drang-Genossen des jungen Goethe, vor uns ausgeschüttet, und eine Masse von Papierschnitzeln flattern um uns herum. Der Sammler derselben war Jegor von Sivers, gesichtet und geordnet wurden sie von ihm und von Rudolf Köpke, herausgegeben und eingeleitet von Karl Weinhold, welch letzterer außerdem eine zusammenhängende Bearbeitung des Lenz'schen Lebens und Dichtens in Aussicht stellt. Des dichterisch Werthvollen ist wenig in diesem dramatischen Nachlasse zu finden. Wie könnte auch aus diesen Fetzen und Fragmenten sich ein Kunstwerk noch herausschälen lassen? Einige kräftige Scenen, die das dramatische Talent des unglücklichen Dichters, welches übrigens in seinen vollendeten, bisher schon bekannten Werken viel glänzender hervortritt, deutlich erkennen lassen, das ist Alles. Zu diesen Scenen rechnen wir die drei „Magisterscenen" und die Anläufe zu der religiösen oder auch künstlerischen Tragödie: „Katharina von Siena", welche letztere, so verwirrt sie im Ganzen sein mögen, an manchen Stellen — oft sind es nur einzelne Zeilen oder ganz kurze Scenen, wie die meisterhafte C. 12 — das Aufblitzen des Genies erkennen lassen. Ferner rechnen wir hierzu die kurze, aber äußerst lebendige Scene aus einer wohl nicht weiter in Angriff genommenen Tragödie: „Cato." Aber desto mehr Werthvolles bietet dieser Nachlaß für den literarhistorischen Curiositätensammler. Da finden sich zunächst, außer den Vorarbeiten zu seinen „Lustspielen nach dem Plautus", Fragmente, welche — wie „Die Laube" — über Lenzens unglückliche Liebe zu Henriette von Waldner, oder — wie „Die alte Jungfer" — über seine Berührungen mit Sophie de la Roche, oder — wie „Der tugendhafte Taugenichts" — über seine Beschäftigung mit demselben ursprünglich Schubart'schen Sujet, welches Schiller's „Räubern" zugrunde liegt, einigen neuen Aufschluß zu geben vermögen. Ferner ersehen wir aus dem Fragment: „Zum Weinen oder weil Ihr's so haben wollt" in höchst interessanter Weise Lenzens eigentliche Grundstimmung gegen Goethe, dessen Liebe zu Friederike Brion in dieser Skizze Verwendung findet. Und schließlich bietet uns der Nachlaß manche merkwürdigen Ergänzungen zu den schon bekannten Werken des Dichters, so z. B. die ursprüngliche Schlußscene zu den „Soldaten", den für eine spätere Bearbeitung in Aussicht genommenen Schluß zum „Neuen Mendoza" und vor Allem eine Scene aus den gänzlich verloren gegangenen „Wolken", jenem Spottspiel gegen Wieland, welches Lenz aus dem schon begonnenen Drucke zurückzog, als er im Frühjahr 1776 nach Weimar reiste. Die sehr genauen und gediegenen Einleitungen Weinhold's zu den einzelnen Fragmenten werden wohl auch für das große Lesepublikum diesen „dramatischen Nachlaß" werthvoller machen, als er an und für sich für dasselbe sein dürfte. B—e.

Digitized by Google

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Dahl, Tizian, Canova, Rubens,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Bei **Duncker & Humblot** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Rodbertus,

der Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus.
Eine sozial-ökonomische Studie von
Dr. Georg Adler.
gr. 8. Preis 1 Mark 80 Pf.

Bei **Th. Grieben's Verlag** (L. Fernau) in **Leipzig** ist erschienen:

Das Kind
in Brauch und Sitte der Völker.
Anthropologische Studien
von Dr. med. **H. Ploss.**
Zweite stark vermehrte Auflage.
2 Bände. Preis 12 Mark, eleg. geb. 15 Mark.

Verlag von **Andr. Fred. Höst & Sohn, Kopenhagen.**

KLÖPPELBUCH.

Eine Anleitung
zum Selbsterlernen des Klöppelns
von
SARA RASMUSSEN,
Mitarbeiterin des „Bazar".
Mit 10 Lichtdrucktafeln u. zahlr. Holzschn.
Preis 9 *M.*, in eleg. Mappe 15 *M.*

Bücher-Ankauf.

Bibliotheken und einzeln zu höchsten Preisen. Meine Lagercataloge liefere für 30 Pf. franco.

L. Glogau Sohn, Hamburg, Burstah.

In meinem Verlage ist heute erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Jean-Jacques Rousseau
als Musiker.
Von **Albert Jansen.**
Preis 10 Mark.
Berlin, 1. October 1884.
Georg Reimer.

Georg Weiss, Verlag in Heidelberg.
Vor Kurzem erschien:

O. Plümacher,
Der Pessimismus in Vergangenheit u. Gegenwart.
Geschichtliches und Kritisches.
Preis 7 Mk. 20 Pf.

Wir erlauben uns auf die eingehende Besprechung dieser Schrift in No. 40 der Gegenwart zu verweisen. („Zur Geschichte des Pessimismus" von Ed. von Hartmann.)

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Reisen in Tibet und am Gelben Flusse
in den Jahren 1879 bis 1880.
Von **N. von Prschewalski.**
In deutscher Bearbeitung von **Baron E. von Stein-Nordheim.**
Mit zahlreichen Illustrationen und einer Karte in Farbendruck.
Ein Band von 18 Bogen gr. 8°. 8 Mark. Elegant gebunden 10 Mark.

In der hier angekündigten Reise, welche einen höchst werthvollen Beitrag zur geographischen Literatur Ostasiens bildet, hat Prschewalski sein Hauptaugenmerk auf die Erforschung des **Hochplateaus von Tibet** und des oberen Laufes des **Gelben Flusses** gerichtet.
Der Autor besuchte größtentheils völlig **neue**, noch **unerforschte Gebiete** und bringt sein Werk die **ersten**, auf **eigener Beobachtung** beruhenden speciellen Nachrichten über das **Tanla-Gebirge**, dessen hohe Bedeutung als eine der Hauptwasserscheiden **Innerasiens** gerade in geographischer Beziehung die besondere Aufmerksamkeit verdient.

Bisheriger Absatz beider Werke: 21,000 Exemplare.

Soeben wurden in 8. **Auflage** ausgegeben:
Buchholzens in Italien von Julius Stinde.
Geheftet 3 Mk., prachtvoll gebunden 4 Mk. 50 Pf.
Die Familie Buchholz von Julius Stinde.
Geheftet 3 Mk., prachtvoll gebunden 4 Mk. 50 Pf.
Vorräthig in allen Buchhandlungen!

Hochwichtiges Reisewerk
aus dem Verlage von Hermann Costenoble in Jena.

Das Kaiserreich Ostindien
und die angrenzenden Gebirgsländer.
Nach den Reisen der Brüder **Schlagintweit**
und anderer neuerer Forscher dargestellt.
Von **W. Werner.**
Mit 12 Landschaften in Tondruck und zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten.
Ein starker Band von 40 Bogen gr. 8.° Preis 11 Mark, gebunden 13 Mark.

In **anregender, volksthümlicher** Weise und von sachkundiger Hand geschrieben, soll dieses Werk, welches sich als **billige Volksausgabe** an alle Wissensdurstige wendet und dem als Grundlage das Hauptreisewerk der Brüder Schlagintweit und anderer neuerer Forscher diente, **weitgehende Kenntnisse** über das Zauberland verbreiten helfen. Es soll zugleich auch **der Jugend** einen reichen Schatz gediegener Lektüre liefern und ist bestimmt, in **allen Volks- und Jugend-Bibliotheken** Eingang zu finden.

Der
Liebe Müh' umsonst.
Drei Novellen von
Julius v. d. Traun.
Vornehme Ausstattung (Prochaska's „Salon-Bibliothek") brosch. M. 5.50, geb. M. 4.—.
Neu!] [Im Buchhandel!

Soeben erschien:

Geschichte der Deutschen Volkspoesie
seit dem Ausgange des Mittelalters
bis auf die Gegenwart.
In ihren Grundzügen dargestellt von
Dr. F. H. Otto Weddigen.
8. XVI u. 360 S. M. 6.—

Die „Europa" sagt in einer längeren Besprechung: „Der auch auf dem Gebiete der Litteraturgeschichte rühmlichst bekannte Verfasser hat mit obigem Werke eine längst gefühlte Lücke glücklich ausgefüllt, indem er zuerst den Versuch einer systematischen Darstellung der Deutschen Volkspoesie machte. Der Versuch ist ihm wohl gelungen."
Verlag von **Georg D. W. Callwey i. München.**

Gratis und franco versenden:

Katalog No. 187.

Seltenheiten. Alte Drucke. Kunst. Holzschnittwerke. Musik. Portraitwerke. Trachten. Grössere und kostbare Werke aus allen Wissenschaften. 1533 Nummern.

Breslau, 16—18 Schweidnitzerstr.
Schletter'sche Buchhandlung.
Franck & Weigert.

Verlag von **Otto Meissner** in **Hamburg:**

Das Kapital.
Kritik der politischen Oekonomie
von
Karl Marx.
Dritte vermehrte Auflage. Preis: 9 *M.*

Eine renommirte Verlagsbuchhandlung **sucht gute Novellen, Romane und wissenschaftliche Werke** (Medicin, Naturwissenschaften, Technologie, Nationalökonomie) unter **vortheilhaften Bedingungen** zu erwerben.
Offerten sub **T. G.** durch die Expedition der „Gegenwart" erbeten.

Hierzu eine Beilage der Rieger'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Redaction und Expedition, Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **W. Büxenstein** in **Berlin.**

Digitized by Google

№ 43. Berlin, den 25. October 1884. Band XXVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Zukunft des Reichsgerichts. Von Albert Westerburg, Mitglied des Abgeordnetenhauses. — Finsterniß und Licht. Glossen zur jüngsten Mondfinsterniß. Von M. Wilhelm Meyer. — **Literatur und Kunst:** Petöfi-Reliquien. Von Adolph Kohut. — Eine philosophische Dichtung in Prosa. Besprochen von Oskar Bulley. — Die Jugend Michelet's. Von Arthur Mennell. — **Feuilleton:** Der Roman des Telegraphen. Von Karl von Schlözer — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Verirrungen. Schauspiel von Joseph Trieb. Von Z. — Gurlitt's Herbstausstellung. Von A. L. — Notizen. — Inserate.

Die Zukunft des Reichsgerichts.

Von Albert Westerburg, Mitglied des Abgeordnetenhauses.

Die Kölnische Zeitung hat vor Kurzem dem Reichsgericht zu seinem fünften Geburtstage ein Lied gesungen, das nichts weniger als ein Loblied war. Nach dem Leitartikel des rheinischen Blattes hat das höchste Gericht der deutschen Nation zum mindesten die Erwartungen unerfüllt gelassen, die man an seine Entstehung knüpfte. Wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wird sogar ein noch viel härteres Urtheil in dem Artikel ausgedrückt finden. Freilich aber nur zwischen den Zeilen. Denn der Verfasser, welcher mit großer Sachkunde offenbar eine intime Personenkenntniß vereinigt, bewegt sich in vielen Windungen, Distinctionen und Restrictionen und giebt sich überall den Anschein, als wenn er den gegen das Reichsgericht laut gewordenen Tadel nur deshalb anführe und bis zu einem gewissen Grade als berechtigt anerkenne, um ihn auf ein gewisses Maß zurückführen zu können. Dergleichen Angriffe in Form einer nicht begehrten Vertheidigung sind allerdings die gefährlichsten, und wer von ihnen betroffen wird, mag leicht geneigt sein, hinter dem Schafspelz einen Wolf zu suchen. Jedoch mit Vermuthungen kann man irre gehen, und die freundlichen oder feindlichen Gesinnungen eines Kritikers gehören nicht zur Sache, sie sind, wie die Gedanken nach einem alten Sprichworte, zollfrei. Anzuerkennen bleibt jedenfalls, daß sich auch der höchste Areopag des deutschen Reichs eine Kritik seiner Existenz und seiner Wirksamkeit nicht blos im Einzelnen, sondern auch im Ganzen gefallen lassen muß, mag jene Kritik nun günstig oder mag sie absprechend ausfallen.

Der gegenwärtige Aufsatz will indessen weder für das Reichsgericht noch für den Kritiker der Kölnischen Zeitung Partei ergreifen. Er lehnt es vielmehr ab, zu gegenwärtiger Zeit in irgend eine Kritik der Gesammtthätigkeit des Reichsgerichts einzutreten. Unseres Dafürhaltens kann man nach erst fünf Jahren des Bestehens noch kein Urtheil über einen Gerichtshof aussprechen, an welchen mit Recht die höchsten Anforderungen gestellt werden, der aber auch andererseits mit überaus großen, in der Rechtsgeschichte fast einzigen Schwierigkeiten in die Welt getreten ist. Nicht nur ein abschließendes, sondern auch jedes nur provisorische Urtheil wäre heute noch eine Ungerechtigkeit, möchte die Censur nun gut oder schlecht ausfallen.

Wir unsererseits wollen im allgemeinen Interesse wie im Interesse des Reichsgerichts selbst nur drei Punkte hervorheben, deren sachliche Erörterung ein abfälliges Urtheil über die bisherige Thätigkeit des Reichsgerichts weder voraussetzt noch gar verstecken soll, die aber für die zukünftige Entwickelung des obersten Gerichtshofs allerdings von wesentlicher Bedeutung sein werden.

Der eine Punkt ist auch schon in dem Aufsatze der Kölnischen Zeitung erwähnt. Er betrifft die Personenfrage. Die Qualification eines Gerichtshofs hängt selbstverständlich überall und zu allen Zeiten von der Qualification seiner Mitglieder ab. Darüber ist nicht zu streiten. Ohne uns nun das directe oder versteckte Urtheil der Kölnischen Zeitung über das bisherige Personal des Reichsgerichts im Entferntesten anzueignen, müssen wir allerdings eingestehen, daß uns der sachliche Tadel des rheinischen Blattes über die Art und Weise der Berufung zum Amt als Reichsrichter durchaus zutreffend erscheint. „Der deutsche Föderalismus bringt es mit sich, daß nicht Stellen deutscher Reichsrichter sich erledigen und Ersatz verlangen, sondern preußische, bayerische, sächsische Stellen. Der Ersatz kann also auch nicht im deutschen Reiche gesucht werden, sondern im Einzelstaate. Es kann nicht gefragt werden, nach welcher Richtung bedarf das Reichsgericht neuer Kräfte und wer in Deutschland ist hierzu der passendste Mann, sondern die Landesjustizverwaltung, für welche die Lücke entstanden ist, welche aber nur höchst mittelbar das Bedürfniß zu erkennen in der Lage ist, schlägt einen Mann vor, den sie befördern möchte und der die Stelle anzunehmen bereit ist; der Bundesrath wird aber nur in seltenen Fällen den Vorschlag ablehnen. Der Schluß ergiebt sich von selbst.“ Unseres Erachtens sollten die Mitglieder des deutschen Reichsgerichts nicht in dieser Weise, sondern unmittelbar durch die Reichsjustizverwaltung aus den besten Juristen des Reiches berufen werden. Es würde dann ganz einerlei sein, ob der zu Berufende Preuße, Württemberger oder Hanseat ist, sowie ob er in seinem Heimathsstaate die hierarchische Leiter der Büreaukratie schon so hoch erklommen hat, daß die Beförderung zum Reichsgerichtsrath nicht als zu starker Sprung erscheint, oder ob aus irgend welchen Gründen der Prophet in seinem Vaterlande nicht geehrt worden ist. Auf Anciennetät und hierarchische Abstufung wird ja sonst im Beamtenstaate mit Recht alle Rücksicht genommen, aber gerade hier, wo es sich um die Heranziehung der auserlesensten Köpfe handeln muß, wäre eine Ausnahme zu machen. Das war auch wohl die Auffassung des deutschen Gerichtsverfassungsgesetzes, wenn es in § 127, Abs. 2 keine weiteren Voraussetzungen für die Ernennung zum Mitgliede des Reichsgerichts aufstellt, als daß der Betreffende die Fähigkeit zum Richteramt (unterster Instanz) in einem Bundesstaate erlangt und das fünfunddreißigste Lebensjahr vollendet hat. Vielleicht wäre es noch richtiger gewesen, statt des doch nicht praktischen Anfangsjahres von 35 Jahren ein Alter zu setzen, das

Digitized by Google

Candidat nicht überschritten haben darf, im Uebrigen ist die Bestimmung des Gerichtsverfassungsgesetzes gewiß nur zu billigen, weil sie in ihrer Beschränkung der Reichsjustizverwaltung die freieste Hand läßt. Wollte diese aber die Praxis einführen, vor jeder Ernennung erst das Reichsgerichtspräsidium (nicht blos den Präsidenten) gutachtlich zu hören, — ähnlich wie bei Vacanzen in Universitätsfacultäten — so würde gegen diese freiwillige Selbstbeschränkung gewiß Niemand etwas zu erinnern haben.

Der zweite Punkt betrifft die Strafsenate des Reichsgerichts. Es läßt sich nicht verkennen, daß die Strafsachen einen viel zu hohen Procentsatz der vom Reichsgericht zu erledigenden Geschäfte ausmachen. Neben den fünf Civilsenaten fungirten von Anfang an drei und bestehen gegenwärtig sogar schon vier Strafsenate, welche zudem notorischer Weise noch mit Geschäften überlastet sind. Die Behauptung wird richtig sein, daß die Aussicht, erst mehrere Jahre in einem Strafsenat zubringen zu müssen, manchen hervorragenden Rechtsgelehrten von der Annahme einer Reichsgerichtsrathsstelle abschrecken mag. Dies um so mehr, als die Mitglieder der Oberlandesgerichte und die Landgerichtspräsidenten, zwei Kategorien, aus denen sich vorzugsweise das Reichsgericht zu rekrutiren pflegt, regelmäßig fast gar nicht in Strafsachen zu arbeiten gewohnt sind. Darf man übrigens auch nicht der despectirlichen Betrachtungsweise zustimmen, welche viele Civilisten für Strafsachen haben — manche halten Strafrecht und Strafproceß kaum für wissenschaftliche Jurisprudenz —, so läßt sich doch nicht verkennen, daß wissenschaftlich, wie auch vom Standpunkt der realen Interessen aus betrachtet, das Schwergewicht des höchsten Gerichtshofes in der Civilrechtsprechung liegen muß. Auf letztere muß aber, selbst bei der besten Zusammensetzung des Gerichts, das Ueberwuchern der Strafpraxis allerdings lähmend einwirken. Eine Besserung wird auch hier durch eine Aenderung des Systems der Rechtsmittel in Strafsachen, speciell durch die Wiedereinführung der Berufung, herbeigeführt werden. Jetzt, wo gegen die Urtheile der Strafkammern keine Apellation, sondern regelmäßig nur die Revision wegen Gesetzesverletzung direct an das Reichsgericht gegeben ist, wird von diesem letzteren Rechtsmittel in den meisten Fällen nur deshalb Gebrauch gemacht, weil es kein anderes Rechtsmittel giebt; nicht weil das Gesetz verletzt ist, wird die Revision eingelegt, sondern weil die Revision die ultima spes ist, wird sie auf's Geradewohl geltend gemacht und hinterher dann zu ihrer Begründung nach einer Gesetzesverletzung gesucht. Das Reichsgericht muß sich aber der mühevollen Arbeit des Revidirens unterziehen, mag sich auch das Rechtsmittel nachher als noch so unbegründet herausstellen. Die Wiedereinführung der Berufung gegen die Urtheile der Strafkammer — event. wenigstens eine andere Organisation des Instanzenzugs, wodurch der erheblichere Theil der Strafsachen erst die Mittelstufe des Oberlandesgerichts passiren muß — ist daher auch für die Zukunft des Reichsgerichts geradezu eine Lebensfrage, und es ist auffallend, daß die Verfechter der Berufung dieses Argument nicht mehr, als bisher geschehen, für sich geltend gemacht haben.

Ein Drittes betrifft die Vertheilung der Geschäfte unter die Civilsenate. Bekanntlich existirt in Deutschland zur Zeit noch keine Einheit des Civilrechts, sondern es bestehen im Großen und Ganzen drei Rechtssysteme, das gemeine Recht, das preußische Landrecht und das rheinisch-französische Recht. Das Reichsgericht hat nun bisher die Sachen nach diesem ihren Ursprung in gemeinrechtliche, französischrechtliche, preußische Senate vertheilt. Wir haben diese Zerreißung der Einheit des höchsten Gerichts von Anfang an nicht billigen können und stehen nicht an, dieser unserer Ueberzeugung auch hier Ausdruck zu geben. Der Vorgänger des Reichsgerichts, das Reichsoberhandelsgericht, dessen Rechtsprechung mit Fug als eine ausgezeichnete gepriesen wurde und das sich unbestrittenermaßen das allergroßartigste Verdienst um die Entwickelung des deutschen Rechts erworben hat, erzielte gerade dadurch so eminente Erfolge, daß es die entgegengesetzte Methode anwandte. Dort wurde die Sache nicht nach Rechtsprovinzen, sondern nach Materien vertheilt, in demselben Senate saßen Richter aus den verschiedensten Rechtsgebieten, Juristen mit gemeinrechtlicher, landrechtlicher oder französisch rechtlicher Vorbildung und urtheilten gemeinsam über eine Frage bald des preußischen Landrechts, bald des römischen, französischen oder Reichsrechts. Dadurch kamen neue Anschauungen und neue Ideen, frisches Blut und frisches Leben in die Rechtsprechung; altüberkommene Ansichten wurden von neuem geprüft und entweder aufgegeben oder gewannen einen erneuten, gefestigten Boden; der den Gerichtshöfen aller Zeiten und Orten so gefährlichen Ueberschätzung der „feststehenden Praxis" wurde entgegengearbeitet; Selbstkritik und Abklärung der gewohnten Ueberzeugung wurden stetig angebahnt. Daraus mußte dann in der That jene Weisheit und jene Voraussetzungslosigkeit des juristischen Denkens resultiren, welche die meist auf rechtsvergleichendem Boden erwachsenen unvergleichlichen Urtheilsgründe des Reichsoberhandelsgerichts auszeichnet. „Wer fremde Sprachen nicht kennt, weiß Nichts von seiner eigenen" sagt Goethe. Ganz dasselbe gilt auch für die Jurisprudenz, und die praktische Nutzanwendung ergiebt sich hiernach von selbst. Auch steht es nach unserm Geschmacke dem obersten Gerichtshofe einer Nation, die legislativ wie wissenschaftlich immer mehr der Rechtseinheit zustrebt, wohl an, wenn er gleichsam vorauseilend diese Rechtseinheit praktisch vorbereitet.

Wenn wir durch vorstehende Rathschläge der Entwickelung des deutschen Reichsgerichts zu Hülfe zu kommen suchen, so wollen wir über dem erstrebten Besseren das besessene Gute nicht verkennen. Alles gute Ding muß Weile haben. Und so wollen wir uns denn durch unsere Wünsche für die Zukunft die Freude an dem gegenwärtigen Besitze des theueren nationalen Kleinodes nicht trüben lassen.

Finsterniß und Licht.

Glossen zur jüngsten Mondfinsterniß.

Von M. Wilhelm Meyer.

An der Carrière, welche die Mondfinsternisse von Anfang der menschenbevölkerten Welt bis auf unsere Tage gemacht haben, erkennt man in recht charakteristischer Weise die Fortschritte, welche unsere Intelligenz auf dem Gebiete der Naturanschauung und -Erklärung aufzuweisen hat. Die Finsternisse überhaupt, Mond- und Sonnenfinsternisse sind es jedenfalls gewesen, welche in Urzeiten, als eben der Mensch anfing, sich über das Thier zu erheben, den ersten lebhaften Anstoß zur Beobachtung der Natur, zum Nachdenken über die Ereignisse in derselben gegeben haben, und durch die Erweckung einestheils jener Empfindung von Furcht, sobald sich plötzlich das Tagesgestirn verdunkelte, andererseits von Dankbarkeit, wenn seine Strahlen bald darauf wieder segenbringend hervortraten, die erste heiße Bewegung der aufwachenden Seele, die erste Idee von einer herrschenden Gottheit, von einer Religion im weitesten Sinne des Wortes hervorzauberte. Die Sonne war der erste Regent in der Dynastie der Götter und der Mond der erste größeste Vasallenfürst, dem das Regiment über das Reich der Nacht anvertraut war. Vordem hatten die Menschen so in den Tag hineingelebt und sich nicht weiter darum gekümmert, wem sie die Wohlthaten zu danken hatten, welche sie gedankenlos genossen wie die Thiere. Da plötzlich verfinsterte sich die Sonne hoch am wolkenlosen Himmel. Man sah, wie ein schwarzes Ungethüm seine Zähne in die strahlende Scheibe eingrub und Stück für Stück von ihr abbiß. Es dunkelte immer schwerer herab. Endlich war die Sonne von einem schwarzen Wesen, das aus der Unsichtbarkeit, aus dem Nichts plötzlich hervorgetreten war, ganz verhüllt. Rothe Flammen sah man wie von einem verglimmenden Feuer über dem finsteren Körper emporschlagen, der die Strahlenkrone der Herrscherin mit frecher Hand geraubt und sich auf's Haupt gesetzt hatte.

Der einschneidende Schmerz, welcher in diesem Augenblicke durch die Natur zuckt, ist ein so allgemein empfundener, daß er das unvernünftige Thier und den Astronomen in Mitleidenschaft zieht. Die Thiere verkriechen sich ängstlich, während Schlafenszeit doch noch nicht herangekommen ist, die

Digitized by Google

Blumen schließen ihre Kelche, die ganze Natur scheint zu ermatten wie ein schönes, üppiges Weib, das plötzlich einer Ohnmacht erliegt. Die Phantasie thut das Ihrige, um den Eindruck zu erhöhen, und diese scheint selbst die schärfsten Denker in diesem Augenblick zu verwirren. So erzählt Airy, ehemals Chef der Astronomen in England, daß er bei einer solchen Gelegenheit den Eindruck empfing, als falle plötzlich eine große dunkle Masse vom Monde her mit ungeheuerer Geschwindigkeit auf ihn zu. Wenn also auch der Eindruck der totalen Finsterniß seinen Gleichmuth vielleicht nicht erschüttert haben würde, so bewirkte doch das plötzlich auftretende Phantasiegebilde, welches jedenfalls nur durch einen sehr geringfügigen Nebenumstand hervorgerufen wurde, daß die allgemeine Empfindung von Beklemmung und Furcht sich auch auf ihn übertrug.

Als die ersten Menschen diese finstere Erscheinung gesehen hatten, wurden ihre Gedanken zum ersten Male darauf hingewiesen, daß ihre Existenz in tausendfacher Beziehung von der Sonne, das heißt von etwas Ueberirdischem, Unbegreifbarem und Unbegreiflichem abhängt, daß aber auch neben diesem Könige des Lichtes ein unsichtbarer Fürst der Finsterniß Macht besitzen müsse über die Geschehnisse in der Natur, welcher ein Feind der vergötterten, segenbringenden Sonne also auch ein Feind der Menschheit ist. Er schleicht heimtückisch und ungesehen umher, und plötzlich, im unerwartetsten Augenblick, packt er die Sonne hinterlistig an: Es entsteht ein furchtbarer Kampf des Lichtes mit der Finsterniß, der die ganze Natur in Furcht versetzt, und der schwarze Fürst siegt, wenn auch nur für einen kurzen Moment.

Nun galt es, sich gegen die Wuth des schwarzen Fürsten zu sichern, wenn es möglich war. Was konnte man da aber thun? Mit Speer und Schild wie gegen einen menschlichen Feind war hier nichts auszurichten, und ein geschleuderter Stein rollte matt wieder in den Sand zurück. Da erinnerte man sich, daß, wenn im Streite mit Menschen der Körper erlahmt, oft das flehend hervorgestammelte Wort, die Bitte um das Leben erfolgreich gewesen war. Das blieb hier das einzige Mittel, auf die beiden unantastbaren Fürsten dort in der Höhe vielleicht bestimmend, erlösend einzuwirken. Das Gebet entstand, und jene über der rohen Körperkraft stehende Gewalt, die vom Geist zum Geiste strömt, regte sich nun zuerst im menschgewordenen Wesen.

Das Gebet wirkte mächtig. Der Fürst der Finsterniß zog sich langsam wieder in sein unsichtbares Reich zurück; die Sonnenstrahlen brachen wieder hervor und brachten Licht und Wärme und Leben in die aufathmende Natur zurück. Das alles war für die Menschen der Erfolg ihres brünstigen Gebetes gewesen, welches sie zitternd der Sonne und der Finsterniß auf ihren Knieen dargebracht hatten. So läßt sich das erste Aufkeimen religiöser Empfindungen psychologisch gar nicht einfacher erklären, als durch den Eindruck, welchen eine totale Sonnenfinsterniß auf die ersten Regungen der Seele machen mußte, und man darf deshalb wohl behaupten, daß die beobachtende Astronomie, mit der Aufzeichnung der ersten Finsterniß beginnend, ein Zwillingskind der Religion war, mit ihr zugleich auf die Welt gekommen ist.

Die ersten Priester waren auch zugleich die ersten Astronomen. Sie notirten zunächst, soweit es überhaupt die niedere Culturstufe erlaubte, auf welcher sie standen, wann diese schrecklichen Ereignisse stattgefunden hatten: Astronomische Annalen wurden gegründet, welche später die Grundlage für einen ausgebildeten Religions-Cultus werden mußten. Man hatte bald darauf auch bemerkt, daß der bleiche Bruder der Sonne, der nachtwandelnde Mond, zuweilen von einem ganz ähnlichen Geschicke ereilt wurde, wie der strahlende Regent des Tages: auch er wurde zuweilen verfinstert. Wenn er eben in seinem schönsten Lichte voll erglänzte, nahte sich wieder dasselbe Ungeheuer, welches die Sonne anzugreifen gewagt hatte, und warf einen düstern Schatten über das schöne Gestirn, daß es roth am Himmel hing, wie vom Blute überströmt, welches im schrecklichen Kampfe mit dem Ungeheuer vergossen war. Der Eindruck, welchen eine Mondfinsterniß, namentlich auf die phantasiereichen orientalischen Völkerschaften, machte, wird kaum minder groß gewesen sein, als der einer Sonnenfinsterniß, namentlich da der Mond mit seinem duftig märchenhaften Lichte viel unmittelbarer auf die leicht erregte und furchterweckende Phantasie einwirkt als der klare logische Sonnenschein. Bei einer Sonnenfinsterniß war auch die Furcht zunächst das Resultat eines ganz logischen Schlusses: Wir hängen von der Sonne ab, das ist eine Prämisse, welche auch die ersten Menschen schnell aus der Naturanschauung abgeleitet hatten. Das Sonnenlicht erlischt. Folglich leiden Natur und Menschen. Beim Monde war die Sache schon etwas complicirter, und die leichtfertige Phantasie, die sich über logische Schwierigkeiten leicht hinwegsetzt, mußte dabei zu Hilfe kommen. Kurz, die Mondfinsternisse wurden bald ebenso sehr gefürchtet wie die Sonnenfinsternisse und in den Cultus der Gestirne einbegriffen. Heute noch haben bekanntlich die Türken eine derartig große Furcht vor jenem Ungeheuer, welches den Mond frißt, daß sie mit Flinten gegen das verfinsterte Gestirn schießen um das Ungethüm zu tödten. Die ältesten Völker aber, die Chaldäer und die Chinesen, waren damals von ihrer Ohnmacht mehr überzeugt, als heute die Türken, und kämpften gegen den bösen Geist eben auch nur wieder mit dem Geiste. Sie beteten, das heißt sie baten den obersten Gott, das Unheil abzuwenden, gegen welches die Kraft ihres Körpers nichts vermochte.

Die Priester waren auch schon damals schlau. Sie calculirten folgendermaßen. Was wir bis jetzt am Himmel gesehen haben, zeigt alles eine gewisse Regelmäßigkeit. Die Tage folgen ohne Unterlaß aufeinander. Die Sonne geht ruhig ihren gleichmäßigen Lauf. Der Mond wechselt regelmäßig sein Licht und nimmt stets nach 29 oder 30 Sonnenuntergängen wieder dieselbe Gestalt an. Vielleicht kehren auch die Sonnen- und Mondfinsternisse in bestimmten Perioden wieder. Wenn wir diese aber finden, so haben wir unser Glück gemacht. Wenn es uns gelingt, diese gefürchteten Ereignisse vorauszusagen, wird man uns im directen Einverständnisse mit der Gottheit wähnen und unser Ansehen wird gleich ungemein an Macht gewinnen. Das ist zwar eine ganz kleine Unwahrheit, und wir rechnen dabei für unsere Zwecke auf die Naivetät und Unwissenheit der Menge, aber der Zweck heiligt ja bekanntlich das Mittel. —

Sie hatten sich nicht betrogen. Die astronomischen Annalen, oder eigentlich die Annalen ihrer Kirche, enthielten seit ein paar Jahrhunderten Aufzeichnungen der stattgehabten Finsternisse. Durch diese mußten sie zunächst der Orientirung wegen eine Zeiteintheilung einführen und kamen naturgemäß auf die Perioden von Jahr und Monat; ich meine hier natürlich den Mondmonat von 29 oder 30 Tagen, nach welchem immer dieselben Phasen wiederkehren und in der That, so weit die historische Ueberlieferung geht, die älteste Periode der Zeiteintheilung ist. Die Priester sahen nun aus ihren alten Aufzeichnungen, daß die Mondfinsternisse eine ziemlich genaue Periode innehielten, daß sie nämlich gewöhnlich nach 223 Mondmonaten, beinahe sicher aber nach drei solchen Perioden von 223 Monaten, oder nach 19756 Tagen wieder für denselben Ort in ähnlicher Weise stattzufinden pflegten. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die alten Chaldäer noch weit vor dem Zeitpunkte, aus welchem wir die ersten historischen Ueberlieferungen von ihnen besitzen, diese Periode zur Vorausbestimmung der Mondfinsternisse benützten. Diese ersten astronomischen Rechnungen waren natürlich kinderleicht auszuführen, und wir wollen hier einmal nach Art der Chaldäer eine ähnliche Prophezeihung machen. Wir haben gesehen, daß am 4. October 1884 der Mond um Mitternacht zum Beispiel für Berlin noch beinahe ganz verfinstert war. Wenn wir also zu diesem Datum 19756 Tage hinzu addiren, so soll an dem so ermittelten Tage nach der überlieferten Kenntniß uralter Völker wieder eine Mondfinsterniß stattfinden, welche für Berlin um Mitternacht ungefähr total ist. Ohne Rücksicht auf die Schalttage finden wir, durch Division mit 365, daß obige Anzahl von Tagen gleich 54 solcher Jahre und 46 Tagen ist. Die Division dieser 54 Jahre durch 4 ergiebt, daß in diesem Zeitraum noch 13 Schalttage stattfinden sollten. Hier ist aber zu bemerken, daß nach einer bekannten Regel des gregorianischen Kalenders im Jahre 1900 der Schalttag ausfallen soll; es sind also deren nur 12 abzurechnen. Wir

Digitized by Google

zählen folglich zum 4. October 1884 zunächst 54 Jahre, dann einen Monat von 31 Tagen und noch die übrig bleibenden 3 Tage hinzu und kommen also auf den 7. November 1938, für welchen entfernten Tag, den die Wenigsten von uns noch erleben werden, wir getrost eine totale Mondfinsterniß, für Europa sichtbar, ankündigen können. Das war gewiß kein Kunststück. Die genaue Rechnung ergiebt in der That, daß wir uns nicht getäuscht haben. Der Mond wird an diesem Tage für Berlin um 10 Uhr 37 Minuten in den Erdschatten eintreten und denselben erst eine Minute nach Mitternacht wieder zu verlassen beginnen.

Diese sehr einfache Rechnung wandten also die Priester damals an, um die Finsternisse voraus zu verkünden; denn auch auf die Sonnenfinsternisse hatte sie ungefähre Gültigkeit, wenngleich allerdings für die letzteren selteneren Ereignisse dieselbe Sicherheit nicht bestand. Für diese Finsternißtage wurde dann eine große religiöse Feier vorbereitet und das ganze Volk dazu eingeladen, damit es die Allwissenheit der Priester bewundere. Alles warf sich nun auf die Kniee, um durch inbrünstige Gebete das Unheil fernzuhalten. Trat dann eine vorausgesagte Finsterniß wirklich einmal gar nicht ein, so war das natürlich nur der Kraft dieses flehentlichen Gebetes zu danken, und die klugen Priester blieben stets in Ehren. Damals waren also die Finsternisse Ereignisse von der allergrößten Wichtigkeit im Staatsleben, welche ganze Völkerschaften in Aufregung versetzten. Als sich zum Beispiel einmal im Jahre 2137 v. Chr. am 22. October in China eine totale Sonnenfinsterniß ereignete, welche von den damaligen Hofastronomen Hi und Ho nicht vorausgesagt wurde, weil sie sich „unordentlich in Wein versenkt" hatten, da gab es deswegen eine schreckliche Verwirrung im Volke: „der Blinde brachte die Trommel zu Ohren, der sparende Mann jagte einher, die gemeinen Menschen liefen". Und als der Kaiser Tschung-khang das erfuhr, wurde er sehr erbost und ließ augenblicks die Herren Hi und Ho hinrichten.

Später allerdings subtilisirten sich die religiösen Anschauungen. Während man zuerst sichtbare Gottheiten nöthig hatte, wie sie sich in Sonne und Mond darzustellen schienen, mochte gerade die immer deutlicher hervortretende Gesetzmäßigkeit, mit welcher diese sich am Himmel bewegten, ein Anstoß gewesen sein zu der Idee, daß diese Gesetzmäßigkeit, denen sie unterworfen sind, noch über ihnen stehen, daß es noch eine unsichtbare Macht über Sonne und Mond geben müsse, durch welche diese gewaltigen Körper kräftig gelenkt und über uns in den Lüften schwebend erhalten werden. Sonne und Mond waren jetzt nur noch die ausführenden Minister des unsichtbaren Götterkönigs, welche seinen Geboten gehorchten, wie Alles rings umher, und die Vorgänge an Sonne und Mond nur noch als Abspiegelungen göttlicher Empfindungen, als Botschaften Gottes aufzufassen. Ein Beispiel hierzu finden wir im Neuen Testament, wo uns die Evangelisten berichten, daß am Tage der Kreuzigung Christi eine Finsterniß stattfand, welche sie mit dem Erdbeben, das Felsen zerriß und die Todten aus den Gräbern warf, als einen Ausdruck göttlichen Zornes ansahen. Der Ueberlieferung zufolge fand die Kreuzigung am Freitage vor Ostern, im Jahre 33, statt, das ist der 14. Nisan des jüdischen oder der 3. April unseres Kalenders. Die astronomisch strenge Rechnung ergiebt nun in der That, daß an diesem Tage eine partielle Mondfinsterniß stattfand, welche für Jerusalem sichtbar war. Wenn wir annehmen, daß die Hinrichtung um die Zeit des Sonnenunterganges stattfand, so ergiebt sich, daß gleichzeitig der Mond zur Hälfte verfinstert aufging, also der versammelten Menge eine sehr auffällige Erscheinung darbot. Auf diese müssen wir die Worte der Evangelisten beziehen; eine Sonnenfinsterniß läßt sich dagegen vom astronomischen Standpunkte mit der Ueberlieferung nicht in Einklang bringen.

Unter den Religionen der alten Culturvölker war wohl die griechische diejenige, welche sich am meisten vergeistigt hatte, ich meine, bei der die äußere Erscheinung der Gottheit durch die körperlose Idee am schönsten idealisirt erschien. In gleichem Maße, wie diese höhere Auffassung der Gottesidee Wurzel greift, wird nun auch der Aberglaube an eine Einwirkung der Himmelserscheinungen, speciell der Finsternisse, auf die Geschicke der Menschen zurückgedrängt. Das erste Beispiel der Vorausverkündigung einer Finsterniß im Abendlande treffen wir im Jahre 585 v. Chr. an, wo Thales, der in Babylon früher jedenfalls Kunde von jener erwähnten Periode erhalten hatte, die man den Saros nannte, eine Sonnenfinsterniß für einen bestimmten Tag, den 28. Mai nach unserem Kalender, im Voraus ankündigte, die zum Erstaunen aller Mitlebenden wirklich stattfand. Diese Voraussagung beruhte bei Thales auf einer festen wissenschaftlichen Ueberzeugung, und er verband damit durchaus keine religiöse Idee.

Aber ehe sich die Astronomie endgiltig von ihrer Zwillingsschwester, der Religion, trennte, sollte diese Emancipation zuvor im Mittelalter einen großen Schritt rückwärts thun. Damals herrschte eine geistige Sonnenfinsterniß, die ein Jahrtausend dauerte. Die Priester bemächtigten sich aufs Neue der Sternkunde. In den Klöstern wurden die Kalender gemacht und die himmlischen Ereignisse vorher verkündet. Hier keimte die Astrologie wieder auf und wurde groß gezogen zu genau denselben Zwecken, wie damals zur Zeit der Aegypter und Babylonier; man benützte die Unwissenheit des Volkes, welche wohlgepflegt wurde, um die eigene Autorität zu befestigen. Gehen wir schnell über diese dunkle Zeit hinweg.

Keppler, der Hofastrologe des Kaisers Rudolf zu Prag, gab der Astrologie selbst den Todesstoß. Die Astronomie wurde eine freie Wissenschaft. Newton lehrte, daß die empirisch gefundenen Gesetze der Bewegungen von Sonne und Mond physische Naturnothwendigkeiten seien, folglich auch die Finsternisse, welche man nun als Folgen dieser Gesetze mit voller Ueberzeugung vorausbestimmte, zuerst mit geringerer, aber dann rasch fortschreitender Präcision.

Die Finsternisse hatten jetzt nur noch ein astronomisches Interesse und waren plötzlich ihres geheiligten Nimbus vollkommen beraubt. Aber selbst die wissenschaftliche Wichtigkeit, wenigstens der Mondfinsternisse, verminderte sich erheblich im Lauf der Zeit. Früher, als man noch sehr mangelhafte Meßinstrumente besaß, boten sie noch ein gutes Mittel dar, ganz ohne Anwendung solcher Werkzeuge etwas über die gegenseitige Lage von Sonne, Erde und Mond zu erfahren, da um die Zeit der Mitte der Finsterniß doch diese drei Himmelskörper genau in einer Linie stehen mußten, weil sonst der Mond ja den Schatten der Erde nicht durchkreuzen könnte. Später aber hat die verbesserte Meßkunst Mittel an die Hand gegeben, durch welche man zu jeder beliebigen Zeit die Orte von Sonne und Mond viel genauer festlegen kann als während einer Finsterniß. Und auch der letzte Nutzen der Mondfinsternisse, indem sie früher die Bestimmung der geographischen Längendifferenzen zweier Orte auf der Erde wesentlich leichter gestalteten als andere Methoden, ist seit der Erfindung der Telegraphie gänzlich illusorisch geworden. Die Sache verhielt sich so. Der Eintritt des Mondes in den Erdschatten ist ein Ereigniß, welches ganz unabhängig von dem Standpunkte des Beobachters in einem bestimmten Momente stattfindet. Die Mondfinsterniß giebt also eine gewisse absolute Zeit an, welche von unserm Standpunkt nicht beeinflußt ist. Wenn man also z. B. in Berlin am vergangenen 4. October gefunden hat, daß genau um 10 Uhr 9 Minuten das letzte Stück vom Monde verfinstert war, und man auch hier in Wien dieselbe Erscheinung hätte sehen können (leider war es hier trübe), so würde dieselbe nach Wiener Zeit erst um 10 Uhr 21 Min. stattgefunden haben. Daraus schließt man aber unmittelbar, daß der Unterschied der Meridiane von Wien und Berlin gleich 12 Minuten ist. Der Mond hat bei dieser ganzen Operation eigentlich weiter gar nichts zu thun, als bei den Astronomen, dem in Berlin und Wien, welche beide bei ihrer Uhr stehen, ein „Topp" zuzurufen, damit sie genau im gleichen Momente auf die Uhr schauen können. Heute aber hat man dem Monde längst dieses Amt genommen, der dabei viel zu langsam ist, und benützt den Telegraphen dazu. Beide Sternwarten verbindet ein Draht. In dem Momente, wo der Astronom in Berlin die Zeit notirt, drückt er auf den Telegraphenknopf, um den Wiener Collegen zu benachrichtigen, der zur gleichen Zeit die gleiche Notiz macht. Eigentlich besorgt das alles ein Instrument, der Chronograph, ganz allein, so daß der Astronom müßig dabei zuschauen kann.

Digitized by Google

Die Mondfinsternisse haben also eine recht unglückliche Carrière gemacht. Während sie früher die ganze Welt in Aufregung versetzten und Ereignisse von der allerwichtigsten Art waren, während sie dazu beigetragen haben, den Intellect des Menschen zu wecken und ihn über das Thier zu erheben und die ersten Regungen der erwachenden Seele unter ihrem Eindrucke in eine bestimmte Richtung geleitet wurden, so sind sie heute dagegen für die Wissenschaft ganz werthlos geworden. Wenn nämlich die Astronomie als diejenige Wissenschaft charakterisirt wird, welche die Gesetze der Bewegungen der Himmelskörper und ihre Beschaffenheit zu erforschen sucht, und deshalb nur das für sie als werthvoll betrachtet werden kann, was in irgend einer Beziehung diesem Endziele dient, so gehört die Beobachtung der Mondfinsternisse gar nicht mehr in die Astronomie. Man weiß bestimmt, daß die Theorie, die Vorausberechnung, viel genauere Momente ergiebt als die directe Beobachtung, welche innerhalb der nothwendig großen Unsicherheit, mit der sie behaftet bleibt, stets mit der Theorie überein stimmt. Die Beobachtung kann also hier der Theorie keine Dienste leisten. Höchstens könnte man über die Beschaffenheit der Mondoberfläche während einer Finsterniß in gewisser Hinsicht Aufschlüsse erwarten. Die Lichtpunkte übrigens, welche man bei solcher Gelegenheit glaubte aufblitzen zu sehen und deshalb für thätige Mondvulkane erklärt hatte, sind längst in das Märchenbuch der Astronomie verwiesen, und weiter hat sich bis jetzt nichts Merkwürdiges bei einer solchen Gelegenheit gezeigt. Nebenbei erwähnt lag die besondere Wichtigkeit, welche ausnahmsweise die letzte Finsterniß vom 4. October in Anspruch nahm, auf einem Gebiete, das ganz außerhalb des hier besprochenen fällt. Es sollte der Monddurchmesser genauer bestimmt werden durch die Zeitdauer, während welcher der Mond die Sterne auf seinem Wege verdeckte. Solche Sternbedeckungen lassen sich eigentlich zu jeder Zeit beobachten und sind nur während einer Mondfinsterniß leichter und genauer aufzufassen, weil das abgeschwächte rothe Licht während der Finsterniß nicht mehr das Auge blendet. In wie weit diese geplanten Untersuchungen gelungen sind, wird sich erst nach ziemlich langwierigen Rechnungen sagen lassen, die noch unausgeführt sind.

Aber die culturhistorische Bedeutung der Mondfinsternisse ist heute gänzlich erloschen. Sie gehören in die historische Rumpelkammer und werden höchstens noch aus Pietät einer Beachtung gewürdigt: Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen. —

Literatur und Kunst.

Petöfi - Reliquien.

Von Adolph Kohut.

Alexander Petöfi, der größte Lyriker des magyarischen Stammes und einer der genialsten Liederdichter des Jahrhunderts überhaupt, ist wie ein glänzendes Meteor am Himmel der ungarischen Dichtkunst aufgetaucht, um nach einer verhältnißmäßig kurzen Zeit ebenso rasch von der Bildfläche zu verschwinden. Kaum 27 Jahre war er alt, als er in jener mörderischen Schlacht von Schäßburg in Siebenbürgen zwischen Russen und Ungarn, am 31. Juli 1849, seinen Heldentod fand, und doch hat er auf dem Gebiete der magyarischen Poesie durch sein Auftreten Epoche machend gewirkt. Im Herbst 1844 erschien zum ersten Male der Name Alexander Petöfi's auf dem Büchermarkt, indem er auf dem Subscriptionswege ein Bändchen Gedichte, „Versek", veröffentlichte, und innerhalb dieses kaum fünfjährigen Zeitraums entfaltete der junge Abenteurer, Schauspieler, Honvédmajor, Adjutant des Generals Bem, Journalist und Parlamentscandidat eine geradezu staunenerregende Fruchtbarkeit. Zahllose lyrische und epische Gedichte, Novellen und Uebersetzungen entsprangen seiner nimmer rastenden Feder, und sicherlich hätte die Weltliteratur ihm noch manche werthvolle Gabe zu verdanken gehabt, wenn die Sichel des Todes ihn nicht in der Blüthe seiner Jugendjahre dahin gemäht hätte.

Wenn wir nun auch noch immer keine classische Uebersetzung der Gedichte Petöfi's besitzen, wie trefflich übrigens im Einzelnen die Uebertragungen von Adolf Dux, A. Neugebauer, Ludwig Aigner, Hugo von Meltzl, Franz von Szarvady u. A. sein mögen, so kennt doch das deutsche Publikum aus diesen Proben den Lyriker Petöfi zur Genüge; aber daß der unglückliche Poet auch ein vortrefflicher Prosaist war, der durch seine Reiseplaudereien an die Reisebilder Heinrich Heine's erinnert, daß er auch als Kritiker, Novellist und Publicist sich versucht und auch als solcher eine eminente Begabung bekundet hat, ist in Deutschland fast gar nicht bekannt, denn die betreffenden Schriften sind in's Deutsche bisher noch nicht übersetzt worden. So hat der Schwager des Dichters, der größte ungarische Literarhistoriker in der Gegenwart, Paul Gyulay, im Jahre 1863 die „Vermischten Schriften" Petöfi's[1]) in drei Bänden herausgegeben. Nach ihm hat ein anderer magyarischer Schriftsteller unter dem Titel: „Petöfi-Reliquien"[2]) eine Nachlese der Schriften Petöfi's veranstaltet, und Dr. Alexander Butkovich, Professor in Preßburg, hat in seiner vor Kurzem erschienenen Schrift über „Alexander Petöfi"[3]) ebenfalls viel Neues und Interessantes über den merkwürdigen Poeten mitgetheilt. Da in allen diesen drei Schriften Manches enthalten ist, welches in den weitesten Kreisen Deutschlands nicht minder interessiren wird, wie im Vaterlande Petöfi's, will ich hier die bemerkenswerthesten Daten dem deutschen Leser, der einiges Neue über den ungarischen Dichter erfahren möchte, welcher sich im Dichtersaale der Weltliteratur das Hausrecht ersungen hat, unterbreiten.

Allerdings ist Petöfi nur durch seine lyrischen Gedichte unsterblich geworden, aber manche seiner Prosa-Schriften verdienen gleichfalls allgemeine Beachtung. In seinen in den „Vermischten Schriften" enthaltenen Novellen bekundet sich eine lebhafte Phantasie und ein eigenartiger Humor. Seine Reisebriefe zeichnen sich durch ihre Frische, ihre reizenden Schilderungen von Land und Leuten und manche entzückenden Genrebilder aus. Ueberdies sind diese Reisebriefe auch als Beiträge zur Zeitgeschichte von 1845—1847 von hohem culturhistorischen Werth. Als Theaterkritiker ist er sehr schneidig, aber voll von Vorurtheilen und Leidenschaftlichkeit. In seinen zahlreichen Briefen an den größten ungarischen Epiker Johann Arany, an den größten ungarischen Schauspieler Gabriel Egressy und an andere mehr oder weniger hervorragende Zeitgenossen bekundet der Dichter eine geradezu verblüffende Aufrichtigkeit. Hier lesen wir endlich Briefe, welche nicht in der Absicht geschrieben wurden, daß sie einst gedruckt werden sollten — und das thut gar wohl in einer Zeit, wo fast jede „Berühmtheit" in jeder Zeile ihrer Correspondenzen verräth, daß sie für die Ewigkeit, an die Adresse der Mit- und Nachwelt schreibt. Als Publicist läßt er in Bezug auf Urwüchsigkeit der Sprache und Rücksichtslosigkeit des Angriffs nichts zu wünschen übrig. Er verwechselt in seinen politischen Artikeln zuweilen die Feder mit dem Prügel. In seiner Liebe wie in seinem Haß kannte er kein Maß, und wehe dem armen Schächer, den er sich zu seciren vornahm! Er verblutete sicherlich unter der scharfen Sonde des unerbittlichen Kritikers! Seine Zeitungsartikel aus den Revolutionsjahren 1848 bis 1849 spiegeln getreu die politische Erregung jener Zeit wieder. Sehr lebhaft offenbaren sich sowohl in seinen Journalaufsätzen wie in seinem höchst interessanten „Tagebuch" die naive Begeisterung und der naive Glaube, der politische Ehrgeiz, der revolutionäre Trieb, die persönliche Eitelkeit, aber auch das edle Herz des Dichters. Schon vor 1848 fühlte er das Heran-

[1]) „Petöfi Sándor vegyes müvei" 1838—1849. Kiadta Gyulay Paul" (Vermischte Schriften Alexander Petöfi's aus den Jahren 1838 bis 1849); herausgegeben von Paul Gyulay. 3 Bände, Pest, Pfeiffer.

[2]) „Petöfi-Reliquiák" (Petöfi-Reliquien) von Aladár Halasi. Budapest, Franklin-Gesellschaft.

[3]) „Petöfi Sándor" (Alexander Petöfi) von Dr. Al. Butkovich. Preßburg, Stampfel.

Digitized by Google

nahen der Revolution und bewährte das Wort, daß der Dichter ein Prophet sei. Während der große Patriot Graf Szécsényi in Folge der revolutionären Wendung der Dinge in Verzweiflung geräth, erwartet und segnet Petöfi die Revolution aus voller Seele. Wie Paul Gyulay mit Recht bemerkt, ist aus diesen Aufzeichnungen sehr deutlich ersichtlich, daß die ungarische Nation nur sehr langsam in die Revolution getrieben wurde. Der Dichter der Revolution ist vor 1848 sehr unpopulär, und erst im September dieses Jahres findet er mit seinen glühenden revolutionären Liedern größeren Anklang. Trotz all' seiner Bemühungen sind ihm die Pforten des Abgeordnetenhauses verschlossen und sein Republikanismus erregt Entrüstung. Seine zeitweilige Unpopularität drückt ihn sehr, er sucht sich zu vertheidigen und zu beweisen, daß er kein praktischer, sondern nur ein theoretischer Republikaner sei und nicht so sehr für die Unabhängigkeit, sondern für die politische Freiheit Ungarns schwärme. Wahrhaft rührend sind schließlich die an seine Gattin Julia von Szendrëy geschriebenen Briefe: so liebt nur ein Dichter von tiefem Gemüth und innigster Empfindung!

In den „Vermischten Schriften" Petöfi's begegnen wir mehreren Novellen, theils ernsten, theils humoristischen Inhalts. Wir wollen hier eine der kürzesten, die recht amüsant ist, und die der Dichter im Jahre 1845 geschrieben, mittheilen:

I. Die Flüchtlinge.

— „Aber wohin?" — „Nach Pest." — „Nach Pest?" — „Ja." — „Warum gerade dahin?" — „Es ist am sichersten." — „Gut." — „Frühzeitig"... — „Ich werde bereit sein." — „Vorsichtig"... — „Fürchte dich nicht." — „Und verspäte dich nicht." — „Nein." — „Lebe wohl, Aennchen!" — „Gute Nacht, Karl!"

II.

Armer alter Andreas Csornay! Er sagt soeben im Casino mit solchem Triumph seinem Schach-Partner Schach-Matt an, als wenn nicht eigentlich er schach-matt wäre, denn Aennchen ist nämlich seine Frau und Karl sein Neffe.

III.

Am anderen Tage sprach man in der ganzen kleinen Stadt, wo diese Geschichte sich zutrug, nur von der Flucht Karl Csornay's mit der Frau Andreas Csornay.

— Es geschieht dem alten Schwachkopf schon recht, warum nahm er sich ein so hübsches Mädchen zur Frau!

— Aber das geht doch über meinen Horizont. Beide liebten sich ja so sehr!

— Es ist wahr.

— Ich bedaure nur den Alten. Ich könnte wetten, daß ihn der Kummer um seine treulose Frau tödten wird.

— Armer Alter!

IV.

Während in der kleinen Stadt derartige Reden geführt wurden, reisten die Flüchtigen nach Pest. Als ihr Wagen in den Gasthof fuhr, kam aus demselben ein anderer Wagen heraus.

— Ach! schrie Aennchen.

— O daß du erblindetest! dachte Karl, indem er einen flüchtigen Blick auf den Insassen des Wagens warf. Beide hüllten sich tief in ihre Mäntel, denn im Wagen saß der Krämer aus ihrem Städtchen.

— Er erkannte uns nicht, sagte Karl beschwichtigend, als sie in das gemiethete Zimmer traten, sonst hätte er uns gegrüßt.

— Gottlob!

— Nun bist du mein, geliebtes Aennchen. Mir gehören die Korallenlippen, das braune Haar, die schwarzen Augen...

Und sie waren einige Zeit glücklich. Aber die sinnliche Liebe ist ein Taumel, aus welcher der Mensch erwacht und ernüchtert wird, und als dies geschah, frugen Beide entsetzt: „Was sollen wir beginnen? Wir haben kein Geld mehr!"

Sie hatten keine Zeit, weitere Betrachtungen anzustellen, denn es klopfte an die Thür und auf das Wort „Herein!" trat ein unbekannter Herr ins Zimmer.

— Habe ich die Ehre, mit Herrn Karl Csornay zu sprechen? frug der Unbekannte.

Karl schwieg bestürzt, und es wurde ihm vor einer etwaigen Entdeckung bange.

— Sie schweigen, fuhr der Fremde fort, aber Ihre Bestürzung beweist, daß Sie mein Mann sind. Ich bitte, setzen Sie Ihren Namen unter diese Zeilen. Gut. Heute in einem Jahre werde ich wieder pünktlich hier erscheinen. Vergessen Sie nicht: in einem Jahre. Ich empfehle mich.

Der geheimnißvolle Fremde entfernte sich. Es war schwer zu sagen, was größer war: das Erstaunen oder die Freude des Paares? denn das Papier, welches der Fremde hinreichte, war eine Quittung über eine Summe, mit welcher das Liebespaar reichlich ein Jahr auskommen konnte; und diese Summe hat der Fremde auch nach der Unterschrift auf den Tisch gezählt.

— Es ist unbegreiflich! rief Aennchen, das Geld betrachtend.

— Das heißt, es ist wohl begreiflich, sagte er, indem er resolut zulangte.

Hierauf lebten sie noch glücklicher wie bisher; nun störten sie keine materiellen Sorgen, und auch ihre Befürchtung, als habe sie der Krämer erkannt, schwand; denn in diesem Falle hätte sie der alte Andreas Csornay aufs Korn genommen.

— Und nach einem Jahre, meinte Karl, kommt der Fremde abermals, daß ich seine Quittung unterschreibe und das Geld nehme. Sagte er nicht so?

— Ja!

— Ich werde es mit Vergnügen thun.

V.

Nach der Flucht der Frau Csornay und ihres Galans war ein halbes Jahr, kaum ein Jahr verstrichen, als ein junger Mann zu dem Alten sich begab. Auf dem Antlitz des Ersteren war der Ausdruck furchtbarer Leiden und eines verzweifelten Entschlusses deutlich genug zu lesen. Herr Andreas kam soeben aus dem Casino nach Hause und war traurig. Ob er wegen der Treulosigkeit seiner Frau oder darüber betrübt war, daß ihn heute der geistliche Herr schachmatt setzte — wir wissen es nicht! Als der junge Mann ins Zimmer trat, erblaßte der Alte; der Erstere ergriff zitternd des Anderen Hand und sagte in flehentlichem Tone: Lieber, theurer Onkel — denn Karl war der junge Mann —, wie kann ich Deine Verzeihung erflehen? Ich bin zu Allem bereit....

— Wo ist sie? sie ... meine Frau? ..

— Sie .. sie ist nicht hier.

Der Alte athmete auf.

Ich will Alles gestehen, fuhr Karl fort, und Sie werden sehen daß ich eher Mitleid als Strafe verdiene. O, ich habe furchtbar gelitten. Die Zeit meines Paradieses floß bald dahin und die ewige Verdammniß der Hölle stellte sich ein, denn auf dem Antlitz Ihrer Frau wohnen drei Engel, aber in deren Seele 300 Teufel; sie ist die schrecklichste der Frauen. Ich konnte es nicht länger ertragen und bin entflohen....

— Armer Neffe Karl! Ich bedauere Dich von Herzen! Aber Du kannst mich noch mehr bedauern; Dich hat sie blos ein halbes, mich aber ein ganzes Jahr lang gepeinigt.

— Sie auch?

— Du staunst? Die Welt hielt uns für das glücklichste Ehepaar; aber hätte sie uns nur unter vier Augen gesehen ... Schon der Gedanke macht mich schaudern. Deiner Flucht folgte mein Segen; denn Du warst mein größter Wohlthäter im Leben; und da ich Deine Wohlthat einigermaßen belohnen wollte, nachdem ich Deinen Aufenthalt durch den Krämer erfahren hatte, bestimmte ich Dir eine regelmäßige Rente welche Du für ein Jahr auch richtig empfangen hast....

* * *

Die „Reisebilder" lassen den Einfluß Heinrich Heine's vielfach erkennen. Der Sohn und Dichter der Pußta äußert sich folgendermaßen über die große Hortobagyer Pußta im ungarischen Tiefland, die er in seinen Liedern oft besungen:

„Hortobágy, ruhmreiche Ebene, du bist die Stimme Gottes." Ich bleibe in deiner Mitte stehen und blicke mit einer Begeisterung um mich, die der Schweizer nicht auf seinen Alpen und nur der Beduine in der Wüste empfindet! Wie athme ich frei, wie erweitert sich meine Brust! Die Sonne macht hier einen größeren Weg wie anderswo. Der Horizont ist unermeßlich; er ist wie ein runder Tisch, mit der himmelblauen Glasglocke des Himmels zugedeckt, welchen kein Wölkchen trübt. Es ist ein prächtiger Frühlingstag. Hier und da erhebt eine Nachtigall sich in die Lüfte, indem sie ihr Lied singt. Einige Schritte

Digitized by Google

vom Wege erglänzte ein kleiner Bach, umsäumt von dunkelgrüner Binse und hellgrünem Riedgras; daneben springen Kiebitze einher, und in der Mitte des Baches schreitet gravitätisch mit seinen langen rothen Beinen der Storch einher. Auf dem Ackerfelde graft die Heerde, auf seinen Stab gestützt steht hinter ihr der Rinderhirt, der vor uns den Hut lüftet, nicht aus Unterwürfigkeit, sondern aus Höflichkeit... Was sind diese T-Gestalten in der Ferne? Das sind zerstreute Schwengelbrunnen, die aber schon so entfernt sind, daß man ihre schlanken Peitschenhölzer nicht bemerkt. Am äußersten Horizont taucht die Hatobágyar Csárda — Wirthshaus — auf, aber nicht auf der Erde, sondern im Himmel... dahin hat sie die fata morgana erhoben. Süße fata morgana! Sie hält die Gegenstände so in ihrem Schooß wie die Kinder die Mutter. Stummträumerisch ruht Unfriede auf der Ebene, wie in seinem Lehnstuhl am Ofen der hundertjährige Greis, der mit ruhigem Verstand die ruhelosen Tage des Lebens durchdenkt... Wie einfach ist die Pußta und doch wie erhaben! Aber kann denn auch etwas erhaben sein, das nicht auch einfach ist?... Der Weg durch die Hortobágyar Pußta dauert länger als ein halber Tag und obzwar ich diesen Weg schon wiederholt gegangen war, konnte ich mein Erstaunen nicht bemeistern. Mit glühendem Antlitz, leuchtenden Augen, wogender Brust schaute ich ringsumher, meine Reisegefährten amüsirten sich darüber, daß ich mich so sehr amüsire, und die Nichte des geistlichen Herrn machte die Bemerkung, daß meine Frau glücklich sein wird, wenn ich sie so liebe, wie ich die Pußta gern habe, demgemäß wird meine Juliska sehr glücklich sein, denn ich liebe sie mehr, weit mehr als die Pußta"...

Dieser Schlußrefrain ist ganz Heine'sch.

In den „Petöfi-Reliquien" tritt in erster Linie der politische Dichter, der Tyrtäus der ungarischen Revolution und der Publicist in den Vordergrund. Bekanntlich ist Petöfi Verfasser der magyarischen Marseillaise, womit die Magyaren in die Schlacht stürmten und die mit dem Refrain endigt: „Itt az ido, most vagy soha!" — „Hier ist die Zeit, jetzt oder nie!" Die Tagebuchblätter des Poeten aus dem Jahre 1848 bilden gewissermaßen eine Chronik des magyarischen Aufstandes und sie sind mit einer leidenschaftlichen Gluth geschrieben. Mag hier ein Fragment über den berühmten 15. März 1848 abgedruckt werden, da in Ungarn die Censur aufgehoben wurde.

„Die Presse ist frei! .. Wüßte ich, daß mein Vaterland meiner nicht bedürfen werde, tauchte ich das Schwert in mein Herz und so schriebe ich sterbend mit rothem Blut diese Worte, damit diese Buchstaben hier stehen wie die Strahlen der Morgenröthe der Freiheit.

„Heute wurde die ungarische Presse frei, denn heute fiel die Fessel der Presse. Giebt es einen so Einfältigen, der glauben könnte, daß irgend eine Nation ohne eine freie Presse glücklich sein könnte? Gepriesen seist du, freie Presse, an deinem Geburtstage! Zuerst preise ich dich, der ich für dich gebetet und gekämpft habe. O, unsere Freiheit, lebe lange auf Erden, so lange nur ein Ungar existirt; wenn der letzte Sohn unseres Volkes gestorben ist, dann sinke auf ihn wie eine Leichendecke herab... Und wenn der Tod dich früher ereilen sollte, so reiße die ganze Natur mit dir in die Gruft, denn es wäre eine Schande, ohne dich weiter zu leben, wohl aber ist es Ruhm, mit dir zu sterben!

„Damit begrüße ich dich; dies sei deine Wegzehrung für's Leben. Sei glücklich! Ich wünsche nicht, daß du auf deiner Laufbahn keinen Stürmen begegnest, denn das ewig ruhige Leben ist ein stiller Tod, aber habe so viel männliche Kraft, um der Stürme Herr zu werden!

Es ist tiefe Nacht. Gute Nacht, schöner Säugling! du bist schön, schöner als alle deine Schwestern im Bade, denn du hast dich nicht im Blute gebadet, wie jene; dich haben reine Freudenthränen gewaschen; die Kissen deiner Wiege sind nicht kalte Leichname, sondern heiße klopfende Herzen. Gute Nacht!... Wenn ich eingeschlafen bin, erscheine mir in einer Gestalt, wie ich dich dereinst erhoffe: groß, glänzend und von der Welt verehrt!"

Den Feldzug im Jahre 1849 machte der Dichter als Honvédmajor und Adjutant des Generals Bem mit. Zwischen beiden entwickelte sich eine rührende Freundschaft. Der geniale Feldherr liebte Petöfi sehr und gab ihm allerlei Kosenamen, und der Adjutant hing gleichfalls mit größter Zärtlichkeit an ihm. Petöfi besorgte die französischen Correspondenzen des Generals und führte für ihn überhaupt die Feder — auch in der Tagespresse. Beim sächsischen Städtchen Mühlbach kämpfte Petöfi so tapfer, daß ihm Bem eigenhändig eine Decoration verlieh. Die offene Sprache, die Bem in seinen Berichten an die Debrecziner Regierung führte, an deren Spitze Ludwig Kossuth stand, wurde nicht mit Unrecht Petöfi zugeschrieben, und das Ministerium intriguirte mit allen Kniffen deshalb gegen den „Abenteurer". Man chicanirte ihn mit den kleinlichsten Mitteln. Der Kriegsminister Mészáros z. B. ertheilte ihm eine Rüge, weil er weder Cravatten noch Handschuhe trug.

In den „Petöfi-Reliquien" sind auch zwei Briefe Petöfi's an seine Gattin Julia von Szendrëy abgedruckt; man wird dieselben nicht ohne tiefe Bewegung lesen können. Unmittelbar vor seinem tragischen Tode sind diese Briefe geschrieben und sie athmen eine glühende Liebe zu der Frau, die er in dem herrlichsten seiner Gedichte so schwungvoll besungen. Zehn Tage vor seinem Tode ist der letzte Brief datirt. Darin schreibt Petöfi an „Juliska" u. A.:

„In Bereczk traf ich mit Bem zusammen. Ich blieb neben seinem Wagen stehen und grüßte ihn; als er mich erblickte und erkannte, streckte er mir seine Arme entgegen. Ich fiel um seinen Hals und wir küßten uns. „Mon fils, mon fils, mon fils!" rief der Alte weinend. Die Umstehenden frugen Gabriel Egressy: „Ist dieß der Sohn des Generals?" Jetzt ist er noch viel freundlicher, herzlicher und väterlicher gegen mich wie bisher, obzwar er es immer war. Heute sagte er zu dem anderen Adjutanten: „Melden Sie dem Kriegsministerium, aber geben Sie Acht, melden Sie das wörtlich: Mein Major, der Adjutant Petöfi, welcher abgedankt hat wegen der schändlichen Behandlung des Generals Klapka, ist wieder in Dienst getreten." Heute sagte er mir unterwegs, daß ich Dir hier in Maros-Vásárhely Quartier machen und dich hierher bringen solle. Dies ist auch mein sehnlichster Wunsch, aber bevor wir nicht festeren Fuß gegen die in der Nähe stehenden Russen gefaßt haben, wage ich dieß nicht zu thun. Sie sind nur zwei Meilen von hier entfernt und die Eingeborenen sind vor einigen Tagen wie die Küchlein hierher geflüchtet. Sobald aber der Ort nur einigermaßen sicher ist, wird dieß — Du kannst davon überzeugt sein — meine erste Sorge sein. Wie befindet Ihr Euch, meine lieben, angebeteten Seelen! O, könnte ich Etwas von Euch hören. Wenn es nur irgendwie möglich ist, schreibe mir, mein Engel, ein Sterbenswörtchen. Ich versäume keine sich mir darbietende Gelegenheit. Liegt mein Kind an der Brust? Entwöhnt ihn je früher, je lieber und lehrt ihn reden, damit er mich überrascht. Ich küsse Eure Seelen und Herzen unzählige mal.

Dein dich anbetender Gatte
Alexander."

Der arme Petöfi! Er sollte weder Weib noch Kind mehr sehen — am 31. Juli wurde er erschlagen und von den Hufstritten der Rosse, wie er prophezeiht, zertreten.

Eine philosophische Dichtung in Prosa.

Besprochen von Oskar Bulley.

Eine hehre Dichtung in Prosa bietet uns Hieronymus Lorm in seinem neuesten Buche: „Natur und Geist im Verhältniß zu den Culturepochen.*) Eine Dichtung! denn was soll die wahre Dichtung anders sein als das Singen und Sagen von dem tiefinnersten Leben des Menschengeistes, von allen seinen Regungen, sei es in Empfindungen und Gefühlen, sei es in Gedanken und Speculationen. Philosoph und Dichter! wo ist die Grenzlinie, die Beider Schaffen seinem Wesen nach scheidet? War Schiller etwa in seiner Jugendzeit Dichter, in seiner Kantischen Zeit Philosoph, in der Freundschaftszeit mit Goethe wieder Dichter? Er war immer beides, Philosoph und Dichter, er war immer nur eines, wahrer Mensch. Oder ist Goethe's „Faust" nicht ein philosophisches Werk, wie nur je eines, sind Kant's Kritiken nicht auch Dichtungen? Man stelle sich nur auf einen höheren Standpunkt, als die äußere Form ihn bietet; man vergesse nur nicht, daß der menschliche Geist ein Einheitliches in allen seinen Aeußerungen ist, und man wird den letzteren Ausspruch nicht paradox finden.

*) Wien und Teschen bei Prochaska, 1884.

Digitized by Google

Was Goethe's „Faust" individuell durchlebt, den nie endenden Kampf zwischen den beiden Mächten, die ihn fest umklammert halten, zwischen dem nach eigener Freiheit durstigen Geiste und seiner Erzeugerin, von der er sich losringen will, der Natur, diesen Kampf und der nie auszukostende Schmerz, den er gebiert — das läßt Hieronymus Lorm in seiner Dichtung generell die Menschheit durchleben. Mit markigen, charakteristischen Zügen, in einer unendlich wohlklingenden, edlen Sprache, schildert er uns die einzelnen Phasen dieses großartigen Kampfes, aus dem die Weltgeschichte besteht. Er bringt einige neue Merkmale, gleichsam einzelne Episoden aus dem Schlachtgewühle, die bisher noch nicht bekannt geworden waren, er betrachtet von einigen von ihm zum ersten Male gewählten Standorten aus das Wogen auf dem Völkerschlachtfelde, aber doch hat man das Gefühl beim Lesen dieser Dichtung, als wäre uns Alles, was er singt und sagt, nicht fremd, als hätte man Alles schon selbst gefühlt, schon selbst geahnt.

Lorm geht von dem Gegensatze zwischen Geist und Natur als einem gegebenen, nicht erst zu begründenden aus. Er versucht nicht einmal eine Definition der Begriffe „Geist" und „Natur", sondern begnügt sich mit einer negativen, eine allzu enge Auffassung dieser Begriffe abweisenden Umschreibung derselben. Man soll nicht sagen, daß dies ein für ein philosophisches Buch ungründliches Verfahren sei. Wer einigermaßen über die Grundfrage: Monismus oder Dualismus? nachgedacht hat, weiß, daß sie durch Gründe nicht zu beantworten ist, und die Annahme des reinen Materialismus, daß die Natur — die Materie — das Ursprüngliche, das Einheitliche, das Ewige, der Geist aber lediglich eine Function ihrer Thätigkeit sei, — mag diese Function, mag diese Thätigkeit Namen führen, welche sie wollen — diese Annahme, die Schopenhauer einmal „Apothekerlehrlingsphilosophie" nennt, ist, wenn sie auch dem Verstande als die einfachste und natürlichste erscheint, ebensowenig begründbar, als der Pantheismus, der den Geist, den Logos, als das Ursprüngliche setzt und das materielle Geschehen ein Product seiner „Expansion" sein läßt, oder als der Pantheismus, der Denken und Sein als die Attribute des einzigen Absoluten, der Substanz an sich, der Gottheit, auffaßt. Der straffe Dualismus der Lorm'schen Weltauffassung sagt: ich bin da! — wer möchte dieses Dasein auch leugnen? — und verlacht, gestützt auf diese harte, einfache Thatsache alle monistischen Versuche, sein Dasein abzuleugnen und zu verschleiern; aber während dieses Lachens über die Thorheit jenes Truges, der bald von Seiten der Natur, bald von Seiten des Geistes aus versucht wird, entströmen ihm die Thränen des tiefsten Schmerzes grade über dieses sein Dasein. Wie ein Verbrecher über die Versuche seines Vertheidigers, seine Ruchlosigkeit in einem milderen Lichte darzustellen, höhnend lacht, während ihm das innere Entsetzen über die eigene Schande die Züge verzerrt — so die Welt! Die Trennung zwischen Natur und Geist ist ihr Verbrechen, die tiefe Kluft, die zwischen Sinnlichem und Uebersinnlichem befestigt ist, ist ihre Schande, sie lacht über die Thorheit, diese Kluft überbrücken zu wollen und schreit dabei auf in wildem Schmerze über die Unmöglichkeit einer solchen Ueberbrückung. Das ist die Grundlage des wahren Pessimismus, der sich zu allen Zeiten einzelner, tiefdenkender und tieffühlender Menschen, der sich zuweilen ganzer Völker bemächtigte — und das ist der Grundgedanke des Lorm'schen Buches.

Es giebt keine bewußte Einigung zwischen Natur und Geist! diesen Klagegesang stimmt die Lorm'sche Dichtung an. Ja, es darf nicht einmal mehr die Hoffnung, daß diese Einigung je erreicht werden könne, ihr Haupt erheben. Diese Hoffnung hat ein Gigant für immer zerschmettert, und dieser Gigant war — Immanuel Kant. In seiner „Kritik der reinen Vernunft" hat er den Trug des Geistes zerstört, der jene Kluft zu überspringen sich immer und immer wieder vermaß.

Aber gab es nie eine bewußte Einheit von Natur und Geist und wird, wie jenes Giganten Keulenschlag offenbar gemacht, nie jemals eine erblühen, so steht doch das goldene Zeitalter einer unbewußten Einheit jener beiden Grundmächte noch in der Menschheit Erinnerung, und zur süßen Illusion wird diese Erinnerung für Jeden, der sich mit ganzer Seele in das Leben jenes Zeitalters versenkt: es war das hellenische Alterthum!

Die „erhabene Naivetät der antiken Welt" hatte, nachdem sie mit ihrem Sinne für die Symbolik der gegebenen Dinge schon in der Vergöttlichung der Naturerscheinungen eine mythische Brücke über die Kluft zwischen Natur und Geist sich gebaut, in dem Begriffe der Schönheit das Band zwischen Materiellem und Immateriellem gefunden, aber nicht etwa in der logischen Ausbildung dieses Begriffes, sondern in der plastischen Verwirklichung desselben in unvergänglichen Werken und in der unbewußten Freude an diesen Werken. Hier schon finden wir von Lorm einen Gedanken unbewußt berührt, den er später leider nicht wieder aufgreift: den Gedanken der Verwirklichung eines Begriffs, den Gedanken des Schaffens. Wir werden am Schlusse sehen, daß er für die Darlegung des Verhältnisses von Natur und Geist von großer Bedeutung ist.

An den durch die erste griechische Philosophie, „deren kindliches Streben es war, die Natur aus der Natur zu erklären", unternommenen vergeblichen Versuchen, eine philosophische Einheit zwischen Natur und Geist herzustellen, führt uns die Lorm'sche Betrachtung dann kurz vorüber zu den „Anfängen der Entzweiung". Sie liegen begründet in der Ausbildung der griechischen Philosophie, welche die Entgöttlichung der Natur zur Folge hatte. Die Entzweiung wird der Menschheit zur bewußten Thatsache durch das Christenthum, dessen Kern die Proclamation der Gegnerschaft zwischen Natur und Geist, dessen Ziel die Unterdrückung der Natur ist. Diese Unterdrückung der einen Lebensmacht konnte nur in einem schmerzvollen Processe vor sich gehen, sie geschah blutig, zerstörend, greuelvoll, wie Christus vorausgesehen hatte; und auch die ersten Reformbewegungen im Mittelalter, die „die ewige Sehnsucht des Menschenherzens nach Wahrheit und Freiheit oder nach der Uebereinstimmung der Natur mit dem Geiste" ausdrücken, legen in ihrem Ausgange nur Zeugniß von diesem qualvollen Processe ab.

Der verzerrte Geist behielt die despotische Herrschaft, gegen die auch Dante's divina comedia ein Aufwallen der unterdrückten Natur darstellt, durch Jahrhunderte. Ein ungeheurer Lebensdurst ward in der Menschheit angefacht während dieser langen Zeit des Schmachtens in der naturlosen Wüste. Er äußert sich als Wissensdurst in der Cultur der Renaiffance, als politisches Aufstreben in der Bildung des deutschen Bürgerstandes, als Ringen nach Wahrheit in dem Zurückgreifen der Reformatoren auf die Bibel. Aber die Reformation selbst blieb ohne Folgen für das Ringen zwischen Geist und Natur, weil sie selbst in der Beschränkung der Forschung auf den Buchstaben die Natur zu unterdrücken anhub.

Die Philosophie war berufen, den Kampf der unterdrückten Natur gegen den verzerrten Geist fortzuführen. Carteſius, Bacon, Spinoza, jeder in anderer Weise, sind die Kämpfer. Des Letzteren pantheistische Gedankenschöpfung zerstörte die Grundpfeiler des Offenbarungsglaubens, die Erschaffung der Welt und die Persönlichkeit Gottes, aber sie ist selbst eine Täuschung, sie „giebt das Verlangte für das Erreichte, die Sehnsucht für das Ersehnte aus". Und doch ist sie für die Natur eine Hauptstütze zur Aufraffung aus dem geknechteten Zustande gewesen, denn die Natur erscheint bei ihr zum ersten Male als die absolute Nothwendigkeit, als das All.

Ein Jahrhundert der „entgeisteten Verweltlichung", der Unnatur, die sich im Rococo darstellt, folgt diesem Aufschwunge an der Hand der Philosophie und bereitet den ästhetischen Durchbruch vor, durch welchen die „Natur der Dinge" wieder zur Geltung kommt. Winkelmann, Leſſing, Herder, Goethe sind die bahnbrechenden Geister. Der Kampf entbrennt fast zu gleicher Zeit auf zwei Schlachtfeldern. Während in Rouſſeau die Natur einen Herold findet, der ihr vermeintliches Recht auf Omnipotenz der Welt verkündet und sein leidenschaftliches Volk zum Kampfe um dieselbe in der Revolution aufruft, kämpft still der Geist einen langen, schweren Streit in dem Haupte eines einsamen Denkers: er kämpft — und siegt? Nein! Wir können nie den Frieden, die bewußte Einheit er-

Digitized by Google

langen, wir, Geist und Natur! so tönt es von diesem Schlachtfelde her. Der einsame Denker ist Immanuel Kant.

Soweit führt Lorm seine Betrachtungen über die Culturepochen, insofern sie sich als Episoden aus dem Kampfe zwischen Natur und Geist darstellen. Er fügt diesen Betrachtungen noch einen längeren Anhang: „Letzte Rückblicke" hinzu, in welchem er gleichsam das Resultat zieht, welches sich für die Speculation und für den Willen, welches sich mit einem Worte für das Menschenherz aus diesem Kampfe ergiebt. Er schließt an seine Dichtung gleichsam eine Moral an. Diese auf ihren Gehalt hin zu prüfen, bleibt uns noch übrig.

Es klingt eine Frage durch diese Schlußabhandlung hindurch, die Frage: wie kann der Mensch bei dem unseligen Zwiespalte zwischen Geist und Natur Ruhe, Glück finden? Es ist die alte Frage der Menschheit, die auch der Jüngling an Christus stellte: was soll ich thun, daß ich selig werde?

Lorm schaut zurück und betrachtet drei speculative Antworten auf jene Frage: diejenige, die der Stoicismus, diejenige, die der Hegel'sche Panlogismus und endlich die, welche der Buddhismus gaben. Diese drei Antworten zeigen bei näherer Betrachtung eine gewisse Verwandtschaft.

Der Stoicismus, wie ihn besonders Seneca zum Ausdruck gebracht hat, führt ebenso als ethischen Imperativ die Resignation in Wissen und Handeln auf, wie der Buddhismus, und die Hegel'sche Vergeistigung alles Geschehens erfordert ebenso die rein intellectuelle Hingabe an den „Moloch des Allgemeinen" wie die beiden vorgenannten Weltanschauungen.

Aber mit dieser Hingabe ist nicht bei allen diesen drei Systemen die Ueberwindung des Truges der Natur, der sich im Willen zum Leben, in der Lebensgier, darstellt, gleichmäßig erreicht worden.

Dem Stoicismus hat allerdings das Sterben gerade so wenig Werth als das Leben, aber derselbe vermag nicht in seiner jeder metaphysischen Grundlage entbehrenden, lediglich auf den Causalnexus der Dinge gegründeten Ethik sich zu einem höheren Principe der Sittlichkeit emporzuschwingen, welche die Endlichkeit zu der dunklen Unendlichkeit in Beziehung setzen könnte. Denn „die Logik, die intellectuelle Reproduction des causalen Zusammenhanges, schließt nichts in sich, was sich als das höchste Gut und folglich als der höchste Trost darstellte". Deshalb mußte sich im Glauben, in der christlichen Weltanschauung, der Bruch mit der stoischen Sittlichkeit vollziehen, denn eine Welt voll Lebensgieriger konnte nicht lange die Trostlosigkeit dieser Logik, in welcher die reine Natur sich äußerte, ertragen.

Aber auch der Hegel'sche Panlogismus, der darin, daß der Geist die Natur völlig begreift, sie ganz umfaßt, das höchste Gut und den einzigen Trost, die Wiedervereinigung, entdeckt haben will, der in der Identität von Sein und Nichtsein, im Werden, alle Seligkeit und Gewißheit der Zukunft zusammenfaßt, scheitert bei der Aufstellung eines höchsten sittlichen Principes daran, daß die natürliche Empfindung in dieser rein begrifflichen Entwicklung keine Berücksichtigung findet, daß die Natur sich plötzlich beraubt sieht ihres warmen Strebens nach Glück, nach Ruhe, nach Trost durch das kalte Götzenbild der „intellectuellen Allgemeinheit".

Durch die Weltanschauung des Buddhismus und in der Kantischen Kritik nur findet Lorm das sittliche Princip vorbereitet, welches allein die Erlösung von der Qual der Trennung zwischen Natur und Geist und von dem damit verbundenen Schmerzgefühle des Daseins in sich schließt.

Die Sittlichkeit, sagt Lorm, hat wie die Schönheit ihren Ursprung jenseits der Schranken der Endlichkeit, das sittliche Princip, dem wir dienen sollen, ist deshalb für die Erkenntniß unerreichbar, es ist ein Namenloses. Es mit unserem Geiste je zu umfassen müssen wir verzichten. Dieses Verzichten aber ist für uns ein ethischer Imperativ, in ihm liegt die Erlösung. „Das Verzichten ist die Ertödtung jeglicher Begier. Der Sieg über dieses Ungeheuer bringt, wie die Ritterthat im Zaubermärchen, einen Lohn, eine Befreiung, eine Erlösung: die Befreiung, die Erlösung vom Zwange der Natur. Die Befreiung vom Zwange der Natur ist der Inhalt der Sittlichkeit ihrem Begriffe nach. In der Action bethätigt sich diese Befreiung durch die Entsagung, durch das Opfer."

Durch dieses Verzichten, das zugleich ein Loslösen von aller irdischen Hoffnung, von dem Troste ist, der in dem Gedanken an eine unsere Geschicke in der Hand haltende Vorsehung liegt, wird dem Daseinsschmerz, dem Leiden, die Lebensader durchschnitten, indem das Begehren sich von ihm loslöst, und es hört auf ein Leiden zu sein. Aber neben diesem negativen Elemente des sittlichen Principes muß auch noch ein positiver Bestandtheil desselben Geltung erlangen, wenn es wirklich Trost bringen soll. Und dieses Positive ist die Sehnsucht nach dem „Nirwana" der indischen Philosophen, der Gedanke an das negative Noumenon Kant's. Das Nirwana ist nicht das inhaltsleere Nichts, wie es gewöhnlich erklärt wird, sondern es ist gerade die „Realität im Nichtsein", die im Unendlichen erfüllte Wirklichkeit des aufgehobenen Zwiespalts der Endlichkeit, die wir nicht begreifen können, weil wir dazu „eine intellectuelle Wahrnehmung und Begriffsbildung, eine Sinnlichkeit und eine Logik" haben müßten, die wir eben nicht haben. Aber die Sehnsucht, dieses Nirwana zu ergreifen und mit unserem ganzen Wesen darin aufzugehen, nicht blos der falsche Trug des Geistes, es begreifen zu wollen, diese Sehnsucht, dieser scheinbar hippokratische Zug in den Mienen des Menschengeschlechts, ist das Positive in dem Sittlichkeitsprincipe, die Sehnsucht, welche schon in dem Sehnen Befriedigung findet.

Diese Sehnsucht aber, begründet in dem beruhigten Wissen von den Schranken, an denen wir stille stehen müssen, äußert sich activ in der heiteren, begehrungslosen Betrachtung der Dinge von dem Standpunkte dieses Wissens, von dem Gesichtspunkte der dunklen Unendlichkeit aus, die jenseits jener Schranken liegt; sie äußert sich in der Meditation sub specie aeternitatis. Und hierin liegt ein Optimismus der Weltauffassung verhüllt, der sich nicht vor widerlegenden Gründen zu scheuen braucht, wie jener trügerische Optimismus, der seine Berechtigung schon aus dem Bestehen der Welt schöpfen zu können braucht; denn dieser truglose, heitere Optimismus der Betrachtung ist spontan, ist grundlos.

So formulirt Lorm die Beantwortung jener Frage. Wir sind weit davon entfernt, den Inhalt der Antwort als in allen Stücken originell auszugeben, denn derselbe ist im Wesentlichen übereinstimmend mit dem Resultate der Schopenhauer'schen Ethik. Auch bei Schopenhauer ist die Contemplation der Dinge ohne Zugrundelegung des Satzes vom Grunde, also die reine Betrachtung ohne Rücksichtnahme auf die Relationen der Dinge zu einander, ohne die Frage nach dem Wo, dem Wann, dem Warum und dem Wozu an den Dingen, der einzige Weg, zur „Idee", zu der „unmittelbaren Objectivität des Willens" zu gelangen. Diese Erkenntniß macht das Subject zu dem reinen, willenlosen, schmerzlosen, zeitlosen. In ihrer reinen, allgemeinen Gestaltung endet sie das Wollen, bewirkt die Vereinigung des Willens zum Leben und wird so ein Quiëtiv des Willens, der in ihr sich selbst frei aufhebt.

Aber die Formulirung der Lorm'schen Beantwortung führt den Inhalt derselben insofern über das Schopenhauer'sche Resultat hinaus, als sie ihn in größerer Allgemeinheit, ohne ihn erst auf den Irrthum der Schopenhauer'schen Speculation, der in der „Objectivirung des Willens" liegt, zu begründen, gleichsam „aus dem gesunden Menschenverstande heraus" entwickelt. In dieser Hinsicht ist die Lorm'sche Darstellung als ein philosophischer Fortschritt zu bezeichnen, wenn auch die Grundlagen, von denen er ausgeht, im Verhältniß zu Schopenhauer einen Rückschritt bedeuten, denn Lorm geht an der Schopenhauer'schen Philosophie vorüber wieder zurück auf die sichere Basis der Kant'schen Errungenschaft. Speculativ schreitet er keine Linie weit über das Resultat der Kant'schen Kritik — das er noch in einer besonderen Untersuchung näher beleuchten zu können hofft (s. Seite 149) — hinaus. Aber er knüpft an dasselbe eine praktische Philosophie an, die wohl neue Gesichtspunkte für das Nachdenken der Menschheit über sich selbst darzubieten geeignet erscheint.

Wir wollen von diesem Lorm'schen Werke nicht scheiden, ohne dem Bedenken Ausdruck gegeben zu haben, daß auch das Lorm'sche, auf die nirwanistische Betrachtung gegründete

Digitized by Google

sittliche Princip, ebenso wie das Schopenhauer'sche, ein rein intellectuelles und infolge dessen zu abstraktes ist, als daß es zunächst fruchtbar für das Menschengeschlecht werden könnte. Zudem hat Lorm ganz den Gedanken außer Acht gelassen, welchen er in seiner Betrachtung des hellenischen Alterthums andeutet, den Gedanken, daß eine unbewußte Einheit zwischen Natur und Geist durch die plastische oder überhaupt künstlerische Verwirklichung einer Idee und schon durch die naive Freude an dieser Verwirklichung erreicht ist. Dieselbe ist individuell auch heute, sowohl für den Schaffenden, den Künstler, in dem Momente des Schaffens, des geistigen Gebärens, als auch für den Genießenden, den Zuschauer, in dem Momente der Betrachtung vollzogen. Diese Betrachtung ist ihrem Wesen nach nicht verschieden von der nirwanistischen Betrachtung, denn die Idee der Schönheit, ebenso wie die der Sittlichkeit, dem Unendlichen entstammend, ist bei dieser naiven Betrachtung wie bei dem genialen Schaffen auch lediglich eine Ahnung, sie ist noch nicht in den Bereich des Erkennens eingetreten und infolge dessen noch Natur und Geist gleichmäßig in Anspruch nehmend. Hieraus erklärt sich auch die bedeutsame Stellung der Kunstlehre in der Schopenhauer'schen Philosophie.

Eine wenn auch nur unbewußte Einheit zwischen Natur und Geist ist uns also auch heute noch ermöglicht, und der Weltschmerz findet seine momentane unbewußte Auflösung in der Kunst.

Die Jugend Michelet's.

Von Arthur Mennell.

„Denen, die Männer werden wollen", — widmet die Wittwe des gefeiertsten modernen Historikers der Franzosen die Aufzeichnungen aus seinem Leben, die sie zusammengestellt und unter dem Titel „Ma jeunesse" (papiers intimes)*) herausgegeben hat. Es ist nicht zufällig, daß die feinsinnige Frau in erster Linie an die Jugend dachte, da sie das ihr so theure Vermächtniß ihres Gatten der Oeffentlichkeit übergab. Vielleicht erinnerte sie sich einer andern Frau, die vor wenigen Jahren, wenn auch nicht in gleicher, ja, in kaum ähnlicher, so aber doch in gleich wirkungsvoller Weise Bild und Bildungsgang des ihrigen durch die Herausgabe seiner Briefe gegeben und dabei ausdrücklich bemerkt hatte, sie hoffe damit der Jugend zu nützen. Ich weiß es nicht, und merkwürdigerweise habe ich aus dem Chor Derer, die Michelet's Beichte willkommen hießen, nicht eine einzige Stimme vernommen, die auch nur darauf hingewiesen hätte, wie erhebend es sei, die beiden Frauen der beiden fast stets mit einander genannten Männer: die Frau Edgar Quinet's und die Frau Jules Michelet's in gleich herrlicher Art das Andenken des entschlafenen Gatten hochhalten und der Jugend als mahnendes Beispiel zeigen zu sehen! Das aber weiß ich, daß Madame Michelet ein Recht hatte, diesem Buche das stolze Wort voranzuschreiben — „Denen, die Männer werden wollen." Indem sie es that konnte die Gattin dem Gatten kein herrlicheres Lob nachrufen, konnte sie nicht lauter den Ruhm seines Charakters verkünden und die Jugend, die an ihm sich emporrichten soll, die leidende, kämpfende Jugend konnte in diesen Tagen weichherziger Verzagtheit keinen stärkenderen Quell finden als dieses Buch, das einen prächtigen Geist als Beute beständiger, jämmerlicher Kämpfe um das Bischen tägliche Brot zeigt und Seite für Seite erkennen läßt, was es heißen will, ideales Streben neidischen Göttern zum Trotz zu jener Höhe zu führen, von der es kein Kampf, kein Leid und keine Erfahrung, sie sei wie sie sei, herniederzwingen kann.

Nicht weniger als drei Jahre hat Madame Michelet gebraucht, um das von ihrem Gatten hinterlassene Material zu sammeln, zu ordnen und so zu fügen, daß daraus, wenn auch kein durchaus harmonisches, so doch ein in jeder Weise getreues Lebensbild Michelet's werden konnte. Dieser selbst hatte sich lange Jahre hindurch mit dem Gedanken getragen, seine Memoiren zu schreiben, weil er recht wohl wußte, daß der Würdigung des Historikers Michelet recht oft die Unkenntniß des Menschen Michelet im Wege gestanden hatte. Aber er kam nicht dazu und sah bald ein, daß er wohl nie dazu kommen werde. Die Geschichte, pflegte er zu sagen, verlangt den ganzen Menschen. Sobald sie ihn einmal festhält, trinkt sie erbarmungslos sein Blut, zwingt sie ihn in den Dienst ihres Daseins. Hinaufgezogen von ihr auf lichte Höhen, oder hinuntergezogen in den Morast, ist man, wohl oder übel, in beständiger Bewegung, und für Alles, was die eigene Person angeht, heißt es: „Auf morgen!" Aber nahm er davon Abstand, sein Leben so zu beschreiben, wie er wohl gewünscht hätte, so fand er doch dann und wann, bald nach Beendigung eines Capitels Geschichte, bald nach der Rückkehr von einer Feierlichkeit, einem Begräbniß, einem Spaziergange die Zeit, eine Erinnerung, einen Einfall, der ihm seine Jugend, sein Streben, seinen Charakter in einem bezeichnenden Lichte gab, festzuhalten und dem Papier anzuvertrauen. Und da war es ihm dann gleichgültig, ob er dazu eine Todesanzeige, ein Einladungsschreiben oder ein sonstiges Stück Papier benutzte. Und dann wanderte die Notiz zu ihren Vorgängerinnen hinein in eine Mappe, die er scherzweise seine zweite Seele, die nichts vergesse, was man ihr anvertraue, nannte. Ja, einmal sprach er wohl auch lächelnd, das sei seine „papierne Seele". Nun, die Nachwelt kann mit dieser papiernen Seele schon zufrieden sein, denn sie strömt so frisches echtes Leben aus, daß man ihrem Zauber sich fügen muß, man mag wollen oder nicht wollen. Gerade indem Michelet nur dann zur Feder griff, wenn ihn die Erinnerung dazu zwang, indem er gleich von vorn herein jene Pose verschmähte, die Chateaubriand im Hinblick auf die Nachwelt bei Abfassung seiner Memoiren annehmen zu müssen glaubte und der die meisten Verfasser ähnlicher Bekenntnisse in größerem oder geringerem Grade unterliegen, entrann er der Gefahr, Dichtung statt Wahrheit zu geben. Und, — man müßte die Feuerseele des seltenen Mannes, die ihm allerdings von Höhen, auf denen Ranke'sche Kunst wandelt, weit entfernt hielt und ihn immer und immer Partei werden ließ, nicht aus seiner bewegten Prosa haben emporlodern sehen, wenn man nicht Zug um Zug aus der Fülle seiner Notizen sein eigenstes Wesen herausfühlen wollte, ja die Bildung, das Werden dieses Wesens nicht emporwachsen sähe.

Schwer genug wurde ihm dieses Bilden und Werden. Die Natur hatte ihm den zartesten Körper gegeben und das Geschick diesem Körper Pflege, ja nothwendigste Stärkung bis tief in die spätere Jugend hinein versagt. Die Vorfahren hatten im Dienste der Kirche gestanden und auch der Vater, bis die Revolution kam und im Namen der Freiheit und Menschlichkeit alle Diejenigen köpfte oder verjagte, die sie der Kirche treu bleiben sah. Michelet kam nach Paris und wurde Buchdrucker. Er heirathete bald darauf und Jules wurde geboren. Es war damals eine schlechte Zeit für die Buchdruckerei. Der Despotismus wollte nichts wissen von den Erzeugnissen der Druckerschwärze und auch das eingeschüchterte und durch die Schreckensherrschaft angeekelte Publicum war mit der Unterdrückung der Presse einverstanden. Bald war Schmalhans Küchenmeister in der Familie Michelet. Der Vater wanderte Schulden halber in das Gefängniß und Mutter und Kind froren und darbten. „Eines Tages", erzählt er, „hatten wir ausnahmsweise ein wenig Fleisch. Und da etwas davon an meinen kleinen Fingerchen haften geblieben war, sprang Raton (der Hauskater) auf meine Hand hinzu und biß mich. Zornig wollte ich ihn schlagen — da dachte ich an unsere Lage, die auch diejenige des armen Thieres so traurig machte, und Thränen in den Augen, drückte ich es zärtlich in meine Arme". Der Zug ist charakteristisch und er zeigt, wie früh in die Seele des duldenden Kindes die Tragik des Kampfes um das tägliche Brot ihre Schatten warf. Und die Erinnerung daran ist in Michelet allzeit die lebendigste geblieben. Erzählt er doch einmal: „Meine Entbehrungen lassen sich in drei Worte zusammenfassen: Bis zum Alter von 15 Jahren kein Fleisch, keinen Wein, keine Heizung. Gemüse, meist in Salz und Wasser gekocht, und Brot waren meine einzige Nahrung. Wenn ich am Leben blieb, so danke ich es der kräftigen Constitution meines Vaters, die in mir über die kränkliche, schwächliche meiner Mutter den Sieg davonzutragen schien. Arbeiten

*) Paris, Calman Lévy.

Digitized by Google

und Gewohnheiten meines einsam nur in der Nähe der Eltern freudenlos zugebrachten Lebens hielten mich in gewissem Sinne aufrecht und stärkten meine Thatkraft, ohne freilich dem Körper zu nützen, so daß meine schwächliche Figur gewissermaßen ein Denkmal jener trüben Zeit ist. Die Beulen und Narben meiner Hände legen noch heute Zeugniß ab für zahlreiche, ohne Feuerung durchlebte Winter." Wer könnte Dergleichen ohne Rührung, ohne Mitgefühl lesen? Und wie trefflich erhellt diese lebhafte Erinnerung an eine freudlose Jugend das spätere Vermögen des fertigen Historikers, gerade solchen Epochen die Weihe seines Talentes zu geben, in denen großes Unglück nach verheerenden Kriegen, Leiden und Kämpfe der Volksseele geschildert werden.

Aber wie auf den Körper, so wirkte die beständige Noth ganz selbstverständlich auch auf den Charakter des Kleinen mannigfach nachtheilig ein. Der Vater trug freilich noch immer hoffnungsvoll sein Mißgeschick von Quartier zu Quartier, und wenn er Jules auf den Schooß nehmend sang: „Mon fils sera mon consolateur", da verklärte immer ein Strahl der Hoffnung sein Gesicht, während Jules in Thränen ausbrach. Mit großer Verehrung denkt dieser späterhin zurück an den Vater, der vor keinem Opfer zurückscheute, um dem Sohne eine treffliche Erziehung zu gewähren. Das schwächliche Kind aber war linkisch und schüchtern, ja feig geworden — wie es wohl öfters einsame Armuth mit sich zu bringen pflegt. Und als es der Vater ermöglicht hatte, daß es das Lycée Charlemagne besuche waren diese Folgen der Armuth die neue Ursache von Mißerfolgen und Demüthigungen. Seine Schüchternheit brachte, es mit sich, daß er niemals so antwortete, wie er eigentlich wollte, so daß er bald als wenig begabt galt. Und die Einsamkeit seines Wesens reizte außerdem, ebenso wie seine dürftige, linkische, in grotesker Kleidung steckende Persönlichkeit den Spott und den Hohn seiner reicheren Mitschüler. Mit einem wilden Haß denkt der so liebenswürdige Mann an diese Tage der Schmach und der Demüthigung zurück, indem er noch nachträglich jeden seiner Peiniger zerfleischt. Nie sagt er: meine Kameraden, immer dagegen: meine Feinde, wenn er von seinen Mitschülern spricht! Er hatte keinen Freund und er duldete Qualen, daß er keinen fand. Aber so beklagenswerth dies alles ist: das läßt sich doch zwischen den Zeilen lesen, daß diese Prüfungen dazu beitrugen, in ihm den Schriftsteller groß zu ziehen. Seine Leidenschaft und seine Entschlossenheit, die durch jede Zeile, die er geschrieben, glühen, fanden hier ihre beste Nahrung. „Ich erinnere mich", schreibt er einmal, „wie ich inmitten des entsetzlichsten Unglücks, Entbehrungen der Gegenwart und Furcht vor der Zukunft, den Feind (1814) vor der Thür, mich eines Tages trotz alledem aufraffte und, ohne Heizung, hungrig, dem Ende nahe, trotz alledem ein Gefühl echter stoischer Kraft, dem kein Atom kirchlicher Hoffnung beigemischt war, in mir fühlte, und mit geballter Faust auf den Tisch schlagend, wahrhaft männliche Freude und Herzhaftigkeit empfand." Dazu kam Vergil, den er schwärmerisch liebte, kam Corneille, die ihm den Kampf bestehen halfen, in deren Schriften er das moralische Mark frühreif zu finden wußte. Und nun kam auch ein erster Lichtstrahl eines günstigeren Geschicks auf ihn hernieder: er erhielt nicht weniger als drei Preise auf einmal, und der Herzog von Richelieu, derselbe der damals das Elsaß Frankreich zu erhalten gewußt hatte, sagte von dem preisgekrönten Michelet: „Celui-là ira loin." Es ist bezeichnend, wie schon vor langen Jahrzehnten die politischen Kämpfe in Frankreich zu Verdächtigung und Verleumdung selbst des reinsten Wollens führten. So wurde dieser Vorgang, dieses Lob aus dem Munde Richelieu's später benutzt, um zu sagen, Michelet sei in seiner Jugend Royalist gewesen, wie man seine späterhin in einem unüberwindlichen Herzensdrang in der Kirche Saint-Medard verlangte Taufe — dieselbe war zur Zeit seiner Geburt noch verboten und wurde späterhin vergessen oder absichtlich unterlassen — dazu benutzte, um ihm vorzuwerfen, er sei einstmals gläubiger Katholik gewesen. Es wäre übel angebracht, hierauf näher einzugehen. Ganz abgesehen davon, daß man am wenigsten von dem begabten Menschen verlangen kann, er sei sozusagen von der Wiege an bis zum Ende seines Lebens gläubig oder ungläubig, royalistisch oder republikanisch gesinnt, hat es das spätere Wirken Michelet's, der niemals der Günstling irgend einer Regierung war, der sich vor keinem Fürsten der Erde beugte, der nur die Pflicht und wieder die Pflicht zu seinem Gott erkoren hatte, genugsam bewiesen, wie es mit seinem Royalismus und seinem Katholicismus bestellt war.

In der Zeit seines ersten Erfolges starb seine Mutter, der Vater aber wurde Gutenberg untreu und nahm eine Stellung als Wärter in einem Privatkrankenhause an. Da ging es ihm besser, Jules aber, von Kindheit an gewöhnt, eigene Wege zu gehen, und, mehr als der Vater bedacht auf des „Lebens ernstes Führen", nahm nun erst recht die Zügel seines Geschicks in die eigene Hand und in einem Alter, wo die „Herren Eltern" in der Regel noch nicht wissen, was nun eigentlich der Herr Sohn werden solle, unterrichtete er schon, nach Absolvirung des Collegs, wieder drauf los. Ist es da ein Wunder, daß er keine Gelegenheit fand, etliche jener Dummheiten zu machen, an die wir Alles in Allem so vergnügt zurückdenken, oder gar einen jener Streiche, von denen der weise Mirza Schaffy sagt:

„Wer selbst aus seiner Jugend Tagen
Nichts zu bereun hat, zu beklagen,
Der war nie thöricht, aber — auch nie weise!"

Das wußte der spätere Michelet recht wohl — aber seine Schuld war es nicht gewesen, daß er nie thöricht und nie weise war: die unterdrückte, gehetzte, gepeinigte Jugend trug die Schuld und unabänderlich folgerichtig warf diese auf das ganze spätere Leben des Schwergeprüften ihren unbarmherzigen Schatten. Echt war der herrliche Knabe, denn seine schönste Tugend wurde das Mitleid. Statt hart und herzlos zu werden durch die beständige Prüfung wurde er weich und mitfühlend — zu der früheren Qual noch die Qual gesellend, mit der er frühere Geschlechter ringen sah. Hierin liegt der Schlüssel zu seiner Werthschätzung als Mensch und als Geschichtsschreiber, der Schlüssel zu seinen Tugenden und seinen Fehlern. Und der Zwang, sich stets nur in sich selbst zu suchen und zu finden, brachte es ganz naturgemäß mit sich, daß er, wenn einmal die Gelegenheit da war zum Austausch der Gedanken, ganz nach Kleist'scher Art pedantisches Docententhum ausströmte. Jules Lefèvre sagt einmal, vielleicht etwas verzagter als wahr: „on meurt en plein bonheur de son malheur passé." Sterben? Nicht nothwendigerweise, aber unheilbare Wunden durch das Leben tragen, das eher. Und was Michelet anbetrifft, so streifte das Geschick mit brutaler Hand die Heiterkeit von dieser jungen Seele und raubte ihr selbst das Vermögen voll zärtlichen Hoffens um die Gunst des Lebens zu werben. Und ebenso grausam folgerichtig gab es ihm dafür eine bedächtige Schwere, eine linkische Feierlichkeit des äußern Menschen, die er zeitlebens nicht wieder los wurde. Und als er liebte, als er sich vermaß, wenigstens eine Blume aus dem Garten der Glücklichen zu holen, da betrachtete er sie mehr als Botaniker, denn als Liebender und fand es ganz natürlich, daß er auf Spaziergängen seiner Therese geschichtlichen Unterricht gab. Freilich, die Liebe zu Therese war nichts desto weniger herzinnig und es brachte ihm neues und schweres Herzeleid, als Eltern und Verwandte von einer Verbindung der Liebenden nichts wissen wollten. In demselben Jardin des Plantes, wo vielleicht gleichzeitig der stämmigere und selbstbewußtere Balzac an seinen Cromwell dachte, um durch ihn den Eintritt zu erzwingen in die Gesellschaft und in ihr die Hoheitsrechte des Genies zu üben, spielten sich die paar schönen Stunden dieser Liebesidylle ab, deren trüben Ausgang er nur in ernstester geistiger Arbeit zu verwinden lernte.

Man hat sein Buch über die „Liebe" für zufällig halten wollen und mit Recht für zufällig halten können. Die Idylle seiner Jugend und vor Allem auch die Schilderung des Familienkreises, den er in dem Hause des Arztes, wo sein Vater angestellt war, gefunden hatte, geben auch hier erklärenden Aufschluß. Namentlich war es eine reifere Frau, die ihm eine zweite Mutter wurde, und wie bei fast allen bedeutenden Männern, auch hier einen bestimmenden Einfluß übte. Aber hier bleibt ein weiteres Moment nicht zu vergessen, das zu

Digitized by Google

seiner Beurtheilung werthvolle Lichter giebt: die Reise zu Verwandten, die er kurz, nachdem sein Liebesidyll in Trümmer gestürzt, zur „Erholung" antrat. Die Leute wohnten in den Ardennen und da fand er denn nicht bloß ein erstes Mal in seinem Leben die Offenbarung der Majestät der Landschaft, sondern auch in den Erzählungen seiner alten Tante geheimnißvolle Anregungen, die seine Liebe zur Geschichte zu noch hellerer Flamme emporfachen. Und wenn er erzählt, daß ihn diese Legenden, so oft sie auch wiederholt wurden, niemals langweilten, ihm gleich magisch erschienen, wie an dem Tage, da er sie zuerst gehört, da giebt er, unbewußt, das erklärende Wort seiner oft phantastischen Anschauung und Darstellung der Geschichte.

Mit einem Wort, diese papiers intimes sind wirklich das, was ähnliche Aufzeichnungen so selten sind und doch stets sein sollten: die Pforte, die zu dem Charakter des Mannes, zu der Werdestätte seines geistigen Habitus führt. Und da sie obendrein, wie schon aus diesen den werthvollen Inhalt des Buches nur andeutenden Betrachtungen hervorgehen dürfte, einen werdenden Menschen im aufreibenden, gefährlichen Kampfe und in dem durch stählernes Bewußtsein der Pflicht errungenen Siege zeigen, so werden in der That nicht blos diejenigen, die Männer werden wollen, sondern auch diejenigen, die Männer geworden sind, in ihnen eines jener Bücher schätzen lernen, die für gar manche brutale Gabe des heutigen französischen Büchermarktes einen versöhnenden Ersatz bieten.

Feuilleton.

Der Roman des Telegraphen.

Von Karl von Schlözer.

Verwünscht! Daß ich in dieser Riesenstadt New-York auch gerade in die Nähe der Union-Telegraphen-Station ziehen muß! Und nun gar in diese Mansarde, vor der sich die Telegraphenleitungen der halben Welt zu kreuzen scheinen! Am Tage vollführt die Straße einen Spectakel, daß man keinen vernünftigen Gedanken fassen kann, und Abends heulen die Drähte mit dem Winde um die Wette! Wie sie summen und schwirren! Jetzt beginnt der eine zu pfeifen — ich wette, es ist der dicke, fette Draht dicht vor meinem Fenster, der mich schon so lange ärgert! Natürlich! Jetzt singt er sogar: „Keine Ruh' bei Tag und Nacht!" Die anderen stimmen ein, und die Signalglocke bekommt darüber solche Lachkrämpfe, daß sie laut anfängt zu klingeln! Nein, nun wird es mir zu arg!

Ich ziehe die Rouleaux in die Höhe, reiße das Fenster auf und schreie in die Nacht hinaus: „Goddam! Wollt Ihr wohl Ruhe halten da draußen!"

Einen Augenblick Pause. Dann nimmt der dicke Draht das Wort! „Nicht so grob! Nicht so grob! Können wir nicht auch einmal vergnügt sein? Den ganzen Tag mußten wir für Euch Menschen arbeiten — ordentlich Seitenstiche habe ich davon bekommen — und nun gönnt Ihr uns nicht einmal des Abends eine kleine Erholung?"

„Ach, Seitenstiche!" rief ich. „Glaubt Ihr etwa, ich hätte Nichts zu thun? Binnen einer Stunde soll ich einen Artikel für die „Morning Post" liefern — etwas Neues — Spannendes! Aber bei Eurem Geschwätz vergehen mir die besten Ideen!"

„Ideen! Ideen!" spottete Jener, „als ob man im neunzehnten Jahrhundert noch Ideen brauchte! Will man heutzutage Geschichten schreiben, so erfindet man sie nicht, man erlebt sie! Wie sagt der deutsche Dichter:

„Greift nur hinein ins volle Menschenleben . . . ."

Freilich, um das zu wissen, darf man sich nicht etwa an ein Telephon wenden, solch ein Guck-in-die-Welt, das schon, wenn es eine Meile weit sprechen soll, die Auszehrung bekommt: Nein! Man muß einen alten, erfahrenen Telegraphendraht fragen, der, wie ich, den Verkehr zwischen drei Welttheilen vermittelt und directen Anschluß an vier überseeische Kabel hat! Wie viel Seufzer, Wünsche und Hoffnungen von Euch Menschen habe ich schon erfüllt — zerstört — begraben! Wie viele große und edle, wie viel kleine und schlechte Handlungen, wie viel welterschütternde Ereignisse habe ich entstehen sehen — befördert — verhindert! Ganze Bände könnte ich darüber schreiben!"

„Nun, wenn Du so viel weißt", sagte ich besänftigt, „so erzähle mir doch! Du siehst: Ich höre!"

„Gut!" sprach der Draht; „Ich will Dir einen kleinen Roman vorführen, die Geschichte von Alice Parker und George Daff."

„Was? George Daff? Der brave, närrische George, mein alter Freund, mit dem ich ganz Italien durchreiste und in Sorrento die Wette machte, daß er binnen Jahresfrist glücklicher Gatte sein werde? Ich hörte später, er habe in Amerika sein Herz verloren und dies — zerstreut, wie er ist — erst gemerkt, als er wieder in Europa war!"

„Derselbe!" nickte der Draht, „und diese Geschichte gerade sollst Du erfahren. Ich werde Dir 17 darauf bezügliche Depeschen mittheilen, so, wie sie durch meine Hände gegangen sind. Aber wenn Du sie etwa für Deine Zeitung verwendest, darfst Du keine Namen nennen; das ist Amtsgeheimniß!"

„Ganz gewiß nicht!" versprach ich, und der Draht begann also:

* * *

Er und Sie.

Zeit-Roman in siebenzehn Depeschen.

1. An Banquier Parker. Von London nach Baltimore. Bei letzter Anwesenheit in Baltimore Neigung für ihre Tochter gefaßt. Fühle jetzt, daß dieselbe liebe, kann nicht ohne sie leben. Glaube, daß Alice Gefühle erwidert. Bin unabhängig. Vermögensverhältnisse bekannt. Meine Mutter einverstanden. Bitte um Hand Ihrer Tochter. Wenn nein, Antwort unnöthig. Wenn ja, telegraphiren. Reise dann umgehend Baltimore. George Daff.

2. An George Daff. Von Baltimore nach London. Alice liebt Sie. Gebe meinen Segen. Kommen Sie. Parker

3. An Banquier Parker. Von London nach Baltimore. Fahre morgen früh 6 Uhr mit Passagierdampfer Brittania. Tausend Grüße und Küsse. George Daff.

4. Telegramm der „Times". Passagierdampfer Brittania, nach New-York bestimmt, ist am letzten Sonntag auf offner See in Folge starken Nebels mit Packetboot Sultan, Capitän Johnston, collidirt. Der Sultan, schwer beschädigt, liegt in Liverpool. Brittania ist gesunken. Von Besatzung und Passagieren Niemand gerettet.

5. Telegramm des „New-York Herald." Die Nachricht der Times betreffend den Untergang der Brittania wie gewöhnlich übertrieben. Passagiere und Mannschaft größtentheils gerettet.

6. An Banquier Parker. Von Funchal nach New-York. Wunderbare Rettung. Soeben hier gelandet. Brittania sank durch Collision. Ich, Mast ergreifend, trieb die ganze Nacht auf dem Meer. Morgens Segelschiff nach Capstadt gehend hat mich an Bord genommen, in Madeira an Land gesetzt. Fahre mit erster Gelegenheit Baltimore. Auf baldiges Wiedersehen. George Daff.

7. An George Daff. Von Baltimore nach Funchal. Bankhaus Parker existirt nicht mehr. Compagnon mit Wechselfälschung flüchtig. Andere Häuser mit Capital fallirt. Parker sich selbst entleibt. Brief der Tochter liegt für Sie in Baltimore. Blackburn, Concursverwalter.

8. An Blackburn, Concursverwalter. Von Funchal nach Baltimore. Wo ist Alice Parker? George Daff.

9. An George Daff. Von Baltimore nach Funchal. Verschwunden! Blackburn.

10. An Mss. Daff. Von Baltimore nach London. Soeben hier angelangt. Von Alice keine Spur. Sagt in hinter-

Digitized by Google

lassenem Brief, daß zu stolz, um unter diesen Umständen mich zu binden. Komme nicht eher zurück, bis sie gefunden.
George.

11. An George Daff. Von Liverpool nach Baltimore. Ersuche dringend umgehend zurückzukehren. Von Ihrer Vernehmung in Angelegenheit Brittannia hängt meine Ehre und Existenz ab. Johnston, Capitän des Sultan.

12. An Mss. Daff. Von Baltimore nach London. Pflicht ruft mich zurück. Alice nirgends gefunden. Fahre heute Abend nach New-York. Uebermorgen mit Passagierdampfer Victoria nach England. Bin sehr unglücklich. George.

13. An George Daff. Von Baltimore nach New-York. Miß Parker soll in New-York sein.
Blackburn, Concursverwalter.

14. An Mss. Daff. Von New-York nach London. Zum zweiten Male gerettet. Gefunden! Wollte Aufforderung in Zeitung erlassen, trage Brief für Alice auf die Post. Hinter Postschalter schwarze Dame, nimmt Brief in Empfang, stößt Schrei aus, war Alice selbst. Jetzt vereinigt. Fahre sogleich auf Dampfer Victoria nach Southampton, dann umgehend nach London. George.

15. Telegramm der „Times." Großes Unglück! Folgen unberechenbar! Passagierdampfer Victoria heute Morgen von New-York kommend in Southampton eingetroffen. Kurz vor Landung erfolgte Explosion an Bord. Vier Heizer verwundet, ein Küchenjunge vermißt. Ursache soll eine fenische Dynamitsendung sein. Zwei Passagiere, ein Herr und Dame, sind verdächtig und sofort verhaftet.

16. Telegramm des „New-York Herald." Nachricht der Times betreffend Dynamit-Explosion selbstverständlich übertrieben. Es hat sich herausgestellt, daß nur einige Proben amerikanischer Schießbaumwolle in Brand gerathen waren. Die fraglichen Passagiere sind nach Feststellung ihrer übrigens hochachtbaren Persönlichkeiten sofort unter Entschuldigung aus der Haft entlassen worden.

* * *

Der Telegraphendraht hatte die letzten Worte mit etwas gedehnter Stimme gesprochen. Jetzt schwieg er ganz.

„Nicht übel!" sagte ich. „Die Erlebnisse des braven George haben mich lebhaft interessirt. Allerdings ist der Stil Deiner Geschichte etwas lapidarisch, die Entwickelung vielleicht zu sprunghaft, auch der Inhalt scheint mir nicht ganz neu. Immerhin hast Du ein vortreffliches Gedächtniß! Sei es drum! Nun aber kommt der Schluß: Wir sind glücklich im Hafen Alt-Englands gelandet, haben die Klippe der Dynamitexplosion umschifft, möchten doch aber wissen, ob „Er uud Sie" auch in den Hafen der Ehe einlaufen?"

Hierauf entstand eine längere Pause.

„Wie? Du willst mich noch im letzten Augenblick im Stich lassen? Ich will doch erfahren, ob ich die Wette von meinem Freund gewonnen habe . . . . Du schweigst? Sollten etwa die jungen Leute London wieder verlassen haben und Deine Fühler nicht weiter reichen?"

Statt aller Antwort klopfte es an die Thür.

„Herein!" Ein Telegraphenbote erschien und überreichte eine Depesche. Ich reiße sie auf . . . sie ist von — wahrhaftig! Halt! Sie — pst!" Der Mann war schon die Treppe hinab.

„Mein würdiger Berichterstatter", sagte ich, an das Fenster tretend, „jetzt kann ich Ihnen den Schluß Ihres Romans selbst erzählen. Hören Sie nur!" Und ich las mit lauter Stimme:

Depesche numero 17. Von Sorrento nach New-York. Blauer Himmel. Sonnenschein. Sitze mit meiner jungen Frau auf Terrasse. Herrliche Flitterwochen. Gedenke Deiner Du hattest doch Recht. George Daff.

„Nun, was meinst Du dazu?" fragte ich, das Blatt zusammenfaltend.

Aber der Draht sagte auch jetzt Nichts, und als ich schärfer hinsah, erkannte ich auch warum; er war eingeschlafen.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Verirrungen.

Schauspiel in fünf Aufzügen von Joseph Trieb.

Wieder ein deutsches Ehebruchsstück! Es verlohnte sich wirklich, einmal eine Naturgeschichte dieses sonderbaren heimischen Products zu schreiben. Das uralte Motiv des betrogenen Ehemanns kann entweder komisch, wie Molière es am besten gezeigt hat, gebraucht werden oder tragisch, wenn Dandin als strafender justicier, als Arzt seiner Ehre auftritt, oder als Sujet der Rührcomödie, wenn er, wie in „Menschenhaß und Reue", als sentimentaler bénisseur ganz Resignation und Versöhnung ist. Der moderne deutsche Autor wählt natürlich zumeist den letzteren Weg und sucht auf die Thränendrüsen des Publikums zu wirken. Das ist sicherer. Da aber die Schuld einer Frau ein Casus ist, darüber nach Hebbel „kein Mann hinweg kommt", so verfällt der deutsche Theaterschreiber meist auf das Auskunftsmittel, diese Schuld so sehr abzuschwächen, daß man sie von der blanken Unschuld kaum mehr unterscheiden kann. Wer wollte denn so französisch sittenlos sein, die brutale Thatsache mit allen ihren Folgen auf die Bühne zu bringen? An die Stelle der factischen ehelichen Untreue tritt also das schon in der Bergpredigt gerügte Spielen mit dem verbrecherischen Gedanken, der „Ehebruch mit dem Herzen". Die Heldin ist leichtsinnig, aber nicht schlecht, kokett, aber nicht sündhaft, sie steht an der Schwelle des Vergehens, fällt aber nicht, — sei es, daß das Gewissen noch gerade rechtzeitig in ihr erwacht oder daß ein tugendhafter Zufall sie rettet. In dieser Beziehung spielen schon seit Kotzebue's vielbeweinter Eulalia Mainau bis zur „Prinzessin von Bagdad" die Kinder eine sehr beliebte Rolle. Im Augenblicke, da die Ehrvergessene den häuslichen Herd entweihen oder verlassen will, kommt das herkömmlich geschminkte und aufgeputzte Theaterkind auf die Bühne gelaufen und schreit mit wohleingepaukter Papageienkunst sein Stichwort: „Liebe Mutter!", das seine tiefe Wirkung auf alle weiblichen Zuschauer niemals verfehlt.

In dem neuen Stücke des Residenztheaters setzt die rettende Kinderstimme ebenfalls im kritischen Augenblicke ein. Und auch hier ist die Schuld der Frau Mama sehr leicht, sehr verzeihlich. Frau Olga Willmer ist gegen den Willen ihres abwesenden Gemahls, der wie Menelaus der Gute im unerwartetsten Augenblicke zurückkehrt, auf einen Ball gegangen. Auf dem Nachhausewege ist ihr ein Maler nachgefahren und an der Hausthür zuvorgekommen. Auf der Schwelle, zwischen Thür und Angel, sagt er ihr allerlei verführerische Dinge: er liebe sie, sie solle ihren poesielosen Mann verlassen, komm', flieh' mit mir und sei mein Weib u. s. w. Aber Frau Olga ist trotz ihres Ungehorsams, ihres jähzornigen Haustyrannen, ihrer halb unbewußten Neigung zu dem schönen Maler eine brave Deutsche, und nach kurzem Schwanken giebt sie auch die richtige deutsche Antwort, indem sie ihm die Thüre vor der Nase zuwirft. Ist dies nicht äußerst lobenswerth? Nein, belehrt uns der deutsche Ehebruchsdramatiker, und wie ein Staatsanwalt, der den Angeklagten unter allen Umständen verdonnert, verurtheilt er die Schuldlose zu einem Martyrium von zehn Jahren und fünf Aufzügen. Auf seinen Befehl darf der Ehemann gar nicht mehr aus seiner sinnlosen Othellostimmung herauskommen: statt seine Frau wegen ihrer würdigen Haltung zu loben, beschimpft und malträtirt sie Herr Willmer, steckt ihr Kind in eine Pension und reist sofort in seiner Verzweiflung auf zehn Jahre nach Batavia. Als er dann im zweiten Akte heimkehrt, flammt bei dem geringsten Anlasse seine wahnwitzige Eifersucht und Wuth auf, besonders da der ehemalige Cavalier seiner

Digitized by Google

Frau wieder in sein Haus schleicht, um — aus Rache! — diesmal die Tochter zu umgarnen. Jetzt entsteht endlich ein ernsthafter Conflict. Das junge Mädchen erklärt nämlich ihren Eltern, daß sie den Maler liebe und heirathen wolle. Schon triumphirt dieser. Doch die Mutter entschließt sich zum Aeußersten. Sie beichtet ihrer Tochter ihre Schuld oder eigentlich Unschuld, und fünf Minuten später ist der lauschende Gemahl gerührt und versöhnt und das junge Mädchen von seiner heißen Liebe curirt. Nein, es war eine Verirrung: niemals wird sie dem Menschen angehören, der ihre Eltern so unglücklich gemacht hat, und in einer rührenden Schlußgruppe umarmen sich Vater, Mutter und Kind.

Das für das ganze Genre typische Stück ist ermüdend und schwerfällig. Die eingebildete Schuld, den verspäteten und gleich beigelegten Conflict, den fehlenden dramatischen Puls, die Verlogenheit der Personen und ihre Redseligkeit konnte auch die geschmackvolle Inscenirung nicht vergessen machen. Die Novität hatte übrigens einen Erfolg ganz eigener Art. Man applaudirte am Schlusse blos in der eitlen Hoffnung, auf diese Weise den wirklichen Namen des Verfassers oder der Verfasserin zu erfahren. Der Beifall aus Neugier, — gewiß eine neue und lustige Erscheinung des reichshauptstädtischen Theaterlebens.

Z.

Gurlitt's Herbstausstellung.

Wenn es heißt, daß die Kunsthandlung von Gurlitt eine Ausstellung eröffnen wird, so pflegt die erste Frage zu lauten: Ist ein neuer Böcklin da? Man ist daran gewöhnt, den jüngsten Schöpfungen des genialen Künstlers an diesem Orte zuerst zu begegnen, daß man sich wundern würde, wenn sie einmal ausblieben.

Wie ein späteres Geschlecht von Böcklin reden wird, wissen wir nicht. Wenn unsere Väter hören könnten, was wir von Künstlern halten, die vor fünfzig Jahren gleich Königen im Triumph in ihre Heimath eingeholt wurden, die in einem Athem mit den Größten aller Zeiten zusammen genannt wurden, es müßte ihnen das Herz bluten. Ob es uns mit unseren Lieblingen ebenso gehen wird? — Was Böcklin angeht, tröstet mich eins: Wir sind nicht blind gegen seine offenbaren Schwächen. Hundertmal haben uns die häßlichen verzeichneten Weiber geärgert, mit denen er die herrlichsten Conceptionen verunstaltet, und doch können wir uns dem Banne nicht entziehen. Auch hat er uns nicht im Sturm erobert: Zunächst begriffen wir ihn nicht, fühlten uns von der Kraft seines Colorits, an das wir nicht gewohnt waren, von nebensächlichen Aeußerlichkeiten verletzt und lehnten ab. Widerstrebend, mit Achselzucken haben wir erst nur gewaltige Einzelheiten gelten lassen, wurden warm — mit Bedauern —; dann kamen Schöpfungen, die uns im Innersten bewegten. Wir lernten Dinge wieder sehen, die mehr als ein Menschenalter nicht beachtet oder gar verpönt waren' die frühlingsgrüne Wiese, den blauen Himmel nach dem Regen, das schwarzdunkle Wasser. Zuletzt haben wir uns ihm ohne Rückhalt hingegeben.

Ihm war es einerlei. Er that keinen Schritt, sich verständlicher zu machen. Denn so neu wie seine Behandlung waren seine Stoffe. Ohne sich zu regen, ließ er über die Bedeutung, den tieferen Sinn seiner Compositionen hitzige Kämpfe ausfechten, die er mit einem Wort hätte schlichten können. Freunden gegenüber spottete er wohl gar über die Deutungsversuche und betonte, er habe nur ein Bild malen wollen, weiter gingen seine Absichten nicht. Kunsthändlern und Ausstellungscommissionen überließ er die Sorgen, den Kindern seiner Muse einen Namen zu geben und war selber überrascht, wenn bei der Gelegenheit Zusammenhänge und Beziehungen entdeckt wurden, an die er selber nicht gedacht hatte. So, wenn er eine norditalienische Frühlingslandschaft schuf, in der auf bunter Wiese Kinder Blumen pflücken, zwei Verliebte, nur mit sich beschäftigt, lagern, während ein alter Herr über die Wasserfläche in die Ferne späht, und man das Werk nannte: die Lebensalter. Ueber das Gefilde der Seligen in der Nationalgalerie konnte eine ausführliche, wissenschaftlich angelegte Broschüre erscheinen, die in ihrer geistreichen Auslegung an die vielen Abhandlungen über die Schule von Athen erinnert, und er, der Lebende, rührte sich nicht. Man sagt, er sei sich dabei seines Werthes so bewußt wie irgend einer von seinen wärmsten Verehrern. Welch' ein Abstand in dieser Beziehung zwischen ihm und Wagner.

Wie dem sei, bei jedem neuen Werk, das er in die Welt hinausgehen läßt, pflegt auf's Neue der Kampf im Publikum zu entbrennen. Doch dürften in dieser Beziehung gerade seine beiden jüngsten Arbeiten eine Ausnahme machen.

Das eine, „Der Drachentödter", holt seinen Stoff aus der Geschichte eines der unzähligen mittelalterlichen Urenkel des Perseus. Im engen Rahmen stehen nebeneinander der Held, von Kopf zu Fuß in dunkler stahlblauer Rüstung und die nackte Schöne. Hinter ihnen liegt wie ein Wall der grünlich schillernde Leichnam des Drachen. Es ist der Moment nach dem Sieg. Der Ritter steht im Begriff, einen tiefbraunen Mantel um den Leib der Schönen zu schlagen, in deren Bewegungen Angst und Scham sich mischen. Welch' ein kräftiger Gegensatz in der Bewegung und der farbigen Erscheinung dieser beiden Gestalten! Vor ihnen liegt das abgeschlagene Crocodilhaupt des Drachen am Boden; es scheint, als ob die brechenden Augen einen schielenden Scheideblick nach oben würfen. Aus dem Körper ist das Leben noch nicht entflohen. Noch ringelt sich der plötzlich seines Lenkers beraubte Hals krampfhaft empor und speit einen Strahl tiefrothen, zähen Blutes in langem Bogen auf die Erde, wo es gerinnend in Tümpeln zusammenläuft. Zerstreute Hiebwunden am Hals deuten an, daß der Kampf nicht leicht war. Der colossale Körper verdeckt wie ein Gebirge die Landschaft, über die sich schwere Wolken ziehen. Zur Seite liegt ein Ausblick über eine weite Ebene offen, was dem Bilde eine ungemeine Großräumigkeit giebt. Es hat nichts Aufregendes, nichts Geheimnißvolles, die Geschichte ist so sehr Typus, daß einem die Namen gleichgültig sind. Aller Nachdruck liegt auf der künstlerischen Gestaltung in Composition und Farbe. Da der Körper des Weibes von störenden Verstößen gegen die anatomische Wahrscheinlichkeit frei ist und das naiver Weise fixirte Erröthen die Wirkung nicht ernstlich beeinträchtigt, so haben wir einmal wieder einen Böcklin, vor dem sich die Gegensätze versöhnen können.

Einen ganz anderen Ton schlägt „Der Eremit" an. Er steht mit seiner Geige in seiner Klause vor dem Madonnenbilde in der Mauernische und spielt seine Abendandacht. Lustige Engelsknaben sind, von den Tönen angelockt, herbei geflogen und haben sich auf dem Brett des offenen Fensters niedergelassen. Einer steht draußen auf den Zehen, um einen Blick zu erhaschen. Sie tragen bunte schillernde Flügel, ihre Geberden thun ein kindliches Entzücken über die Töne kund, — und sie sind doch gewiß gute Musik gewohnt. Neben der Bretterwand lugt wieder ein schmaler Streif Landschaft im Abendnebel herein, der Raum und Stimmung vertieft. Gleich dem Drachentödter ist der „Eremit" ein Bild, das keinen Namen und keine Erklärung braucht.

Neben Böcklin richtet sich die Aufmerksamkeit besonders auf Hans Thoma, der manchen verwandten Zug mit ihm theilt, wenn ihm auch die gewaltige Poesie Böcklin's nicht zu Theil geworden. Er ist auch kein Nachahmer des Schweizers, sondern war in der ihm eigenthümlichen Richtung schon gefestigt, ehe er noch die Schöpfungen seines Rivalen kennen lernte. Thoma steht jetzt in seinem funfundvierzigsten Jahre. Er stammt aus dem badischen Schwarzwald. In der Bemalung von Uhrschildern fand er die erste Bethätigung seines Talents Später kam er zu Schirmer nach Karlsruhe, von da ging er nach Schirmer's Tode nach Düsseldorf, dann nach Paris und München.

Trotzdem er jung, kaum zwanzigjährig, auf die Akademie kam, hatte er doch schon so selbstständig seinen Weg zur Natur gefunden, daß er keines Anderen Manier mehr unterlag. Auch der Aufenthalt in Italien diente nur, ihn in seiner Auffassung zu bestärken. Wie Böcklin hat er lange Zeit gegen das Vorurtheil eines an andere Ausdrucksmittel gewöhnten Publikums zu kämpfen gehabt. In Deutschland ist er noch jetzt nicht durchgedrungen, wie er es verdient. Dafür hat sich ihm seit Jahren der englische Liebhaber zugewandt. Ehe noch in Deutschland sein Name einen populären Klang gewonnen, wurde ihm in Liverpool die Anerkennung einer Sonderausstellung zu theil,

Digitized by Google

welche sechzig seiner Bilder aus englischem Privatbesitz vereinte. Aehnliche Würdigung erfuhr er in Frankreich.

Wir hinken nach. Es ist das Verdienst der Gurlitt'schen Kunsthandlung, ihm in Berlin durch Vorführung von neun seiner Werke die Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken. Meist sind es Landschaften, doch steht das Figürliche keineswegs zurück.

Ein Selbstbildniß in etwas alterthümlicher Auffassung zeigt uns den klar blickenden energischen Kopf von regelmäßigen Zügen mit leichtem Bart umrahmt. Er hält ein Buch in der Hand, das wohl auf Lieblingsneigungen deuten soll, und über seinem Haupte breitet sich der fruchtschwere Zweig eines Apfelbaumes aus. Nicht sinniger hätte der Künstler ausdrücken können, daß er sich in der Periode fühlt, in der die Früchte reifen. — „Das Liebespaar" zeigt uns sein Bild noch einmal neben dem seiner Frau. Ueber ihnen schwebt der Liebesgott, welcher dem Tode wehrt, einem dunklen Knochenmann.

Die Flucht nach Aegypten verarbeitet das alte wundersame Motiv, an dem sich seit Jahrhunderten die Phantasie der Künstler aller Völker nicht genug thun kann, in neuem Gewande. Als Anlage erinnert das Bild entfernt an eine Radirung Rembrandt's. Der Rahmen schneidet die lebensgroßen Gestalten an der Hüfte ab und schließt sie zu beiden Seiten eng ein, so kommt der Eindruck des Vorüberziehens zu energischem Ausdruck. Joseph mit bekümmerter Miene führt den Esel. Maria hält das eingeschlafene Kind auf dem Schooße und folgt der Bewegung des über ihr schwebenden Engels, der nach dem Ziele weist. Neben dem Esel schreitet ein anderer Engel mit Blumen, — es liegt eine ergreifende Poesie über der Gruppe. Nirgends versucht der Künstler bewußt den Anschluß an Dagewesenes, seine Typen sind ohne Süßlichkeit, doch durchaus modern, was namentlich bei den Engeln angenehm auffällt.

Unter den Landschaften ragen „der Meeresstrand" mit Badenden zwischen den Felsen, „ein Sommertag", eine „Schwarzwaldlandschaft mit Regenbogen" und vor allem ein Motiv von Siena hervor. Hier ziehen an einer Mauer im Vordergrunde Wanderer dahin und sind an eine Stelle gekommen, wo ihnen zuerst das Bild der Stadt aufgeht, die mit Kuppel und Thürmen über den alten Mauern emporsteigt. Die Stadt liegt hoch oben in Licht getaucht unter hellem Himmel, während der Vordergrund bis weit an den bewachsenen Hügeln hinauf schwer beschattet ist. Bei aller Einfachheit der Scenerie hat man den Eindruck der Vision. —

Eine Gruppe junger Münchener, die viele verwandte Züge zeigen, bilden Paul Hoecker, der die ihm von allen Seiten prophezeite Medaille auf dem diesjährigen Salon doch nicht bekommen hat, Graf Kalckreuth der Jüngere und ein hierorts noch ganz unbekannter junger Künstler F. Strobentz.

Kalckreuth bietet in seiner „Anspielung" die bedeutendste Gabe. In dem Flur eines Bauernhauses, der durch die offene Thür das Licht empfängt, sitzen die Frauen beim Kartoffelschälen. Eins der jungen Mädchen sieht mit schelmischem Ausdruck auf eine Genossin, die in leichter Verlegenheit den Kopf neigt, eine andere blickt mit amüsirter Geberde zu den Beiden hinüber, während die alte, die das nicht mehr interessirt, ruhig weiter arbeitet. Das zarte Motiv drängt sich nicht auf und ist zu einer feinsinnigen Schilderung des malerischen Raumes benutzt.

Ludwig Passini glänzt mit einigen allerliebsten Italienerinnen, die eine in rührender Unschuld betend, die andere (dasselbe Modell) in die Lectüre eines Folianten vertieft, die dritte ein schelmischer Studienkopf. Dasselbe Original scheint E. v. Blaas zu seiner Venezianerin gesessen zu haben. Franz von Lenbach's Bildniß einer jungen Frau gehört zu dem Liebenswürdigsten, was der Künstler geschaffen. Ihm schließt sich Scheurenberg mit einem einfachen, ausdrucksvollen Knabenportrait an. Paul Meyerheim erfreut durch ein virtuos erfaßtes Löwenpaar im Käfig. Sie liegt schlafend am Boden ausgestreckt, er sucht dasselbe Gefühl der Langeweile durch einen gewaltigen Gähn- und Streckkrampf zu besiegen.

Unter den tüchtigen Landschaften von den Achenbach, Bracht, Müller-Kurzwelly ist nichts, das einen neuen Weg einschlüge.

Anders mit Arthur Volkmann's Löwenjagd, einem figurenreichen Fries in der Thonskizze. Von neuem wird hier der Versuch gewagt, die Wirkung des Runden nicht durch runde Formen zu erzielen, die nachher wie auf den Grund geklebt wirken, sondern durch Uebersetzung aller Formen in das Flächenhafte. Die Wirkung spricht für den Künstler. Eine fein abgewogene Composition bringt mit großer Kühnheit die Gruppe des Reiters, der von dem Löwen angefallen wird, in eine Ecke und vermeidet dadurch die lästige Symmetrie, während zugleich auf verhältnißmäßig beschränktem Raum die Entfaltung der Reiter und Fußgänger möglich wird, welche dem Streitenden zu Hilfe kommen. Wie müßte das Werk erst wirken, wenn die Ausführung in Marmor eine weitere Durchbildung mit sich brächte!

A. L.

Notizen.

Le chant de la cloche de Schiller, en vers français par Gustave Fortin. (Paris, Paul Ollendorff, 1884.) Ungefähr ein dutzendmal schon ist das „Lied von der Glocke" in's Französische übersetzt worden, und heute flattert schon wieder eine neue Nachdichtung auf unseren Büchertisch. Der Verfasser, ein Straßburger, hat gewiß die beste Entschuldigung für sein Wagniß gegeben, wenn er sagt: j'ai traduit ce chef-d'oeuvre avec enthousiasme. Dem Enthusiasmus verzeiht man Alles, auch die Veröffentlichung einer dreizehnten Uebersetzung, und besonders wenn dieselbe so brav und verständnißvoll gefertigt worden ist, wie die vorliegende. Im Ganzen schmiegen sich die vers français gefügig an den anheimelnden Wohllaut der Schiller'schen Verse, den wir auch bei der Lectüre dieser Uebersetzung immer so nebenher mitklingen hören. Stellen allerdings wie die folgenden:

Les ris et les pleurs que nous donne
Le mobile destin,
Sont par le métal qui résonne
Répétés au lointain —

erinnern in ihrer Nüchternheit auch nicht entfernt mehr an das schwungvolle Original, doch muß andererseits hervorgehoben werden, daß der Uebersetzer niemals, wie die meisten seiner Vorgänger, in phrasenhaftem Pathos schwelgt. Namentlich hübsch gelingt ihm die Nachdichtung der heiteren leichtbewegten lyrischen Stellen, z. B.:

Le plaisir s'envole
L'amour doit rester;
La fleur s'étiole,
L'épi doit monter.

Im Hochland, Novellen von Conrad Telmann (Dresden, F. W. Steffens) 5. Folge. Die vier Novellen, welche uns der bekannte Novellist diesmal in die Hände giebt, sind, wie seine früheren Dichtungen, in poetischer Sprache geschrieben und verrathen in der Composition den guten Erzähler. Die Stoffe für die beiden ersten Novellen sind nicht gerade originell zu nennen, aber sie sind so lebhaft behandelt und durchgeführt, daß der Reiz der Neuheit ihnen in der That anzuhaften scheint. Die dritte Novelle der Sammlung: „Bis zum Tode" beschäftigt sich dagegen mit einem wohl bisher selten behandelten Thema, mit einem Falle von aufopfernder, resignirender Bruderliebe, der uns bei den bäuerlichen Verhältnissen, die ihn hervorrufen, besonders warm und anziehend berührt. Die letzte Novelle: „Heißes Blut" schildert uns den alten Kampf zwischen Leidenschaft und Pflicht, dem der Kämpfer, ein junger Mönch, nur durch Selbstmord entfliehen kann. — Wir empfehlen diese neue Folge von Novellen unseren Lesern auf's angelegentlichste.

O. B.

Digitized by Google

Inserate.

Soeben erschienen:

Adolf Gaspary, Prof. Dr., Breslau, **Geschichte der Italienischen Literatur.** Bd. I (bis einschl. Petrarca). gr. 8°. VIII u. 550 S. M. 9,00.

H. Bruskowitz, Dr. Zürich, **Drei Englische Dichterinnen.** (Joanna Baillie — Elisab. Barrett Browning — George Eliot). 8°. 244 S. M. 4,00.

Edv. Hjelt, Prof. Dr., Helsingfors, **Bruchstücke aus den Briefen F. Wöhler's an J. J. Berzelius.** 8°. 52 S. M. 1,00.

Ludw. Erk, weil. Mus.-Dir. u. Prof. u. **O. Tiersch, Allgemeine Musiklehre.** gr. 8°. VIII u. 298 S. geh. M. 5,00.

H. Bruskowitz, Percy Bysshe Shelley. 8°. XII u. 387 S. M. 6,00.

Karl Elze, Prof. Dr. Halle, **Lord Byron.** 2. verm. Ausg. gr. 8°. 499 S. M. 6,00.

A. Fitger, (Verf. des Trauerspiels: „Die Hexe"), **Winternächte**, Gedichte. 8°. VI u. 227 S. geh. M. 4,00, f. geb. M. 5,00.

Karl Hillebrand, Prof. Dr., Florenz, **Zeiten, Völker und Menschen.** Bd. I. Frankreich u. die Franzosen. 3. verm. Aufl. Bd. II. Wälsches u. Deutsches. Bd. III. Aus u. über England. Bd. IV. Profile. Bd. V. Aus d. Jahrh. der Revolution. Bd. VI. Zeitgenossen u. Zeitgenössisches. 8°. Jeder Band M. 6,00.

H. Mohr, Red. d. Weser-Zeitung, **Ein Streifzug durch den N.-W. Amerikas.** Festfahrt zur Northern-Pacific-Bahn im Herbste 1883. 8°. VI. u. 394 S. M. 5,00.

Otto Rose, Paris, **Revanche!** Bilder aus Paris. 8°. XX u. 341 S. M. 5,00.

J. Schipper, Professor Dr., Wien, **William Dunbar**, sein Leben u. seine Gedichte in Analysen und ausgewählten Uebersetzungen, nebst einem Abriß der altschottischen Poesie. 8°. XVIII u. 410 S. geh. M. 7,00, geb. M. 8,00.

Bernhard ten Brink, Professor Dr., Straßburg, **Geschichte der Englischen Literatur.** Bd. I. gr. 8°. VIII u. 470 S. M. 8,00.

Georg Treu, Prof. Dr., Dresden, **Sollen wir unsere Statuen bemalen?** gr. 8°. IV. u. 40 S. M. 1,00.

Zwölf Briefe eines ästhetischen Ketzers. 2. Aufl. IV u. 118 S. geh. M. 2,00, f. geb. M. 3,00.

Verlag von **Robert Oppenheim** in **Berlin.**

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Dahl, Tizian, Canova, Rubens,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Acta genuina
ss. oecumenici
Concilii Tridentini
sub Paulo III Julio III et Pio IV PP. MM.

ab Angelo Massarello episcopo Thelesino ejusdem concilii secretario conscripta nunc primum integra edita

ab

Augustino Theiner

congregationis oratorii presbytero etc. etc.

Accedunt acta ejusdem concilii sub Pio IVa cardinale Gabriele Paleotto, archiepiscopo Bononiensi digesta, secundis curis expolitiora.

2 Bände 4. Preis 40 Mark.

Um die Anschaffung dieser **„amtlichen Protokolle des Tridentiner Concils"**, deren alleiniges Debit uns für Deutschland, Belgien, England, Frankreich, Holland, Russland, Schweiz, Spanien und Vereinigte Staaten zusteht, den betreffenden Interessenten möglichst zu erleichtern, sind wir in den Stand gesetzt worden, denselben von jetzt ab dieses wichtige Quellenwerk zu dem

ermässigten Ladenpreise von Mark 40.— (bisher Mark 80.—)

zur Verfügung zu stellen.

Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Verlag von J. Guttentag (D. Collin) in Berlin und Leipzig.
(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)

Diätetik des Geistes.

Eine
Anleitung zur Selbsterziehung
von
Friedrich Kirchner.

8°. Preis: geh. 5 M., elegant geb. 6 M.

Das vorliegende Buch, welches die wichtigsten Lehren aus der Anthropologie, Physiologie, Logik und Ethik zu einem wohlbegründeten System zusammenfügt, empfiehlt sich als ein zuverlässiger Mentor zur Erlangung einer wahrhaft harmonischen Bildung. Die Darstellung ist eine durchaus gemeinverständliche.

Kanarienvögel.

R. MASCHKE, Andreasberg, Harz.

Von vielen tausend Anerk. hier nur eine: „Ihr Vogel kam hier ganz munter an und singt z. m. vollen Zufriedenheit. Graf Walderdorff, Klafterbrunn bei Wilhelmsburg."

Statt 140 M. nur 30 M.

Die Gegenwart v. P. Lindau.

Band 1—14, Jahrgang 1872—78, gut geb. Kataloge meines Bücherlagers gratis.

L. H. Glogau, 23 Burstah Hamburg.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen:

24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.

Abbonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Das menschliche Lebensglück.

Ein Wegweiser zu Gesundheit und Wohlstand durch die Rückkehr zum Naturgesetz.

Von **F. E. Bilz.**

Zweite reich vermehrte Auflage, 426 S. gr. 8°. Preis 3 Mark.

Zu beziehen:

Th. Griebens Verlag, Leipzig
u. alle Buchhandlungen.

Soeben wurde complet:

Handbuch der Nationalökonomie

für Studirende, Landwirthe, Industrielle, Kaufleute u. andere Gebildete.

Von

Dr. Karl Walcker,

Doc entlender Staatswiss. an der Univ. Leipzig.

Bd. I. **Allgemeine Volkswirthschaftslehre.** 1882. 9 Mark. Bd. II. **Landwirthschaftspolitik**, 1883. 7 Mark. Bd. III. **Gewerbe- und Handelspolitik**, 1884. 7 Mark. Bd. IV. **Finanzwissenschaft**, 1884. 4 Mark. Bd. V. **Geschichte der Nationalökonomie**, 1884. 8 Mark. **Jeder Band wird auch einzeln abgegeben** und ist mit einem alphabet. Autoren- u. Sachregister versehen. Bd. V. enthält alphabet. Generalregister über alle 5 Bände u. Nachträge für die Jahre 1882—84.

Der Verfasser wird von Prof. Roscher in seiner Geschichte der Nationalökonomie als „vielseitig und geistreich" bezeichnet. Aehnlich urtheilen Professor A. Wagner, Schmoller, A. Held, Schäffle, Lehr, Kautz, die Westminster Review, französische, italienische, dänische, schwedische, russische, amerikanische 2c. Stimmen. Prof. Th. Freiherr von der Goltz sagt z. B.: „Walcker . . . steht . . . auf einem gemäßigt liberalen Standpunkte; er vertritt denselben aber keineswegs mit Einseitigkeit, sondern läßt den Ansichten und Leistungen anders gesinnter Männer und Parteien volle Gerechtigkeit widerfahren. Mäßigung und Versöhnlichkeit sind die charakteristischen Eigenschaften seiner Darstellungsweise. Dabei zeigt Walcker meist ein nüchternes, treffendes Urtheil über Personen und Verhältnisse, sowie eine große Kenntniß der einschlagenden Literatur." Die Berliner „Vierteljahrsschrift für Volkswirthschaft" lobt den „bon sens" des Walcker'schen Handbuches. Der Recensent des III. Bandes hebt die „ebenso scharfe wie maßvolle Weise" und die „große Belesenheit" des Verf., seine „Kunst prägnanter Darstellung" rühmend hervor und bezeichnet das Walcker'sche Werk als „überaus verdienstlich".

Leipzig, im October 1884.

Roßberg'sche Buchhandlung.

Hierzu eine Beilage der Verlagshandlung Gebrüder Paetel in Berlin und eine Beilage der Helios-Oel- und Lampen-Fabrik in Berlin.

Redaction und Expedition, Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 44. Berlin, den 1. November 1884. Band XXVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Staatsrath. Von Philipp Zorn. — Zum Begriff der Colonie. Von Heinrich Kohn. — **Literatur und Kunst:** Neues über Friederike Brion. Von Otto Roquette. — Gaetano Moroni. Von Capitolinus. — Europäische Kunst im Import und Export. Von G. Ebe. — **Feuilleton:** Sonderbare Geschichte. Eine ungedruckte Humoreske von Heinrich von Kleist. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von Z. — Opern und Concerte. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Der Staatsrath.

Von Philipp Zorn.

Der reorganisirte Staatsrath der preußischen Monarchie tritt demnächst zu seiner ersten Sitzung zusammen. Als vor einiger Zeit die Nachricht zuerst durch die Blätter ging, Fürst Bismarck habe die Absicht, den, wie man annahm, selig entschlummerten Staatsrath wieder zu beleben, fand dieser Gedanke in der Oeffentlichkeit im Allgemeinen eine kühle, ja theilweise schroff ablehnende Beurtheilung. Die officiösen Organe zwar suchten den großen Nutzen jener Institution nachzuweisen, fast die gesammte liberale Presse dagegen erklärte dieselbe neben dem Parlamente für nutzlos, ja, man fand vielfach im Staatsrath geradezu einen Widerspruch zum Princip der Volksvertretung und scheute selbst davor nicht zurück, den Gedanken der Wiederbelebung des Staatsrathes als verfassungswidrig zu erklären. Unbeirrt durch die theilweise überaus heftige Polemik der Presse traf die preußische Regierung die erforderlichen Anordnungen zur Wiederherstellung des Staatsrathes. Die Regierung ging staatsrechtlich von der Ueberzeugung aus, daß die älteren Rechtsvorschriften — es sind dies speciell die beiden Verordnungen vom 20. März 1817 und dazu, ergänzend und abändernd, die Verordnung vom 6. Januar 1848 — noch in Kraft stehen und insbesondere nicht als durch die Verfassungsurkunde aufgehoben anzusehen sind; daß die längere Nichtanwendung derselben gleichfalls juristisch keine Außerkraftsetzung involvire und daß selbst eine Neuredaction jener aus der vorconstitutionellen Zeit herrührenden Verordnungen sich nicht als dringendes Bedürfniß darstelle. Somit galt es lediglich, den materiell vorhandenen und nach Meinung der Regierung unanfechtbaren juristischen Rahmen wieder auszufüllen, nachdem die Mehrzahl der früheren Mitglieder des Staatsrathes verstorben und eine Neuernennung von solchen in letzter Zeit nicht mehr erfolgt war. Durch königliche Verordnung geschah sodann diesem Erforderniß Genüge: der Vorsitz im Staatsrath wurde dem Kronprinzen übertragen, eine große Anzahl von Mitgliedern aus den verschiedenen Zweigen der Bevölkerung wurde neu ernannt, und nunmehr ist auch die Einberufung zur ersten Sitzung erfolgt.

Der von der Regierung in der Staatsrathsfrage eingenommene juristische Standpunkt ist nicht anfechtbar. Die Verfassungsurkunde gedenkt der Institution des Staatsrathes mit keinem Worte, von einer directen Aufhebung desselben kann somit keine Rede sein. Aber auch die indirecte Beweisführung, welche zu jenem Resultate gelangt war, ist nicht stichhaltig: der Staatsrath steht mit keiner durch die Verfassung sanctionirten Institution in Widerspruch. In Betrach kommen können nach dieser Richtung nur die Volksvertretung und das Ministerium. Daß der Staatsrath eine mit den Functionen dieser beiden Organe des Staates gewissermaßen concurrirende Wirksamkeit hat, ist unzweifelhaft richtig. Daß aber im Staatsrath kein Widerspruch zum Ministerium gefunden werden kann, erhellt schon daraus, daß der Staatsrath Jahrzehnte lang vor Erlaß der Verfassungsurkunde neben dem Ministerium functionirte. Die heutige Organisation des preußischen Ministerialsystems ist ein Stück der großen, von Stein im Anfange dieses Jahrhunderts durchgeführten Verwaltungsreform, der Staatsrath dagegen ist viel älter (seit 1604). Durch die Stein'schen Reformen wurde allerdings die Stellung des Staatsrathes wesentlich verändert; die hohe Bedeutung der früheren Zeit vermochte der Staatsrath neben dem neu organisirten Staatsministerium nicht mehr zu behaupten. Keinenfalls aber kann von einem Widerspruche der beiden Institutionen unter sich die Rede sein, wie sie denn auch von 1808 bis 1850 thatsächlich und segensreich nebeneinander functionirten, die Staatsräthe als außerordentliche, nur periodisch berufene Berather der Krone neben den Ministern als den ordentlichen, dauernden Rathgebern des Königs.

An dieser principiellen Grundlage des Verhältnisses ist auch durch den Erlaß der Verfassungsurkunde Nichts geändert worden. Die staatsrechtliche Stellung der Minister zwar wurde dadurch eine wesentlich andere, daß zu der bisher alleinigen Verantwortlichkeit dieser höchsten Staatsbeamten gegenüber dem Monarchen nunmehr noch die constitutionelle Verantwortlichkeit gegenüber den Kammern hinzutrat. Für die Stellung der Minister zum Staatsrath aber war diese Veränderung irrelevant; unausgleichbare Differenzen zwischen einem Minister und dem Staatsrathe durch Beschlüsse des Letzteren, die Ersterer nicht durch seine Verantwortlichkeit vor den Kammern zu decken im Stande wäre, müßten eben auch auf dem einzig möglichen Wege des Rücktrittes des Ministers ihre Lösung finden.

Ebensowenig aber wie zwischen Ministerium und Staatsrath kann ein principieller innerer Widerspruch zwischen Volksvertretung und Staatsrath gefunden werden. Der Staatsrath beruht auf einem anderen Gedanken als die Volksvertretung, speciell das Abgeordnetenhaus. Eine Parallele zwischen Staatsrath und Herrenhaus ließe sich äußerlich, was die Frage der Zusammensetzung betrifft, ganz wohl ziehen; der Unterschied zwischen jenen beiden Institutionen liegt wesentlich nur in der Ordnung der Competenzen. Mit dem Abgeordnetenhause aber hat der Staatsrath auch äußerlich keinen Vergleichungspunkt: beide Körperschaften haben zwar staatsrechtlich die Aufgabe, die Krone zu berathen, das Abgeordnetenhaus aber erfüllt

Digitized by Google

diese Function durch Personen, deren Auftrag auf dem Willen des Volkes, der Staatsrath durch solche, deren Auftrag auf dem Willen des Königs selbst beruht. Letzterer ist somit ein Stück der monarchischen, Ersteres dagegen repräsentirt die constitutionelle Seite der Staatsgewalt. Daß aber dem König, falls in der Verfassung nicht ausdrücklich hierüber beschränkende Bestimmungen sich finden, freisteht, in Sachen der Regierung so viele Personen zur Berathung beizuziehen, als er für gut findet, kann nicht geleugnet werden.

Somit läßt sich juristisch weder direct noch indirect ein Widerspruch der Institution des Staatsrathes gegenüber anderen vorhandenen Staatsinstitutionen, speciell dem Ministerium und dem Abgeordnetenhause, erweisen: die Reactivirung des Staatsrathes durch Königliche Verordnung ist bei dem Schweigen der Verfassung über die Frage juristisch unanfechtbar. Uebrigens wurde bereits 1855 in einer eingehenden Commissionsberathung des Abgeordnetenhauses auf Grund einer Denkschrift der Regierung diese Rechtslage anerkannt und ebenso ist dies neuerdings im preußischen Abgeordnetenhause von den Abgeordneten Hänel und Windthorst geschehen.

Ein Anderes aber ist die Frage, ob der Staatsrath irgend welchen Nutzen im Rahmen unserer heutigen Staatseinrichtungen erwarten lasse. Hierfür versagen natürlich juristische Argumente, wir stehen rein auf dem Boden der politischen Erwägung. Man hat mit großer Entschiedenheit jeden Nutzen des Staatsrathes verneint: soweit im constitutionellen Staate eine Berathung der Krone stattzufinden habe, sei das allein hierzu berufene Organ die Volksvertretung. Dem gegenüber wurde darauf hingewiesen, daß in einer Reihe von constitutionell verfaßten Staaten die Einrichtung des Staatsrathes sich neben der Volksvertretung erhalten und wohl bewährt habe. Die letztere Thatsache ist unzweifelhaft richtig. Und so ganz leicht, wie man wohl behauptet hat, wiegt auch der Satz nicht: bei Acten der Gesetzgebung und Feststellung der allgemeinen Grundsätze der Staatsverwaltung kann nicht oft und nicht gründlich genug zu Rathe gegangen werden. Bei aller Anerkennung des Fleißes und der Sachkenntniß unserer Volksvertretungen ist es doch nicht werthlos, wenn noch ein mit staatsrechtlicher Autorität versehenes Organ das Gewicht eines sorgfältig berathenen und gründlich erwogenen Votums in die Wagschale wirft. —

Die bestimmenden Gedanken, welche unseren leitenden Staatsmann bewogen haben, mit solcher Energie die Wiederbelebung des alten Staatsrathes zu betreiben, lassen sich aus dem vorhandenen Materiale schwerlich mit Sicherheit feststellen. Fürst Bismarck hat sich hierüber bis jetzt nicht geäußert, und die Auslassungen der officiösen Presse geben auch keine Klarheit. Wenn man darauf hingewiesen hat, daß die Technik der Redaction unserer Gesetze so viel mangelhafter geworden sei als zu der Zeit des alten Staatsrathes, so ist das, die Richtigkeit jener Behauptung zugegeben, sicherlich ein untergeordnetes Moment. Sehr viel schwerer dagegen wiegt die Meinung: im Staatsrath solle eine Institution wiederhergestellt, bezw. in diesem Sinne neu geschaffen werden, welche gegenüber den wechselnden und schwankenden Parlamentsmajoritäten der Gesetzgebung ein dauernd festes und gesichertes Fundament biete. Wir wissen nicht, ob dieser Gedanke für den Fürsten Bismarck bestimmend war; daß er mitgewirkt hat, die Reactivirung des Staatsrathes ernstlich zu betreiben, möchten wir nicht bezweifeln. Jedenfalls aber müßte der Staatsrath gerade nach dieser Richtung erst seine Probe ablegen, denn seit Erlaß der Verfassungsurkunde war der Staatsrath als Regierungsorgan so gut wie völlig aufgegeben, so daß practische Erfahrungen bezüglich des Zusammenwirkens von Staatsrath und Volksvertretung sich bis jetzt in Preußen noch nicht bilden konnten. Die Erfahrungen in anderen Staaten sind nicht ungünstig: die deutschen Mittelstaaten besitzen sämmtlich Staatsräthe; doch sind diese kleineren Staatswesen nicht unbedingt beweiskräftig für die Verhältnisse des Großstaates Preußen, und das Gleiche gilt, aus anderen Gründen, auch von den Erfahrungen in Frankreich und England. Es ist kaum möglich, dem Staatsrath in Preußen in seinem Verhältniß zur Volksvertretung ein einigermaßen sicheres Prognosticon zu stellen. Die Ideen von der Volksvertretung traten nach dem Jahre 1848 in Preußen mit einer starken Präponderanz ein in den Rahmen des praktischen Staatsrechtes. Alles Andere trat davor in den Hintergrund, selbst zeitenweise das Königthum. Und es läßt sich nicht leugnen: weite Kreise des Volkes sind auch heute noch so sehr von der Unfehlbarkeit und alleinseligmachenden Kraft der constitutionellen Principien durchdrungen, daß sie ohne Weiteres Alles abweisen, was das Ansehen und die Autorität der Volksvertretung auch nur schmälern könnte. Andererseits läßt sich schwerlich in Abrede stellen, daß die Zerklüftung unserer Parteien in kleine und kleinste Fractionen, die vielfache Unfruchtbarkeit der langwierigen und kostspieligen parlamentarischen Arbeiten und die den Vaterlandsfreund nicht selten geradezu tief betrübende Methode der Wahlkämpfe der Idee der Volksvertretung Einiges von dem früheren Nimbus genommen haben. Besonders der letztere Punkt giebt bei uns in Deutschland dermalen zu schweren Bedenken Veranlassung: es ist ja fast so weit gekommen, daß sich die streitenden Parteien unter sich wie Ehrlose und Verbrecher brandmarken, und den gleichen Ton schlagen die Oppositionsparteien gegenüber der Regierung an, welche ihrerseits in den Mitteln, ihr berechtigtes Interesse in den parlamentarischen und Wahlkämpfen zu wahren, auch die Grenzen des Richtigen wohl mehrfach überschritten hat. Bei nüchterner Beobachtung dieser an die Idee der Volksvertretung nothwendig sich anschließenden Kämpfe drängt sich doch ernstlich die Frage auf: wird nicht dadurch die Moral unseres Volkes im tiefsten Kerne angegriffen und zerfressen?

Noch ein anderes Moment ist wohl der Erwägung und Erwähnung werth. Sobald die Gesetzgebung eines Staates sich vorwiegend mit den Fragen der materiellen Volkswohlfahrt zu beschäftigen veranlaßt ist, tritt der ideale Patriotismus, der Gedanke an das Gesammtvaterland, zurück vor der sehr reellen Politik des Interesses: die Parlamente sondern sich in Interessengruppen. Das ist gewiß in hohem Grade beklagenswerth. Aber daß der Satz selbst richtig ist, wird nicht geleugnet werden können, zumal Angesichts unserer deutschen Erfahrungen. Und man wird dabei wohl zu der anderen, mehr philosophischen, aber doch für die praktische Politik höchst bedeutsamen Frage geführt: kann eine Volksvertretung etwas Anderes sein als Interessenvertretung? kann der einzelne Volksvertreter etwas Anderes vertreten, als sein bezw. seiner Wähler Interesse?

Jedenfalls hat das überstarke Hervortreten der Interessen im Parlament während der letzten Jahre auch vielfach eine Ernüchterung in der Werthschätzung der Idee der Volksvertretung zur Folge gehabt. Würde es dem Staatsrath gelingen, diesen Interessenkampf in die richtigen Grenzen zu bannen und überhaupt die Methode des politischen Kampfes zu mildern und zu veredeln, so wäre das ein hohes Verdienst. Ob das gelingen wird, muß die Zukunft lehren. Wie Volksvertretung und Staatsrath neben einander functioniren werden, ist ein bis jetzt ungelöstes Problem, und wir sind nicht einmal geneigt, anzunehmen, Fürst Bismarck habe sich den Staatsrath in erster Linie als Correctiv der Volksvertretung gedacht.

Viel eher möchten wir den Schwerpunkt der Reorganisation des Staatsrathes in dem Verhältniß des letzteren zum Ministerium finden. Bekanntlich beruht das preußische Ministerialsystem auf der Idee der Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der einzelnen Ressorts im Gegensatze zu dem Ministerialsysteme des Reiches, welches selbstständige Ressorts nicht kennt, sondern die gesammte Verwaltung in der einzigen Person des Reichskanzlers concentrirt. Das preußische Recht hat weder einen materiell leitenden Ministerpräsidenten, noch statuirt es ein Gesammtstaatsministerium als oberste regierende Collegialbehörde. Wenn dies Verhältniß in letzter Zeit sich modificirt hat, sei es im Sinne eines leitenden Premierministers, sei es eines collegialen Gesammtministeriums, so ist dies rein thatsächlich; rechtlich aber ist jedes Ressort selbstständig und verwaltet nicht allein seine Angelegenheiten unabhängig von jedem anderen Ressort, sondern trifft auch die Vorbereitungen zur gesetzgeberischen Arbeit principiell allein und ohne die rechtliche Verpflichtung, hierüber mit anderen Ressorts zu communiciren. Nur das Finanzministerium hat in Folge des Umstandes, daß

Digitized by Google

man fast zu allen Dingen im Staate Geld braucht, eine gewissermaßen centrale Stellung.

Es bedarf keines näheren Nachweises, daß diese Art Selbstständigkeit der Ressorts in einem auf einheitliche und concentrirte Regierung angewiesenen Staate wie Preußen seine schweren Bedenken hat, so anziehend sie auch für den Ressortchef ist. Die Klagen Bismarck's über den preußischen Ressortparticularismus sind bekannt genug. Diesem Ressortparticularismus macht die Wiederaufrichtung des Staatsrathes ein Ende, und wir gehen vielleicht nicht irre, wenn wir gerade hierin den leitenden Gedanken für die Neubelebung jener alten Institution finden. Die Minister sind kraft ihres Amtes Mitglieder des Staatsrathes und die Gesetze werden künftig, bevor sie an die Kammern gelangen, im Staatsrath berathen. (Nach der V. v. 6. Januar 1848, §§ 1, 5, die als in Kraft stehend betrachtet werden müssen, ist übrigens die Einholung von Gutachten des Staatsrathes immer in das facultative Ermessen der Krone gestellt, indem durch § 5 Abs. 2 die eine obligatorische Mitwirkung des Staatsrathes fordernden Vorschriften der V. v. 20. März 1817 aufgehoben wurden.) Daraus ergiebt sich, daß jeder Ressortchef seine Gesetzentwürfe zuerst im Staatsrath vertreten muß; daß durch diese Berathung im Staatsrath die sämmtlichen übrigen Ressortchefs von den Bewegungen der anderen Ressorts Kenntniß erhalten und ihre Bedenken, sei es allgemein, sei es von Ressortwegen, geltend zu machen in der Lage sind; daß somit kein Gesetzentwurf an die Volksvertretung kommen kann, der nicht bereits vom Standpunkte sämmtlicher Ressorts geprüft ist, so daß also unerquickliche Differenzen innerhalb des Ministeriums, wie sie sich in letzter Zeit mehrfach zum großen Schaden des Ansehens der Regierung vor der Volksvertretung abspielten, künftig ausgeschlossen sind. Daß damit ein großer Gewinn erreicht ist, wird man schwerlich leugnen dürfen, ein Gewinn allerdings, der auch durch eine wirklich collegiale Gestaltung des Gesammtstaatsministeriums und Vorlage der Gesetzentwürfe an dieses sich hätte erzielen lassen. Wenn nun zu den sämmtlichen Ministern noch die Mitglieder des Königlichen Hauses, die höchsten Civil- und Militärbeamten der Provinzen und eine Anzahl bewährter Männer aus allen Zweigen des öffentlichen Lebens hinzutreten, so kann dies doch die Autorität eines vom Staatsrath abgegebenen Votums nur verstärken; es wird dies außerdem die Ressortchefs zu mehrerer Sorgfalt bei den gesetzgeberischen Vorarbeiten anspornen und andererseits denselben bei der Vertretung ihrer Entwürfe vor der Volksvertretung eine sehr viel größere Sicherheit und Festigkeit geben, als welche sie bisher, allein auf sich selbst gestellt, besaßen.

Das unmittelbar praktische Ergebniß der Wiederaufrichtung des Staatsrathes ist somit wesentlich nur eine Umgestaltung des preußischen Ministerialsystemes; die Beseitigung des vollkommen selbstständigen und unabhängigen Ressortparticularismus zu Gunsten einer Körperschaft, die sich als eine, allerdings sehr bedeutende und den Umfang eines Parlamentes erreichende Erweiterung des Gesammtstaatsministeriums darstellt. Staatsrath und Volksvertretung dagegen kommen direct mit einander gar nicht in Berührung. In welcher Weise etwa indirect der Staatsrath auf die Wirksamkeit der Volksvertretung Einfluß gewinnen wird, bleibt abzuwarten.

Zum Begriff der Colonie.

Von Heinrich Kohn.

Es ist ein charakteristisches Symptom, daß der Präsident des Colonialvereins auf dem jüngst abgehaltenen Congreß zu Eisenach vor einem „Colonialfieber" warnen zu müssen glaubte. In der That können wir für den Elan, mit welchem die Nachrichten von der Unterschutzstellung etlicher deutscher Factoreien an der Guineaküste, sowie der Lüderitz'schen Erwerbung aufgenommen wurden, einen bezeichnenderen Ausdruck als fieberhafte Begeisterung nicht wohl finden.

Es ist nun freilich diese Begeisterung, so wenig sie für nüchternere Beobachter in einem richtigen Verhältniß zur materiellen Bedeutung des Anlasses zu stehen scheinen mag, eine psychologisch durchaus gerechtfertigte. Hatte der Deutsche bisher auch das Bewußtsein gehabt, dem mächtigsten Reiche Europas anzugehören, so fehlte seinem Selbstgefühl doch noch das, was ihm nach dem Vorgang anderer großer Nationen gewissermaßen zu dem vollständigen Hausrath einer Großmacht zu gehören schien, die Machtentfaltung über See unter eigener Flagge. Ohne daher viel nach dem Sande Angra Pequenas oder der Fieberluft der Guineaküste zu fragen, wurde die historische Thatsache der ersten Flaggenentfaltung des Deutschen Reiches mit einem Jubel begrüßt, der weniger dem zufälligen materiellen Substrate galt, als dem Bewußtsein der aufs neue symbolisch bekundeten Großmachtstellung des neuen deutschen Reiches entsprang. So berechtigt also auch dieses Colonialfieber war, so sehr ist es zu bedauern, daß diese freudige Begeisterung in die derzeit sehr staubige Arena der Wahlkämpfe herabgezerrt werden sollte, und zu diesem Behuf mit ganz incohärenten Fragen verquickt wurde. Und so wenig ferner von dieser Bewegung irgend etwas zu befürchten ist, da das Capital nicht begeisterungsfähig und ohne dasselbe eine Ueberstürzung nicht möglich ist, so ist es andererseits doch wünschenswerth, den frohen Festtag der ersten Flaggenentfaltung nunmehr zu beschließen und mit klarerem und nüchternerem Blick in die Arbeitswoche einzutreten.

Zunächst müssen wir aber noch den Berechtigungsbeweis führen, daß, was wir bisher axiomatisch vorausgesetzt, in dem Gebrauch des Wortes Colonie eine Reform wirklich Noth thut. Ein pathologisches Symptom begrifflicher Verwaschenheit ist es schon, daß sorgfältigere Schriftsteller sich hüten, diesen Wortproteus zu verwenden, ohne durch einen Zusatz den eigentlichen Sinn desselben zu erläutern, daß sie demgemäß von Ackerbau-, Viehzucht-, Bergwerks-, Militär-, Verbrecher-, Handels-, Arbeiter- ꝛc. Colonien sprechen. Leider ist die Zahl dieser vorsichtigen Schriftsteller eine geringe, und was noch bedenklicher ihre Zusammensetzungen sind vielfach unpraktisch, oder enthalten eine Art inneren Widerspruchs, worauf wir noch zu reden kommen werden. Noch besser aber läßt die Universalität im schlimmsten Sinne des Wortes Colonie sich illustriren, wenn wir unter Voraussetzung allgemeiner Kenntniß der wirthschaftlichen und geographischen Verhältnisse der verschiedenen Welttheile einfach aufzählen, was alles heutzutage Colonie genannt werden kann. Wir nennen Colonien: Canada und Fidschi, Cayenne und Victoria, Indien und Neuseeland, Ephesus und Godhavn, wir sprechen von deutschen Colonien an der Wolga, in Brasilien, von einer deutschen Colonie in London, von Arbeiter-Colonien, von einer Villen-Colonie Westend bei Berlin. Mag das letzte Wort den Mißbrauch in seiner abscheulichsten Form kennzeichnen, so ist auch noch auf die vollständige Unlogik aufmerksam zu machen, mit welcher der Sprachmißbrauch bei der Verwendung der Bezeichnung Colonie verfährt. Algier nennen wir eine französische Colonie, weil es von Frankreich zufällig durch ein Meer von 1 Tag Dampferfahrt getrennt ist, die russischen Erwerbungen in Asien dagegen, die Amurländer, Sibirien und Turkestan sollen keine „Colonien" sein, sondern zum „russischen Reiche" gehören, weil sie zufällig zu Land mit dem Moskoviterreiche zusammenhängen, obwohl sie wie Algier in einem anderen Welttheil liegen und in Bezug auf die Bevölkerung wie auf wirthschaftliche Verhältnisse von Moskovien nicht weniger verschieden sind, als Algier von Frankreich. Wir glauben, daß wir nicht noch durch andere Beispiele den Gebrauch des Wortes Colonie ad absurdum zu führen brauchen, es möchten schon obige genügen, um zu beweisen, daß das Wort Colonie einem Sprachmißbrauch verfallen ist, wie es für einen realpolitischen Begriff nun und nimmer zulässig ist.

Was nun die Abhilfe betrifft, so kann dieselbe sich in zweierlei Richtung bewegen. Entweder wir überlassen das Wort Colonie sich selbst und schaffen für diejenigen modernen wirthschaftlichen Verhältnisse, als deren Typen wir zunächst Australien und Java aufstellen wollen, neue Namen, oder wir schränken den Geltungsbereich des Wortes Colonie auf engere Grenzen ein. Das erstere Mittel ist zunächst unthunlich, weil

Digitized by Google

sich ein eingewurzelter Sprachgebrauch wohl vielleicht modificiren, aber nicht vollständig ausrotten läßt, und ferner überflüssig, weil die Sprache das Recht besitzt, gegebenenfalls die Bedeutung eines Wortes weiter oder enger zu fixiren. Versuchen wir es also mit dem zweiten Mittel. Ehe wir aber daran gehen, müssen wir einen Augenblick einer historischen Reflexion widmen. Colonie bedeutet wörtlich eine Ansiedlung behufs Bebauung des Landes, weiterhin Ansiedlung überhaupt. Das Städtealterthum kannte naturgemäß nur Städtegründungen, seine Colonien waren Pflanzstädte. Wie sich aber z. B. nach und nach, je mehr die Idee des Staates an die Stelle der zersplitterten Kleinherrschaft trat, die Wortwurzel polis, welche „Stadt" bedeutet, zur Bezeichnung staatlicher Functionen hat verwenden lassen müssen, so bedeutet auch heute Colonie neben der einzelnen Ansiedlung eine politische oder wirthschaftliche Einheit vieler Ansiedlungen. Das Unheilvolle, wir möchten sagen Barbarische, ist es nun aber, daß wir beide Begriffe, Stadt und Staat, Glied und Organismus, bei dem Wort Colonie ganz unschuldig nebeneinander herlaufen lassen, daß wir es dulden, daß die paar Bretterhütten einer Factorei so gut „Colonie" sind, als ein großes Reich. Der erste Schritt der genannten Reform wäre daher unseres Erachtens der, da wir für die Gesammtheit der Ansiedlungen einen Namen brauchen, dem Grundcharakter der modernen staatlichen Anschauung entsprechend der Gesammtheit den Namen Colonie zuzuerkennen. Thun wir dies, so werden wir den Begriff der Colonie wohl dahin formuliren dürfen: Colonie ist ein Land mit einer Bevölkerung relativ niederer Cultur, in dem sich die überschüssigen physischen, wirthschaftlichen und intellectuellen Kräfte eines anderen Volkes von relativ höherer Cultur bethätigen. Niederer Cultur muß das eine Volk sein, weil andernfalls das andere Volk nicht colonisirt, sondern colonisirt wird, wie z. B. die Germanen in Italien; das „relativ" erläutert ein Blick auf die beachtenswerthen Culturen Indiens und des Aztekenreiches.

Sehen wir zu, was wir gewonnen haben. Wir werden die phönicischen, griechischen „Colonien" Pflanzstädte zu nennen haben, außer wo, wie an der Westküste Kleinasiens, diese Städte so dicht gesät waren, daß ihre Wirkung dem Begriff der modernen Colonie nahe kam. Wir werden in letzterem Fall aber dann nicht Ephesus oder Phokäa, sondern Jonien und Aeolis griechische Colonien nennen. Die vereinzelten modernen Ansiedlungen werden wir Handelsstationen (Singapur, Hongkong) Factoreien (Bimbia, Gabun) nennen. Die römischen Colonien und ihre modernen Analoga werden wir Pflanzstädte, Militärstationen (Gibraltar, Malta), befestigte Lager, Kohlenstationen (Aden), oder sonst passend zu bennen haben. Wir werden von zersprengten deutschen Gemeinden an der Wolga, in Georgien, von einer deutschen Gemeinde Londons, einem Arbeiterdorf, einer Villenvorstadt sprechen.

Wir würden, wollten wir diese Reform durchführen, Manches, aber noch nicht Alles, erreicht haben. Es ist ein zweiter Schritt nothwendig. Wir haben oben an der Thätigkeit des colonisirenden Culturvolkes eine intellectuelle, eine physische und eine wirthschaftliche Seite unterschieden. Die intellectuelle Kraft eines Culturvolks spielt fast in allen Colonien ihre Rolle; selbständig und isolirt tritt sie in der Mission auf, die bereits ihren Namen hat. Anders die beiden anderen Factoren, von denen jeder einen besonderen Charakter seines Objectes erfordert, an ein begrenztes Terrain der Erdoberfläche gebunden ist. Wir schlagen daher vor, diejenigen Colonien, in welchen vorzugsweise die physische Kraft eines Culturvolks durch Uebersiedlung seiner Angehörigen sich bethätigt, Auswanderungscolonien, diejenigen aber, in denen besonders die wirthschaftliche Kraft sich bethätigt, Handelscolonien zu nennen, das vieldeutige Wort Colonie für sich allein aber aus dem guten Sprachgebrauch zu verbannen.

Ehe wir nun die beiden letzten Begriffe etwas näher betrachten, wollen wir uns gegen die Eingangs bemerkten bereits üblichen Hilfsbezeichnungen wenden. Bezeichnungen, wie „Ackerbau-", „Bergbau-", „Viehzucht-Colonien" halten wir für Pleonasmen. Wir könnten gerade so gut von Kohlen-, Spinn- oder Zucker-Provinzen Deutschlands reden. Die genannten Begriffe fallen sämmtlich unter die Kategorie Auswanderungscolonien; durch welche Thätigkeit der Auswanderer sich drüben ernährt, ist für den volkswirthschaftlichen Begriff gleichgiltig. „Militärcolonien" sind ein innerer Widerspruch. Der Begriff Colonie schließt in sich den der wirthschaftlichen Arbeit; das Militär leistet keine Arbeit, sondern vernichtet sie und ihre Producte. Bebauen aber die „Soldaten" das Land, wie in manchen römischen Ansiedelungen, so hören sie auf, „Militär" zu sein. „Eroberungs-Colonien" sind ein Pleonasmus; auf welche Weise sich ein Volk das Object seiner Thätigkeit erwirbt, ist für den Begriff selbst gleichgiltig; man könnte eben so gut das Capital in Erbschafts-, Wucher-, Kramladen-Capital ꝛc. eintheilen wollen. Die „Verbrecher-", „Deportations-" ꝛc. Colonien sind nichts Anderes, als Auswanderungscolonien; ob die Auswanderung eine gerichtlich gezwungene, oder eine „freiwillige" d. h. durch sociale Nothlage gezwungene, ist, mag auf das Prosperiren der Ausgewanderten Einfluß haben (namentlich auch, wenn die Gegend zu einer Auswanderungscolonie überhaupt nicht taugt, wie z. B. Cayenne), bleibt sich aber für den volkswirtschaftlichen Begriff selbst gleich.

Auf diese Weise ginge es also wohl, des Wortproteus Colonie Herr zu werden. Wir wollen nun, was vielleicht nicht unzweckmäßig ist, den beiden Begriffen Auswanderungscolonie und Handelscolonie durch einige praktische Randbemerkungen ein deutlicheres Gepräge geben. Nehmen wir zunächst den Begriff Handelscolonie. Der Handel will, was man ihm manchmal naiver Weise zum Vorwurf macht, zuerst und zuletzt nur Procente sehen. Wo er nun nicht bloßer Zwischenhandel, Verkehr, ist, wie er zwischen allen Culturstaaten und auch Auswanderungscolonien besteht, wo er wie in Handelscolonien als selbstständiger, gewissermaßen industrieller Unternehmer auftritt, will er bei größerem Risico auch einen wesentlich höheren Gewinn einheimsen. In größerem Maßstab läßt sich dies nicht wohl anders erreichen, als durch Errichtung von Monopolen und Privilegien, welche von Gesellschaften (z. B. den 2 ostindischen), Städten (Genua, Venedig), oder Staaten für ihre Angehörigen den Objecten ihrer Handelscolonisation abgezwungen werden. Die Handelscolonien werden gezwungen, ihre Rohproducte zu einem niederen Preise abzugeben, die Industrieproducte der betreffenden Begünstigten zu höherem Preise zu kaufen, als der übrige Weltmarkt notirt. Es ist dies für die Handelscolonie etwas im Anfange Wesentliches; ist der Handel des Begünstigten hinlänglich erstarkt, so kann der letztere freilich seine Monopole einschranken, oder ganz aufheben, ohne bei dem Beharrungsvermögen menschlicher Verhältnisse befürchten zu müssen, von neuen Concurrenten aus dem Sattel gehoben zu werden. Man täusche sich hierin nicht; der Umstand, daß bei England das Letztgenannte der Fall ist, wirft solche Monopole noch lange nicht zum alten Eisen der „überwundenen Standpunkte"; dieselben sind so natürlich und so berechtigt wie die Vortheile des Patentinhabers, und wir glauben, daß wir praktische Beispiele hierfür noch im folgenden Jahrhundert in Indochina, trotz aller Faseleien von „Neutralität" am Congo, und bei einem Besitzwechsel auch in Indien erleben können.

Da nun aber heutzutage, seit dem Kampf der Nordamerikaner um ihre Zollfreiheit und Selbstständigkeit, europäische Auswanderer zum Object solcher Monopole sich nicht mehr gebrauchen lassen, so ergiebt sich zunächst als bemerkenswerthe Thatsache, daß Auswanderungscolonien und Handelscolonien sich heute gegenseitig ausschließen; und da der Europäer überall hin auswandert, wo er das Klima als Feldarbeiter ertragen kann, so ergeben sich ferner als Terrain für Handelscolonien diejenigen, der Natur der Sache nach tropischen Länderräume, in welchen der Europäer als Landarbeiter nicht bestehen kann. Es sind dies in großen Typengruppen zusammengefaßt folgende 7 Erdräume: 1. Arisch Indien („Ostindien"), 2. Indochina („Hinterindien"), 3. Malayisch Indien (Sunda-Archipel), 4. Papuanisch Indien (Polynesien, namentlich Neu-Guinea), 5. Mohammedanisch (Nord- und Ost-) Afrika, 6. Congobecken (heidnisch Afrika), 7. Amazonasbecken. Der Handel wird nun ein um so besseres Geschäft machen, je mehr billige Rohproducte er einkaufen, je mehr theure Industrieproducte er absetzen kann, und die Handelscolonie wird also um so besser rentiren, je mehr Hände

Digitized by Google

sie enthält, d. h. je dichter sie bevölkert ist und je mehr Bedürfnisse sie besitzt, d. h. je cultivirter sie ist. Ein Jägervolk, wie die Indianer des Amazonas, braucht nicht viel baumwollene Wäsche, in seinen Urwäldern ist nur etwas Kautschuk, Piassava, Nutzholz zu holen, weshalb wir auch von diesem Flußbecken noch nicht einmal das Flußnetz vollständig kennen. Eine Bevölkerung von 200 Millionen, wie die Indiens dagegen, wird für den Besitzer eine Goldgrube. Beiläufig zeigt die obige Uebersicht des Terrains für Handelscolonien die Albernheit der Phrase der „weggegebenen Welt" auf's Neue. Besetzt sind von jenen 7 Gebieten thatsächlich, d. h. nicht der bloßen Farbe der Karte nach, nur Arisch Indien von England, Malayisch Indien theilweise von Holland und Spanien (Borneo z. B. wird erst seit 6 Jahren von einer englischen, seit diesem Jahre von einer deutschen Gesellschaft bewirthschaftet), in Indochina einige Küstenplätze von Frankreich, Neu-Guinea liegt brach, den Sudan soll Gordon erst noch erobern, der Congo liegt trotz aller Großsprecherei „internationaler" Phrasisten brach, das allerdings wohl noch lange unproductive Amazonasbecken liegt brach. Wir wollen die Charakteristik der Handelscolonie noch mit einer Bemerkung schließen: Die Handelscolonie ist ein, wir möchten sagen, handelsindustrielles Unternehmen; sie kann daher wie jedes andere Unternehmen cedirt, verkauft oder subhastirt werden, meist natürlich das letztere im wörtlichsten Sinn, d. h. im Krieg verloren gehen, und dies um so leichter, als die Bevölkerung der Handelscolonie gewöhnlich mit dem besitzenden Lande auf einem gespannten Fuße steht (Lucknow, Atschin). Der beste Beweis dafür, daß die Welt selbst dann noch nicht „weggegeben" wäre, wenn alle disponiblen Gebiete thatsächlich besetzt wären, ist die Geschichte der Handelscolonien selbst.

Wir wollen mit einigen Bemerkungen über die Auswanderungscolonie schließen. Auswanderungscolonien können alle diejenigen Erdräume werden, in welchen der Europäer dauernd im Freien arbeiten kann und reichlichere Gelegenheit hat, sich seinen Unterhalt zu erwerben durch Production von Nahrungsmitteln (Mississippibecken, Argentinien), Genußmitteln (Brasilien), Mineralien (Chile), Metallen (Californien, Colorado), oder durch Züchtung von Wollvieh (Australien, Cap), Federvieh (Cap), Fleischvieh (Argentinien, Australien). Wir sagten reichlichere Gelegenheit zum Unterhalt; denn wo die Existenzmittel zu dünn gesät sind, wie z. B. bei den Herrnhutergemeinden in Labrador, oder den schwäbischen Sectirern in Palästina, da mag es hie und da zu vereinzelten Gemeindebildungen, aber nie zur Bildung einer lebenskräftigen Auswanderungscolonie kommen. Dasselbe ist auf dem subtropischen Grenzstrich der Fall, wo das Klima bereits als Feind entgegentritt; mögen einzelne besonders zähe Naturen auch in solchen Gegenden ohne Schaden ihren Cacao oder ihren Reis pflanzen, zu einer Auswanderungscolonie vermögen solche „Gräber" des Europäers nie zu werden. Unter Umständen bildet sich auf dieser Grenzzone ein Zwittergeschöpf, die Kuliwirthschaft (z. B. in Guyana und anderen Theilen Westindiens) heraus, welche aber ihrem Grundcharacter nach zur Handelscolonie zu rechnen ist.

Haben wir bei der Betrachtung des Terrains der Handelscolonie gesehen, daß dasselbe größtentheils noch unbesetzt ist, so können wir ein Gleiches von demjenigen der Auswanderungscolonie nicht behaupten und es läßt sich in diesem Punkt auch von der Zukunft nichts mehr erwarten. Denn die Handelscolonie ist ein Object, die Auswanderungscolonie eine Person, deren heutigen Charakter die geschichtliche Entwickelung nur wenig und langsam zu ändern vermag. Nationale Phrasen können hier nichts helfen; es ist eben nackte Thatsache, daß Nordamerika einen englischen, Südamerika einen spanisch-portugiesischen, Südafrika einen holländisch-englischen, Australien einen englischen, Nordasien einen russisch-türkischen Grundcharakter besitzt. Es wäre aber, abgesehen von der Nutzlosigkeit, auch sachlich thöricht, diese Thatsache mit lautem Jammer über das Zugrundegehen des Nationalcharakters des deutschen Auswanderers zu beklagen. Jeder Mensch und jedes Volk ist ein Product seiner Anlage und seiner Umgebung. Wie der Auswanderer von seiner neuen Heimat, ebenso wird sein neues Vaterland von ihm modificirt, und das Mischungsverhältniß allein wird das Endresultat bestimmen. Das Gesetz der Erhaltung der Kraft gilt auch hier. Nationaleigenthümlichkeiten gehen nicht ohne Weiteres in Rauch auf, sie müssen abgeschliffen werden, was Schleifstein und Messer angreift. Man glaube doch nicht, der Amerikaner unterscheide sich vom Engländer nur durch die Staatsform. Es ist ein ganz anderes, sich erst entwickelndes Volk, wie aus dem Angelsachsen der Engländer sich entwickelt hat. Hätten wir selbst noch ein freies Terrain zu einer deutschen Auswanderungscolonie übrig, so könnten wir den Deutschen dort auch unter kein Glashaus setzen; er würde in dem fremden Lande der Heimat so gut fremd werden und sich mit anderen Einwanderern vermischen, als wie der Engländer zum Amerikaner wird. Solche schönen akademischen Wünsche, wie Erhaltung der Nationalität, mögen zum Dessert nach guter Mahlzeit taugen; für sich allein machen sie weder im alten noch im neuen Vaterlande dem Auswanderer die Suppe warm. Die Hauptsache ist doch, denken wir, dafür zu sorgen, daß der Auswanderer in einem geeigneten Lande Wurzel fasse. Was aber diesen Punkt betrifft, so sind wir trotz aller Vereine und ihrer Organe über die Phrase noch nicht hinaus gekommen. Nicht nur, daß jeder Verein und jeder Schriftsteller sein eigenes und jeder ein anderes Plätzchen weiß, auf dem der Deutsche unfehlbar gedeiht, es ist auch stets natürlich dieses eine Plätzchen das einzig und allein empfehlenswerthe. Wer Südamerika empfiehlt, dem ist der Deutsche in Nordamerika nur „Guano", wer Nordamerika poussirt, schmäht die südliche „Mulattenwirthschaft". Auf den naheliegenden Gedanken, daß es auf der Erde mehrere Gegenden gebe, die zur Auswanderung taugen, kommt der Eine nicht, weil er der Chimäre der Erhaltung der Nationalität nachjagt, der Andere vielleicht nicht aus Gründen des persönlichen Vortheils. Man gebe in dieser Frage beiläufig auch nicht zu viel auf „Urtheile" von Ausgewanderten. Zum Vergnügen wandert Niemand aus, und bei dem bitteren Müssen wird sich spätere „Zufriedenheit" selten einstellen. Das Heimweh, strengere Arbeit, Vermissen liebgewordener Gewohnheiten wird fast Jedem der alten Generation manche bittere Stunde bereiten, aus der so viele Klagebriefe hervorgehen; die Hauptsache ist aber, daß der Mann drüben materiell fortkommt, anstatt daß er hüben verkommt, und die zweite Generation weiß Alles schon nicht mehr anders. Wollen Auswandervereine Gutes stiften, so mögen sie sich nicht darauf steifen, „Nationalreiche" begründen zu wollen, und Wüsten „ins Auge zu fassen", weil sie einem Deutschen gehören, während Tausende von Quadratmeilen besten Bodens noch brach liegen. Mögen sie nicht den Auswandererstrom theoretisch meistern, „organisiren" wollen, sondern dem Auswanderer selbst mit praktischer Hilfe beispringen. Die Einrichtung eines Auskunftsbureaus, wie es in Eisenach vorgeschlagen wurde, wäre allerdings praktisch, nur dürfte dasselbe nicht das Sprachrohr von Vereinstheorien sein. Der Verein möge für die Erleichterung der ersten Tage im neuen Lande Sorge tragen, er möge es dem Auswanderer in Nordamerika erleichtern, den dicht bevölkerten östlichen Uferring ungeplündert zu durchbrechen, möge ihm in Südamerika gegen romanisch-katholische Arroganz Front machen helfen. Vor Allem aber möge er aufhören, wie bisher nur leere Worte zu dreschen. Als vor einigen Jahren der „große Kurfürst" auf der Höhe von Folkestone gesunken war, war, wenn wir nicht irren, durch Pfennigsammlungen im ganzen Reiche in kurzer Zeit an eine Million Mark beisammen. Sollte die Auswanderung in Deutschland so viel weniger populär sein, als unsere Marine, daß ein wirklich leistungsfähiger Verein nicht einen ähnlichen Versuch wagen dürfte? Probiren ginge auch hier jedenfalls übers Studiren.

Doch wir kommen vom Thema ab. Wollten wir ja doch nur zur Klärung des Begriffes Colonie Einiges beitragen; denn die Leistungen der kleinen Presse haben im letzten halben Jahre nur zu oft bewiesen, daß eine solche dringend Noth thut.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Neues über Friederike Brion.

Von Otto Roquette.

Die Goetheforschung ist längst keine Specialität mehr, sondern zu einer ganzen Literatur angewachsen, in welcher es unzählige Specialitäten giebt. Besonders auf biographischem Gebiete hat jeder Zeitabschnitt eine Gruppe von Specialisten, welche nicht nur sein Lebens- und Tagewerk, sondern auch alle Gestalten seiner Umgebung der Nachforschung unterziehen. So theilt sich diese Goetheliteratur in Sondergebiete, von welchen das seiner Jugendjahre eins der eifrigst durchforschten ist. Es ist schwerlich noch eine Persönlichkeit da, Männlein oder Weiblein, über welche nicht schon mehrere Bücher oder Büchlein geschrieben worden wären, und wie es Fachmänner der Merck-, Klinger-, Lenz-, Lerse-, Behrisch-Gebiete giebt, so haben wir auch Lotte Stein-, Lotte Buff-, Lili- und Friederike-Specialisten. Vielbändige Briefsammlungen geben Auskunft über sein Verhältniß zu den verschiedensten Menschen, und sogar eine Katalogisirung seiner sämmtlichen Briefe wächst zu einem stattlichen Bande heran. Diese, kaum abgeschlossen, bedarf bereits wieder der Supplemente für ihren Anfang, da immer neue Funde von Briefen und Zetteln aufgespürt werden. Das Goethe-Jahrbuch sorgt dafür, alle Entdeckungen auf einen gemeinsamen Stapelplatz zu bringen, und verschmäht nicht leicht etwas, was einmal zu ihm gehört oder in seiner Nähe gelegen hat, wär's auch kaum eine Nadel werth. Und was kann nicht noch Alles im verschlossenen Archiv des Goethehauses in Weimar stecken! Viele erwarten gerade davon die allerwichtigsten Aufschlüsse und die Ausfüllung unzähliger Lücken. Gleichwohl wissen wir über manche Lebensabschnitte bereits so gut Bescheid, daß wir nicht nur verfolgen können, was er von Tag zu Tage gedichtet, gelesen, gesagt, wo er gewesen und nicht gewesen ist, sondern nicht selten auch, was er gegessen und getrunken hat. Die Goethe-Küchenspecialität gedeiht auch bereits heran, wozu Frommann's alte Köchin in Jena den Hauptkodex geliefert hat.

Für den Laien hat diese Forschungs- und Ausgrabungsarbeit manches Befremdende, zumal nicht jede Schrift über einen neuen Fund sich als etwas eine allgemeine Theilnahme Erregendes, an sich Bedeutendes oder Abschließendes bringt, sich auch gar nicht in diesem Sinne geben mag. Wenn dieses Spürwesen hie und da Mißbilligung findet, so fordert es andererseits auch wohl den Spott heraus, zumal, wenn der glückliche Entdecker den Mund etwas voll genommen, und der Werth des Fundes nicht in rechtem Verhältniß zu seiner Ankündigung steht. Das muß die Goetheforschung sich nun einmal gefallen lassen. Wo Viele an einem großen Werke arbeiten, beutet Jeder den Theil seines Gebietes nach Kräften aus. Kommt viel unverwendbares Material dabei mit zu Tage, so bleibt es als überflüssig liegen, je mehr das Ganze sich der Vollendung nähert. Die redliche Arbeit des Einzelnen soll man darum nicht unterschätzen. Freilich giebt es aber auch Leute, die hinter den Arbeitern hergehen, Curiositäten hastig aufheben und daraus Charakterzüge entnehmen, wohl gar ein Ganzes verfrühen, welches den Humor herausfordert und dem Ansehn der Forschung schadet.

David Friedrich Strauß sagt einmal, Goethe gleiche einem Gebirge, er wachse höher und höher, je weiter wir uns von ihm entfernen. Die Entfernung ist als die Zeit seit seinem Tode gedacht. Die Vorstufen scheinen in Eins zu schwimmen, die Gipfelreihe steigt als Ganzes auf und zeigt die Großartigkeit ihrer Umfassungslinie. Das Bild ein wenig erweiternd, füge ich hinzu, daß der Wanderer durch dieses Gebirge mancherlei in der Nähe anders findet, als die Entfernung es ihm gezeigt. Oede Strecken, kahle Abhänge, steiniges Gerölle und Anderes, was das Auge nicht erfreut, muß überwunden werden; Umrisse und Formationen zeigen sich in der Nähe nicht so günstig als in der Ferne. Enttäuschungen im Einzelnen muß aber nicht scheuen, wer ein Ganzes erfassen will.

Auch die gewissenhafte Forschung bringt es nicht selten dahin, den Laien unter den Goethefreunden in unbehagliche Stimmung zu versetzen. Gestalten sind ihm lieb gerade mit den Zügen, wie Goethe sie gezeichnet, in der Umgebung, darin er mit ihnen verkehrte, an der Stelle, die er ihnen in seiner Lebensbeschreibung angewiesen hat. Nun wird eine Gestalt, die nur dadurch von einiger Bedeutung ist, plötzlich in ihrer ganzen Selbstständigkeit betrachtet. Sie wird in erweiterte, außergoethe'sche Verhältnisse gestellt, Briefe werden mitgetheilt, Familienzusammenhänge nachgewiesen, sie wird von der Geburt bis zum Tode begleitet, kurz, gleichsam zu einer historischen Gestalt gemacht. Nicht jede verträgt das ohne Einbuße an dem Zauber, der ihr durch „Wahrheit und Dichtung" verliehen worden ist.

Als Goethe im Jahre 1814 den dritten Band seiner Biographie veröffentlichte, erfuhr die Welt zum ersten Mal von Friederike Brion, seiner Jugendliebe. Er war damals 65 Jahre alt, Friederike ein Jahr zuvor gestorben. Dem schon an der Schwelle des Greisenalters stehenden Manne verlieh die Erinnerung an sie eine so jugendliche Frische bei der Schilderung dieser Mädchengestalt, sowie der in Sesenheim verlebten glücklichen Tage, daß dieser Theil seines Werkes zu dem Schönsten gehört, was wir ihm verdanken. Nicht nur unter den Frauengestalten, welche auf sein Leben einwirkten, auch unter seinen dichterischen Gebilden nimmt Friederike eine der höchsten Stellen ein. Sie ist ganz eigentlich für die Literatur sein Geschöpf, eine poetische Verklärung ihres irdischen Wesens. Was wüßte man sonst von ihr, wenn er sie nicht unter seine bevorzugtesten Gestalten aufgenommen hätte? Was in den engen Kreisen ihrer Verwandten und Freunde zu ihrem Vortheil verlautete, was in Briefen von Lenz zwischen Sesenheim und Straßburg über sie hin und her geschrieben wurde, was in den wenigen, von ihr selbst übrig gebliebenen Briefen steht, giebt kein Bild von ihr, und wäre vergessen worden, wenn Goethe nicht erzählt hätte, wie er sie gesehen, geliebt und sich schmerzlich von ihr getrennt hatte.

Es giebt immer noch genug Leute, die nicht darüber hinaus können, daß Goethe (damals ein- bis zweiundzwanzig Jahre alt) sich nicht fest mit Friederike verlobt und sie zu seiner Frau gemacht hat. Gegen einen solchen gut bürgerlichen Vorwurf ist denn nicht aufzukommen. Gesetzt den Fall, das Idyll hätte mit einer Heirath geendet — Goethe's Leben würde sich anders gestaltet haben, ob Friederike aber dabei glücklich geworden wäre, ist doch die Frage. Ueber den Schmerz der Trennung kam sie mit der Zeit hinweg, und, wie es scheint, schneller als gewöhnlich angenommen wird, um später unter die durch die Dichtung Unsterblichen aufgenommen zu werden. Wenn der junge Goethe die Ueberzeugung gewann, daß sie in sein Leben mit all' den Forderungen, die er an dasselbe stellte, nicht paßte, so war doch das Schuldgefühl, von ihr für immer Abschied zu nehmen, lange andauernd. Das sagen seine Briefe aus den nächsten Jahren, das zeigen seine Gestalten des Weislingen und des Clavigo.

Es liegt ein sehr gutes Buch über Friederike Brion von P. Th. Falck vor mir *). Alles Vorhandene oder Erreichbare ist in dieser Monographie mit Fleiß und Geschick benutzt, um daraus ein anziehendes Lebensbild zu gestalten. Es bleibt immer noch lückenhaft genug. Der neue Erwerb aus dem Nachlasse des unglücklichen Lenz zeigt diesen in seiner Beziehung zu Friederike in einem vortheilhafteren Lichte als bisher. In ihren späteren Lebensjahren wird uns Friederike bei ihren da und dorthin verstreuten Geschwistern als immer getreue Helferin in allen Nöthen und als gute Tante gezeigt, die in ihren Briefen an die Neffen als „Tant Frid" ihre Munterkeit nicht verleugnen mag. Die Anordnung des Buches nach Zeitabschnitten, bis zu Wochen, ja, bis zu bestimmt angegebenen Tagen, ist übersichtlich und anschaulich. Auf die einzelnen Streitpunkte der Goetheforschung, bei welchen der Verfasser

*) Friederike Brion von Sesenheim (1752—1813). Eine chronologisch bearbeitete Biographie nach neuem Material aus dem Lenz-Nachlasse. Neustadt a. H., Gottschick-Witter 1884.

Digitized by Google

sich dieser oder jener Annahme anschließt — sofern es sich um einzelne Daten, Verlegung eines Gedichtes in diese oder jene Zeit handelt — gehe ich nicht ein. Das Buch ist im Ganzen eine verdienstvolle, mit einer gewissen Leidenschaft für das Thema geschriebene Arbeit, welche den in allen Schubfächern und Winkeln kundigen Specialisten zeigt.

Dagegen muß ich bei seiner Darstellung der Sachlage hin und wieder stehen bleiben. Es versteht sich ja, daß der Student Wolfgang Goethe, dem die Mädchen eben so schnell entgegen kamen, als sein Herz rasch Feuer fing, wenn er Friederiken aufgab, gegen sie in Schatten tritt. Falck moralisirt keineswegs, spricht den Vorwurf gegen Goethe auch nicht ungerecht aus. Er legt aber zu viel Gewicht auf die Beziehung zu anderen Mädchen, die seiner Bekanntschaft mit Friederiken vorausgegangen. Seite 16 heißt es: „Im Anfange des Jahres 1771 erwachte Goethe aus seinem complicirten Liebestraum. Ein entsetzlicher Gedanke durchzuckte ihn: Drei Verlobte! — — Unmöglich konnte er sie alle heirathen; also nur eine, welche aber aufgeben?"

Drei Verlobte! Es soll noch nachgewiesen werden, daß er damals nur mit Einer verlobt gewesen. Daß Lucinde, die Tochter seines Tanzmeisters, ihm um den Hals gefallen — wer sieht darin mehr als ein, wenn auch etwas stürmisch ausklingendes Tanzstundenverhältniß? Wo verlautet, daß er dem Dämon Lucinde irgendwie verpflichtet gewesen wäre? Die andere Beziehung, sein Briefwechsel mit Franziska Crespel in Frankfurt, während der Straßburger Zeit, bietet doch auch keinen Anhaltspunkt für die Behauptung eines Verlöbnisses. Diese Correspondenz ist weiter nichts, als eine kleine Herzensspielerei nach der Sitte der Zeit. Jünglinge und junge Mädchen, auch wenn sie einander nie gesehen, nur Eins von der Vortrefflichkeit des Andern gehört hatte, traten so vielfach in Briefwechsel, und der Freundschaftston erreichte dann mit der Zeit einen höheren Wärmegrad. In einer schreibeseligen Zeit, wo die Empfindsamkeit sich leidenschaftlich gesteigert hatte, wo man einander eine Einladung „auf Thränen und Küsse" zusenden konnte, muß man die brieflichen Ergießungen nicht so wahr nehmen. Was hätte Herder aus den Briefen seiner Braut herauslesen müssen, wenn Caroline Flachsland ihm schrieb, daß sie weinend vor Seligkeit an Merck's Busen gelegen, und wie sie in Leuchsenring's und Wieland's Armen geschwelgt? Herder wußte schon, wie er das zu nehmen hatte. Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste Stolberg, in den nächsten Jahren, sind auch von einer Vertraulichkeit, von einer Wärme, welche heutzutage seltsam berührt, wer wird aber eine heimliche Verlobung herauslesen? Solche Correspondenzen führten wohl zuweilen zu einem dauernden Bande, wie die des Studenten Joh. Heinr. Voß und der Schwester seines Freundes, Ernestine Boie. Und viel früher schon waren Gottsched und Louise Adelgunde Culmus auf diese Art ein Paar geworden. Alles in Allem aber sah man in solchen jugendlichen Briefergüssen nichts für das Leben Bindendes. So hatte Goethe sich auch Franziska Crespel gegenüber zu nichts verpflichtet. Es bliebe als dritte „Verlobung" nur sein Verhältniß zu Friederike übrig. Aber ein bestimmt gegebenes Wort ist auch hier nicht nachzuweisen, eben so wenig wie von einem schroffen Abbruch des Verhältnisses die Rede sein kann. Im übrigen setzt Falck ganz richtig und anschaulich auseinander, daß die Verwandten und Freunde ein Verlöbniß voraussetzten, die Eltern stillschweigend einverstanden waren, die Liebenden aber in ihrem Glück nicht fragten, was daraus werden sollte? Allein — „man hatte ihn doch nach Straßburg geschickt, um daselbst zum Examen zu arbeiten, nicht aber um sich dort und in der Umgegend zu verlieben." (S. 15.) Das war's: der Rath Goethe würde seinen einundzwanzigjährigen Doctor schön angesehen haben, wenn er, noch nicht mündig, als Verlobter nach Hause gekommen wäre! Aber, wichtiger als das — in dem Kopfe des jungen Doctors rumorten überdies schon die Geister des Faust, des Götz, und was nicht alles! Seine Welt war viel zu groß und zum Schaffen herausfordernd, als daß er die arme Friederike in dieselbe hätte mitnehmen können.

Kommt nun Goethe bei Falck hier noch gut genug fort so wird das anders bei der Darstellung von Lenzens Liebe zu Friederiken, wo dieser als der Edle und Großgesinnte, jener als der Bösewicht hingestellt wird. Denn „Lenzens Verhältniß zu Friederike (war) reiner als das seines Freundes Goethe, welcher zwei anderen Geliebten gleichzeitig ewige Treue geschworen hatte." (S. 53.) Es soll damit nicht gesagt sein, daß Lenz in seinem Betragen als überhaupt mustergiltig dargestellt würde, er „welcher sich nichts weniger als gleichmäßig und vernünftig betrug, sondern durchaus whimsicalartig und undefinirbar sich geberdete. Schwer, wenn nicht unmöglich, war es diesem Träumer, mit wachen Augen sich aus seinem fast permanent halben Bewußtsein zu voller Klarheit in der Sachlage emporzuarbeiten." (S. 60.)

Nachdem Lenzens Verhältniß zu Friederike bisher vielfach ungünstig genug gedeutet worden ist, als habe er sich nur, um Goethe nachzuahmen, in Friederike verliebt, sich dann verrückt gestellt, und was nicht Alles, wird es nun von Falck in folgender Weise dargelegt. Ein Jahr nach Goethe's Abschied kam Lenz nach Sesenheim, eingeladen durch den Vater Brion, der seine Bekanntschaft in Fort-Louis gemacht hatte. Er lernte die „im Zustande tiefster Melancholie sich befindende" Friederike kennen, und sie machte Eindruck auf ihn. Da er sich als „Freund Goethe's" einführte, erregte er bei der Mutter und der älteren Schwester sofort Anstoß, und die erstere blieb ihm auch ungünstig gesinnt. Da er nicht glaubte, daß Goethe Friederike aufgeben könne, suchte er zwischen Beiden zu vermitteln. Diplomatisch wird er es nicht angefangen haben, und so hatte er kein Glück damit. Endlich überzeugt, daß er seine eigenen Empfindungen offen zeigen könne, ohne die Rechte eines Anderen zu kränken, that er sich keinen Zwang mehr an. Friederike bat ihn, von der Liebe zu ihr abzustehen, da ihr Herz nicht mehr frei war, und er mußte es ihr durch einen Schwur bekräftigen. Dieser Schwur war aber nicht zu halten, und auch Friederike begann sich ihm mehr und mehr zuzuneigen. Der Mutter war diese neue Liebelei ein Gräuel und Lenz ihr überdies gar nicht genehm. Angehörige und Freunde sprachen auch dagegen. Es galt eine Trennung, um Beide einander vorläufig aus den Augen zu bringen. „Friederikens Saarbrücker und Lenzens Straßburger Reise bilden den Ausschlag gebenden Wendepunkt. Beiden war Vernunft gepredigt worden, von ganz verschiedenen Standpunkten und Motiven aus, von Personen, die sich gegenseitig nicht kannten, aber doch dabei auf ein gemeinsames Ziel lossteuerten, um sie Beide zu bewegen, von ihrer Liebe zu einander abzustehen. Beiden war das unausbleibliche Elend und Unglück, in das sie sich durch Heirath hineinstürzen würden, in äußerst prosaischer Realität vorgeführt worden." (S. 59.) Drei Jahre vergingen. Goethe war inzwischen nach Weimar übergesiedelt und Lenz ebenfalls dahin gereist, um durch sein Wesen der Gesellschaft auffällig zu werden und Goethen große Schwierigkeiten zu bereiten. Er kehrte nach dem Elsaß zurück, seine Kräfte waren aufgerieben, sein Sonderlingswesen in völlige Geistesverstörtheit übergegangen. Um Weihnachten 1777 kommt er wieder nach Sesenheim, in dem furchtbarsten Zustande. Er verflucht sich, Friederike und die ganze Welt; „seiner selbst nicht mächtig, will er mit einem Messerstich seinem Leben ein Ende machen. Durch einen Schrei des Entsetzens aus Friederikens Munde, die dabei in Ohnmacht fällt, auf einen Augenblick zur Besinnung gebracht, stürzt er, sie todt wähnend, über sie hin, in Thränen zerfließend und sich die Haare raufend. Darauf wird der arme Lenz gebunden, für halb toll erklärt und nach Straßburg gebracht, wie Friederike später (im September 1779) Goethen erzählte. Mit dieser furchtbaren Scene schließt die zweite Liebestragödie Friederike Brion's."

Sie wurde also durch die Trennung von Goethe nicht unglücklich und elend, wie das immer noch gern behauptet wird. Goethe besuchte sie (1779) auf seiner Reise nach der Schweiz, wurde herzlich und nach alter Art empfangen, und Beide gedachten in Freundschaft der vergangenen Tage. Noch 1780 konnte Goethe in seinem Tagebuche den Empfang eines Briefes von „Rieckgen Brion" anmerken. Von einer Tragödie hatte der Verlauf dieses Verhältnisses also gar nichts. Und auch die mehr erschütternde Verwirrung mit Lenz gewann noch in demselben Jahre einen versöhnlicheren Ausklang. Denn der

Digitized by Google

Brief, welchen Lenz, leidlich genesen, am 27. März 1780 aus Petersburg an Friederike schrieb, als Abschieds- und Dankschreiben, verleugnet zwar einen wehmüthigen Ton nicht, gehört aber zu dem Besten, Ruhigsten und Vernünftigsten, was Lenz geschrieben hat. Falck theilt (S. 73) diesen Brief zum ersten Male mit.

Wer nun aber neues Material über einen Dichter entdeckt und mitzutheilen hat, kommt leicht dahin, dieses in seinem Werthe zu überschätzen, wie denn der unglückliche Lenz, nachdem sein großes und schönes dichterisches Talent lange nicht genug gewürdigt worden, jetzt von den Lenz-Specialisten ein wenig in das Uebermaß gesteigert wird. Die Spuren des Krankhaften, Wunderlichen, Unharmonischen trägt doch auch das Schönste, was er gedichtet hat. Falck sagt: „In geradezu Shakespeare'schen Geist athmenden Gedichten beschwört Lenz Friederike —" (S. 50), und nun führt er ein Gedicht an, in welchem, wenn schon etwas Shakespeare'sches darin sein soll, nur die gehäufte mythologische Bildersprache gemeint sein kann, wie sie sich in den Jugendgedichten Shakespeare's findet.

Auf die Frage, ob einige „Pseudo-Goethe-Friederikenlieder" Lenz zuzuschreiben seien oder nicht, lasse ich mich nicht ein, da ich mir den feineren Specialistengeruch nicht zutraue. Falck verlangt auch das Gedicht:

„Nun sitzt der Ritter an dem Ort,
Den ihr ihm nanntet, liebe Kinder" u. s. w.

für Lenz. Allein zu den Versen:

„Da sitz ich nun vergnügt bei Tisch
Und endige mein Abenteuer —"

setzt er ein: (sic!) und fügt unten in der Note hinzu: „Goethe's Liebe zu Friederiken „ein Abenteuer"!?!" Nun gut, wenn es für Goethe mehr als das war, so muß es für Lenz, der Friederike reiner und edler geliebt haben soll, doch nichts weiter als ein Abenteuer gewesen sein? Es kann sich aber in dem Gedichte nicht um das Herzensverhältniß der Liebenden überhaupt handeln, da es ferner heißt:

„Die Nacht war wahrlich ziemlich düster,
Mein Falber stolperte wie blind";

das „Abenteuer" bezieht sich nur auf den beschwerlichen Ritt nach Weißenburg, welchen sowohl Goethe wie Lenz abenteuerlich nennen konnte.

Das Portrait, welches dem Buche beigegeben ist, will der Verfasser selbst nicht mit Bestimmtheit für das Friederikens ausgeben. Es zeigt ein allerliebstes Köpfchen in Nationaltracht (ob das Kopftuch richtig ist, weiß ich nicht), die Zeichnung, obgleich angeblich aus dem Lenz-Nachlasse stammend, sieht aber aus, als ob ein moderner Maler sich Friederike nur so gedacht hätte.

Trotz meiner Einwendungen komme ich darauf zurück, daß das Buch von Falck gut und verdienstvoll, und auch Lesern zu empfehlen ist, welche sich sonst auf die Verfolgung von Specialforschungen nicht einlassen.

Gaetano Moroni.

Ein gelehrter Barbier.

Vor ungefähr einem Jahre starb in Rom halb vergessen ein alter Mann, vor dem sich einst Hoch und Niedrig zu krümmen und zu bücken pflegte. Cardinäle, Prälaten, fürstliche Personen so gut wie arme Leute aus dem Volke buhlten um seine Gunst, weil er viele Jahre hindurch der mächtigste Mann im Kirchenstaate war. Während des langen Pontificates Gregor's XVI. war derselbe der vertrauteste Rathgeber des Papstes; nach seinem Tode begeiferten ihn seine früheren Schmeichler. Er verschwand sofort für immer von der Weltbühne des Vaticans; bescheiden begrub er sich, als echter Bücherwurm, in seinem Studirzimmer im Palazzo Carpegna, wo er den Rest seines Lebens an demselben Schreibtische zubrachte, an welchem sein Gönner und Gebieter, Gregor XVI., einst gearbeitet hatte.

Dieser sonderbare Mann, der im Glücke nicht übermüthig wurde und der trotz seiner Höflingsnatur, als er in Ungnade gefallen war, nicht zu kriechen vermochte, hieß Gaetano Moroni. Ganz Rom aber kannte ihn nur unter dem vertraulichen Namen Gaetanino, den ihm Gregor seit seiner ersten Bekanntschaft mit demselben beigelegt hatte. In den letzten Jahrzehnten hatte er sich selbst so in den Schatten zurückgezogen, daß man sich einander bei seinem Tode verwundert fragte: „Was, lebte der Gaetanino noch?" Er hatte Freund und Feind in der That überlebt. Im Jahre 1802 in Rom geboren, starb er daselbst in dem hohen Alter von 81 Jahren.

Der Lebenslauf des Barbiers Moroni war ein sehr merkwürdiger. Sein Vater hatte eine Barbierstube in der Nähe des Palazzo Venezia; gegenüber befand sich ein jetzt demolirtes Camaldulenserkloster, in welchem Gregor XVI. damals als Padre Mauro (Cappellari della Colomba) Abt war. Schon als Knabe leistete Gaetano dem Vater hilfreiche Hand. Wenn der Letztere verhindert war, pflegte er die Mönche, welche zu den festen Kunden gehörten, zu rasiren. Schließlich wurde ihm auch die Ehre zu Theil, den Abt bedienen zu dürfen. Das aufgeweckte Wesen des Jünglings gefiel demselben; sein Wissensdrang, sein großes Gedächtniß, welche in den langen Unterhaltungen, die damals, als die heutigen Kaffeehäuser noch nicht allgemein gebräuchlich waren, alle Barbierstuben Italiens zu beleben pflegten, Gelegenheit fanden, sich bemerklich zu machen, veranlaßte Cappellari, sich seiner anzunehmen. Er weihte ihn in die lateinische Sprache ein, welche der junge Bartscheerer rasch erlernte.

Als Leo XII. den Camaldulensermönch Cappellari im Jahre 1825 zum Cardinal machte und demselben die Leitung der berühmten Bildungsanstalt „Propaganda fide" anvertraute, nahm der neue Purpurträger den wißbegierigen jungen Barbier als Kammerdiener ganz zu sich.

Im Jahre 1829, als Leo XII. unerwartet und, wie Petrucelli della Guttina in seiner Geheimgeschichte der drei Vorgänger des jetzigen Papstes erzählt, an Gift starb, führte Cappellari seinen Günstling als Conclavist mit in das damalige Conclave. In demselben erhielt Cappellari bereits 22 Stimmen. Das Conclave dauerte vom 23. Februar bis zum 31. März; diese fünf Wochen waren für Moroni außerordentlich lehrreich, er konnte umsomehr einen tiefen Blick werfen in alle die Ränke, welche der Wahl eines Papstes vorher zu gehen pflegen, als seine Persönlichkeit in der Eigenschaft eines bescheidenen Dieners keiner besonderen Aufmerksamkeit ausgesetzt war. Der neuerkorene Papst Pius VIII. (Castiglioni) regierte nur kurze Zeit, er starb schon am 30. November 1830. Am 15. December trat das Conclave wieder zusammen; auch dieses Mal befand sich Moroni als Conlavist im Gefolge seines Herrn, welcher am 2. Februar 1831 mit 32 Stimmen zum Papst gewählt wurde.

An demselben Tage begann das Glück und die Allmacht des gelehrt gewordenen Barbiers. Gregor XVI. ernannte ihn zunächst zu seinem ersten Kammerdiener, welcher beim Papst den hochtrabenden Namen eines Kammeradjutanten trägt. Von Morgens bis Abends war Moroni im letzten Vorzimmer des Papstes zu finden, wo er in einer Fensternische 15 Jahre hindurch an seinem Riesenwerke: Dizionario di erudizione storica ed ecclesiastica arbeitete, ohne sich jedoch das geringste Vorkommniß in seiner Umgebung entgehen zu lassen. In den zehn Jahren, welche er vor der Thronbesteigung Gregor's XVI. stündlich um seinen Herrn gewesen war, hatte er sich des Schlüssels zu seinem Herzen bemächtigt. Als er aber eine schöne zwanzigjährige Römerin heirathete und seinen Haushalt im Vatican aufschlug, stieg sein Einfluß um das Doppelte und Dreifache. Lose Zungen redeten von den menschlichen Schwächen Sr. Heiligkeit. In der That sah man Abends Gregor XVI. häufig in der Behausung seines ersten Kammerdieners erscheinen. Der einzige Sohn Moroni's, der kleine Gregorio, den man spottweise in ganz Rom den „Gregoriolo" nannte, war sein Liebling; er pflegte stundenlang mit demselben zu spielen und ihn auf den Knieen zu schaukeln. Bei seiner Taufe erschien, wie Petrucelli erzählt, der Papst persönlich in Begleitung von drei Cardinälen und nicht weniger als 27 Prälaten, Erzbischöfen und Bischöfen. Beim Fortgehen küßte er und segnete er den Täufling. Als der Knabe etwa

Digitized by Google

im zehnten Jahre starb, hatte die höfische Kriecherei kein Ende, mit der man dem allmächtigen Moroni, dem damaligen wirklichen Könige des Kirchenstaates, sein Beileid bethätigte. Hinter dem Rücken des allmächtigen Mannes aber kicherten und lachten die Schmeichler und Kriecher, sobald sie nicht gehört wurden, über die „beiden Schlüssel" zum Herzen des Papstes, welchen jetzt der Erbarbier in seiner Gewalt habe. Die große Vertraulichkeit, welche der Papst für Moroni's Familie zur Schau trug, mochte viel zu diesen Neckereien, welche aber erst nach seinem Tode zu hellen Flammen aufzulodern wagten, beigetragen haben.

Während des Conclaves schleuderte man Schmähschriften und obscöne Gedichte gegen den Mann, vor dem vierundzwanzig Stunden vorher Cardinäle und Hofschranzen im Staube krochen. Pius IX. hatte den Muth nicht, dieser Strömung entgegenzutreten. In brüsker Weise wurde Moroni 1847 sofort seines Dienstes enthoben. Während der langen Regierung Pius IX. hat derselbe den Vatican nie mehr betreten. Erst Leo XIII. erinnerte sich des gelehrten Mannes wieder, welcher der Kirche durch sein aus 120 Octavbänden bestehendes colossales Werk bedeutende Dienste geleistet hatte, indem er ihm das Comthurkreuz des h. Gregororbens verlieh.

Moroni ertrug die Ungnade, in welche er gefallen war, mit Gleichmuth. Sein ganzes Wirken und Streben lief in dem Wunsche zusammen, sein großes Dizionario vor seinem Tode beendet zu sehen. Dieser Wunsch wurde befriedigt. Unermüdlich arbeitete er an demselben fort, bis endlich der letzte Band des Inhaltsverzeichnisses, welches allein schon ein mit Bienenfleiß zusammengetragenes Werk in sechs Bänden für sich bildet, im Jahre 1879 erschien. Die Aufgabe, welche er in dem Dizionario gelöst hat, ist eine bewundernswerthe; es ist schier unglaublich, daß das Leben eines einzigen Mannes ausreichen konnte, um solchen Schatz von Nachrichten und Notizen über das Wesen der katholischen Kirche, namentlich in geschichtlicher Beziehung, zu sammeln. Man kann über die wissenschaftliche Anlage des Werkes mit dem Verfasser rechten; man kann die häufig ungleichmäßige Vertheilung des Stoffes und theilweise auch den Mangel an kritischem Verstand tadeln, aber zugeben muß man es, daß es kein Buch auf der Welt giebt, welches an biographischen Mittheilungen über die Kirchenfürsten, namentlich der letzten Jahrhunderte, über die Sitten und Gebräuche der Kirche und der Curie, über das Ceremoniell des päpstlichen Hofes, über die Organisation der Kirchenregierung, wie sich dieselbe über den ganzen Erdball erstreckt, kurz über Alles, was in irgend einem Zusammenhange mit der römischen Kirche steht, dem Moroni'schen „Wörterbuch historisch kirchlicher Gelehrsamkeit" gleichkommt. Bunt durcheinander gewoben begegnet man in demselben außerdem, je nachdem sich das Stichwort der alphabetisch geordneten Artikel dazu eignet, Notizen über Religion, Kunst, Politik, Archäologie, Literatur u. s. w.

Wie Moroni, selbst in dem Falle, daß er Mitarbeiter, wie Manche behaupten, gehabt hätte, das endlose Material sammeln und ordnen konnte, ist ein Räthsel. Es handelt sich um 120 Octavbände ohne die sechs Supplementbände mit dem Inhaltsverzeichniß. Und dennoch ist das Werk lediglich Arbeit seiner Bienenfeder. Wer mit Moroni in näherer Beziehung stand und Gelegenheit hatte, sich Rath bei ihm zu holen, der versichert, daß er selbst im spätesten Alter noch sein Dizionario nie aufzuschlagen brauchte, um Rede und Antwort zu stehen. Schlagfertig wußte er jede Frage sofort mündlich zu beantworten. Ohne wissenschaftlich gebildet zu sein, war Moroni dennoch ein Gelehrter. Sein Werk, welches aus tausenden von Autoren, Manuscripten und namentlich aus den Zeitungen des vorigen Jahrhunderts zusammengesucht wurde, ist heut eine unentbehrliche Fundgrube geworden. Ursprünglich war das Werk nur auf zehn bis zwölf Bände angelegt, aber bald wuchs der Stoff dem Verfasser so unter den Händen, daß der Umfang auf das Zehnfache stieg. Es war ein Glück für denselben, daß der Papst selbst ein lebendiges Interesse nahm an dem Fortgange des Unternehmens. Alle Cardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe und Prälaten mußten subscribiren und in ihrem Wirkungskreise subscribiren lassen, so daß die Abonnentenzahl eine für jene Zeiten ungeheure war.

Mit Leichtigkeit hätte sich Moroni bereichern können. Es war ein eigenthümlicher Zug in dem Charakter dieses sonderbaren Mannes, daß er der Habsucht fremd gegenüber stand. Er war so mächtig, daß er manches Todesurtheil noch im letzten Augenblick von der Unterschrift des Papstes zu vereiteln verstand. Sein Gemüth neigt zur Milde; dieser Umstand erklärt, daß er Andern viel mehr Gutes erwies als sich selbst. Statt in den fünfzehn Jahren seiner Allmacht Millionen zu sammeln, wie es der Cardinal Antonelli verstand, trat Moroni im Jahre 1847 zum allgemeinen Erstaunen nur mit einem bescheidenen Vermögen in das Privatleben zurück. Sein ver-

Der Entwickelung der neuen Ordnung der Dinge nach 1870 sah der im Grunde reactionär und ultraconservativ gesinnte Mann ohne Haß zu. Er besaß die feste Zuversicht, daß eines Tages ganz von selbst eine stillschweigende Versöhnung zwischen Italien und dem Papstthum eintreten werde. Als er im Jahre 1840 dem politisch berüchtigten Herzoge Francesco IV. von Modena den ersten Band seines Dizionario widmete, dachte er allerdings wohl anders. Aber ganz ohne patriotische Regung war der päpstliche Günstling trotzdem nicht, denn überall wo er in seinem Werke auf die Fremdherrschaft der Oesterreicher in Italien zu sprechen kam, bekämpft er dieselbe.

Gaetano Moroni war ein gläubiger Katholik. Bei seinem Leichenbegängniß in der Kirche Sant Eustacchio neben der Universität hatte man auf seinen Befehl den aufgeschlagenen Band seines Dizionario auf den Sarg gelegt, in welchem er von dem neuen Dogma der unbefleckten Empfängniß spricht. Aber der Glaube hatte ihn deshalb doch nie verhindert, in seinem Werke die Wahrheit über Päpste, Cardinäle und Prälaten zu schreiben, die ihrer Würde und ihrem Amte Unehre machten, oder dieselben in ihrem Privatinteresse mißbrauchten.

Mit dem alten Moroni ist eine der originellsten Figuren nicht allein bezüglich seiner eigenthümlichen Laufbahn, sondern auch als äußere Erscheinung aus der heutigen römischen Welt verschwunden. Der lange, hagere alte Herr trug Jahr ein Jahr aus einen langen, stets zugeknöpften schwarzen Gehrock, einen altmodischen Cylinder, ein schwarzes, breites Halstuch, welches bis unter das Kinn hinaufreichte. Nie sah man ein Barthaar auf seinem Gesicht. Seine Manieren blieben glatt und höfisch bis zu seinem Tode. Wenn er den Namen Gregor XVI. aussprach, vergaß er nie den Hut abzunehmen. Sein Aussehen schwankte zwischen dem eines Weltpriesters ohne Talar und jenem einer päpstlichen Gerichtsperson.

Rom, October 1884.

Capitolinus.

Europäische Kunst im Import und Export.

Von G. Ebe.

So etwas wie eine correcte Handelsbilanz auf Grund der beliebten statistischen Ausweise wird sich für den Austausch von Kunstideen und Kunstwerken zwischen den verschiedenen Ländern und Welttheilen nicht aufstellen lassen; aber deswegen existirt die Sache und ist von erheblicher Wichtigkeit für die allgemeine Entwickelung der Kunst. Das moderne Cultur-Europa, und um dieses handelt es sich hier, war lange Zeit hindurch der empfangende Theil. Alle Cultur kam einst von Osten, und jetzt hat sich das Verhältniß umgekehrt, Europa versorgt die anderen Welttheile mit Geist und Kunst, mit seinen Stilrichtungen, mit Classik und Romantik, mit Bildern, Bronzen, Marmorwerken und noch einigen anderen Sachen. Vielleicht exportirt Europa auch die neueste Nationalitätsidee in der Kunst, und dann können wir noch erleben, wie die aztekischen und andere transmarine Kunst-Specialitäten wieder zum Leben galvanisirt werden. Ausschließlich exportirend ist immerhin Europa auch heute noch nicht, denn ab und zu bewährt der Osten wieder einmal seine alte bewegende Kraft und leitet die durch technische Raffinements und fabrikmäßige Herstellung abgeirrte Kunst des Westens, wieder in frischere naive Bahnen.

Man hat zwar nie davon gehört, daß irgend einmal

Digitized by Google

große Geister über's Meer zogen, um Kunst und Gesittung in fremde Länder zu tragen, denn die von einigen Völkern des neuen Continents bewahrte Sage von einem culturbringenden Geschlechte, von plötzlich erschienenen Sonnensöhnen, ist prähistorisch und eben nur eine Sage; aber dennoch, wenn auch aus weniger idealen Motiven, hat eine Uebertragung der Kunstideen, ein Austausch der Kunstwerke zwischen den verschiedenen Ländern in großem Maßstabe zu allen Zeiten stattgefunden und ist noch heute in Uebung. Die ganze moderne Kunstentwickelung gründet sich auf die Ueberlieferung fremder Kunstart; diese war von je das belebende, zur Erfindung des Neuen antreibende Princip.

Die Fortschritte der Alterthumswissenschaft lassen in einem Falle nach dem anderen den Traum einer autochthonen Kunst in Nichts zerfließen. Die Abhängigkeit der griechischen Kunst von fremden Einflüssen hat uns Schliemann's geniale Findigkeit erst in den neuesten Tagen greifbar nahe gebracht. Ganz natürlich ging beim Raube der schönen Helena und bei ihrer erzwungenen Heimkehr noch manches Andere mit an Schmucksachen und sonstigen Artikeln der Kunstindustrie. Doch diese weiten prähistorischen Perspectiven mögen hier bei Seite bleiben, nicht minder der Handelsbetrieb und die Colonisationszüge der Phönizier, der asiatischen und europäischen Griechen; ebenso das Zusammenschleppungstalent der welterobernden Römer und die Erwerbungen der kühnen Kreuzfahrer des Abendlandes, die jedenfalls weniger zu Hause brachten, als sie mitgenommen hatten. Die modernen Verhältnisse bieten schon für sich einen überreichen Stoff.

Der Import von Producten alter Kunst ist gerade jetzt wieder in höchster Blüthe. Wenn wir so fortfahren, auszugraben, wie wir jetzt im Zuge sind und die Ausbeute von Olympia, Pergamon, Mykenae, Tyrins, Troja, Persepolis u. s. w. in Originalen und Abgüssen heranbringen, so wird bald kein landesübliches Museum groß genug sein, zur Bergung dieser Schätze. Das Studium derselben wird die Kunstkultur ohne Zweifel unendlich heben und schließlich die Apathie selbst der künstlerisch am geringsten beanlagten Racen beheben; aber welche Strapazen erwarten auch den Kunstkenner der Zukunft! Der Bedauernswerthe wird mit dem immer dickleibiger werdenden Bädecker von einer Hauptstadt Europas zur anderen pilgern und ein halbes Leben verbrauchen, um den für die Species homo sapiens durchaus erforderlichen Cursus durchzuarbeiten. Was die Thermen im antiken Rom waren, das werden die Museen für die modernen Städte, und wie es bekanntlich in Rom eine Anzahl Epikuräer gab, die ihr ganzes Leben in den Bädern zubrachten, so wird es bei uns Kunstschwelger geben, die immer in den Museen bleiben wollen. Der erste Schritt, dies möglich zu machen, ist bereits gethan, indem man die Museen mit Restaurationen versieht, und das Uebrige wird bald nachfolgen. Man wird vielleicht verzeihen, wenn dieser Gedanke hier noch etwas weiter ausgemalt wird. Die größte Bequemlichkeit kann man nur von der Concentration, von der Gründung einer eigenen Museumsprovinz erwarten; hat doch schon Richard Wagner den schönen Gedanken gehabt, ein allgemeines deutsches Nationaltheater auf irgend einem Waldhügel zu gründen, nachdem nun alle Musikdurstigen pilgern müssen; ebenso könnte auch ein allgemeines Museum, am besten ein internationales, in einer Gegend angelegt werden, in welcher dasselbe dem gewöhnlichen Verkehr nicht im Wege wäre. Man könnte sich das europäische Central-Museum als eine künstlerische Erziehungsprovinz denken, nach dem Muster der Goethe'schen, in Wilhelm Meister, eingerichtet; selbstverständlich chronologisch und nach Stilarten, Ring um Ring geschichtet. Eine müßige Phantasie mag sich noch weiter vorstellen, wie bequem dann das Vergnügen mit dem Nützlichen verbunden wird, wenn man künftig nach absolvirter Badezeit ins Theater und schließlich ins Museum reisen wird.

Um zum Ernsthaften und Thatsächlichen zurückzukehren, so kann man wohl zugeben, daß Europa gewissermaßen verpflichtet ist, die Bildung, welche es durch die Verarbeitung der alten Schätze, durch Jahrhunderte langes Anhäufen der alten Kunsttraditionen für sich gewonnen hat, wieder zu verbreiten und mit seinem auf Welteroberung und Colonisation gerichteten Streben wenigstens nebenher eine Kunstmission zu verbinden. Etwas Derartiges hat denn auch wirklich stattgefunden. Besonders die von Europa ausgehende Renaissancekunst kann sich einer so universellen Verbreitung über alle Welttheile rühmen, wie kein anderer Kunststil. Nimmt man China und Japan aus, so verwenden vielleicht neun Zehntel aller civilisirten Bewohner des Erdballs die italienische Renaissance, besonders in den später entwickelten Formen. Die Portugiesen bauten in Indien im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts in diesem Stil eine Anzahl großer Städte: Goa, Macao, Bombay und Calcutta, und verzierten dieselben mit Kirchen, Klöstern, Arsenalen und Handelsfactoreien. Die Spanier haben dasselbe gethan wie die Portugiesen, und die Holländer haben nichts gethan in ihren Niederlassungen. Die Franzosen konnten in Indien nicht viel schaffen, weil ihre Herrschaft dort zu kurz war. Indeß waren Chandernagor und Pondicherry mit öffentlichen Gebäuden von einiger Bedeutung versehen, wenn auch keine monumentalen Kirchenbauten entstanden sind. Alle diese Bauten sind im italienischen Renaissancestile ausgeführt. Die Engländer, die natürlich in Indien am meisten gebaut haben, führten ihren „Classical-Geschmack", eine Anzahl correcter dorischer Säulen, nach Stuarts „Alterthümern von Athen" copirt, in Indien ein, zugleich aber die damals in Blüthe stehende englische Theatergothik. Eins der besten Bauwerke, das noch etwas von indischer Phantasie aufgenommen hat, ist das Mansion-House zu Lucknow, vom General Martin für sich und nach seinem eigenen Plane erbaut, aber wesentlich im italienischen Stile.

Ebenfalls am Ende des sechszehnten Jahrhunderts brachten die Spanier die Renaissance nach Spanisch-Amerika. In Mexiko entstand die berühmte Kathedrale nach Plänen, die in Europa gemacht waren, in Peru die ebenso großartige Kathedrale von Arequipa und zugleich eine große Zahl anderer Kirchen, Klöster und Gouvernementshäuser. — Ein ganz hiervon abweichendes Bild bietet Nordamerika. Die ersten holländischen Ansiedler, sowie die späteren englischen Pilgerväter gehörten zu den artistisch gering beanlagten Racen, und bis zu den Freiheitskriegen geschah eigentlich so gut wie Nichts. Erst nach Beendigung des Krieges um 1814 mengte sich der nationale Ehrgeiz in die Sache, und nun sollte plötzlich in Amerika Alles besser, größer und höher sein als in den Ländern des alten Continents, etwa so, wie man es früher dem Local-Patriotismus der Berliner nachsagte. Aber die Anlage der allzu regelmäßigen Städte sowohl, wie die der großen errichteten Gebäude hat immer etwas Maschinenmäßiges, und die Formgebung folgt den continentalen Mustern. Eins der größten Bauwerke, das Capitol in Washington, ist in ganz akademisch-classischer Renaissance erbaut, wie sie damals auch in Europa herrschte. Das Smithson-Institut in Washington ist normannisch-gothisch und das neue Schatzhaus wieder griechisch, das Girard-Collegium und das Capitol in Ohio sind noch mehr griechisch, während die Kirchen meist Copien irgend einer gothischen Kathedrale des Festlandes sind. Doch genug des Einzelnen, es ist eben Alles wie bei uns, und in denselben Zeitabschnitten wechselnd. Extreme Classik und Romantik gehen nebeneinander oder lösen sich ab, je nachdem es der Sieg der einen oder der anderen Partei in Europa bedingt. Aehnlich verhält es sich mit der nordamerikanischen Sculptur und Malerei; die ersten Künstler des Landes sind Schüler der europäischen Meister oder von Europa eingewandert.

Bisher war nur von einer Uebertragung der Ideen und der Kunststile die Rede, aber der Kunstexport Europas hat auch recht handgreifliche Formen angenommen. Wie man hört, findet von München und Paris zum Beispiel ein colossaler Bilderexport nach Amerika statt. Ganze Schiffsladungen von Bildern, die zwar Niemand beisammen gesehen hat, aber mit denen es doch seine Richtigkeit haben muß, denn die amerikanische Regierung sucht sich bereits durch Schutzzölle vor der Ueberfluthung zu retten, sollen regelmäßig nach der neuen Welt abgehen. In München namentlich soll es Maler geben, die nur noch für den Export arbeiten und deren kostbare Producte

Digitized by Google

auf solche Weise gänzlich dem theuren Vaterlande entrissen werden. Ihr Ruhm wird erst viel später aus den Hinterwäldern wieder zu uns herüberdringen. Ein schmerzliches Factum für den Kunsthistoriker der Gegenwart! Uebrigens ist das eine wunderliche Existenz, die eines Exportmalers! Heinrich Heine erzählt einmal von einem am äußersten Nordpol hausenden Völkchen, das sich ganz natürlich durch Uebersetzungen aus dem Französischen ernährt, weil dort jeder andere Erwerb unmöglich ist. Wenn es aber Jemand in cultivirten Gegenden, wie Paris oder München, fertig bringt, sich hinzusetzen, um Bilder für Amerika zu fabriciren, so ist dies weniger natürlich.

Was nun die Kehrseite der Sache anbetrifft, den modernen, immer noch fortdauernden Kunstimport Europas, so erstreckt sich dieser nicht nur auf die schon erwähnte eindringende Fluth von Alterthümern, sondern auch auf die kunstgewerblichen Tageserzeugnisse der älteren Culturvölker, und diese wirken sichtlich auf die Wandlungen unseres Kunststils. Wenn die Amerikaner von uns lernen, so lernen wir noch immer von den Asiaten. — Die erste Londoner Weltausstellung von 1851 hat bekanntlich den mächtigen Impuls zu einem Aufschwunge des europäischen Kunstgewerbes gegeben, aber dies konnte nur geschehen, indem die naive Kunstweise des Orients zum ersten Male in geschlossener Masse den abendländischen Producten gegenüber stand und ihre hohe Ueberlegenheit in den meisten Beziehungen darthat. Nach langer Zeit wieder sah der von der Farbe fast entwöhnte Europäer hier die Gluth gesättigter und doch harmonischer Farbenzusammenstellung vor seinen Augen ausgebreitet und fand Geschmack daran. Zugleich lernte er wieder die verloren gegangenen Gesetze der Flächenornamentik, des Stilisirens der natürlichen Gegenstände kennen. Auch der Bronzeguß, die Tauschir-, Emaille- und Lackarbeiten der Japanesen fanden gebührende Beachtung, und man lernte einsehen, daß die vorzügliche Oberflächenbehandlung der japanesischen Bronzen, welche das Metall zum Werthe eines edlen Steines erheben, für unsere Technik noch ein unerreichtes Problem war. Das Verdienst, die Resultate dieser Beobachtungen zusammen gefaßt und den Deutschen zugänglich gemacht zu haben, gebührt vor Allem dem Architekten Gottfried Semper, der in seinem berühmten Werke „Der Stil" mit wahrer Leidenschaft die alten Kunstwahrheiten predigt und das Thörichte der neuesten europäischen Kunstverirrungen nachweist Dasselbe Verdienst für England hat Richard Redgrave. Sein Bericht von 1851 über die zeichnenden Künste auf der Londoner Weltausstellung bewegt sich in demselben Ideengange.

Wie nun auch die Verhältnisse des Kunstexports und Imports bei uns wechseln mögen, so ist doch zu vermuthen, daß Europa noch lange den ersten Rang unter den Kunstvölkern der Erde behaupten wird. Die Kunst der Asiaten hat den Vorzug einer althergebrachten sicheren Tradition, aber sie ist erstarrt, und die europäische Beweglichkeit, wenn sie auch nicht vor Fehlern bewahrt, ist doch das wahre Lebensprincip derKunst; die hohe Kunst, der Ausdruck der Stimmungen und Leidenschaften, wie sie mit den Zeitströmungen wechseln, ist den Asiaten ohnedies ganz abhanden gekommen. Amerika hat zwar, nach Goethe's Wort, keine Ritter- und Gespenstergeschichten und sollte sich frei halten von den Fesseln der Tradition, aber es hat dies nicht vermocht. Es scheint, als ob es doch nicht so leicht ist, originell zu sein, denn was jetzt gelegentlich von Amerika als originell ausgerufen wird, ist nichts weiter als crasse Stilmengerei, ein Potpourri alter Ideen mit einer neuen Sauce.

Es giebt nicht sobald wieder ein zweites „Athen" oder ein zweites „Rom" in der Welt; in diesen Orten hat die monumentale Kunst für nicht absehbare Zeit ihren Culminationspunkt gefunden. Hätten wir aber jetzt in Europa eine frische, von einem allgemein angenommenen Principe ausgehende Stilrichtung, so würde sich diese sicher mit Blitzesschnelle über den größten Theil der für den Begriff immer kleiner werdenden Erde verbreiten. Doch vorläufig herrscht bei uns die Pflege der nationalsten Besonderheiten, bis wieder bei einer Drehung des Rades die Idee einer kosmopolitischen Kunst, wie sie, im Grunde genommen, den allgemeinen Culturverhältnissen entspricht, obenauf kommt.

Feuilleton.

Sonderbare Geschichte.

Eine ungedruckte Humoreske von Heinrich von Kleist.*)

Am Hofe der Prinzessin von St. C . . . zu Neapel befand sich im Jahre 1788 als Gesellschafterin oder eigentlich als Sängerin eine junge Römerin, Namens Franzeska N . . ., Tochter eines armen invaliden Seeoffiziers, ein schönes und geistreiches Mädchen, das die Prinzessin von St. C . . . wegen eines Dienstes, den ihr der Vater geleistet, von früher Jugend an zu sich genommen und in ihrem Hause erzogen hatte.

Auf einer Reise, welche die Prinzessin in die Bäder von Messina und von hieraus, von der Witterung und dem Gefühl einer erneuerten Gesundheit aufgemuntert, auf den Gipfel des Aetna machte, hatte das junge unerfahrene Mädchen das Unglück, von einem Cavalier, dem Vicomte von P . . ., einem alten Bekannten aus Paris, der sich dem Zuge anschloß, auf das Abscheulichste und Unverantwortlichste betrogen zu werden; dergestalt, daß ihr, wenige Monden darauf, bei ihrer Rückkehr nach Neapel, nichts übrig blieb, als sich der Prinzessin, ihrer zweiten Mutter, zu Füßen zu werfen und ihr unter Thränen den Zustand, in dem sie sich befand, zu entdecken.

Die Prinzessin, welche die junge Sünderin sehr liebte, machte ihr zwar wegen der Schande, die sie über ihren Hof gebracht hatte, die heftigsten Vorwürfe; doch da sie ewige Besserung und klösterliche Eingezogenheit und Enthaltsamkeit für ihr ganzes künftiges Leben angelobte, und der Gedanke, das Haus ihrer Gönnerin und Wohlthäterin verlassen zu müssen, ihr gänzlich unerträglich war, so wandte sich das menschenfreundliche, zur Verzeihung ohnehin in solchen Fällen geneigte Gemüth der Prinzessin: sie hob die Unglückliche vom Boden auf, und die Frage war nur, wie man der Schmach, die über sie hereinzubrechen drohte, vorbeugen könne? In Fällen dieser Art fehlt es den Frauen, wie bekannt, niemals an Witz und der erforderlichen Erfindung; und wenige Tage verflossen, so ersann die Prinzessin selbst zur Ehrenrettung ihrer Freundin folgenden kleinen Roman.

Zuvörderst erhielt sie Abends in ihrem Hotel, da sie beim Spiel saß, vor den Augen mehrerer, zu einem Souper eingeladenen Gäste einen Brief: sie erbricht und überliest ihn und, indem sie sich zur Signora Franzeska wendet: „Signora", spricht sie, „Graf Scharfeneck, der junge Deutsche, der Sie vor zwei Jahren in Rom gesehen, hält aus Venedig, wo er den Winter zubringt, um Ihre Hand an. — Da!" setzt sie hinzu, indem sie wieder zu den Karten greift, „lesen Sie selbst, es ist ein edler und würdiger Cavalier, vor dessen Antrag Sie sich nicht zu schämen brauchen." Signora Franzeska steht erröthend auf; sie empfängt den Brief, überfliegt ihn und, indem sie die Hand der Prinzessin küßt: „Gnädigste", spricht sie, „da der Graf in diesem Schreiben erklärt, daß er Italien zu seinem Vaterlande machen kann, so nehme ich ihn von Ihrer Hand als meinen Gatten an!" — Hierauf geht das Schreiben unter Glückwünschungen von Hand zu Hand; Jedermann erkundigt sich nach der Person des Freiers, den Niemand

*) Der in Nr. 36 mitgetheilten Erzählung: „Unwahrscheinliche Wahrscheinlichkeiten" lassen wir heute ein zweites Inedituм des großen Dichters: „Sonderbare Geschichte, die sich, zu meiner Zeit, in Italien zutrug" nachfolgen. Der Kenner wird hier alle Eigenthümlichkeiten Kleist'scher Geistesrichtung und Darstellung wiederfinden; den trockenen ironischen Ton, die dramatische Lebendigkeit und Gegenständlichkeit der Darstellung und die stilistischen Eigenheiten seiner letzten Manier: die Einschachtelung der Sätze und gewisse Lieblingswendungen („daß . . . daß", „inzwischen", „gleichwohl", „dergestalt, daß"). Besonders interessant wird diese Erzählung dadurch, daß sie offenbar eine spätere humoristische Variation des in seiner Meisternovelle: „Die Marquise von O****" fast ins Tragische hinübergespielten Themas ist, mit nochmaliger Benutzung dort schon gebrauchter Motive. Theophil Zolling.

Digitized by Google

kennt, und Signora Franzeska gilt von diesem Augenblick an für die Braut des Grafen Scharfeneck.

Darauf, an dem zur Ankunft des Bräutigams bestimmten Tage, an welchem nach seinem Wunsche auch sogleich die Hochzeit sein soll, fährt ein Reisewagen mit vier Pferden vor: es ist der Graf Scharfeneck! Die ganze Gesellschaft, die zur Feier dieses Tages in dem Zimmer der Prinzessin versammelt war, eilt voll Neugierde an die Fenster, man sieht ihn, jung und schön wie ein junger Gott, aussteigen — inzwischen verbreitet sich sogleich, durch einen vorangeschickten Kammerdiener, das Gerücht, daß der Graf krank sei und in einem Nebenzimmer habe abtreten müssen. Auf diese unangenehme Meldung wendet sich die Prinzessin betreten zur Braut und Beide begeben sich nach einem kurzen Gespräch in das Zimmer des Grafen, wohin ihnen nach Verlauf von etwa einer Stunde der Priester folgt. Inzwischen wird die Gesellschaft durch den Hauscavalier der Prinzessin zur Tafel geladen; es verbreitet sich, während sie auf das Kostbarste und Ausgesuchteste bewirthet wird, durch diesen die Nachricht, daß der junge Graf, als ein echter deutscher Herr, weniger krank, als vielmehr nur ein Sonderling sei, der die Gesellschaft bei Festlichkeiten dieser Art nicht liebe; bis spät, um 11 Uhr in der Nacht, die Prinzessin, Signora Franzeska an der Hand, auftritt und den versammelten Gästen mit der Aeußerung, daß die Trauung bereits vollzogen sei, die Frau Gräfin von Scharfeneck vorstellt. Man erhebt sich, man erstaunt und freut sich, man jubelt und fragt: doch Alles, was man von der Prinzessin und der Gräfin erfährt, ist, daß der Graf wohl auf; daß er sich auch in Kurzem sämmtlichen Herrschaften, die hier die Güte gehabt, sich zu versammeln, zeigen würde, daß dringende Geschäfte jedoch ihn nöthigten, mit der Frühe des nächsten Morgens nach Venedig, wo ihm ein Onkel gestorben sei und er eine Erbschaft zu erheben habe, zurückzukehren. Hierauf, unter wiederholten Glückwünschungen und Umarmungen der Braut, entfernt sich die Gesellschaft, und mit dem Anbruch des Tages fährt, im Angesicht der ganzen Dienerschaft, der Graf in seinem Reisewagen mit vier Pferden wieder ab. —

Sechs Wochen darauf erhalten die Prinzessin und die Gräfin in einem schwarz versiegelten Briefe die Nachricht, daß der Graf Scharfeneck in dem Hafen von Venedig ertrunken sei. Es heißt, daß er nach einem scharfen Ritt die Unbesonnenheit begangen, sich zu baden; daß ihn der Schlag auf der Stelle gerührt und sein Körper noch bis diesen Augenblick im Meere nicht gefunden sei. —

Alles, was zu dem Hause der Prinzessin gehört, versammelt sich auf diese schreckliche Post zur Theilnahme und Condolation; die Prinzessin zeigt den unseligen Brief, die Gräfin, die ohne Bewußtsein in ihren Armen liegt, jammert und ist untröstlich, — hat jedoch nach einigen Tagen Kraft genug, nach Venedig abzureisen, um die ihr dort zugefallene Erbschaft in Besitz zu nehmen. —

Kurz, nach Verlauf von ungefähr neun Monaten (denn so lange dauerte der Prozeß) kehrt sie zurück und zeigt einen allerliebsten kleinen Grafen Scharfeneck, mit welchem sie der Himmel daselbst gesegnet hatte.

Ein Deutscher, der eine große genealogische Kenntniß seines Vaterlandes hatte, entdeckte das Geheimniß, das dieser Intrigue zu Grunde lag, und schickte dem jungen Grafen in einer zierlichen Handzeichnung sein Wappen zu, welches die Ecke einer Bank darstellte, unter welcher ein Kind lag. Die Dame hielt sich gleichwohl, unter dem Namen einer Gräfin Scharfeneck, noch mehrere Jahre in Neapel auf; bis der Vicomte von P . . . im Jahre 1793 zum zweiten Male nach Italien kam und sich, auf Veranlassung der Prinzessin, entschloß, sie zu heirathen. —

Im Jahre 1802 kehrten Beide nach Frankreich zurück.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Konradin". Von Hans Herrig. — Die Provinzialin. Von Iwan Turgenjew. — Drei Frauen für einen Mann. Von Valabrègue und Grenet-Dancourt.

Die verflossene Theaterwoche war so reich an Novitäten, daß es unmöglich wird, auf dem gegebenen Raum anders als cursorisch zu berichten. Das wichtigste Ereigniß war jedenfalls die seit Jahresfrist erwartete und immer wieder verschobene erste Aufführung von Hans Herrig's vieractigem Trauerspiele: „Konradin" im Königlichen Schauspielhause — freilich einer ziemlich alten Novität, denn sie gehört zu den ersten und keineswegs besten Schöpfungen des reichbegabten Dichters, liegt schon seit Jahren gedruckt vor und wurde bereits in diesem Blatte (Bd. 19, Nr. 24) eingehend besprochen. Wir können uns also füglich darauf beschränken, einige Bemerkungen über die scenische Wirkung des poesievollen Dramas nachzuschicken. Wie man vorausgesehen, hat das Schauspiel seine theatralische Lebenskraft nicht erwiesen. Es ist von Haus aus ein lyrisches Drama ohne ergreifende Conflicte, die elegische Schilderung eines passiven Helden, eines weichen Knaben ohne tragische Schuld. Zwar wird der einleitende Accord des Vorspiels kräftig angeschlagen und erhebt sich der erste Act zu wahrhaft theatralischem Leben, aber von da an stockt der dramatische Puls, die Handlung wird balladenhaft, episch und löst sich in stimmungsvolle Bilder auf, während sich die Charaktere zu Schemen, ja sogar zu Allegorien verflüchtigen. Um so höher steht das Drama als dichterisches Werk. Herrig's Sprache ist von Poesie und Empfindung getränkt, voll anmuthiger, kühner Bilder und tiefsinniger Gedanken und verfällt niemals in den Schwulst und die Effecthascherei unserer neuesten Modedramatiker. Herrig ist auch ein viel zu vornehmer Poet, um ihnen in der Ausbeutung der Tendenz nachzueifern. Wie leicht wäre es ihm gewesen, durch Aufnahme der historischen Episode des Verrathes von Frangipani die dramatische Schlagkraft zu erhöhen und in dem Gegenüber von deutscher Treue und wälschem Verrath wohlfeile Bühnenwirkungen zu erzielen. Daß er das patriotische Pathos, die billigen Nachprophezeiungen, die beliebten Anspielungen auf modernen Culturkampf und Franzosenkrieg verschmäht hat, das rechnen wir ihm hoch an. Er setzt sein volles Können ein, um uns die Tragik des jugendlichen Hoffens, das sich auf eine todte Vergangenheit stützt und Alles von der Zukunft erwartet, poetisch zu schildern und tief ins Gemüth zu führen. Die Liebesscenen sind von einem unbeschreiblichen Zauber, und wenn auch in der gewagten übersinnlich-sinnlichen Abschiedsbegegnung zwischen Konradin und Violanta für unseren Geschmack etwas allzu mystisch „entküßt" (?) wird, so stehen wir doch nicht an, gerade diese symbolische Scene zu dem Schönsten zu zählen, was unsere heutigen Poeten hervorgebracht haben.

Die Darsteller entledigten sich handwerksmäßig der ihnen offenbar unsympathischen Aufgaben. Da der Dichter, wie wir hören, erst zur Generalprobe zugelassen worden war, so ist es uns auch begreiflich, daß die vielen falschen Auffassungen und Betonungen die Aufführung dem denkenden Zuschauer zur Qual machten. Und erst die geist- und geschmacklose Inscenirung! Diese Kartenkönige, diese Nachtwächter als Landsknechte, diese pappendeckelnen Decorationen, dieses schläfrige Tempo, diese lächerliche Massen- und Gruppenbewegung! . . . Dafür zeigte sich der Einfluß der Meininger wenigstens in Einem Punkt: von Zeit zu Zeit erhob sich nämlich ein veritables weißes Dampfwölklein aus dem spinatgrün auf Leinwand gemalten Vesuv . . . Es war ein großartiger Sieg des Naturalismus auf der Bühne.

Die Bekanntschaft Turgenjew's als Dramatiker verdanken wir zunächst Eugen Zabel, dem trefflichen Kenner russischer Literatur. Er hat den liebenswürdigen Einacter: „Die Provinzialin" mit allen Feinheiten der Salonconversation übersetzt und dabei doch etwas

Digitized by Google

russischen Erd- oder Juchtengeruch zu wahren verstanden. Ohne Zweifel, der große Erzähler ist kein Dramatiker, aber er hat es den Franzosen abgeguckt, wie eine Situation theatralisch zu gestalten ist. Wie in ihrer trostlosen russischen Provinz die geistvolle Frau eines kleinen Beamten mit dem ganzen Aufgebot ihrer weiblichen Koketterie einem verliebten alten Lebemann die Beförderung ihres Mannes nach Petersburg ablistet; wie der Geck zuletzt das durchtriebene Spiel durchschaut, sich aber als Edelmann in seine Blamage fügt und sein Wort zu halten gelobt: das ist in hübscher Steigerung, mit feiner Charakteristik und subtiler Kleinmalerei und in amüsantem Plauderton ausgeführt. Die geistreiche, gefällige Causerie wird sich dem deutschen Repertoire um so leichter einfügen, als sie zwei äußerst dankbare Rollen enthält. Sie wurden im Belle-Alliance-Theater vortrefflich gegeben. Fräulein Ellmenreich war ganz die große Kokette, Herr Würzburg fast bis zu Ende der alte Geck, wie Turgenjew sich beide am gastlichen Kamin seiner edlen Freundin Pauline Viardot-Garcia geträumt haben mag.

Der neue Treffer des Residenz-Theaters: Drei Frauen für einen Mann, Schwank in drei Aufzügen von Valabrègue und Grenet-Dancourt, hat in einer sehr braven Inscenirung und Besetzung einen entschiedenen Lacherfolg davongetragen, wenn er auch schwerlich, wie das Original in Paris, bei uns dreihundertmal nacheinander gegeben werden dürfte. Es ist ein echtes Boulevardstück voll localer Voraussetzungen und Anspielungen und in jener ausgelassenen Cancanstimmung verfaßt, welche die Possen des Palais-Royal und der Nouveautés zu ausschließlich nationalen Producten stempelt, deren Acclimatisirung auf deutschem Boden nur ausnahmsweise Erfolg hat. Daß der Versuch im vorliegenden Falle gelang, ist wahrlich nicht die Schuld des unbekannten Uebersetzers, der sich seine Aufgabe denn doch zu leicht gemacht und mit einer unbeholfenen wörtlichen Uebertragung begnügt hat, wo eine durchgreifende Umarbeitung und Entlocalisirung geboten schien. Daß im Residenz-Theater sogar die unverständlichen Anspielungen, z. B. auf Agnes Sorel, und andere Geschmacklosigkeiten, wie die pietätlose Geschichte vom „Affenkopf", belacht wurden, rührt wohl nur daher, daß das Publikum durch die tolle Faschingslaune des ganzen Werkes in unerschütterlich gute Stimmung versetzt war. Die Verfasser haben sich auch redlich Mühe gegeben, die alte Komödie der Irrungen durch immer neue Mißverständnisse, Verwechslungen, Uebertreibungen, Unmöglichkeiten ins Ungeheuerliche zu steigern und den Wirrwar durch mehr oder minder kecke Situationskomik und mehr oder weniger gute Witze zu pfeffern. Natürlich haben wir es abermals mit einer Nothlüge zu thun, die einen ganzen Rattenschwanz neuer Lügen und Schwindeleien nach sich zieht. Ein Hochzeiter giebt sich als Junggeselle aus und ein echter Junggeselle als Ehemann, denn der Erbonkel des Ersteren — man weiß eigentlich nicht warum — hatte die Verheirathung untersagt, während des Anderen Onkel aus Amerika diese durchsetzen will. Dem Advocaten Raoul bleibt nichts anderes übrig, als dem Verwandten aus Canada zu erklären, daß er bereits verheirathet sei. Mit wem? Sein Freund, der Maler André, der eben seine eigene Heirath verheimlichen soll, sorgt so wacker für ihn, daß Raoul am Ende des ersten Actes nicht weniger als drei Frauen besitzt: die Braut, die frühere Freundin und das Portiermädchen seines Freundes. Den Höhepunkt des Quiproquo bildet die Trauungsscene des zweiten Actes, wobei ein jeder der beiden Onkel einen Anderen für den Bräutigam hält. Sobald der Maire den Namen des Zukünftigen verliest, erheben die Mitverschworenen einen solchen Lärm, daß Alles übertönt wird. Die Klippe, wie stets in solchen Stücken, ist der letzte Act. Eine Steigerung ist nicht mehr möglich, die Verwechslungsmotive sind sämmtlich abgehaspelt, und die Entwirrung geschieht in so hastiger und wenig überraschender Art, daß es dem verschwenderisch ausgestreuten Wortwitz nur noch mit Mühe gelingt, den Zuschauer bis zuletzt zu unterhalten.

Z.

Opern und Concerte.

Gillette von Narbonne. Operette in drei Acten, frei nach Shakespere's*) „Ende gut, Alles gut" bearbeitet von Chivot und Duru. Musik von Audran. Zum ersten Male im Walhalla-Operetten-Theater aufgeführt am 25. October. Concert von Felix Dreischock.

Quelle richesse d'embarras! möchte man — das bekannte Wort umkehrend — ausrufen bei der Fülle neuer Operetten, deren Besprechung dem ernsten Kritiker nur Verlegenheit bereitet; die dritte seit vier Wochen! Die beiden ersten kamen aus Wien, diese neueste aber von der Seine; sie ist ein Werk des Componisten der „Mascotte", die hier vor zwei oder drei Jahren ohne sonderlichen Erfolg gegeben wurde. Der Text ist, wie oben angedeutet, eine freie Bearbeitung des Shakespere'schen Stückes; d. h. es ist demselben das eine Vorkommniß entnommen**), daß die Heldin (Helene) den König heilt, als Belohnung die Verehelichung mit dem von ihr Geliebten, Grafen von Roussillon (hier Graf Lignolles), erbittet, daß dieser widerstrebt, vom König gezwungen wird, die Frau gleich nach der Hochzeit verläßt und ihr in einem Briefe die Bedingung stellt, daß sie den Ring, den er am Finger trägt, erlange und ihm einen Erben gebe, um als sein Weib gelten zu können. Im Uebrigen haben die beiden Herren in ihrer Bearbeitung mit großem Geschicke alles Shakespere'sche ausgemerzt, und recht viel Französisches hineingebracht. Gillette verkleidet sich als Soldat, läuft ihrem Manne nach, stellt sich ihm als Schwager, Bruder der Frau, vor, benimmt sich so burschikos als möglich und gewinnt sein Vertrauen. Dann macht sich der vermeintliche Soldat anheischig, dem Herrn Grafen die Gunst einer kleinen Italienerin zu gewinnen, die bisher seine Bewerbung aus dem Grunde zurückgewiesen hatte, daß sie verheirathet war. So erreicht Gillette ihren Zweck und erlangt jenen Ring. Der Graf wird im Kriege gefangen, seine Gemahlin aber ist gleich nach dem angedeuteten Zwischenfalle in ihr Schloß zurückgekehrt und tritt als Herrin und höchst elegante Dame auf, die da einen glänzenden Kreis um sich versammelt. Als solche erscheint sie im dritten Acte und ladet den König ein, der Taufe ihres Kindes beizuwohnen, — alles in Abwesenheit ihres Mannes. Dieser erscheint plötzlich — der König hat ihn durch Lösegeld befreit — seine Frau begrüßt ihn sehr vornehm, fast gleichgiltig, läßt sie sich von dem Sohne des Königs zum Essen führen; und der Graf ist von dieser Ungebundenheit so entzückt, daß er nunmehr sich sterblich in dieselbe Gillette verliebt, die er, als sie noch ein braves treuherziges Mädchen war, durch Liebeserklärungen (im ersten Acte) verführen wollte, und als sie ihm vom König als Gemahlin zugeführt ward, ihrer niederen Geburt wegen, verschmäht hatte! Derartige Wendungen und Wandlungen kommen in französischen Stücken so oft vor, daß man gegen die Herren Chivot und Duru keinen Vorwurf erheben darf, wenn sie eine solche auch in ihre Bearbeitung Shakespere's hineinprakticirt haben. Was wir aber mit vollem Rechte an ihrem Textbuche tadeln, ist, daß sie trotz aller dieser Leichtfertigkeiten keine komische Oper geschaffen haben, sondern ein sentimentales Zwitterding mit endlosen ernsthaften Gesprächen; und daß sie aus der reichen Fülle Shakespere'scher komischer Gestalten nicht eine einzige entnommen haben, dagegen eine neue, einen höchst faden Prinzen-Hofmeister schufen, dessen hübscher Frau der Graf und der Prinz zu gleicher Zeit den Hof machen, und der sich immer betrogen wähnt, und den Herren nichts sagen darf, weil seine Ehe bis zur Mündigkeit des Prinzen geheim bleiben soll. Seine ewigen Klagerufe wirken zuletzt nur anwidernd. Ein solches Textbuch, das (nicht wie das Shakespere'sche Stück entschiedene Gegensätze, sondern) nur Hin- und Herschwankungen bietet zwischen Senti-

*) Wir schreiben den Namen nach Delius' Orthographie.

**) Und gerade dieses ist von Shakespere aus dem Novellenbuche von Paynter geschöpft, der es wieder dem Boccaccio entlehnt hat. Die meisten anderen Personen, besonders die komischen, sind reine Erfindungen des großen Briten.

Digitized by Google

mentalität, Leichtfertigkeit, Dummheit und Langweiligkeit, kann der musikalischen Phantasie nur sehr wenig Anregung geben. Und die Musik ist daher auch immer so eigenthümlich verschwimmend, erhebt sich in den sentimentalen Scenen nie zur Leidenschaft, in den Complots nie zur geistreichen Keckheit; sie ist immer anständig gehalten, aber man bleibt gleichgiltig. Auch die künstlerische Arbeit, die Instrumentation und die Stimmführung erregt nirgends eine höhere Aufmerksamkeit. Es ist Alles recht schulgemäß, aber ohne irgendwelche geistreiche Combination. Die Liebeslieder sind melodisch, ein paar Couplets sind lebhaft; aber wir stehen nicht einen Augenblick an, zu erklären, daß in beiden Gattungen die deutsch-österreichischen Operetten „Boccaccio" und „Bettelstudent" Besseres, Originelleres und Wirksameres bieten, als dieser französische Mischmasch.

Die Darstellung war im Ganzen eine sehr gute, von Seiten der Heldin auch eine gemischte. Sie wurde von einer neu angeworbenen Sängerin durchgeführt, Fräulein Zimaier. Diese, eine Polin, früher am Warschauer Theater angestellt, hat noch niemals deutsch gesungen — so meldeten die sehr regen Zeitungsvorpreisungen — und die „Gillette" war ihr erster Versuch in deutscher Sprache. Diese wurde auch von ihr in einer Weise mißhandelt, die eben nur ein deutsches Publikum sich gefallen läßt! Würde Engländern oder Franzosen oder Italienern Derartiges in ihrer Sprache geboten, sie ließen die Sängerin nicht zu Ende spielen. Wie die Direction auf den Gedanken kam, die Dame dem Publikum gerade in einer Operette vorzuführen, die so viele Gespräche enthält, in der also der geringste Uebelstand um so greller hervortreten mußte, ist uns unbegreiflich, denn Fräulein Zimaier besitzt vortreffliche Eigenschaften als Sängerin und Darstellerin, welche während ihres Singens die schlechte Aussprache vergessen machen. Ihre Stimme ist zwar ganz klein und dünn, aber gut geschult und feines Vortrages fähig, ihr Spiel ist reizend; Bewegungen und Geberdensprache sind immer graziös und im lustigsten Momente immer zierlich. Sie bringt auch ein nicht mehr ganz jugendliches, doch noch immer sehr anmuthiges Aeußere auf die Bühne. Aber wenn auch die „Habitués" der Operette sich an diese Aussprache „gewöhnen", wir werden es nie vermögen. Zwar ist ja das Deutsch überhaupt in unseren Operettentheatern, ja selbst in der Königlichen Oper, immer mit stark österreichischen Biegungen vermischt; aber ein solches, wie das von Fräulein Zimaier, haben wir noch nicht vernommen. Sie wurde übrigens sehr lebhaft beklatscht. Die übrigen Darstellenden, der neue Baritonist Herr Korschen, dann Fräulein Erdösy und die Herren Link, Bollmann u. s. w. boten ein recht gutes Zusammenspiel. Die Ausstattung ist eine so prächtige, die Costüme des 15. Jahrhunderts waren so reich, daß wir unwillkürlich dachten: Wenn ein paar derartige in Szene gesetzte Operetten mißlingen, dann müssen die ungeheuren Unkosten das bedeutendste Vermögen zu nichte machen. Der Beifall war ein großer, in den oberen Rängen ein tosender, weit entfernt von dem, welchen Shakespere in seinem Epilog erbittet: nicht „gentle hands", welche die „Herzen nehmen" klatschten, sondern ganz gehörige Fäuste waren es, die jenen eigenthümlichen Beckenschall erzeugten. Wir können daher gegenüber solcher Organisation nicht entscheiden, ob der Erfolg ein voll zu nehmender war oder nicht, und müssen abwarten, wie viele Wiederholungen „Gillette" erleben wird. Bei Operetten sind Ziffern die besten Kritiker.

Von Concerten haben wir das von Felix Dreischock hervorzuheben; dieser junge Künstler zeigt von Jahr zu Jahr die erfreulichsten Fortschritte zur vollendeten Künstlerschaft. In seinem Concerte hat er auch einen sehr ehrenhaften Erfolg als Componist errungen. Ein Concert in drei Sätzen bietet viel originelle und geistreiche Stellen, ist sehr gut gearbeitet und zeigt in der Instrumentation ein Talent der Selbstständigkeit und Klangfarbe, das zu den besten Hoffnungen berechtigt. Professor Joachim erwies dem Concertgeber die Ehre, das Orchester zu dirigiren. H. Ehrlich.

Notizen.

„Biographische Notizen über die geistige Entwicklung des Philosophen Edmund von Hagen bis zum 34. Lebensjahre", so betitelt sich eine Broschüre, die in diesen Tagen, wahrscheinlich als Antwort darauf, daß wir den bekannten Confusionsrath der Wagnerianer ironisch zu den „Fürtrefflichkeiten" gezählt haben, in unsere Redaction geflogen ist. Wir entnehmen der hochkomischen Selbstbiographie des offenbar an Größenwahn leidenden Musikschriftstellers folgende Stellen: „In deutschen Wäldern unter den Riesen-Eichen der Harzer Vorberge wuchs das etwas wilde, unbändige Kind auf, das am 10. August 1850 in Gieboldehausen an der Ruhme geboren ist." Motto also: „Von der Ruhme zum Ruhme"... Daran schließt sich eine eingehende Schilderung seines Entwicklungs- und Studiengangs von Quinta bis Prima und weiter: Daß seine Bedeutung anfänglich verkannt wurde, kam daher, weil die Meisten in ihm nur einen Anhänger Richard Wagner's sahen, und seine selbstständigen philosophischen Abhandlungen, welche auch in den Schriften über Wagner versteckt waren, und welche, für sich isolirt publicirt, vollständig zur Begründung eines philosophischen Ruhmes genügt hätten, nicht beachteten... Nur einzelne geniale Männer und Intelligenzen wie von Wolzogen, Glasenapp, Tappert, Oesterlein, Albert Hahn, Joseph Kürschner, E. Gettke, Bernhard Vogel u. A., und vor Allen J. B. Allfeld, zollten ihm Beifall... Ueberhaupt haben die Schriften Edmund von Hagen's manche verständnißvolle Zustimmung und manches begründete Lob von competenter Seite erfahren, wie es denselben auch andrerseits an Tadel und Widerspruch nicht gefehlt hat.... In Berlin sowohl, wie auf kleineren und größeren Reisen hat der Autor sein feines Kunstgefühl sowie seinen scharfen culturellen Beobachtungssinn noch vervollkommnet. Schon in seiner Jugend reiste er des Oefteren nach kunstsinnigen Städten wie Leipzig, Dresden, Prag, Weimar, Sondershausen, Cassel, Nürnberg, München, Salzburg, Stuttgart, Straßburg, Frankfurt, Braunschweig, Bremen, Hamburg, Köln, Magdeburg u. s. w. 1875 und 1878 machte er Schweizerreisen (Constanz, Schaffhausen, Zürich, Luzern, Interlaken, Bern u. s. w.). In Basel besuchte er den berühmten Schriftsteller Professor Nietzsche, dessen Bekanntschaft er schon 1876 in Bayreuth gemacht hatte. Gern weilte er auf den einsamen Bergriesen, wie auf dem Rigi, dem Faulhorn u. s. w. Im Februar 1884 reiste er nach Paris, und von da über Lyon, Avignon und Marseille nach Italien, wo er die Hauptsehenswürdigkeiten in Genua, Mailand, Verona, Venedig, Bologna, Florenz, Rom, Neapel, Pompeji, Capri, Pisa, Livorno und Turin in Augenschein nahm, und namentlich hinsichtlich der bildenden Künste seine Bildung vervollständigte. Durch die Alpen (über Genf) und durch das Jura-Gebirge (über Moutier) reiste er nach Deutschland zurück." — Diese hochwichtigen Mittheilungen veranlaßten Stettenheim zu der Bemerkung: „Wer interessirt sich für das Rundreisebillet des Herrn von Hagen?!" — Aber fahren wir in unserem Auszuge fort: „Was nun die Weltanschauung Edmund von Hagen's betrifft, so seien hier nur folgende Andeutungen gegeben. Hinsichtlich der metaphysischen Grundanschauung steht er auf dem Kant-Schopenhauer'schen Standpunkte. Er protestirt gegen das der Wissenschaft unwürdige (weil unreinliche) Experimentiren, namentlich gegen die meistens ganz unnützen Experimente an Thieren. Furchtbar wird der Ernst des Philosophen gegenüber der Vivisection und überhaupt gegenüber der Thiertödtung... Die Spottsucht (ebenso verwerflich wie der Nihilismus) ist gerade so die Quelle der Uebel, wie die Pietät das Fundament der Tugenden. Diese Wahrheit kann der an der Manie der Spottsucht erkrankten Gesellschaft nicht genug eingeschärft werden. So ist Edmund von Hagen auch in ethischer Hinsicht ein ernster und sachlicher Positivist, zwar aufgeklärt und freisinnig, aber Gegner einer jeden Frivolität, und Gegner jeder Spottsucht. (Unterschied gegen Voltaire und Feuerbach.) Mit der neuen ethischen Grundansicht zusammenhängend und daher auch neu ist Edmund von Hagen's Beurtheilung psychologischer

Digitized by Google

Fragen. Das psychische und intellectuelle Leben der Menschen läßt er einerseits von der angestammten und angeborenen Begabung, andrerseits namentlich von der sexualen Enthaltsamkeit und der Enthaltung von der Thiertödtung und Thierschädigung abhängen, jedoch unter Ablehnung des Vegetarianismus... In der Poesie ist er für die Dramatiker Aischylos, Sophokles, Euripides, Shakespeare, Lessing, Schiller, Goethe, Kleist, vor Allem aber für die Vereinigung der Künste in dem musikalischen Drama Richard Wagner's, unter Ablehnung jeder Schwärmerei und Belletristik (!). In gesellschaftlicher Hinsicht besteht sein Ideal in der feinsten, zartesten Bildung, welche auf Grundlage der richtigen metaphysischen, dialektischen, ethischen, psychologischen und ästhetischen Einsichten jede Störung, jede Tactlosigkeit, ja sogar die Möglichkeit einer nur symbolischen Beleidigung vermeidet, und sich nur in euphonischen wohl überlegten Worten bewegt. Da er dieses Ideal nirgends in der an der Spottsucht erkrankten Gesellschaft realisirt finden konnte, so war es natürlich, daß der ernste und pietätvolle Denker immer mehr der Einsamkeit vor der Geselligkeit den Vorzug gab, indem er solche Ansichten wie die Ihering'sche, daß der Sittlichkeitsbegriff auf dem Gesellschaftsbegriffe beruhe, in ächt philosophischer Weisheit energisch zurückwies. Seine große Vorliebe für die Frauenwelt fand bis zu seinem 34. Lebensjahre keinerlei Entgegenkommen, worüber er sich wiederholt schon auf dem Gymnasium (!) und der Universität, aber auch später noch in seiner Schrift über Senta, bitter beklagt hat. Erst im Mai 1884 lernte Edmund von Hagen zu Berlin eine junge Schlesierin kennen, mit welcher er sich alsbald verlobte und vermählte. Seitdem ist Edmund von Hagen mit seiner jungen Gattin nach dem bei Hannover am Walde gelegenen Waldschlößchen übergesiedelt, in dessen Giebeln er sich eine Häuslichkeit eingerichtet hat, in welcher er ungestört seine Muße neuen philosophischen Arbeiten widmet." — Möge die Beneidenswerthe die Schriften ihres genialen Gemahls nicht zu lesen brauchen!

Neuer deutscher Novellenschatz, herausgegeben von Paul Heyse und Ludwig Laistner. Bd. 1—5. München und Leipzig 1884, R. Oldenbourg. Im Anschluß an die frühere Sammlung deutscher Novellen, welche Anfang der siebziger Jahre im gleichen Verlage mit dem überschriftlich genannten herausgegeben worden, erscheint seit Mitte des laufenden Jahres ein neuer Cyclus, dem die Freunde des vorhergehenden sicherlich die gleiche Theilnahme entgegenbringen werden. Von der unübersehbaren Fülle der deutschen Novellistik, wie sie im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts sich entwickelt hat, bringt vorliegendes Unternehmen eine wohlgeordnete Auswahl, um die damals angelegte „Schatzkammer werthvoller, erfreulicher und bedeutender Dichtungen zu vervollständigen". Der beträchtlichen Zahl von nicht weniger denn 82 Autoren, welche in den 24 Bänden der früheren Sammlung vertreten sind, reiht sich die neue ergänzend an, in ihren bereits erschienenen fünf Bänden die Bekanntschaft von 13 Erzählern vermittelnd, darunter manchen, dessen Name vielen Lesern wohl hier und da vorgekommen sein mag, ohne daß ihnen Gelegenheit ward, das betreffende Talent selbst kennen zu lernen. Genau wie sein Vorgänger hat auch „der neue Novellenschatz" als leitenden Grundsatz bei der Aufnahme des Gebotenen den Hinblick auf die echte Novelle als solcher, also auf die künstlerisch angelegte und durchgeführte Erzählung, deren Inhalt, in wenige Zeilen zusammengefaßt, dem Kundigen schon im Keim den specifischen Werth des Themas offenbart. Unter stetem Bedach auf das Treffliche und Gediegene bei der Auswahl ist mit Recht den mannichfaltigsten Formen und Stilen, sobald nur ein künstlerisches Gewissen sich in ihnen offenbart, ohne Vorurtheil und Vorgeschmack freie Bahn gelassen worden. Nicht minder werthvoll und lehrreich sind die biographischen und literarhistorischen Einleitungen, mit denen, nach dem Vorbilde der früheren Sammlung, jeder der aufgenommenen Autoren dem Leser vorgeführt wird. Bei Manchem, der heute noch im Vordergrunde des literarischen Tagesinteresses steht, mag solche Beigabe entbehrlich scheinen, wiewohl auch dabei vielfache Einzelheiten keineswegs allgemein bekannt sein dürften. Um so willkommener sind die Aufschlüsse über solche Autoren, die durch Umstände mancher Art weniger Beachtung gefunden und durch das vorliegende Unternehmen einer unverdienten Vergessenheit entrückt werden. W. B.

Der Allgemeine Verein für deutsche Literatur, dessen beliebte Ausgaben manches werthvolle Werk enthalten, hat den Verleger gewechselt, indem die geschäftsführende Leitung in die Hände des Buchhändlers Dr. Hermann Paetel in Berlin übergegangen ist. Die neue Vertretung debütirt soeben sehr glücklich mit einer überaus interessanten Publikation: Quer durch Indien von Prof. F. Reuleaux. Der bekannte Verfasser sammelt hier in Buchform die in einer Berliner Zeitung erschienenen Erinnerungsblätter seiner blos vierzehntägigen indischen Reise im Jahre 1881 und bietet damit ein schönes Seitenstück zu Ernst Häckel's indischen Reisebriefen. Reuleaux reist nicht als Naturforscher, sondern verfolgte neben dem allgemeinen zumal ein Sonderinteresse, nämlich dasjenige für das technologische Studium. Aber auch wer sich z. B. für die Frage der Entwickelung der Werkzeuge wenig interessirt, wird da eine Fülle von tiefen und scharfen, neuen und frappanten Beobachtungen über allgemein interessante Gegenstände niedergelegt und in anmuthiger Form ausgesprochen finden. Land und Leute sind mit Sachkenntniß, Humor und Geist beschrieben, und niemals wird der Schilderer doctrinär und langweilig. Uebrigens folgte der Reisende der großen Heerstraße, meist auf der Eisenbahn, in europäischen Gasthöfen, stets in Strichen unter thatsächlich englischer Herrschaft. Er führt uns an Bord eines Gelegenheitsdampfers von Singapore nach Pinang, Kalkutta, dann in die alte Benares am heiligen Gangesstrom, den unsere deutsche Poesie beinahe ebenso viel mit Gestalten belebt hat, wie die Indiens selbst; darnach stromaufwärts nach Agra, der einst schimmernden Residenz der Großmogule, und nach der viel und heiß umstrittenen Delhi und endlich zur Westpforte Indiens: Bombay. Anhangsweise ist Point de Galles auf Ceylon hinzugenommen, das Reuleaux zweimal besucht hat. Und überall erweist er sich als trefflicher Feuilletonist. Wie gelungen ist z. B. nicht die drollige Art, womit er das Pigeon-Englisch der Indier und Chinesen deutsch wiederzugeben versucht! Wir empfehlen das von Anfang bis zu Ende unterhaltende und anregende Buch unseren Lesern bestens.

Der deutsche Reichstag, seine Parteien und Größen. Von H. Wiermann. Leipzig, Renger. Zwei Bände. Während uns der erschienene erste Theil die Porträts einer Reihe von Mitgliedern der deutsch-freisinnigen Partei vorführt, umfaßt der eben erschienene zweite die Repräsentanten aller übrigen Parteien. „Eugen Richter und seine Leute" hat die Kritik den ersten Theil genannt; für den zweiten wird sich nicht ein eben so knapper und bezeichnender Ausdruck finden lassen. Er führt uns eine sehr bunte Schlachtreihe vor, die aber, mag sie immerhin in großen Fragen sich untereinander polarisch verhalten, doch in der Hauptfrage unserer Zeit, den Reformgedanken gegenüber dem manchesterlichen Princip der deutsch-Freisinnigen repräsentirt und darum ein gewisses gemeinsames Band hat. Die Vorrede bemerkt, es dürfe nicht befremden, daß die Auswahl der Partei-Repräsentanten zum Theil solche getroffen habe, die nicht dem alten, jetzt geschlossenen Reichstage, sondern einem oder mehreren seiner Vorgänger angehörten, vielleicht aber dem künftigen Reichstage angehören würden; die Stellung dieser außerparlamentarischen „Größen" zu den parlamentarischen Fractionen hätte nicht ignorirt werden dürfen. So kommt es, daß die längst ausgeschiedenen Reichstagsmitglieder v. Bennigsen, Miquel, daß Herr v. Minnigerode, der in den Reichstag nicht wieder zurückkehren will, daß Herr v. Rauchhaupt, Professor Wagner, Cremer eine Stelle neben v. Kardorff, v. Kleist-Retzow, v. Hammerstein, Stöcker, Windthorst, v. Schorlemer-Alst, Bebel gefunden haben. Es ist ja eine Thatsache, daß unsere Reichstagsfractionen zum Theil auch Führer in absentia zählen. Es wird uns hier ein tüchtiges Stück Zeitgeschichte geboten, das zwar gerade für die Wahlagitation ganz besonders gelegen kommt, aber seinen inneren Werth auch darüber hinaus noch behalten wird.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Die Physiologie der Liebe.

Von

Paul Mantegazza.

Autorisirte Ausgabe.

Aus dem Italienischen von

Dr. Eduard Engel.

Zweite Auflage.

8. eleg. broch. 4 M. In stilvollem Einbd. 6 M.

Vom Verfasser allen edlen Frauen empfohlen.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Tag- und Nachtstücke.

Gedichte.

Von **Adolf Friedrich Graf von Schack.**

8° IV und 322 Seiten. M. 4. — Elegant gebunden M. 5. —

Neuaufgefundene

Urkunden über Schiller u. seine Familie.

Von **Dr. von Schloßberger,**

Vicedirect. d. K. Württemberg. Geh. Haus- u. Staats-Archivs.

kl. 8°. VIII und 69 Seiten. M. 2. —

Sophokles' Tragödien.

Uebersetzt von **G. Wendt.**

8°. Zwei Bände. VII und 1583 Seiten. M. 7.— Elegant gebunden M. 9.—

Die innere Verwaltung.

Von **Dr. Lorenz von Stein.**

Theil VIII. Innere Verwaltungslehre. Zweites Hauptgebiet: Das Bildungswesen. Dritter Theil. Erstes Heft. Die Zeit bis zum neunzehnten Jahrhundert.

8°. XII und 530 Seiten. M. 10. —

Freund Goethe.

Eine Erzählung.

Von **Julie Werner.**

(Verfasserin der „Jugenderinnerungen einer jungen Frau".)

8°. 237 Seiten. M. 3.— Elegant geb. M. 4. —

Das menschliche Lebensglück.

Ein Wegweiser zu Gesundheit und Wohlstand durch die Rückkehr zum Naturgesetz.

Von **F. E. Bilz.**

Zweite reich vermehrte Auflage, 426 S. gr. 8°. Preis 3 Mark.

Zu beziehen:

Th. Griebens Verlag, Leipzig

u. alle Buchhandlungen.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Dahl, Tizian, Canova, Rubens,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

WALHALL

NEU! Germanische Götter- und Heldensagen. Für Alt und Jung am deutschen Herd erzählt von Felix und Therese **Dahn.**

Ein nationales Hausbuch

Künstlerisch illustrirt mit zahlreichen Holzschnitten nach Federzeichnungen von **Johannes Gehrts.**

Prachtband 10 Mark.

Verlag von R. Voigtländer in Bad Kreuznach.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Humoristische Reise durch Texas

von Galveston bis zum Rio Grande

von **Alexander E. Sweet** u. **J. Armoy Knox.**

Deutsch von Dr. med. **Reinhold Teuscher.**

Mit 167 Illustrationen und 10 Holzschnitt-Tafeln.

Ein starker Band von 30 Bogen gr. 8°. 10 Mark. Elegant gebunden 12 Mark.

In ergötzlichster **humoristischer** Form, gewürzt von zahllosen charakteristischen Anekdoten, werden die **Verhältnisse** des Landes, seine **Geschichte,** seine **Institutionen,** seine **Bewohner** dem Leser derart vorgeführt, daß er bei höchst spannender, angenehmer Unterhaltung eine getreue Kenntniß von Texas erhält.

AU BON MARCHÉ

Einziges Haus, welchem der Titel **Au bon marché** *wegen der Billigkeit und streng soliden Qualität seiner Waare mit Recht zuerkannt wird.*

Firma

Aristide BOUCICAUT

PARIS

Billige und reelle Bedienung ist der beständige Grundsatz der Firma

Au Bon Marché

Das Haus Au Bon Marché kennzeichnet sich als das grösste und besteingerichtete Waarenlager und als eine von allen Fremden anerkannte Sehenswürdigkeit.

Ein Theil der bevorstehenden Neubauten (1600 Quadratmeter) wurde Anfangs Oktober eröffnet **und es beträgt nunmehr die Gesammtfläche des Hauses 10,000 Quadratmeter.**

Wir beehren uns, die geschätzte Damenwelt zu benachrichtigen, dass die Ausgabe unseres **illustrirten Preiscourants für die Winter-Saison** erschienen ist und wird derselbe auf Verlangen Jedermann *portofrei* zugesandt werden. — Ebenso verschicken wir auf Wunsch *gratis und portofrei* jegliche Proben unserer neuesten Seiden- und Wollen-Mode-Stoffe, bedruckten Stoffe, Tuchstoffe etc., sowie auch die Albums, Beschreibungen und Abbildungen der von unserer Firma geschaffenen neuen Toiletten, fertigen Roben und Kostüme, Mäntel und Ueberwürfe; Damenhüte, Röcke, Unterwäsche und Morgenröcke, Anzüge für Knaben und Mädchen; fertige Weisswaaren und Leibwäsche, Sonnenschirme, Regenschirme, Handschuhe, Kravatten, Blumen, Federn, Damenschuhe, Pelzwaaren etc.

Wir bringen in Erinnerung, dass die Errichtung unseres Speditionshauses in Köln a. R. uns gestattet, alle Bestellungen, von 25 Francs aufwärts, mit Ausnahme der Möbel- und Bettgeräthe, nach ganz Deutschland portofrei bis zum Bestimmungsort zu liefern. Nur der eigentliche Eingangszoll ist vom Empfänger zu tragen.

Das Haus **Au Bon marché** *hat für den Verkauf keine Filialen, Reisende, Agenten oder sonstige Vertreter. Vor jedem Angebot behufs Vermittelung wird eindringlich gewarnt.*

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis: per 5/1 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose

850 300 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL

Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Georg Weiss, Verlag in Heidelberg.

Vor Kurzem erschien:

O. Plümacher,

Der Pessimismus in Vergangenheit u. Gegenwart.

Geschichtliches und Kritisches.

Preis 7 Mk. 20 Pf.

Wir erlauben uns auf die eingehende Besprechung dieser Schrift in No. 40 der Gegenwart zu verweisen. („Zur Geschichte des Pessimismus" von Ed. von Hartmann.)

Die Gegenwart v. P. Lindau.

Band 1—14, Jahrgang 1872—78, gut geb. Kataloge meines Bücherlagers gratis.

L. M. Glogau, 23 Burstah Hamburg.

Redaction und Expedition, Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 45. Berlin, den 8. November 1884. Band XXVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Reichstagswahlen am 28. October 1884. Von Arnold Bodek. — Gesandtschaften in Teheran. Von H. Bambéry — **Literatur und Kunst:** Thibaud von Champagne. Von Conrad Ferdinand Meyer. — Das Urtheil der Geschichte. Von Bruno Gebhardt. — Salvatore Farina. Von Theophil Zolling. — Paul Heyse's Freundschaftsnovellen. Besprochen von Wilhelm Bolin. — **Feuilleton:** Ein japanisches Märchen. — **Aus der Hauptstadt:** Der Neubau der technischen Hochschule. Von A. L. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Die Reichstagswahlen am 28. October 1884.

Von Arnold Bodek.

Wenn Wahlen auf Grund des allgemeinen Stimmrechts bevorstehen, so muß man immer auf Ueberraschungen gefaßt sein. Aber noch bei keiner Wahl hat sich das Wort von der „levis aura popularis" so gründlich bewährt wie diesmal. Vor drei Jahren von dem Willen der Volksgunst emporgetragen, glaubte die entschieden liberale Opposition nicht ohne Grund auf weitere Erfolge, jedenfalls aber auf die Behauptung ihrer parlamentarischen Stellung rechnen zu können. Damit hätte natürlich eine fernere Schwächung der conservativen und der diesen näher gerückten gemäßigt liberalen Elemente Hand in Hand gehen müssen. Aber diese Erwartung ist durch den Volksspruch vom 28. October eben so sehr zu Schanden gemacht worden wie die andere, daß durch die Socialreform der Regierung die revolutionären Bestrebungen der Socialdemokratie entwaffnet und ihre Reihen gelichtet werden würden. Eine schwere Niederlage der freisinnigen, eine neue Kräftigung der regierungsfreundlichen Parteien, zugleich aber und trotzdem ein unheimliches Anschwellen der socialdemokratischen Wahlziffern in der Hauptstadt, wie im ganzen Reiche —, das ist das Gepräge der Hauptwahlen, an dem wohl auch die noch ausstehenden Stichwahlen trotz ihrer ungewöhnlich großen Zahl nichts Wesentliches ändern werden.

Für den Umschwung, der sich im Wahlergebniß vom 28. October ausdrückt, ist nichts so bezeichnend, ja geradezu typisch, wie der Ausfall der Wahlen in Berlin. Man war bisher stets gewöhnt gewesen, Berlin als die sichere Hochburg des entschiedenen Liberalismus zu betrachten. Mochte ein mittelparteilicher oder ein streng conservativer, ein freihändlerischer oder ein schutzzöllnerischer Zug durchs Land gehen —, Berlin stand, wenige Ausnahmen und Zwischenfälle abgerechnet, fest zum Fortschritt. Was aber begab sich diesmal? Von den sechs fortschrittlichen Candidaten wurde im ersten Wahlgange nur einer gewählt (Berlin 1, Ludwig Löwe); ein Kreis ging sofort an die Socialdemokratie verloren (Berlin 4, Singer gegen Träger); in den vier anderen müssen die fortschrittlichen Candidaten, darunter die Hauptführer Virchow und Eugen Richter, erst noch in den Stichwahlen theils mit einem socialistischen, theils conservativen Mitbewerbern um die Palme ringen. Die freisinnige Partei hat in Berlin gegen die vorige Wahl über 17 000 Stimmen verloren; dagegen haben die Conservativen und Antisemiten über 11 000, die Socialdemokraten gar über 38 000 Stimmen gewonnen (1881: 30 178, 1884: 68 910 socialistische Stimmen)! Selbst die höchste Ziffer, welche die Socialdemokratie in Berlin aufzuweisen hatte (1878: 56 147) war gegen die diesmalige noch um 12 000 zurückgeblieben.

Wie in der Hauptstadt, so ist die deutsch-freisinnige Partei auch rings im Lande schwer geschlagen und gelichtet aus dem Kampfe hervorgegangen. Aus der Verschmelzung der Fortschrittspartei mit den ehemals nationalliberalen Secessionisten war eine Partei entstanden, welche als die stärkste im vorigen Reichstage 106 Köpfe zählte. Dem quantitativen Gewicht, das sie in die Wagschale legen konnte, entsprach die qualitative Bedeutung angesehener Führer: an die Seite von Richter, Hänel und Virchow, Munckel, Klotz und Dirichlet traten Männer wie Rickert, Bamberger, v. Stauffenberg und v. Forckenbeck, v. Bunsen, Karl Braun, Alexander Meyer, Barth und Baumbach. Aber ach! Wie grausam hat der Herbststurm des letzten Wahltages in diesen Reihen gehaust! Statt der 106 sind an jenem Tage nur 32 gewählt worden, während es allerdings noch 50 anderen Candidaten glückte, in die Stichwahl zu gelangen. Setzen wir selbst den günstigen Fall, daß von diesen die größere Hälfte noch siegreich durchdringt, so würde die Partei es im neuen Reichstage mit Müh' und Noth auf 60 bringen.

Von hervorragenden Mitgliedern der Partei siegten im ersten Wahlwurf nur Rickert, Richter, v. Bunsen. Dagegen unterlagen v. Forckenbeck, Dirichlet, Träger, Eberty, Baumbach u. A. Zur Stichwahl stehen außer Richter, Rickert und Dirichlet noch: Hänel, Möller, Virchow, Munckel, Klotz, Büchtemann, v. Stauffenberg, Braun, Barth, Alexander Meyer, Struve u. A. In den Stichwahlen wird die Partei sicher noch manche Scharte auswetzen, in den durch Doppelwahlen nothwendig werdenden Nachgefechten wird sie ferner noch einige der jetzt unterlegenen Führer nachträglich durchbringen können. Das Alles aber wird nicht mehr verhindern können, daß sie im Reichstage von ihrer seitherigen maßgebenden Stellung in die zweite oder dritte Reihe zurücktreten muß.

Aus den Verlusten der Freisinnigen haben einerseits die Conservativen und Nationalliberalen, andererseits die Socialisten Nutzen gezogen. Die Nationalliberalen, die von ihrer einstigen Stärke von 150 Mann allmählich auf ein Häuflein von 45 Mann zusammengeschrumpft waren, hatten bei den diesmaligen Wahlen jede Verbindung mit den Linksliberalen abgebrochen und dafür um so festere Fühlung mit der Regierung und den Conservativen gesucht. In dem Pronunciamento von Heidelberg hatten sie den früheren Freunden auf der linken Seite Krieg angesagt und sich entschieden zu den Grundzügen der Bismarck'schen Reformpolitik bekannt. Conservativ-nationalliberale Wahlbündnisse, etwa hundert an der Zahl, waren die weitere Folge, und diese Taktik, so bedenklich sie

Digitized by Google

vom rein liberalen Standpunkt aus sein mochte, hat sich doch vorläufig für die Nationalliberalen als überaus glücklich und fruchtbar bewährt. Schon jetzt haben sie von ihren früheren 45 Mandaten bereits wieder 40 fest in Händen, und sie dürfen auf fernere Erfolge in den ihnen noch bevorstehenden 47 Stichwahlen rechnen. Auch sie haben freilich ihre Verlustliste, auf der in erster Linie die Namen der unterlegenen Führer Hobrecht und Gneist stehen. Ein dritter Führer, v. Schauß, steht unter keineswegs günstigen Umständen (gegen Bamberger und v. Stauffenberg) zur Stichwahl, und die beiden Hauptführer, Bennigsen und Miquel, sind diesmal gar nicht aufgestellt gewesen. Eine selbstständige Rolle wird die Partei im neuen Reichstage trotz ihrer numerischen Verstärkung schwerlich spielen; ihre Stellung ist ihr dadurch angewiesen, daß sie in ihrer neuen Gestalt wesentlich auf den Namen des Fürsten Bismarck gewählt ist; sie wird den linken Flügel der conservativen Partei bilden.

Die letztere hat bei dem conservativ-nationalliberalen Bündniß den Löwenantheil davongetragen. Sie hat ihre frühere Parteistärke (50) bereits um 18 überschritten, und die Stichwahlen, an denen sie in 31 Kreisen betheiligt ist, werden ihre Ernte noch vergrößern. Einige Provinzen hat sie fast gänzlich in Beschlag genommen. So hat in Ostpreußen die deusch-freisinnige Partei ihren gesammten Besitzstand an die Conservativen verloren. Nur in Königsberg hat sie nicht wieder Fuß gefaßt; die Deutschfreisinnigen werden aber auch diesen Kreis in der Stichwahl gegen die Socialdemokraten zu vertheidigen haben. Auch in Pommern sind die Conservativen fast überall siegreich gegen die Freisinnigen vorgedrungen. Aber auch sie haben den neidischen Göttern einige Opfer bringen müssen. In Schlesien haben sie die Kreise Grünberg und Rothenburg-Hoyerswerda, in Brandenburg Königsberg i. d. N. an die Freisinnigen verloren. Von diesen bisher stets conservativen Kreisen ist Grünberg durch Albert Träger, Rothenburg und Königsberg durch die freisinnigen Bauern Lüben und Bertram erobert worden, denen Männer wie der frühere Reichtagspräsident v. Levetzow und der Oberpräsident v. Seydewitz den Platz räumen mußten. Von sonstigen conservativen Führern hat Professor Wagner sich vergeblich um ein Mandat bemüht, wogegen sein antisemitischer Streitgenosse Stöcker noch auf zwei Stichwahlen hofft.

Viel schwächer als die Beute der Conservativen ist die der freiconservativen Schwesterpartei (deutsche Reichspartei) ausgefallen. Diese verfügte im alten Reichstage über 27 Sitze, von denen sie bis jetzt nur 18 behauptet hat. Namhafte Mitglieder der Partei, wie Fürst Pleß und Lohren werden ihre Mandate gegen die Freisinnigen in den Stichwahlen zu vertheidigen haben, an denen die Freiconservativen in 6 Kreisen theilnehmen. Der Stillstand oder Rückgang dieser Mittelpartei par excellence nach einem Wahlkampfe, der doch dem Emporkommen der Mittelparteien gelten sollte, gehört mit zu den wunderlichen Ueberraschungen, die der 28. October in so reichem Maße ausgetheilt hat.

Fest und von den Wogen des Wahlkampfes unberührt steht das Centrum da. Von seinen früheren 98 Mandaten hat es bereits 95 an wieder an sich gerissen, und in den noch durchzukämpfenden 14 Stichwahlen wird es nicht nur zu seiner vollen Stärke gelangen, sondern wahrscheinlich über die Hundert hinauswachsen. Windthorst, v. Schorlemer, Reichensperger, v. Franckenstein, v. Heereman und wie die streitbaren Führer der schwarzen Schaar sonst noch heißen mögen, sie kehren alle wieder, und mit ihnen die unbeugsamen Verfechter einer Politik, die auch die letzten Bollwerke der Falk'schen Kirchengesetzgebung niederreißen will, ohne dem Staate neue Bürgschaften gegen clericale Uebergriffe zu bieten. Die überragende Stellung, die das Centrum im alten Reichstage einnahm, wird auch im neuen andauern. Denn eine Majorität, zu der mindestens 199 Stimmen nöthig sind, werden die vereinigten Conservativen und Nationalliberalen (bis jetzt zusammen 126) auch nach den Stichwahlen nicht aufzubringen vermögen. Die Regierung wird also wohl oder übel auf die conservativ-clericale Mehrheit zurückgreifen müssen, die über kurz oder lang auch dem neuen Reichstage den Stempel aufdrücken wird. Damit ist aber auch gesagt, daß das Centrum, diese Zwangslage ausnutzend, immer weitere und weitere Zugeständnisse verlangen und erlangen wird. Nach dieser Richtung hin ist also das Ergebniß für die Regierung eben so wenig erfreulich wie für den Liberalismus.

Ein anderes, gleichfalls für beide Theile betrübendes Ergebniß ist das bedrohliche Anwachsen der Socialdemokratie, das sich weniger in directen Erfolgen in Gestalt von Mandaten, als in der gewaltigen Zunahme der socialistischen Stimmen nicht nur in allen großen Städten, sondern jetzt auch schon an kleineren Orten in vielen Theilen des Reiches äußert. Nach Hunderttausenden zählen die Stimmen Derer, die unter der Herrschaft des Ausnahmegesetzes und des kleinen Belagerungszustandes kein anderes Mittel als das allgemeine Wahlrecht haben, um gegen die Regierung und gegen alle anderen Parteien zusammen, gegen die bestehende Ordnung überhaupt zu protestiren. Wenn diese Partei solche Zeichen der Widerstandskraft und wachsender Verbreitung giebt, wenn sie nicht nur ihre alten Parlamentssitze behauptet, sondern auch noch in mehr als zwanzig anderen Kreisen ihre Candidaten in die Stichwahl bringt, wenn sie in sehr vielen Stichwahlen anderer Parteien eine mitentschiedene und vielumworbene Stellung einnimmt, wenn sie so immer höher steigt und immer stärker anschwillt trotz ihrer Aechtung, trotz der Unterdrückung ihrer Presse und ihres Vereinswesens, trotz der angeblich versöhnenden Kraft der Socialreform, so ist das eine sehr ernste Erscheinung, welche die Regierung eben so sehr wie alle übrigen Parteien zu gründlichster Prüfung und Selbstprüfung auffordern sollte.

Ueber die anderen kleinen Gruppen ist nur wenig zu sagen. Auch die Volkspartei, die hauptsächlich im Süden wurzelt, hat gleich der freisinnigen Partei dem conservativ-socialistischen Doppelstrom, der die Wahlen beherrscht, ihren Tribut zahlen müssen. Sie hat nur zwei ihrer Mandate gerettet und muß deren fünf noch in der Stichwahl verfechten.

Die elsässische Protestpartei kehrt in der alten Stärke von 14 Mann wieder; auch von den Polen werden wenige fehlen (16 gewählt, 4 Stichwahlen), wogegen die Welfen zunächst nur einen Theil ihrer früheren Sitze errungen haben und in den Stichwahlen noch den einen oder anderen verlieren dürften (5 gewählt, 8 Stichwahlen). Mehr als je werden diese kleinen Parteisplitter im neuen Reichstage je nach Umständen bald nach rechts, bald nach links hin den Ausschlag geben. Denn die Wahlen haben zwar die freisinnige Partei geschwächt und die Opposition gesprengt, eine neue Majorität aber, auf welche die Regierung sich unter allen Umständen verlassen kann, nicht geschaffen.

Gesandtschaften in Teheran.

Von H. Vambéry.

Im Momente, wo die deutsche Gesandtschaft nach der persischen Hauptstadt sich auf dem Wege befindet, dürfte es nicht uninteressant sein, mit dem Leben und Treiben auf diesem äußersten Punkte unseres abendländischen Cultureinflusses sich einigermaßen zu beschäftigen. Dies um so mehr, da die Hauptstadt am Fuße des Demawends noch lange nicht das Reiseziel unserer Touristen bildet und da die dortigen Vorgänge in ihrer Abgeschlossenheit bei uns so mannigfache Auslegung finden. Wir wollen hier keinenfalls an die oft versuchte und mehrfach auch geglückte Schilderung von Land und Leuten der persischen Capitale uns machen. Denn ihrem inneren Wesen nach sind die ethnischen und socialen Verhältnisse der iranischen Metropolis von der Zeit des guten Chardin angefangen bis zum Besuche des neuesten Reisenden, des Herrn Henri Moser, der diesen Ort auf seiner Heimkehr von der turkomanischen Steppe im vergangenen Frühjahr besucht und beschrieben hat, fast immer dieselben geblieben. Der strenge Conservatismus war von jeher der vorherrschende Charakterzug im Leben der Orientalen. Die schwachen Momente unserer europäischen Civilisation vermochten bis jetzt nur die oberen Sphären des Landes zu streifen; nur die obersten Spitzen der Militär- und Civilverwaltung wurden

Digitized by Google

von derselben in ihrer äußersten Hülle berührt, während im Inneren der alte Asiatismus mit allen seinen Auswüchsen ungestört fortwuchert.

Hätte der schon Jahre lang geplante Schienenweg von Resch nach Teheran seine Ausführung gefunden, und wäre eine Reise nach letztgenannter Stadt nicht immer mit den Strapazen eines achttägigen Rittes verbunden, so hätte das bizarre Leben dieser innerasiatischen Hauptstadt wohl schon mehr als einen Reisenden angelockt. Doch die 150 Kilometer zwischen Resch und Kazwin müssen noch immer im harten Sattel zurückgelegt werden, die erbärmlichen Tschaparchanes entbehren selbst des Comforts unserer allerärmsten Wirthshäuser, und der Reisende, der von der Südküste des Kaspisees nach hartem Ritt gebrochen und zerrüttelt im Hotel Prévost oder in einer der dortigen Gesandtschaften anlangt, wird mit Schaudern und Schrecken an das bevorstehende Ungemach seiner Rückreise denken. Dies ist der Hauptgrund, daß die persische Capitale bis heute nur eine aus 250 Köpfen bestehende europäische Colonie zählt, eine Colonie, fast aus sämmtlichen Nationalitäten des Abendlandes zusammengewürfelt, zu welcher selbstverständlich Rußland und England, als die in Persien meist interessirten Staaten, das Hauptcontingent abgegeben haben. Die Russen, ungefähr 60 an der Zahl, gehören zumeist der Gesandtschaft an, zu welcher man wohl auch die im persischen Dienste stehenden **Instructeurs militaires** sammt deren Familien rechnen kann. Die Söhne Albions sind schon zahlreicher vertreten, denn der Telegraph, welcher durch Iran vom Süden nach dem Norden hinzieht, ist von Engländern gebaut und wird von Engländern verwaltet. Das deutsche Element repräsentiren zumeist Oesterreicher, die als Lehrer, Civilbeamte und Militärofficiere in's Land gekommen, viel Fleiß und Geschicklichkeit mitgebracht haben, aber verhältnißmäßig wenig Erfolge erzielen konnten. Die Zahl der Italiener und Franzosen ist die allerschwächste. Der Nationalitätenunterschied bekundet sich übrigens hier im fernen Oriente nur in der nächsten Nähe der betreffenden Gesandtschaften, denn im Verkehre mit Persern wird dem gemeinsamen Namen Frengi ein solcher Grad von Innigkeit beigelegt, den man in Konstantinopel z. B. schon nicht mehr kennt. Diese geschlossene Phalanx unterhält mit den Eingeborenen noch lange nicht Beziehungen, die wir am Bosporus zwischen Türken und Levantinern antreffen, denn eine Annäherung findet nur seitens jener Perser statt, die durch längeren Aufenthalt in Europa gewisse Vorurtheile abgelegt, das rituelle Verbot der Berührung der Christen nicht beachten und theils, um dem herrschenden Tone zu entsprechen, theils auch in Rückerinnerung an die angenehmen Tage, die man im Westen verlebt, den Verkehr mit Abendländern anstreben.

Der europäisirte oder civilisirte Perser ist jedenfalls eine ganz eigenthümliche, nicht uninteressante Erscheinung. Minder schwerfällig als der Türke, besonders geschickt in Nachahmung der äußeren Formen, pflegt er die angenommenen Sitten und Gebräuche mit einer seltenen Virtuosität zur Schau zu tragen, und da jeder in Europa gewesene Perser sich ein specielles Prototyp mitgebracht, so begegnen wir in der Teheraner Gesellschaft den Copien fast sämmtlicher tonangebenden Nationalitäten im Abendlande. Der Eine hat sein Ideal in der russischen Cultur gefunden, spricht selbstverständlich russisch, hat eine besondere Vorliebe für das Juchtenleder, ißt den ganzen Tag hindurch lauter Zakuskis und trillert Stunden hindurch die Arie des „**Bozhe czara chrani**" (Gott beschütze den Czar) vor sich hin. Ein anderer imitirt Frankreich, was ihm schon leichter fällt, da die Perser bekanntermaßen **les Français de l'Orient** genannt werden, allerdings ein sehr verfängliches Compliment für die guten Gallier. Paris ist selbstverständlich das Musterbild aller irdischen Vollkommenheit in den Augen dieser Leute; die Zauberklänge der **Cafés chantants** und des Mabille widerhallen Jahre lang in ihren Ohren, Einer oder der Andere hat auch eine schöne Französin nach Teheran mitgebracht, die ihm als einem Chan (Fürst) in die weite Ferne gefolgt ist und sehr häufig die bitterste Enttäuschung zu erleben hat. John Bull wird merkwürdiger Weise am wenigsten copirt, denn der ewig rührige und geschmeidige Perser vermag es gar nicht, den kalten und stoischen Briten zu imitiren. Auch ist Albion viel zu wenig von Persern besucht, und einen Abklatsch von englischen Sitten kann man nur bei jenen Iraniern antreffen, die längere Zeit in Bombay sich aufgehalten und mit Anglo-Indiern in regem Verkehr gestanden sind. Was das deutsche Leben anbelangt, so hat es meines Wissens bis jetzt nur einen Repräsentanten, aber einen höchst bedeutenden, nämlich den Prinzen Zil es Saltanat; Letzteres ist eigentlich nur ein Titel und bedeutet: der Schatten des Reiches — **lucus a non lucendo**, denn dieser älteste Sohn des gegenwärtigen Königs ist mit seiner kurzen, gedrungenen Gestalt, mit seinem energischen Charakter und eisernen Willen Alles, nur kein Schatten. Sein Ideal ist die preußische, richtiger die deutsche Armee, daher seine Vorliebe zur Pickelhaube, die er, wie böse Zungen behaupten, selbst bei Nacht als Schlafhaube benützt, und Nichts ist amüsanter, als diesen kurzleibigen Erstgeborenen des Königs von Persien sich gewaltsam in die Höhe recken zu sehen, so oft von preußischen Hünengestalten und brandenburgischen Knochen die Rede ist. Zil es Saltana (sein eigentlicher Name ist Mesud Mirza) hat im vergangenen Frühjahr auf die vacant gewordene Stelle eines **Sadrazams**, d. h. Premierministers concurrirt, doch das Verhältniß zwischen Papa und dem viel verheißenden Sohne ist kein besonders zärtliches. Man fürchtet nicht mit Unrecht, daß es diesem ambitiösen Prinzen nicht schwer fallen würde, vom Sitze des Sadarat sich auf den Thron zu schwingen, was den Anlaß zu gefährlichen Wirren, Bürgerkriegen und Blutbädern geben würde; daher der Schah wohlweislich gehandelt, als er den unbedeutenden Mirza Mahmud Chan betitelt **Nasir al Mulk**, d. h. Sieger des Reiches zu dieser hohen Würde auserkoren, selbstverständlich, nachdem eine riesige Libation persischer Goldfüchse in die königliche Schatzkammer geflossen war.

Ueber die Beziehungen des allerhöchsten Beamtencorps zum Throne von Persien lassen sich leider noch immer nur die allertrübsten Bilder entwerfen. Nasreddin Schah hat trotz seiner zweimaligen Europareise und trotz seiner besten civilisatorischen Bestrebungen hierin nur sehr wenig zu ändern vermocht. Die höchsten und einträglichsten Würden werden immer nur den Meistbietenden verliehen, namentlich gilt dies von den Gouverneurstellen, und die einzelnen Ausnahmen in dieser Beziehung erstrecken sich auf die Ernennung der in der nächsten Nähe des Königs befindlichen Würdenträger, richtiger Hofbeamten. Ein solcher war der verstorbene, eigentlich vergiftete Mirza Hussein Chan, in Europa durch die Reisen des Schah zur Genüge bekannt; ein Mann, der, als Sohn eines Barbiers, die höchste Rangstufe erklommen und durch Bildung und politischen Scharfsinn sich hervorthat. So auch dessen Bruder Jahja Chan, der gegenwärtige Justizminister, der Mann mit der großen Narbe im Gesichte, die davon herrührt, daß er einen nach dem Schah geführten Todesstreich mit der Wange auffing und für diese seltene Aufopferung von seinem Herrn bis jetzt mit unerschütterlicher Liebe belohnt wird. Jahja Chan ist ein Mann von feinen Manieren, spielte schon zur Zeit meines Aufenthaltes in Teheran den Europäer **par excellence**, hat aber nie zu politischer Bedeutung sich erhoben, vielleicht auch nie nach einer solchen gestrebt. Früher war er erster Adjutant Nasreddin Schahs, welche Stelle heute von Mirza Ali Chan — betitelt **Emin ed Dowlet** (Zuverlässige des Reiches) — eingenommen wird. Es ist dies ein durchweg gallicisirter Perser von ausnehmend feinen Manieren, der besonders durch seinen prachtvollen, von Kunstschätzen angefüllten Palast sich einen Namen erworben hat. Zu meiner Zeit prangten in den Salons persischer Großen zumeist die colorirten Modebilder bekannter französischer Schneiderwerkstätten; heute hat der persische Kunstsinn einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan; denn wie ich lese und höre, findet man schon hier und da kleinere Kunstsammlungen, und nur die übermäßige Zahl der Spiegel, der Vergoldungen und grellfarbigen Malereien hat noch nicht abgenommen. Da wir eben von den hohen Functionären des persischen Staates reden, können wir nicht unberührt lassen, daß unter denselben auch ein Christ, natürlich Armenier, nämlich der General Dschihangir Chan, sich befindet, und zwar in der Eigenschaft eines Ministers der Arsenale, der Industrie und der schönen Künste. Im Auslande ist Persien ebenfalls an einigen Orten durch Christen

Digitized by Google

vertreten, so z. B. in Wien und in London, und Nichts ist interessanter als die Zwittergestalt dieser Herren inmitten der officiellen Welt schiitischer Confession. Da die unmittelbare Berührung mit Nichtmoslimen nicht gestattet ist, so nehmen diese Christen daheim das Incognito des Moslimen an, und ich war nicht wenig erstaunt, als ich seiner Zeit gewisse Chane von armenischem Ursprunge in Europa als Christen debütiren sah, die mir in Teheran als moslimische Neophiten bekannt waren.

Das Centrum des öffentlichen Lebens bilden in der persischen Hauptstadt, sowie am Bosporus in selbstverständlicher Weise die Gesandtschaften der europäischen Staaten und erfreut sich zwar hier sowie dort des meisten Einflusses diejenige, die in den politischen Tagesfragen die hervorragendste Rolle spielt. Eine Zeit lang haben die Vertreter Englands und Rußlands um die Palme der Superiorität gestritten, welche infolge der neuesten politischen Begebenheiten entschieden den letzteren zugefallen ist, und Herr Melnikow, der Repräsentant des Czaren, ist jedenfalls der Mann, der eine solche Stelle vollkommen auszubeuten versteht. Was seine letzten Vorgänger, nämlich Prinz Dolgoruki, Anitschkow, Giers (der heutige Minister des Auswärtigen) und Zinowiew kaum anzudeuten wagten, das spricht Herr Melnikow mit kategorischer, ja imperativer Stimme aus; denn seine Regierung hat sich in der Neuzeit zum unumschränkten Gebieter des ganzen Nordrandes von Iran gemacht, die Fäden ihrer Politik reichen bis hart an die Thore Teherans heran und die sogenannten wohlgemeinten Rathschläge des russischen Gesandten treten trotz aller diplomatischen Etiquette in kategorisch-imperativer Form auf. Natürlich hat an dieser Sachlage die britische Mission den größten Anstoß gefunden, Herr Ronald Thomsom hat sich vergeblich alle Mühe gegeben, diesen gefährlichen Einfluß zu contrebalanciren, denn erstens hat der britische Leu im Laufe der letzten Decennien seine ehemalige Energie am Hofe der Kadscharen gänzlich eingebüßt und zweitens war die Eroberungspolitik Rußlands für die Sicherheit Irans von solch wohlthuenden Folgen, die selbst der größte politische Gegner nicht in Abrede stellen konnte. Dem persischen Patriotismus hatte dieser Segen merkwürdiger Weise am wenigsten zugesagt, denn als der russische Gesandte nach Niederwerfung der Turkomanen den Persern die frohe Botschaft mitgetheilt, daß in Folge der Siege der russischen Waffen nun mehrere tausend persische Unterthanen, aus den Banden der Sklaverei befreit, nun bald ins Heimathland zurückkehren würden, soll der persische Minister gesagt haben: „Habt ihr von unserem Schah hierzu den Befehl erhalten?" Doch dies ändert an der Sachlage wenig — die russische Gesandtschaft spielt die erste Geige und der Stellvertreter der Königin von England wohl kaum die zweite. Was die übrigen Missionen anbelangt, so hören wir, daß Baron von Kosjek zu den beliebtesten Persönlichkeiten des diplomatischen Corps gehört, und daß die reizende und hochgebildete Baronin in ihrem Salon die besten Gesellschaften vereinigt. Herr von Balloy, der Repräsentant der französischen Republik, ist als Junggeselle bemüht, seinem österreichischen Collegen in puncto Gastfreundschaft den Rang abzulaufen, was ihm trotz der vorzüglichen Diners nur schwer gelingen soll. Mit dem türkischen und nordamerikanischen Gesandten beschäftigt sich die Chronik schon weniger, und wenngleich alle diese verschiedenen Gesandtschaftshotels einer bestimmten Clientel sich rühmen, so ist doch der herrschende Ton in der europäischen Gesellschaft weit entfernt, eines decidirten Cliquengeistes sich rühmen zu können. Man läßt sich eben überall bewirthen, klatscht und tratscht ohne Hinterhalt sich gegenseitig aus, und die Chronique scandaleuse wird in Teheran viel häufiger betrieben als in Konstantinopel.

Als markanten Zug im Leben der persischen Hauptstadt wollen wir noch jener typischen Europäer erwähnen, die in Folge eines längeren Aufenthalts in Iran sozusagen die Doyens der europäischen Colonie geworden sind. Die erste Stelle unter ihnen nimmt entschieden Dr. Tholozan, der Leibarzt des Königs, ein; ein biederer Franzose, ein ausgezeichneter Mensch, ein Arzt von seltener Geschicklichkeit und ein gründlicher Kenner Persiens. So wie sein Vorgänger, Dr. Polak, der nach der Heimkehr in Europa das beste Buch über das moderne Persien veröffentlicht hat, so ist es auch von Dr. Tholozan zu erwarten, daß er die reiche Ausbeute seiner langjährigen Forschungen auf naturwissenschaftlichem Gebiete der Gelehrtenwelt nicht vorenthalten wird. Was diesen Leibarzt des Königs am meisten zur Ehre gereicht, das ist sein streng neutrales Betragen in politischen Fragen. Trotz des unbedingten Vertrauens, das er seitens Nasreddin Schahs genießt, hat er nie den politischen Plänen der einen oder anderen Gesandtschaft Vorschub geleistet. Humanismus war die Triebfeder seiner Thaten, und als humaner Mensch wird er von der europäischen Colonie auch hochgeschätzt. Der zweite Europäer von Bedeutung in der persischen Hauptstadt ist Gasteiger Chan, ein biederer Tyroler, der schon mit der zweiten österreichischen Mission 1860 ins Land gekommen, um dort als Ingenieur dem mit hochgehenden Plänen beschäftigten jungen Nasreddin dienen zu können. Wie Gasteiger mit seinem offenen Charakter und seiner geraden Sprache es im Lande der Lügen und der Intriguen so lange aushalten, ja die ungetheilte Achtung der persischen Behörden sich erwerben konnte, ist mir in der That noch immer rathselhaft. Ich habe dem Manne zuerst 1862 auf der Straße von Teheran nach Kasri Kadschar, wo er eben eine Chaussee anlegte, begegnet, und zwar in dem Momente, als er im hohen persischen Pelzhute, die Brust mit Orden geschmückt, die Füße mit weißen Socken bekleidet — denn vor dem brennenden Dornbusch, dem König von Persien darf man nicht in Schuhen stehen — den Herrscher aller iranischen Länder ansprach. Die kurzen Sätze, in scharf gutturalen Tönen gesprochen, klingen mir noch heute im Ohre, sowie des Königs zeitweilige Jachtschi! jachtschi! (Gut! gut!), mit denen er den Rapport seines Oberingenieurs entgegennahm. Seit jener Zeit ist Gasteiger schon zum General avancirt; er hat, von Heimweh geplagt, auch die Rückkehr in die Berge des unteren Innthales versucht; doch war für ihn kein Verbleib in Europa mehr, denn der Orient hat eine unsägliche Anziehungskraft für all' Diejenigen, die daselbst eine längere Zeit verweilt. Gasteiger Chan ging daher ein zweites Mal nach Persien zurück und hat nach der ersten Europareise des Königs dem Lande auch wesentliche Dienste geleistet. Bald finden wir ihn mit Anlegung einer Straße in Gilan und Mazendran, bald wieder mit Befestigungen in Kerman und in Jezd beschäftigt, — einzeln zieht er in die entferntesten Regionen des Perserreiches, lebt streng nach der Landessitte und liefert den guten Iranien den Beweis, daß man auch ohne Lügen leben und seinen Vorgesetzten ohne Stehlen dienen kann. In seinem Verkehr mit Europäern dünkte er vielen ein Cyniker; er ist jedenfalls ein Original, doch von großem Herzen und vielen ausgezeichneten Eigenschaften. Als dritten Europäer von Bedeutung wollen wir den General Houtum Schindler, den persischen Generaldirector des persischen Telegraphenamtes, nennen, von dem man mit Recht behaupten kann, daß er nicht nur unter Europäern, sondern selbst unter Persern der in Geo- und Topographie Persiens meist bewanderte Mann sei. Seine lehrreichen Aufsätze in der Berliner Zeitschrift für Geographie beweisen dies am besten, und es ist keine Uebertreibung, wenn wir behaupten, daß es in Persien wenig Punkte gebe, die er nicht aus persönlicher Erfahrung kennt. Herr Houtum Schindler hat auch auf dem Gebiete der Orientalistik sich bemerklich gemacht, denn sein groß angelegtes pharmakopisches Wörterbuch ist das Beste, was auf diesem Gebiete erschienen ist. Andere Europäer von Ruf könnten wir heute wohl kaum mehr nennen. Die Zahl der Abendländer, die in diesem moslimischen Innerlande Asiens ihr Glück suchen, ist noch immer eine beschränkte; doch wird hierin schon in der nächsten Zukunft eine wesentliche Aenderung eintreten, da die Schienenverbindung über den Kaukasus wohl bald die Fortsetzung des Eisenbahnnetzes bis Teheran nach sich ziehen muß, und der Influx des europäischen Elementes von Nordwesten her wird unbedingt größere Umgestaltungen auf dem politischen, socialen und commerciellen Gebiete nach sich ziehen.

Eben deshalb ist es höchst an der Zeit, daß auch das deutsche Reich, dieser mächtige Factor unseres europäischen Lebens, am Fuße des Demavend permanent vertreten sei. Der Verkehr zwischen Persern und den ihnen blutsverwandten

Digitized by Google

Deutschen wird nun eine wesentliche Erleichterung finden und die Kenntniß von Land und Leuten in Persien wird schon in der nächsten Zukunft in Deutschland selbst sich gewiß erweitern.

Literatur und Kunst.

Thibaud von Champagne.

„Heim bin ich aus dem Morgenland, an Seel' und Leib gesund,
Mich durstet' in der Wüste Sand nach Euerm frischen Mund,
Ihr bliebet mir ein treues Weib, da steht mein Glaube fest,
Drum bring' ich Euch das Schönste mit, was sich bescheren läßt!"

Die Gräfin wandelt auf und ab in einem sachten Schritt.
Sie las den Brief und las den Brief. Was bringt der Graf mir mit?
Ist's wohl ein Span vom echten Kreuz? Den küßt' ich voller Scheu!
Ist's in den Zwinger ein Gethier? Ein Pardel oder Leu?

Ist's dünnen Schleiers Spinneweb', das Werk der Feienhand?
Ein Perserteppich, wie der Fuß noch keinen weichern fand?
Ist's denn ein lichter Edelstein? Ist's ein Geschirr von Gold,
Daraus sich feiner Rauch empor in blauen Wölklein rollt?

Der Thürmer ruft. Das Thor erfüllt der freud'ge Pilgerzug:
Baarhaupt der Graf in seinem Helm wohl hundert Rosen trug,
Auf manchem Wagen schwankte dann manch' thönernes Geschirr,
Darüber blüht' ein Rosenhain in würzigem Gewirr.

Der Gräfin Näschen sog den Duft, das Mündchen zeigt Verdruß,
Dann lächelt's zu dem leichten Hort und bietet sich dem Kuß —
„Wie selig bin ich, liebe Frau, daß Euch der Flor gefällt!
Die Rosen von Damaskus sind die vollsten auf der Welt!

In hundert Kübeln schleppten wir den Rosenwald an Bord,
Er wär' mir in der Sonne Glut verdorben und verdorrt,
Neun Tage stürzte Regenguß, der schier das Schiff versenkt —
Ich dachte nur, ich lachte nur: Wie der die Rosen tränkt!

Entpanzert, Knappen, mir die Brust, noch bin ich erzumschient!
Ich habe meinen Himmel hier und einen dort verdient!
Mit Rosen will ich drum zu Tisch, mit Rosen schlummern geh'n,
Mit Rosen steigen in die Gruft, mit Rosen aufersteh'n!"

Conrad Ferdinand Meyer.

Das Urtheil der Geschichte.

Von Bruno Gebhardt.

„Das überlassen wir getrost dem Urtheile der Geschichte!" So oft diese Phrase in der politischen oder literarischen Diskussion oder sonstwo und wie pathetisch ausgerufen wird, sind es gewöhnlich die angeblich verkannten oder vergewaltigten Leute, die von dem Urtheile der Geschichte mehr Anerkennung oder Gerechtigkeit hoffen, als ihnen ihre mitlebende Gegenwart zu spenden gewillt ist. Was stellen sich diese Leute denn nun eigentlich unter der Geschichte und dem Urtheil derselben vor? Ist sie ein Schemen, ein wesenloses Etwas, das hoch über der Menschen Wollen und Thun schwebt und aus seiner erhabenen Höhe von Zeit zu Zeit, eine „rückwärtsgekehrte Prophetin", ein Votum abgiebt? Gewiß nicht! Das Urtheil der Geschichte ist das Urtheil der Nachwelt oder desjenigen Bruchtheils der nachlebenden Menschen, deren Aufgabe durch Neigung, Wille oder Geschick es ist, Geschichte zu schreiben. Richtiger würde also das Wort gefaßt sein: „Das überlassen wir getrost dem Urtheil des Geschichtsschreibers". Als das merkwürdigste hat mir in diesem Satze immer das Wörtchen „getrost" geschienen. Drückt es Zutrauen in die Tüchtigkeit der eigenen Sache oder Vertrauen in die Objectivität des epigonen Historikers aus — im ersteren Falle ist es ganz subjective Empfindung und gewiß oft genug unberechtigt, im letzteren Falle — ja das ist das punctum saliens. Wenn Einer die Geschichte seiner Zeit schreibt — und nach Lessing wäre der der wahre Historiker —, so wird man, steht derselbe den Zeitereignissen nahe genug, um Kenntniß auch ihres geheimen Werdens zu erlangen, von ihm eine gute Quelle für den zukünftigen Historiker, aber keine Geschichte im höheren Sinne erwarten dürfen. Es hat das vielerlei Gründe, aber als Hauptgrund wird man stets geneigt sein, geltend zu machen, daß der mitten in dem Leben seiner Zeit Stehende sich noch nicht auf die Höhe der Objectivität schwingen könne, wie der Nachlebende, für den das Meiste als abgeschlossenes Factum vorliegt. Gewiß ist viel Wahrheit in diesem Grunde, aber es fragt sich doch auch, wie weit reicht die Objectivität des Nachlebenden in der Beurtheilung des Vergangenen?

Die Zeiten liegen Gottlob für die Geschichtsschreibung hinter uns, in denen sie in trockener Aufzählung der Thatsachen bestand. Mit Recht verlangt man vom Historiker, daß ihm das Blut warm und voll in den Adern pulsire, damit er es hinüberströmen lasse in die bleichen Schatten der Vergangenheit, ihnen wieder Leben einflöße und sie vor unser geistiges Auge stelle. Mit Recht verlangt man vom Historiker, daß er mit dem Feuer seines Geistes wieder anfache die versunkene Asche, daß aus ihr die Flammen herausbrechen in dem Glanz, der einst erstrahlte, in der Gluth, die einst erwärmte. Nicht Marionetten, sondern Menschen, nicht Worte, sondern Thaten soll er erstehen lassen. Er soll nicht Parteimann werden, aber er soll Partei ergreifen für alles, was ihm recht und gut und edel erscheint; gewiß, er soll Licht und Schatten, Wind und Sonne gleichmäßig vertheilen, aber doch nur Licht und Sonne dem, der sie nach seinem Urtheil verdient, Schatten und Wind, wem beides gebührt. Und dazu — wer will es leugnen — gehört ein starkes Stück Subjectivität! Auch der größte Historiker ist nur ein Mensch mit Sympathien und Antipathien, ist ein Kind seiner Zeit und steht unbewußt unter tausend Einflüssen, Stimmungen und Regungen, die auf sein Urtheil wirken. Aber es wäre schlimm bestellt um die Wissenschaft der Geschichte, wenn nicht auch objective Kriterien vorhanden wären, nach denen der Geschichtsschreiber seinen Gegenstand beurtheilt, und die dauernd maßgebend bleiben.

Man hat lange Macchiavelli nnd seinen „Fürsten" als das verruchteste Werkzeug höllischer Bosheit ausgeschrien, man sah darin ein Werk, das in unglaublich cynischer Weise eine Theorie des Despotismus aufstellte und beurtheilte oder richtiger verurtheilte seinen Verfasser nur nach dieser Leistung. Seit einiger Zeit ist ein Umschwung in der Auffassung von Macchiavelli's Charakter und der Werthschätzung seines Buches eingetreten. Seitdem man einen wahrhaft historischen Gradmesser anlegte, seitdem man ihn und es unter den eigenthümlich gestalteten Verhältnissen Italiens jener Zeit zu verstehen suchte, gelangte man zu einem anderen Urtheil, sieht man in Macchiavelli den heißglühenden Patrioten, dem das Vaterland über alles steht und dem für's erste zur Rettung desselben jedes Mittel, auch ein an sich verwerfliches, recht ist. Also die erste Forderung ist, daß der Historiker zu verstehen suche, bevor er urtheilt — das ist die Forderung der historischen Objectivität. Sie ist die Fähigkeit, jede That nicht blos als solche und in ihren Wirkungen, sondern unter Hinzunahme der Motive, aus denen sie entsprang, und der Einflüsse, die auf sie wirkten, abzuschätzen, jede Persönlichkeit nicht blos in ihren Handlungen und Wirkungen, sondern unter Hinzunahme aller fördernden und hemmenden Momente, die der Zeit, dem äußeren Leben in Staat und Gesellschaft, Erziehung und Stellung angehören, zu beurtheilen. Der höchste Grundsatz der historischen Objectivität ist das suum cuique; im schärfsten Gegensatz dazu steht jene Methode der Geschichtsschreibung, die mit einem vorgefaßten Urtheile an den historischen Stoff herantritt, und statt das Urtheil nach dem Stoffe, den Stoff nach dem Urtheil umbildet. Wer den Kopf voll kosmopolitischer

Digitized by Google

Schwärmereien, an Machiavelli herantritt, muß ihn verwerfen, weil er ihn nicht versteht; wer aber den ganzen Jammer des zerrissenen und von Fremden geknechteten Italiens nachgefühlt hat, wer sich in die Seele des leidenschaftlichen, tief unglücklichen Patrioten hineinzudenken versteht, wird ihn zu würdigen wissen.

Aber die objective Auffassung des historischen Factums oder der historischen Individualität ist durchaus noch nicht das historische Urtheil: ich darf sagen, ich verstehe Machiavelli — aber lobe ich ihn, billige ich seine Schrift? Erst das letztere wäre das Urtheil, die Objectivirung ist blos Vorbereitung zum Urtheil. Die Frage ist also, welches sind die Kriterien, die für das Urtheil maßgebend sind; was lobt, was tadelt der Historiker? Selbst bei geringer Kenntniß der Geschichte wird man bald sehen, daß sie vieles entschuldigt, zum mindesten nicht verwirft, was im täglichen Leben der Gesellschaft gemißbilligt, ja gebrandmarkt würde. Es ist gar nicht zu leugnen, daß der Maßstab des Historikers ein anderer ist und sein muß als der des Moralisten; der letztere fragt, was ist nach der feststehenden Regel erlaubt und gut, verwerflich und schlecht, der erstere hingegen: ist der Zweck, ist das Ziel gut und dann: ist die That zweckentsprechend? Man weiß, wie kleinlich Macaulay Friedrich den Großen und seinen Angriff auf Schlesien beurtheilt, und kennt auch die vorzügliche Widerlegung, die Häusser jenem zu Theil werden läßt. Zu seinem schiefen Urtheile gelangte der englische Historiker einzig und allein dadurch, daß er nach dem Maßstabe privater Verhältnisse die großen politischen Ereignisse würdigen zu können glaubt, ein Verfahren, das ihm allerdings sonst nicht eigen ist, und das er hier anzuwenden durch persönliche Animosität bewogen wurde. Daß Friedrich im Selbsterhaltungsinteresse, in wahrhaft genialer Einsicht dessen, was für seinen Staat dringend nothwendig war, vorging, wird heute kein objectiver Historiker, der von großen Gesichtspunkten ausgeht, verkennen. Hat der große Alexander irgend ein Recht auf Persien gehabt? War er nicht ein Eroberer, ein Usurpator? Gewiß, das war er, und der engherzige Moralist muß ihn herb tadeln, während der Historiker sagen wird, die Eroberung Persiens war eine weltgeschichtliche That, die den Orient für Europa öffnete, und hellenische Cultur ins Morgenland trug. Noch ein deutlicheres Beispiel! Der Mord ist gewiß unter allen Verhältnissen auf das Entschiedenste zu verwerfen, und wenn das Alterthum dem Tyrannenmörder den Lorbeer des Ruhmes reichte, so ist in der modernen Zeit eine edlere Ethik erwachsen, die auch dem politischen Morde keine mildernden Umstände bewilligt. Und doch konnte der idealste Dichter des deutschen Volkes den Tyrannenmord, wenn auch an unhistorischen Persönlichkeiten, mit dem ganzen Zauber seiner dichterischen Kraft verherrlichen, und doch findet auch der Historiker kein Wort des Tadels, wenn er die Ermordung eines Giovan Maria Visconti, der seine Hunde mit dem Fleische seiner Unterthanen fütterte, erzählt! Genug, aus alledem geht hervor, daß die Moral der Geschichte eine andere sei als die des Privatlebens, daß der Maßstab, den jene anlegt bei der Beurtheilung ihrer Helden und deren Thaten, ein viel weiterer und umfassenderer sei, als derjenige, den dieses anlegt und anlegen darf. Gewiß, nicht jeder Zweck heiligt jedes Mittel, aber große Zwecke erfordern große Mittel und rechtfertigen große Mittel. Wehe dem Manne, der in seiner Lebensführung sich über die gute bürgerliche Moral hinwegsetzt, aber ein doppeltes Wehe dem Manne, den das Schicksal berufen hat, das Größte für Vaterland und Menschheit durchzusetzen, und der an der Kleinlichkeit seiner Mittel und der Spießbürgerlichkeit seiner Moral scheitert. Doch alles bis jetzt Ausgeführte wäre mehr negativ, bewiese vielleicht, wie der Historiker nicht urtheilen darf; viel wichtiger ist es, darzulegen, nach welchen Kriterien er sein positives Urtheil abzugeben habe. Die historischen Werke zerfallen nach dem Umfange des Stoffes, den sie behandeln, in verschiedene Arten. Man schreibt Universalgeschichte, man schreibt Staatsgeschichte man schreibt Biographien. Auf diese drei Grundformen werden sich im Allgemeinen alle historischen Werke zurückführen lassen. Die Universalgeschichte muß ja nicht immer den ganzen Kreis der Begebenheiten vom Beginn der Geschichte bis auf unsere Zeit umfassen, sondern kann einzelne Perioden für die universalgeschichtliche Behandlung herausheben; mit der Staatsgeschichte fällt meistentheils die Geschichte eines Volkes in seiner abgeschlossenen Einheit zusammen; der bei der Staatsgeschichte üblichen Methode unterliegt auch die Geschichte jedes anderen menschlichen Verbandes im Staat oder über den einzelnen Staat hinaus; die Biographie schließlich kann sich zur Darstellung einer ganzen Zeit als Rahmen des Einzellebens erweitern, hat es aber doch im Grunde immer nur mit der Individualität zu thun. Es ist leicht erkennbar, daß diese Dreitheilung aus der politischen Geschichte abstrahirt ist, aber wir dürfen im Voraus bemerken, daß sie für unsere Zwecke genügt, und daß das Urtheil über alle sonstigen Gegenstände, die historisch zusammengefaßt werden, auf die an diesen drei Gattungen gefundenen Urtheilskriterien sich zurückführen lassen.

An die Spitze der ganzen Darlegung stellen wir den Satz: *Das historische Urtheil wird alles das billigen und gut nennen, was dazu beiträgt, daß das Subject des historischen Lebens seine in ihm ruhende Bestimmung erfülle, seinen Endzweck erreiche; wird alles das verwerfen und tadeln, was die Erreichung jenes Zweckes hemmt und stört.* Im Lebenszwecke der Menschheit gehen alle Zwecke der Staaten und des Einzelnen auf, nur der Weg zur Verwirklichung der Zwecke ist ein verschiedener. Wir haben uns also die Frage zu beantworten: was ist die Aufgabe der Menschheit in der Geschichte, was die des Staates, was die des einzelnen Menschen? Denn ob auch unbewußt und unkenntlich, trägt jedes individuelle Sein zum Leben des Ganzen bei — ein Stift im großen Räderwerke, ein Faden im Gewebe der Ewigkeit.

Der Zweck der Menschheit ist die Selbsterhaltung; dazu bedarf sie der steten Fortentwickelung nach allen ihren Richtungen und Fähigkeiten — Stillstand ist Tod, Bewegung Leben — und dazu der vollen Entfaltung aller in ihr ruhenden Kräfte und Fähigkeiten. Statuiren wir dies als Endzweck der Menschheit, so ergiebt sich nach obiger Prämisse das Urtheilskriterium für den Historiker, der die Geschichte der Gesammtheit behandelt: jede That und jede Persönlichkeit, welche die Fortentwickelung und somit die Selbsterhaltung der Menschheit fördert, ist vom universalhistorischen Standpunkt aus zu billigen, ja zu loben. Ein Beispiel erläutere die Theorie! Es giebt wenige Persönlichkeiten in der Geschichte, die einer so schwankenden Beurtheilung unterlägen wie Tiberius! Nachdem man, lange genug Tacitus kritiklos ausgeschrieben hat, begann man Tiberius „zu retten", und verfiel in das entgegengesetzte Extrem des Schönfärbens. Die Akten darüber sind noch keineswegs geschlossen, aber was hat sein Privatleben, selbst seine Thätigkeit für den römischen Staat, obgleich derselbe universal genug war, mit seiner Bedeutung für die Menschheit zu thun? Ranke, der wie kein zweiter vor ihm den Blick für das Totale in der Geschichte, in der Entwickelung der Menschheit besitzt, charakterisirt den Tiberius folgendermaßen [Weltgeschichte III. 83]: „Er hat eine große welthistorische Mission erfüllt. Die vollständige Eröffnung der Alpen, die Ueberwältigung Pannoniens, also die Verbindung der Balkanländer mit dem römischen Reiche, einige Erfolge in Germanien, dann die Beendigung der germanischen Kriege, worauf die Entwickelung von Deutschland beruht, sind sein Werk. In dem römischen Reiche hat er den Uebergang der den Bürgerkriegen entsprungenen Macht in eine haltbare Autorität, durch welche die allgemeine Ordnung behauptet wurde, vollzogen. Ein großer Mann war er nicht, aber ein geborener Herrscher." Das ist ein Urtheil aus dem Gesichtspunkt der Weltgeschichte. Möge der Historiker Roms über Tiberius' Einfluß auf den römischen Staat urtheilen wie er wolle, sein Einfluß auf die Entwickelung der Menschheit ist in diesem Urtheil festgestellt. Tiberius hat der römischen Cultur Einwirkung auf unberührte Völker und Gegenden eröffnet — der Historiker Roms kann es tadeln, denn dadurch zum Theil machte der Staat sich seine Feinde erst furchtbar; der Universalhistoriker preist es mit Recht, denn Völker und Gegenden wurden für die Cultur der Menschheit gewonnen und dadurch eine Gewähr für ihre Fortdauer gegeben. Tiberius beendigte fürs erste die germanischen Kriege und ließ damit den deutschen Stämmen Zeit und Kraft, die schon eingedrungene

Digitized by Google

Civilisation unter sich consolidiren zu lassen, selbst sich in den Stand zu bringen, um dereinst die Erbschaft Roms antreten zu können. Er hat im römischen Reiche selbst eine Autorität geschaffen, welche die Erhaltung Roms noch auf Jahrhunderte hinaus ermöglichte, und hat dadurch die Errungenschaften der antiken Welt gerettet, die noch nirgends sonst eine Heimstätte gefunden hätten. Durch alles das hat Tiberius die Fortentwickelung und damit Selbsterhaltung der Menschheit gefördert, „eine welthistorische Mission erfüllt." Diente dieses Beispiel, um die weltgeschichtliche Beurtheilung einer Persönlichkeit darzulegen, so wollen wir unsere Kriterien auch an der Beurtheilung einer That erhärten, „bewundert viel und viel gescholten", an der Reformation. Der Historiker der deutschen Geschichte kann vielleicht einen Augenblick es beklagen, daß eine Kirchenspaltung die Nation in zwei Theile zerrissen hat, durch die unsägliches Elend auch für die politische Geschichte heraufgeführt wurde. Wir werden im weiteren Fortgange bei den Kriterien der Staatengeschichte nachweisen, daß selbst der Historiker, der unter jenem Gesichtspunkte die Ereignisse betrachtet und beurtheilt, diesem Ereigniß gegenüber nichts zu bedauern hat — der Universalhistoriker muß in der Reformation einen der herrlichsten und gewaltigsten Momente der Weltgeschichte sehen. Die Renaissance hatte der Menschheit die antike Welt von neuem zugeführt, die antike Welt, die durch das Christenthum überwunden worden war, und zu der sich das Christenthum von Anfang an und je länger, desto mehr in Widerspruch gestellt hatte. Zwischen aller Wissenschaft und, fast darf man es sagen, aller Kunst, die in der Antike wurzelte und aus ihr herauswuchs, und dem katholischen Christenthum gab es keine Versöhnung, eines von beiden mußte weichen. Das ist der große Kampf, der das fünfzehnte Jahrhundert erfüllt und es zu einer der denkwürdigsten Epochen der Weltgeschichte gemacht hat. Der Humanismus und seine Vertreter, an der Spitze mehrere Päpste, waren heidnisch, ob sie auch wohl noch äußerlich die Ceremonien der Kirchlichkeit mitmachten. Daneben aber machte sich vorzüglich in der germanischen Welt ein tiefinnerliches Glaubensstreben geltend, das in den verschiedensten Formen seinen Ausdruck suchte — alle diese schwankenden und schwebenden Verhältnisse löste die Reformation. Sie versöhnte Glauben und Wissen, indem sie das Princip des Wissens, das eigene Forschen, auf den Glauben übertrug; sie verinnerlichte den Glauben und zwang selbst die alte Kirche, sich zu regeneriren; sie bahnte jene Verschmelzung des antiken mit dem germanischen Geist an, auf dem die ganze moderne Cultur beruht; sie übertrug die Führerschaft im Culturleben zuerst geistig, dann auch politisch von den romanischen auf die germanischen Nationen; sie sprengte die Ketten, welche das Mittelalter um den Einzelnen und die Gesammtheit geschlagen; sie machte die Individualität frei und hob die Stände- und Klassenunterschiede auf, kurz in der Geburtsstunde der Reformation ward auch die Menschheit neu geboren, die ganze Bewegung trug die Keime der fruchtbarsten Fortschritte und Entwickelungen für alle Richtungen des menschlichen Seins in sich und hat so das Gewaltigste zur Fortentwickelung und damit zur Selbsterhaltung der Menschheit beigetragen: vom welthistorischen Standpunkt aus ist sie in ihren Wirkungen als heilsam und segensreich zu erkennen und zu bezeichnen.

Andere Kriterien müssen das Urtheil bestimmen, wenn es in Rücksicht auf die Entwickelung eines Staates oder, was wir in diesem Falle als deckend annehmen können, einer Nation abgegeben wird. Was ist Aufgabe, Zweck eines Staates? Gewiß auch die Selbsterhaltung. Nun lehrt die Geschichte wohl, daß die Menschheit ewig sei, daß aber Staaten untergehen, daß die Menschheit fortschreite, daß aber das Leben der Staaten dem Leben des Einzelnen gleiche und in der Aufeinanderfolge von Entstehen, Erstarken, Erreichen des Höhepunktes, Sinken und, wenn nicht gänzlichem Untergehen, so doch Zurücktreten von der führenden Rolle verlaufe. Jeder Staat hat deshalb die natürliche Aufgabe, nach der Erreichung seines Höhepunktes zu streben und sich möglichst lange auf demselben zu erhalten. Auf seiner Höhe steht ein Staat, wenn er nach außen stark, im Innern frei ist. Das Wort „an der Spitze der Civilisation schreiten" ist ein viel mißbrauchtes, aber im Grunde doch wahres, denn in der That hat immer ein Staat die Führerrolle in der Culturentwicklung der Menschheit und stets derjenige, dessen politisches Uebergewicht unbestritten ist: von Carl V. bis Richelieu Spanien, von Richelieu bis zu Friedrich dem Großen Frankreich, von da an mit Schwankungen, die erst in unserer Zeit dauernd ausgeglichen sind, Deutschland, insbesondere Preußen. Also ein mächtiges Ansehen nach außen zu erringen ist die Hauptaufgabe eines Staates, weil darin zugleich die Bürgschaft seiner Existenz liegt; was unter mächtigem Ansehen nach außen zu verstehen sei, wird keinem Zweifel unterliegen, schwieriger aber ist die Frage, wann ist ein Staat im Innern frei? Ist es möglich, daß ein Staat zugleich nach außen stark, im Innern frei sei? Ist das aufgestellte Kriterium blos ein ideales oder ist die Möglichkeit seiner Realisirung nicht ausgeschlossen? Die Kenntniß der historischen Thatsachen zwingt fast, einzugestehen, daß eins das andere ausschlösse, daß wenigstens in der Vergangenheit kein Staatswesen sichtbar sei, das in sich die Vereinigung beider Forderungen darstellte. Wir deuteten oben einige Epochen aus der europäischen Geschichte an: Spanien im Zeitalter Philipps II., Frankreich unter Richelieu, Mazarin und Ludwig XIV., auch unter dem ersten und dritten Napoleon waren jeweilig die ersten Mächte Europas, der ganzen Welt; aber welche drückende Despotie im Innern, Zerstörung der Volksrechte, Ausbeutung der Massen, welch' grelles Gegenbild gegen alles, was man Freiheit nennt! Und wie leicht erklärbar ist diese Erscheinung doch! Die Macht nach außen wird nur erlangt durch das energischste Zusammenraffen aller vorhandenen Kräfte und ein festes Concentriren derselben auf diesen einen Punkt, ohne Schonung der Einzelinteressen, in rücksichtslosester Benutzung aller Mittel. Dem großen Eroberer ist das Einzelleben nur eine Zahl in seiner gewaltigen Rechnung, die Individualität und ihre Interessen bleiben unbeachtet, werden selbst schroff verletzt. Die historischen Beispiele und der daran geknüpfte Gedankengang zwängen zu dem Eingeständniß, daß Macht und Freiheit wie Feuer und Wasser sich ertödten, wenn nicht unser Vaterland in seiner gegenwärtigen Gestaltung und Epoche das Bild der Vereinigung beider Axiome böte. Möge der kurzsichtige Politiker, der über den kleinlichen Fractionsinteressen den Blick für das Ganze und Große eingebüßt hat, über unser Staatswesen krittelnde und mäkelnde Bemerkungen machen, dem historischen Blick ist es unverborgen, daß Deutschland das Ideal erreicht hat, das vor ihm noch kein Staat erreicht hatte. Nach außen angesehen, mächtig, der rocher de bronce, an dem alle dem Frieden feindlichen Bestrebungen scheitern, das wahre Herz Europas und der Welt; im Innern frei, bietet es seinen Völkern alle Segnungen des Friedens, unterdrückt es mit kräftiger Hand alle Zügellosigkeit, soweit sie dem Ganzen Schaden droht, wahrt aber die politische, sociale und religiöse Freiheit; schützt und vertheidigt alle seine Unterthanen, überläßt der freien Kraft die freie Bahn, aber bringt der schwachen Kraft nach Möglichkeit Schutz und Hülfe, so steht das neue Deutschland da, für Jeden, der sehen und vergleichen kann, ein herrliches Bild, an dem wir uns die Freude durch die kleinlichen Sorgen des Tages nicht vergällen lassen wollen. Jetzt können wir auch jene oben aufgeworfene Frage beantworten: wann ist ein Staat im Innern frei? Er ist es, wenn er, wie wir es in unserem Vaterlande sehen, die volle unabhängige Entwicklung und Existenz des Individuums mit dem Wohle des Ganzen harmonisch zu vereinigen weiß, wenn er dem Einzelnen nicht mehr Pflichten auferlegt, als das Ganze erfordert, wenn er dem Einzelnen soviel Rechte giebt, als das Ganze gestattet, und wenn vor allem über diese Vertheilung von Rechten und Pflichten nicht einseitig der Herrscher, nicht einseitig das Volk bestimmt, sondern ein wechselseitiges Zusammenwirken darüber entscheidet. Das ist die wahre Freiheit im politischen Sinne, die selbst weder unter der Herrschaft des aufgeklärten Despotismus noch der gemäßigten Republik erwachsen kann, da in beiden die wirklich gleichmäßige Vertheilung der Macht zwischen Herrscher und Beherrschten fehlt. Wie sonst nie können wir Mitlebenden schon jetzt das Urtheil der Nachwelt über die gegenwärtige Epoche der deutschen Geschichte anticipiren: sie wird dem epigonen Historiker als die glanzvollste und ruhmreichste

Digitized by Google

erscheinen, weil sie das idealste Kriterium, das er anlegen darf, erfüllt. Es erübrigt noch, ein Wort hinzuzufügen, weshalb mit der Macht nach außen auch die Freiheit im innern verbunden sein muß, wenn das Ideal eines Staatswesens erreicht werden soll. Abgesehen davon, daß ein Staatswesen neben dem Zweck der Selbsterhaltung auch noch die Verpflichtung besitzt, seinen Mitgliedern ein möglichst wohnliches Haus zu bieten, wird die Selbsterhaltung und die Macht nach außen nur gewahrt bleiben können, wenn die Bürger des Staates überzeugt sind, daß im Glücke des Ganzen ihr eigenes Wohl wurzelt, wenn sie durch lebendige Theilnahme an allem, was den Staat betrifft, zur lebendigen Liebe und Treue hingeführt werden. Die moralischen Kräfte, die in der Volksseele schlummern, haben sich, wie die Geschichte lehrt, in trüben Zeiten mächtig genug erwiesen; um sie lebenskräftig zu erhalten, bedarf es der maßvollen Freiheit.

(Schluß folgt.)

Salvatore Farina.

In der italienischen Literatur unserer Tage rührt es sich gewaltig. Nach einer langen, stillen Periode fängt sie wieder an, durch den künstlerischen Werth ihrer Hervorbringungen internationale Geltung zu gewinnen, Weltliteratur zu werden. In der Lyrik Giosué Carducci, ein wahrhaft großer Poet, und sein Rivale Lorenzo Stecchetti, im Drama Pietro Cossa und Paolo Ferrari, im Roman Giovanni Verga, Salvatore Farina, Enrico Castelnuovo, Vittorio Bersezio — das sind Namen, die weit über die weißrothgrünen Grenzpfähle hinausdringen und auch bei den kosmopolitischen Deutschen populär zu werden beginnen. Am bedeutendsten steht jedenfalls die neue italienische Novellistik da, die sich aus ihrer Abhängigkeit vom französischen Roman zu eigenartigen, echt nationalen Schöpfungen emporgerungen hat. Wohl verleugnet das kräftige Talent Verga's nirgends, daß es sich an Balzac, Flaubert und Zola gebildet hat, wie denn auch der italienische „verismo" dem französischen Naturalismus zum Verwechseln ähnlich sieht. Auch seine berühmteren Mitstrebenden erinnern stark an Pariser Muster, sind aber weniger radical und haben sich offenbar den zahmeren Realismus von Alphonse Daudet als Vorbild ersehen. Bersezio's Domäne ist das italienische Dorf, dessen Typen er in seiner „Armen Giovanna!" die auch ins Deutsche übersetzt worden, in köstlichen Genrebildern aufleben läßt. Von Enrico Castelnuovo, dem humorvollen Kleinmaler, hat die „Gegenwart" kürzlich die erschütternde Novellette „La Gamba di Giovannino" (Hänschens Bein) und den „Tubus" gebracht. Salvatore Farina wurde von dem verstorbenen Ernst Dohm bei uns eingeführt. Von diesem stammt auch zum Theil die mir vorliegende deutsche Uebersetzung von Farina's „Mio figlio!"*); der beliebte Novellist Hans Hoffmann hat die durch Dohm's Tod unterbrochene treffliche Arbeit mit dem gleichen Geschick zu Ende geführt. Das Buch des Italieners liest sich in dieser autorisirten Uebertragung wie ein deutsches Originalwerk.

„Mein Sohn!" ist ein biographischer Roman, ein Ich-Roman, eine Schilderung schlichten, stillen Familienglückes. Ein siebzigjähriger Greis erzählt, wie er Gatte, Vater, Großvater wurde, die Leiden und Freuden seines kleinen Hausstandes. Wir gehen wohl nicht fehl mit der Annahme, der Verfasser selbst sei der Held, und die Fabel erzähle von ihm und seiner eigenen Familie. Der Held des Romans ist Advokat in Mailand, gerade wie Salvatore Farina selbst es war, als er gleich nach seiner Verheirathung den Talar wegwarf, um Novellendichter zu werden, und die Kinder des Buches heißen Agostino und Laurina, so wie der Dichter in seinem Briefe an den Verfasser der biographischen Einleitung Siegfried Samosch seine eigenen Kinder nennt. Aber auch ohne diese Analogien fühlen wir, daß da überall Selbsterlebtes geschildert wird, daß die Geschichte seiner Ehe und Nachkommenschaft, zumal die so natürlich geschilderte Jagd nach dem ersten Clienten, die drastische Doctorpromotion und Anderes, ganz der Wirklichkeit entnommen sind, daß der Verfasser sich überall selbst bespiegelt und wohl auch selbst ironisirt. Sein Familienbild ist darum auch echt bis ins Kleinste. Die Poesie der vier Wände, die Gemüthlichkeit intimen häuslichen Lebens, der Humor der Kinderstube sind noch niemals anschaulicher, herzgewinnender, mit größerer Innerlichkeit und farbenreicherem Pinsel geschildert worden. Und dabei wird Farina selten pathetisch, nie rührselig, wie ergriffen er auch von seinem Stoffe sein mag, den er stets sub specie aeterni betrachtet und aus dem Persönlichen ins allgemein Menschliche rückt. Wie schön ist die Paraphrasirung des Titels!

> Das Wort, das auf den Lippen jeder Jungfrau schwebt, ist „die Liebe", aber die tausend Stimmen der Natur rufen uns, kosend und klagend zugleich, tiefen und ernsten Klanges das Echo zurück: Mein Sohn! mein Sohn! In diesen zwei Worten liegt das ganze Leben. Enthüllet der Familie die heilige Täuschung der Liebe, welcher sie ihr Dasein verdankt, entschleiert der Gesellschaft die hundert edlen oder thörichten Täuschungen der Leidenschaft und der Noth, durch welche sie zusammengehalten wird; was bleibt? — Mein Sohn!

Es ist ein Hohelied der Vaterliebe. Von der freudig begrüßten Geburt des Stammhalters bis zu dessen gesicherter Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft belauschen wir die väterlichen Seelenregungen und empfinden so recht die Wahrheit des tiefsinnigen Spruches von Wilhelm Busch:

> Vater werden ist nicht schwer,
> Vater sein dagegen mehr!

Wie viele Kämpfe und Sorgen verursacht nicht der kleine Weltbürger — und zwar schon vor seiner Geburt! Es ist wie in Sterne's „Tristram Shandy", nur daß Farina sich nicht in die Mysterien der Anthropogenie vertieft und über arg zur Unzeit aufgezogene Uhren philosophirt. Die Qual aller Väter in spe, die in der Lage sind, viele Monate lang sich auf eine geschlechtslose Nachkommenschaft freuen zu müssen, schildert der Papa des Buches ergötzlich genug. Wird es ein Junge sein? Natürlich oder vielmehr: hoffentlich, denn den armen Mädchen ist nun einmal das Loos zugefallen, bei ihrer Ankunft auf unserem Planeten weniger freudig begrüßt zu werden, als die unartigen Schreihälse vom starken Geschlecht — eine offenbar ungerechte Mißachtung, für die sie sich später wohl zu rächen wissen. Und so lebt denn der Sohn eigentlich schon, noch ehe er geboren ward; er tröstet, bessert, erzieht seine Eltern an Geist und Herz. Er lehrt ihnen den Ernst des Lebens, die Opferwilligkeit, die Geduld und giebt ihnen Muth und Kraft, und als er den ersten Schrei ausstößt, „jene Paradieses-Offenbarung, den mißklingenden Wohllaut, den wonnigen Klageton", da kann er mit der Wahl seiner Eltern zufrieden sein. Ja, der Kleine setzt auch bei Lebzeiten seinen erzieherischen Einfluß fort. War der Vater ehemals ein Hypochonder, ein eingebildeter Kranker, so heilt ihn der Wiegenheld nunmehr von allen Grillen; fühlte er vordem sich in den Kaffeehäusern und Clubs nur allzu behaglich, so lernt er jetzt die Poesie des Daheim kennen. Er wird häuslich, fleißig, nimmt energischer die Suche nach dem ersten Clienten auf, und ruft vor den wachsenden Nahrungssorgen ein freudvolles: Coraggio e avanti! was Ernst Dohm in der Skizze des Kapitels charakteristisch: „Vorwärts mit frischem Muth!" übersetzt hat. Aber der kleine Weltbürger macht auch beinahe zu große Ansprüche. Bald genügt ihm der Lutschbeutel nicht mehr, dann hungert ihn an der Brust seiner zarten Mutter, dann verlangt er stürmisch nach einer tüchtigen Amme. Papa's Miene wird sorgenvoll gegenüber den hohen Ansprüchen einer solchen ländlichen Kinderfrau; ihre Aufnahme ins Haus wäre gleichbedeutend mit dessen Ruin. Zum Glücke gibt es einen, freilich schmerzlichen Ausweg. Der kleine Wickelheld wird aufs Land gegeben, nicht gar zu weit von der Stadt entfernt, so daß die Eltern ihn täglich und zu Fuß besuchen können. So kommt er nach Musocco. Auf einer Karte von Italien sucht die unglückliche Mutter nach dem mailändi-

*) Berlin, Gebrüder Paetel, 2 Bde.

Digitized by Google

schen Vorort, wohin ihr kaum eben geschenkter Liebling entführt werden soll. „Wehe! Musocco war nicht darauf; der Zeichner der Karte hatte kein Kind in Musocco!"

Auch diese Prüfung geht vorüber . . . Aus dem Säugling wird ein kleiner, ganz kleiner Mann. Der erste Zahn, der erste Schritt, die ersten Hosen heißen die nächsten Stationen. Und ein unsichtbarer Segen geht von ihm aus. Er hat Glück ins Haus gebracht. Dem ersten Clienten des Vaters ist längst der zweite, dritte gefolgt; fette Processe winken von allen Seiten; jetzt bedauert man es beinahe, damals auf die einheimische Amme verzichtet und den Milch-Gourmand in die Verbannung geschickt zu haben. Eine stattliche Hängelampe zeugt von dem einkehrenden Wohlstand, und ohne Sorgen sieht Papa diesmal dem zweiten Familienzuwachs entgegen. Auch die kleine Laurina wird freundlichst bewillkommnet. Aber Agostino bleibt deswegen doch der Held der Geschichte, das Centrum des Hauses, und „Meine Tochter!" klingt trotz alledem nicht ganz so voll wie das stolz auch auf dem Titelblatte prangende: „Mein Sohn!" Ohne Sorge, Laurina wird ebenfalls ihre Revanche nehmen und sobald sie nicht mehr im Flügelkleide in die Mädchenschule geht, einen guten Theil des zweiten Bandes mit ihren ersten Herzensregungen, ihren Freiern, ihrer Hochzeit füllen und das ganze Buch sogar mit dem großartigen Knalleffect beschließen: wie man den Papa zum Großpapa macht. Vorläufig lernt sie noch das Einmaleins, zerreißt ihre Bücher und spielt an der Seite des stolzen Elementarschülers. Ich kann mir nicht versagen, eine kleine Familienscene hier wiederzugeben.

„Wenn ich groß bin, heirathe ich Dich, Papa", sagte mir eines Tages meine Tochter.

Mit denselben Worten und dem gleichen Ton hatte August ehedem zu mir geredet. Jetzt nicht mehr. Ohne auch nur die Augen von seinem Teller zu erheben, schüttelte er hochmüthig den Kopf und fuhr fort, seine Portion Rindfleisch zu bearbeiten. „Ja, ich will Dich heirathen", blieb Laura bei ihrer Absicht; „nicht wahr, ich soll Dich heirathen?" — „Ja, Du sollst mich heirathen." — „Siehst Du wohl!"

Mein Sohn konnte nun nicht mehr an sich halten und sagte zu seiner Schwester: „Papa spaßt ja nur; merkst Du das nicht? Wenn Du groß bist, ist er ein ganz alter Mann, hat weiße Haare (hier blickte er mich an, um sich die künftige Verwüstung meiner armen Person recht lebhaft ausmalen zu können), so ein Gesicht hat er dann (und er durchfurchte es in Gedanken mit den tiefsten Falten), er hat dann keine Zähne mehr . . ."

Ich unterbrach diese grausame Schilderung durch den Einwurf, daß ich Zähne immer haben würde, denn ich könnte mir ja neue einsetzen lassen.

„Na ja", sagte August, ohne die Fassung zu verlieren, „und dann wirst Du Dir auch eine Perrücke machen lassen."

„Nein, denn ich werde weiße Haare haben, hast Du selbst gesagt."

„Ja . . . aber ganz, ganz wenige, nur so ein paar hier und hier (und er faßte sich hinter die Ohren) wie unser Director . . ."

Laurina hatte sehr gut begriffen, daß eine solche Entstellung ihres Vaters ein schweres Hinderniß der projectirten Ehe sein würde, und entsagte ohne Weiteres ihrem Bräutigam, um einen anderen zu wählen. „Schön", sagte sie, „dann heirathe ich Dich, Mama." Jetzt aber lachte August so laut, daß seine Schwester fürchtete, eine Dummheit gesagt zu haben und bald die Mama, bald mich mit stummer Frage anblickte. Wir blieben Beide ernst, um unserm Sohn anzudeuten, daß seine Heiterkeit zu weit ginge; aber wir mochten es ihm nicht offen sagen, damit er unsern geheimen Schreck nicht merkte.

„Die Mama heirathen!" rief August endlich aus, „weißt Du nicht, daß nur ein Mann und eine Frau sich heirathen können . . .?"

„Und außerdem", mischte sich Evangelina in die Debatte, „außerdem werde ich ebenso wie der Papa alt sein, wenn Du heirathen kannst; ich werde auch weiße Haare haben und „so ein Gesicht", . . . ich werde häßlich sein und keinem Menschen mehr gefallen."

„Mir wirst Du immer gefallen," rief Laurina.

„Mir auch," sagte August, und nebenher entschlüpfte ihm mit der Hast einer plötzlich auffteigenden großen Idee ein Ausspruch, den ich mit einem Kusse belohnen mußte. „Eine Mama wird niemals häßlich", sagte er und fuhr fort, nachdem er meinen Kuß mit Gelassenheit empfangen: „Aber darauf kommt es hier nicht an; wenn Zwei sich heirathen wollen, müssen sie ein Mann und eine Frau sein."

Laurina fand ein Mittel, dies unerbittliche Gesetz zu umgehen. „Der Mann will Ich sein", sagte sie, „ich ziehe Papas Hosen an."

Man stelle sich die impertinente Heiterkeit des Herrn Gymnasiasten vor! Wir hatten selbst die größte Lust zu lachen, blieben aber immer noch ernst, vielleicht allzuernst. „Das müßte aber nett aussehen", rief August, „wenn Du Papas Hosen trügst und Dich in ein Mädchen verliebtest!"

Verliebtest! Meine Stirn umwölkte sich. „Verliebtest!" sagte ich streng, „was soll das heißen? Was sind das für Redensarten? Hast Du das in der Schule gelernt?"

„Nein", antwortete er treuherzig, „Du selbst hast einmal gesagt, daß man vor dem Heirathen sich verliebt."

Richtig! Das hatte ich ganz vergessen! Vor dem Heirathen verliebt man sich! Und ich gab meinem Sohn einen zweiten Kuß, den er mit einem gewissen Mißtrauen zurückgab. Diese Unterredung, welche gefährlich zu werden drohte, wurde zum Glück durch den Fisch unterbrochen, der eben auf den Tisch gesetzt wurde. „Kinder", rief ich mit Nachdruck, „jetzt laßt aber das Geschwätz und achtet auf die Gräten; Dich, August, brauche ich nicht mehr zu ermahnen, Du aber, mein Püppchen, paß gut auf, denn wenn Dir eine Gräte in den Körper bringt, mußt Du sterben." — Laurina antwortete mir nicht, sondern hielt die Blicke ängstlich auf ihren Teller geheftet und sah zu, wie Evangelina, die meine Ermahnung doch nicht für genügend hielt, selbst die Gräten aus ihrer kleinen Portion Fisch entfernte. Auf einmal fragte sie: „Wie kommt es, daß die Fische die Gräten im Körper haben und doch nicht davon sterben?"

Ist das nicht allerliebst? in Beobachtung und Wiedergabe ein Meisterstück?

Neu sind ja solche Kinderscenen keineswegs. Bogumil Goltz in seinem „Buch der Kindheit" stenographirt ebenfalls ganze Kindergespräche, aber wie überschwänglich, wie sentimental, wie roh im Ausdruck ist nicht Manches! Da ist Rudolph Reichenau in seiner Phonographie der Kinderwelt schon künstlerischer, doch auch er weicht Farina in der Fülle der Anschauung, in der Treue des Colorits und dem Humor der Darstellung. Der Italiener verhimmelt die Kinder nicht, er besingt sie nicht, er giebt sie naiv wieder. Manches berührt den deutschen Leser freilich fremdartig. Der deutsche Vater liebt seinen Sohn weniger überschwänglich. Herr Placidi ist auch gar zu weich, zu biegsam; er würde nach dem Bibelwort sein Kind gar nicht lieb haben, denn er züchtigt es niemals. Stellt er sich auch streng und unerbittlich, so ist er im Grunde nicht weniger schwach als die Mama und stets bereit, zu entschuldigen, zu vertuschen. Sein Knabe ist seinesgleichen, sein guter Kamerad. Hätte Papa libertine Anlagen, so würde sich ohne Zweifel mit der Zeit ein Verhältniß zwischen Vater und Sohn entwickeln, wie wir es in französischen Komödien sehen und in Kotzebue's „Beiden Klingsberg", die darum so wenig deutsch anmuthen. Wenn Signor Placidi die Liebschaften seines Söhnchens wohlgefällig beobachtet, über seinen ersten Liebesbrief lacht, seine erste Liebe zu einem Kindermädchen, seine verliebten Kindlichkeiten mit einer Gespielin bis zum formellen Bruch beinahe billigt und begünstigt, dann vermissen wir doch schmerzlich die gute deutsche Ruthe hinterm Spiegel, um dem verliebten Siebenkäsehoch einmal den deutschen Standpunkt klar zu machen.

In der Schilderung des Vaters hat Farina sich selbst übertroffen. Papa's Gravität gegenüber seinem heranwachsenden Jungen, der in der Schule immer gelehrter wird, indeß der Vater die meisten Errungenschaften der Schulbank längst vergessen hat, ist voll feiner realistischer Züge. Die Schulweisheit des Sohnes setzt den Vater in Verlegenheit. Er studirt heimlich, um sich vor seinem Erstgeborenen nicht zu blamiren und ach, wie sauer wird es ihm! Und als nun gar der Bengel immer größer und klüger, als er Gymnasiast, Student, Doctor und sogar ein berühmter Advokat wird, da fühlt sein Urheber — wie echt menschlich! — doch manche eifersüchtige Regung. In dem Kampfe zwischen Eitelkeit und Vaterfreude, bemerkt Farina, schien anfangs die Eitelkeit zu siegen; doch nur weil der Gegner sich mit eigenen Händen schlug. Der Vater faßt zuletzt den Entschluß, fortan gar nicht mehr vor Gericht zu sprechen, und auf diese Weise wenigstens

Digitized by Google

etwas von dem Glanze seines eigenen Ruhmes zu retten; und sein Schweigen bringt ihm in kurzer Frist all seinen Rednerruhm zurück und die Triumphe seines Sohnes vermehren ihn nur, denn je höher dieser steigt, desto mehr erheben den Vater Diejenigen zum Himmel, die ihn früher gehört haben, besonders aber Die, welche ihn nie gehört haben.

Dann sehen wir den Papa auch in seinem weniger innigen Verhältniß zu seinem Töchterlein. Wie rührend ist seine Begegnung mit der kleinen Laurina, die der Ansteckungsgefahr halber aus dem Elternhause, wo der Bruder an der Diphtheritis krank darniederliegt, entfernt werden mußte, und die Papa aller Gefahr zum Trotze doch nicht enthalten kann zu küssen! Und wie er von ihrem Zukünftigen träumt und ihr einen würdigen Mann zu verschaffen sucht! Er prüft die ersten Freier und begiebt sich sogar, mit dem derben Aesthetiker Vischer zu reden, auf den „Mannfang". Nur den schon fünfundfünfzigjährigen lustigen Freier will er durchaus nicht zum Schwiegersohn haben, und mit Vergnügen constatirt er, daß der abgewiesene, doch unerschütterliche Schwerenöther trotz Schneider, Friseur und Zahnarzt immer älter wird. „Mit einem hämischen Vergnügen", erzählt er, „beobachtete ich, daß er nach dem Gewitter (das er famos nachahmt) sich nie mehr ganz aufheitert, weil drei Runzeln auf seiner Stirn zurückbleiben, und daß er umgekehrt in der Darstellung des Regens und des Feuerwerks seine Kunst noch vervollkommnet hat, weil ihm noch ein Zahn ausgefallen ist."

Neben solchen humoristischen Meisterstrichen finden wir fein ausgeführte Genrescenen, wie der ergreifende Besuch der vereinsamten Eltern im Zimmer ihrer Tochter, die eben ihrem angetrauten Gatten auf die Hochzeitsreise gefolgt ist, die komische Doctor-Promotion, den rührenden Tod des lieben, originellen Großvaters, den schweren Gang ins Versatzamt, de Liberis energische Werbung um den 40 Jahre jüngeren Backfisch, die Krankheit Agostinos und Papa's glückliches Debut als Großvater, womit das Buch schließt.

Der Großpapa wollte die kleine Enkelin küssen, die ihn mit großen Aufmerksamkeit ansah, und wußte nicht, wie er es machen sollte; er wollte ihr Gesichtchen mit der Hand streicheln und fürchtete, sie zu ersticken; er hätte mit seiner kostbaren Last durch alle Zimmer laufen, hätte lachen, hätte weinen mögen. Bis vor wenigen Stunden hatte er in Gedanken einen prächtigen Jungen gestreichelt, kräftig, mehr als nöthig war für sein Alter, mit einem Bäuchlein wie sein Großpapa; und vor dieser rosigen Neugeborenen fragte er sich, wie er je „einen Anderen" habe wünschen können.

Seine Frau und sein Schwiegersohn sahen ihn an und lachten; und die junge Mutter fragte ihn vergebens noch einmal: „Papa, bist Du zufrieden?"

Nein, nein, er war nicht zufrieden, und er sprach es aus: „Ich möchte sie küssen und kann nicht, des Schnurrbartes wegen; ich möchte sie streicheln und darf nur einen Finger gebrauchen; ich möchte sie nehmen und mit ihr weglaufen und kann nicht, weil ich Angst habe, daß sie sich erkältet. Wie soll ich also zufrieden sein?"

Um den Großvater zu trösten, sagten sie ihm, daß die Neugeborene ihm ganz wie aus dem Gesicht geschnitten sei, die Augen, die Stirn und selbst die Nase. Wie sie mir diese Behauptung wiederholen (denn ich bin der Großvater), fasse ich mir ernsthaft an die Nase, wie um das Maß zu nehmen, und vergleiche sie mit dem kaum erbsengroßen Näschen meiner Enkelin. Ich spiele den Skeptiker, des Anstands halber. Ich thue sogar noch mehr: Ich setze hinzu, daß mein Liebling auch ein bischen der Großmama ähnelt und ein bischen der Mama und ein klein bischen (wirklich nur ein klein bischen dem Vater — doch, daß sie in Wahrheit eine auffallende Aehnlichkeit mit mir hat, daran ist kein Zweifel. Sie sagen es ja Alle.

Lauter liebe, gute, treffliche Menschen, in deren Nähe uns wohl ist. Mag sich Farina in seinem Brief an Siegfried Samosch auch dagegen verwahren, daß er Optimist sei, aus seinem herzgewinnenden Buche empfängt man den Eindruck, daß das Leben ein köstliches Geschenk, die Menschen gut, die Welt schön und der Autor ein glücklicher Mann. Die Kopfhänger mögen sich daran ein Exempel nehmen.

Theophil Zolling.

Paul Heyse's Freundschaftsnovellen.

Von Wilhelm Bolin.

Drei volle Jahrzehnte hat Paul Heyse als Novellendichter gewirkt. Das Ergebniß dieser Thätigkeit umfaßt siebzehn Bände mit 74 Erzählungen. Verhältnißmäßig rasch ward ihm die freudigste Anerkennung seitens der Lesewelt zu Theil; mit jedem neuen Band hat er dies schöne Verhältniß immer mehr befestigt und die Erwartungen, mit denen man jeder neuen Publication entgegen kam, vollauf durch die Gediegenheit des Gebotenen und die stets neue und eigenartige Weise der Darstellung befriedigt. Bei der Fülle seiner Leistungen will das nicht wenig besagen. Daß man bei ihm niemals auf Nachahmung stößt, ist bei seiner durch und durch ursprünglichen Begabung selbstverständlich. Wohl aber darf man nicht ohne Staunen bemerken, daß auch nie eine Spur der Reproduction von Eigenem angetroffen wird, wie derlei bei anderen schaffensreichen Künstlern, namentlich bei Tondichtern, nicht selten vorkommt, ohne daß es ihrer Bedeutung irgend Eintrag thäte. Vom ersten Bande an hat er mit jeder neuen Novelle stets wahrhaft Neues gebracht, und dabei war sein Schaffen immer künstlerisch vollendet, frei von dilettantischem Ungenügen, von anfängerschaftlicher Unbeholfenheit. Die erste, 1855 erschienene Novellensammlung muthet heute noch so frisch und lebendig an, wie die Erzeugnisse der späteren Jahre. Seine Entwickelung hat, soweit dies an den Novellen zu ermessen ist, nicht in einem Werden seines Talents, sondern in einem Erweitern und Vertiefen der Probleme bestanden, die er zur Behandlung aufgenommen.

In solcher Hinsicht sind namentlich die beiden jüngst veröffentlichten Novellenbände besonders beachtenswerth, die den gemeinsamen Titel Buch der Freundschaft*) tragen und diesbezügliche Verhältnisse in sechs verschiedenen Erzählungen zum Gegenstande haben. Hiermit hat der Dichter seine bisherige Domäne, welche auch die altherkömmliche der Novelle überhaupt ist, die Liebe nämlich, keineswegs verlassen. Nicht etwa, daß wir der Auffassung von Liebe und Freundschaft beipflichten, wonach beide, wie es eine der Persönlichkeiten in der neuen Folge dieser Novellen behauptet, einerlei Gefühl wären, nur daß bei dem einen eine leibliche Hingebung statthat, welche beim andern entfällt: — in diesem Nur und dessen gewichtigen Folgen überwiegt ihre Verschiedenheit weitaus Alles, was etwa als gemeinsam zwischen ihnen gelten kann. Auch in den vorliegenden Novellen hat Liebe einen wesentlichen Antheil; sie wird mit der Freundschaft in mannigfache Beziehung gebracht, und zwar in einer Weise, wonach Liebe als das Elementare und bei allen Conflicten mit der Freundschaft als die providentiell gewaltigere Kraft sich erweist, ohne daß dafür die Freundschaft in ihrer tiefen und für Zahllose vielleicht ganz unverständlichen Bedeutung irgend geschmälert würde.

Gleich die an der Spitze der ersten Sammlung befindliche Novelle „David und Jonathan" zeigt, daß Freundschaft nicht Jedermanns Sache ist, auch wo es sich um das Verhältniß von Lebensretter und Gerettetem handelt. An einen Unwürdigen verschwendet, führt sie zu den bittersten Enttäuschungen, gegen die dem Betreffenden nur durch die Liebe Heilung und Trost wird. Freilich ist es auch Liebe, oder wenigstens was gemeinhin dafür gilt, wodurch die Betrübnisse in den hier fraglichen Beziehungen herbeigeführt werden, und die Verschiedenheit der beiden Gefühlserscheinungen kann wahrlich nicht überzeugender veranschaulicht werden, als es in dieser ebenso fesselnden wie ergreifenden Erzählung geschieht. Einen ganz anderen Ton schlägt der Dichter in der folgenden Novelle an, die er — muthmaßlich mit einem scherzhaften Anklang an Goethe's Gedicht — „Grenzen der Menschheit" benannt hat. Das hier geschilderte Verhältniß betrifft die Freundschaft eines Riesen zu einem Zwerg, von denen Letzterer als Graveur lebt, Ersterer sein Einkommen aus einem Vermögen bezieht, das ihm durch Schaustellen seiner Person auf Messen und

*) Sechszehnte Sammlung der Novellen. — Neue Folge, siebzehnte Sammlung der Novellen. Berlin, W. Herz, 1883—1884.

Digitized by Google

bei ähnlichen Erwerbsgelegenheiten zugeflossen. Mit einem wunderbaren Schwung der Phantasie gearbeitet, läßt sich diese Erzählung fast wie ein Märchen an, das jedoch innerhalb der unverrückbaren Gesetzmäßigkeit der wirklichen Welt gehalten ist. Im Hinblick auf diese mögen sich wohl, namentlich was die unmittelbar vorgeführte Daseinsweise des Riesen betrifft, vielleicht manche Einwände aufdrängen, da es etwas schwer hält, zu begreifen, wie dieser ungeschlachte Gesell es fertig bringen kann, in einer so völligen Abgeschiedenheit zu leben, daß nur einige wenige Eingeweihte um sein Vorhandensein wissen, und ebenso, womit er seine Zeit ausfüllt, seit er sich von der Außenwelt zurückgezogen. Gar Mancher dürfte, bei dem das Ganze sonst durchwehenden Humor, einen heitern Ausgang erwartet haben, zumal die in dies Freundschaftsverhältniß hineinragende Liebesepisode recht harmlos und nahezu possirlich ist, und die vernichtende Katastrophe, an welcher der kleine Graveu zu Grunde geht, nicht nothwendig mit seiner zarten Neigung zusammenhängt. Aber alle derlei Bedenken bleiben fern, solange man unter dem Banne der wunderbaren Erzählung sich befindet, mit deren erschütterndem Ausgang man während des obwaltenden Eindrucks selbst auch einverstanden ist. Einer sienesischen Chronik nacherzählt, heißt es, ist die letzte Novelle des nämlichen Bandes, auch diese den Conflict von Freundschaft und Liebe behandelnd, der für die Betheiligten einen schweren tragischen Verlauf nimmt. Diese Geschichte einer unheimlichen Liebesverstrickung, welche zum Verrath an einer von Kindheit an bestehenden Freundschaft zwischen zwei angesehenen Bürgern von Siena führt, gehört der reichen Auswahl historischer Genrebilder an, wie sie der Dichter so oft in vollendeter Meisterschaft uns geschenkt hat.

Ebenfalls ein Genrebild in historischem Gewande ist die Erzählung „Siechentrost", welche die neue Folge der Freundschaftsnovellen eröffnet. Unter den hierher gehörenden unbedingt die bedeutendste, nimmt sie auch unter den Novellen des Dichters überhaupt einen hervorragenden Platz ein. Die Freundschaft in ihrer ganzen Eigenart, von der Liebe und deren Gefühlsweise verschieden und im vorliegenden Falle von derselben nur mittelbar berührt, findet hier eine dichterische Verherrlichung, welche wir als ein Gegenstück zu derjenigen der Liebe in der unvergänglichen Liebestragödie des bekannten Paares von Verona bezeichnen möchten. Wahrhafter, schöner und idealischer ist wohl das Wesen der Freundschaft niemals zum Ausdruck gekommen als in dieser rührenden Geschichte zweier Gemüther, die beide, jedes auf seine Art, an der Liebe Schiffbruch gelitten und in einer uneigennützigen Hingebung für einander ein stilles entsagungsvolles Glück fern von dem Weltgetriebe finden, bis dieses mit seinen Vorurtheilen und Anforderungen gewaltsam eingreift, das Band zerreißt, aber die Treue nicht hindern kann, sich in ihrer ganzen tiefmenschlichen Eigenkraft zu bewähren. Wer jemals die Segnungen echter Freundschaft erfahren, wird dem Dichter mit besonderem Wohlgefallen all' die feinen und sinnvollen Züge nachfühlen, womit er die wunderbare Schöpfung belebt hat, und auch mancher Andere dürfte es begreiflich finden, warum ein wahrhaftes Bündniß dieser Art wie alles Vollendete so mühsam wie selten ist. Denn was im Alltäglichen für Freundschaft gilt und vielfältige Befriedigung gewährt, ist nur ein schwaches Abbild dessen, was besonders beanlagten Gemüthern unter einer ebenso besonderen Gunst der Umstände voll und ganz bescheert wird. Welche Selbstentäußerung, welche sittliche Fertigkeit und Lauterkeit der Gesinnung allein wahre Freundschaft ermöglichen, das hat der Dichter hier mit jener Unfehlbarkeit getroffen, wie sie seiner genialen Seelenkundigkeit in so reichem Maße zu Gebote steht. Von dieser geleitet, hat er mit Recht als äußeres Bindemittel des hier vorgeführten Verhältnisses die Kunst gewählt, denn die Gemeinschaft eines idealen Strebens ist ein wesentliches Lebenselement echter Freundschaft. Das Fehlen eines solchen stempelt das in der Novelle „Die schwarze Jakobe" behandelte Freundschaftsbündniß, dem noch dazu manche andere Bedingnisse einer wesensgemäßen Entfaltung abgehen, als eine pathologische Form der fraglichen Gefühlserscheinung. Die Betheiligten sind zwei Frauen, von denen die eine der Liebe in vulgärster Weise fröhnt, die andere zum Verzicht auf echte Liebe verurtheilt ist. Pathologisch wird das Freundschaftsproblem auch in der folgenden Novelle behandelt, wo der Conflict von Liebe und Freundschaft in voller Unmittelbarkeit vorgeführt wird. Zwei bedeutend veranlagte Persönlichkeiten verschiedenen Geschlechts wollen als „gute Kameraden" verkehren, finden jedoch an der zwischen ihnen aufkommenden Liebe ein Hinderniß, dem sie weichen müssen, weil der eine Theil sein Leben an ein anderes gebunden, dem er durch Pflicht und Neigung angehört.

Sämmtliche der dem Freundschaftsproblem gewidmeten Novellen haben einen düstern, betrübenden Ausgang, und wohl um diesen Eindruck zu mildern, hat der Dichter dem zweiten Bande eine dramatische Bluette beigefügt, wo freundschaftliche Beziehungen eben so heiter wie anmuthig zur Darstellung gelangen. Der allerliebste Einacter „Im Bunde der Dritte", dessen Bühnenfähigkeit schon vielfach erprobt ist und allen Theatern bestens empfohlen sei, die ihn bisher noch nicht ihrem Repertoire einverleibt, schildert in einem geschickt und lebendig gehaltenen Charakterbilde, wie Liebe und Freundschaft gut mit einander auszukommen suchen. Indem Erstere ihre althergebrachten natürlichen Rechte in voller Kraft geltend macht, bleibt es der Freundschaft überlassen, die betreffenden Parteien in einer Einheit anderer Ordnung zu erhalten, wodurch wiederum gezeigt wird, daß Liebe und Freundschaft keineswegs einerlei Gefühlsweisen sind, da ihnen verschiedene Bestimmungen zufallen.

Feuilleton.

Ein japanisches Märchen.

Auf einem Messergriff, die noch aus der Zeit stammte, da in Japan nur für den eigenen Bedarf gearbeitet wurde, sah ich vor längerer Zeit eine gravirte Darstelluug, die mich auf den ersten Blick durch eine auffallend scharfe Charakteristik frappirte. Ein alter Mann mit dem Ausdruck kindlicher Gutmüthigkeit in den hagern Zügen empfing aus den Händen reichgekleideter Menschen mit Sperlingsköpfen einen verschlossenen Korb. Die Demuth und Dankbarkeit des Alten trat zu der vornehmen Haltung des Märchenvolkes in lebendigen Contrast. Da ich wußte, daß alle Darstellungen auf japanischen Geräthen, von volkreichen Aufzügen bis zu dem kleinsten andeutenden Ornament, Geschichte, Märchen oder Sitte als Hintergrund haben, so ließ ich mir die Erklärung geben von einem Freunde, der seit Jahren mit Hingebung die Kunst des Inselreichs studirt und demnächst in einer nmfassenden Arbeit die Resultate seiner Untersuchungen veröffentlichen wird. Es war ein kurzes Märchen. Weil es mir gefiel, habe ich es oft erzählt, namentlich Kindern. Dabei gewann es allmählich eine andere Gestalt. Die Handlung wuchs sich aus, der Ausdruck fixirte sich, ohne daß ich mit Absicht änderte. Was ich jetzt niederschreiben will, hat mit dem japanischen Original nicht einmal mehr die Umrisse gemein. — Dies, um keine unrichtige Vorstellung zu erwecken.

* * *

Vor vielen Jahren lebte ein alter Mann, der war sehr arm. Er besaß nicht einmal eine Hütte, sondern wohnte mit seiner Frau oben am Berge in einer Höhle. Oft ging es ihnen so schlecht, daß die Frau am Morgen mit einer Nußschale die Buchweizenkörner abmessen mußte, die sie zu Mittag essen durften. Dabei waren sie aber noch mitleidig, und wenn im Winter Schnee gefallen war, dann fanden sich vor der Höhle die kleinen Vögel ein, denn sie wußten, daß der gute Alte mit ihnen theilte.

Einmal war der Mann an einem kalten Wintertage zum Holzfällen in den Wald gegangen. Da fand er auf dem harten Weg einen halberfrorenen Sperling. Er hauchte ihn warm und trug ihn in seinem Busen mit nach Haus. Als die Frau ihn sah, schalt sie, daß nun jeden Tag noch ein Esser

Digitized by Google

mehr sein sollte. Der Alte aber sagte: Es soll unser Kind sein. Da wurde sie still und war es zufrieden, denn sie hatten keine Kinder.

Der hungrige Vogel war vom ersten Augenblick zahm und zutraulich gegen die Alten. Er nahm sein Futter aus ihrer Hand und trank aus ihrem Becher. Als sie sich am Abend vor das Feuer setzten, flog er dem Alten von selber auf die Schulter, blies die Federn auf und nestelte sich behaglich in sich zusammen. Darüber waren die Alten ganz glücklich und gaben ihm den schönsten Namen, den sie sich ausdenken konnten.

Den Winter hindurch war der Sperling ihre Sorge und ihre Freude. Wenn die Sonne schien, flog er hinaus zu den anderen Vögeln; war das Wetter schlecht, blieb er in der Höhle. Er hörte, wenn er gerufen wurde, und begleitete den guten Alten, wohin er ging. Als aber der Frühling kam und die Berge hell wurden, war er eines Tages verschwunden. Aengstlich riefen ihn die Alten in der Höhle und auf ihrem kleinen Felde, doch er kam nicht. Der Mann ging auf den Hof des reichen Nachbarn, aber der stand mit einer Klapper vor seinem Haus und hatte alle kleinen Vögel verscheucht. Da lief der Alte eilend hinab zu der Quelle, wo sein Sperling mit anderen kleinen Vögeln zu spielen pflegte; doch als er unten ankam, fielen die Abendschatten ins Thal, und kein Vogel ließ sich mehr sehen. Traurig stieg der Alte wieder hinauf. Vor der Höhle stand seine Frau mit der Hand über den Augen und schaute nach ihm aus. Als sie hörte, daß er vergebens gesucht hatte, wurde sie zornig und schalt auf das undankbare Thier. Der gute Alte verwies es ihr und sagte: Frau, Du thust Unrecht. Kannst Du es ihm verdenken, daß er lieber in die Welt hinausfliegt, durch die helle Luft über Berg und Meer bis in des Kaisers Garten, statt hier bei uns langweiligen alten Leuten in der Höhle zu hocken? — Er ist noch so jung und unverständig. Und wer weiß, vielleicht kommt er wieder, wenn es kalt wird. — Doch davon wollte sie nichts hören. Im Herzen aber grämte sich der Alte viel mehr als sie, denn er fürchtete, es könnte seinem Liebling ein Unglück zugestoßen sein.

* * *

Nicht lange darauf war er zum Reisigleſen in den Wald gegangen. In seinem Kummer hatte er des Weges nicht geachtet und war in eine Wildniß gerathen, die er früher nie besucht hatte. Als er sich nach der Richtung umsah, glaubte er auf einmal seines Sperlings Stimme zu hören. Er warf sein Reisigbündel fort und eilte dem Klange nach, so schnell ihn seine Füße trugen. Da stand er plötzlich vor einem Abhang und sah mit Staunen vor sich ein weites Thal mit vielen schönen Häusern und Gärten, das er nie gekannt hatte. Es führte ein Weg den Abhang herauf und auf diesem bewegte sich in goldenen und seidenen Gewändern ein Zug vornehmer Menschen mit Sperlingsköpfen. Der vorderste aber, der schönste und vornehmste von allen, war der Gast, den er einen ganzen Winter gepflegt hatte. In seiner Freude wollte ihm der Alte entgegeneilen, aber da kam ihm der Gedanke, es könnte den vornehmen Jüngling geniren, daß ihn so ein armer alter Mann kannte, und er trat vom Weg zurück in den Busch und verneigte sich tief. Aber der Jüngling in den goldenen Gewändern eilte auf ihn zu, umarmte ihn wie ein Sohn und zeigte ihn den andern. Sie kannten ihn alle, begrüßten ihn freundlich und nahmen ihn mit ins Thal.

Dort führten sie ihn in ihre Wohnungen und Paläste, die waren so herrlich, wie der Alte nie etwas gesehen hatte. Sie gaben ihm zu essen und zu trinken und richteten ein großes Fest an. Der gute Alte schämte sich, daß ihm so viel Ehre geschah; aber bald war er fröhlich mit den Anderen.

Am Abend fiel ihm ein, daß er nach Hause müßte zu seiner Frau. Er dankte seinen Wirthen und nahm Abschied. Sie wollten ihm viele schöne Dinge schenken, aber er lehnte es ab; sie hätten ihm schon zuviel gegeben. Da brachte ihm noch sein Schützling einen einfachen verschlossenen Korb, den nahm er an für seine Frau. Sie führten ihn einen Richtweg, und ehe er sichs versah, war er in wohlbekannter Gegend.

Als er seiner Frau erzählt hatte, wie es ihm ergangen, machte sie neugierig den Korb auf, aber sie fand ihn ganz leer. Da stieß sie ihn bei Seite und sagte: Was sollen wir mit dem alten Bauernkorb! Wenn sie so reich sind, hätten sie Dir auch was Besseres geben können. Der gute Alte hob den Korb auf und sagte, als auch er nichts darin fand: Ich wollte, sie hätten mir ein Stück von dem schönen Kuchen für Dich hineingelegt! Kaum hatte er die Worte gesprochen, so verbreitete sich ein lieblicher Duft in der Höhle, und in dem Korbe lag von demselben prächtigen Gebäck, das ihm die Sperlingsleute vorgesetzt hatten. Und das Wunder hielt an: was er sich wünschen mochte, brauchte er nur zu nennen, dann fand er es in dem Korbe liegen.

* * *

Als der reiche Nachbar von dem Glück hörte, ging er zu dem Alten, ließ sich die ganze Geschichte erzählen und fragte genau nach dem Wege. Dann eilte er nach Haus, zog sich wie ein armer Holzfäller an und wanderte in den Wald. Richtig fand er auch das Thal jenseits der Berge, aber Niemand kam ihm entgegen. Er stieg hinab, trat in die Häuser und erzählte den Leuten, was für ein guter Mensch er sei. Sie gaben ihm auch zu essen und zu trinken, als er sie darum bat, und am Abend, wie er fort wollte und von einem Geschenke für seine Frau zu reden anfing, brachten sie zwei verschlossene Körbe getragen, einen großen und einen kleinen. Mit gieriger Freude griff er nach dem größern und schleppte die schwere Last mühselig nach Haus. Aber als er ihn abgesetzt und sich ihn von unten bis oben voll Geld gewünscht hatte, da flog der Deckel ab, und es kroch ein furchtbares Gespenst heraus, das konnte kein Priester und kein Zauberer aus seinem Hause bannen.

Ein anderer Nachbar dachte, er wollte es klüger anfangen, ging zu dem guten Alten und sagte: Leihe mir doch deinen Wunderkorb auf ein Stündchen, daß ich mir auch etwas wünsche. Du hast ihn ja schon lange genug, und ich bringe ihn noch heute zurück. Freudlich gewährte ihm der Alte die Bitte. Als der Nachbar den Korb nach Hause trug, dachte er, was er sich nun Alles wünschen wollte, um die Zeit auszunutzen. Er wollte ihn so spät wie möglich zurückbringen, wenn er auch den Heimweg bei Nacht antreten müßte. Oder er wollte ihn lieber noch die Nacht zu Hause behalten und ihn am nächsten Morgen früh zurücktragen, dann könnte er die ganze Nacht aufbleiben und sich wünschen, daß er für sein Leben genug hätte. Noch besser wäre, er behielte ihn gleich den nächsten Tag über; eine Entschuldigung sei ja schnell gefunden. Uebrigens wäre es wohl auch früh genug, wenn er den Korb in der nächsten Woche oder im nächsten Monat zurückschickte; der Alte könnte ihn immer noch behalten, so lange er lebte. Aber was geschah? Als er in seinem Hause den Korb niedergesetzt und den ersten Wunsch ausgesprochen hatte, zischte es unter dem Deckel wie tausend Schlangen. Da wagte er nicht, ihn zu berühren, lief hinaus und schickte einen Knecht hinein, der mußte ihn dem Alten zurücktragen.

* * *

Nun lebte der gute Alte mit seinem Weibe noch lange Jahre in Glück und Frieden und wurde ein Segen für sein ganzes Land. Aus weiter Ferne kamen die Unglücklichen zu ihm und baten um Hilfe. Den Armen konnte er Brot, den Kranken heilkräftige Arznei geben, sein Korb gewährte ihm Alles. Als er aber sein Ende nahe fühlte, da fürchtete er, wenn er einmal nicht mehr sein würde, könnte der Schatz noch Unheil anrichten unter den Menschen, denn er kannte sie jetzt. Und so trug er den Korb eines Tages mit eigenen Händen wieder hinaus zu dem Sperlingsvolke in den Wald. Da ist er noch jetzt, Du kannst ihn holen, wenn Du willst.

A. L.

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Der Neubau der technischen Hochschule.

Noch ist kein Jahrzehnt vergangen, seit im Jahre 1876 Wehrenpfennig im Landtage den Antrag stellte, die getrennt nebeneinander stehenden Lehranstalten der Gewerbeakademie, für deren Unterbringung ein großer Neubau projectirt war, mit der Bauakademie zu einer technischen Hochschule zu verschmelzen, die gleichberechtigt neben der Universität stehen sollte, und heute schon haben wir die Einweihung ihres stolzen Palastes erlebt, des mächtigsten der Monumentalbauten im neuen Berlin. Daß in der kurzen Frist von sechs Jahren, die seit der Grundsteinlegung verflossen, ein solches Riesenwerk ohne Stocken zu Ende geführt werden konnte, trotzdem der Tod den ersten Leiter des Baues, Lucae, und seinen Nachfolger Hitzig mitten im Schaffen dahinriß, trotzdem fünf Minister nacheinander die oberste Disposition ausübten, ist ein glänzendes Zeugniß für die Leistungsfähigkeit unserer Verwaltung, die in ihrer sicheren Continuität Rückhalt und Kraft findet.

Die feierliche Einweihung, welche am vergangenen Sonntag im Beisein des Kaisers, des Kronprinzen und des Prinzen Wilhelm im großen glasgedeckten Lichthof des Gebäudes vollzogen wurde, markirt in mehr als einer Beziehung einen Abschnitt in der Entwickelung unserer Zustände. Welch ein kräftiges Mittel, die Bewohner Berlins, die sich noch immer nicht recht darin finden können, daß sie in einer Großstadt wohnen, auf die Bewältigung großer Entfernungen einzuüben, wird nicht allein die Lage des für mehr als zweitausend Studirende eingerichteten Riesenbaues bilden! So sehr man sich sträubte, sah man sich genöthigt, den Bauplatz nicht allein in weiter Entfernung vom Centrum, sondern sogar außerhalb des Weichbildes der Stadt auf Charlottenburger Boden zu suchen. Zwar bietet die nächste Nähe absolut keine Möglichkeit, für die Studirenden Quartier zu schaffen; dafür zieht sich die Stadtbahn in geringer Entfernung vorüber und wird ein bequemes Verbindungsmittel nach allen Richtungen bieten. Mag der Bevölkerung die wachsende Großräumigkeit noch so sauer ankommen, sie wird sich an die Decentralisation gewöhnen müssen, und im Interesse der Entwickelung der Verkehrsmittel wäre es durchaus wünschenswerth, daß der kühne Schritt, ein wichtiges Institut zum Centrum einer schwach bevölkerten Gegend zu machen, die aber in kurzer Frist der schönste und gesundeste Stadttheil werden wird, nicht ohne Nachfolge bleibt. Daß die großen Bildungsanstalten räumlich so weit getrennt sind, ist gewiß zu bedauern, aber wie will man es möglich machen, auf die Dauer die Annehmlichkeiten einer Kleinstadt zu bewahren?

In weit umfassenderem Sinne wird die nunmehr definitive Vereinigung aller technischen Lehrkörper in einem Institut für unsern Staat Epoche machen. Im Princip ist sie ja längst anerkannt und durchgeführt, aber für das Bewußtsein des Volkes wird sie vom Tage der Eröffnung des Neubaus datiren und als Technische Hochschule ein gleichberechtigter Factor neben der Universität stehen.

Das ist nichts Geringes. Es ist in unserer Monarchie das erste Mal, daß die junge moderne Bildung eine monumentale Huldigung in großem Stil empfängt. Sie wird, so glänzende Erfolge sie den Leistungen der Wortweisheit alten Stils gegenüberstellen kann, immer noch nicht für voll gehalten. Nicht für den Philologen allein ist der Techniker ein Gebildeter zweiter Classe, selbst wenn an Umfang und Tiefe ihm jener nicht das Wasser reicht; denn was Jahrtausende gegolten hat, wird so schnell nicht entthront, zumal nicht von einer jungen Bildung, die bei ihrem ungeheuerlichen Umfang sich ihrer selbst noch nicht bewußt geworden ist. Aber so klaffend der vorläufige Zwiespalt in unserer Cultur dastehen mag, er wird sich schließen. Daß dies nicht auf dem Boden des Alten geschehen kann, der viel zu eng ist, um das ungeheure Gebäude tragen zu können, darüber ist man sich nicht lange im Unklaren. Und ebenso selbstverständlich vermag die naturwissenschaftliche Bildung unserer Tage noch nicht die Grundlagen einer humanen Erziehung zu bieten. Aber in hundert Jahren wird der Standpunkt ein anderer sein! Dann werden unsere Enkel, wenn nicht große Katastrophen die Entwickelung hemmen, die festen Fundamente einer selbstständigen neuen Bildung legen können, in der das Alte nur als ein Element mitwirkt, nicht als etwas, das für sich allein bestehen, für sich allein genügen kann. Wenn wir auf dieses Ziel blicken, dann muß uns die neue technische Hochschule als eine wichtige Etappe auf der Bahn erscheinen.

Noch ein anderes Moment wird uns bei diesem Anlaß ins Gedächtniß gerufen: die überlegene Ausbildung, die Deutschland seiner aufstrebenden Generation in allen technischen Wissenschaften zu bieten vermag. Haben nicht erst jüngst sich in England mahnende Stimmen erhoben, die gegenüber der englischen Empirik auf die Dinge in Deutschland hinwiesen? Und wir stehen noch erst in den Anfängen, haben die Organisationen noch nicht ausgebaut, kämpfen zugleich mit der Ueberproduction an wissenschaftlich geschulten Arbeitskräften — die übrigens dem ganzen Erdball zu gute kommt — und der Einseitigkeit rein wissenschaftlicher Erziehung, die in ihrer etwas philologischen Abkehr von der Praxis Gefahr läuft, in formalistischer Examenmacherei zu ersticken! —

Es war ein wundervoller Herbstmorgen, richtiges Kaiserwetter, als wir durch den Thiergarten hinaus fuhren zur Einweihungsfeier. Ungeheure Menschenmengen waren unterwegs, um dem Kaiser bei der Auffahrt ihre Huldigung zu bringen. In dichten Schaaren, eine lebendige Mauer, standen sie vor dem langgestreckten Gebäude, das mit seinen zweihundertdreißig Meter Fassadenentwickelung reichlich die Hälfte des Schlosses von Versailles erreicht. Zwischen den beiden weitvorspringenden Seitenflügeln erhebt sich der massige Mittelbau, zu welchem durch eine prächtige monumentale Gartenanlage, eine der wenigen ihrer Art im modernen Berlin, die Rampe hinanführt. Ein hohes Vestibül empfängt den Eintretenden. Ueber eine Freitreppe, auf deren Wangen majestätische Sphinxe gelagert sind, leicht zu deutende Symbole der Naturgewalten, mit denen in diesen Hallen gerungen wird, gelangt man in einen Corridor, der sich nach dem glasgedeckten Lichthof öffnet, dem mittleren der fünf, die das Gebäude zählt. Hier sollte der Festact vor sich gehen. Ein Podium war für den Thron des Kaisers hergerichtet; aus den grünen Gebüschen exotischer Pflanzen, welche die Ecken belebten, leuchteten weiße Statuen; Farren und Palmen senkten über dem Sitz des Kaisers ihre zierlichen Wedel von den Brüstungen der Säulengänge, die in den beiden Stockwerken den Hof umgeben. Wie wird doch die Architektur erst lebendig, wenn ihre strengen Linien nur als Rahmen die bunte wogende Menschenmasse umschließen, wenn Teppiche und Fahnen ihre Starrheit brechen! Und als dann die drei Generationen unseres Fürstenhauses unter die ehrfürchtige Menge traten, als der Kaiser, auf den Aller Augen gerichtet waren, sinnend auf dem Thron saß, über den die Gestalt der Nike den Siegerkranz hält, da trat uns Allen der ganze große Gehalt der Zeit, die wir mitleben durften, in lebendiger Gegenwart vor die Seele, und als der Rector das Hoch auf den Kaiser ausbrachte, löste sich die verhaltene Begeisterung in lautem Jubelruf.

Anknüpfend an das Erzbild Friedrich Wilhelm III., unter dessen Regierung die Anfänge des technischen Unterrichts in Preußen fallen, entrollte der Minister in kräftiger Rede ein Bild der Entwickelung des technischen Unterrichts in Preußen, wie er als Gewerbeschule (später die Gewerbeakademie) unter Beuth 1821 und bald darauf als Bauschule, später Bauakademie, unter Beuth und Schinkel begann, um 1876 zu der technischen Hochschule concentrirt seine definitive Gestalt zu empfangen. — Nach Schluß des Festactes trat der Kaiser eine Wanderung durch die hauptsächlichen Räume an.

Die Aula ist neben dem Lichthof der einzige Innenraum, auf dessen decorative Ausbildung Nachdruck gelegt ist. Doppelsäulen von rothem Marmor gliedern die Wände und nehmen die Last der Decke auf. In den Kappen haben Spangenberg, Körner und Jacob die wichtigsten Bauwerke aller Zeiten mit ihrer landschaftlichen Umgebung geschildert. Eine Statue des Kaisers von Hundrieser und Marmortafeln mit den Namen der im letzten Kriege gefallenen Studenten schmücken die Hauptwand. Man kann nicht sagen, daß bei allem Aufwand der Mittel ein harmonisches Ganzes erreicht sei. Dazu stehen gar zu unvermittelt

Digitized by Google

die modernen flauen Töne neben den vollgiltigen des rothen Marmors Doch das will bei der glücklichen Gliederung des Saales nicht viel sagen. An den Querseiten des Saales soll Peter Jansen in Düsseldorf zwei große Wandgemälde entwerfen. Vielleicht wird schon bei dieser Gelegenheit die übrige Decoration des Saales eine Retouche erfahren.

Den Lichthof hat von Beckerath mit einer Reihe ungewöhnlich frisch erfundener und gut gezeichneter Frauengestalten in Sgraffitomanier geschmückt. Die interessante Sgraffitodecoration der übrigen Höfe stammt von Otto Lessing, dem vielseitigsten der Berliner Künstler, der sich an Experiment und Arbeit in allen Techniken der Malerei und Plastik nicht genug thun kann. Die Lehrräume und Ateliers sind ohne künstlerischen Schmuck geblieben. Dagegen ist die Sammlung von Gipsabgüssen nach Architekturen und plastischen Ornamenten weithin über die Corridore vertheilt. Vorläufig braucht allerdings auf das externe Besucherpublikum in der entlegenen Gegend nicht viel Rücksicht genommen zu werden. Später wird man sich wohl, wie Julius Lessing ausgeführt hat, zur Constituirung einer eigenen Museumsabtheilung entschließen müssen, die dann neben dem Beuth-Schinkelmuseum, der Sammlung architektonischer Modelle, der naturhistorischen und technologischen Abtheilung die Gipsabgüsse umfassen würde.

Sehr reich ist der Schmuck der Fassade ausgefallen. Kein anderes modernes Berliner Bauwerk kann sich einer ähnlichen Ausbildung rühmen. In den Nischen der Risalite des Mittelbaues stehen die Colossalstatuen Schlüter's (von Hundrieser) und Lionardo's (von Eberlein). Zwischen den Säulen Karl Begas' Colossalbüsten von Schinkel, Gauß, Eitelwein, Redtenbacher, Liebig. In der Attika erheben sich vor den Pilastern zwölf überlebensgroße Statuen der verschiedenen Techniker im Arbeitskleid, von Eberlein, Schüler, Reusch, Harzer und Herter. Den Reliefschmuck hat Otto Lessing übernommen, dir allegorischen Gruppen auf dem Dache stammen von Franz Luerssen, Moser, B. Begas, Dorn und M. Schulz. Sie waren um so nothwendiger, als die lange Linie von keiner Dacherhebung unterbrochen wird. Uebrigens kommt die ganze Länge des Baues an keiner Stelle übersichtlich zur Erscheinung, da kein freier Platz den nöthigen Abstand gewährt. Aehnlich dem Gewerbemuseum ist der Bau als an der Straße liegend gedacht.

Ein seltenes Mißgeschick raffte Lucae dahin, ehe er durch eine letzte Ueberarbeitung seiner Pläne zu einem Definitivum gekommen. Hitzig, der unmittelbar nach Lucaes Tode berufen wurde, behielt den Grundriß bei, gab ihm aber durch Vergrößerung der Achsen und Umbildung des Mittelbaus und der Seitenflügel monumentalere Gestalt. Als auch Hitzig vor der Vollendung seines Werkes starb, wurde 1881 Raschdorff mit dem letzten Ausbau beauftragt. Von ihm stammt hauptsächlich die Innendecoration. Daß der äußere Mechanismus bei all diesen Fährlichkeiten ruhig weiter functionirte, ist ein Verdienst der umsichtigen Baucommission und des Baurath Stüve, der die technische Bauleitung führte. Daß bei der Gelegenheit viele neue Methoden in Anwendung kamen, darf an dieser Stelle nur angedeutet werden. Stüve hat darüber im Centralblatt selbst Bericht abgelegt. Von Interesse ist namentlich die Art der Lieferungs-Abschlüsse, die selbst bei dem colossalen Verbrauch an Material für die ganz in gediegenen Stoffen verblendeten Fassaden keine Stockung eintreten ließen. Schließlich noch die Baukosten: das Hauptgebäude nebst dem chemischen Laboratorium, dem Maschinenhaus und der Versuchsstation kommen zusammen auf rund neun Millionen. A. L.

Notizen.

Erinnerungsblätter von Ferdinand Hiller. Köln, Du Mont-Schauberg. Die Erinnerungen eines Mannes, der nun schon über ein halbes Jahrhundert den Herrscherstab im Reiche der Töne schwingt, der gleich bedeutend als Musikdirector und Componist wie als Feuilletonist und Essayist mit den hervorragendsten Persönlichkeiten der verflossenen sechs Jahrzehnte freundschaftlich, ja intim verkehrte, der auf seinen Künstlerfahrten ganz Europa durchstreifte und, mit der schärfsten Beobachtungsgabe ausgerüstet, die Zustände — nicht etwa nur die musikalischen — aus eigener Anschauung kennen lernen konnte — die Erinnerungen eines solchen Mannes müßten schon interessant sein, auch wenn sie nicht in so gefälliger und anmuthiger Form zu unserer Kenntniß gelangten, wie es bei den „Erinnerungsblättern von Ferdinand Hiller" der Fall ist. Welch eine Fülle von bedeutenden Menschen führt uns Hiller in diesem Buche vor die Augen, wie viele neue, oft ergötzliche Züge läßt er uns an denselben entdecken! Begegnungen mit der Schauspielerin Rachel, mit dem braven, damals gerade „besoffenen" Holtei, mit dem genialen, aber excentrischen Kalkbrenner, mit Moscheles, Brünning, mit dem Maler Oppenheim und noch manchen anderen Vielgenannten werden uns in leichter feuilletonistischer, oft humoristischer Manier geschildert, Erinnerungen an Spohr, an den französischen Schriftsteller Maxime du Camp, an Karl Maria von Weber, interessante Reisebilder aus Spanien und Rußland, Berichte über bedeutende Premièren und Anderes mehr wechseln mit diesen Schilderungen ab. Zum Schlusse folgen noch zwei gewichtige Aufsätze: „Besuche im Jenseits" und „Wie componirt man? Briefe an eine Freundin", welche die Bedeutung Hiller's als Essayist ins vollste Licht rücken. In dem ersteren führt er uns ins Jenseits, wo die genialen Genossen seiner Jugend, Heine, Mendelssohn, Börne, Cornelius und wie sie alle heißen mögen, mit denen er einst gewirkt und gelebt hat, nun schon lange weilen. Er führt sie Alle noch einmal seinem Gedächtnisse vor und ergeht sich mit ihnen in leichten, aber bedeutungsvollen Paudereien. Eine ungeheure Zahl von Verstorbenen! Armer Hiller! wie mag diese Last der Erinnerung drücken, wenn er bedenkt: nun Alle, Alle schon dahin gegangen! Wer glaubt es ihm nicht, daß seine Phantasie gern zu ihnen, in das Reich der Schatten eilt? Den zweiten Aufsatz empfehlen wir besonders allen Musikfreunden wegen der Fülle von Gedanken, die er bringt, und der edlen Form, in welcher dieselben entwickelt werden. O. B.

Fähnrich Stål's Erzählungen von Johan Ludvig Runeberg. In's Deutsche übertragen von Charlotte von Liebeherr. (Rostock, Karl Meyer.) Es ist zu bedauern, daß sich die Kenntniß der schwedischen Sprache noch so wenig bei uns eingebürgert hat, daß wohl die meisten unserer Leser obiges Buch nur in der Uebersetzung, die — wollen wir sie auch nicht gerade tadeln — doch den Eindruck der Dichtung immerhin herabstimmen muß, werden lesen können. Diese prachtvollen, klangvollen schwedischen Lieder, welche die heldenmüthige, aber erfolglose Vertheidigung Finnlands im Jahre 1808 durch das Häuflein übelberathener schwedischer Krieger der russischen Uebermacht gegenüber schildern, müßten wir eigentlich in der Ursprache vorlesen oder besser vortragen hören, etwa durch einen Rhapsoden, der schon in seiner Erscheinung und Stimme das Männliche und Kraftvolle, das kriegerische Getöse, welches aus ihnen herausklingt, repräsentiren würde. Die Uebersetzerin hat dasselbe nicht durchweg wiedergeben können, so formell gewandt auch ihre Uebertragung genannt werden muß.

O. B.

Emanuel Geibel. Ein Gedenkbuch. Herausgegeben von Arno Holz. (Berlin, Parrisius.) Dieses Werk, dessen Ertrag dem Fonds eines in Lübeck zu errichtenden Geibel-Denkmals zufließen soll, wollen wir nicht nur den Freunden des dahingeschiedenen Dichters auf's wärmste empfehlen, sondern auch Denen dringend an's Herz legen, die von der Bedeutung Geibel's als Dichter, sei es aus Unkenntniß seiner Hauptschöpfungen, sei es von einem ungerechtfertigten Vorurtheile getragen, geringer denken. Die große Dichternatur Geibel's und seine freundliche, liebenswürdige Menschennatur, beide finden in diesen mit vielem Geschick zusammengestellten Beiträgen seiner literarischen Zeitgenossen ihre volle Würdigung, ja ihre weihevolle Verklärung. Viele dieser Beiträge sind Nachrufe in gebundener oder ungebundener Form, welche von Berufenen und Unberufenen schon in

Digitized by Google

Tagesblättern gelegentlich der nachhaltigen Bewegung, die Geibel's Tod in ganz Deutschland hervorrief, veröffentlicht worden sind; auch die geistlichen Reden, die an seinem Sarge und Grabe gehalten wurden, sind — und dies mit vollem Rechte, denn es sind Musterleistungen — diesen Gedenkworten beigefügt. Wir wollen an diesen Nachrufen keine Kritik üben, obgleich einige derselben, besonders die beiden des Herausgebers selbst, welche mehr Raum einnehmen, als sie verdienen, die Kritik herausfordern. Wir wollen auch nicht den Zweifel laut werden lassen, ob die Masse von Kleinigkeiten, welche Max Trippenbach mit philologischem Eifer aus seiner „Geibel-Mappe" für dieses Buch ausgekramt hat, wirklich mit der weihevollen Stimmung harmoniren, die aus einem „Gedenkbuche" klingen soll. Es giebt ja so viele unter uns Deutschen, die nur an solchen Kleinigkeiten aus dem Leben eines großen Mannes Gefallen finden können. Für diese wird auch das Verzeichniß aller selbstständigen Schriften u. s. w. über Geibel, die Trippenbach sorgsam zusammengestellt hat, eine literarhistorische Ergötzlichkeit bilden. — Wir Anderen wollen uns lieber an die warmen, aus vollem Herzen kommenden „Gedenkblätter" halten, wie sie Jensen, Heyse, Bartsch, Waldmüller und Andere auf das Grab des dahingegangenen Freundes streuen. In ihnen tönt das wehmuthsvolle Lied der klagenden Muse voll und herzlich wieder. O. B.

„Das Buch der Esel" von Gustav Michell. Mit 25 Zeichnungen vom Verfasser (Jena, Fried. Mauke's Verlag). Mit großer Belesenheit verbindet der Verfasser dieses warm zu empfehlenden Buches eine rührende Liebe für dieses verkannte und doch unserer Achtung so werthe Eselsvölklein. Er hat die Briefform gewählt; die Briefe sind an eine Dame gerichtet und enthalten alles Mögliche, was uns über das Wesen, die Sitten, die Geschichte und Schicksale des Esels unterrichten kann. Aeltere und neuere Dichter und Schriftsteller, welche den Esel verherrlicht oder doch in den Kreis ihrer Betrachtung gezogen, sind gewissenhaft benutzt und in den Anmerkungen die betreffenden Quellen mit derselben Gewissenhaftigkeit angegeben. Man wird in der That von Staunen erfaßt, wenn man sieht, wie das Geschlecht der Esel weit besser ist als sein Ruf und wie es namentlich im Alterthum des höchsten Ansehens genoß und wie der Esel so manchen der namhaftesten Dichter zu begeisterten Versen hingerissen.

Neue Balladen von Heinrich Vierordt. Heidelberg, Karl Winter. — Es berührt wohlthuend, wenn man einmal einem mit seinen Erfolgen zufriedenen lyrischen Dichter begegnet. Der Dichter der „neuen Balladen" scheint es zu sein; er singt gleich auf der ersten Seite:

Die Welt hab' ich durchsungen,
Was ich geträumt — ich fand's;
Um's Haupt ward mir geschlungen
Manch blüthenheller Kranz.
Heut schau ich stolz die Sagen,
Die träumend ich geseh'n,
Von Morgenschwingen getragen
Durch alle Lande geh'n.

Wir müssen offen gestehen, daß wir von diesen „durch alle Lande gehenden" Sagen noch nichts wußten, aber wir haben sie in Gestalt eines Bandes: „Lieder und Balladen" in die Hände bekommen und zugleich erfahren, daß dieselben jetzt in zweiter Auflage erscheinen sollen. Nun, wir finden, daß jene Lieder und Balladen einer nochmaligen Auflage wohl werth sind. Ebenso die soeben erschienenen „neuen Balladen." Balladen sind es zwar nicht alle, wenigstens nicht nach dem strengen Gattungsbegriffe der Ballade beurtheilt, aber es sind formell vollendete, klangvolle Gedichte, deren jedes einen concreten fesselnden Inhalt aufzuweisen hat, und sie werden sich aus diesem Grunde vortrefflich zur Recitation eignen. Mögen sie auf diese Weise auch ihren Weg „durch alle Lande gehen". O. B.

Gebannt und Erlöst. Roman von E. Werner. (2 Bände. Leipzig. E. Keils Nachfolger.) Ungleich talentvoller und vielseitiger, als ihre Gartenlauben-Schwester E. Marlitt, hat sich E. Werner doch durch ihre unnatürliche Vielschreiberei und dadurch, daß sie immer für ein bestimmtes Publicum und für bestimmte „Familienblätter" schreibt, selbst auf ein recht niedriges Niveau begeben, auf dem sie heute die Marlitt kaum mehr überragt. Ueber ihre Erfindungsgabe und ihre Fähigkeit zu erzählen und zu schildern, ließe sich manches Rühmliche sagen, aber ihr Charakterisirungstalent ist kläglich gering, und die süßliche Backfisch-Manier, in die sie wohl um der Blätter willen, für die sie „auf Bestellung" arbeitet, immer verfällt, wirkt widrig auf jeden männlichen, hoffentlich auch auf manchen weiblichen Leser. Alle ihre Figuren schweben in der Luft, es sind conventionelle Romanschablonfiguren ohne Saft und Kraft, ohne Leben und Interesse. Von dem einzigen Pfarrer abgesehen, dessen Skizzirung kraftvoll, wenn auch übertrieben und keineswegs neu ist, sind alle anderen Figuren Schattenbilder. Graf Paul Werdenfels ist noch überdies ein großer Laffe, den kein vernünftiges Mädchen lieben, sondern jedes nur auslachen würde, und seine Bevormundung durch den alten Diener ist mehr als läppisch. Schade, daß ein so unbestreitbares Talent, wie E. Werner, in dieser Art verkümmern und sich selbst zu Grunde richten muß. T—n.

Der Jahreswechsel sendet bereits seine literarischen Boten voraus in Gestalt der Kalender. Der Verlag von A. Haack in Berlin, der diese Specialität besonders pflegt, verschickt soeben seine eleganten Damen-, Portemonnaie-, Schreibcomptoir- und Wandkalender für 1885 und scheint zumal mit seinem Deutschen Kalender, Jahrbuch des Wichtigsten in Wissenschaft, Kunst Handel und Gewerbe, I. Jahrgang, einen glücklichen Griff gethan zu haben. Mit Ausscheidung des rein Belletristischen haben die Herausgeber, Fachmänner von Ruf, in knapper interessanter Form, ohne durch unwichtige Einzelheiten zu übersättigen, das Wissenswertheste aller Wissenschaften, Kunst, Gewerbe u. s. w. zusammengestellt: astronomische und kalendarische Nachrichten in selten erreichter Vollständigkeit und leicht verständlicher Ausdrucksweise, eine umfangreiche Jahreschronik über Colonien, geographische Entdeckungen, naturwissenschaftliche Forschungen, Beiträge aus der Heilkunde, Musik, Theater und bildenden Kunst. Besondere Erwähnung verdienen die allgemeine „Technische Uebersicht" von H. Grothe, der Personalkalender, die statistischen Uebersichten und der umfangreiche Nekrolog von 1883/84. Durch seinen reichen, belehrenden Inhalt ist er ein praktisches Hilfsbuch für Comptoir, den Salon und die Gelehrtenstube.

Offene Briefe und Antworten.

„Reptil" als geflügeltes Wort.

Sehr geehrter Herr!

Gestatten Sie mir, in Ihrer geschätzten Zeitschrift einen weitverbreiteten Irrthum, der besonders durch Büchmann's „Geflügelte Worte" in jeder neuen Auflage immer mehr befestigt wird, zu berichtigen. — Man glaubt nämlich, daß „Reptil", in Beziehung zur „Presse" gebracht, eine Erfindung des Fürsten Bismarck sei. Dem ist nicht so. Schon im Jahre 1846 schreibt Felix Pyat in seiner Vorrede zu Tillier's „Mon oncle Benjamin", Seite VII: Pour beaucoup de gens encore, tout pamphlet est une énormité, une oeuvre monstrueuse, hideuse, faite de haine et d'envie; il n'y a que les Locustes de la pensée qui manipulent ces poisons; il n'y a que les reptiles de la presse qui distillent ce venin . . ."

Hochachtungsvoll

Berlin, 11. October 1884.

H. B. Kaiser.

Digitized by Google

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Dahl, Tizian, Canova, Rubens,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Tag- und Nachtstücke.

Gedichte.

Von **Adolf Friedrich Graf von Schack.**

8° IV und 322 Seiten. M. 4. — Elegant gebunden M. 5. —

Neuaufgefundene

Urkunden über Schiller u. seine Familie.

Von Dr. **von Schloßberger,**
Vicedirect. d. K. Württemberg. Geh. Haus- u. Staats-Archivs.

kl. 8°. VIII und 69 Seiten. M. 2. —

Sophokles' Tragödien.

Uebersetzt von **G. Wendt.**

8°. Zwei Bände. VII und 1583 Seiten. M. 7.— Elegant gebunden M. 9.—

Fr. Spielhagen's
Sämmtliche Werke
in 100 Lieferungen à 50 Pf.
Prospecte und Lfg. 1. u. 2. in allen Buchhandl. vorräthig.
Verlag v. L. STAACKMANN in Leipzig.

Tanagra-Figuren.

Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichsten Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco

Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung.
Berlin W., 29 Behrenstr.

Gratis und franco versenden:

Katalog No. 187.

Seltenheiten. Alte Drucke. Kunst. Holzschnittwerke. Musik. Portraitwerke. Trachten. Grössere und kostbare Werke aus allen Wissenschaften. 1533 Nummern.

Breslau, 16—18 Schweidnitzerstr.

Schletter'sche Buchhandlung.

Franck & Weigert.

Verlag von F. C. W. VOGEL in Leipzig.

Soeben erschien:

AUGUST KOBERSTEIN'S
Grundriss der Geschichte
der
Deutschen National-Literatur.

Sechste umgearbeitete **Auflage**
von
KARL BARTSCH.

Erster Band.

Von den ältesten Zeiten deutscher Geschichte bis zum Ende des sechszehnten Jahrhunderts.
gr. 8. 1884. Preis 9 Mark.

II.—V. Band. **5. Auflage.** Mit Register zu Band I—V. = 45 M. 50 Pf.

Bisheriger Absatz beider Werke: 21,000 Exemplare.

Soeben wurden in 8. **Auflage** ausgegeben:

Buchholzens in Italien von Julius Stinde.
Geheftet 3 Mk., prachtvoll gebunden 4 Mk. 50 Pf.

Die Familie Buchholz von Julius Stinde.
Geheftet 3 Mk., prachtvoll gebunden 4 Mk. 50 Pf.

Vorräthig in allen Buchhandlungen!

Für Studirstube — Comptoir — Salon!

Neu erschienen
I. Jahrg. 224 Seiten eleg. gebunden
Preis 2,40 Mk.
Verlag von A. Haack, Berlin.

Deutscher Kalender. 1885.

Jahrbuch des Wichtigsten in Wissenschaft, Kunst, Handel u. Gewerbe.

Jedem Gebildeten wichtig.

Inhalt: Kalendarium. — Biogr. Säcular-Kalender. — Naturwiss. Forschungen. — Geogr. Entdeckungen. — Gesundheitspflege. — Deutschlands Handel. — Technische Fortschritte. — Kunst u. Archäologie. — Nekrologe. — Genealogie. — Unsere Behörden und Gerichte. — Die fremden Regierungen. — Die Kriegsheere und Flotten. — Die Banken. — Weltpostverein. — Eisenbahn. — Telegraphie. — Sternwarten. — Universitäten. — Höhere Fachschulen. — Professoren. — Bäder und Curorte. — Versicherungswesen. — Berg- und Hüttenwerke. — Erwerbs- und Wirthschafts-Genossenschaften Deutschlands. —

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Soeben ist erschienen:

Johannes Scherr.
Neues Historienbuch

Preis 5 Mark.

Vorräthig in den meisten Buchhandlungen.

Leipzig. **Otto Wigand.**

Auction.

Donnerstag, den 13. November cr., versteigere ich hier Vorm. 10 Uhr Münzstr. 21 die Bibliothek des **Rabbiners Dr. Naschér,** bestehend aus ca. **600 Bänden,** worunter sehr hervorragende Werke.

Berlin, den 1. Novbr. 1884.

Dübner, Gerichtsvollzieher.

Verlag von F. C. W. Vogel in Leipzig.

Soeben erschien:

Urgeschichte des Menschen.

Ein Handbuch für Studirende
von
Prof. Dr. **A. Rauber** in Leipzig.

Zweiter Band.

Territorialer Ueberblick. Entwickelungsgeschichte der Gesellschaft.
gr. 8. 1884. Preis 8 Mk.
(I. Band: Die Realien. gr. 8. 1884. 10 Mk.).

Bei **Duncker & Humblot** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Rodbertus,

der Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus.
Eine sozial-ökonomische Studie von
Dr. Georg Adler.
gr. 8. Preis 1 Mark 80 Pf.

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von Gebrüder Borntraeger (Ed. Eggers) in Berlin.

Redaction und Expedition, Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **W. Büxenstein in Berlin.**

Digitized by Google

№ 46. Berlin, den 15. November 1884. Band XXVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Occupation und Protection. Von J. Baron. — Ueber Ehen zwischen Blutsverwandten. Von Dr. med. Simon Scherbel. — **Literatur und Kunst:** Die Oper der Gegenwart. Von Fritz Koegel. — Renaissance, Barock und Rococo. Von Wilhelm Lübke. — Das Sonett in Deutschland. Von Ernst Ziel. — Das Urtheil der Geschichte. Von Bruno Gebhardt. (Schluß.) — **Feuilleton:** Die Wirthin. Von F. M. Dostojewsky. Frei nach dem Russischen von Wilhelm Goldschmidt. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Das Geheimniß des Herrn Marchese. Lustspiel von Paolo Ferrari. Von Z. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Occupation und Protection.

Von J. Baron.

Es steht nunmehr fest, daß in allernächster Zeit in Berlin eine Conferenz zur Regulirung der westafrikanischen Verhältnisse zusammentreten wird. Uns soll hier der dritte Punkt ihres Programmes beschäftigen: der Begriff und die Bedingungen der völkerrechtlichen Occupation. Man beabsichtigt, eine Bestimmung des Pariser Vertrages von 1856 von der Seeblocade nachzuahmen; wie damals erklärt wurde, daß die Blocade zur See die Neutralen nur dann bindet, wenn sie durch eine genügende Kriegsmacht hergestellt ist und aufrecht erhalten wird („die Blocade muß effectiv sein, der blocus sur papier gilt nicht"), so soll jetzt ausgesprochen werden, daß auch die Occupation auf dem Papiere nichts gilt, daß vielmehr der occupirende Staat die anderen Staaten nur dann ausschließt, wenn seine Occupation eine effective gewesen ist.

Wir wollen der Autorität der Conferenz nicht zu nahe treten, und wir zweifeln nicht, daß, wenn sie jene Rechtsregel feststellt, sie sich ein Verdienst um das Völkerrecht erwerben wird. Aber es muß hervorgehoben werden, daß das Erforderniß der Effectivität sowohl bei der Blocade als bei der Occupation längst dem Völkerrechte angehört; es fehlte ihm freilich die durchgängige Anerkennung in der Praxis. Bezüglich der Blocade kehren in jedem Jahrhundert die Fälle der Blocade auf dem Papiere wieder, aber niemals haben sie die Billigung der Nationen erhalten, sie waren immer etwas Einseitiges, und die Neutralen nahmen mit Recht die Befugniß in Anspruch, eine solche Ueberhebung mit aller Macht zu bekämpfen. Bezüglich der Occupation ist die Controverse fast erst in neuester Zeit aufgetaucht; sie war bisher wesentlich durch zwei Umstände verhütet worden: theils dadurch, daß in den letzten Jahrhunderten die Herrschaft zur See wesentlich nur je Einer Macht zustand, neben welcher die übrigen „Seemächte" nicht in Betracht kamen, theils dadurch, daß der herrenlose unstaatliche Boden massenhaft vorhanden war. Erst in unserer Zeit streben sämmtliche Großmächte danach, ihre Großmacht auch zur See zu bewähren, erst in unserer Zeit ist die Welt so ziemlich vertheilt, es handelt sich um die letzten noch unvergebenen Reste; kein Wunder also, daß in unserer Zeit dieselben Ausschreitungen wiederkehren, welche die früheren Jahrhunderte bezüglich der Blocade aufweisen; man fängt an, Occupationen auf dem Papier vorzunehmen, namentlich England, welches nach dem Ausspruch Gladstone's durch den unerforschlichen Rathschluß der Vorsehung dazu berufen worden ist, die Welt zu colonisiren, hat noch in letzter Zeit papierene Occupationen theils erklärt, theils sich angeschickt, solche zu erklären. Solchem Vorgehen stellen wir das schon heute (also schon vor dem Berliner Congreß) geltende Völkerrecht gegenüber, wonach die wörtliche Aneignung rechtlich ungenügend ist, und wir vindiciren (um bei dem eben berührten Falle stehen zu bleiben) sämmtlichen Seemächten die Befugniß, der papierenen Occupation Englands ihre Anerkennung zu versagen und sie durch eine effective Occupation zu beseitigen. Denn indem die Berliner Conferenz das Erforderniß der Effectivität aufstellt, schafft sie nicht neues Recht, sondern (und darin liegt kein geringes Verdienst) sie constatirt nur das bestehende Recht; sie verhindert die contrahirenden Mächte, fortan Ausschreitungen zu begehen, aber sie legalisirt nicht die bisher begangenen Ausschreitungen, sie erkennt diesen keine Rechtsgiltigkeit zu, sie beläßt es vielmehr hinsichtlich ihrer bei den bestehenden völkerrechtlichen Grundsätzen. — —

Was heißt Occupation?

Wir haben es nicht mit dem Erwerbe von Privateigenthum, sondern von Staatseigenthum zu thun; nicht eine privatrechtliche Herrschaft, sondern eine staatliche Gewalt soll durch die Occupation begründet werden. Damit ist von selbst gegeben, daß der Staat seine Macht thatsächlich hinstellen und in Uebung setzen muß; die thatsächliche Ausübung der Staatsmacht begründet auf einem bisher unstaatlichen Gebiete die rechtliche Souveränetät; der occupirende Staat muß die Anstalten schaffen, welche seine ausschließliche Herrschaft zum Ausdruck bringen; nicht mühelos wird ihm die Herrschaft zu Theil; er unterliegt demselben Gesetze wie der Einzelne im Verkehr: wer erwerben will, muß es verdienen. So muß auch der occupirende Staat sich als solcher erweisen; er verdient seine neue Stellung, weil er dem occupirten Gebiet die Segnungen, die mit der staatlichen Ordnung verknüpft sind, bringt. Von hier aus ergiebt sich ein neuer Grund für die Unberechtigung der papierenen Occupation; der Occupant auf dem Papier will mühelos erwerben; wiewohl er Nichts einsetzt, will er doch haben; näher betrachtet, besteht sein ganzes Haben in Neid und Mißgunst; sein ganzer Gewinn liegt darin, daß er Andere von dem Gebiete abhält, mit anderen Worten: die Occupation auf dem Papier ist nicht der Aufschluß eines neuen staatlichen Gebiets, sie ist im Gegentheil die Hinderung Anderer, welche es erschließen wollen; sie ist kein Verdienst um die Völker, welche kraft der Fruchtbarkeit der Menschen sich derartig vermehren, daß die Grenzen der einzelnen Länder sie nicht mehr zu fassen vermögen, daß sie sich innerhalb dieser Grenzen nicht mehr ernähren können, daß sie neuen Boden aufsuchen müssen; auch auf diesem Boden wollen sie die staatliche Ordnung genießen, aber die Occupation auf dem Papier leistet ihnen Nichts davon.

Was leistet die effective Occupation?

Digitized by Google

Der Staatszweck kann weiter oder enger gefaßt werden; immer aber müssen zwei Ziele dem Staate gestellt werden: Garantie der Rechte im Innern und Schutz der Rechte nach außen. Im Innern ist der Staat die oberste Gewalt; als solcher muß er die Macht haben, die Friedebrecher zu demüthigen; seinem Handeln muß der Erfolg zur Seite stehen; er muß die Organe schaffen und ihnen die erforderliche Kraft zur Verfügung stellen, um alle Rechte aufrecht zu erhalten; die Garantie seiner Rechte verlangt der Bürger vom Staat innerhalb der Landesgrenzen. Nicht so viel kann er von ihm bei der Bethätigung nach außen fordern; der einzelne Staat besitzt keine Obergewalt den anderen Staaten gegenüber, immerhin ist er verpflichtet, auch diesen gegenüber seine Bürger zu schützen und die dazu erforderliche Institution herzustellen. Um es kurz zusammen zu fassen: kein Staat ist ohne Justizbehörden und ohne bewaffnete Macht denkbar; diese beiden Dinge muß jedes Gemeinwesen leisten, welches den Anspruch darauf erhebt, ein Staat zu sein. Man braucht bei den Justizbehörden nicht gleich an eine Richterhierarchie mit vollbesetzten Collegien und drei Instanzen zu denken; aber wie sehr eine so oder so beschaffene Justizbehörde auch dem bescheidensten Verkehr Noth thut, davon haben wir uns neulich überzeugt, als gemeldet wurde, daß in Kamerun schon vor der Entfaltung der deutschen Flagge von den dortigen Kaufleuten ein Gericht niedergesetzt war; dieses Gericht litt selbstverständlich an den Schwächen des unstaatlichen Lebens, es war ein bloßes Schiedsgericht und hatte bloß dessen (eingeschränkte) Befugnisse; das Erste, was Nachtigall nach Entfaltung der deutschen Flagge that, war, daß er es in ein kaiserlich deutsches Gericht umbildete und ihm dessen höhere Competenz verschaffte. — Ebenso braucht man bei der bewaffneten Macht, von welcher oben die Rede war, nicht gleich an ein Armeecorps, an ein Regiment, überhaupt nicht an eine stehende Garnison zu denken; es genügt, wenn der occupirende Staat in mäßigen Zwischenzeiträumen ein Schiff oder (wenn es die Größe der Colonie verlangt) ein Geschwader schickt, um den Schutz nach außen, der in der Zwischenzeit etwa erforderlich geworden ist, zu gewähren. Hierzu aber ist der Staat verpflichtet, und darin liegt der Unterschied von dem jetzigen Gebrauch der Seemächte, an den weniger cultivirten, aber doch mit reichem Verkehrsleben ausgestatteten und fremden Staaten angehörigen Küsten ihre Flagge zu zeigen. Dieses Zeigen der Flage ist nützlich, aber nicht nothwendig; es beruht auf dem Interesse, welches der Staat an den im fremden Lande weilenden Bürgern nimmt, es beruht auf seinem freien Willen.

Soviel ist klar, daß mit der Occupation nicht geringe Staatspflichten verknüpft sind. Die Occupation schafft zwar nicht ein Staatsgebiet, das dem Mutterlande gleichsteht; von einer Geltung der Verfassung des Mutterlandes kann nicht die Rede sein; die großartige Wohlfahrtspolitik, zu welcher der moderne Staat sich erhoben hat, und welche ihm die Sorge für Schulen, Wege, Hygieine u. s. w. aufbürdet, kann das occupirte Land in keiner Weise für sich beanspruchen; aber Sicherheit der Rechte der Einzelnen im Innern und Schutz derselben nach außen, also Justizbehörden und bewaffnete Macht, darf der occupirende Staat von Anfang an dem occupirten Gebiete nicht versagen. Ich erinnere an den Eingang zu der gegenwärtigen Verfassung des deutschen Reiches; dort werden als Zwecke des „ewigen Bundes" angegeben: der Schutz des Bundesgebiets, die Aufrechterhaltung des innerhalb desselben geltenden Rechts, die Pflege der Wohlfahrt des deutschen Volks. Das ist ein Inhalt des Staatszwecks, wie er reicher nicht gedacht werden kann; ihm gegenüber stehen die Staatspflichten in dem occupirten Gebiet, wie ich sie oben skizzirt habe, weit zurück; ich möchte sagen, es existiren für den occupirenden Staat noch keine allgemeinen Interessen des occupirten Gebietes, sondern nur Rechte der Einzelnen; das occupirte Gebiet hat sich noch nicht zu einem Ganzen zusammengeschlossen, es bildet noch keine Provinz, es besteht vielmehr für den occupirenden Staat aus lauter einzelnen Menschen, deren Rechte er zu schützen hat. Diese Formulirung wird um so einleuchtender, wenn man erwägt, daß in Westafrika (welches allein in Frage steht) es sich gegenwärtig um familienlose Kaufleute handelt, welche eine kurz bemessene Reihe von Jahren dort des Erwerbs halber zubringen; tritt einmal hierin eine Aenderung ein, so werden auch die Staatspflichten sich steigern.

Ich wiederhole also: die Pflichten des occupirenden Staats, wenngleich sie sich mit denjenigen nicht messen lassen, die ihm im organisirten Staatsgebiet obliegen, sind nicht gering; die Effectivität der Occupation, deren allgemeine Anerkennung die demnächstige Berliner Conferenz aussprechen soll, wehrt den Anmaßungen, sichert die Rechtsgleichheit, fördert die Colonisationen, — Alles dies aber unter der Voraussetzung, daß nicht blos die Auswandernden dafür eintreten, sondern daß auch der colonisirende Staat sein Scherflein dazu beiträgt, und dieses Scherflein ist bedeutend.

Man erwäge, daß, wie die Zeitungen jetzt berichten, Herr Lüderitz die Küste vom Oranjefluß an bis zum Cap Frio erworben hat, d. h. in einer Ausdehnung von mehr als zehn Breitegraden. Dort Justizbehörden einzurichten, wäre ebenso undurchführbar wie thöricht; die Undurchführbarkeit folgt aus der geographischen Ausdehnung, die Thorheit aus dem mangelnden Bedürfniß, denn die Nothwendigkeit von Justizbehörden ergiebt sich erst aus dem erwachsenden Verkehr. Das, was das Reich Herrn Lüderitz gewähren kann, ist der Schutz nach außen; Niemand soll ihn in dem Eigenthum, das er auf unstaatlichem Boden erworben hat, anfechten.

Hiermit glauben wir auf die Gedankenreihe zu stoßen, aus welcher die Bismarck'sche Colonialpolitik hervorgegangen ist; ihr (juristisch-formulirter) Grundbegriff ist nicht blos die Occupation, sondern zugleich die Protection; in Kamerun, einem eng begrenzten und bereits im Verkehrsleben stehenden Gebiete, ließ der Reichskanzler die effective Occupation vornehmen; für Angra Pequena, wo die Grundlagen für den Verkehr eben erst geworfen werden, und für das ganze weitgestreckte Gebiet vom Oranjefluß bis zum Cap Frio gewährte er die Protection.

Die Protection ist kein vom Reichskanzler erfundener Begriff, er selbst vielmehr erinnerte im Reichstage an die ähnlichen englischen und holländischen Vorgänge, welche ihm zum Vorbild gedient haben. Aber daß er sofort bei Beginn seiner Colonialpolitik nicht mit einem Grundbegriff allein operiren wollte, sondern sich noch einen zweiten aus der Colonialgeschichte herausholte, das kennzeichnet den Mann als den Realpolitiker, als welcher er sich immer erwiesen hat; den Zweck hält er unverweilt im Auge, er bleibt ihm unverrückt derselbe, aber die Mittel müssen, da die Verhältnisse nicht immer und überall gleich liegen, verschieden sein, und so strebt er nach der Mannigfaltigkeit der Mittel, um je nach Bedürfniß nach dem einen oder dem anderen zu greifen. Ja, ich gehe weiter. Meines Erachtens hat für Deutschland der Protectionsbegriff eine viel größere praktische Bedeutung, als der Begriff der Occupation; wir werden nur selten durch Occupation zu Colonien kommen, und auch dann (wegen des Erfordernisses der Effectivität) nur zu kleinen, dahingegen kann uns, wie sofort der Lüderitz'sche Fall beweist, die Protection große Colonien einbringen.

Die Unterschiede zwischen Protection und Occupation ergeben sich schon aus dem Bisherigen. Das Protectionsverhältniß findet völkerrechtlich auch zwischen einem kleineren und einem oder mehreren größeren Staaten statt; in einem solchen Fall schützt der schutzherrliche Staat den Schutzstaat in seiner Unabhängigkeit gegen andere Mächte, in seinem inneren Verhalten hingegen ist der Schutzstaat völlig frei und selbstständig, und der schutzherrliche Staat mischt sich in die inneren Verhältnisse des Schutzstaates nicht ein. Uebertragen wir diese Grundsätze auf das Schutzverhältniß zwischen einem Staat und einem Colonisten, so gelangen wir offenbar zu denselben Resultaten, die oben festgestellt worden sind. Um es an einem Beispiele zu erproben, so kann, wenn ein Kameruner Kaufmann mit einem anderen oder einem Commis oder einem Eingeborenen in Streit geräth, von jedem derselben das deutsche Gericht in Kamerun angerufen werden; bei einem Streit zwischen Herrn Lüderitz und seinem Commis oder einem Eingeborenen fehlt es an einem solchen Gericht; das deutsche Reich mischt sich nicht darein; natürlich kann Herr Lüderitz und sein Commis, weil sie Deutsche sind in

Digitized by Google

Deutschland belangt werden, der Eingeborene kann es nicht, und es ist Herrn Lüderitz' Sache, den Streit mit dem Eingeborenen beizulegen; das deutsche Reich mischt sich auch dann nicht darein, wenn er dem Eingeborenen Unrecht thut, im Innern ist Herr Lüderitz Herr. Wenn hingegen ein Nichtdeutscher das Eigenthum des Herrn Lüderitz in Frage stellt, dann tritt das deutsche Reich für ihn ein, und so hören wir in den letzten Tagen, daß die angeblichen Ansprüche, welche ein englischer Capitän auf gewisse Theile von Angra Pequena erhoben hat, durch die Vermittelung des deutschen Reiches vor eine deutsch-englische Commission gewiesen worden sind. — —

Ich habe in dem Vorstehenden der Verträge nicht gedacht, welche von den Colonisten (belgische Gesellschaft, Herr von Brazza, Herr Lüderitz) mit den afrikanischen Häuptlingen abgeschlossen worden sind. In der That sind diese Verträge nur insofern von Bedeutung, als sie bekunden, daß die Herrschaft der Colonialmächte den wilden Völkern nicht mit Gewalt aufgedrängt werde. Herr von Brazza wollte ihnen, wie es scheint, einstmals eine größere Bedeutung beigelegt wissen. Er behauptete, daß die Häuptlinge nicht blos Eigenthum, sondern ihre staatliche Macht an die Colonisten veräußern, und er behauptete weiter, daß eine solche staatliche Macht nicht von einem Privatmann, sondern nur von einem Staat erworben werden könne. Mit diesem Räsonnement wollte er, der als Bevollmächtigter Frankreichs handelt, den Erwerbungen der belgischen Gesellschaft, welche eine Privatunternehmung ist (trotzdem der belgische König an ihrer Spitze steht), entgegentreten. Später hat Herr von Brazza diese Argumentation fallen gelassen, wenigstens ist davon in den französischen Zeitungen nicht mehr die Rede, und das ist angemessen; denn es ist ein bekanntes Rechtssprichwort, daß Niemand mehr geben kann, als er selbst hat; was haben jene afrikanischen Häuptlinge an staatlicher Macht? In der That treten die europäischen Colonialmächte in Afrika nicht als Nachfolger der Häuptlinge, sondern als selbstständige Staatengründer auf — kraft Occupation oder Protection.

Ueber Ehen zwischen Blutsverwandten.

Von Dr. med. Simon Scherbel.

Es giebt kaum eine Frage, welche von so tief eingreifender Bedeutung für die Gesellschaft und Volkswirthschaft ist, und welche in gleicher Weise den Biologen sowohl, wie den Gesetzgeber interessirt, als die der Ehe und alles dessen, was mit ihr zusammenhängt. Gleichwohl war dies Jahrhunderte hindurch bis in die Neuzeit ein Gebiet, welches der Wissenschaft, der kritischen Forschung und Prüfung, so gut wie verschlossen war; denn in unumschränkter Autorität erklärte die Kirche all ihre Vorschriften in Hinsicht auf die Ehe für heilig und unantastbar, die nur zu glauben, nicht auch auf ihre Berechtigung zu untersuchen seien. Erst die jüngste Vergangenheit hat, ebenso, wie sie in erster Linie dem Staate und seinen Gesetzen alle Fragen zugewiesen, welche mit der Ehe verknüpft sind, diese letzteren, soweit sie ein kirchliches Dogma waren, vor das Forum der Wissenschaft gezogen und einer genaueren Kritik unterworfen.

So ist denn auch das Verbot der Verwandtschaftsehen, welches die Kirche aufgestellt hatte, und welches als natürliche Folge davon im Laufe der Zeiten im Bewußtsein der Menschheit gleichsam zu einem Naturgesetze geworden war, geprüft worden, inwieweit es stichhaltig und in sich selbst begründet sei, beziehungsweise vom Standpunkte der Erfahrung aus in der menschlichen Sphäre und durch Analogien aus der übrigen organischen Welt sich begründen lasse.

Der Kampf wurde zu Anfang der sechsziger Jahre besonders in Frankreich und England lebhaft geführt, und die interessanten Debatten in den wissenschaftlichen Körpern, sowie in öffentlichen Blättern, haben Manches zu Tage gefördert, was nicht unwesentlich war zur Klärung des Problems. Leider verschwand die Frage der consanguinen Ehen bald wieder fast ganz von der Tagesordnung, ohne mit demselben Eifer und derselben Energie bis jetzt wieder aufgenommen zu sein.

Deutschland hat sich dieser Angelegenheit gegenüber sehr indifferent verhalten. Die Gesellschaften der Wissenschaft sowohl, wie die Literatur haben sich hier, vornehmlich den eben erwähnten Ländern gegenüber, mit dieser so wichtigen Sache verhältnißmäßig wenig beschäftigt. Und so kommt es denn, bei dem Dunkel, welches über dem Gebiete der Verwandtschaftsehen nach den verschiedensten Richtungen hin noch schwebt, daß die Ansichten darüber vielfach getheilt und unklar sind, und daß wir von einer endgiltigen Entscheidung oder einer Lösung des Problems noch weit entfernt zu sein scheinen.

Allgemein bekannt und verbreitet ist die Meinung, daß in Verwandtschaftsehen, abgesehen davon, daß dieselben relativ häufig unfruchtbar bleiben sollen, gewisse Krankheiten bei der Nachkommenschaft häufiger beobachtet werden, als bei Kindern in nicht blutsverwandten Ehen; so vor Allem die Taubstummheit und die Nerven- resp. Geisteskrankheiten. Diese vulgäre Ansicht, die von der Voraussetzung ausgeht, daß die Blutsverwandtschaft *an sich*, ohne daß in der betreffenden Familie irgend welche erbliche Einflüsse concurriren, jene Krankheiten bei den Kindern erzeugen könne, wird in gleicher Weise von vielen Männern der Wissenschaft vertreten, welche auf Grund statistischer Mittheilungen und eines großen Erfahrungsmaterials alle erblichen Einwirkungen in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle ausschließen wollen. Sie weisen darauf hin, daß bei den Religionsgesellschaften, die in Hinsicht der consanguinen Ehen tolerantere Vorschriften besitzen, z. B. bei der jüdischen, auch die Zahl der Taubstummen und Geisteskranken eine erheblich viel größere sei als bei den übrigen. Sie heben ferner hervor, daß dies Verhältniß bei der farbigen Bevölkerung Nordamerikas, denen die Civilgesetze durch lange Zeit für die Eheschließung weitere Grenzen gelassen hatten, als für die weiße, ein ebenso ungünstiges sei. Und sie betonen endlich, daß, wo die geographische Lage (Inseln u. s. w.) den Abschluß von Verwandtschaftsehen in einer Bevölkerung befördert, die Resultate bei der Descendenz stets dieselben seien, und daß die Nachforschungen nach heredităren Momenten, die dieses Ergebniß erklären könnten, größtentheils vergeblich seien. Falls jedoch wirklich erbliche pathologische Anlagen in einer Familie vorhanden sind, dann sind auch, nach Ansicht jener Autoren, die Heirathen in der Verwandtschaft geradezu verhängnißvoll. Es entsteht ein Verfall, eine Degeneration der Rasse, eine Neigung zum Siechthum, eine geringere Lebensdauer u. s. f., wie es sich in so hervorstechender Weise bei gewissen europäischen Herrscherfamilien und bei der Aristokratie mancher Länder, z. B. der in Frankreich gezeigt habe.

Dem gegenüber wird nun von anderer Seite ein schädlicher Einfluß der Blutsverwandtschaft *an sich* vollkommen bestritten, und falls im Gefolge consanguiner Ehen Taubstummheit oder Geisteskrankheiten auftreten, dies lediglich auf die Wirkung heredităer Gesetze zurückgeführt. Ja, die Blutsverwandtschaft ist, nach dem Urtheile dieser Autoren, bei Abwesenheit pathologischer Prädispositionen, nicht nur nicht nachtheilig für die Nachkommenschaft, sie steigert im Gegentheil die guten Eigenschaften des Organismus, vorausgesetzt, daß auch die selbstverständlichen hygienischen Bedingungen dafür vorhanden sind. Wenn freilich die Familie in irgend einer Weise erblich belastet ist, dann wird durch die Heirath zwischen nahen Verwandten ein günstiger Boden geschaffen für die Entwicklung der krankhaften Keime, und insofern kann dann die consanguine Ehe, wegen der durch sie bewirkten Multiplication gegebener Factoren, verantwortlich gemacht werden für die bei der Nachkommenschaft hervortretenden Erscheinungen. Wenn also in der Geschichte der betreffenden Familie, soweit sie sich rückwärts verfolgen läßt, keine Anhaltspunkte gefunden werden für irgend ein constitutionelles Leiden, dann sei auch gegen eine Ehe in der Verwandtschaft nichts einzuwenden, denn eine solche würde dann zum mindesten keine nachtheiligen Wirkungen haben, ja, es würden sogar die Chancen für eine erhöhte Ausbildung der körperlichen und geistigen Vorzüge in der Descendenz durch sie nur vergrößert werden.

Digitized by Google

Es lag nahe, bei den Schwierigkeiten, die sich einem exakten Studium dieser Frage beim Menschen entgegenstellen, zur Lösung des Problems auf analoge Verhältnisse unter den Thieren zurückzugehen. Nach den Anschauungen der heutigen Naturwissenschaft ist man ja berechtigt, unter gewissen Cautelen aus den Thatsachen des Thierexperiments Rückschlüsse zu machen auf menschliche Verhältnisse. Solche Experimente bei Thieren, wie sie sich uns für unsern Gegenstand in natürlicher Weise als die den Landwirthen seit langer Zeit bekannte Inzucht der Hausthiere darstellen, sind denn nun auch von Feind und Freund der Verwandtschaftsehen herangezogen worden zur Stütze für ihre gegensätzlichen Behauptungen.

So weisen die Gegner consanguiner Verbindungen hin auf das Urtheil von Landwirthen und Physiologen, wonach die Inzucht bei den Hausthieren für die Fruchtbarkeit der Paarungen und die Gesundheit der Sprößlinge von den nachtheiligsten Folgen sei. Die so gerühmten Eigenschaften der Zuchtthiere sind nichts als „vollendete Unvollkommenheiten", die weniger nützlich sind für das Thier selber, als für den Eigenthümer. Nach diesem Systeme kann man wohl einen künstlichen Typus schaffen, eine besondere Eigenthümlichkeit fixiren, aber nichts beweist, daß dadurch die Rasse verbessert wird. In einer jeden Species bietet das Individuum gewisse besondere Merkmale dar, von denen jedes sich bereits als eine Abweichung vom normalen Rassentypus erweist. Diese muß sich naturgemäß um so mehr entwickeln, je mehr Thiere man paart, welche durch Blutsverwandtschaft mit einander verbunden sind. Jede individuelle Eigenthümlichkeit ist Anfangs ohne Gefahr; allein, wenn sie im Verlaufe der Zeit durch fortgesetzte Paarungen wächst und über eine bestimmte Grenze hinaus sich weiter ausbildet, so entfernt sie endlich die Individuen vom ursprünglichen Typus der Rasse so weit, daß sie gewisse Unvollkommenheiten erzeugt. Es sind diese Unvollkommenheiten Verschlechterungen im physiologischen Sinne, obwohl man sie im gewöhnlichen Leben als Verbesserungen bezeichnet, da sie eine Zunahme von Fähigkeiten bei den Thieren bedeuten. Denn diese Entwicklung der Körperformen und Eigenschaften geschieht auf Kosten der Constitution und der Lebensdauer, und die schönen englischen Rassen, das Durham-Rindvieh, das New-Leicester-Schwein u. s. w., wahre Kunstwerke menschlicher Industrie, sind in Wirklichkeit Monstrositäten in ihrer Entwicklung, ein Hohn auf alle hygienischen Grundsätze.

Die Gegner der Consanguinität in der Ehe berufen sich hauptsächlich auf das Zeugniß von Charles Darwin, wonach eine Kreuzung zwischen Individuen derselben Species, sowohl in der pflanzlichen, wie in der Thierwelt, die Nachkommenschaft kräftig und fruchtbar macht, während Paarungen zwischen Blutsverwandten, wenn sie durch mehrere Generationen hindurch fortgesetzt werden, fast immer Schwäche und Unfruchtbarkeit herbeiführen.

Dieser Verurtheilung der Verwandtschaftsehen auf Grund der Erfahrungen in der Thier- und Pflanzenwelt stellen die Freunde derselben gegenüber, daß es zur Conservirung des Rassentypus, zur Verschönerung und Kräftigung der Zuchtthiere kein besseres Mittel giebt als die consanguinen Paarungen, vorausgesetzt, daß die betreffende Familie nicht mit irgend einem erblichen Leiden behaftet ist. Ueberhaupt ist auch für die bei der Inzucht hervortretenden Nachtheile in erster Linie die Erblichkeit verantwortlich zu machen. Die Blutsverwandtschaft spielt bei dieser Züchtungsmethode eine secundäre Rolle und ist an sich unschädlich. Was die Preisthiere betrifft mit ihrer Ausbildung besonderer Eigenschaften, so darf man nicht vergessen, daß neben der Consanguinität in den Paarungen noch andere, durch die Wissenschaft und Praxis geheiligte Mittel zur Erzielung jener speciellen Fähigkeiten und ökonomischen Vorzüge in Anwendung kommen; so die Castration, die fortwährende Stallfütterung, das Schoppen u. dergl., lauter Mittel, durch welche man mehr oder weniger die natürlichen Qualitäten der Individuen umändern und einem bestimmten Ziele zuführen kann.

Gerade aus der allmählichen Entwickelung der gewünschten Formen, welche nur mit Zuhilfenahme der verschiedensten Methoden erzeugt werden können, erkennt man, daß die Blutsverwandtschaft an und für sich auf die künstliche Vervollkommnung der Thierarten nur einen sehr geringen Einfluß hat; sie wirkt lediglich als ein accessorisches Moment einer anderen Kraft, der Erblichkeit.

Wie wir sehen, ist die Frage der Ehen unter Blutsverwandten nichts weniger als einfach, und wenn man von verschiedenen Gesichtspunkten an eine Betrachtung derselben herangeht, kann man zu scheinbar ganz entgegengesetzten und doch berechtigten Schlüssen gelangen. Wenn ich den Standpunkt, den die heutige Wissenschaft, speciell mit Rücksicht auf das praktische Leben, der Sache gegenüber einnimmt, kurz bezeichnen soll, so ist es folgender:

Die Blutsverwandtschaft in der Ehe ist aller Wahrscheinlichkeit nach an sich für die Nachkommenschaft nicht schädlich. Sie wirkt hauptsächlich dadurch nachtheilig, daß sie die Entwickelung anomaler erblicher Anlagen begünstigt. Wo also dergleichen in einer Familie vorhanden, wäre eine Verwandtschaftsehe von unheilvollem Einflusse auf die Descendenz, während im entgegengesetzten Falle dem Abschluß einer solchen Ehe Nichts entgegenzusetzen wäre. Leider ist dabei noch ein Factor in Rechnung zu ziehen, der von unendlicher Bedeutung ist und für die Praxis die Wage zu Ungunsten der consanguinen Ehen bedeutend herabdrückt. Es ist dies der Umstand, daß die Arbeiten, die Schicksale, die Leidenschaften des Menschen in ihm, mehr oder weniger ausgeprägt, Tendenzen zu gewissen Affectionen in physischer und intellectueller Hinsicht begründen, so daß man beinahe behaupten kann, daß selbst die scheinbar Gesundesten eine, wenn auch noch so geringe Anlage zu irgend einem organischen Leiden mit sich herumtragen. In den Familien, wo die äußeren Lebensverhältnisse, die Gewohnheiten und Sitten oft genug dieselben sind, pflegt oftmals auch derselbe Keim zu gewissen Anomalien der Constitution bei den einzelnen Individuen vorhanden zu sein. Bei einer ehelichen Verbindung zweier Familienglieder sind daher, die Unschädlichkeit der Consanguinität an sich für diese Ehe vorausgesetzt, die Chancen, daß dieser Keim einen für seine Ausbildung günstigen Boden finden werde, viel größer als bei einer Ehe zwischen Fremden. Sodann ist es Thatsache und in dem Gesetze des Atavismus begründet, daß vererbungsfähige Krankheiten oft ganze Geschlechter überspringen, erst im Urenkel und in noch späteren Generationen wieder auftauchen, sich in Seitenzweige flüchten und nach langem Schlummern plötzlich wieder in einer Linie zum Vorschein kommen können. Und da es nun unmöglich ist, immer zu einer so genauen Kenntniß der Familiengeschichte zu gelangen, um das Vorhandensein eines constitutionellen Fehlers in der Reihe der Ahnen und Seitenverwandten vollkommen auszuschließen, so ist es leicht einzusehen, wie bedenklich dadurch im Allgemeinen der Abschluß einer consanguinen Verbindung wird. *)

Allein, da wir mit den gegebenen Verhältnissen rechnen müssen, wo oft genug, unter dem Einflusse der verschiedenartigen ehevermittelnden Momente, derartige Rücksichten in den Hintergrund gedrängt werden, so müssen wir mit Nachdruck betonen, daß es in jedem Falle Pflicht des Hausarztes ist, sich über die Antecedentien der Familie, soweit es ihm möglich ist, zu orientiren, um darnach offen und rückhaltlos das Prognostikon für die zu schließende Ehe zu stellen.

*) Während des Jahres 1883 sind nicht weniger als 1528 Ehen zwischen Geschwisterkindern, 148 Ehen zwischen Onkel und Nichte, sowie 26 Ehen zwischen Neffe und Tante in Preußen geschlossen worden. (Zeitschrift des Königl. preußischen statistischen Büreaus 1884.)

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Die Oper der Gegenwart.

Von Fritz Koegel.

Die heutigen Opern haben schlimme Schicksale, ihre Geschichte ist eine Leidensgeschichte, wie die der Wagnerischen selbst eine Kriegsgeschichte ist. Wagner, der Magnetberg, der sie anzieht, ist auch der Fels, an dem sie zerschellen. Die Operncomponisten sind wirklich schlimm dran: sie können nicht anders als Wagnerisch schreiben, wenn sie gehört sein wollen, und wenn sie Wagnerisch schreiben, hört ihnen auch Niemand so recht zu. Es gehört ein eigen geschmeidiges, volksthümlich-bänkelsängerisches Talent dazu, will man, wie Neßler, aus einer Reihe von Chor-, Solo- und Trompetenliedern eine Oper zusammensetzen, welche die große Reise über die deutschen Bühnen antritt; es gehört dazu auch das weite Gewissen des Eklektikers, der neben Abt und Kücken auch bei Wagner ungescheut seine Anlehen macht und Leitmotive mit Liedertafelchören durcheinanderwirft. Man kann wirklich nur noch im Wagnerischen Stile schreiben, wenn man mehr will, als Sachen zu Markte bringen, die zehnmal dagewesen, ohne eigene Tiefe, doch der großen Menge gefällig ins Ohr klingen und einige Jahre Mode sind. Melodien für die Menge bringt die Operette auch, die heut das Massenamüsement derber und gründlicher besorgt, für das früher die leichte Spieloper sorgen mußte. Das Volk ist ja auch erkenntlich genug: singt und pfeift diese gefälligen Melodien bei Tag und Nacht, bis es sie zu Tode gepfiffen hat. Wem nach dieser Operettenpopularität der Sinn nicht steht, muß wohl oder übel den neuen stilistisch-poetischen Gesetzen des Wagnerischen Musikdramas auch dann folgen, wenn er selbstständig genug sein sollte, die Musik von eigenem Wesen und originaler Färbung zu schaffen. Eine Art von Lohengrinstil verlangen heut auch unwagnerische Leute von einer neuen großen Oper. Auch fallen die Componisten alle willig und widerwillig diesem Einflusse anheim, oft die Gegner am meisten. Wir haben eine Reihe solcher Wagnerisirender Opern, die alle das Schicksal gemein haben, neben ihrem Vorbild zu verbleichen.

Sie weisen mannigfache Vorzüge auf, aber sie haben die Fehler ihrer Vorzüge, vielmehr es ist ihr Fehler, daß sie diese Vorzüge nur halb besitzen. Sie wollen wirklich Poesie und Musik zu einem dramatischen Kunstwerke verbinden. Ihre Texte sind Dichtungen, nicht mehr „Librettos", sie wollen dramatisch sein und sind meist mit glücklichen Steigerungen bühnenwirksam gebaut; sie weisen lebendige Charaktere auf, sind stimmungsvoll poetisch und bedienen sich einer Sprache, die kräftig und wohllautend dem Componisten vorarbeitet. Jede Oper, die nicht einen stark dramatischen, poetisch werthvollen Text hat, ist heut von vornherein verloren; Componisten, die das nicht beachten, müssen es mit ihrer Mühe bezahlen. Rubinstein's „Nero", der Gräuel auf Gräuel häuft, dessen Held ein Schuft ist, geht trotz genialer Einzelheiten verloren. Wir sind nicht mehr so glücklich organisirt, wie die „guten Kinder", deren Natureinrichtung Goethe bewunderte, da sie „Sujet und Musik trennen und jedes für sich genießen" könnten, „deren Ohren im Stande waren, anmuthigen Tönen zu lauschen, während der gewaltigste Sinn, das Auge, von den absurdesten Dingen geplagt" wurde. Die textschmiedende Albernheit hat sich in die Operette, als ihre Hochburg, zurückgezogen, seit sie Wagner aus der Oper für immer verjagt hat.

Freilich fehlt auch diesen achtbaren Operndichtungen noch viel, um lebendige Dramen zu sein, ihr Können reicht an das Wollen nicht heran. Es fehlt diesen altdeutschen und mittelalterlichen Gestalten doch die innere unverwüstliche Lebenskraft. Es fehlt ihnen die Heldengröße und Herbheit der Wagnerischen Charaktere. Sie bewegen sich geschickt als gute Heldenspieler, reden auch leidlich vorzeitlich und hünenhaft lakonisch, sie handeln gewaltsam und liefern erschütternde Actschlüsse, aber man glaubt nicht recht an sie; sie sind im Grunde doch zu gebildet, Leute, die für ein paar Stunden das urwaldliche Bärenfell umgehängt haben. An die Wagner'schen Recken glaubt man, muß man glauben. Auch ergehen sich jene alten Helden bisweilen in sentimentalen Liebes- und Sehnsuchtsausbrüchen, deren poetischer Stil bedenklich modern klingt. Die Mannen des Chores singen feine Reiterliedchen, so fein, wie sie ihre Ur-Ur-Enkel im heutigen Heere noch nicht singen, und die altdeutschen Jungfrauen haben zu Zeiten Augenblicke, in denen sie aus der Literaturstunde zu kommen scheinen. Man nehme die überschwänglichsten Liebesstellen des „Tristan": wie eigen, wie herb, wie getreu in der Färbung des Ganzen! Das ist Alles innerlich durchgefühlt und kräftig groß gestaltet; bei den Nachfolgern ist's doch nur fein anempfunden und nach großen Vorbildern bühnenwirksam aufgebaut. Wir fürchten, auch das Theaterpublikum wird über kurz oder lang dieser altdeutschen Gestalten gerade so überdrüssig werden, wie die Leserwelt die althistorischen Romanstoffe aller Zeitalter längst überdrüssig ist. Das ist nun einmal das Schicksal aller der Leute, die, wie Wagner sagt, „das Genie zum Genre machen wollen."

Die Musik dieser Opern gleicht ihren Texten: es ist anständige, gute, zum Theil recht gute Musik im Stil der neueren Schule, die über große Mittel mit einer mächtig entwickelten Technik verfügt. Die Instrumentirung ist glänzend und nutzt neuaufgefundene Klangwirkungen geschickt aus, die Deklamation voll eindringlicher Accente und charakteristischer Wendungen, die Melodien der Gesänge und des Orchesters seelenvoll und wirksam. Aber doch, auch der Musik fehlt viel, um dauernde, lebendige Wirkung zu erzielen.

Die Leitmotive, deren sich diese Opern in gewissen Grenzen bedienen, sind nicht breit, ausgiebig und tief genug. Es fehlt ihnen die musikalische Urgewalt und die Unergründlichkeit, die concentrirte Kraft, die sich nicht todtspielen läßt, die seelische Tiefe, aus deren musikalischen Abgründen Leben, Charakter und Stimmung aufsteigt und die buntfarbige Vieldeutigkeit, daß sie in immer neuer Gestalt äußerlich und innerlich umgewandelt wieder auftauchen können. Leitmotive müssen nicht erfunden werden, sie wollen gefunden sein. Wagner erfand sie nicht, sie drängten sich ihm auf, so und nicht anders konnte er sie schaffen. Seine Nachfolger, die das Leitmotiv als Bestandtheil des Opernstils von ihm überkommen, formen die ihrigen nicht aus demselben inneren Drange heraus, der den Meister allmählich, anfangs halb unbewußt, zur Verwendung des Leitmotivs trieb, sie erfinden sie, weil es heut nun einmal dazu gehört und schließlich die Composition einer Oper erleichtert. Ein immer wiederkehrendes Motiv aber wird dem Hörer bald zum Ueberdruß, wenn es nicht unverwüstlich und vielseitig ist. Was Wagner wohl bisweilen geschah, daß er Motive von unzulänglicher Kraft zu häufig auftreten ließ, geschieht seinen Jüngern fast immer: ihre Motive gefallen im ersten Act, im zweiten läßt man sie sich gefallen, im dritten mißfallen sie. Sie haben nicht das Incommensurable der Genieblitze, die in den echten Tristan- und Nibelungen-Motiven aufleuchten.

Die bühnenwirksam eindringliche, charakteristisch-belebte Declamation verräth die Schule des größten musikalischen Recitators, aber doch eben die „Schule." Jene unvergleichlich charaktervollen Seelenlaute des Wagner'schen Sprechgesanges, der den Gefühlsgehalt der Rede mit eindringlichster Deutlichkeit in Tönen ausprägte, diese klingenden Reden von persönlichstem Ausdruck und intimster Seelenstimmung fehlen hier: die Recitation erstarrt allmählich in äußerlich wirksamen, typisch werdenden Wendungen, so gut wie einst das alte an vielen einschmeichelnden Stellen der oder prächtigen Recitativ, und opfert Melodie die innere Wahrheit des Ausdrucks. Bei allem Sturm und Glanze des Ausdrucks greift sie nicht recht ins Herz des Hörers, weil sie im Grunde nichts ganz Eigenes und Persönliches zu sagen hat. Es ist der alte Unterschied vom Kanzleistil und den innersten Ausdrucksgeheimnissen der Kunst.

Wagnerisch ist an diesen Opern auch der leidenschaftliche Aufwand äußerer Mittel. Die Instrumentirung voll und vielfarbig, der ganze Charakter der Musik voll stürmischer Aufregung. Zumal die Orchesterwellen ebben

Digitized by Google

und fluthen unaufhörlich auf und ab. Bei Wagner ist diese leidenschaftliche Unruhe eine natürliche Folge des hochgespannten subjectiven Pathos seiner Musikdramen, seine Nachfolger lärmen, weil es der Wagnerisirende Stil einmal so mit sich bringt. Das ist bisweilen doch zu viel Sturm und viel Technik, mehr als die poetische Lage fordert und mehr, zu als der innere Werth der Musik vertragen kann. Der Hörer wünscht oft bei dem zwecklosen Getöse, die Componisten schrieen weniger und sagten mehr. Aber es ist nun einmal heute Sitte der Musiker, das Opernpublicum für eine halb taube Menge zu halten, deren abgestumpfte Nerven mit wuchtigen Schlägen bearbeitet werden müssen. Daher schreien sie Alles, was sie sagen wollen, durch ein Sprachrohr ins Theater hinein.

Bisweilen aber, so gut Wagnerisch diese Componisten sind, schlägt ihnen ihre musikalische Jugenderziehung doch ein Schnippchen: da finden sich fremde Bestandtheile im Stil der früheren Oper: angenehme Chöre, lyrische Avisos, gefällige mehrstimmige Gesangscenen, die, recht hübsch an sich, in die Wagnerische Umgebung wundersam stilwidrig hineintönen. Die Einheitlichkeit des musikalischen Stils ist's aber vor Allem, die den Glauben an die Echtheit des Kunstwerkes aufrecht hält, stilistische Buntscheckigkeit ruft Zweifel an der kraftvollen Ueberzeugungstreue der Musik wach: man reiht die Componisten den schwankenden Eklektikern zu, die nicht den Muth haben, was sie wollen, ganz zu wollen. Concessionen an den leichteren musikalischen Geschmack der Menge rächen sich in Werken, die nach wahrer musikalisch-dramatischer Stilgröße streben.

Alles zusammengenommen fehlt diesen achtungswerthen Werken im Poetischen und Musikalischen die zwingende Kraft, die bei Wagner auch an den seltsamsten Stellen sagt: „so schuf ich, ich kann nicht anders!" die für das ergriffene Gefühl des Hörers jeden Vorwurf absichtlicher Künstelei widerlegt. Es fehlt die innere Unwiderstehlichkeit, die hinreißende Ueberzeugungswucht, die allein Macht und Leben verbürgt und sich durch die widrigsten Bedingungen hindurch Bahn bricht. Kurz, es fehlt das Genie, es zeigt sich nur das Talent, das auf den Bahnen des Genies dessen Riesenschritten bescheiden von ferne folgt.

Unter all' den wagnerisirenden Opern ist keine, die wirklich eigene Musik hätte, man kann fast für jede Scene, für jeden Charakter das Vorbild bei Wagner finden, nach dessen Zügen sie gebildet sind. Die Tenorhelden alle, ob sie nun Armin, Iwein, Herwig oder Heliantus heißen, gehören zur Lohengrin-Siegfried-Classe, da sind die blonden deutschen Jungfrauen nach Elsa und Elisabeth, die dämonischen Heidenweiber frei nach Ortrud. Da finden sich dichterische Nachbildungen und Umwandlungen der unverwüstlich dramatischen Wagnerscenen in Menge, und die musikalische Grundstimmung ganzer Acte ist Wagner'schen Scenen und Acten nachgefühlt.

Manche dieser Opern, z. B. der wenig gekannte „Wieland,' von dem Münchener Max Zenger, zeigen geniale Züge; aber was hilft's? Neben dem Genie kann sich das Halbe nicht halten. Keine dieser Opern hat sich eine Stellung erkämpft. Sie sind die Opfer ihrer künstlerischen Ansprüche. Es sind ernste Componisten mit hohen Zielen, aber die Componisten sind zu ernst, die Ziele zu hoch. Sie könnten nicht neßlerisiren, auch wenn sie wollten, dazu ist ihre Musik zu gut, um aber das Höhere, das sie wollen, wirklich zu können, können sie nicht genug. Repertoirefüllopern können diese Werke nicht werden, da sie zu schwer sind, um angenehm zu vergnügen, für die tieferen Herzenswirkungen aber der classischen Meisterwerke sind sie nicht schwer genug. Von dem geneigten Publicum einer Musikstadt werden sie in einigen ersten Aufführungen mit freundlichem Beifall aufgenommen, von einer rücksichtsvollen Kritik anerkennend beurtheilt, sie haben an zwei, drei anderen Bühnen dieselben Schicksale, und nach einigen Jahren sind sie verschwunden.

Viel Fleiß und künstlerische Begeisterung wird da fruchtlos verthan. Es ist keine geringe Sache, eine große Oper zu schreiben. Aber wer kann den Künstlern sagen: „Hört auf; was Ihr erstrebt, bleibt euch doch fern!"? Sie würden auf solche Warnung nicht hören; ein Jeder hofft, ihm werde vergönnt sein, was den Anderen unerreichbar geblieben ist. Jeder Epigone glaubt, den Meister einholen zu können: weshalb würde er sonst schaffen?

Man sieht erst, wenn etwas Neues da ist, was wird und werden mußte. Hoffen können wir kaum, daß jetzt nach Wagner ein gleiches Genie käme, das mit gleicher Gewalt, aber leichter und bequemer als jener rücksichtslose Neuerer die auseinanderstrebenden Bestandtheile der Oper zum musikalisch-dramatischen Kunstwerk verschmölze. Hoffen dürfen wir das noch nicht, aber wenn er käme, ein „Vollender" auf den großen „Anfänger", so wäre auch die undankbar eArbeit der heutigen Wagnerisirenden Componisten nicht ganz vergeblich gewesen, sie hätten einem Größeren die Wege gebahnt. Zu solchen Apostelndiensten aber sind schließlich Alle bestimmt, die nicht selbst einen Messiasberuf zu erfüllen haben.

Renaissance, Barock, Rococo.

Von Wilhelm Lübke.

In athemloser Hast drängt und jagt unsere Zeit vorwärts. Noch nicht lange ist es her, daß Alles, was in der Architektur vom Anfang des 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts geschaffen ward, mit der verächtlichen Bezeichnung „Zopf" bei Seite geschoben wurde. Am liebsten hätte man alle diese Werke vernichtet. Da vollzog sich plötzlich die Wiederentdeckung der Renaissance, zuerst der italienischen, endlich sogar unserer eigenen. Kaum freuten wir uns über die neugewonnenen Schätze, voll Staunen ob des ungeahnten Reichthums, und schon sieht es aus, als ständen wir nicht mehr im Zeichen der Renaissance, als würde eine neue Sturmfluth des Barocken und Rococo uns verschlingen. Die lange verachteten Epochen rächen sich jetzt an ihren Verächtern. Wer aber einige Einsicht in historische Entwicklungsgänge hat, wird sich nicht der Hoffnung hingeben dürfen, daß wir in der noch vor Kurzem mit Jubel begrüßten wiederentdeckten deutschen Renaissance auf die Dauer unseren nationalen Stil gewinnen könnten; vielmehr scheint unaufhaltsam das moderne Streben darauf hinauszugehen, alle Epochen der Vergangenheit durchzukosten und nachzuexerciren. Wer kann da Halt rufen? und wer kann sagen, was später?

Dies sind nun freilich curae posteriores; einstweilen dürfen wir uns wenigstens darüber einer reinen Freude hingeben, daß in unverdrossener Weise weiter geforscht und dem historischen Studium, wie der praktischen Verwendung ein unabsehbarer Schatz an Schöpfungen jener großen Epochen, in welchen mit der vollen Kraft der Unmittelbarkeit der architektonische Genius, unbeirrt durch historische Grübeleien und stilistisches Spintisiren, sich in originalen Gebilden aussprach, dargeboten wird. Zunächst kommt hier wieder eine stattliche Reihenfolge von Lieferungen des früher von Ortwein, jetzt von Scheffers herausgegebenen Sammelwerks „Deutsche Renaissance" (Leipzig, E. A. Seemann) in Betracht. Ich kann nur summarisch hier auf den wiederum erstaunlich reichen Inhalt hindeuten und bemerke, daß zunächst Brieg durch M. Bischof, Erfurt und die Heldburg durch G. Heuser, Schloß Gottesau durch E. von Czihak, München durch Leopold Gmelin, der Mittelrhein durch Ewerbeck, Lübeck durch Th. Sartori, Torgau durch A. Scheffers, Goslar durch Henrici zur Darstellung gebracht ist. Wenn man, wie der Schreiber dieser Zeilen, die deutsche Renaissance auf langjährigen Wanderungen zu erforschen gesucht hat und schließlich doch angesichts dieser, bis auf 168 Lieferungen angewachsenen Publication immer wieder erklären muß, durch die Fülle ungeahnter Schätze auf's Neue überrascht zu sein, so genügt dies wohl, um von der fast unglaublichen Kraft und Vielseitigkeit jener schöpferischen Epoche eine Vorstellung zu geben. Was wußten wir vor anderthalb Decennien von der deutschen Renaissance, diesem Stile, in welchem sich mehr als in irgend einem andern die ganze Eigenart des deutschen

Digitized by Google

Volkes, aufs höchste gesteigert durch den doppelten Aufschwung in Humanismus und Reformation, sich künstlerisch ausgesprochen hat? Gingen nicht unsere Handbücher mit den Siebenmeilenstiefeln tiefsten Schweigens über diese Epoche hinweg, und welch unermeßlicher Schatz von den großen Werken der Architektur bis zu den kleinsten Erzeugnissen des Kunsthandwerks liegt uns jetzt als Ausdruck kühnen Ringens, fröhlicher Lebenslust, warmer Theilnahme am Schönen vor Augen! Wir haben keine Epoche in unserer Geschichte gehabt, wo das Bedürfniß nach künstlerischem Schmuck des ganzen Lebens sich so mächtig und schwungvoll entfaltet hätte. Die vorliegende Veröffentlichung hat das große Verdienst, selbst das Verborgenste von diesen Schätzen ans Licht gezogen zu haben. Um nur einiges Bemerkenswerthe herauszuheben, bezeichne ich den prachtvollen Pokal der Bäckerzunft in Brieg, die vorzüglich durchgebildeten Hausfassaden von Erfurt, die Michaelkirche in München mit ihrer gesammten kunstreichen Ausstattung bis auf die schöngearbeiteten schmiedeeisernen Gitter und Lampenträger, die Wandbekleidungen, Schränke und Truhen vom Mittelrhein, die edlen Epitaphien von Boppard und Oberwesel und den herrlichen Kachelofen von Rüdesheim, ein besonders frühes Werk (1562). Weiter mache ich aufmerksam auf die Aufnahme des mit Recht berühmten Fredenhagen'schen Zimmers zu Lübeck, des Schlosses Hartenfels zu Torgau, einer der großartigsten Schöpfungen unserer Renaissance, endlich der merkwürdigen Holzhäuser von Goslar und der prunkvoll behandelten Kanzeln in der Marktkirche und der Jacobikirche daselbst.

Eine zweite Publication, welche dieselbe rührige Verlagshandlung in ähnlicher Ausstattung und im Anschluß an jene seit Kurzem erscheinen läßt, ist die „Deutsche Renaissance in Oesterreich", aufgenommen und herausgegeben von A. Ortwein. Dies Werk ist um so willkommener, als die Denkmäler der östlichen Marken gerade für diese Epoche bisher zu wenig beachtet worden sind, obwohl nicht verschwiegen werden darf, daß die k. k. Centralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunstwerke auch diesen Monumenten in ihren „Mittheilungen" näher getreten ist. Nun macht freilich die Renaissance in Oesterreich bei weitem nicht den mächtigen Eindruck einer vollsaftigen, vom nationalen Genius getragenen Kunst wie in Deutschland. Die Gegenreformation, welche dort mit brutaler Gewalt die Erneuerung des kirchlichen Lebens und damit alle tieferen Quellen der Cultur erstickte, bereitete der fröhlich aufblühenden neuen Kunst ein jähes Ende. Als dann der Barocco dort einzog, trat er nicht mit dem liebenswürdigen Uebersprudeln seines deutschen Stilbruders, sondern mehr in der strengeren und pompöseren Form Italiens auf. Dennoch sind die weitgedehnten österreichischen Länder immerhin nicht arm an mannigfachen Schöpfungen jener Epoche, und von diesen will die seit Kurzem erscheinende Publikation uns Anschauungen gewähren.

Bis jetzt liegen drei Hefte aus Steiermark und zwei aus Böhmen vor. Es sind überwiegend Schöpfungen für die Schlösser des hohen Adels, der ja auch damals in Oesterreich als Förderer des Geisteslebens und besonders der Reformation sich hervorthat. Zwar die malerischen Ansichten der Schlösser Hollenegg und Limberg versprechen nicht eben viel, allein was uns aus dem Innern derselben geboten wird, ist von nicht geringer Bedeutung, wie die prächtige Thür aus Hollenegg, ein Meisterwerk deutscher Tischlerarbeit, und die beiden prachtvollen Majolika-Oefen ebendort, die zu den feinsten und edelsten Schöpfungen ihrer Art gehören, wie sie denn offenbar noch aus dem 16. Jahrhundert stammen. Eine barocke Stuckdecke aus Hollenegg und mehr noch eine bemalte Holzdecke aus dem Schloße Purgstall vom Jahre 1592, diese ein Muster stilvoller Behandlung, sind nicht minder bemerkenswerth. Noch reicher ist die Ausbeute aus dem Schlosse Riegersburg, das mit einem prachtvollen grünen Kachelofen, Täfelwerk, gemalter Decke und originell ausgebildetem Ziehbrunnen vertreten ist. Weiter lernen wir im Mausoleum des Schlosses Ehrenhausen ein Prachtstück des späteren Barockstils kennen.

Aus Böhmen wird uns die Capelle des gräflich Clam Gallas'schen Schlosses zu Reichenberg vorgeführt, die mit ihrem Oratorium an die verwandte Anlage der Capelle in Schloß Gottorp erinnert; manches Werthvolle sodann aus Prag, wo besonders die bekannte Fenstergruppe am Rathhause eine naive Vermischung von Gothik und Renaissance erkennen läßt. Außerdem heben wir besonders die schönen Einzelheiten aus der Hofburg hervor.

In consequenter Fortführung ihres umfassenden Planes bringt dieselbe Verlagshandlung uns seit Kurzem ein nicht minder erwünschtes Werk: „Die Renaissance in Belgien und Holland", gezeichnet und herausgegeben von Franz Ewerbeck und Albert Neumeister. Die jüngsten Lieferungen des in größerem Maßstabe angelegten Werkes machen uns mit den Denkmälern von Dordrecht, Ypern und Haag, Antwerpen und Mecheln bekannt. Viel zu wenig ist bis jetzt den Schöpfungen der niederländischen Renaissance Beachtung zu Theil geworden, und doch haben sie bekanntlich so vielfach Einfluß auf die deutsche Kunst geübt, daß diese ohne einen Vergleich mit jener in ihrer Entstehungsgeschichte nicht gewürdigt werden kann. Ich will nur darauf hinweisen, wie wir in den Giebelcompositionen der Backsteinhäuser die Vorbilder für die norddeutschen Werke von Münster bis Danzig finden. Ebenso erkennt man z. B. in dem Portal der alten Münze aus Dordrecht Vorbilder der zierlichen Backsteinwerke, wie wir sie bei uns an mecklenburgischen Schlössern jener Zeit kennen. Dazu kommen dann aber einzelne Prachtwerke ersten Ranges, wie das Chorgestühl der großen Kirche zu Dordrecht, von Jan Terwen aus Amsterdam von 1538 bis 1541 ausgeführt, ein Werk, das an schwungvoller Schönheit und Adel des Stils im ganzen Norden einzig dastehen möchte. Mit Befriedigung erfahren wir aus dem Text, daß die Firma Cuypers u. Stolzenberg in Roeremonde die Gipsabgüsse dieser herrlichen Schöpfungen abläßt, die in keinem kunstgewerblichen Museum und keiner Schule fehlen sollten. Höchst anziehend ist der Vergleich mit dem im folgenden Heft dargestellten Chorgestühl der Kathedrale von Ypern, welches gegen Ende des 16. Jahrhunderts ausgeführt wurde. Hier ist der Reichthum der Frühzeit etwas gemäßigt, der ganze Aufbau und die Ornamentik im Charakter der Hochrenaissance durchgeführt. Aus dem Haag sodann ist das prächtige Rathhaus als eins der durchgebildetsten Werke der niederländischen Renaissance mitgetheilt. Wie solche Bauten auf die Entwickelung der Architektur in den norddeutschen Hansestädten eingewirkt haben, ist für jeden Kundigen klar. Nicht minder gilt dies von einer Anzahl charaktervoller Giebelhäuser aus Antwerpen und Mecheln, welche die folgenden Lieferungen enthalten.

Neben diesen verdienstlichen, in charakteristischer, aber schlichter Darstellung durchgeführten Veröffentlichungen stellt sich nun ein seit Kurzem erscheinendes Prachtwerk die Aufgabe, in vollendeten Lichtdrucken von Römmler u. Jonas auch den ganzen formalen Reiz unserer Renaissance zur Erscheinung zu bringen. Es sind die von K. E. O. Fritsch herausgegebenen „Denkmäler deutscher Renaissance" (Berlin, bei Ernst Wasmuth), von welchen die vierte und fünfte Lieferung vor Kurzem ausgegeben wurden. Auf je 25 Blatt in gr. Folio sind hier wiederum aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes bis tief in die Ostmark hinein die schönsten und charaktervollsten Denkmäler in mustergiltigen Aufnahmen vorgeführt. Ohne hier auf das Einzelne mich einzulassen, muß doch betont werden, wie wichtig gerade solche Aufnahmen sind, wenn es sich darum handelt, sowohl den malerischen Reiz als auch die eigenthümlichen Vorzüge der technischen Behandlung in den Schöpfungen jener großen Epoche Jedem zum Bewußtsein, zu augenfälliger Evidenz zu bringen. Besonders lehrreich in dieser Hinsicht sind die Aufnahmen des prachtvollen Epitaphiums Johann Friedrichs II. zu Coburg, des Porticus vom Münster zu Freiburg und der gemalten Fassade des Hauses zum Ritter in Schaffhausen, wo ein wunderlicher Druckfehler den Namen des Malers Tobias Stimmer in „Strenner" verkehrt hat. Mit welcher Umsicht alle Theile des deutschen Vaterlandes berücksichtigt worden sind, möge man daraus schließen, daß in der fünften Lieferung Altenburg, Andernach, Cassel, Gießen, Güstrow, Halberstadt, Magdeburg, Merseburg, München, Münster, Prag, Stuttgart, Ulm vertreten sind. Was die Aufnahmen selbst betrifft, so bemerkt man sofort, daß sie unter künstlerischer Leitung gemacht sind,

Digitized by Google

da überall die Monumente von der günstigsten Seite sich darbieten. Wird dieses Werk vollendet sein, so dürfte sich kaum eine glänzendere Verherrlichung jener großen Kunstepoche denken lassen.

Als eine weitere Zugabe reizvollster Art darf man das schöne, in demselben Verlag erscheinende Werk über Deutschlands Holzarchitektur vom 14. bis 18. Jahrhundert bezeichnen, zu dessen Herausgabe unter Leitung von Cuno u. C. Schäfer die deutschen Architekten- und Ingenieurvereine und die Geschichts- und Alterthumsvereine sich verbunden haben. Der Inhalt der kürzlich erschienenen dritten und vierten Lieferung bietet wiederum des Anziehenden außerordentlich viel und zwar sowohl nach der Seite des süddeutschen Alpenblockhausbaues, wie des mittel- und norddeutschen Fachwerkbaues. Unter den letzteren ist die größere künstlerische Durchbildung zu suchen, und wenn auch Einzelnes, wie das merkwürdige streng gothische Haus zu Marburg und das Trinitatisspital zu Hildesheim, noch dem Mittelalter angehört, so liegt doch der Schwerpunkt auch bei diesen Schöpfungen in der Renaissance. Doch ist es äußerst anziehend, zu beobachten, wie auch hier, ja gerade hier besonders der deutsche Kunstgeist sich conservativ erweist, indem er mittelalterliche Construction mit den Formen der Renaissance naiv und reizvoll verbindet. Mit Vergnügen weilt man auf diesen trefflichen Darstellungen in voller Anerkennung des Hochverdienstlichen einer Publication, welche diese so sehr mit dem Untergang bedrohten Schöpfungen deutschen Kunstgeistes wenigstens bildlich zu erhalten bestimmt ist.

In das vor Kurzem noch vom kunstgeschichtlichen Anathem getroffene 17. und 18. Jahrhundert führt uns eine neue glänzende Veröffentlichung desselben Verlages mit dem Werke: „Barock- und Rococo-Architektur", herausgegeben von Robert Dohme. Von dem auf zwei Bände mit je 80 Tafeln berechneten Werke liegt seit Kurzem die erste Lieferung mit 20 Blatt vortrefflicher Lichtdrucke von Römmler und Jonas in gr. Folio vor. In Deutschland war es wohl zuerst Semper, der auf den eigenthümlichen Werth der Werke dieser Spätepochen hingewiesen hat, und A. von Zahn verdanken wir sodann die erste wissenschaftliche Analyse der einzelnen Stilschattirungen, die vom üppig derben Barocko bis in die letzten Ausläufer des muthwillig spielenden Rococo hinüber leiten. Ja, selbst das Wiederhineinspielen einer sich abermals zum Strengeren aufraffenden Architektur, wie es z. B. bei den Schöpfungen Knobelsdorf's, Bühring's und Gontard's sich bemerklich macht, kommt hier zur Erscheinung.

Und welch eine Prachtwelt erschließt sich hier vor unseren Augen, voll von überströmender künstlerischer Gestaltungskraft im vollendeten Ausdruck einer Zeit der großartigsten Intentionen und der üppigsten Lebensluft; Werke scheinbarer Willkür, die aber doch verdienen, auf die ihnen zu Grunde liegenden künstlerischen Gesetze geprüft zu werden. Großartiger Ernst drückt sich in dem Mittelbau des ehemaligen Berliner Zeughauses und der Hoffassade des dortigen königlichen Schlosses aus, fürstliche Pracht in dem Treppenhause und der rothen Sammetkammer desselben Baues. Eine ganze Reihe bedeutender Aufnahmen sind Potsdam gewidmet, und zwar fünf Blätter dem Stadtschloß, eins dem Schloß Sanssouci, zwei dem Neuen Palais und seinen Communs, dieser reizvollen Anlage, in welcher die malerischen Tendenzen der damaligen Architektur zu unvergleichlicher Wirkung gelangen. Anziehende Beispiele lustigen Rococos bieten sodann das Schloß zu Bruchsal und der Hauptsaal vom Schloß Schönhausen bei Berlin. Außer Bruchsal ist Süddeutschland in diesem Hefte nur noch durch den streng großartigen Mittelbau des kurfürstlichen Schlosses zu Mainz vertreten. Daß in der Folge dort aber noch sehr Vieles und Wichtiges zu holen ist, versteht sich von selbst.

Nicht minder selbstverständlich ist, daß Dresden reiche Ausbeute gewährt. Zunächst ist hier das ungemein reich und noch überwiegend streng durchgebildete Palais im großen Garten durch seine Vorderfassade und den mittleren Theil der Hinterfassade vertreten. Hier sieht man den Einfluß der Architektur Ludwigs XIV. in einem hervorragenden Beispiele. Pöppelmann's Meisterwerk, der Zwinger, an Ueppigkeit vielleicht nicht blos in Deutschland einzig dastehend, ist nicht blos durch zwei Einzelblätter, sondern auch durch eine Gesammtansicht vorgeführt, bei welcher nur immer wieder zu bedauern ist, daß die wundervolle Harmonie dieses Städtebildes durch den abscheulichen Mißton der beiden neugothischen Kirchenthürme ruinirt wird.

Um nun zum Abschlusse von dem Endpunkte einer langen Entwickelungskette noch einmal zu den Anfängen zurückzukehren, sei mit wenigen Worten der schönen Monographie gedacht, welche der aus Genf gebürtige, jetzt in Stuttgart wirkende Architekt A. Lambert über das Meisterwerk des jüngeren Antonio da San Gallo, die Kirche der Madonna di San Biagio zu Montepulciano veröffentlicht hat (Stuttgart bei K. Wittwer). Dieser herrliche Bau, der den centralen Grundriß mit Kuppel, den Lieblingsgedanken der Hochrenaissance, in reinster und edelster Fassung wahrhaft classisch durchgebildet zeigt und deshalb zu den vollendetsten Meisterwerken jener goldenen Epoche gehört, ist nach allen Seiten hin des eingehenden Studiums werth, welches er hier in schön durchgeführten Aufnahmen gefunden hat. In trefflich behandelten Zeichnungen sind Grundriß, Durchschnitt, Aufriß der Kirche sammt den wichtigsten Details vorgeführt, und dazu kommt noch das reizende Pfarrhaus, welches der Kirche gegenüber liegt. Auf einem Schlußblatte ist die Situation gegeben, wo dann die wundervolle freie Lage der Kirche auf einem Hügel vor der Stadt mit den köstlichen Ausblicken in die träumerisch stille Gebirgslandschaft lebendig vor die Erinnerung tritt. Mit diesem harmonischen Schlußaccord aus jener großen Epoche sei diese Betrachtung beendet.

Das Sonett in Deutschland.

Von Ernst Ziel.

Die Geschichte der poetischen Formen ist eine Aufgabe der Zukunft. Vergangenheit und Gegenwart haben zwar auf diesem Gebiete Schätzenswerthes geleistet, allein, was hier bisher zusammengetragen worden, das ist doch nicht viel mehr als ein unorganisches Nebeneinander und Uebereinander von Bausteinen aller Art — die Aufführung des Baues selbst harrt noch ihrer Meister.

Aber in den kleinsten Anfängen schlummert ja schon das vollendete Werk, im Keime der Baum — Bausteine sind dankbar aufzunehmen; sie werden, je mehr sie herbeigetragen werden, um so mehr der fügenden und bauenden Hand das Werk erleichtern; die Bausteine zur Geschichte der poetischen Formen aber liegen in unseren zahlreichen Poetiken und Aesthetiken, sowie in einer großen Reihe von Monographien, Dissertationen, Feuilletons u. s. w. aufgeschichtet, und das Material wächst von Jahr zu Jahr. Kaum eine einzige der hier einschlagenden Arbeiten hat es indessen bisher unternommen, die Entwickelung einer poetischen Form aus ihrem Wesen, dieses Wesen aber aus der Entstehung der Form verständlich zu machen. Diesen Weg betritt nun als einer der Ersten Heinrich Welti in seiner „Geschichte des Sonettes in der deutschen Dichtung" (Leipzig, Veit & Co.), und in diesem historisch-analytischen Verfahren, welches der Verfasser einschlägt, liegt eben der Hauptwerth des Werkes.

Wer eine „Geschichte des Sonettes in der deutschen Dichtung" schreibt, der muß hinübergreifen auf das italienische und französische Sonett; denn Italien ist die Mutter dieser Dichtform, Frankreich die Vermittlerin, durch welche dieselbe zu uns nach Deutschland herüberkam. Der Verfasser motivirt daher in seinem Vorwort die Schwierigkeit seines Unternehmens mit Recht durch den Hinweis darauf, daß seine Untersuchung sich auf dem Gebiete dreier Literaturen zu bewegen und einen Zeitraum von fünf Jahrhunderten zu umspannen hatte.

Nach einigen einleitenden Bemerkungen, in welchen er unter Anderem mit Geist auseinandersetzt, daß die Literaturen des Mittelalters durch beständige Assimilation und Differenzirung entstanden, wuchsen und sich veränderten, daß somit die

Digitized by Google

Entwickelung einer Literatur durchaus abhängig ist von derjenigen der anderen, und daß die Literaturgeschichte die Bedeutung einer einzelnen Literatur nur erfassen kann im Zusammenhange mit allen übrigen — nach diesen und einigen anderen einleitenden Bemerkungen wendet sich der Verfasser der Beantwortung der Frage zu: wo haben wir die Heimath des Sonettes zu suchen? Auf breitem Raum und mit quellenmäßiger Genauigkeit thut er dar, wie Italien und Frankreich einen langen Krieg ausgekämpft zur Aufrechterhaltung des beiderseitig erhobenen Anspruchs auf die Urheberschaft der Sonettform als eines ursprünglichen Bestandtheiles ihrer Literatur, wie aber heute kein Zweifel mehr darüber obwalten kann, daß das Sonett „am italienischen, nicht am gallischen Zweige des romanischen Stammes erblüht" ist. Unter den französischen Zeugen für die italienische Abstammung des Sonettes stellt er Joachim du Bellay (1525—1560) voran, der das Sonett geradezu „une invention italienne" nennt. Er ruft ferner die Zeugenschaft von Jacques Peletier du Mans, Sibillet, Charles Fontaine, Jacques de la Taille u. A. für seine Beweisführung an und stellt so wissenschaftlich fest, daß Italien die Wiege des Sonettes ist. Welti erklärt die Untersuchung, welche der Italiener Alessandro d'Ancona in seinem Buche „La poesia popolare italiana" (Livorno 1878) anstellt, für die geistvollste Interpretation der Entstehung des Sonettes. Der gelehrte Italiener kommt zu dem Resultate: das Sonett sei aus den Formen der alten, jedenfalls zu Zeiten der sicilianischen Schule schon bestehenden italienischen Volkspoesie abzuleiten.

In Deutschland standen ungünstige Verhältnisse der schnelleren Einbürgerung des Sonettes im Wege: es fehlte ihm sowohl der Stützpunkt einer geistesverwandten Poesie und Sprache, die ihm in Spanien und Frankreich ungehinderten Eingang verschafften, wie auch der Vortheil geordneter prosodischer Verhältnisse, der seine Einführung in England unterstützt hatte — Hemmnisse, die es begreiflich erscheinen lassen, daß das Sonett von seinem ersten Auftreten in Deutschland an noch ein halbes Jahrhundert brauchte, umsich bei uns einigermaßen einzubürgern. Dieses sein erstes Auftreten in unserer Dichtung legt Welti in das Jahr 1556, wo Christoph Wirsung die Uebersetzung eines antipapistischen Tractates des reformatorischen Predigers Bernardino Ochini herausgab, welche, wie das italienische Original, auf der Rückseite des Titelblattes ein Sonett aufweist, das die Ueberschrift trägt: „Zu dem Bastardischen Christenthumb". Der Zeit nach am nächsten stehen dieser Uebersetzung „Etlich Sonnet" von Fischart, welche man als die ersten bewußten Versuche bezeichnen kann.

Georg Rudolf Weckerlin ist unstreitig der Erste, der mit zureichender poetischer Kraft unserer Dichtform in Deutschland allgemeinen Beifall errang; Martin Opitz, dessen Sonettdichtung auf Ronsard und seine Schule zurückzuführen ist, nimmt in der Geschichte des Sonetts, wie unserer Dichtung überhaupt, eine Stellung von reformatorischer Bedeutung ein; Paul Flemming geht im Sonett in Opitz'schen Bahnen und hat das Höchste erreicht, was in diesen Bahnen überhaupt zu erreichen war; die Regeln dagegen, welche Philipp Zesen in seinem bekannten „Hochdeutschen Helicon" für unsere Dichtform aufstellt, bezeichnen nach unserm Autor den höchsten Grad der Verwirrung, in welche die Entwickelung des deutschen Sonettes gerathen war, und das große Talent eines Andreas Gryphius, welches diese bisher vorwiegend didaktisch gefärbte Dichtform mit dem Gehalte leidenschaftlicher Empfindung zu adeln und das fremde Gefäß zuerst mit deutschem Geiste zu erfüllen trachtete, konnte der Verwilderung des Sonettes nicht Halt gebieten. Alle diese Poeten scheiterten in ihren Versuchen, das ausländische Strophengebilde der deutschen Sprache und Dichtung völlig zu eigen zu machen, an der Ungunst ihrer Zeit und den Grenzen ihres Talentes. Selbst Flemming, der hoch über den Leistungen seiner Zeit steht, konnte dem Sonett eine dauernde und gesicherte Stellung in der deutschen Literatur nicht erringen, da ihm die gesetzmäßige Einheit von Form und Inhalt des Vierzehnzeilers nicht klar genug zum Bewußtsein kam und er sich von dem pedantischen Alexandriner, den Opitz von Frankreich für das Sonett importirt hatte, nicht loszusagen vermochte. Dies gilt mit einigen Einschränkungen auch von den Sonetten der zweiten schlesischen Dichterschule, die in formeller Beziehung neben denjenigen Flemming's in der Geschichte der Sonettform während des siebenzehnten Jahrhunderts den ersten Rang einnehmen.

Im zweiten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts verschwindet die Form des Sonettes in Deutschland (ähnlich in Frankreich!) gänzlich. Das Wiedererwachen des deutschen Sonettes, mit dem die zweite Periode der Geschichte desselben anhebt, wird hervorgerufen einerseits durch die Reaction gegen Klopstock's Befehdung des Reims, andererseits durch die Bestrebungen der Sturm- und Drangperiode, mit der schönen Form nicht blos des Sonettes, sondern überhaupt endgültig zu brechen. Die natürliche Gegenwirkung gegen diese principielle Bekämpfung der Formenschönheit im Allgemeinen und der lyrischen im Speciellen brachte das Sonett in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts wieder in Aufnahme, und ihren ersten literarischen Ausdruck gewinnt diese Reaction in den 1765 in Bremen erschienenen „Allerneuesten Sonneten, den Liebhabern der Dichtkunst zum Vergnügen herausgegeben von Johannes Westermann", die freilich nur in chronologischer Beziehung als Anfangspunkt einer neuen Entwickelung bezeichnet zu werden verdienen, da sie, künstlerisch und technisch betrachtet, noch der ersten Periode angehören. Ueber sonstige Sonettisten aus dieser Zeit, wie Daniel Schiebeler und Klamer Eberhard Karl Schmidt, schneller hinweggehend, widmet unser Autor sodann Gottfried August Bürger ein längeres Capitel. „Bürger's Sonett", sagt Welti, „ist die endliche Erfüllung dessen, wonach ein ganzes Jahrhundert vergeblich gestrebt hatte, nämlich ein deutsches Sonett." Es stellt zuerst die Congruenz zwischen Form und Inhalt dar und hat somit eine eminente Bedeutung für die Geschichte dieser Dichtform. Hatten die früheren Sonettisten, Andreas Gryphius ausgenommen, sich bestrebt, den Inhalt der Form anzupassen, indem sie ihr deutsches Denken und Empfinden künstlich in's Romanische übersetzten, so trat bei Bürger der umgekehrte Fall ein: er suchte die fremdländische Form durch seinen Tact in der Behandlung dem deutschen Wesen zu nähern, wobei dem Dichter sein vorwiegend sinnliches Naturell sehr zu Hilfe kam. Bürger erlaubte sich, was die strenge Form betrifft, nur eine Abweichung vom feststehenden Schema des Sonettes: er behielt sich die Freiheit im Rhythmus vor, indem er sich statt des fünffüßigen Jambus meistens des fünffüßigen Trochäus bediente.

Wirklich eigen wurde das Sonett der deutschen Literatur indeß erst gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, und zwar durch A. W. Schlegel in der zweiten Periode seiner Sonettdichtung. Vielfach zurückgehend auf Bürger'sche Anregung, erfüllte Schlegel die schöne Strophenform mit dem denkbar reichsten Inhalte und machte sich die strengste Nachbildung der italienischen Idealform zum Gesetz: der fünffüßige Trochäus weicht dem Jambus; der männliche Reim wird völlig verbannt, die Anordnung der Reime in den Quartetten genau nach dem italienischen Vorbilde geregelt und die Zweitheiligkeit im Sonett als Gesetz proclamirt. A. W. Schlegel hat das Sonett zur höchsten künstlerischen Vollendung erhoben. Er hat die Anwendung der fremden Form auf ein bestimmtes Gebiet deutschen Geisteslebens beschränkt, indem er sie vorwiegend zum Gefäß lyrisch-philosophischer Betrachtungen gemacht. „Das alte italienische Sonett war philosophische Poesie, das Sonett der Romantiker dagegen Poesie gewordene Philosophie." So darf A. W. Schlegel als der eigentliche Schöpfer und Bildner des von französischen Einflüssen befreiten modernen deutschen Sonettes auf italienischer Basis bezeichnet werden.

Aus der Reihe der Romantiker zieht Welti außer A. W. Schlegel noch Novalis, Ludwig Tieck und Friedrich Schlegel in den Kreis der Betrachtung, um sich dann zu dem Sonettisten Goethe zu wenden. Das Capitel: „Goethe" enthält eine Fülle interessanter Aufschlüsse über das innere und äußere Verhältniß des großen Dichterheros zur Form des Sonettes und erwirbt sich ein besonderes Verdienst durch umständliche Untersuchungen zur Chronologie der Goethe'schen Dichtungen in dieser Form. Unser Autor ist der Ansicht, es

Digitized by Google

sei Goethe in noch höherem Maße als A. W. Schlegel gelungen, die fremdländische Form mit dem deutschen Gefühl und dem modernen Gedanken zu verschmelzen, und man könne den Olympier von Weimar deshalb als das letzte und entscheidende Glied in der langen Kette von Dichtern bezeichnen, welche bestrebt waren, dem Sonett in der deutschen Literatur das Heimathsrecht zu erwerben. Was die Behandlung der äußeren Form betrifft, so steht Goethe ganz auf den Schultern der Romantiker; er weicht indessen bezüglich der Umgrenzung des Stoffgebietes für den italienischen Vierzehnzeiler erheblich von diesen seinen Vordermännen ab, indem er im Gegensatze zu den Romantikern das erotische Sonett häufig anwendet.

Zu den interessantesten Abschnitten des Buches gehört derjenige über den „Sonettkrieg", jene letzte große Befehdung des von jeher in unseren Landen vielfach angefeindeten italienischen Eindringlings unter den deutschen Dichtformen. Der Funke des Krieges glomm unter der Asche seit dem Momente, wo 1803 „Eugeniens Sonett" aus Goethe's „Natürlicher Tochter" in der „Zeitung für die elegante Welt" erschien, und schlug 1807 in offener Flamme auf, um erst 1810 mit dem Knalleffect von Baggesen's „Klingklingalmanach" abzuschließen.

Die deutsche Sonettdichtung wetzte die Scharten und Schrammen, die sie aus dem „Sonettkriege" auf ihrem Schilde heimgetragen, völlig wieder aus in den schweren Tagen der Befreiungskämpfe, wo die durchaus deutsch gewordene italienische Dichtform sich im Eintreten für die bedrohte Sache des Vaterlandes als ein schneidiges und wuchtiges Schwert erwies. Hier sind unter den Sonettisten die leuchtenden Sterne eines Theodor Körner und besonders eines Friedrich Rückert zu nennen. Letzterer hat durch seine „Geharnischten Sonette" die italienische Form aus dem engen Bezirke der literarischen Gemeinde in die weitesten Kreise des Volkes hinausgeführt und damit wohl den letzten noch nöthigen Schritt zur endgültigen Einbürgerung der Form in Deutschland gethan.

Unter den Vertretern des Sonetts auf dem neuen und neuesten deutschen Parnaß, deren Leistungen unser Geschichtsschreiber nur kurz registrirt, wird mit Recht demjenigen Dichter der Kranz verliehen, der „der wegweisende Führer aller späteren deutschen Sonettisten" geworden ist — Platen. Sich vielfach an Schlegel und Goethe anlehnend, pflegt Platen das Sonett im höchsten und strengsten Sinne und spricht — namentlich auch durch seine herrlichen „Sonette aus Venedig" — ein entscheidendes Wort für die Erhaltung des italienischen Vierzehnzeilers in Deutschland. Ging indessen trotz der grandiosen Leistungen Platen's die Pflege des Sonetts während der zwanziger, ja sogar noch der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts einigermaßen zurück, so schreibt unser Autor dies wohl mit Recht dem Vorherrschen jener volksthümlichen Richtung zu, welche durch Brentano, Arnim, Uhland und die jüngeren Romantiker vertreten wird.

Einen abermaligen neuen Aufschwung endlich hat die Geschichte des Sonetts in Deutschland gegen Ende der dreißiger Jahre zu verzeichnen, wo es, ähnlich wie in den Befreiungskriegen, sich wieder mit der Propaganda für die großen nationalen Aufgaben erfüllte. Deutschland raffte sich in jenen Tagen nach den wüsten Träumen einer jahrzehntelangen Reaction zum ersten Male wieder auf zu einem Leben der politischen That, und als von Schleswig und Eckernförde die Donner der Geschütze in alle deutschen Gauen herüberhallten, da zog auch die Lyrik ein ehernes Gewand an und vertauschte die Hirtenflöte mit der Tuba. Unsere Sänger erinnerten sich der früheren patriotischen Großthaten des Sonetts; Rückert's Geist wurde noch einmal lebendig in ihnen, und so wurde das Sonett ein Sprachrohr für die Forderungen des neu erwachten Freiheitsdranges: unser Historiograph nennt hier die Namen Georg Herwegh, Franz von Dingelstedt, Gottfried Keller u. A. und erwähnt bei dieser Gelegenheit auch kurz der zwölf Sonette für Schleswig-Holstein von Emanuel Geibel — letzteres wohl ein gar zu kärglicher Ehrensold für die großen und schwerwiegenden Verdienste, welche sich der Sänger von der Trave als der bedeutendste Nachfolger Platen's gerade um das Sonett erworben hat. Als den ersten Meister im deutschen Sonett unserer Tage bezeichnet unser Autor schließlich den formgewandten und graziösen Paul Heyse, wogegen sich gewiß nichts einwenden läßt, doch dürfte sich von gewissen Standpunkten aus eine Gleichstellung Geibel's neben Heyse mindestens rechtfertigen lassen. Vermißt haben wir in der Welti'schen Darstellung übrigens die Registrirung der patriotischen Sonettdichtung von 1870/71, die so manches interessante Material geliefert hätte. Von typischen und lehrreichen Mißgriffen wäre da indessen auch zu berichten gewesen, wie unter Anderem „Das Lied vom neuen deutschen Reich" von Oscar von Redwitz, welches unsere Siege im Kampfe gegen Frankreich und die Aufrichtung des deutschen Kaiserthrones in mehr als fünfhundert Sonetten schildert, als ein Beispiel dafür anzuziehen gewesen wäre, wie das seinem Wesen nach lyrische Sonett als ganz unangemessenes Gefäß für rein epische Stoffe auch heute noch gemißbraucht werden kann.

Das Urtheil der Geschichte.

Von Bruno Gebhardt.

(Schluß.)

Montesquieu, der von Richelieu und Louvois urtheilt, sie wären les plus méchants citoyens de France gewesen, sagt vom ersteren zu gleicher Zeit: „Richelieu fit jouer à son monarque le second rang dans la monarchie, et le premier dans l'Europe; il avilit le roi, mais illustra le règne, und mehr als hundert Jahre später sagt Ranke von ihm: „Er war ein Absolutist ganz nach Machiavelli's Sinne, dessen persönliche Leidenschaften sich mit denen für das Staatsinteresse verschmolzen, dem man seine grausame Härte verzieh, weil er dem Staat nach außen eine nie besessene Macht gab, dessen Bestrebungen, weil sie dem Staate förderlich und in rücksichtsloser Consequenz verfolgt wurden, von stets treuem Glück begleitet waren." Daß Richelieu den Staat nach außen mächtig gehoben habe, darin stimmen Montesquieu und Ranke überein, aber während der erstere ihn trotzdem le plus méchant citoyen de France nennt, meint Ranke in echt historischer Auffassung, „man verzieh ihm seine grausame Härte" und verzeiht sie ihm wohl selber. Richelieu war der große Staatsmann, der Frankreich zur Sonne Europas gemacht, er hat die eine Bedingung erfüllt, um das volle Lob des historischen Urtheils zu erhalten, er hat den Staat nach außen stark gemacht, aber indem dies auf Kosten der inneren Freiheit geschah, vielleicht geschehen mußte (und eben deswegen kann man verzeihen), wird ihm der Historiker nie den Ruhmestitel gewähren können, daß er sein Volk glücklich, seinen Staat zum Idealstaat gemacht, daß er ganz seine staatsmännische Aufgabe erfüllt habe. Wer die Spuren der französischen Revolution rückwärts verfolgt, muß bis zu Richelieu wandern, und seine Staatsmaximen, von seinen Nachfolgern treu befolgt, lehren aufs deutlichste, daß Macht ohne Freiheit ein Staatswesen nicht dauernd erhalten könne. Das Gegenbild gegen die einseitig auf Macht bedachten Staatsmänner können etwa die Girondisten bilden. Um die Freiheit zu gewinnen, scheuten sie nicht vor dem Gedanken zurück, die Macht zu zertrümmern und Frankreich in eine Föderativ-Republik aufzulösen, die nach außen hin sicherlich alle Kraft und alles Ansehen verloren hätte. Gewiß, auch ihnen schwebten Ideale vor; in Nordamerika schien ihnen der große Tempel der Freiheit errichtet, die antike Welt in ihren glücklichsten Epochen war in ihnen lebendig, und sie hofften jene aus dem Schutte der Jahrhunderte auferstehen lassen zu können. Wer blickte nach außen, wenn es galt, im Innern Ideale zu verwirklichen, längst entschwundene goldene Zeiten heraufzuzaubern? Die Geschichte hat längst über sie geurtheilt; sie glaubt an ihren Idealismus, aber sie bedauert tief und tadelt herb ihre doctrinäre Verblendung, die sie zu dieser Einseitigkeit führte, und der Historiker, der im nationalen Sinne die Geschichte Frankreichs schreibt, muß mit Schaudern an die Realisirung jener Ideen denken.

Digitized by Google

Und nun wählen wir, um die Richtigkeit unserer Kriterien auch an einem Ereigniß zu prüfen, wie früher versprochen, die Reformation. Es ist ja schwierig genug, eine solche, alles umfassende und durchdringende Bewegung ausschließlich in ihren Wirkungen auf die realen politischen Verhältnisse zu begrenzen, aber es werden einige Andeutungen genügen. Wir stehen auf dem Standpunkte des Historikers der deutschen Geschichte — wie erscheint ihm die Reformation? Zuerst und vor allem als eine eminent nationale That. Sie zertrümmerte mit einem Schlage die kirchliche und damit geistige Abhängigkeit des deutschen Volkes von einem außerdeutschen, widerdeutschen Haupte, deutsch wurde der Glaube, deutsch der Gottesdienst; der große Reformator, der das Wort sprach: „Für meine Deutschen bin ich geboren; ihnen will ich dienen", übertrug den Impuls seines nationalgesinnten Herzens auf sein ganzes Volk. Das „heilige römische" Reich ging ob der Glaubensspaltung völlig in Trümmer, aber der Same zu einem „deutschen" Reich ward ausgestreut. Ob auch Jahrhunderte voll Kampf und Noth dazwischen liegen, ob auch im Zusammenbruch der alten Verhältnisse die Kraft und Würde des alten Reiches völlig mit zusammenbrach, ob auch die Einheit sich früher auf geistigem als auf politischem Gebiete offenbarte, der nationale Gedanke war mit der Reformation entstanden und verschwand nicht mehr, seiner Einwirkung konnten sich selbst die nicht entziehen, die in der alten Kirche geblieben waren, und im schweren Kampf hat er sich als das Banner bewährt, um das sich alle voll Begeisterung schaarten. Seine Verwirklichung ist das deutsche Reich, und ob in seinem Innern auch gewaltige Stürme toben, nach außen stark macht es der nationale Gedanke, den die Reformation geboren hat. Und bedarf es eines langen Nachweises, wie aus der geistigen Befreiung, die ein Werk der Reformation war, auch die politische Freiheit hervorwuchs? Langsam, aber sicher und stetig, nicht im revolutionären Umschwunge, sondern im Wege der geschichtlichen Entwickelung, nicht im Kampfe mit körperlichen, sondern mit geistigen Waffen erstand in Deutschland die sociale und endlich die politische Befreiung des Individuums. Unter diesen Gesichtspunkten muß dem Historiker der deutschen Geschichte die Reformation erscheinen, und um der Segnungen willen, die sie dem deutschen Volke gebracht, wird er die Uebel, die in Vergangenheit und Gegenwart in ihrem Gefolge waren, gering achten.

Nun hätten wir noch zu betrachten, nach welchen Kriterien der Biograph seinen Helden beurtheilt. Wir haben schon früher erwähnt, daß es verfehlt wäre, den Maßstab hausbackener Moral an das Wirken einer weltgeschichtlichen Persönlichkeit anzulegen. Wird man Heinrich IV. von Frankreich deswegen weniger preisen und seine Regierung nicht einen Segen für die Nation nennen, weil er der Frauenliebe mehr als moralisch erlaubt ist, zugethan war? Deswegen wird man nichtsdestoweniger die Ausschweifungen Ludwigs XV. und seine Maitressenwirthschaft brandmarken, weil das Staatswohl auf das Furchtbarste darunter litt, denn die persönlichen Neigungen und das Privatleben eines Individuums, über welches das geschichtliche Urtheil gefällt werden soll, kommen nur soweit in Betracht, als sie auf die, für die Geschichte wichtige Thätigkeit desselben fördernd oder hemmend eingewirkt haben. Nur eine Geschichtsschreibung, die dieses hohen Namens gar nicht würdig ist, sondern nur factiöse Pamphletschreiberei genannt zu werden verdient, vermag mit behaglichem Eifer zu erzählen, etwa daß Hutten an einer unsauberen Krankheit gelitten habe, als ob dieser Umstand mit der weltgeschichtlichen und nationalen Wirksamkeit des Mannes das Geringste zu thun habe, als ob selbst für seine persönliche Beurtheilung das von Einfluß wäre. Für den Historiker, der keine Parteischrift verfaßt, dem es um die Wahrheit zu thun ist, sind ganz andere Kriterien maßgebend. Er hat sich die Frage zu beantworten, was ist der Zweck des Menschen in der Geschichte und wie weit hat der Einzelne, der zum Urtheil steht, diesen Zweck erfüllt? Der Mensch soll für sich und für das Ganze leben, er hat die Aufgabe, alle in ihm ruhenden Kräfte zur Entfaltung zu bringen, das, was man „sich ausleben" nennt, zu erlangen, und die entfalteten zum Nutzen der Gesammtheit anzuwenden. Was ein Mann Großes und Treffliches für sein Volk thut, das thut er indirekt für die Menschheit. Daß Jeder sich ausleben soll, ist das persönliche Moment, die Wirksamkeit für das Ganze das allgemeine. Wir haben im Vorhergehenden Persönlichkeiten beurtheilt vom universalhistorischen und nationalhistorischen Standpunkt, beide Male ohne Beachtung des persönlichen Momentes. Das ist der Unterscheidungstitel der Biographie von der Geschichte. Die letztere fragt immer blos, was that er, die erstere auch, wie war er? Die Geschichte beachtet blos das Handeln, die Biographie das Handeln und das Sein. Man hat oft gefragt, was an Goethe bewunderungswürdiger wäre, sein Leben oder seine Werke? Wir möchten antworten, beides ist gleich herrlich und bewunderungswerth. Ja, wir gestehen, daß wir unser Kriterium, das den höchsten Maßstab anlegt, aus der Existenz einer so hochragenden welthistorischen Persönlichkeit wie Goethe war, abstrahirt haben, und daß wenig andere die Forderungen so voll und ganz erfüllen würden. Wenn je ein Mensch, so hat Goethe „sich ausgelebt", alle in ihm ruhenden Kräfte zur Entfaltung gebracht, und wir unterschreiben mit Freuden ein Wort Dahlmann's, „daß Goethe's Leben als hohes Bildungsmuster aufgestellt zu werden verdient". Und wie Goethe die ihm verliehenen und herrlich ausgebildeten Kräfte und Fähigkeiten für sein Volk und für die Menschheit angewandt habe, darüber bedarf es gewiß keines Wortes weiter. Als anderes Beispiel das eines eminent politischen Mannes. Man kennt die wahrhaft enthusiastische Charakteristik Cäsar's, die Mommsen entwirft. „Menschlich wie geschichtlich steht Cäsar in dem Gleichungspunkt, in welchem die großen Gegensätze des Daseins sich in einander aufheben", und „wie der Künstler alles malen kann, nur nicht die vollendete Schönheit, so kann auch der Geschichtsschreiber, wo ihn alle tausend Jahre einmal das Vollkommene begegnet, nur darüber schweigen." Woher dieser Enthusiasmus, und wo die Berechtigung dazu? Nun eben darin, daß Cäsar auch eine der historischen Persönlichkeiten ist, die dem höchsten Maßstabe der Beurtheilung gerecht wird. Der größte Staatsmann, den die alte Zeit hervorgebracht, ein genialer Feldherr, ein bezaubernder Redner, einer der größten Stilisten in der römischen Literatur, ein vorzüglicher Historiker, kurz ein universeller Geist, der seine vielen und glänzenden Fähigkeiten auf das Herrlichste entwickelt hat und sie zu dem edelsten und besten Zwecke ohne krankhafte Selbstsucht, ohne blinde Leidenschaft hinlenkte. Wir dürfen sein Leben und seine Thaten nicht durchgehen, die Summe dessen, was er gewirkt, läßt sich in Kürze bezeichnen: „er hat Rom gerettet und erneuert", man darf sagen, er hat die Welt gerettet und erneuert. Wenn er selbst oft sagte, er habe genug gelebt, so mag in ihm unbewußt das Gefühl vorhanden gewesen sein, daß er erreicht, was der Sterbliche erreichen kann, daß er „sich ausgelebt" habe.

So viel zur Erläuterung und Bekräftigung unserer Theorie. Es ist nun leicht ersichtlich, daß von dem festgestellten Princip aus die Beurtheilung aller andern für die Geschichtsschreibung gewählten Stoffe die gleiche ist. Ob der Gegenstand die Wissenschaft oder eine Wissenschaft, die Kunst oder eine Kunst, ob er ein Stand, ein Beruf, ein Gewerbe oder was auch immer sei, sobald erforscht ist, was Ziel und Zweck desselben ist, kann das Urtheil nicht mehr fehlgehen. Es ist ganz werthlos, wenn in manchen Fällen manche Historiker urtheilen, irgend eine That wäre auf diesem oder jenem Wege besser von Statten gegangen, irgend etwas hätte unterbleiben, irgend etwas anderes geschehen können. Wer an seinem Schreibtisch nach Plänen und Karten den Verlauf einer Schlacht studirt, kann mit leichter Mühe den größten Strategen korrigiren. Der Historiker hat das Factum zu nehmen, wie es ist, nicht es zu gestalten, wie er es wünschen möchte, hat das Factum zu objectiviren und die richtigen Kriterien bei der Beurtheilung anzuwenden — dann und nur dann wird er ein wahres und wahrhaft historisches Urtheil fällen.

Digitized by Google

Feuilleton.

Die Wirthin.

Von F. M. Dostojewsky.

Frei nach dem Russischen von Wilhelm Goldschmidt.

Ordynow mußte sich endlich bequemen, so lästig ihm dies auch war, sein Quartier zu verändern. Seine Wirthin, eine arme bejahrte Beamtenwitwe, der er ein Zimmerchen abgemiethet hatte, fuhr, durch unvorhergesehene Verhältnisse veranlaßt, in irgend einen, Gott weiß wo gelegenen Ort zu Verwandten, ohne den ersten des Monats abzuwarten. Der junge Mann, welcher bis zu diesem Termin bezahlt hatte und sein Geld abwohnen wollte, sah sich mit Bedauern in seinem alten Winkel um, den er ohne Zwang für Nichts in der Welt verlassen hätte. Er war ein armer Teufel, und das Zimmerchen hatte er für ein Spottgeld, wie es sich für einen armen Teufel schickt.

Die Wirthin war abgereist. Tags darauf nahm Ordynow seine Mütze, schlenderte in den Petersburger Gassen umher und prüfte die Miethszettel, die an den Hausthüren angeschlagen waren; seine Aufmerksamkeit schenkte er vorzüglich solchen Häusern, deren Größe in die Augen fiel und die dabei ein so schmutziges, vernachlässigtes Aussehen hatten, daß er wohl hoffen durfte, auf arme Leute zu treffen, die ihm ein Eckchen abtreten würden.

Er suchte schon lange recht emsig, bald jedoch hatten ihn neue, fast unbekannte Empfindungen erfaßt. Anfangs kümmerte er sich um Nichts als sein Geschäft: ein Quartier mußte er ja haben; höchstens blickte er einmal zerstreut um sich, und da war es sonderbar, daß plötzlich das Straßenleben mit einer fremden Gewalt auf ihn einwirkte, der er sich nicht zu entziehen vermochte, daß seine Gedanken flatternd und haschend nach allen Richtungen gingen und eine nervöse reizvolle Neugier in ihm wachzauberten. Die vielen Menschen und der Lärm, den sie verursachten, und die Hast im Lärmen, und alle die vielen Dinge, die ihm so neu waren, er selbst mitten im Gewirr, wo Keiner weder Interesse am Anderen hat, noch selbst Interesse erregt — all das Kleinliche, das tagtägliche Gewäsch, das einen geschäftigen Petersburger, der mit fruchtloser Emsigkeit sein ganzes Leben nach Mitteln sucht, um endlich einmal warm unterzukriechen, längst gelangweilt hätte: in ihm rief es im Gegentheil eine stille, freudige, lichte Empfindung wach. Leicht rötheten sich seine blassen Wangen, aus den Augen drang ein Glanz wie von neuer Hoffnung, und gierig mit vollen Zügen athmete er die kalte belebende Luft. Ihm wurde so leicht. . .

Stets hatte er ein ruhiges Leben geführt, und ganz einsam. Vor drei Jahren, als er nur eben seinen gelehrten Grad erhalten, der ihm ein gewisses Verfügungsrecht über sich selbst verlieh, war er zu einem alten Männchen gegangen, das er nur vom Hörensagen kannte. Lange mußte er warten, bis der galonirte Kammerdiener sich herbeiließ, ihn zum zweiten Male zu melden. Er trat dann in einen hohen öden Saal, in dem Dämmerung herrschte und der so einförmig war, wie man es allenfalls noch in alten herrschaftlichen Häusern findet, und darin sah er das silberhaarige, mit Orden besetzte Männchen — seinen Vormund, seines Vaters ehemaligen Dienstgenossen und Freund. Was das Männchen ihm einhändigte, war nicht viel: ein Prieschen Geld — den schmalen Rest der Schulden halber unter dem Hammer verkauften, von Ureltern stammenden Erbschaft. Ordynow nahm das Päckchen, wie man etwas Gleichgiltiges nimmt, verabschiedete sich für immer und ging auf die Straße. Dort herrschte herbstliche Kälte, und Nebel schlichen umher. Der junge Mann war nachdenklich, und dabei hatte sich eine Traurigkeit seiner bemächtigt, er wußte selbst nicht woher. Er fühlte leichtes Fieber. Seine Berechnung ergab, daß er mit seinen Mitteln zwei, drei Jahre, wenn er hungern wollte sogar vier Jahre zu leben hätte. Es dunkelte, ein feiner Regen tröpfelte, da miethete er sich irgendwo ein, ohne sich weiter umzusehen, und nach einer Stunde bezog er das Quartier. Hier lebte er, vergraben wie in einer Klosterzelle. In zwei Jahren war er gänzlich verwildert.

Ja, er war verwildert, ohne es zu merken; vorläufig kam es ihm auch gar nicht in den Kopf, daß es ein anderes Leben geben könne — ein begehrliches, lärmendes, ewig aufgeregtes, ewig wechselndes, ewig aufstachelndes Leben. Gehört hatte er wohl von solchem Treiben, ihm aber war es fremd, und er wollte es nicht kennen lernen. Einsam war er schon von Kindheit an. Und jetzt verzehrte ihn die tiefste und unersättlichste Leidenschaft, welche das gesammte Leben eines Menschen erschöpft und bei solchem Wesen wie Ordynow keinen Raum für die Sphäre einer praktischen Thätigkeit offen läßt. Diese Leidenschaft war die Wissenschaft. Vor der Hand verzehrte sie seine Jugend, wie ein langsam schleichendes Gift nahm sie die Ruhe seiner Nächte, die gesunde Kost nahm sie ihm und wehrte die frische Luft ab, die in seinem dunklen Winkel keinen Einlaß fand. Im Rausche der Leidenschaft, in dem er sich befand, wollte Ordynow es nicht bemerken. Er war jung, und vorläufig verlangte er nicht mehr. Die Leidenschaft machte aus ihm ein Kind für die Außenwelt, sie machte ihn für immer unfähig, andere gute Leute bei Seite zu schieben, wenn einmal die Nothwendigkeit fordern sollte, sich irgend einen Zufluchtsort zu verschaffen. Für manche Leute ist die Wissenschaft ein Capital; die Leidenschaft Ordynow's war eine Waffe, die auf ihn selbst zielte.

In ihm war mehr unbewußter Drang als logisch deutliche Begierde, zu lernen und zu wissen, und zwar in jeder Thätigkeit, sogar der kleinsten, die ihn bisher beschäftigt hatte. Noch während seiner Kinderjahre kam er in den Ruf eines Sonderlings, da er seinen Kameraden durchaus unähnlich war. Seine Eltern kannte er nicht; seines menschenscheuen Charakters halber mußte er von den Kameraden Lieblosigkeit und Nichtachtung ertragen, wodurch er noch menschenscheuer, noch finsterer wurde und noch beharrlicher in die Einsamkeit sich zurückzog. Aber in seinen einsamen Beschäftigungen war niemals Plan und Ordnung; er kam gar nicht über das erste Entzücken, das erste Feuer, die erste Hitze des Künstlers hinaus. In seiner Seele entwickelte sich nach und nach eine unklare, aber gerade in ihrer Unklarheit wunderbar entzückende Idee, die in einer ganz neuen strahlenden Form lebendig wurde — diese Form drängte heraus und quälte seine Seele; er fühlte in sich, zwar zaghaft, die Originalität, die Wirklichkeit, die Selbständigkeit; Schöpferkraft regte sich in allen seinen Kräften, die sich sammelten und befestigten. Der Zeitpunkt des Schaffens war jedoch noch weit, sehr weit.

Jetzt ging er auf der Straße wie ein Einsiedler, der plötzlich seiner Einöde den Rücken kehrt und die laut lärmende Stadt betritt. Wie schien ihm Alles so neu, so sonderbar. Er aber war dieser Welt, welche schwirrte und um ihn brauste, so entfremdet, daß er gar nicht daran dachte, über seine sonderbare Empfindung sich zu wundern. Seine eigene Wildheit bemerkte er nicht einmal; es ward im Gegentheil eine Art fröhlichen Empfindens in ihm geboren, eine Art Rausch wie bei einem Hungrigen, dem man nach langem Fasten zu trinken und zu essen gibt, obgleich es natürlich eigen war, daß eine so unbedeutende neue Lage wie eine Quartierveränderung einen Petersburger Einwohner, und wäre er selbst ein Ordynow, benebeln und außer sich bringen konnte; war er ja doch so selten in der Lage gewesen, in Geschäften auszugehen.

Sich in den Straßen zu ergehen, gefiel ihm mehr und mehr. Er gaffte Alles an, so recht wie ein Flaneur.

Aber auch jetzt las seine Seele in dem Bilde, das sich vor ihm entwickelte, wie in einem Buche zwischen den Zeilen. Alles bewegte ihn, kein Eindruck ging verloren, und sein sinnender Blick ruhte auf den Gesichtern der eilenden Menschen. Und wie er Alles, was an ihm vorüberzog, genau betrachtete, so horchte er emsig mit liebevoller Hingabe auf das Gespräch der Menschen, als müsse er dasselbe mit seinen eigenen Schlüssen vergleichen, zu denen er in der einsamen Ruhe seiner Nächte gekommen war. Gar manche Kleinigkeit wunderte ihn, regte ihn an, und zum ersten Male ward er ärgerlich, daß er sich in seiner Zelle lebendig vergraben hatte. Schneller geschah

Digitized by Google

hier Alles, voll und fieberhaft ging sein Puls; schneller auch und kühner flogen seine Gedanken. Wie fremd war es um ihn, und wie lockte ihn das, was er bisher nur mit dem Instinct des Künstlers geahnt hatte!

Die sorglose Emsigkeit des Schauens machte bald anderen Betrachtungen Raum; unwillkürlich flößte ihm die Wirklichkeit ein Gefühl der Angst und Ehrfurcht ein. Von der wallenden Fluth der neuen Eindrücke erschreckt, begann er zu ermüden, einem Kranken vergleichbar, der freudig zum ersten Male von seinem Bette aufgestanden ist und zu Boden taumelt, geschwächt, übermannt von all' dem Licht, dem Glanz, dem Wirbel des Lebens und der vor ihm schwärmenden bunten Masse. Bang und traurig ward ihm zu Muth, als müsse er fortan für seine Thätigkeit, ja sogar für die Zukunft fürchten. Ein neuer Gedanke raubte ihm vollends seine Ruhe. Plötzlich schoß es ihm durch den Kopf, daß er sein ganzes Leben einsam verbracht habe, daß Niemand ihn liebe, daß auch er an Niemand mit Liebe hange. Einige der Vorübergehenden, mit denen er bei Beginn seines Spazierganges eine Unterhaltung anzuknüpfen versucht hatte, sahen ihn mit Verwunderung, zum Theil unhöflich an. Sie hielten ihn, wie er bald bemerkte, entweder für einen Verrückten oder für den alleroriginellsten Sonderling, was ganz begreiflich war. Er entsann sich, daß auch früher die Leute in seiner Gegenwart sich bedrückt fühlten, daß er wegen seines nachdenklichen eigensinnigen Charakters schon in seiner Kindheit gemieden wurde; wie hatte es ihn damals gepeinigt, daß er den anderen Kindern so gar nicht ähnlich war!

Unmerklich gelangte er an einen Stadttheil, der vom Centrum weit entfernt war, und nachdem er in einem Wirthshaus einige Bissen zu sich genommen, schlenderte er weiter durch Straßen, über Plätze. Verwitterte graue und gelbe Zäune streckten sich, an verwitterten Häuschen ging er vorüber, und dazwischen lagen mächtige Fabrikgebäude, rothe rauchgeschwärzte mit langen Schornsteinen. Ringsum war es menschenleer, und es sah so feindselig, so finster aus: wenigstens schien es Ordynow so. Es war bereits Abend geworden. Er ging jetzt durch eine lange Gasse und kam auf einen freien Platz, wo eine Pfarrkirche stand.

In seiner Zerstreutheit ging er hinein. Eben hatte man den Gottesdienst beendet, und die Kirche war fast leer. Nahe beim Eingang lagen zwei alte Frauen auf den Knieen. Der Kirchendiener, ein altes Männchen, löschte die Lichter. Die Strahlen der untergehenden Sonne ergossen sich von oben in einem Lichtstrom durch ein schmales Fenster der Kuppel, wie ein Meer von Glanz wogte es schimmernd auf einem der Nebenaltäre. Hier aber schwächten sie sich mehr und mehr ab, und je schwärzer das Dunkel wurde, das sich unter den Gewölben verdichtete, je lichter glänzten an manchen Stellen die vergoldeten Heiligenbilder, angestrahlt von dem Scheine der Kirchenlämpchen und Lichter.

In einem Anfall tiefer Trostlosigkeit, von den eigenen Gefühlen erdrückt, hatte sich Ordynow an eine Wand in der dunkelsten Ecke gelehnt und stand eine Zeit lang gedankenlos da. Ein dumpfer Schall von Schritten, der unter der Wölbung dröhnte, weckte seine Aufmerksamkeit; zwei Gemeindeglieder waren eingetreten. Wie Ordynow zu ihnen hinüberblickte, bemächtigte sich seiner eine unaussprechliche Neugierde. Er sah einen alten Mann und ein junges Weib. Der Alte war von hohem Wuchs, noch ungebeugt und rüstig, aber mager und krankhaft bleich. Man konnte ihn für einen Kaufmann halten, der in weiter Ferne seine Heimath hatte. Den langen schwarzen Pelzkaftan, der etwas Feiertägliches hatte, trug er offen, darunter von oben bis unten zugeknöpft einen langen russischen Anzug. Um den Hals schlang sich nachlässig ein grellrothes Tuch, in den Händen hielt er eine Pelzmütze. Lang fiel auf die Brust ein schmaler ergrauter Bart, fieberhaft zuckte ein glühender, stechender, hochmüthiger Blick unter den überhängenden finsteren Brauen. Das Weib, das etwa zwanzig Jahre alt sein mochte, war von prachtvoller Schönheit. Ein blauer, mit Pelz verbrämter kostbarer Halbpelz umschmiegte sie, den Kopf bedeckte ein weißes Atlastuch, das am Kinn zugeknöpft war. Sie ging mit gesenkten Augen und sinnender Hoheit, welche sowohl in ihrer Haltung sich aussprach, als auch in den Contouren der kindlich zarten frommen Gesichtszüge ihren Ausdruck fand. Das Paar war höchst eigenthümlich.

Mitten in der Kirche blieb der Alte stehen, und obgleich dieselbe ganz leer war, verneigte er sich nach allen vier Seiten; dasselbe that seine Begleiterin. Dann nahm er sie bei der Hand und führte sie nahe zum Altar vor das große Heiligenbild der Gottesmutter, in deren Namen die Kirche erbaut war; es funkelte im Lichterglanz, der sich auf dem von Gold und Edelstein blitzenden Gewande spiegelte. Des Kirchendieners ehrerbietigen Gruß erwiderte der Alte mit Kopfnicken. Das Weib verneigte sich jetzt bis zur Erde. Der Alte ergriff darauf das Ende des Schleiers, welcher am Fußgestell des Heiligenbildes hing, und verhüllte damit ihren Kopf. Dumpfes Schluchzen erscholl durch die Kirche.

Ordynow war betroffen und erwartete mit Ungeduld das Ende der Feierlichkeit. Nach etwa zwei Minuten hob die Fremde den Kopf, und wieder beschien heller Lichterglanz ihr entzückendes Gesicht. Ordynow fuhr zusammen und machte einen Schritt vorwärts. Sie hatte bereits die Hand dem Alten gereicht und langsam verließen Beide die Kirche. Aus ihren Augen mit den langen Wimpern fielen Thränen und rollten über die blassen Wangen. Lächeln lag auf ihren Lippen; aber auf dem Antlitz waren Spuren einer kindlichen Furcht und räthselhaften Bangigkeit zu bemerken. Zaghaft schmiegte sie sich an den Alten, und man sah, daß sie vor Erregung zitterte.

Von einem eigenthümlichen Gefühl bewegt, ging Ordynow ihnen nach, in der Vorhalle der Kirche überholte er sie. Feindlich und mürrisch sah der Alte auf ihn; auch sie sah ihn an, jedoch mit so zerstreuter Miene, als beschäftige sie ein weit entfernter Gedanke. Ordynow folgte ihnen in mäßiger Entfernung, ohne sich Rechenschaft zu geben, weshalb er dies that.

Es war schon dunkel geworden.

Der Alte und seine Begleiterin gingen in eine lange breite schmutzige Straße, die geradeaus zum Schlagbaum führte — sie war vom Kleinhandel besetzt, von Mehlbuden und Fuhrmannshöfen — und sie wandten sich aus derselben in eine schmale Gasse mit langen Zäunen zu beiden Seiten, die sich an die verschwärzte riesige Wand eines vierstöckigen steinernen Hauses anschlossen, durch dessen Höfe man in eine andere gleichfalls große und bevölkerte Straße gelangte. Sie näherten sich bereits dem Hause. Plötzlich wandte sich der Alte um und blickte unmuthig auf Ordynow. Der junge Mann blieb wie eingewurzelt stehen. Der Alte wendete sich vorsichtshalber noch einmal um, als wolle er sich überzeugen, ob sein Blick von Wirkung gewesen sei, dann gingen Beide, er und das junge Weib, durch die Pforte in den Hof des Hauses. Ordynow kehrte zurück.

Er war in übler Stimmung und ärgerte sich über sich selbst: hatte er doch, indem er einer ganz gewöhnlichen Begebenheit einen besonderen Sinn unterlegte, den Tag, der schon ohnehin verloren war, mit einer Dummheit beschlossen.

Wenn er auch am Morgen über sein menschenscheues Wesen ärgerlich gewesen war, so fühlte er doch instinctiv, daß er Alles vermeiden müsse, was sein Leben zerstreuen oder gar erschüttern könne. Und mit Traurigkeit, ja mit Reue gedachte er seines ungestörten Winkels. Ermüdet und unfähig, zwei Gedanken aneinander zu reihen, kam er endlich in seine Wohnung. Er zündete sich ein Licht an, und wie es so still um ihn war, drängte sich das Bild des lieblichen Mädchens in seine Einbildung. Und so lodernd war der Eindruck, so liebevoll nahm seine Seele diese sanften Züge in sich auf, und so erschüttert empfand er den geheimnißvollen Reiz, daß seine Augen sich trübten und es ihm zu Sinne war, als durchströme Feuer seine Adern. Dieser Zustand dauerte indeß nicht lange. Dem Entzücken folgte der Aerger, dann das Nachdenken, dann eine ohnmächtige Wuth; ohne sich auszukleiden, warf er sich auf sein hartes Bett und wickelte sich in die Decke.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Das Geheimniß des Herrn Marchese.

Lustspiel in drei Acten von Paolo Ferrari.

Der geistvolle italienische Dramatiker Paolo Ferrari ist auf der deutschen Bühne kein fremder Gast mehr. Seine früheren Dramen: Il duello und Il suicidio, die Duellfrage und den Selbstmord in der Manier des jüngeren Dumas behandelnd, und: Le due donne sind vor Jahren in Berlin gegeben worden, freilich ohne sich dem deutschen Repertoire dauernd einfügen zu können. Aus all' diesen dramatischen Arbeiten gewann man aber den Eindruck, einem ernsten, aufrichtigen Talent von wirklich poetischer Kraft gegenüberzustehen, welches bei den modernen Dramatikern an der Seine in die Schule gegangen und bestrebt ist, interessante Conflicte unserer Zeit in eigenartiger und packender Form theatralisch zu gestalten. Dieses Zeugniß können wir ihm auch nach seinem neuesten Lustspiel: Il segreto del Signor Marchese nicht versagen. Das interessante Stück ist von modernem Leben erfüllt, voll bedeutender, feiner Züge und läßt nirgends den berufenen Dichter vermissen; aber der Mailänder Professor hat sich diesmal im Stoffe vergriffen und macht den Eindruck eines idealistischen Träumers, der den Hanswurst reformiren möchte. Abermals hat er sein Thema den geliebten Franzosen entnommen, doch nicht seinen gewohnten Vorbildern Augier und Dumas, sondern den Spaßmachern der Boulevard-Posse. Was Labiche und Martin, Hennequin und Delacour, Chivot und Duru, Millaud und Gille uns unzählige Male gezeigt: die galanten Verlegenheiten eines lügenkundigen Ehemannes, das ausgelassene Thema vom geplagten Ehemann auf Schleichwegen will uns nun auch der gewissenhafte italienische Poet in seiner Weise vorführen, d. h. im gediegenen Rahmen einer fein gearbeiteten Salon-Komödie mit Intriguenspiel à la Scribe, scenischen Ueberraschungen à la Sardou, moralischen Declamationen à la Dumas und Augier und rührseligen Anläufen à la Feuillet. Das Experiment mußte mißlingen, denn der derbkomische Vorwurf verträgt nur eine possenhafte Behandlung. Der dramatische Taschenspieler, der da mit verwechselten Briefen, bestellten Depeschen, gestörten Rendezvous und dem ganzen groben Rüstzeug der „Schwank"-Dichter operirt, findet keine Ohren und Herzen mehr für seine lyrischen Einlagen über die Poesie des Soldatenlebens und die Tragik des Ehebruchs, seine fein pointirten Plaudereien, seine subtile Charakterzeichnung einer gekränkten Frau, eines frivolen Ehemannes und eines moralisirenden Geliebten, seine tragisch gemeinten Accente. Wo der Clown schwatzt, da schweigt der Dichter.

Schon der erste Act mit seinen langen Conversationsscenen, die fast ohne jede Verbindung breit neben einander liegen, verwirrt und verdunkelt das einfache Thema durch endlose Reden und unnütze Erzählungen. Erst im zweiten Aufzuge kryställisirt sich der Conflict. Das Geheimniß des Herrn Marchese, der einer lockeren Gräfin den Hof macht, ist von seiner Gemahlin entdeckt worden; der Beweis seiner Schuld ist in ihren Händen; nur durch jene Virtuosität im Lügen, die eine Eigenthümlichkeit der galanten Pariser Possenhelden ist, vermag sich der Schuldige aus der Patsche zu ziehen. Es gelingt ihm dies mit Hülfe seines Schwagers in spe, der Alles auf sein Conto nimmt. Doch der Märtyrer selbst ist nicht ganz sauber übers Nierenstück; er verplappert sich, und seine Braut erkennt ohne Mühe, daß auch er ein böses Gewissen, eine galante Vergangenheit hat. Aber als kluges Weib — gilt es doch das Familienglück des Bruders — gebietet sie ihrem Frauenstolze Schweigen und befiehlt ihrem Verlobten, auch noch die Schuld des Marchese auf sich zu laden. Das Opfer kommt zu spät. Die Marchese erhält einen neuen untrüglichen Beweis der eheherrlichen Untreue. Diesmal ist das corpus delicti kein Brief, sondern ein Stammbuch. Da in Italien sich die Stammbücher noch unverdienter Beliebtheit zu erfreuen scheinen, so geht auch dasjenige der Marchesa von Hand zu Hand, und eine der Personen des Stückes wird sogar einmal allen Ernstes aufgefordert, eine endlose Expectoration dort zu verewigen. Hier lachte unser Publikum ironisch, denn es ist ohne Zweifel über die Stammbuch-Literatur hinaus, was seinem Geschmack alle Ehre macht. Dieses Album wird von den beiden rivalisirenden Damen, die sich um das Herz des Marchese streiten, dazu benutzt, einander allerlei Unverbindlichkeiten zu schreiben und ins Haus zu schicken. Nun besitzt jedoch die Geliebte des Marchese nicht nur einen Tugendwächter in Gestalt ihres zähnefletschenden Hundes, sondern auch einen Mann, der stets am unrichtigen Ort eifersüchtig ist. Das Mißgeschick will, daß das anzügliche Stammbuch ihm in die Hände fällt. So wenig wie sein holländischer College Vanhove in Sardou's „Pattes de mouche," der den compromittirenden Brief arglos als Fidibus benutzt, ahnt der Graf San Marcello, wie sehr „es brennt"; er liest nur die boshafte Anspielung seiner Frau, dankt dem Schöpfer, daß sie noch nicht an ihre Adresse gelangt, reißt das böse Blatt kurz entschlossen heraus, legt das Stammbuch heimlich wieder auf den Tisch und entfernt sich mit einem überlegenen Spott auf die dummen betrogenen Ehemänner. Und das andere Blatt mit der Ehrenbeleidigung der Marchesa? Das wird von ihr selbst vernichtet, denn mit rührender Schnelligkeit verzeiht sie ihrem leichtsinnigen Gemahl — sie, die noch wenige Augenblicke zuvor die ganze Lustspiel-Stimmung mit dem melodramatisch geäußerten Entschlusse zerstörte: sie wolle sich auf die Eisenbahnschienen vor dem Zuge hinwerfen, der ihren Gatten nach Turin zu seiner Geliebten entführen werde.

Der Leser erkennt unschwer, daß mit solchen Motiven kein deutsches Publicum zu fesseln ist. Kommt noch dazu eine ungelenke Uebersetzung und eine Darstellung, welche an Schwerfälligkeit das Aeußerste leistet, so muß man fast bedauern, daß die Direction des Residenz-Theaters das „Geheimniß des Herrn Marchese" nicht für sich behalten hat. Es verdient die Neugier des deutschen Publicums wirklich nicht. Z.

Notizen.

Aus Rußland. Geschichten von Wilhelm Goldschmidt. 2 Bde. Berlin, B. Behr's Verlag (E. Bock). Wären diese vier Novellen anonym erschienen, so hätten wir darauf gewettet, daß es Uebersetzungen oder Bearbeitungen stockrussischer Geschichten nach der nihilistischen Aesthetik eines Dostojewski oder Tschernischevski seien. Um so größer ist unser Erstaunen, daß ein deutscher Schriftsteller, der Petersburger Feuilletonist Goldschmidt, sich so tief in alle Eigenthümlichkeiten des russischen Lebens, in die Mysterien der slawischen Volksseele, in die ganze unvergleichliche Eigenart des Moskowiterthums nicht nur, sondern auch in die literarische Anschauungs- und Stilweise der realistischen Romanciers von Rußland hineinversenken und aus ihr heraus dichten konnte. Zum Glück ist hier und da noch ein echter Berolinismus stehen geblieben oder ein kräftiger deutscher Kasernenausdruck, der einen liebenswürdigen Anachronismus bildet, und auch die lyrischen Einlagen und empfindungsreichen Monologe können den deutschen Verfasser verrathen. Jedenfalls ist Alles, was Goldschmidt erzählt, kernrussisch. Die Stoffe sind meist tieftraurig und unerfreulich, oft geradezu empörend und abstoßend, und nur in der „Reise ins Troitzkij-Kloster", wo eine Anekdote in breiter Behaglichkeit erzählt wird, und in der letzten Erzählung: „Schwarzflüßchen" herrscht eine derblustige oder idyllisch freundliche Stimmung. Die vier Vorwürfe vertragen freilich nicht alle gleich gut die breite Ausführung, die der Verfasser ihnen angedeihen läßt, aber daß er den Leser doch immer bis zuletzt zu fesseln vermag, spricht für sein Talent. Die Charakteristik ist überall vortrefflich. Goldschmidt versteht es, seine struppigen, schmutzigen, schnarchenden und meist betrunkenen Helden zu zeichnen, und auch die höheren, aber selten besseren Stände in ihrer eleganten Corruption haarscharf zu individualisiren.

Digitized by Google

Seine Figuren triefen von Wutki und riechen nach Juchten, und Alles ist wahr und tief erfaßt und geschildert. Welch' prächtiger Typus ist nicht in der ersten Geschichte der Aufschneider Gawrilowitsch, der von Abenteuern erzählt, die er nie bestanden: „aber das, was er wirklich gethan, behält er still für sich und erlaubt auch niemand, daran zu erinnern!" Gleich wohlgerathene Typen sind der bestechliche Doctor, der deutsche Verwalter, der Hetman und wie die anderen Repräsentanten in diesen russischen Unsittenbildern alle heißen, und von dem dunklen Hintergrunde heben sich die mit deutscher Zartheit geschilderten Heldinnen Axinia, Frau Olga u. s. w. nur um so strahlender ab. Schön sind auch die Naturschilderungen, in denen Goldschmidt mit kräftigem Pinsel und großen, knappen Zügen malt und mit einem einzigen Wort jede beabsichtigte Stimmung im Leser erweckt. Auch sonst fehlt es nicht an geistvollen, feinen Zügen. Wir wünschen, den begabten Autor bald wieder auf diesem Gebiete zu begegnen, freilich lieber nicht wieder in russischem Costüm, sondern in seiner gut deutschen Eigenart in freundlichen, heimischen Stofffreisen.

Haidekraut. Ein neues Skizzen- und Bilderbuch von Johannes Scherr. (Teschen, Karl Prochaska.) Die bunt zusammengewürfelte, neue Sammlung von Aufsätzen Johannes Scherr's zeigt alle jene längst bekannten Vorzüge und Reize der Darstellung des „Alten vom Zürichberge". Daß er der „Alte" ist, würde, wer es nicht weiß, diesen Skizzen nicht entnehmen können. Denn sie sind ausnahmslos mit einer Jugendfrische und einer Farbigkeit geschrieben, die an Scherr's beste Zeiten erinnern. An das Alter des Verfassers gemahnt nur ein Zug lachender Weisheit in ihnen, und mehr und mehr gewahrt man, daß Scherr in seinen lichtvollen Schilderungen über den Dingen steht, nicht mehr mitten darinnen, wo er zum Poltern und Schelten allzuviel Anlaß fände. Er ist jetzt ganz der ruhige, philosophische Beobachter der Dinge in dieser wunderlichen Welt. Dabei versteht er es natürlich immer noch vortrefflich, die reine Wahrheit zu sagen, nimmt nie ein Blatt vor den Mund und ist zu Zeiten, wo sich sein heiliger Zorn gegen alles Niedrige und Gemeine oder auch nur über die unausrottbare Dummheit der Menschen regt, derb und unerbittlich. Das Charakteristische seiner sonstigen Schreibweise, — die Neubildungen bezeichnender Wörter, kennt man. Neben trefflichen literarischen Porträts von Julius Mosen, Ludwig Achim von Arnim, Gottfried Kinkel und Thomas Carlyle bringt das Buch eine reizvolle Jugenderinnerung, „Das Passionsspiel von Gmünd", eine sehr lichtvolle Skizze über die englische „Pulververschwörung", eine Charakteristik des schweizerischen Politikers Alfred Escher, des eigentlichen Vaters der Gotthardbahn, und die aus der „Gegenwart" bekannten „Neuen Briefe vom Zürichberg" und „Ein literarisches Gespräch". Wie man sieht, eine reichhaltige Collection von Anregendem und Belehrendem. C—n.

Högni's letzte Heerfahrt. Nordische Scene nach einer Sage der Edda, von Hermann Lingg. München, D. W. Callwey 1884. — Der so lange schweigsame Dichter hat seine Stimme wieder erhoben; diesmal nur zu einem kurzen Gesange, der aber voll kräftiger Schönheit und großer Erhabenheit ist. Die Dichtung behandelt ein der Brunhildsage verwandtes Thema: Hilde, die Tochter des nordischen Königs Högni, ist dem Tode verfallen, weil sie, durch ein Gelübde ihres in Todesnoth schwebenden Vaters den Nornen geweiht, die Liebe eines Mannes genossen, der sie dem väterlichen Hause entführte. Aber die Liebe bezwingt in diesem Falle das harte Schicksal; Högni giebt sich selbst den Nornen zur Sühne und wird von ihnen angenommen; ein mächtiges Boot rauscht durch das Meer daher und nimmt ihn, während Meer und Himmel in mächtiger Gluth aufflammen, zur Todesfahrt auf. — Eigentlich ist diese Lösung das Gelübdeproblems etwas moderner Art, wie auch manche Gedanken der Dichtung und besonders die Schilderung des Geliebten der Hilde, des Hedin, uns wenig den nordischen Charakter zu tragen scheinen, der sonst der Dichtung aufgeprägt ist. Aber die dramatische Entwickelung dieser Lösung ist so lebhaft und spannend, in Högni's und Hilde's Figuren liegt so viel Bewegung und Leben, daß wir jene dem Ganzen der Dichtung sich nicht harmonisch einfügenden Stellen und Gedanken darüber vergessen. Die Form ist, wie es sich bei einem Meister wie Lingg von selbst versteht, von tadelloser markiger Schönheit. O. B.

Offene Briefe und Antworten.

Die Aussichten der Juristen in Preußen.

Sehr geehrter Herr Redacteur!

In Nr. 41 der „Gegenwart" des vorigen Jahres lenkte ich die Aufmerksamkeit Ihrer Leser auf die in Preußen vorhandene Ueberfüllung der juristischen Carriere und suchte an der Hand der Angaben des preußischen Terminkalenders die Aussichten der Juristen ziffernmäßig darzulegen. Es dürfte für Ihre Leser nicht ohne Interesse sein, zu erfahren, daß meine damals ausgesprochenen Ansichten, mit denen auch Professor Conrad in seinem inzwischen erschienenen Buche über das Universitätsstudium in Deutschland übereinstimmt, ihre volle Bestätigung und Bekräftigung in dem mir soeben hierher zugesandten Terminkalender für 1885 finden.

Während die Richterstellen im letzten Jahre nur um 5 vermehrt sind, ist die Zahl der Candidaten für Richterstellen, der Assessoren, von 747 auf 894 gewachsen. In meinem Aufsatze hatte ich die voraussichtliche Zunahme an Assessoren für die nächsten 5 Jahre auf jährlich 134 angegeben; die Zunahme in dem jetzt abgelaufenen Jahre hat also meine Erwartungen noch übertroffen. Diese Zahl erscheint aber noch in einem besonders ungünstigen Lichte, wenn man weiter folgende zwei Momente in Betracht zieht. Einmal nämlich geht die Zunahme an Assessoren Hand in Hand mit einer geradezu exorbitanten Zunahme an Rechtsanwälten: die Zahl der Rechtsanwälte, die bereits im vorigen Jahre zu einer Höhe hinaufgestiegen war, welche ernste Bedenken erregte, ist in diesem Jahre weiter um 155 gewachsen, und an dieser Zunahme participiren u. A. die beiden Landgerichte in Berlin mit 36, d. h. einem Zuwachse von 16½ % ihres bisherigen Bestandes: eine treffende Illustration zu der von mir in dieser Richtung hervorgehobenen Gefahr! Das weiter zu beachtende Moment ist die ungünstige Verschiebung der Anciennitätsverhältnisse der Assessoren: während im vorigen Jahre 51 eine Anciennität von mehr als 3 Jahren hatten, sind es in diesem Jahre 82, welche schon über 3 Jahre auf Anstellung warten. Eine Anciennität von 2—3 Jahren haben 157 gegenüber 102 im Vorjahre und eine Anciennität von 1—2 Jahren 281 gegenüber 220. All diese Zahlen zusammengehalten lassen keinen Zweifel darüber zu, daß sich die Aussichten der jüngeren Juristen, einerlei, ob sie zum Richterstande oder zum Anwaltsberufe übertreten werden, weiter verschlechtert haben. Es ist dabei ferner zu berücksichtigen, daß die Zahl der außerhalb der Justizcarriere zur Verwendung kommenden Gerichtsassessoren auf derselben Höhe wie im Vorjahre geblieben ist: im vorigen Jahre waren 64, in diesem Jahre sind 65 Assessoren zu anderweitigem Staats- resp. Communaldienste beurlaubt. Es ist also nicht zu erwarten, daß in nächster Zeit eine irgendwie erhebliche Ableitung der überschüssigen Zahl in andere Canäle vor sich gehen wird.

Die Zahl der Referendare hat sich zwar in diesem Jahre von 3937 auf 3919 vermindert; allein diese ganz geringfügige Abnahme, bei der besondere Momente, insbesondere das neue Prüfungsregulativ, mitgewirkt haben mögen, kann noch nicht als Zeichen davon erkannt werden, daß man sich der wahren Sachlage allseitig bewußt ist.

London. Dr. jur. Aschrott.

Digitized by Google

Inserate.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c. Abbonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Verlag von **Otto Meissner** in Hamburg:

Die Historia

von Herrn Hartwig und

der treuen Else.

Von J. von Wildenradt.

Zweite Auflage.

24½ Bogen 5 Mk., eleg. gebunden 6 Mk.

Diese Dichtung steht dem Besten, was in der Neuzeit bei uns der kulturgeschichtliche Roman geleistet hat, an innerem Gehalte gleich; sie überragt diese Romane durch die reinere und höhere Kunstform. „Roman-Ztg."

Kanarienvögel.
R. MASCHKE, Andreasberg, Harz.
Von vielen tausend Anerk. hier nur eine: „Ihr Kanarienvogel singt wirklich wundervoll! Rohland, Kr.-Gerichtsrath, Delitzsch."

Neues von Carus Sterne.
Die
Krone der Schöpfung
Vierzehn Essays über die Stellung des Menschen in der Natur von
Carus Sterne.
Broschirt M. 4.50, gebunden M. 5.
(Ein Band der geschmackvollst ausgestatteten „Salon-Bibliothek". — In allen Buchhandlungen.)

Tanagra-Figuren.
Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichsten Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco
Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung.
Berlin W., 29 Behrenstr.

WALHALL
NEU! Germanische Götter- und Heldensagen. Für Alt und Jung am deutschen Herd erzählt von Felix und Therese **Dahn.**
Ein nationales Hausbuch
Künstlerisch illustrirt mit zahlreichen Holzschnitten nach Federzeichnungen von **Johannes Gehrts.**
Prachtband 10 Mark.
Verlag von R. Voigtländer in Bad Kreuznach.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Erinnerungen
an
Friedrich von Uechtritz
und seine Zeit
in Briefen von ihm und an ihn.
Mit einem Vorwort
von
Heinrich von Sybel.
Hierzu ein Portrait in Lichtdruck, nach einer Zeichnung von C. F. Lessing.

Inhalt: Vorwort. — Aus Friedrich von Uechtritz's Leben. Von Th. Paur. — Briefe von Friedrich von Uechtritz an seine Eltern und Geschwister. — Briefe Ludwig Tieck's. — Briefe von Friedrich von Uechtritz an seine Schwester, als Einleitung zu Dorothea Tieck's Briefen. — Briefe Dorothea Tieck's. — Briefwechsel zwischen Friedrich von Uechtritz und C. Schnaase. — Briefwechsel zwischen Friedrich von Uechtritz und Friedrich Hebbel. — Briefwechsel zwischen Friedrich von Uechtritz und Rudolph Köpke. — Briefe verschiedener Künstler und Schriftsteller an Friedrich von Uechtritz. — Schluß.

gr. 8. **Preis geheftet: M 7. — Elegant gebunden: M 9. —**

Neueste Romane aus d. Verlage v. Hermann Costenoble in Jena.

Baudissin, Gräfin, Reuchlin. Roman. 2 Bde. Mk. 8.—
Byr, Rob., Soll ich? Roman. 2 Bde. M. 4.—
König, E. A., Va banque. Roman. 2 Bde. Mk. 9.—
Möllhausen, B., Der Haushofmeister. Roman. 3 Bde. Mk. 14.—
Schubin, Ossip, Bravo rechts. Eine lustige Sommergeschichte. M. 7,50.
Winterfeld, A. v., Die Todtenköpfe. Kom. Roman. 3 Bde. Mk. 15.—
" " " **Modelle.** Humor.-socialer Roman. 2. Aufl. Mk. 3.—

Soeben erschien:

Architektonik
der
Hellenen | **Römer**
von
Dr. R. Adamy.

Erste Lieferung mit 20 Holzschnitten Preis 3 Mark. Vollständig in 3 Lieferungen mit 135 Holzschnitten. Preis 13 Mark.

Erste Lieferung mit 23 Holzschnitten Preis 3 Mark. Vollständig in 3 Lieferungen mit 108 Holzschnitten. Preis 9 Mark.

Adamy's Hellas und **Rom** sind von der gesammten Presse als ein herrliches und **epochemachendes** Werk bezeichnet. Das Buch ist durch jede Buchhandlung zur Ansicht zu beziehen. Ausführlicher Prospect gratis.

Hannover. **Helwing'sche Verlagshandlung.**

Fr. Spielhagen's
Sämmtliche Werke
in 100 Lieferungen à 50 Pf.
Prospecte und Lfg. 1. u. 2. in allen Buchhandl. vorräthig.
Verlag v. L. STAACKMANN in Leipzig.

Für Kunstfreunde.
Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Prachtwerke, Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Dahl, Tizian, Canova, Rubens,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Redaction und Expedition, Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 47. Berlin, den 22. November 1884. Band XXVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Braunschweigische Erbfolge. Historisch-juristische Erörterungen. Von Karl Braun-Wiesbaden. — **Literatur und Kunst:** Beethoven und Amalie Seebald-Krause. Mit bisher ungedruckten Briefen. Von Alfr. Chr. Kalischer. — Carl von Noorden's historische Vorträge. Besprochen von Georg Winter. — Etwas über ungarische Kunst. Von H. Goverts. — **Feuilleton:** Die Wirthin. Von F. M. Dostojewsky. Frei nach dem Russischen von Wilhelm Goldschmidt. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Wera, Schauspiel von A. Weimar. Von Z. — Aus den Concertsälen. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Die Braunschweigische Erbfolge.

Historisch-juristische Erörterungen.

Von Karl Braun-Wiesbaden.

Wenn vor fünfzig Jahren ein Fall, wie der gegenwärtig in Braunschweig vorliegende, eingetreten wäre, so würde dies zu endlosen Schreibereien und Verhandlungen am Bundestag geführt haben, wofür die Debatten über die braunschweig-hannoverschen Differenzen, sowie über die sogen. „Braunschweiger Revolution" und die Regierungsunfähigkeitserklärung gegen weiland Herzog Karl in der Zeit von 1826 bis 1831 einen kleinen Vorgeschmack geben. Auch würde der schwache Bundestag schwerlich im Stande gewesen sein, Einmischungen des Auslandes in innere deutsche Angelegenheiten abzuwehren. Wäre aber der Fall vor hundertundfünfzig Jahren eingetreten, so würden darob bei dem Reichshofrath und dem Reichskammergericht ein paar Dutzend Processe entstanden sein: in petitorio, in possessorio, in ordinario, in extraordinario, in summario und in summariissimo; und selbst die schleunigste Proceßart würde eine Zeitdauer von wenigstens ein bis zwei Jahrhunderten in Aussicht gestellt haben, so daß wohl ein oder der andere heißblütige Interessent versucht haben würde, sich auf dem Wege rein factischen Vorschreitens in Avantage zu setzen. Zwar hat auch heute der Herzog von Cumberland versucht, den gordischen Knoten zu durchhauen. Allein es ist ihm nicht gelungen. Er hat den Knoten nicht einmal getroffen.

Der heutige verfassungsmäßige Zustand des deutschen Reiches bietet uns die Gewißheit, daß die Frage, um die es sich handelt, ohne Einmischung Dritter, und ohne auch nur einen Augenblick den Frieden, die Ruhe und den Rechtszustand in Deutschland, oder auch nur in Braunschweig, zu gefährden, durch die berufenen Factoren und constituirten Gewalten im deutschen Reich in kürzester Frist zum definitiven Austrag gelangen wird, und zwar nicht, wie früher, nach vorwiegend particularistischen, familien- und privatrechtlichen Grundsätzen und Interessen, sondern nach großen nationalen, staatsrechtlichen und politischen Gesichtspunkten. Ich will versuchen, in dem Nachstehenden die Lage von jetzt und von ehedem mit einigen Strichen historisch-juristisch zu skizziren.

Vor beinahe einem Vierteljahrhundert wurde in Büchern und in der Presse ein lebhafter Streit darüber geführt, was inbetreff der Thronfolge in dem Herzogthum Braunschweig-Lüneburg Rechtens sei, wenn der Herzog Wilhelm ohne Leibeserben versterbe. Für die Succession der jüngeren Welfenlinie in Hannover stritt der Professor Zachariä in Göttingen; für „die prioritätischen Ansprüche Preußens" Dr. Otto Bohlmann in seiner mit Stammtafeln und einem Urkundenbuch versehenen „Denkschrift" (Berlin 1861). Wer sich über die damals schwebenden Controversen unterrichten will, der soll diese „Denkschrift" zur Hand nehmen, ohne sich durch die anmaßende und zum Theil von unrichtigen Unterstellungen ausgehende Polemik Zachariä's beirren zu lassen.

Obgleich nun nach der Natur der Dinge der Augenblick, in welchem der Herzog Wilhelm mit Tod abgehen, und jener Fall, welcher die gestellte Streitfrage veranlaßte, immer näher treten mußte, so ist doch in der Literatur und in der Presse die damals so lebhaft gepflogene Erörterung in einer fast auffälligen Weise in den Hintergrund getreten. Es schien, als hätten die streitenden Theile die Oeffentlichkeit nicht für das opportune Feld erachtet, auf welchem die Streitigkeiten schließlich zum Austrag gebracht werden könnten. Was inzwischen in Braunschweig durch die Landesgesetzgebung geschah, ist bekannt. Die von ihr gemachten Anordnungen hatten nicht den Zweck, sofort einen Successionsberechtigten auf den leer gewordenen Thron zu berufen, sondern Vorkehrung zu treffen, damit der Uebergang, ohne die Ruhe und den Frieden des Landes zu bedrohen, und überhaupt ohne alle Störung verlaufe. Wenn ich, wie heute, die Controversen-Literatur von Anfang der sechsziger Jahre wieder zur Hand nehme, so kann ich doch, bei aller Anerkennung für die Leistungen derselben, nicht verhehlen, daß dieselben in einem gewissen Sinne durch die Ereignisse überholt und somit theilweise veraltet sind.

Diese Ereignisse sind die von 1866 und von 1870.

Im Jahre 1866 wurde das Königreich Hannover der preußischen Monarchie einverleibt. Mag man über diese Annexion, richtiger Debellation, denken, was man will, sie bildet ein von den politischen Gewalten anerkanntes geschichtliches Ereigniß, welches bei Beurtheilung der Successionsfragen schwer in das Gewicht fällt. Es ist als eine von dem europäischen Concert anerkannte historisch-politische Thatsache zu betrachten, daß die jüngere welfische Linie aufgehört hat, zu regieren und von der Thronfolge in Hannover definitiv ausgeschlossen ist. Nun existiren zahlreiche alte und neue Familien- und Erbverträge zwischen Braunschweig und Hannover, welche alle vorzugsweise den einen Zweck im Auge behalten, die Wiedervereinigung der zwischen den verschiedenen welfischen Linien und Dynastien getheilten Territorien und Landesgebiete zu sichern, so daß die braunschweigischen und hannoverschen Lande niemals gänzlich von einander getrennt, sondern, sobald eine der betreffenden Dynastien ausstirbt, mit einander zu einem ungetheilten Gebiete verschmolzen werden sollen. Wenn nun das Land Braunschweig in Gemäßheit dieser Vorschriften nach dem Tode seines letzten Herzogs an Hannover fällt, d. i.

Digitized by Google

an das Land Hannover, welches von der Dynastie der Hohenzollern beherrscht wird und einen integrirenden Bestandtheil der preußischen Monarchie bildet, so bedarf es nicht mehr einer Prüfung der weiteren preußischen Successionsansprüche Preußens an das Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel, welche in der oben angezogenen staatsrechtlichen Literatur für und wider behandelt werden. Vielmehr genügt der Umstand, daß die jüngere welfische Linie in Hannover nicht mehr regiert und nicht mehr succediren kann, um Braunschweig nach dem Aussterben der älteren welfischen Linie mit dem nunmehr preußischen Hannover zu verschmelzen. Diese Auffassung ist im Reichstag s. Z. von dem Abg. Waldeck, der ein ebenso scharfsinniger Jurist als politischer Unitarier war, ohne Widerspruch ausgesprochen worden, und der vormalige hannoversche Justizminister Dr. A. Leonhardt ist derselben bei einer späteren parlamentarischen Gelegenheit in seiner amtlichen Eigenschaft als preußischer Minister in allen wesentlichen Stücken beigetreten. Allerdings, der Reichskanzler hat sich gegenüber der Waldeck'schen Interpellation nicht ausgesprochen. Das ist zu begreifen. Denn er kannte nicht die Ansicht des Bundesraths, und es lag auch damals kein Grund vor, einen Bundesrathsbeschluß über diese Frage hervorzurufen.

In der gegenwärtigen Lage der Braunschweiger Angelegenheit scheint der Bundesrath ein einmüthiges Vorschreiten in Aussicht stellen zu wollen. Allerdings mit Ausnahme der Regierung des Fürstenthums Reuß älterer Linie, welche dem Regentschaftsrathe von Braunschweig eine der Reichs- und Landesgesetzgebung entsprechende Vertretung im Bundesrathe verweigert und eventuell eine chronische Enthaltung des eigenen Votums ihrerseits in Aussicht stellt, — eine Abstinenz, welche vielleicht legitimistisch ist, aber gewiß nicht politisch, die aber glücklicher Weise nicht geeignet erscheint, eine Erschütterung des deutschen Reiches und seiner Verfassung herbeizuführen. So viel über 1866.

Nun noch ein Wort über die Ereignisse von 1870 und die Wiederherstellung von Kaiser und Reich, welche aus denselben hervorging. Es steht außer Zweifel, daß ursprünglich die Herzoge und die Grafen in den deutschen Ländern und Gauen nicht kraft eigenen Rechtes, sondern im Namen und Auftrage des deutschen Königs (oder Kaisers) regierten, daß sie nichts waren als kaiserliche Beamte, welche von dem Kaiser an- und abgestellt wurden. Später wurden diese Reichsämter erblich. Der Begriff der Amtsgewalt fiel mit dem des Territorialbesitzes untheilbar zusammen; und die so entstandenen Fürstenthümer galten als Reichslehen. Eichhorn hat nachgewiesen, daß noch im dreizehnten Jahrhundert der Gedanke in Deutschland vorherrschte, daß die durch kaiserliche Belehnung übertragene fürstliche Macht eine Amtsgewalt sei; und auch als sich aus der Territorialgewalt die Staatsgewalt entwickelt hatte, so blieb sie doch stets ihrem Wesen nach eine dem Kaiser untergeordnete, obrigkeitliche Macht, welche beschränkt, aber zugleich auch beschirmt wurde durch die alte deutsche Reichsverfassung.

„Der Kaiser", sagt Johann Jacob Moser in dem um 1740 erschienenen und als zweifellose Autorität geltenden „Grundriß der heutigen Staatsverfassung des teutschen Reiche, zum Gebrauch bei academischen Lectionen" (5. Aufl., S. 143, lib. I., Cap. 4, § 4) „verleihet in seinem und des Reiches Namen alle Reichslehen und alle vürnehmen Reichsstände sind seine Vasallen." Nun existirt aber eine von dem Kaiser Maximilian II. herrührende, auf reichsverfassungsmäßige Weise zu Stande gekommene und später in eine Eventualbelehnung verwandelte Exspectanz vom Jahre 1574, Inhalts deren Preußen beim Aussterben des welfischen Mannesstammes unmittelbar hinter diesem in sämmtliche welfische Lande zur Succession berufen wird und jede anderweitige cognatische Succession ausschließt.

Nach deutschem Recht ist zu unterscheiden zwischen agnatischer und cognatischer Blutsverwandtschaft. Unter der Ersteren versteht man die Blutsverwandtschaft durch Mannesstamm, und zwar unter Beschränkung auf Männer. Sie gilt bei streng feudaler Succession. Alle, welche durch Weiber verwandt sind und auch die Weiber, welche durch Männer verwandt sind, werden nur als Cognaten und nicht als Agnaten betrachtet und behandelt. Nachdem nun im Jahre 1806 mit dem Aufhören des alten römischen Reiches deutscher Nation auch der Reichslehnsverband erloschen, ist für die welfischen Lande dasjenige Erbrecht wieder erwacht, welches im Welfenhause vor dem Beginn des Reichslehensverbandes geherrscht hat. Nach diesem Erbrecht kann nicht Hannover, im achtzehnten agnatischen Grade, vor den näheren Cognaten succediren.

Man muß hier nämlich unterscheiden zwischen dem **Feudum datum**, dem geschenkten Lehen, und dem **Feudum oblatum**, dem angetragenen Lehen. Das Letztere entsteht dadurch, daß der bisherige freie Allodialbesitzer seinen Besitz einem Mächtigeren zum Lehen anträgt: das Erstere dadurch, daß der Mächtigere das ihm bisher zustehende Eigenthum dem Vasallen zum Lehen gibt. Ein Lehen letzterer Art ist bekanntlich Braunschweig. Denn Kaiser Friedrich II. hat den weiblichen Erben Heinrichs des Löwen Braunschweig abgekauft und dann dieses sein unbestrittenes Eigenthum Otto dem Kinde zum Lehen gegeben. Es ist also ein gegebenes und nicht ein angetragenes Lehen. Bei dem Feudum datum findet aber die streng agnatische Erbfolge nicht statt. Es sind daher die Cognaten in das Auge zu fassen. Nun ist allerdings das Haus Brandenburg-Hohenzollern erst im achten cognatischen Grade mit Braunschweig verwandt, während die Häuser Württemberg, Weimar u. s. w. weit näher stehen. Aber diese näher stehenden cognatischen Häuser werden wieder ausgeschlossen durch die bereits erwähnte Exspectanz von 1574, welche jedes Zwischen-Einschieben einer nichtbrandenburgischen Cognatenlinie von vornherein ausschließt. Der kaiserliche Brief vom 10. Juni 1574 dehnt nämlich die früher auf das Land Grubenhagen beschränkte Exspectanz aus auf sämmtliche Gebiete von Braunschweig und Lüneburg „mit allen denselben zubehörigen Grafschaften, Herrschaften, Schlössern, Städten, Flecken, Märkten, Privilegien, Rechten, Gerechtigkeiten und Zubehörungen"; und Kaiser Maximilian II. erklärte, daß er „seinem lieben Oheim und Kurfürsten Markgrafen Johann Georg zu Brandenburg und seiner Lieb männlichen ehelichen Leibes-Erben und Erbes-Erben auf den Fall, daß alle Herzoge zu Braunschweig und Lüneburg und derselben Erben, für und für, ohne männliche Leibes- und Lehenserben absterben, die Anwartung an allen ihrer Liebden Braunschweig'schen und Lüneburgischen Landen, so viel deren von Uns und dem Heiligen Römischen Reich zu Lehen herrühren, in Gnaden verleihen und alle entgegenstehenden Ansprüche für null und nichtig erklären wolle."

Wir wollen hier nicht auf eine Untersuchung darüber, ob und inwieweit in reichslehenrechtlicher Beziehung der gegenwärtige deutsche Kaiser an die Stelle des früheren römischen Kaisers getreten, des Näheren eingehen. Es ließe sich darüber Mancherlei sagen. Allein es würde uns diese allgemeine Erörterung von unserem speciellen Gegenstande, der Succession in dem Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel, allzuweit abführen. So viel aber scheint mir außer Zweifel, daß die Verleihung vom 10. Juni 1574 auch heute noch zu Recht besteht und die übrigen Cognaten, auch die dem Grade nach näheren, ausschließt.

Um einen weiteren Beleg für die eigenthümliche Verwickelung der Sache zu geben, will ich nur Folgendes anführen: Das jetzige Herzogthum Braunschweig ist aus sehr verschiedenen Gebieten und Territorialfragmenten zusammengesetzt worden. Die Verfassung von 1832, welche eine Wohlthat für das Land war, obgleich die kurzsichtig-conservative Politik des österreichischen Staatskanzlers Fürsten Metternich nicht aufhörte, dieselbe zu verlästern und zu bekämpfen, garantirt ja die politische Einheit nach innen, d. h. zwischen Fürst, Volk und Land. Gleichwohl wird in Zweifel gezogen, ob dasselbe Erbfolgerecht hinsichtlich aller dieser verschiedenen Landesbestandtheile gilt und die Verfassung im Stande war, wohlerworbene Rechte Dritter abzuschaffen oder auch nur zu berühren. Ein Beispiel hierfür bietet ein Theil von Blankenburg, über welchen einen Theil ein Proceß zwischen den Grafen von Stolberg und den Herzogen von Braunschweig vor dem Reichskammergerichte schwebte und noch nicht zu Ende gelangt war, als 1806 das heilige römische Reich und das

Digitized by Google

Reichskammergericht aufhörten zu existiren. Der jetzt regierende Graf zu Stollberg-Wernigerode hat versucht, den Proceß von damals vor den jetzigen braunschweig'schen Gerichten wieder aufzunehmen, um ihn ordnungsmäßig zu Ende zu führen. Soviel ich weiß, ist bis jetzt die Wiederaufnahme vor den braunschweig'schen Gerichten nicht gelungen. Allein man kann schwerlich behaupten, daß deshalb die Streitfrage aufgehört hat zu existiren.

Ich habe mich bemüht, alle die zahlreichen Streitfragen auf möglichst einfache Gesichtspunkte zurückzuführen und mich darauf beschränkt, einige allgemeine Umrisse zu geben. Um die Sache kunstgerecht in alle historisch-juristisch-publicistischen Einzelheiten zu verfolgen, müßte man nach Art des 17. Jahrhunderts einen Folianten schreiben. Ich habe indeß keine Lust, einen solchen zu verfassen, eben so wenig, wie das Publikum Zeit hat, einen solchen zu lesen. Nur als ein Beispiel der Kampfweise will ich noch Folgendes anführen: Man hat die Erbfolgefähigkeit des hannoverschen Königshauses u. A. auch wegen Unebenbürtigkeit, d. i. wegen einer Mißheirath, angegriffen, indem man sagt, Frau Leonore d'Olbreuse, die Gemahlin des Herzogs Georg Wilhelm von Celle, des Schwiegervaters des Königs Georg I., sei nicht ebenbürtig gewesen. Dies ist falsch: Leonore d'Olbreuse war von dem Kaiser zum Range einer deutschen Herzogin erhoben, und zwar ganz innerhalb seiner kaiserlichen Befugniß und Rechte. An der Ebenbürtigkeit der Ehe ist also gar nicht zu zweifeln. Uebrigens würde sich jener Vorwurf, wenn er ebenso begründet wäre, wie er es nicht ist, auch gegen die preußische Erbfolgefähigkeit richten. Denn die Königin Sophie Dorothea, die Gemahlin Friedrich Wilhelms I., war eine Enkelin jener Dame. Vielleicht wäre es — ich kann diese Bemerkung hier nicht unterdrücken — überhaupt an der Zeit, die Frage der Ebenbürtigkeit, welche in Deutschland eine Rolle spielt, wie in keinem anderen Lande der Welt, einer legislativen Revision zu unterziehen. Der jetzige Zustand erzeugt nur Unordnung, Unsicherheit und zahllose Processe.

Doch genug von dem Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel.

Sprechen wir nun von dem Fürstenthum Oels, das in der Provinz Schlesien liegt, einen Flächeninhalt von 37,25 Quadratmeilen hat und 8 Städte, 1 Flecken, 324 Dörfer und 104 Vorwerke zählt. Dies Fürstenthum, das früher einen Theil der Besitzungen der Herzoge von Glogau ausmachte, erhielt 1309 durch Erbtheilung einen besonderen Herzog, den Fürsten Conrad von Oels. Ich muß hier die nicht uninteressante Geschichte von Oels übergehen. Bis 1742 Lehn der Krone Böhmen, ist es seitdem ein Lehn der Krone Preußen, und zwar ein Thronlehn im eigensten Sinne dieses Wortes. Nach dem Aussterben des Hauses Braunschweig durch den kinderlosen Tod der Herzoge Karl und Wilhelm ist das Lehn an Preußen zurückgefallen, und da der Kaiser, als König von Preußen, nach dem Kriege von 1870 dem Kronprinzen die Eventualbelehnung auf Oels ertheilt hat, wie ja auch früher die Belehnung auf Oels verdienten Heerführern ertheilt ward, so befindet sich jetzt Oels in unbestrittenem und unbestreitbarem Besitz des Kronprinzen. Die Frage Oels ist also außerordentlich einfach. Sie erhält eine besondere Verwickelung erst durch die Beimischung von Allodialgütern und durch das seltsame, formell und materiell mangelhafte Testament, das der Herzog Wilhelm von Braunschweig hinterlassen. Die letzten Herzoge Karl und Wilhelm von Braunschweig haben 1824 ein Fideicommiß errichtet, welches sich nicht nur auf die Lehns-, sondern auch auf die Allodialgüter von Oels erstreckt, welche Letzteren mit den Ersteren so im Gemenge liegen, daß bezweifelt wird, ob sie in natura herausliquidirt werden können. Nun ist eben jenes Fideicommiß rechtlich erloschen. Die Lehnsgüter fallen also dem neuen Vasallen des Königs, die Allodialgüter dagegen dem Erben des letzten Eigenthümers zu. Es fragt sich also: Wer ist der Erbe des Herzogs Wilhelm? Derselbe hat ein Testament hinterlassen. Allein dasselbe enthält keine Erbeinsetzung, sondern nur Vermächtnisse oder Legate. In Ermangelung von Testamentserben entsteht die Frage nach den gesetzlichen Erben, und hier erheben sich wieder Zweifel über das Gesetz, welches zur Anwendung kommt für die Frage der Intestaterbfolge, ob das Gesetz der belegenen Sache, oder das des Wohnsitzes des Erblassers.

Die obige Skizze wird, so fürchte ich, zuweilen den Anschein erregen, als liege der Fall sehr kraus und verworren, Dies ist jedoch keineswegs der Fall aus den im Eingange hervorgehobenen politischen Gründen. Die ganze Sache hat also durchaus nichts Beunruhigendes: Wir wissen, daß die Entscheidung in treuer, gerechter und kräftiger Hand ruht.

Literatur und Kunst.

Beethoven und Amalie Sebald-Krause.

Mit bisher ungedruckten Briefen.

Von Alfr. Chr. Kalischer.

Wer mit Beethoven's Lebensgeschichte vertraut ist, wird wohl erkannt haben, daß der altberühmte Badeort Teplitz darin keine untergeordnete Rolle spielt. In Teplitz suchte der rastlos schaffende Meister nicht allein Stärkung für seinen leidenden Körper; hier, wo aus allen Gauen der deutschen Zunge die Ritter des Geistes zusammenkamen, um in zwanglosem Verkehr einen heilsamen Ideenaustausch zu pflegen, durfte auch Beethoven stets hoffen, im Umgange mit Geistesverwandten Erquickung zu finden.

In diesem Betracht war die Teplitzer Badesaison im Jahre 1811 besonders ereignißreich für Beethoven. In diesem Jahre lernte er den gesammten Varnhagen-Rahel'schen Kreis daselbst kennen und verehren und ward bald der verhätschelte Liebling dieser ganzen geisteserlauchten Gesellschaft. Auch Tiedge, der Dichter der „Urania", und seine Gefährtin, die Gräfin Elise von der Recke gehörten diesem edlen Bunde an — und mit beiden zumal schloß Beethoven bald innige Freundschaft; diese waren ihm ja auch die congenialsten Seelen aus jenem großen Kreise bevorzugter Geister.

Aber viel wichtiger für ihn und sein leidendes Herz ist es denn freilich, daß sich hier in Teplitz seiner starken Seele eine Liebesleidenschaft bemächtigte, die lange Zeiten hindurch tiefe Spuren in seinem Gemüthe zurückließ. Diese Herzenskönigin war Amalie Sebald aus Berlin.

Der Name Sebald gehörte damals in Berlin vornehmlich in den Annalen der Berliner Singakademie zu den bekanntesten und bevorzugtesten. Mehrere Fräulein Sebald ragen als Solosängerinnen der Singakademie hervor — in erster Reihe glänzen die hochmusikalischen Schwestern Auguste und Amalie Sebald.

Letztere, die nachmalige Frau Justizrath Krause in Berlin, trat 1801 als Mitglied in die Berliner Singakademie ein. Noch jetzt lebt eine Schwägerin von ihr, die verwittwete Frau Polizeidirector Sebald in Berlin. Durch die außergewöhnliche Liebenswürdigkeit dieser greisen Dame bin ich nun gerade in die angenehme Lage versetzt, über Amalie Sebald-Krause allerlei interessante Dinge mitzutheilen, die wohl geeignet sind, ihre Beziehungen zu Beethoven in ein helleres Licht zu setzen.

Amalie Sebald ist am 24. August 1787 zu Berlin geboren. Schon frühzeitig zeichnete sie sich durch ihr musikalisch-geistreiches Wesen aus. Ihr wunderschöner Sopran erweckte allgemeine Bewunderung. Ihren Talenten und ihrem persönlichen Liebreiz hatte es die dem guten Mittelstande angehörende Dame zu verdanken, daß sie nach und nach in den vornehmsten Kreisen heimisch wurde, ja sich sogar — als Sängerin wie als Lehrerin — die Freundschaft von Prinzessinnen erwarb. Amalie war eine vielumschwärmte und vielumworbene Jungfrau. Der Generalintendant der Berliner Hoftheater, Graf von Brühl, gehörte zu ihren glühendsten Verehrern.

Als Amalie Sebald im Sommer 1811 in Teplitz dem etwa 41jährigen Beethoven gegenübertrat, war sie etwa

Digitized by Google

42 Jahre alt, also in der Vollkraft ihrer Frauenschönheit. Musikalischer Zauber in Verbindung mit Holdseligkeit des Erscheinens verfehlte denn auch nicht, auf des Meisters empfängliches Gemüth einen tiefen Eindruck zu machen.

Nebenbei bemerkt, unterlag ein Jahr später auch Karl Maria von Weber demselben Doppelzauber, den diese dunkeläugige Dame ausstrahlte.

Im Jahre 1811 soll ihr übrigens Justizrath Krause in Berlin einen Heirathsantrag gemacht haben, ohne daß sich Amalie irgendwie gebunden hätte.

Daß Beethoven, von der Macht und Gewalt ihrer Erscheinung bezwungen, sich schnell genug in den Rosenbanden der Liebe befand, erfahren wir zunächst aus einem Briefe, den er aus Teplitz noch am 6. September 1811 an Tiedge nach Dresden richtete. Das Herz war ihm endlich einmal wieder aufgegangen, das leuchtet in angenehmer Gewißheit daraus hervor. So schließt dieser Brief:

„Nun leben Sie so wohl, als es nur immer die arme Menschlichkeit kann, der Gräfin einen recht zärtlichen und doch ehrfurchtsvollen Händedruck, der Amalie einen recht feurigen Kuß, wenn uns Niemand sieht, und wir zwei umarmen uns wie Männer, die sich lieben und ehren dürfen; ich erwarte wenigstens ein Wort ohne Zurückhaltung, und dafür bin ich ein Mann. Beethoven."

Unterm 8. August hatte Beethoven aber seiner theuren Amalie Sebald ins Stammbuch geschrieben:

„Ludwig van Beethoven, den Sie, wenn Sie auch wollten,
Doch nicht vergessen sollten."

Im folgenden Jahre, 1812, sollte Beethoven's Liebesroman Entwickelung und Endschaft erleben. Dies geschah jedoch erst im September des Jahres, als der damals sehr leidende Meister zum zweiten Male nach Teplitz kommen mußte, um hier Heilung für seine anhaltende Krankheit zu suchen.

Amalie Sebald verbrachte diese ganze Badesaison wieder mit ihrer Mutter, der Frau Justizcommissarius Wilhelmine Sebald, in Teplitz.

Alle die zarten, verborgenen Regungen und Phasen dieses Beethoven'schen Liebeslebens sind uns ziemlich klar und vernehmlich in acht vorhandenen kleinen Billets aufgezeichnet, die am besten und schönsten Licht ins Ganze bringen.

Beethoven schreibt an Amalie unterm 16. September 1812 wie folgt:

I.

Tyrann ich?! Ihr Tyrann! Nur Mißdeutung kann Sie dies sagen lassen, wie wenn eben dieses ihr Urtheil keine Uebereinstimmung mit mir andeutete! Nicht Tadel deswegen; es wäre eher Glück für Sie — ich befand mich seit gestern schon nicht ganz wohl, seit diesem Morgen äußerte sich's stärker; etwas Unverdauliches für mich ist die Ursache davon, und die reizbare Natur in mir ergreift ebenso das schlechte als das gute, wie es scheint; wenden Sie dies jedoch nicht auf meine moralische Natur an; „die Leute" sagen nichts, es sind nur Leute; sie sehen sich meistens in andern nur selbst, und das ist eben nichts; fort damit, das gute Schöne braucht keine Leute. Es ist ohne alle andere Beihülfe da, und das scheint denn doch der Grund unseres Zusammenhaltens zu sein. Leben Sie wohl, liebe Amalie; scheint mir der Mond heut Abend heiterer als den Tag durch die Sonne, so sehen Sie den kleinsten, kleinsten aller Menschen bei sich.

Ihr Freund Beethoven.

II.

Liebe gute Amalie. Seit ich gestern von Ihnen ging, verschlimmerte sich mein Zustand und seit gestern Abend bis jetzt verließ ich noch nicht das Bett, ich wollte Ihnen heute Nachricht geben und glaubte dann wieder mich dadurch Ihnen so wichtig scheinen machen zu wollen, so ließ ich es sein. Was träumen Sie, daß Sie mir nichts sein können; mündlich wollen wir darüber, liebe Amalie, reden; immer wünschte ich mir, daß Ihnen meine Gegenwart Ruhe und Frieden einflößte und daß Sie zutraulich gegen mich wären; ich hoffe, mich morgen besser zu befinden und einige Stunden werden uns noch da während Ihrer Anwesenheit übrig bleiben, in der Natur uns beide wechselseitig zu erheben und zu erheitern. — Gute Nacht, liebe Amalie, recht viel Dank für die Beweise Ihrer Gesinnungen für Ihren Freund

Beethoven.

In Tiedge will ich blättern.

III.

Ich melde Ihnen nur, daß der Tyrann ganz sklavisch an das Bett gefesselt ist. — So ist es! ich werde froh sein, wenn ich nur noch mit dem Verlust des heutigen Tages durchkomme. Mein gestriger Spaziergang bei Anbruch des Tages in den Wäldern, wo es sehr neblicht war, hat meine Unpäßlichkeit vergrößert und vielleicht meine Besserung erschwert. Tummeln Sie sich derweil mit Russen, Lappländern und Samojeden herum und singen Sie nicht zu sehr das Lied: „Es lebe hoch" Ihr Freund Beethoven.

Die hier und noch fernerhin auftauchenden „Lappländer und Samojeden" sind jedenfalls nur eine humoristische Ausdrucksweise Beethoven's für die nordländischen Freunde und Verehrer, die seine Herzenskönigin umschwärmten. Am Ende regte sich in Beethoven schon der Dämon der Eifersucht.

IV.

Es geht schon besser. Wenn Sie es anständig heißen, allein zu mir zu kommen, so können Sie mir eine große Freude machen, ist aber, daß Sie dieses unanständig finden, so wissen Sie, wie ich die Freiheit aller Menschen ehre, und wie Sie auch immer hierin und in anderen Fällen handeln mögen, nach Ihren Grundsätzen oder nach Willkür, mich finden Sie immer gut und als Ihren Freund

Beethoven.

V.

Ich kann Ihnen noch nichts bestimmtes über mich sagen, bald scheint es mir besser geworden, bald wieder im alten Geleise fortzugehen, oder mich in einen längeren Krankheitszustand versetzen zu können. Könnte ich meine Gedanken über meine Krankheit durch ebenso bestimmte Zeichen als meine Gedanken in der Musik ausdrücken, so wollte ich mir bald selbst helfen — auch heute muß ich das Bette noch immer hüten. Leben Sie wohl, und erfreuen Sie sich Ihrer Gesundheit, liebe Amalie. Ihr Freund

Beethoven.

VI.

Die Krankheit scheint nicht weiter voranzugehen, wohl aber noch zu kriechen, also noch kein Stillstand! Dies alles, was ich Ihnen darüber sagen kann. — Sie bei sich zu sehen, darauf muß ich Verzicht thun, vielleicht erlassen Ihnen Ihre Samojeden heute Ihre Reise zu den Polarländern, so kommen Sie zu Beethoven.

Des Weiteren entnehmen wir nun zu unserer Genugthuung, daß die vielbegehrte Amalie denn doch von Herzen bereit war, Samariterdienste bei ihrem kranken Freunde zu leisten, um so seine Seele mit noch magischerem Bande an sich zu ketten. Beethoven's Dank ist ohne Grenzen.

VII.

Dank für Alles, was Sie für meinen Körper gut finden, für das Nothwendigste ist schon gesorgt — auch scheint die Hartnäckigkeit der Krankheit nachzulassen. — Herzlichen Antheil nehme ich an Ihrem Leid, welches auf Sie durch die Krankheit Ihrer Mutter kommen muß. — Daß Sie gewiß gern von mir gesehen werden, wissen Sie, nur kann ich Sie nicht anders, als zu Bette liegend empfangen. — Vielleicht bin ich morgen im Stande aufzustehen. — Leben Sie wohl, liebe gute Amalie. Ihr etwas schwach sich befindender Beethoven.

Auf einem letzten Billet steht:
Von Am. Sebald's Hand:

Mein Tyrann befiehlt eine Rechnung — da ist sie:

Ein Huhn 1 fl. W. W.
die Suppe 9 X.

Von Herzen wünsche ich, daß sie Ihnen bekommen möge.

Digitized by Google

Dann von Beethoven's Hand:

Tyrannen bezahlen nicht, die Rechnung muß aber noch quittirt werden, und das könnten Sie am besten, wenn Sie selbst kommen wollen N.B. mit der Rechnung zu Ihrem gedemüthigten Tyrannen. — —

Diese Briefchen mit ihrem mannigfachsten Inhalt lassen uns das reine, kindliche, zarte und edelsinnige Gemüth des leidensvollen Meisters wieder in seinem prächtigsten Glanze erscheinen.

Diese Liebe zehrte nun aber rastlos an Beethoven's Herzen, obwohl er es sich selbst nicht, noch viel weniger Anderen recht eingestehen mochte. Erst etwa vier Jahre nach diesem letzten Zusammensein, im Jahre 1816, kam es ans Tageslicht, wie tief Amalie Sebald in seinem Herzen thronte. —

Es war die letzte glühende Herzensleidenschaft dieses scheinbar so starren, verschlossenen Geistes. Beethoven trug die ahnungsvolle Ueberzeugung in sich, daß er hoffnungslos liebe. All' der tiefe Unmuth, aller Gram, der sich in Beethoven's Leben von 1812—1816 kundgibt, ist wohl zum großen Theile auf seine unglückliche, hoffnungslose Liebe zu Amalie Sebald zurückzuführen. — An den Tag kam es durch die mit Beethoven sehr befreundete Pensionsvorsteher-Familie Giannatasio del Rio, in deren Hause auch des Meisters zärtlich geliebter Neffe Karl längere Zeit erzogen wurde.

Während eines Sommeraufenthaltes in Baden, 1816, war es, wo Giannatasio del Rio wieder einmal mit Beethoven auf der Promenade über dessen häusliche Misère sprach. Die Schwestern del Rio gingen unmittelbar hinter ihnen. Hier klagte Beethoven besonders über seine einsame Lebenslage. Da äußerte Herr Giannatasio, Beethoven könne sich von diesem traurigen Uebelstande seiner häuslichen Verhältnisse nur durch ein eheliches Band befreien, und ob er Niemand kenne ꝛc. „Da", so erzählt das eine Fräulein del Rio, „war denn unsere langgenährte Ahnung bestätigt: ‚er liebe unglücklich'! Vor fünf Jahren habe er eine Person kennen gelernt, mit welcher sich näher zu verbinden er für das höchste Glück seines Lebens gehalten hätte. Es sei nicht daran zu denken, fast Unmöglichkeit, eine Chimäre, dennoch ist es jetzt noch wie am ersten Tage. Diese Harmonie, setzte er hinzu, habe er noch nicht gefunden! Doch es ist zu keiner (?) Erklärung gekommen, er habe es noch nicht aus dem Gemüth bringen können!" — So weit Fräulein del Rio.

Hier war unserem Beethoven einmal die Ahnung geworden, daß „Heirathen doch glücklich machen könne", denn hier fand er in harmonischem Bunde in einem und demselben Frauenwesen tiefstes Kunstgefühl, äußeren Liebreiz und die wohlthuendste weibliche Anmuth und Würde. Man hat darum nicht so Unrecht, wenn man den in dieser Epoche entstandenen wunderschönen „Liederkreis an die ferne Geliebte" mit dieser Beethovenliebe zu Amalie Sebald in Verbindung bringt, und ebenso auch aus einem Briefe an Ferdinand Ries vom 8. März 1816 diese Stelle: „Alles Schöne an Ihre Frau, leider habe ich keine, ich fand nur eine, die ich wohl nie besitzen werde, — bin aber darum kein Weiberfeind."

Daß es zu „keiner Erklärung gekommen", erscheint doch problematisch, wenn man den oben mitgetheilten Inhalt des zweiten jener acht Billets-doux damit vergleicht.

Beethoven's Angebetete selbst hat sich höchstwahrscheinlich im Jahre 1815 mit dem Justizrath Krause in Berlin verheirathet. Frau Polizeidirector Sebald schrieb mir's zwar speciell auf, daß sich ihre Schwägerin Amalie im Jahre 1816 verheirathet habe: allein aus einem Briefe der Prinzessin Friederike von Preußen, einer Nichte König Friedrich Wilhelms III., den mir Frau Sebald freundlichst zur Verfügung gestellt hat, geht deutlich hervor, daß die Hochzeit 1815 stattgefunden haben muß, wofern man nicht annehmen will, daß die Correspondentin sich in der Jahreszahl geirrt habe.

Dieses vom 13. October 1815 datirte Briefchen der Prinzessin Friederike (der späteren Herzogin von Dessau, Mutter der Prinzessin Friedrich Karl) lautet also:

Da ich nun leider nicht das Vergnügen haben kann, Sie zu sehen, liebe Sebald, so muß ich Ihnen schriftlich meine Bitte vortragen, sich an Ihrem Hochzeittage mit beifolgendem bräutlichen Kranze zu schmücken, der, mit meinen besten Wünschen vereint, Ihnen hoffentlich recht viel Segen und Zufriedenheit bringen wird.

Gedenken Sie meiner an dem wichtigen Tage und seien Sie meines Wohlwollens stets versichert.

Friederike.

Prinzessin Friederike — das mag noch erwähnt sein — gehörte ebenfalls zu den Schülerinnen der Sängerin und Gesanglehrerin Amalie Sebald.

Eines wie feinen Geistes Kind Beethovens Geliebte war, lernt man vollends aus einem Briefe kennen, den die Prinzessin Elisa v. Radziwill von Teplitz aus an dieselbe schrieb.

Teplitz, den 23. März 1832.

Meine liebste Amalie! Sie sind doch gar zu lieb und gut, mir wieder einen so köstlichen Brief zu schreiben, der Alles enthält, wonach ich verlangte, wenn ich meine Gedanken zu Ihnen und Augusten *) und zu dem, was dazu gehört, wendete, und ich war so unverzeihlich stumm gewesen, nachdem ich dies Muster aller deutschen Briefe zugleich mit den Predigten Schleiermachers erhalten hatte. — Erlassen Sie mir, Liebste, diesem Stillschweigen auf den Grund zu gehen, es würde doch nur darauf hinauskommen, daß es meine Schuld ist, daß ich nicht geschrieben habe, denn man kann Alles, was man will, mit Gottes Hilfe, aber (den 26ten!) recht von Grunde Ihres Herzens müssen Sie daran fest halten, daß ein unzerreißbares Band mich mit Ihnen verbindet, es mag nun meine Faulheit zuweilen ein falsches Licht auf mich werfen oder nicht. — Die Predigten erfreuen nicht mich allein, ich habe sie auch dem hiesigen Hauslehrer geliehen und soll ich es Ihnen eingestehen, Ihren Brief dazu, erst hatte ich die Schwäche ein wenig damit prunken zu wollen und dann war eine so interessante Stelle über Goethe darin, dessen großer Verehrer der Herr Fritsch ist; der Briefwechsel mit Zelter muß ein wahrer Schatz sein. Tieck's Novelle habe ich nicht wieder durchgelesen und ich glaube, sie würde mir nicht halb so gut gefallen als Ihre Erklärung, obgleich die Liebe des Onkels eine Episode ist, die mich frappirt hatte, als wir die Lectüre machten.

Ich habe jetzt zum ersten Male den Heinrich von Osterdingen von Novalis gelesen. Es hat mich stellenweise angezogen, es ist aber sehr schwer zu verstehen, unwillkürlich mußte ich immer an Schinkel's Verzierungen zum Museum denken — sie schienen mir ins Leben getretene Träume aus dem Wunderlande in Osterdingen zu sein. — Stella habe ich auch wieder durchgelesen, sie ist mir gefährlich — es ist einem heimlich darin zu werden, und doch ist das Paradies so schauderhaft auf einen Abgrund gebaut, ach! liebes Krausechen, wenn man denkt, wohin dies tiefe Gefühl, so himmlisch es auch an sich ist und von wie hoch es auch stammt, führen kann, — dann fühlt man recht das Bedürfniß, sein Haus auf den Felsen zu bauen, auf den es sicher gegegründet bleibt, wenn der Sturm und die Wassergüsse daranschlagen, und dorthin Alles zu retten, was mit unserem Herz fest verwachsen ist — es muß freilich oft verwandelt werden, ehe es dort eine sichere Gestalt gewinnt: aber das Beste, der innerste Kern bleibt doch, und das ist ein großer Trost, dies ist Leben und Hoffnung. — Wenn Auguste noch bei Ihnen ist, so geben Sie ihr einen herzlichen Kuß und Händedruck von mir. Das wollte ich Ihnen sagen, Boguslaw ist so entzückt von Ihrem zweiten Brief gewesen und Ihr dritter über Faust ist in Papa's Gegenwart trotz seiner Beschämung der Familie Clary vorgelesen worden. — Wenn Sie an R.(idens?) schreiben, so sagen Sie ihnen Segenswünsche von Mama und mir. Wanda grüßt Sie.

Leben Sie wohl, meine geliebte Amalie. An Zelter meinen schönsten Gruß.

D. (?!) Elisa." **) — —

---

*) Das ist Amaliens Schwester, die mit dem Bischof Dr. Ritschl verheirathet war.

**) Ueber diese Prinzessin enthält die Voss. Ztg. vom 23. Juli 1884 unter der Rubrik „Vermischtes" die folgenden denkwürdigen Mittheilungen: „In . . . Freienwalde a. d. Oder starb vor jetzt nun fünfzig Jahren die Prinzessin Elisa Radziwill, Tochter des „Faust"-

Digitized by Google

In den Annalen der Berliner Singakademie erscheint unser eben so schön gekennzeichnetes „Frau Krausechen" als Solosängerin zum ersten Male wieder anno 1819, seit dem Jahre 1827 nicht mehr, obwohl sie immer noch Mitglied blieb. Aber noch viele Sebalds und Krauses weist das Verzeichniß nach dieser Epoche auf.

Amaliens Ehe blieb kinderlos. Beethoven's verehrte Amalie starb im Januar 1846, im sechzigsten Jahre, zu Berlin.

Frau Polizeidirector Sebald besitzt aus dem Nachlasse ihrer Schwägerin noch eine höchst interessante Beethoven-Reliquie, nämlich eine Haarlocke Beethoven's. Diese in schönstem gesundesten Braun erhaltene Locke wird in Blumengewinden unter Glasgehäuse sorgfältig aufbewahrt. Amalie Sebald hat Folgendes dazu notirt: „Eine Haarlocke von Ludwig van Beethoven. Ich schnitt sie ihm ab Ende September in Teplitz." Uebrigens hat Amalie selbst nie etwas über eine ernste Leidenschaft Beethoven's zu ihr geäußert. Sie sprach fast gar nicht über diese Angelegenheit. —

Am Abend seines Erdenwallens sollte Beethoven noch einmal an diese Liebe erinnert werden. Als er im Jahre 1823 ein Exemplar seiner Missa solemnis an die Berliner Singakademie sandte, war bei dieser Gelegenheit, wie es die Conversationshefte dieses Jahres erkennen lassen, auch von der Sängerin Frau Amalie Krause die Rede. Auch neu componirte Gesänge scheint er damals an diese Sängerin, seine ehemalige Herzenskönigin, mitgeschickt zu haben.

Für Beethoven selbst sollte diese ernste Hinneigung zu einem weiblichen Wesen das letzte Aufblitzen irdischer Glückshoffnungen bedeuten. Nunmehr mußte er völlig von Allem Abschied nehmen, was sonst den Sterblichen das Leben äußerlich zu schmücken und zu erheitern bestimmt ist. All' sein ferneres Hoffen, Wünschen und Sehnen sollte er fortan allein aus dem innersten Heiligthume seiner Kunst schöpfen und so ein Hoheprieſter der ganzen Menschheit werden.

Componisten, Fürsten Anton Radziwill. Ihr Bild ist eng verknüpft mit der Erinnerung an den Prinzen Wilhelm, ‚Sohn Seiner Majestät', wie unser Kaiser in seinen Jugendjahren genannt wurde; schöne Träume und süße Hoffnungen waren es, die Beide verbanden, allein es sollte nicht sein, die leidige ‚Staatsraison' gestattete es nicht! Am 17. Februar erscheinen der kleine, fast sechsjährige Prinz Wilhelm und die dreieinhalbjährige Prinzessin Elisa auf einem Kindermaskenfeste zum ersten Male zusammen: jener mit seinem Bruder und seiner Schwester als drei allerliebste kleine Matrosen, welche der Königin ihre Huldigung darbringen, diese als einer der Söhne des unglücklichen Sultans Tippo Sahib von Myſorn. Dann begegnen wir Beiden auf dem berühmten ‚Bohnenfeste' am Dreikönigstage wieder, hiernach auf der zur Feier der Erhebung veranstalteten allegorischen ‚Friedensquadrille', ferner 1821 bei der Anwesenheit des Kaisers Nikolaus und dessen Gemahlin, der Tochter Friedrich Wilhelms III., bei welcher Gelegenheit Thomas Moore's damals erschienenes und von aller Welt bewundertes Gedicht ‚Lallah Rookh' den Inhalt eines großen Festes bildete. Auch Prinz Wilhelm, unser jetziger Kaiser, wirkte nebst seinen Geschwistern in ihm mit; den Sieg der Schönheit aber trug neben der Gräfin Mathilde Voß bei diesem Festspiel die Prinzessin Elisa Radziwill als ‚Peri' davon. Sie und der stattliche Königssohn erschienen wie zu einander geschaffen; die Macht der Verhältnisse trat jedoch dazwischen, in einer Sitzung des nun wieder belebten Staatsrathes fand der schöne Traum für immer seinen Abschluß, die Wege der beiden Fürstenkinder gingen auseinander und einige Jahre später, ein Jahr nach dem Tode ihres Vaters, hauchte die Prinzessin Elisa Radziwill am 27. September 1834 zu Freienwalde ihr junges Leben aus, eine vom Sturm geknickte Rose."

Carl von Noorden's historische Vorträge.*)

Besprochen von Georg Winter.

Wenn man die rührige und lebhafte Bewegung, welche in unseren Tagen auf allen Gebieten der Wissenschaft herrscht und unserer Zeit den Beinamen des Zeitalters der exacten und positiven Wissenschaften verschafft hat, mit der früherer Jahrhunderte vergleicht, so ergibt sich außer dieser Steigerung der Bewegung selbst und der größeren Intensität wissenschaftlicher Thätigkeit noch ein anderer Unterschied, der allgemach zu einem tiefgreifenden Gegensatz geführt hat: es ist das die immer innigere Berührung, welche die Wissenschaft mit dem eigentlichen Leben des Volkes gesucht und gefunden hat. Die Wissenschaft hat die strenge Exclusivität, welche sie früher als zu ihrem Wesen gehörig betrachtete, aufgegeben und ist mitten in das lebendige Sein des Volkes hineingetreten, überall Anregung und Belehrung verbreitend und in immer weiteren Kreisen auf begeistertes Verständniß stoßend: es ist ihr immer mehr zum Bewußtsein gekommen, daß es nicht ihre Aufgabe sei, sich in eine möglichst dunkle, von unverständlichen technischen Ausdrücken wimmelnde Sprache einzupuppen und sich dadurch von allen außerhalb der selbstthätigen Forschung stehenden Kreisen abzuschließen, daß vielmehr die durch die Forschung gewonnenen Resultate Gemeingut Aller werden müßten; daher heute allenthalben die naturgemäße Trennung zwischen der eigentlichen exact-gelehrten Forschung, welche naturgemäß in ihrer Form nur auf den Fachmann Rücksicht nehmen kann, und der für weitere Kreise berechneten Darstellung, bei der neben dem wissenschaftlichen Inhalt auch ein künstlerisches Formelement zur Geltung kommt. Und dadurch erst ist die eminente Einwirkung, welche heut die Wissenschaft auf unser ganzes Volksleben ausübt, möglich geworden.

Es ist kein Zufall, daß diese wissenschaftliche Strömung in Deutschland fast gleichzeitig mit dem politischen Erwachen der Nation eingetreten ist: sobald die Politik von dem alten Lehrsatze des beschränkten Unterthanenverstandes sich loszusagen gezwungen war, mußte auch die Wissenschaft naturgemäß ihre aristokratische, selbstgenügsame Abgeschlossenheit aufgeben und umgekehrt: Beides steht in naher Berührung und inniger Wechselwirkung zu einander.

Für die Entwickelung des nationalen und politischen Lebens ist nun ohne Frage die großartige Entwickelung, welche die Geschichtsschreibung in unseren Tagen gewonnen hat, vor Allem von ausschlaggebender Bedeutung gewesen. Soweit ein politisches Verständniß für die nationale und politische Gestaltung unseres Vaterlandes in weiteren Kreisen unseres Volkes jetzt vorhanden ist, ist es nicht in letzter Linie durch die weitere Verbreitung geschichtlicher Kenntniß hervorgebracht worden: denn ein Volk, welches seine eigene Vergangenheit nicht kennt, wird auch nimmermehr im Stande sein, an der gegenwärtigen und zukünftigen Gestaltung seines staatlichen Lebens selbstthätig mitzuwirken, und umgekehrt: wenn die politische Bildung in unserem Volke noch bei weitem nicht die erforderliche und dringend zu wünschende Höhe erreicht hat, so liegt das zum großen Theil daran, daß jene Verbreitung historischer Bildung noch nicht allgemein genug ist, vor Allem an dem verhängnißvollen pädagogischen Fehler unserer Schullehrpläne, welche die neueste vaterländische Verfassungsgeschichte seit 1815 aus einer unbegreiflichen Scheu grundsätzlich vom Lehrplane auszuschließen scheinen.

Daß aber das Interesse für historische Probleme und Darstellungen aus der Menschheitsgeschichte in weiteren Kreisen vorhanden ist und nur der geeigneten Anregung bedarf, zeigen die großen buchhändlerischen Erfolge, deren sich in neuester Zeit tiefgründliche wissenschaftliche Werke erfreuen, sofern sie es nur verstehen, die Strenge objectiver Wahrheit mit der Schönheit künstlerischer Form zu verbinden, das beweist die Theilnahme, welche alle diejenigen Historiker bei den weitesten Kreisen des Volkes finden, welche es nicht verschmähen, sich in der Form ihrer Darstellung an diese zu

*) Leipzig, Duncker und Humblot.

Digitized by Google

wenden. Man mißverstehe uns nicht: nicht platter Unbedeutendheit und trivialer Popularität wollen wir das Wort reden, die historische Muse soll das Volk zu sich emporheben, nicht zu ihm hinuntersteigen.

Unter Denen, welchen diese Gabe, streng wissenschaftliche Wahrheit und gelehrte Gründlichkeit mit anmuthiger Schönheit und Eleganz der Form zu verbinden, eigen ist, nimmt der vor nicht ganz einem Jahre verstorbene Leipziger Professor Carl von Noorden eine sehr hervorragende Stelle ein. Schon seine akademischen Vorlesungen zeichneten sich nach den Urtheilen der Schüler, welche an die Oeffentlichkeit gelangt sind, durch sichere Formvollendung und abgerundete künstlerische Gestaltung aus: weniger darauf kam es ihm an, seinen Zuhörern eine Fülle einzelner historischer Thatsachen zu geben, die er vielmehr im Allgemeinen als bekannt voraussetzte, sondern darauf, ihnen in plastischer und gegenständlicher Form die Einheitlichkeit der Culturbewegung, das leitende Princip, welches sie verbindet, und zugleich die Persönlichkeiten, in denen dasselbe am deutlichsten zur Erscheinung kommt, wissenschaftlich und künstlerisch zugleich zur Anschauung zu bringen. Daher auch der ungeheure Erfolg seiner akademischen Vorlesungen, in denen er nicht selten mehr als 200 Zuhörer zu vereinigen pflegte. Und doch verstand er es, nicht nur in diesen Vorlesungen mit dieser vollendeten äußeren Form eine tiefgründliche Durchdringung des Stoffes zu verbinden, sondern auch in den historischen Uebungen, in denen er eine Reihe jüngerer Fachgenossen auf die Bahnen wissenschaftlicher Forschung lenkte, eine Meisterschaft in der Handhabung der exact-kritischen Methode an den Tag zu legen, welche ihn befähigte, den geistigen Mittelpunkt einer größeren Anzahl jüngerer Gelehrten zu bilden, welche aus seinen Lehren Anregung und Unterweisung zu eigenen Studien schöpften. An seinen Vorlesungen aber, auf die er einen großen Theil seiner unermüdlichen Arbeitskraft concentrirte, haben stets nicht nur die Studirenden der Universitäten, an denen er gerade lehrte, sondern auch weitere Kreise gebildeter Männer theilgenommen.

Und dieselbe seltene Vereinigung exact-kritischer Methode und feinen Scharfsinns in der Untersuchung und Sichtung des Einzelnen mit freigestaltender äußerer Form zeigt sich auch in seinen literarischen Productionen. Dieselben bewegten sich auf doppeltem Gebiete: auf dem der älteren deutschen und der neueren englischen Verfassungsgeschichte, denn immer waren es zumeist die Manifestationen des staatenbildenden Genius der Völker, die ihn anzogen, und immer blieb er sich des Zusammenhangs der Vergangenheit mit der Gegenwart, die er aus jener zu erklären versuchte, bewußt: daher seine Vorliebe für die Studien auf dem Gebiete des Kampfes zwischen Staat und Kirche in Deutschland, zu denen er namentlich durch seinen Aufenthalt in dem Theil unseres Vaterlandes, in welchem dieser Kampf noch heut am heftigsten zu entbrennen pflegt, veranlaßt sein mag und die in seiner Erstlingsarbeit über Hincmar von Rheims zu glänzenden kritischen Resultaten über die große Fälschung der pseudoisidorischen Decretalen führten; daher auf der andern Seite die in seinen späteren Jahren immer mehr dominirende Vorliebe für die Entwickelung des englischen Verfassungslebens, in dem er mit Recht eine Art von Typus des modernen Verfassungslebens überhaupt erblickte. Auf breitester und tiefster Grundlage hat er diese Studien unternommen und in seinem leider unvollendeten Werke „Geschichte des 18. Jahrhunderts", von dem bis zu seinem Tode im Ganzen drei Bände erschienen waren, die von ihm gewonnenen Resultate niedergelegt. Was dieses umfassende Werk neben der Fülle der neuen historischen Thatsachen, die es beibringt, vor Allem auszeichnet, das ist die Feinheit der Charakteristik der bewegenden und leitenden Persönlichkeiten, die scharfe Beobachtung der Culturzustände der einzelnen europäischen Staaten und das tiefe Verständniß der mehr innerlichen Kräfte des politischen Lebens, welche in dem hauptsächlich von ihm geschilderten spanischen Erbfolgekriege in die Erscheinung traten. Man erkennt überall mit Genugthuung und Bewunderung, wie Noorden, wenn wir so sagen dürfen, aus dem Vollen schöpft, wie er das in den Archiven der verschiedenen betheiligten Nationen aufgespeicherte Material gründlich durchforscht hat und beherrscht, und wie er sich zugleich über dasselbe zu erheben und von einem höheren, freieren Standpunkte die Ereignisse zu beleuchten versteht. Durchaus objectiv in dem rein Thatsächlichen, ist er echt künstlerisch-subjectiv in der Form, welche er dem Stoffe gegeben hat. Auf das glänzendste zeigt er gerade hierin, daß er zu Ranke und Sybel in vertrauteren persönlichen Beziehungen gestanden und in ihnen die Vorbilder seiner Forschungen, wie seiner ganzen Gedankenarbeit gesucht und gefunden hat.

Naturgemäß aber konnte der Leserkreis seines hauptsächlichsten, sehr umfangreichen und fast ein wenig zu viel in das Detail der Ereignisse eindringenden Werkes nur ein beschränkter sein, so sehr es seiner Form nach auch für weitere Kreise verständlich gehalten ist. Ob Noorden diese Sachlage selbst empfunden hat und aus diesem Grunde eine Reihe einzelner in seinem Werke behandelter, großer historischer Gestalten noch in anderer Form einem größeren Publicum zugänglich machen wollte, bleibe dahingestellt: genug, er hat sich neben jenem großen Werke auch in einer größeren Zahl von populären, vor gebildeten Männern und Frauen an den verschiedensten Orten gehaltenen Vorträgen vernehmen lassen, die bei ihren Hörern allenthalben großen Anklang und viele Anerkennung gefunden haben. Wie Riehl, Maurenbrecher, Dahn und andere neuere Historiker hat er den von wissenschaftlichen Vereinen aller Art an ihn ergehenden Aufforderungen zu öffentlichen Vorträgen oft und gern entsprochen und hier die Resultate eigener gelehrten Studien in abgerundeter und anmuthiger Form einem weiteren Hörerkreise unterbreitet: was er in seinem großen Werke in einem großen, umfassenden und durch die Fülle des Gebotenen an Uebersichtlichkeit verlierenden Gesammtbilde zusammengefaßt hat, ist hier in kleinerem Rahmen und in beschränkterer Gesichtsweite, aber um so plastischer und anschaulicher vor das geistige Auge hingezaubert; und eben die nothwendige Beschränkung, welche durch die Form der Darstellung geboten war, hat seine glänzende Fähigkeit künstlerischer Gestaltung zu fast noch größerer Geltung kommen lassen, als das bei der unabsehbaren Fülle der Erscheinungen in jenem weitschichtigen Werke möglich war. Natürlich trat aber auch gerade bei einer solchen isolirten Vorführung einzelner Persönlichkeiten und Ereignisse das subjectivistische Moment, zu welchem der Autor eine unverkennbare Neigung hatte, in der Beurtheilung der Bedeutung und des inneren Gehaltes jener Persönlichkeiten und Ereignisse mehr hervor als in jener allgemeineren Darstellung. Wir glauben aber nicht, daß der historischen Wahrheit dadurch irgendwie Eintrag geschehen ist, im Gegentheil, es zeigt sich auch hier die eminente Gewalt des umfassenden Materials, auf dem die Studien des Verfassers beruhen, vor Allem eben dadurch, daß es ihn gleichsam zwingt, zwischen den verschiedenen Parteien, deren Stimmen in dem seinen Forschungen zu Grunde liegenden literarischen Stoffe sich geltend machen, vorsichtig abzuwägen und, zwischen und über ihnen stehend, sich zu einer objectiven und allgemeinen Anschauung der Dinge zu erheben. Subjectivität des Geschichtsforschers kann der objectiven Geschichtsforschung nur dann gefährlich werden, wenn sie sich nicht auf die Form, die immer mehr oder minder subjectiv sein muß, beschränkt, sondern sich auf den Stoff selbst erstreckt und dadurch, wie das bei manchem Historiker unserer Tage der Fall gewesen ist, zu geflissentlicher Ignorirung der einer vorgefaßten Meinung entgegenstehenden Quellen führt.

Es wird daher gewiß nicht nur von Denen, welche Gelegenheit hatten, die Gedankentiefe und glänzende oratorische Begabung des der Wissenschaft zu früh Entrissenen zu bewundern, sondern von Allen, welche sich für die bewegenden Fragen der neueren Geschichte lebhafter interessiren, mit Freude und Genugthuung begrüßt werden, daß es der treue Freund des Lebenden und Nachfolger des Verstorbenen auf dem Leipziger Lehrstuhl, Professor Maurenbrecher, unternommen hat, die wichtigsten und interessantesten dieser Vorträge Noorden's zusammenzustellen und der Oeffentlichkeit zu übergeben; es sind ihrer im Ganzen 10, die dem Leser hier in handlicher und übersichtlicher Form geboten werden. Die Hälfte von ihnen lehnt sich unmittelbar an das erwähnte große Hauptwerk an, sie bilden gleichsam Querschnitte aus demselben mit

Digitized by Google

Bezug auf irgend eine große Persönlichkeit, die einen bestimmenden Einfluß auf den Gang der politischen Entwicklung in Europa am Ende des 17. und im Anfange des 18. Jahrhunderts gehabt hat. Vor Allem kommt hier der Mann in Betracht, auf dessen Initiative die damalige Coalition gegen das dominirende Uebergewicht Frankreichs in der europäischen Staatengesellschaft vorzugsweise beruht und der zugleich dem Verfassungsleben Englands neue Impulse gegeben und neue Bahnen eröffnet hat: der große Oranier Wilhelm III., dessen bedeutende Persönlichkeit den natürlichen Neigungen des Verfassers entsprechend, mit besonderer Vorliebe in feinster Charakteristik gezeichnet ist. Zugleich wird dann als Hintergrund, von dem sich die Gestalt des Oraniers plastisch abhebt, ein Bild der politischen und culturellen Zustände in den Niederlanden und in England gegeben. Gewissermaßen als Gegenstück hierzu und als Illustration der zur selben Zeit in dem von dem Oranier mit Energie und Leidenschaft bekämpften französischen Staate obwaltenden Zustände erscheint der zweite Aufsatz über Frau von Maintenon, in welchem aus den anklagenden und apologetischen Stimmen der Zeit ein objectives und klares Bild dieser widerspruchsvollen Frau zu zeichnen unternommen wird. Mit besonders ausgeprägter Vorliebe aber kehrt der Verfasser in den nächsten beiden Aufsätzen wieder zu den englischen Verfassungskämpfen zurück, als deren Repräsentanten er den philosophischen Staatsmann Bolingbroke und den Satyriker Swift ausgewählt hat. Endlich wird in einem fünften Aufsatze der eben durch den Gegensatz der einander bekämpfenden großen staatlichen Potenzen hervorgerufene erste Ansatz einer nationalen italienischen Politik, wie sie in der Gestalt Victor Amadeus II. verkörpert ist, zur Anschauung gebracht.

Die übrigen Vorträge bewegen sich auf sehr verschiedenen Gebieten historischen Erkennens: ihr Inhalt ist ein zu mannigfaltiger und vielseitiger, als daß eine auch nur annähernd erschöpfende Veranschaulichung desselben hier versucht werden könnte; sicherlich erregt aber ihr Gegenstand allgemeines Interesse, wie es denn Noorden überhaupt trefflich verstanden hat, den Gegenstand seiner Vorlesungen den Neigungen und Interessen der außerhalb der eigentlich historischen Forschung stehenden Laienkreise anzupassen. Namentlich werden hier die auf unsere eigene nationale Geschichte bezüglichen Vorträge allgemeines Verständniß und allgemeine Theilnahme erwecken. Sie behandeln zwei sehr verschiedene, aber in Bezug auf die in ihnen vorwaltenden nationalen Impulse doch wieder einigermaßen ähnliche große Gestalten der preußischen Geschichte: den lange so sehr verkannten König Friedrich Wilhelm I., der mit gesundem Scharfblick die Grundlagen der soliden und staatlich centralisirten Verwaltung des absoluten monarchischen Preußens legte, auf der einen, den großen Mahner und Volksmann Ernst Moritz Arndt, den muthigen Vorkämpfer eines nationalen volksthümlichen Staates, auf der anderen Seite.

Alle diese Vorträge, wie auch der über Charles James Fox, stehen in mehr oder minder directem Zusammenhange mit den späteren Studien des Verfassers aus der neueren Geschichte; den Abschluß der vorliegenden Sammlung bilden zwei Vorträge, welche auf die früheren Arbeiten Noorden's auf dem Gebiete des mittelalterlichen großen Kampfes zwischen Staat und Kirche zurückgehen: über „Adalbert von Bremen" und „über Kirche und Staat zur Zeit Ludwigs des Baiern". Sie werden in unseren Tagen, in denen sich über jene große Principienfrage von Neuem ein lebhafter, ja leidenschaftlicher Kampf in unserem Vaterlande entsponnen hat, um so mehr allgemeines Interesse erregen, wenn man die Zeit bedenkt, in der sie entstanden sind: sie stammen nämlich aus den Tagen vor dem Beginn des eigentlich sogenannten Culturkampfes. Und gleichwohl offenbart sich in ihnen neben der genauen historischen Kenntniß der einzelnen Phasen jenes weltgeschichtlichen Kampfes im Mittelalter ein überraschendes Verständniß für die völlig analogen Vorgänge und principiellen Elemente der Gegenwart, so daß die Beziehungen zwischen Vergangenheit und Gegenwart, welche der Verfasser fein und scharfsinnig aufgestellt hat, gleichsam ein Prognosticon des nun beginnenden Kampfes des 19. Jahrhunderts sind, welches aus dem Munde dieses für die nationale Größe seines Vaterlandes tiefinnerlich begeisterten Mannes gewiß von doppelter Bedeutung ist, von einer rein sachlichen sowohl, als von einer psychologisch literarischen für alle Diejenigen, welche dem Verfasser im Leben in irgend einer persönlichen oder rein geistigen Beziehung nahe gestanden haben. Die Vorträge sind, wie alle die früher kurz skizzirten, ein schönes Zeugniß der vielseitigen Schaffenskraft und eigenartigen Gedankentiefe dieses Mannes, der es wie wenig andere verstanden hat, die engeren Kreise seiner Schüler, wie die weiteren des gebildeten Publicums für historische und politische Fragen, welche er mit Recht in ständiger Wechselwirkung erblickte und darstellte, zu erwärmen und zu begeistern.

Für alle Diejenigen aber, welche sich nicht blos für Noorden's wissenschaftliche Resultate interessiren, sondern ihm auch menschlich in irgend einer Weise nahegestanden haben, wird die mit pietätvoller Begeisterung und rhetorischem, echtem Pathos geschriebene Biographie des Forschers, welche Maurenbrecher der Sammlung der Vorträge vorausgeschickt hat, eine willkommene Beigabe sein.

Etwas über ungarische Kunst.

Von H. Goverts.

Im Allgemeinen kennen wir das Land und Volk von Ungarn sehr wenig. Nur Einzelne haben einmal einen kurzen Blick in die Hauptstadt gethan, und wer etwa in der einen oder andern Richtung, besonders donauabwärts, durch Ungarn reisen mußte, hat sich im Lande selbst nicht weiter aufgehalten. Die magyarische Sprache ist uns völlig fremd. Und doch ist Ungarn durch den großen Aufschwung, den es genommen, durch die sehr gesteigerte politische Bedeutung, die es innerhalb der großen österreichischen Monarchie gewonnen hat, so wichtig geworden und uns vielfach so nahe gerückt, daß wir unwillkürlich Aufschluß über seine Zustände und Einrichtungen, seine Geschichte und seine Leistungen begehren. Vielfach kommt nun das bei A. Hofmann u. Co. in Berlin erschienene Sammelwerk: Das moderne Ungarn von Ambros Nemenyi diesem Begehren entgegen, und eben deshalb findet es eine dankbare Aufnahme bei uns; allein es giebt auch manches Wesentliche nicht und Vieles giebt es in falschem Lichte. Das Hauptübel ist und bleibt das übertriebene Nationalgefühl, das heute in Ungarn herrscht und das auch den Geist dieses Buches bezeichnet. Mit der Abneigung und selbst dem Hasse gegen das Habsburgische Haus und die deutschen Erblande verbindet sich eine kurzsichtige und anmaßliche Undankbarkeit gegen Deutschland überhaupt und die großen tausendjährigen Culturgenungen, die aus Deutschland nach Ungarn geströmt sind. Diese letztere Thatsache dem deutschen Leser gegenüber mit besonderen Beweismitteln zu belegen, hieße wahrlich Eulen nach Athen tragen. Doch möge als ein Zeugniß, daß es auch unter den Magyaren an sehenden Augen nicht ganz fehlt, hier die Erklärung J. von Asboth's aus dem nämlichen Buche (S. 281) in dessen Abhandlung „Der Adel in Ungarn" einen Platz finden, worin er sagt: „Der Unbefangene wird zugestehen, daß der culturelle Fortschritt auf allen Gebieten in erster Reihe dem westlich gebildeten Geiste und der fürstlichen Opferfreudigkeit der Magnaten zu danken ist", welche letzteren „sich im Großen immer an Wien gehalten haben". Dazu hebt er noch (S. 279) richtig hervor, daß „die städtische Bürgerschaft, wenigstens ursprünglich, größtentheils vlämisch oder deutsch war." Die Städte aber sind die Wiegen und Sitze der Bildung und Cultur. Durch deutsche und niederdeutsche Einwanderung, sowie durch deutsch gebildete Magyaren ist also „der culturelle Fortschritt auf allen Gebieten in erster Reihe" nach Ungarn getragen worden. So der Magyare Asboth. Doch Derartiges liebt man heutzutage in Ungarn nicht zu hören, und nur das, was dem magyarischen Nationaldünkel schmeichelt, findet Beifall, rauschenden Beifall, gleichviel ob es wahr ist oder nicht. Und so will man heute im Großen und

Digitized by Google

Ganzen auch nichts von dem Werthe und der Bedeutung fremder, insbesondere deutscher Bildung und Cultur, deutscher Wissenschaft und Kunst hören. Heute muß Alles aus dem ureigenen magyarischen Geiste hervorgegangen sein; was andere alte Culturvölker besitzen, muß Ungarn auch haben und zwar als eigenthümlich nationalen Besitz.

In der Abhandlung „Die bildende Kunst in Ungarn und ungarische Künstler in der Fremde" (S. 149—177) auf welche wir hier des näheren eingehen, stellt Julius Pasteiner z. B. den Satz hin: „Die ungarische Nation ist zur Ueberzeugung gelangt, daß sie, wenn sie den gebildeten Völkern des Westens gleichkommen will, auch eine bildende Kunst haben muß." Demgemäß wird eine bildende Kunst mit Gewalt aus der magyarischen Erde gestampft. Aber wie sieht sie aus? Darüber giebt Pasteiner selbst den unbefangensten Aufschluß. Denn man muß es hervorheben und anerkennen, daß so feurig überschäumend auch das ungarische Nationalbewußtsein ist, es sich doch, unbewußt und stillschweigend, häufig der überwältigenden Macht offener Thatsachen und Wahrheiten unterwirft, so daß am Ende trotz alles Klingelns, Lärmens und Prahlens die Sache geruhig ihren Gang geht. Noch eben las man in den Zeitungen, daß die Tochter Moritz Jokai's nach München sich begeben hat, um die Kunst zu erlernen. Diesen Weg nach Deutschland sind alle künstlerischen Talente, die in Ungarn erstanden, gegangen, soweit sie nämlich nachher wirklich zu einer bedeutenderen Thätigkeit gelangt sind. Doch sehen wir uns die Sache genauer an.

Pasteiner berichtet, daß im Jahre 1846 durch Emmerich Henszlmann — natürlich hieß der Mann ursprünglich Hänselmann — zuerst die öffentliche Aufmerksamkeit einigermaßen auf die Baudenkmäler des Landes gelenkt worden ist, und daß hierdurch einige Wiederherstellungen veranlaßt wurden, bei denen einige Baukünstler sich besonders hervorthaten. Diese Männer zeichnen sich durch echt ungarisch-nationale Namen aus; sie heißen Schulcz, d. h. Schultz, Schulek, Steindl und Storno, gerade wie der Herausgeber des Buches Nemenyi eigentlich Neumann heißt. Auch der große Gothiker Schmidt, ein wahrer Vollblut-Magyare, wurde herangezogen. So entstand die neue nationale Baukunst in Ungarn. Daß aber vor 20 Jahren August Stüler zu Berlin das Akademiegebäude in Pest aufführte, daß verschiedene ungarische Architekten in Berlin studirten und daß der Einfluß der Berliner Schule lange maßgebend war, endlich auch daß die neuere Thätigkeit sich ganz und gar an die Wiener Schule lehnt: davon nicht ein Wort.

Nun die Bildhauerei. Stefan Ferenczy hatte auf der Akademie in Wien und bei Thorwaldsen in Rom gelernt und erhielt im Jahre 1840 den Auftrag zur Anfertigung eines Denkmals für Mathias Corvinus. Pasteiner giebt seiner künstlerischen Kraft ein sehr geringes Zeugniß, aber er zollt seinen nationalen Zielen großen Beifall. Ferenczy wollte mit Gewalt in Ungarn einen Marmorbruch entdecken, damit „die heimische Bildhauerkunst heimisches Material aufarbeiten und sich nicht an das Ausland wenden solle", und er verwendete auf das Suchen und Versuchen mehr als 40000 Gulden — ohne Erfolg. „Als dann das Modell der Reiterstatue des Königs Mathias fertig war, wollte er den Guß nicht dem Auslande anvertrauen; da es aber im Lande keine Kunstgießerei gab, errichtete er in seinem eigenen Hause eine solche mit großen Kosten. Der Versuch mißlang". Und ein zweiter nicht minder. Da hatte man denn endlich ein Einsehen und wandte sich an Schwanthaler in München. So endete „der erste ungarische Bildhauer". Der „zweite in der chronologischen Reihenfolge" war Nikolaus Izso, ein Schüler Ferenczy's. Er hatte nach Pasteiner „noch wenig gelernt", es mangelte ihm „Vorbildung und Schulung", und so kam es, daß der Künstler, der nur 45 Jahre alt wurde, „in der Kunst sich selbst schon überlebt hatte". Das war der „zweite Todte!" Ein dritter Bildhauer, Josef Engel, scheiterte auch, weil er den „seinen Fähigkeiten entsprechenden bescheideneren Kreis" vom Ehrgeiz getrieben überschritt und den großen Aufgaben nicht gewachsen war. Engel war übrigens schon 1815 geboren und hatte die Kunst in Wien und London erlernt. Unter den jüngeren Bildhauern wird besonders Adolf Huszar, ein Schüler Fernkorn's und Gaßer's in Wien, hervorgehoben, und nächst ihm Georg Kis, ein Schüler der Münchener Akademie. So also steht es mit der Bildhauerkunst in Ungarn! Wo man rein national sein wollte, blieben die Erfolge aus, und nur indem man sich an die deutsche Kunst lehnte oder vielmehr indem man bei den Deutschen in die Schule ging, gewann man einigen Boden nach Maßgabe des Talents der betreffenden Künstler. Indessen ist dieser Boden noch sehr gering, und Pasteiner selbst ist so wahrheitsliebend, daß er freimüthig zugesteht, „man könne von ungarischen Bildhauern nur unter Anticipirung der Zukunft sprechen."

Ganz ähnlich stehen die Dinge in Bezug auf die Malerei. Alle bedeutenderen Maler, die im Ungarlande geboren sind, gleichviel, ob von magyarischer oder deutscher Nationalität, haben ihre künstlerische Ausbildung in Deutschland erhalten. Ich nenne nur die hervorragendsten: Graf Zichy ist ein Schüler Waldmüller's in Wien, Lietzen-Mayer, Bruck und noch einige Andere haben die Akademie in Wien besucht. Michael Munkacsy, der in Munkacs von deutschen Eltern geboren ist und eigentlich Lieb heißt, hat in Wien, München und namentlich in Düsseldorf bei Knaus und Vautier gelernt. Alexander Wagner, Benczur, Meszöli und Andere besuchten die Akademie in München, Moritz Than lernte bei Rahl in Wien, und Karl Lotz, der in Ungarn Mancherlei ausführte, war sogar ein geborener Deutscher, aus Hessen-Homburg. So ist also die ungarische Malerei, wenn man von einer solchen überhaupt reden will, an Haupt und Gliedern, von Fleisch und Bein eine Tochter der deutschen Kunst. Und erst in allerneuester Zeit hat ein gewisses Eingehen auf die französische Kunst stattgefunden, wie ich glaube in Folge der Uebersiedelung Munkacsy's nach Paris und des von ihm hierdurch gegebenen Beispiels. Diese Thatsachen werden auch für Jeden, der mit unbefangenem Auge durch die Gemäldesäle des Nationalmuseums zu Pest geht, klar und deutlich bestätigt. Man erkennt in diesen Werken manches beachtenswerthe, manches bedeutende Talent, man sieht die Beherrschung der Technik und ein glückliches Streben in der allgemeinen realistisch-coloristischen Richtung der Gegenwart, aber man bemerkt nirgends den geringsten Zug, der in künstlerischer Hinsicht als nationale Eigenthümlichkeit aufgefaßt werden könnte, wie das in beachtenswerthem Maße z. B. bei den heutigen Spaniern der Fall ist. Man sieht allerdings eine Menge national-ungarischer Gegenstände aus der Geschichte seit Arpad's und König Stephan's Zeiten dargestellt; aber bekanntlich machen nationale Stoffe noch keine nationale Kunst. Auch ist, wie dieser Zug heute fast durch die gesammte Kunst Europa's geht, die geistige Schaffenskraft, die erfindende und erbildende Phantasie nicht sonderlich bedeutend, so daß auch nicht etwa in der eigenthümlich großartigen Auffassung dieser nationalen Gegenstände eine besondere Eigenthümlichkeit läge, die man dem magyarischen Geiste zuschreiben müßte oder könnte. Es würde deshalb überraschen und befremden müssen, von der nationalen Kunst in Ungarn zu lesen, wenn man die Uebertreibungen, die in dieser Hinsicht jenseits der March und Leitha herrschen, nicht allzu sattsam kennte. Doch möge der Leser dieser Zeilen selbst urtheilen: hier sind einige Beispiele.

Pasteiner schreibt: „Es giebt einen gemeinsamen Zug, der die ungarische Malerei charakterisirt; dies ist der leidenschaftliche Schaffensdrang, der eine unumgängliche Vorbedingung für die Hervorbringung jedes wahrhaften Kunstwerkes ist. Hand in Hand mit diesem Schaffensdrang geht ein fast auf der ganzen Linie sich zeigender Reichthum an Ideen. Die allgemein verbreitete Klage über das Mißverhältniß zwischen äußerlicher Virtuosität und ideeller Inhaltslosigkeit findet auf die ungarische Malerei keine Anwendung." Das klingt großartig und scheint dem oben Gesagten gänzlich zu widersprechen. Indessen schon etwa zwanzig Zeilen weiter wird über die Bilder mit Gegenständen aus der ungarischen Geschichte der Stab mit den Worten gebrochen: „Mit Ausnahme der farbenreichen, prächtigen Gemälde Benczur's sind alle diese historischen Gemälde durch einen Mangel an künstlerischer Unmittelbarkeit charakterisirt." Wie verträgt sich das mit jenem „Schaffens-

Digitized by Google

drang", mit jenem „fast auf der ganzen Linie sich zeigenden Reichthum an Ideen"? Oder findet Pasteiner die „künstlerische Unmittelbarkeit" nur in der „farbenreichen, prächtigen" Erscheinung? Dann wäre wieder falsch, was er vorhin über die „äußerliche Virtuosität" sagte. Auch irrt er darin, daß er in der großen Menge von Bildern mit Darstellungen aus der ungarischen Geschichte „ein Uebergewicht der Neigung zur Historienmalerei" zu erkennen glaubt. Die Sucht, nationale Stoffe darzustellen, fließt aus dem hoch gesteigerten Nationalgefühl und hat mit künstlerischen Neigungen nichts gemein; sie hat, um Pasteiner's eigene Worte an einer anderen Stelle zu gebrauchen, „mehr einen politischen als einen künstlerischen Charakter".

Von der außerordentlich überschätzenden und übertreibenden Beurtheilung ungarischer Künstler mögen doch hier auch noch einige Belege folgen. Von Zichy, dem Schüler Waldmüller's, heißt es, daß „er der Erste war, der mit seiner Kunst dem ungarischen Namen im Auslande Anerkennung erwarb." Das geht doch schon etwas weit, indessen die Steigerung bleibt nicht aus. Eine Seite weiter wird demselben Zichy eine „Stellung unter den allerersten Illustratoren" angewiesen, und es wird von Munkacsy's „Christus vor Pilatus" behauptet, daß „die Wirkung, welche er mit dieser Schöpfung erzielt hat, völlig beispiellos in der Kunstgeschichte der neueren Zeit" sei. Und gleich darauf heißt es: „Ungarn wird in Zukunft selbst im schlimmsten Falle einen Platz in der Geschichte der Malerei einnehmen, in der verzeichnet sein wird, daß es das Vaterland jenes Künstlers ist, der das clair obscure dort aufgenommen hat, wo es Rembrandt gelassen." Ja selbst die noch ungeborene Zukunftskunst wird in gewaltigen Posaunenstößen verherrlicht: „Ludwig Ebner in Paris hat sein bestes Bild noch nicht gemalt, auch jenes nicht, welches seinen Namen allgemein bekannt machen würde." Risum teneatis amici! Denn wenn wir unser Lächeln nicht unterdrücken könnten, würde Pasteiner die Schale seines Zornes auch über unser sträfliches Haupt ausschütten. „Die Wiener und später die Pariser wollten die Begeisterung ins Lächerliche ziehen, mit welcher Munkacsy in Budapest und im ganzen Lande empfangen und gefeiert wurde. Damit haben sie bewiesen, daß sie uns Ungarn nicht verstehen." Alle Achtung vor der Begeisterung, selbst vor der hell und stürmisch aufflammenden. Aber aus nationaler Schwärmerei eine künstlerische Leistung ganz unmäßig verherrlichen, ist doch unter Freund und Feind eine Uebertreibung, oder — wie der Italiener sagen würde, una piccola carricatura. Aber bekanntlich reizt die Carricatur unwiderstehlich zum Lachen, — also lachen wir!

Nach all' diesen Himmelungen und Ueberschätzungen macht freilich der Schluß der Pasteiner'schen Abhandlung in erfreulicher Weise einen heilsam ernüchternden Eindruck. Von der Pester Kunstausstellung von 1877 sagt er, daß „es in dieser Massenausstellung viele primitive Versuche gab", und zu derjenigen von 1881 übergehend, meint er, „daß das künstlerische Resultat gestiegen, daß sorgfältiger studirte Bilder an die Stelle von tollkühnen auf die Leinwand geworfenen Skizzen getreten" seien. Sehr verständig und ruhig bemerkt er endlich sogar: „Nur dann, wenn sich ein nationaler Kunstsinn" — d. h. nach seiner Auffassung ein wahrhafter und lebendiger Kunstsinn in der ganzen Breite der Nation — „geäußert hat, wird die Möglichkeit eintreten, von einer eigentlichen ungarischen Malerei und Kunst überhaupt zu sprechen, und nicht von der Kunst in Ungarn." Damit wird wohl Jeder einverstanden sein, und es bliebe nur noch übrig, zu erörtern, was denn unter „einer eigentlichen ungarischen Malerei und Kunst überhaupt" begriffen werden könnte. Bekanntlich ist der ungarische Staat von sehr verschiedenen Nationen bewohnt, die zum Theil in einem bunten Gemisch und Gemenge vertheilt sind, zum Theil aber auch räumlich getrennt in dichten Massen leben. Etwas über ein Drittel der Einwohner sind Magyaren, fast ein Drittel sind Slaven, — Tschechen, Slovaken, Kroaten, Serben u. s. w. — mehr als ein Sechstel sind Rumänen und ein Achtel sind Deutsche, von den kleineren Nationen abgesehen. Der Magyare versteht nun unter „ungarischer Malerei und Kunst" eine national-magyarisch geartete Kunst, wie er denn ja auch seine Sprache als die herrschende für die national-ungarische überhaupt ausgibt. Könnte aber eine solche magyarische Kunst von dem deutschen oder slavischen Bewohner Ungarns für eine nationale gehalten werden? Könnte ein deutscher Ungar, ohne seiner eigenen Nationalität untreu zu werden, Träger einer national-magyarischen Kunst sein? Die Magyaren haben ja versucht, eine abgeschlossen nationale Kunst ins Leben zu rufen und — sind jämmerlich gescheitert. Sie haben sich bei der deutschen Kunst in die Schule geben müssen, und nur auf diesem Wege sind sie zu einiger künstlerischen Entwickelung gelangt. Aber sie können es ja noch einmal versuchen, wie weit sie in der Alföld und auf der Puszta mit der „eigentlichen ungarischen Malerei und Kunst" kommen. Vielleicht sind sie nun glücklicher. Nach meiner Ansicht wird dies auf absehbare Zeiten hinaus nicht gelingen. Die Kunst in Ungarn wird noch lange in enger Abhängigkeit von der westeuropäischen, insbesondere von der deutschen Kunst sich bewegen, und an diesem Verhältnisse wird der magyarische Nationaldünkel nichts ändern können. Wir aber wollen uns von dem edlen Miklos nicht wie der Mohr behandeln lassen, der seine Schuldigkeit gethan hat und gehen kann, — natürlich mit angemessenem Fußtritte auf den Weg.

Mir ist beim Lesen des Buches wie bei meinem mehrfachen Aufenthalte in Ungarn, besonders in neuerer Zeit, die schöne Geschichte von dem Globus immer und immer wieder eingefallen, und sie fällt mir auch jetzt wieder ein. Der edle Miklos hat von einem runden Ding gehört, das die Leute „Globus" nennen; er muß also auch eins haben, denn das gehört zur Bildung. Als er das nächste Mal nach Pest kommt, geht er in einen Buchladen, natürlich einen deutschen, und sagt: „Ich will kaufen Globus, geben Sie mir Globus." Der Buchhändler antwortet: „Sehr wohl! Befehlen Euer Gnaden einen Erdglobus oder einen Himmelsglobus!" Da wird der edle Miklos zornig: „Bassama teremtete! Himmel und Erde!" flucht er los, „ich will haben Globus von Ungarn!"

Der Rausch des übertriebenen magyarischen Nationalgefühls wird auch wieder ebben, und dann werden wir uns mit unseren alten Nachbarn und Freunden wieder vortrefflich vertragen. Bis dahin aber wollen wir magyarische Anmaßungen gegenüber der deutschen Nation unbedingt und unzweideutig zurückweisen. —

Noch eine Seite des Buches muß ich berühren, die allgemeiner Art ist und die auch in der Pasteiner'schen Abhandlung nicht fehlt. Zur Charakterisirung derselben will ich mich denn auch nur wieder an die Letztere halten. Zunächst zeigt sich bisweilen ein auffälliger Mangel an allgemeinen und fachlichen Kenntnissen. So behauptet z. B. Pasteiner, daß die vom Könige Stephan dem Heiligen erbaute Kirche zu Stuhlweißenburg „nicht nach den in Deutschland damals üblichen, nur den dringendsten Bedarf vor Augen haltenden Dimensionen" ausgeführt sei. König Stephan starb 1038, und da standen im deutschen Reiche schon viele große und herrliche Kirchen, deren Aufzählung eine lange Reihe abgeben würde; ich führe statt der vielen nur zwei an: aus dem Norden St. Michael in Hildesheim vom Jahre 1001, aus dem Süden den Dom zu Speyer von 1030, beide noch heute hochberühmte Denkmäler der Baukunst. Dann wieder wird Tiflis „in die Tiefe des Uralgebirges" verlegt; und Anderes mehr. Auch an Logik fehlt es bisweilen in bedenklicher Weise, und der Gedankengang macht die kühnsten Sprünge, denen man nicht immer folgen kann. So führt z. B. Pasteiner sechs Künstler mit Namen auf, die in der Gemäldesammlung des Nationalmuseums zu Pest „nicht genügend" vertreten seien, und er fügt unmittelbar hinzu: „Wir meinen, daß dieser äußere Umstand der glänzendste Beweis ist für die Vitalität der ungarischen Malerei." Sollte Pasteiner etwa gemeint haben, die Zahl der ungarischen Maler und die Menge der ungarischen Gemälde sei so groß, daß sie selbst im Nationalmuseum „nicht genügend" vertreten sein könnten? und daß somit „die Vitalität der ungarischen Malerei" glänzend erwiesen sei? Ich glaube es nicht, denn da wäre Vieles nicht wahr. Was mag er also gemeint haben?

Besonders schlimm aber steht es mit der Sprache. Es ist

Digitized by Google

unser trauriges Schicksal, besonders in Folge der geographischen Lage von Deutschland, daß eine Menge Ausländer sich in unsere Literatur mischen, welche die Sprache nicht genügend kennen und beherrschen. Dahin gehören namentlich viele Schriftsteller nichtdeutscher Nationalität aus dem österreichisch-ungarischen Staate. Auch in diesem Buche begegnet man abenteuerlichen Neubildungen, Ausdrücken mit neu untergeschobenen Bedeutungen, schlechten Wendungen und Satzbildungen, zahlreichen und oft wunderlichen Fremdwörtern, mit Einem Worte: einem Deutsch, bei dem man nicht selten lachen oder unwillig werden muß. Doch ich will auch hier bei Pasteiner's Aufsatz bleiben. Da wird von „Transennal-Stil" gesprochen, von „epochal", von „Kunstarchitektur" und „Kunstarchitekten"; er gebraucht die Wendung „Darstellung über (!) die Baudenkmäler Ungarns" oder den Ausdruck „künstlerisches Temperament", um den Umfang der Befähigung eines Bildhauers zu bezeichnen. „Die an Dimensionen nicht große Statue war hinsichtlich der Haltung und des Gesichtsausdrucks psychologisch charakteristisch." Ein wahrer Mustersatz! „Vermöge seiner Befähigung befähigt — parkirter Platz — gegen im vornhinein ausgelobte Honorare — Entwickelungsnerus — sowohl der (!) Kirche als dem (!) Ruhme des Meisters würdig" mögen hier noch erwähnt werden. Von dem Uebrigen schweige ich und begnüge mich, gegen solche gewaltsame und abscheuliche Behandlung unserer Sprache Verwahrung einzulegen. Wunderlich aber, doppelt und dreifach wunderlich ist es, daß so ein Buch in Berlin gedruckt und verlegt ist.

Endlich wird man auch die Schreibweise der magyarischen Namen tadeln müssen, da der deutsche Leser das Verständniß des magyarischen Accentzeichens nicht besitzt und deshalb sehr viele Namen falsch ausspricht. In der magyarischen Sprache liegt der Ton jedes Wortes, gleichviel ob es lang oder kurz ist, auf der ersten Sylbe; er wird nicht bezeichnet. Aber die Vocale können lang und kurz sein; die langen werden nicht durch das Längezeichen ā, sondern durch das Accentzeichen á (im Französischen accent aigu) bezeichnet. Wer das nicht weiß, nimmt das Letztere für ein Tonzeichen und liest demnach das Wort falsch. Ich führe ein paar Beispiele an. Der Name Munkácsy wird nicht Munkátschi, sondern Münkátschi gesprochen, Eßterházy nicht Esterházi, sondern Esterhāzi, Barabás nicht Barabáſch, sondern Bárabāsch u. s. w. Wenn die Magyaren wollen, daß die Ausländer die magyarischen Namen richtig sprechen sollen, so mögen sie dieselben auch in einer Weise schreiben, die der Ausländer nicht unweigerlich mißverstehen muß. Erwünscht wäre wenigstens gewesen, daß dem Buche ein Namenverzeichniß mit Angabe der Aussprache beigefügt worden wäre.

Feuilleton.

Die Wirthin.

Von F. M. Dostojewsky.

Frei nach dem Russischen von Wilhelm Goldschmidt.

(Fortsetzung.)

Als Ordynow spät am anderen Morgen erwachte, war seine Stimmung sehr niedergedrückt, hastig kleidete er sich an, und nur mühsam gewann er es über sich, seine eigene Lage zu überdenken. Endlich begann er wieder seinen Spaziergang, und zwar nach einer ganz anderen Richtung als gestern; bei einem armen Deutschen Namens Spieß, der eine Tochter bei sich hatte, die Tinchen hieß, fand er eine bescheidene Ecke, wie er sie gerade brauchte. Spieß nahm die Anzahlung in Empfang, entfernte den Miethszettel und pries Ordynow's Liebe zu den Wissenschaften. Ordynow seinerseits sagte, daß er schon am Abend einziehen wolle. Von dort begab er sich auf den Heimweg, ward jedoch bald anderer Meinung und wendete sich in die entgegengesetzte Richtung. In seinen Gedanken lächelte er darüber, daß er so neugierig war, und dabei fand er, von Ungeduld gestachelt, den Weg unendlich lang. Jetzt hatte er die Kirche erreicht, in welcher er gestern Abend gewesen war. Es wurde die Messe gelesen. Er suchte sich einen Platz aus, von welchem aus er fast alle Betenden sehen konnte, aber diejenigen, welche er suchte, waren nicht da. Nach langem Warten ging er fort, und er zwang sich dabei, dem Gang seiner Gedanken eine andere Richtung zu geben. Es fiel ihm ein, daß es Zeit zum Mittagessen sei, und da er Hunger verspürte, ging er in dasselbe Speisehaus, in dem er auch gestern gegessen hatte. Dann streifte er wieder umher, ohne schließlich zu wissen, in welcher Stadtgegend er sich befand, durch belebte Straßen und menschenleere Gassen, bis er in eine ganz öde Gegend gelangte, wo schon die Stadt aufgehört hatte und das gelb gewordene Feld sich ausbreitete. Ein kalter Wind wehte, wie nicht selten im Petersburger October. Nicht gar weit war eine Hütte zu sehen, zwei Heuschober dabei; neben einer zweiräderigen Tarataika stand ohne Anspann eine ausgemergelte Mähre und ließ, wie in Gedanken versunken, den Kopf herabbaumeln; ein zerbrochenes Rad lag auf dem Boden; brummend beknabberte der Hofhund einen Knochen; ein dreijähriger Bengel in schmutzigem Hemdchen kratzte sich den blonden Strubbelkopf und blickte verwundert auf den einsamen Städter. Felder und Gemüsegärten dehnten sich hinter der Hütte. Am Horizont des blauen Himmels dunkelten die Wälder, und von der entgegengesetzten Seite zogen, eine nach der anderen, wie eine Vogelkette, trübe scheckige Wolken daher. Wie war Alles so ruhig und feierlich schwermüthig . . . Weiter und weiter ging Ordynow, ihn bedrückte die Einöde. Er kehrte um und näherte sich der Stadt, aus der ein dumpfer Glockenton zu ihm drang, welcher zum Abendgottesdienst rief; er beschleunigte seine Schritte und war bald wieder in der Kirche, die ihm seit gestern so vertraut war.

Seine Unbekannte war schon da.

Unter einer Menge Betender lag sie, unfern vom Eingange, auf den Knieen. Durch eine dichte Masse Bettler, alter Frauen in Lumpen, Kranker und Krüppel, die alle bei der Kirchenthür auf Almosen warteten, drängte sich Ordynow, und bald kniete er neben der Unbekannten. Seine Kleider berührten die ihrigen, er hörte ihr stürmisches Athemholen, er sah, wie ihre Lippen sich bewegten, die ein heißes Gebet murmelten. Auch heut waren die Züge ihres Antlitzes durch ein Gefühl schmerzlicher Andacht bewegt, Thränen rollten nieder, langsam und unaufhaltsam, und versiegten auf ihren glühenden Wangen, als ob sie eine schreckliche That abwüschen. Die Stelle, wo sie Beide knieten, war völlig dunkel; zeitweise nur bestrahlte eine matte Flamme des Lämpchens, welche im Winde zuckte, der durch ein offenes Fensterglas strich, ihr Gesicht mit erzitterndem Glanze; jeder Zug desselben schnitt sich in das Gedächtniß des Jünglings ein, umdüsterte seinen Blick und peinigte mit dumpfem rasendem Weh sein Herz. Lange vermochte er diese verzückte Qual nicht auszuhalten, seine Brust erbebte, aufschluchzend preßte er seinen heißen Kopf auf die kalte Steindiele. Er hörte und sah und fühlte Nichts in seinem vor qualvoll süßer Raserei ersterbenden Herzen.

Wohl war diese nervöse Empfänglichkeit, diese Offenbarung des Gefühls in der Einsamkeit quälender, schwüler, endloser, stiller, schlafloser Nächte vorbereitet; es mußte ja auch so geschehen; wie plötzlich am schwülen Tage der ganze Himmel finster wird und das Gewitter in Regen und Feuer auf die durstende Erde sich ergießt, wie die Regentropfen auf den smaragdenen Zweigen schimmernd hängen, wie auf den Feldern das Gras zerknittert, wie der Blumen zarte Kelche zur Erde sich neigen, um nachher alle bei den ersten Sonnenstrahlen wieder aufzuleben, wieder aufzuschauen zum Tage, der feierlich zum Himmel seinen kostbaren süßen Weihrauch ausströmt, daß Alles erheitert athmet, daß Alles am erneuten Leben sich erlabt . . . Ordynow vermochte nicht zu fassen, was mit ihm geschah: er war sich seiner kaum bewußt.

Und er bemerkte auch kaum, daß der Gottesdienst zu Ende war, er kam erst wieder zu sich, als er, seiner Unbekannten folgend, durch die gedrängte Menge sich Bahn machte. Jeden Augenblick durch das herausgehende Volk aufgehalten,

Digitized by Google

hatte sie sich mehrmals umgewendet, und da begegnete er ihrem klaren Blick; sie erröthete, wie der Morgenhimmel sanft erglüht. Auf einmal sah er auch den Alten von gestern, der das Mädchen bei der Hand nahm; sein Blick war so gallig, so spöttisch, so sonderbar boshaft. In der Dunkelheit verlor Ordynow bald die Beiden aus dem Gesicht; er schob die um ihn Drängenden bei Seite und kam aus der Kirche. Die kühle Abendluft erfrischte ihn nicht: der Athem stockte, seine Brust war wie zusammengepreßt, heftig klopfte sein Herz, als wollte es die Brust zersprengen. Und dabei entwickelte sich in ihm ein Gedanke und gestaltete sich zu einem jener, obwohl sonderbaren, doch tröstlichen Pläne, die, wenn sie auch überspannt sind, in solcher Lage, in der er sich augenblicklich befand, ausgeführt werden, und die fast immer gelingen. Am andern Morgen gegen acht Uhr ging er in das Haus, wo die Unbekannten wohnten. In einem der schmutzigen Hinterhöfe traf er den Dwornik; der hielt in seiner Arbeit ein, stützte sich auf den Spatenstiel, betrachtete Ordynow vom Kopf bis zum Fuß und erkundigte sich nach seinem Begehr — er war ein junger Bursche, etwa fünfundzwanzig Jahre alt, mit ältlichem Gesicht, klein, von tatarischer Herkunft.

„Ich suche ein Quartier", sagte ungeduldig Ordynow.

„Was für eins?" antwortete spöttisch der Dwornik und sah Ordynow mit einer Miene an, als ob er um seine ganze Sache wisse.

„Ich möchte nur ein Zimmer miethen."

„Ist im ganzen Hause nicht zu finden."

„Vielleicht tritt man mir eins ab", sagte Ordynow, indem er dem Dwornik einen Griwenik*) gab.

Der Tatar sah ihn an, nahm das Geld und hantirte mit seinem Spaten; nach einigem Schweigen sagte er wieder: „Nein, kein Quartier." Aber der junge Mann hörte ihn nicht mehr; auf den schwankenden Brettern, welche in der Pfütze lagen, ging er in den entgegenstehenden Flügel des schwarzen, ungereinigten, schmierigen Hauses — dieses Haus schien im Schmutze ertränkt zu sein. In der untersten Etage wohnte ein armer Sargmacher. An dessen Werkstatt ging Ordynow vorbei, auf halb zerbrochener gewundener Treppe stieg er in die oberste Etage, betastete in der Dunkelheit eine mit Bastlumpen bedeckte ungefüge Thür, fand das Schloß und öffnete dieselbe. Er hatte sich nicht geirrt. Vor ihm stand der Alte von gestern und blickte ihn starr mit äußerster Verwunderung an.

„Was willst Du?" fragte er kurz mit flüsternder Stimme.

„Ist bei Euch ein Zimmer zu vermiethen?" fragte Ordynow; die Redewendungen anzubringen, die er sich vorher zurechtgelegt hatte, war er außer Stande.

Hinter der Schulter des Alten sah er seine Unbekannte.

Ohne ihn eines weiteren Wortes zu würdigen, wollte schon der Alte die Thür schließen und ihn herausdrängen, als plötzlich die sanfte Stimme des jungen Weibes sagte: „Wir haben ein Zimmer frei."

Der Alte ließ sofort die Thür los.

„Ich brauche nur einen bescheidenen Winkel", sagte Ordynow, indem er schnell eintrat und sich an die Schöne wendete.

Aber verwundert blieb er stehen, als er seine zukünftigen Wirthsleute ansah. Der Alte, leichenblaß, schien einer Ohnmacht nahe zu sein. Seine Augen, die unverwandt das schöne Weib ansahen, hatten einen bleiernen Glanz; auch sie war anfangs erblaßt, allmählich indeß röthete sich ihr Gesicht und die Augen blitzten so sonderbar.

Sie geleitete Ordynow in die anstoßende Kammer.

Die ganze Wohnung bestand aus einem einzigen, freilich umfangreichen Zimmer, welches zwei spanische Wände in drei Räume theilten. Man kam direct in das schmale dunkle Vorzimmer; geradeaus in der spanischen Wand befand sich eine Thür, welche augenscheinlich in die Schlafkammer führte; rechts lag der Winkel, der eben jetzt vermiethet wurde — er war eng, schmal, überdies von der spanischen Wand verstellt und allerlei Gegenständen, die für den Haushalt unentbehrlich sind. Dieser Winkel, wenn er auch nach Möglichkeit reinlich sich ausnahm, machte einen recht ärmlichen Eindruck. Das Ameublement bestand aus einem einfachen weißen Tisch, zwei schlichten Stühlen und einer Lade an jeder Wand. Ein großes altväterisches Heiligenbild mit vergoldeter Krone stand auf einem Winkelbrett, davor brannte ein Lämpchen. In dieser Kammer, und theilweis im Vorzimmer, war der große, ungeschlachte russische Ofen angebracht. Es war eigentlich klar, daß in so einer Behausung drei Menschen nicht wohnen konnten.

Sie fingen an, zu unterhandeln, jedoch ohne Zusammenhang, so daß sie kaum einander verstanden. Ordynow bemerkte die seltsame Unruhe der Unbekannten. Schließlich kamen sie irgendwie überein. Der junge Mann erklärte, daß er sofort einziehen wolle. Er blickte auf den Wirth. Der Alte war noch ebenso blaß wie vorher, aber ein ruhiges, nachdenkliches Lächeln lag auf seinen Lippen. Wie er dem Blick Ordynow's begegnete, verfinsterten sich wieder seine Brauen.

„Hast Du auch einen Paß?" fragte er plötzlich mit lauter abgebrochener Stimme, indem er ihm die Thür zum Vorzimmer öffnete.

Ordynow, stutzig geworden, bejahte.

„Wer bist Du?"

„Wassilij Ordynow, Edelmann, bin nirgends angestellt, habe meine eigenen Angelegenheiten", antwortete er, den Ton des Alten nachahmend.

„Ich gleichfalls", sagte der Alte — „Ilja Murin, Kleinbürger. Ist das genug für Dich? Geh' . . . ."

Nach einer Stunde war Ordynow in dem neuen Quartier und ließ das Handgeld fahren, welches er dem Deutschen eingehändigt hatte. Wie Alles hatte geschehen können, er begriff es selbst nicht, und er wollte es auch nicht begreifen.

Ihm wirbelte der Kopf, es schwamm ihm vor den Augen. Mechanisch begann er, seinen kärglichen Besitz unterzubringen, er knüpfte das Bündel mit der nöthigsten Habe auf, öffnete den Kasten mit Büchern und trug dieselben auf den Tisch; bald aber ward es ihm unmöglich, sich mit dieser Arbeit zu beschäftigen — vor seine umflorten Augen trat, strahlend in Glanz, das Bild des entzückenden Weibes. Erfüllt von Seelenunruhe, hielt er inne, nahm seinen Paß und trug ihn zum Wirth, in der Hoffnung, sie zu sehen. Murin öffnete nur ein wenig die Thür, nahm das Papier in Empfang und sagte: „Basta! lebe in Frieden"; darauf schloß er die Thür. Ein peinliches Gefühl überkam Ordynow. Er wußte selbst nicht, weshalb es ihm so unleidlich war, den Alten anzusehen.

Drei Tage waren es nun, seit er in einem Wirbel lebte, der mit seinem früheren stillen Dasein seltsam contrastirte. Alles verschob sich in seiner Existenz, dumpf fühlte er, daß sein Leben in zwei Hälften gebrochen sei.

Er zog sich wieder in seinen Winkel zurück. Beim Ofen, in welchem das Essen kochte, machte sich eine kleine gebückte Alte zu schaffen, so eine schmutzige in widerliche Lappen gehüllte Person, daß es ein Jammer war, sie anzusehen. Sie brummte vor sich hin. Eine häßlichere und tückischere Dienstmagd kann man sich gar nicht denken. Ordynow redete sie an, sie schwieg vor Bosheit. Endlich kam die Essensstunde; die Alte nahm die Kohlsuppe, die Piroggen und das Fleisch aus dem Ofen und trug die Speisen zu den Wirthsleuten. Dasselbe Essen brachte sie auch Ordynow. Nach dem Mittagessen war in dem Quartier Todtenstille.

Ordynow nahm ein Buch und blätterte darin, indem er versuchte, Sinn in Dem zu finden, was er bereits mehrmals überlesen hatte. Bald jedoch warf er es wieder bei Seite und beschäftigte sich damit, sein Hab und Gut zu ordnen. Ungeduldig nahm er endlich seine Mütze, ergriff den Mantel und ging auf die Straße. Auf's Gerathewohl gehend, ohne sich um den Weg zu kümmern, bemühte er sich, seine Gedanken zu sammeln und ein wenig über seine Lage nachzudenken. Dieses Grübeln versetzte ihn in quälende Aufregung. — Kälte und Hitze bemächtigten sich abwechselnd seiner und zeitweise klopfte sein Herz so heftig, daß er sich an eine Wand lehnen mußte.

Lieber todt sein, lieber todt sein! murmelte er mit brennenden Lippen. Er irrte noch lange umher. Schließlich merkte

*) 10 Kopeken.

Digitized by Google

er, daß es in Strömen goß, daß er bis auf die Knochen durchnäßt war — schnell kehrte er in seine Wohnung zurück. Unweit des Hauses sah er den Dwornik. Es schien ihm, als ob der Tatar ihn neugierig anstarre.

Ordynow redete ihn an. „Guten Tag. Wie heißt Du?"

„Dwornik nennt man mich," antwortete er grinsend.

„Bist schon lange hier Dwornik?"

„Lange."

„Mein Wirth ist Kleinbürger?"

„Kleinbürger, wenn er's gesagt hat."

„Was treibt er denn?"

„Krank ist er, betet — nu?"

„Ist sie seine Frau?"

„Welche Frau?"

„Mein Gott! die, welche mit ihm lebt."

„Fr—au, wenn er's gesagt hat. Leb' wohl, Herr."

Kaum daß der Tatar an seine Mütze faßte, indem er sich in sein Hundeloch trollte.

Ordynow ging in sein Quartier. Brummend öffnete das kleine Scheusal, klinkte die Thür ein und kroch wieder auf den Ofen, auf dem sie ihr Leben verträumte. Es dunkelte schon, Ordynow ging, um sich Licht zu holen und bemerkte, daß die Thür der Wirthsleute verschlossen war. Er rief die Alte an, die sich auf den Ellbogen aufrichtete und ihn scharf auf's Korn nahm, sich offenbar darüber erbosend, daß er sich bei der verschlossenen Thür zu schaffen machte; schweigend warf sie ihm ein Päckchen Streichhölzer herunter. Er kehrte in sein Zimmer zurück und nahm zum hundertsten Mal seine Sachen und Bücher vor. Er fühlte sich angegriffen, und so seltsam ward ihm zu Muth, daß er sich auf die Bank setzen mußte — ihm war, als schliefe er ein. Mehrmals kam er zu sich und merkte, daß es kein Schlaf war, daß er einer quälend krankhaften Ohnmacht unterliege. Er vernahm, wie die Thür schütterte, wie sie sich öffnete, und dabei fiel ihm ein, daß jetzt wohl die Wirthsleute von der Abendmesse zurückkehrten. Und da ging es ihm von ungefähr durch den Kopf, daß er wegen irgend etwas sehr Wichtigen, auf das er sich nur nicht gleich zu besinnen vermochte, zu ihnen hereingehen müsse. Er erhob sich, und er war auch überzeugt, daß er zu ihnen ging, aber er stolperte und fiel auf einen Haufen Holz, der von der Alten mitten in das Zimmer hingeworfen war. Von hier an wußte er schon gar nichts mehr, und als er nach langer langer Zeit die Augen öffnete, bemerkte er mit Verwunderung, daß er auf der Bank lag und daß sich über ihn das wunderbare Weib neigte, das Antlitz in zarter Sorge mit stillen mütterlichen Thränen benetzt. Er war warm zugedeckt, und sein Kopf ruhte auf einem Kissen: lindernd auf seine heiße Stirn legte sich eine sanfte Hand. Er wollte danken, er wollte diese Hand fassen, an seine vertrockneten Lippen führen, weinen wollte er auf die liebe Hand, sie küssen, küssen die ganze Ewigkeit. Vieles wollte er sagen; was er sagen wollte — er wußte es ja selbst nicht. Als lägen Gewichte auf ihnen, so schwer waren seine Hände, und sie rührten sich nicht; und er horchte auf, und da vernahm er, wie sein Blut in den Adern wogte. Er erhob sich, ein wenig nur ... Wasser wurde ihm gereicht ... Wieder fiel er in tiefe Ohnmacht.

Am Morgen gegen acht Uhr erwachte er.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Wera.

Schauspiel in vier Acten von A. Weimar.

Die jüngste Novität des Belle-Alliance-Theaters sieht aus wie die Dramatisirung eines Marlitt'schen Romans in drei Büchern. Erstes Buch: „Die Flucht aus dem Vaterhause". Wera, die Tochter des Commerzienrathes von Meyern aus erster Ehe, ist nicht nur ein blendender Stern des Salons, sondern auch eine glänzende Bühnenerscheinung, freilich nur erst auf dem Liebhabertheater im väterlichen Hause, wo sie eben in einer Römertragödie die Titelrolle zum Entzücken aller geladenen Zuschauer gespielt hat, zumal des Dichters, der nach mehreren unglücklichen Anläufen hier seinen ersten großen Erfolg errungen und damit die Annahme des Stücks am Hoftheater der benachbarten Residenz erwirkt hat. Nur zwei Personen freuen sich dieser Triumphe nicht: die böse Stiefmutter und die in den Schatten gestellte jüngere Stiefschwester Wera's. Ja, die Frau Commerzienräthin geht in ihrem Hasse so weit, die Erstgeborene ihres schwachen Gemahls aus dem Hause jagen zu wollen. Die bekannte finanzielle Calamität, die in wohlconditionirten Schauspielen, zuletzt noch in Spielhagen's „Gerettet", im ersten Acte loszubrechen pflegt, gibt ihr die erwünschte Handhabe. Sie erklärt sich bereit, dem Gatten mit ihrem Privatvermögen zu Hülfe zu kommen aber nur unter der Bedingung, daß er Wera zwinge, die Werbung eines reichen Freiers, des Baronet Bloome, sofort anzunehmen. Wera, welche dem edlen Engländer zwar zugethan ist, aber einzig den Dichter der Römertragödie wirklich liebt, will von dieser Verlobung auf Commando nichts wissen, und als ihr Vater in sie dringt und ihr den wahren Beweggrund enthüllt, da empört sie sich über die Größe des Opfers, das man von ihrem Herzen verlangt. Sie beschließt, das Haus, in welchem sie ungern gesehen, freiwillig zu verlassen. Sie geht zum Theater. Entsetzen der Eltern. Statt daß aber die böse Stiefmutter, wie man erwarten müßte, jetzt Alles aufbietet, um Wera zur Vernunft zu bringen, da ihre Flucht zum Theater das ganze Haus compromittiren und auch ihrer eigenen Tochter und deren „Versorgung" schaden würde, läßt die Commerzienräthin das beleidigte Mädchen einfach ziehen. „Ihr sollt von mir nichts Unwürdiges hören!" sind die letzten Worte der Scheidenden. Der „gute Abgang" ist gegeben.

Das zweite Buch des Romans würde jedenfalls „Heiße Bretter" betitelt sein. Es zeigt uns die Coulissenwelt. Wera wußte wohl, wohin sie sich nach ihrem Abschied wenden sollte. Der Römertragöde Erich Tornau war in tausend Nöthen. Die erste Aufführung seines in der Residenz schon im Stadium der Proben befindlichen Stückes ward in Folge einer Intrigue plötzlich auf unbestimmte Zeit verschoben. Die Darstellerin der Titelrolle hat ihre Rolle zurückgeschickt. Natürlich erklärt sich jetzt Wera bereit, an ihre Stelle zu treten. Der Dichter glaubt seinen Ohren nicht. Wie, die allvergötterte Tochter des vornehmen Commerzienrathes will sich mit ihrer Familie entzweien, blos um die Aufführung zu ermöglichen, ihm zum Triumph zu verhelfen? Dann liebt sie ihn also, denn nur die Liebe vermag ein solches Wunder. Doch jetzt ist nicht Zeit, darüber nachzudenken. Erst sorgen wir für unsere Dichtung. Und sie wird aufgeführt, hat großen Erfolg und Wera einen noch größeren. Zwei glückliche Menschen finden sich nach ihrem vereinten Triumphe zur stillen Liebesfeier zusammen. Das erlösende Wort drängt sich schon über die Lippen. Da aber blitzt der vernichtende Schlag. Ein Billet des abgewiesenen Bloome theilt Wera mit, daß ihr Geliebter schon verheirathet sei. Nur ein nervenaufrührender Schrei, wie ihn Frau Ellmenreich von ihrem augenscheinlichen Vorbilde Sarah Bernhardt gelernt hat, vermag die ganze Größe ihres Verlustes und ihres Schmerzes auszudrücken.

„Die Rache" könnte der dritte Theil des Romans heißen, denn Wera will sich an dem „Elenden" rächen. Erwägen wir eigentlich ruhig seine Schuld, so begreifen wir Wera's Entrüstung nicht recht. Tornau hatte bisher nur literarische Beziehungen zu ihr gepflogen; hätte sie ihn über seine Familienverhältnisse ausgefragt, so würde er ihr wohl ohne weiteres mitgetheilt haben, daß ihn bereits eheliche Fesseln an eine andere Frau knüpfen. Er ist also höchstens verschwiegen, discret, und hat überdies eine gute Entschuldigung: er ist verheirathet, aber nicht mehr lange. In dieser Welt, wo Alles nach dem Theater riecht, ist auch seine Ehe eine echte Bühnenehe. Die Vorlesung eines dramatischen Erzeugnisses hat ihm das Herz seiner Frau zugewendet, die Aufführung desselben hat es ihm abspenstig gemacht. Das Stück erlitt nämlich Fiasco und in Folge dessen seine Ehe ebenfalls. Das Zischen des Publicums empfand seine exaltirte Frau als eine Schande, so daß sich ihr Herz von ihm abwendete. Die Scheidung ist eingeleitet und

Digitized by Google

als Scheidungsgrund figurirt — curios genug! — ein durchgefallenes Stück . . . Wenn aber der Leser den verunglückten Dichter jetzt selig preisen möchte, da ja seiner Vereinigung mit Wera bald nichts mehr im Wege steht, so kennt er die Frauenlogik der Gartenlaubendichterinnen schlecht. Wera, nachdem sie den schweigsamen Poeten höchst melodramatisch verflucht hat, gibt sich damit noch nicht zufrieden; in einer räthselhaften Anwandlung von sogenanntem Rachedurst eilt sie nach Nizza, wo die erste Frau ihres Geliebten weilt, um ihr ins Gewissen zu reden und die Scheidung zu verhindern. Er soll zur Strafe auch ferner an dies verständnißlose Weib, das an ihm und seinem Genius verzweifeln konnte, gefesselt sein. Das ist ihre Rache. Doch es kommt nach dem Rathschluß der Marlitt'schen Vorsehung ganz anders. Wera erkennt die Hohlheit ihrer Rivalin, die ihres Geliebten entschieden unwerth ist. Sie fühlt plötzlich ein menschliches Rühren mit ihm, und statt die Trennung zu verhindern, wie sie es anfangs beabsichtigt, leistet sie ihr Vorschub, um sich gleich an Ort und Stelle mit ihrem Dichter zu vereinigen. Und die Moral von der Geschichte heißt:

Drum, o liebes Publicum
Bring' doch keine Stücke um —

eine Bitte, die Fräulein Auguste Goetze in Dresden, die sich hinter dem classischen Pseudonym Weimar verbirgt, indirect auch an die Zuschauer im Belle-AllianceTheater gerichtet, das denn zur Vermeidung weiterer Unglücksfälle richtig Beifall gespendet hat.

Das ganze Stück ist die eine Rolle. Frau Ellmenreich als Wera ließ das volle Register ihrer Leidenschaft die gesammte Claviatur ihrer Conversationskünste spielen. Freilich hat ihr die entschieden begabte Verfasserin eine Menge von Trümpfen zugeschanzt. Ist auch der Stoff romanhaft, unangenehm und unmöglich, er ist theatralisch wohl ausgemünzt. Die drei Hauptsituationen heucheln geschickt dramatisches Leben und wahre Leidenschaftlichkeit. Nur im letzten Acte, wo alle Figuren in einem fremden Hause ohne jede Motivirung zusammenkommen, blos weil es das Scenarium erfordert, verliert die Verfasserin den Kopf. Auch hätte die Figur der unwürdigen Dichtersfrau ein lustiges, leichtsinniges, mokantes Geschöpf sein müssen, keine larmoyante, rathlose Nichtigkeit, wie sie hier gezeichnet ist. Im Uebrigen ist es eine sorgfältige, saubere Arbeit mit gutem Dialog und zwei drolligen Episodenfiguren eines neckischen jungen Ehepaares: die Frau übertreibt in ihrer Klatschsucht und der Gatte hat seine schwere Noth, Alles auf das richtige Maß zurückzuführen. In einem besseren Theater, von einer besseren Truppe und vor einem besseren Publicum gespielt, hätte diese Birchpfeifferiade vielleicht einen großen Erfolg erringen können.

F.

Aus den Concertsälen.

Philharmonische und Akademische Concerte. Herr und Frau Henschel. Herr Friedheim.

Was die ersten Monate des diesjährigen Winters an Concerten gebracht haben und was voraussichtlich die nächsten des künftigen Jahres bringen werden, das übersteigt ganz entschieden alles bisher in Berlin musikalisch „Dagewesene". Es finden in diesem Winter allein 60 verschiedene Abonnementsconcerte statt. Unter diesen nehmen die neugestifteten „Philharmonischen", 20 an der Zahl, einen sehr hervorragenden Platz ein, und ihrem Ursprunge und ihrer Organisation wollen wir einige Betrachtungen widmen. Sie sind gestiftet worden, um die Existenz des neugebildeten Orchesters zu sichern. Vor zwei Jahren hatten sich die sämmtlichen Mitglieder des damaligen Bilse'schen Orchesters von ihrem Leiter getrennt, um sich als selbstständige Körperschaft zu organisiren. Sie wurden in Concerten und Oratorien verwendet, und die ganze musikalische Welt Berlins war darin einig, daß dieses „Philharmonische" Orchester als ein unschätzbarer Vortheil zu betrachten sei. Denn die bisherige „Berliner Symphoniecapelle" war durch Uebermuth und Nachlässigkeit ihrer sich für unentbehrlich wähnenden Mitglieder in ihren Leistungen ganz und gar zurückgegangen und geradezu unbrauchbar geworden. Mancherlei Versuche, die Unterstützung der Stadt oder der Regierung für die Erhaltung des neuen Orchesters zu gewinnen, schlugen fehl. Diese fand sich nicht veranlaßt, ein Institut zu unterstützen, das ganz allein für Berlin Bedeutung haben kann; der Magistrat und die Stadtverordneten trugen gerechtes Bedenken, in einem Augenblick, wo sie nur mit Mühe die Steuerzahler vor Erhöhung des Procentsatzes bewahren konnten, die Ausgaben zu vermehren um eines ästhetischen Zweckes willen. So bildete sich denn eine Gesellschaft, welche durch jährliche Beiträge einen Theil der Kosten des Unterhaltes des „Philharmonischen Orchesters" zu tragen sich bereit erklärte. Als Wertherſatz für die Beiträge einerseits, als Anregung für das Publikum andererseits wurden von den eigentlichen Stiftern der Gesellschaft Abonnementsconcerte eingerichtet, sechszehn an der Zahl; von diesen stehen acht unter Leitung des Professor Joachim, vier unter der des Professor Wüllner, jetzigen künstlerischen Oberhauptes des Kölner Conservatoriums und der Gürzenich-Concerte, und vier unter Herrn Professor Klindworth. Außerdem finden noch vier Extra-Concerte statt. Der Preis der Abonnemensconcerte ist auf 50 Mark für je acht Concerte festgestellt worden, also auf 6 Mark 50 Pf. für jedes einzelne. Das ist entschieden zu hoch gegriffen. Der Preis der „akademischen" (früher Hochschulen-) Concerte war bisher 5 Mark; heute, wo durchaus nicht mehr geboten wird als in den verflossenen Jahren, sollen die Abonnenten um so viel mehr bezahlen. Und das Sonderbarste ist: die „Extraconcerte", deren erstes in dem Augenblicke, als wir diese Bemerkungen niederschreiben, bereits angekündigt ist und in der That manches „Extra"*) bringt, kostet nur fünf Mark! Als die Folge dieser eigenthümlichen Einrichtungen mußte gleich von vornherein eine Zersplitterung der Theilnahme des Publicums eintreten; Ungewißheit und Ermüdung werden nachkommen. Hätte man nun ganz von Abonnementsconcerten abgesehen, und vier, höchstens sechs Extraconcerte anberaumt mit Extrapreisen, so wäre die Einnahme in diesen nach unserer festen Ueberzeugung eine bedeutendere gewesen als in den sechszehn Abonnements. Wenn in jedes dieser vier oder sechs Concerte die bedeutendsten Kräfte zusammengefaßt würden, wenn großartige Chorwerke mit ganz ausgezeichneten Solisten zur Aufführung kämen, wenn also diese Concerte ganz „Extra"ordinäres böten, so würde ganz bestimmt ein jedes sein großes Publikum finden, das 15 und 10 Mark bezahlt; es bedürfte keines Abonnements; nur den Mitgliedern der Gesellschaft, die von vornherein Beiträge zahlten, müßten Vergünstigungen zugestanden werden. Für den nächsten Winter wird ganz entschieden ein anderer Modus gefunden werden müssen, wenn man diese Kunstangelegenheit in praktisch gedeihlicher Weise behandeln will. Die Erhaltung des Philharmonischen Orchesters ist eine ganz unabweisliche Nothwendigkeit, wenn Berlin nicht unter den Rang von mittelgroßen Provinzstädten sinken soll, deren jede ihr gutes Orchester hat.**)

Aber das Publicum muß auch für die Erhaltung in praktischer Weise interessirt werden; nicht viel Mittelgut für billigen Preis (und 6 Mark 50 ist durchaus kein billiger Abonnementspreis), sondern weniger aber Bestes, für hohen.

Bisher haben vier solche Concerte stattgefunden, zwei unter Herrn Professor Joachim, eins unter Herrn Professor Wüllner und eins unter Herrn Professor Klindworth. Unter diesen war das Wüllner'sche das besuchteste, weil auch im Programme best zusammengesetzte: Beethoven's Leonore-Ouvertüre, Brahms herrliche dritte Symphonie, als Solisten die Essipoff und Herr Perron. Das erste von Joachim war ausschließlich der classischen Richtung gewidmet, Meister Joachim spielte ein altbekanntes Viotti'sches Concert; das zweite bot neben der Mitwirkung von Herrn und Frau Henschel (von denen wir noch später sprechen werden) die sonderbare Erscheinung, daß Joachim ein Wagner'sches

---

*) Herr Dvorschak wird „extra" nach Berlin kommen und eine Symphonie seiner Compositionen dirigiren, Frau Grosser spielt ein neues Concert von ihm, und Herr Götze, der gefeierte Tenorist, wird singen. Also viel „Extra"!

**) Die Königliche Capelle ist immer im Theater beschäftigt und gewinnt kaum die Zeit für die Proben zu ihren eigenen Symphonie-Abenden. Eine Wiederaufnahme der Berliner Symphoniecapelle ist undenkbar!

Digitized by Google

Stück, das „Siegfried-Idyll", dirigirte. Im Klindworth'schen gehörten alle Orchester-Compositionen der neudeutschen Schule an: Wagner's Meistersinger-Vorspiel, Liszt's „Préludes" und Raff's Suite in Ungarischer Weise. Von diesen waren die ersten beiden hier schon sehr oft gehört worden, und die letzte war von Bilse eingeführt und sofort als eines der schwächsten Werke des sonst so formgewandten und geistreichen Componisten erkannt worden. Wenn schon die neue, künstlerisch vollkommen berechtigte Richtung dargestellt werden sollte, so mußten großartigere und vor Allem nicht so oft gehörte Werke gewählt werden. Joachim spielte das Beethoven'sche Concert, und Frau Koch-Bossenberger sang eine Bravour-Coloraturarie von Mozart und Lieder mit vieler Virtuosität. Wir sind weit entfernt, gegen die Herren Joachim und Klindworth einen Vorwurf zu erheben, daß ihre Programme nicht mehr Interessantes für das große Publicum boten (denn künstlerisch war genug gethan); wir wollen hier nur feststellen, daß es eben äußerst schwierig, fast unmöglich ist, zwanzig Concerten durch die Programm- und Solistenausstattung immer gleiche Anziehungskraft zu geben. In den Provinzstädten concentrirt sich der Antheil des musikalischen Publicums fast ganz auf die Abonnementsconcerte, welche auch gesellschaftlich als die vornehmsten gelten. Aber in der großen Reichshauptstadt muß die Anziehungskraft so zu sagen immer neu angespannt werden. Also: Weniges, Bestes, Theures!

Herr und Frau Henschel haben zuerst in einem „Akademischen" Concerte mitgewirkt, dann einen „Liederabend" veranstaltet; auch hat Hr. Henschel im Stern'schen Gesangvereinsconcerte den Paulus gesungen. Wir haben ihn immer als einen sehr tüchtigen feinen Musiker und geistreichen Componisten geschätzt, als Sänger war er uns durch seinen näselnden Ton, breite Aussprache der Vocale, Verweichlichung der Consonanten und durch seine Empfindelei im Vortrage immer wenig angenehm; und er hat in England und Amerika diese Untugenden, besonders die breiten Vocale, deren die englische Sprache ja so viele bietet, und die Empfindelei, die da drüben besonders beliebt ist, nur vermehrt; sein Paulus war ein Salonapostel. Daß Herr Henschel eine vortreffliche Coloratur hat, ist unbestreitbar, kann uns aber nicht entschädigen; wir gestehen auch sehr gern, daß wir ganz subjectiv urtheilen. Frau Henschel hat eine sehr angenehme helle Stimme für anmuthigen und lebhaften Vortrag und ebenfalls treffliche Coloratur. Tiefere Empfindung fehlt ihr, das bewies der Vortrag von Beethoven's Mignon und Weber's Arie aus Euryanthe; hier zeigte sich auch die Klangfarbe der Stimme zu hell.

Eine in ihrer Art merkwürdige Erscheinung war uns der Pianist Herr Friedheim, ein Schüler Liszt's. Er gab zwei Concerte, in dem einen nur Liszt'sche Composition, in dem anderen Beethoven's op. 106, dann die Präludien von Chopin und Liszt's Paganini-Etuden. In dem ersteren zeigt er eine unvergleichliche Kühnheit und Sicherheit der Technik; das Allerschwerste ist ihm das Leichteste; dabei ist sein Anschlag immer voll und kräftig und die Ausdauer geradezu erstaunlich. Aber ach! nur Erstaunen ist die Wirkung, die er hinterläßt! In dem zweitem Concerte zeigte sich die Auffassung und der Vortrag so mangelhaft, man möchte sagen, so unstudirt, daß er die großen Erwartungen, die sein erstes Auftreten erregt hatte, vollständig enttäuschte. Daß ein zweiundzwanzigjähriger Pianist die große Sonate Beethoven's, die jahrelanges Studium und Reife verlangt, nicht ganz correct spielen würde, mußte jeder billig Denkende von vornherein zugeben; aber Kühnheit, Feuer, Temperament durfte man voraussetzen und Leidenschaftlichkeit in den Chopin'schen Stücken. Aber es war Alles nur technisch vollendet, sonst aber schwunglos wiedergegeben; es gab keine erwärmenden Momente. Und jeder Kunstfreund mußte bedauern, daß ein so bedeutendes Talent, eine solche unermüdliche Kraft, ein so großes Gedächtniß nur die Besiegung von Schwierigkeiten anstrebt und auf einem verführerischen Irrpfade wandelt.

H. Ehrlich.

Notizen.

Der Wasunger Krieg. Lustspiel in fünf Aufzügen von Wilhelm Jensen. (Leipzig, Oswald Mutze.) Einen auf mancherlei Gebieten unserer Literatur wohlaccreditirten Dichter zum ersten Male der heiteren Muse des Lustspieles dienen zu sehen, gewährt nicht geringen Genuß. Daß Jensen ein feinfühliger Humorist ist und daß ihm die lachmuskelerschütternden Scenen in einigen seiner größeren Erzählungen nicht minder gut gelingen als diejenigen, in denen sein volles, leidenschaftliches Pathos zum Durchbruch kommt, ist allen Kennern seiner Schriften wohlbekannt: aber auf der Bühne hat er sich bis heute noch keinen Platz erobern können (sein „Kampf für's Reich" verdiente es freilich!) und an Bühnenroutine, worauf es beim Lustspiel noch mehr ankommt als beim Drama, fehlt es ihm. Wir glauben, daß auch dieser amüsante „Wasungerkrieg" ein Buch-Lustspiel bleiben wird, und könnten es fast bedauern, daß nicht lieber eine von den köstlichen, mit souveränem Humor erzählten Jensen'schen Geschichten daraus geworden ist, denn Lustspiele finden kaum ein großes Lesepublikum. Und doch sollte sich Keiner, der Jensen kennt und liebt, — Beides ist wohl eins — diesen Genuß entgehen lassen. Der erste Act ist nicht ohne Längen, wirkt eher verblüffend als orientirend und wäre auf der Bühne nicht gut denkbar. Der zweite Act, der die Entstehung des famosen Krieges klarlegt, ist schon fein durchgeführt und recht erheiternd. Der dritte mit der Scene zwischen Barthel Quark und Lorenz Bierwisch ist geradezu Shakespeare'sch (man denke an Holzapfel und seinen Cumpan Schlehwein in „Viel Lärmen um Nichts), der vierte enthält den eigentlichen Höhepunkt dieses lustigen Krieges und würde, in Gemeinschaft mit dem dritten, auf der Bühne vorzügliche Wirkung üben. Der fünfte Act ist nicht ohne Uebertreibungen, bringt aber nach einer trefflichen Episode mit König Friedrich II. das Ganze zum wohlthuenden Frieden. Immerhin möchte ein kundiger Regisseur ein erheiterndes Bühnenstück aus dem prächtigen Lese-Lustspiel herstellen können!

T—n.

Erinnerungen von Ludwig August Frankl. (Wien, Hartleben.) Von dem alten Wiener Poeten liegen uns drei kleine Hefte vor, welche Beiträge zu den Biographien Grillparzer's (schon in zweiter Auflage), Hebbel's und Raimund's enthalten. Wir müssen dem Verfasser dankbar sein, daß er uns eine ausführliche Kunde von dem freundschaftlichen Verkehre, in dem er mit den drei genannten Dichtern stand, nicht vorenthält, denn nur eine congeniale Natur wird solche Männer, wie es Grillparzer, Raimund und Hebbel waren, voll verstehen und würdigen können, wird über ihren Absonderlichkeiten und Eigenheiten, die ja die drei Genannten im persönlichen Verkehre in hohem Maße zeigten, ihren edlen innern Kern würdigen. Und Frankl hat diesen in der That nicht übersehen. Was er uns von seinem steten Umgange, von seinen Gesprächen, seinem Briefwechsel mit ihnen mittheilt, gehört durchaus nicht etwa zu den Curiositäten, denen allein jetzt vielfach die literarhistorische Forschung in dem Leben bedeutender Männer nachspürt, sondern trägt den Stempel des unmittelbaren und tiefen Verständnisses jener Männer und ihrer Schöpfungen an sich, so daß wir aus diesen wenig umfangreichen Heften mehr über jene Dichternaturen erfahren, als wir vielleicht aus langathmig geschriebenen Biographien entnehmen könnten. Und diese Auffassung, die sich in den Erinnerungsblättern ausspricht, macht sie uns am werthvollsten, wenn wir auch dabei das literarhistorische Material, das sie bringen, keineswegs gering anschlagen wollen.

O. B.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von **Otto Meißner** in Hamburg:

Die Historia

von Herrn Hartwig und

der treuen Else.

Von J. von Wildenradt.

Zweite Auflage.

24½ Bogen 5 Mk., eleg. gebunden 6 Mk.

Diese Dichtung steht dem Besten, was in der Neuzeit bei uns der kulturgeschichtliche Roman geleistet hat, an innerem Gehalte gleich; sie überragt diese Romane durch die reinere und höhere Kunstform. „Roman-Ztg."

Neues von Carus Sterne.

Die

Krone der Schöpfung

Vierzehn Essays über die Stellung des Menschen in der Natur von

Carus Sterne.

Broschirt M. 4.50, gebunden M. 5.

(Ein Band der geschmackvollst ausgestatteten „Salon-Bibliothek". — In allen Buchhandlungen.)

Ein neues Werk von E. Laſt!

Die realistische und die idealistische

Weltanschauung

entwickelt an

Kants Idealität von Zeit und Raum.

Mit dem Portrait der Verfasserin.

Preis 5 M., eleg. gebunden 6 M. 50 Pf.

Leipzig. **Th. Grieben's Verlag.**

Ein junger **Schriftsteller**, akademisch gebildet, wünscht unter bescheidenen Ansprüchen in die Redaction einer Zeitung oder einer Verlagshandlung **einzutreten.** Derselbe würde sich eventl. auch mit einigem Capital **betheiligen.** Offerten sub **S. O. 614** an **Haasenstein & Vogler** in **Leipzig** erbeten.

Die

Ritter von Wolkenkuckucksheim.

Politisches Drama

von

Ernst Rethwisch

Freiburg i. B.

Selbstverlag des Verfassers.

Preis 1 Mark.

Diese Satire auf die Fortschrittspartei ist durch alle Buchhandlungen sowie vom Verfasser in Freiburg i. B. zu beziehen.

Rudolf Baumbach. — Victor Blüthgen.

Als werthvolle Festgeschenke außerordentlich zu empfehlen:

Trug-Gold.

Erzählung aus dem 17. Jahrhundert

von

Rudolf Baumbach.

Miniatur-Prachtband. 6 Mark.

Der Preuße.

Erzählung aus den Karpathen

von

Victor Blüthgen.

Elegant gebunden. 4 Mark 50 Pf.

Beide Erzählungen, die nach allgemeinem Urtheile zu den besten der neueren Zeit gehören, nehmen eine hervorragende Stelle in der deutschen Literatur ein. Die Nachfrage nach beiden Werken steigt von Woche zu Woche. Von „Trug-Gold" ist bereits die vierte, von „Der Preuße" soeben die zweite Auflage erschienen.

Berlin W., **Albert Goldschmidt.**

Dritte Auflage!

Gedichte

von

Heinrich Leuthold.

Mit Porträt und Lebensabriß des Dichters. XVI und 348 S.

Preis brosch. 5 M., in elegantem Leinwandband 7 M.

Vorräthig in allen Buchhandlungen:

Der Vorzüge, welche diese kürzlich erschienene dritte Auflage von Leutholds Gedichten von den früheren unterscheiden, sind mehrere. Schon äußerlich zeichnet sie sich durch elegantere Ausstattung aus; sodann sind, wie der Titel besagt, eine Anzahl (kleinerer) Dichtungen neu aufgenommen worden; aber die bedeutsamste Bereicherung bilden das in Lichtdruck nach einem ganz vortrefflichen Originalbilde von Papperitz (München) ausgeführte Porträt des Dichters und dessen von Professor Bächtold geschriebener Lebensabriß. Diese neue Ausgabe dürfte daher auch den Besitzern früherer Ausgaben willkommen sein und den großen Kreis von begeisterten Verehrern Leutholds noch bedeutend erweitern.

J. Huber's Verlag in Frauenfeld.

AU BON MARCHÉ

Einziges Haus, welchem der Titel **Au bon marché** *wegen der Billigkeit und streng soliden Qualität seiner Waare mit Recht zuerkannt wird.*

Firma

Aristide BOUCICAUT

PARIS

Billige und reelle Bedienung ist der beständige Grundsatz der Firma

Au Bon Marché

Das Haus Au Bon Marché kennzeichnet sich als das grösste und besteingerichtete Waarenlager und als eine von allen Fremden anerkannte Sehenswürdigkeit.

Ein Theil der bevorstehenden Neubauten (1600 Quadratmeter) wurde Anfangs Oktober eröffnet **und es beträgt nunmehr die Gesammtfläche des Hauses 10,000 Quadratmeter.**

Wir beehren uns, die geschätzte Damenwelt zu benachrichtigen, dass die Ausgabe unseres **illustrirten Preiscourants für die Winter-Saison** erschienen ist, und wird derselbe auf Verlangen Jedermann *portofrei* zugesandt werden. — Ebenso verschicken wir auf Wunsch *gratis und portofrei* jegliche Proben unserer neuesten Seiden- und Wollen-Mode-Stoffe, bedruckten Stoffe, Tuchstoffe etc., sowie auch die Albums, Beschreibungen und Abbildungen der von unserer Firma geschaffenen neuen Toiletten, fertigen Roben und Kostüme, Mäntel und Ueberwürfe; Damenhüte, Röcke, Unterwäsche und Morgenröcke, Anzüge für Knaben und Mädchen; fertige Weisswaaren und Leibwäsche, Sonnenschirme, Regenschirme, Handschuhe, Kravatten, Blumen, Federn, Damenschuhe, Pelzwaaren etc.

Wir bringen in Erinnerung, dass die Errichtung unseres Speditionshauses in Köln a. R. uns gestattet, alle Bestellungen, von 25 Francs aufwärts, mit Ausnahme der Möbel- und Bettgeräthe, nach ganz Deutschland portofrei bis zum Bestimmungsort zu liefern. Nur der eigentliche Eingangszoll ist vom Empfänger zu tragen.

Das Haus **Au Bon marché** *hat für den Verkauf keine Filialen, Reisende, Agenten oder sonstige Vertreter. Vor jedem Angebot behufs Vermittelung wird eindringlich gewarnt.*

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Dahl, Tizian, Canova, Rubens,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Neues Historienbuch

von

Johannes Scherr.

Preis 5 Mark.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Hierzu eine Beilage der Grote'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin und eine Beilage der Verlagshandlung von Alphons Dürr in Leipzig.

Redaction und Expedition, Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. Büxenstein** in **Berlin.**

Digitized by Google

№ 48. Berlin, den 29. November 1884. Band XXVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der neue Reichstag. Von *. — **Literatur und Kunst:** Moderne Essayisten. Von Julian Schmidt. — Neue historische Romane. Von Oskar Bulle. — Die Colportageromane und die Kalender. Von Otto Buchwald. — Schiller und das Körner-Museum in Dresden. — **Feuilleton:** Die Wirthin. Von F. M. Dostojewsky. Frei nach dem Russischen von Wilhelm Goldschmidt. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Die Adolf Hildebrand-Ausstellung. Von A. L. — Dramatische Aufführungen. Der Club. Pariser Lebensbild von Edmond Gondinet. Von Z. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Der neue Reichstag.

I.

Die Reichstagswahl vom 28. October und die derselben nachgefolgten Stichwahlen bilden unzweifelhaft ein überaus bedeutsames Moment in der politischen Entwickelung des deutschen Gesammtstaates. Nach den verschiedensten Richtungen hin kann die Betrachtung sich wenden und einige Punkte sind so charakteristisch, daß die Erörterung derselben selbst in unserer so schnell lebenden Zeit schwerlich bald wieder von der Tagesordnung verschwinden wird. Die Wahlen zum Deutschen Reichstag sind, so viele Mängel auch dem Wahlsystem anhaften mögen, doch im Rahmen unserer staatlichen Einrichtungen derjenige Punkt, an welchem mit einiger relativen Sicherheit der Pulsschlag der Nation gefühlt werden kann.

Wenn wir aus dem Wahlergebniß allgemeine Gesichtspunkte gewinnen wollen, können wir dies nur auf der Basis einer vorhergehenden statistischen Zusammenstellung.

Der Deutsche Reichstag zählt bekanntlich drei parlamentarische Gruppen, welche dem nationalen Staatswesen unseres Volkes, dem Reiche, aus nationalen Gründen feindlich gegenüberstehen und für die von ihnen vertretenen Landes- und Bevölkerungstheile eine Trennung vom deutschen Staate fordern, sei es zu Gunsten fremder Staaten, sei es zu Gunsten einer selbständigen nationalen Staatenbildung: die Dänen, die Polen, die Franzosen.

Die Dänen repräsentiren einen Bruchtheil der nordschleswigschen Bevölkerung. Ihre Ansprüche auf Wiedervereinigung mit dem Königreich Dänemark fanden früher eine, wenn auch nur scheinbare, Stütze in dem vielumstrittenen Artikel 5 des Prager Friedens zwischen Oesterreich und Preußen. Durch die Abmachungen der beiden contrahirenden Mächte von 1879 fiel diese scheinbare juristische Stütze dahin; gleichwohl aber hält ein Theil der nordschleswigschen Bevölkerung die Tendenz der Wiedervereinigung mit Dänemark fest. Der nördlichste Wahlkreis des Reiches, Hadersleben, war stets in diesem Sinne im Reichstag vertreten und ist es auch jetzt wieder auf Grund des Ergebnisses einer Stichwahl zwischen zwei Dänen, deren innerer Grund uns nicht bekannt ist. Der zweite Wahlkreis, welcher im letzten Reichstage im dänischen Sinne vertreten war, Flensburg, fiel am 28. October wieder, wie schon früher, den Nationalliberalen zu. Das dänische Element im Reichstage ist demnach ohne praktische politische Bedeutung.

Das Reichsland Elsaß-Lothringen war im Reichstag bisher vertreten durch 15 Abgeordnete, welche mit mehr oder minder großer Entschiedenheit sämmtlich die Wiedervereinigung mit Frankreich fordern. Das letzte Wahlergebniß hat an dieser Sachlage nichts geändert. Die Bestrebungen, Elsaß-Lothringen mit dem deutschen Staatsleben innerlich zu verbinden und zu befreunden, sind bis jetzt, soweit das Ergebniß der Reichstagswahl hierfür einen Gradmesser bildet, verlorene Liebesmüh' gewesen. Bei der doch nicht ganz unerheblichen Zahl der Vertreter des Reichslandes ist diese Sachlage doch von praktisch politischer Bedeutung. Daß die Zeit das Problem der inneren Verbindung Elsaß-Lothringens mit dem deutschen Staatsleben allmälig lösen und in einiger Zeit schon den Gegensatz mildern wird, darf bestimmt gehofft werden.

Die dritte antinationale Gruppe bilden die Polen. Diese Gruppe zählte im letzten Reichstage 18, im neuen zählt sie 16 Mitglieder. Der westpreußische Wahlkreis Schwetz ging im ersten Wahlgange, der pommersche Fraustadt in der Stichwahl an deutsche (conservative) Candidaten verloren; außerdem behaupteten die Deutschen in der Stichwahl den stets umstrittenen Wahlkreis Marienwerder, den früheren Sitz des verdienstvollen nationalliberalen Abgeordneten Hobrecht, welcher diesmal durch einen Conservativen verdrängt wurde, eine Taktik, die schwerlich dem Gesammtinteresse förderlich war. Ferner wurden Bromberg und Rosenberg in Stichwahl gegen die Polen behauptet. Von den 15 posenschen Wahlkreisen sind darnach noch 11 durch Polen, 4 durch Deutsche vertreten; von den 13 westpreußischen gehören noch 5 den Polen. Die Gruppe hat somit 2 Sitze verloren. Eine weitere Besserung der Verhältnisse in diesen Landestheilen kann gleichfalls nur von der Zeit erwartet werden. Die Hoffnung auf Besserung scheint jedoch hier geringer als in Elsaß-Lothringen; die Elsaß-Lothringer können Deutsche werden, die Polen nicht.

Diese 3 antinationalen Gruppen zählen also im neuen Reichstag 32 Mitglieder, im letzten zählten sie 35.

An diese Gruppen schließt sich aus diesen Gründen zunächst die Gruppe der Welfen. Die Welfen sind nicht antideutsch im Sinne eines nationalen Gegensatzes wie die vorigen Gruppen, sondern nur im staatsrechtlichen Sinne; sie sind im Wesentlichen wohl nur antipreußisch und darum überhaupt Gegner der neuen durch Preußen bestimmten und beherrschten Entwickelung Deutschlands. Der Grundzug ihrer Politik ist die Forderung der Wiederherstellung des selbstständigen Königreiches Hannover. Von den 19 hannoverschen Wahlkreisen ist Meppen immer durch den ultramontanen Welfen Windthorst, bekanntlich eine der hervorragendsten geistigen Größen des Reichstages, vertreten. Um die übrigen Sitze streiten Welfen und Nationalliberale; 3 Wahlkreise

Digitized by Google

waren im letzten Reichstag an die deutschfreisinnige Partei übergegangen, die Wahl vom 28. October hat jedoch diese Sitze wieder der nationalliberalen Partei zurückgegeben. Im letzten Reichstag war die welfische Partei durch 10 Mitglieder vertreten; dieselbe Zahl repräsentirt sie im neuen Reichstag. Doch ist trotz der unverändert gebliebenen Zahl das Wahlergebniß in Hannover entschieden als ein günstiges zu bezeichnen. Nur 5 ihrer 10 Sitze vermochten die Welfen bei der Hauptwahl unbestritten festzuhalten (Osnabrück, Nienburg, Göttingen, Uelzen, Lüneburg); die 5 anderen konnten erst in der Stichwahl gewonnen werden, und zwar ist dies Ergebniß einer Coalition derjenigen Parteien, welche links von den Nationalliberalen stehen, mit den Welfen zu danken; die Heftigkeit des Gegensatzes zwischen Deutschfreisinnigen und Nationalliberalen war vielleicht bei sämmtlichen 5 Stichwahlen das entscheidende Moment zu Gunsten der Welfen; die Nationalliberalen, auf sich und die conservative Unterstützung angewiesen, unterlagen jener unnatürlichen und unmoralischen Coalition durchweg nur mit ganz geringen Minoritäten. Nur in 2 Stichwahlen vermochten die Nationalliberalen durchzudringen. Gewonnen von den Welfen haben die Nationalliberalen Melle und Hildesheim, behauptet Celle in Stichwahl, Emden ohne Kampf, gewonnen von den Deutschfreisinnigen Aurich, Stade und Otterndorf. Verloren wurden an die Welfen durch die oben bezeichnete Coalition: Hameln, Goslar (Reichspartei) und Rotenburg. Hannover war immer ein Streitobject zwischen Welfen und Socialdemokraten; der Wahlkreis fiel diesmal den Socialdemokraten in Stichwahl zu, jedenfalls auch in Folge einer unnatürlichen Parteicoalition. Im Ganzen betrachtet, liefert das Wahlresultat den erfreulichen Beweis, daß das Welfenthum an Terrain verliert, was ja auch in der Natur der Dinge liegt. Könnten die deutschen Parteien sich einigen, was diesmal durch den scharfen und speciell in 3 hannoverschen Wahlkreisen acuten Gegensatz zwischen Nationalliberalen und Deutschfreisinnigen ausgeschlossen war, so würden die Sitze der Welfen wohl jetzt schon auf eine sehr kleine Zahl haben reducirt werden können. Die Hoffnung auf eine baldige Zukunft ist in dieser Beziehung eine voll gerechtfertigte.

Die 3 antinationalen Gruppen des Reichstags haben nur zu einer der deutschen Parteien eine und zwar sehr enge Verbindung, zum Centrum. Polen, Franzosen und Welfen sind Annexe des Centrums, die Welfen trotz des confessionellen Gegensatzes. Die Verbindung der Welfen mit dem Centrum beruht wesentlich auf dem beide Richtungen in sich vereinigenden, staatsmännisch hervorragenden Abgeordneten Windthorst; der treueste protestantische Vertreter dieser Verbindung, der Welfe Brüel, hat sein Mandat an die Socialdemokraten verloren. An die Betrachtung der reichsfeindlichen Gruppen schließt sich somit naturgemäß die Betrachtung des Centrums an.

Man ist nicht berechtigt, das Centrum schlechthin als reichsfeindliche Partei zu bezeichnen. Aber man ist berechtigt, zu behaupten, daß für die politische Haltung des Centrums in erster Linie die katholisch-kirchlichen Interessen maßgebend sind. Daß diese Interessen denen des Reiches nothwendig entgegengesetzt sein müßten, kann nicht als absolutes Princip gelten. Zwar ist in der Theorie der Gegensatz zwischen der hierokratischen Staatsauffassung der katholischen Kirche und dem modernen Staate unseres Reiches ein völlig und absolut unausgleichbarer; in der Praxis aber ist dies nicht in gleich absoluter Weise der Fall. Die katholische Kirche fügt sich — „temporum ratione" — dem modernen Staate bis zu einem gewissen Grade, und ausgeschlossen wäre ein solcher „modus vivendi" auch für die Verhältnisse des Deutschen Reiches keineswegs. Daß das Centrum im Wesentlichen Oppositionspartei im Reiche war, hatte seinen Grund in zwei Momenten: einmal in dem Einwirken specifisch preußischer Kirchenverhältnisse auf die Dinge des Reiches, sodann in dem starken Mißtrauen der nichtpreußischen Mitglieder des Centrums gegen das „protestantische" Kaiserthum und überhaupt gegen die, wie man auf Grund der historischen Erfahrungen annehmen zu müssen glaubte, den Einzelstaaten gefährliche preußische Politik. Die letztere Richtung des Centrums fand ihre stärkste Vertretung in dem Abgeordneten Windthorst.

Die beiden, die Reichspolitik gefährdenden Grundgedanken der politischen Stellung des Centrums haben im Laufe der letzten Zeit an Schärfe wesentlich verloren. Der preußische „Culturkampf" ist in ein latentes Stadium getreten, und es hat wenigstens an dem ernstlichen Bemühen der Regierung, denselben ganz zu beseitigen, nicht gefehlt. Ist dies Ziel auch bis jetzt noch nicht erreicht, so ist doch von einem Kampfe jetzt keine Rede mehr, und darüber darf doch bei der großen Bedeutung der Frage für den Staat kein Zweifel bestehen, daß auch das gegenwärtige latente Culturkampfstadium überwunden und eine wirkliche Lösung des Problems gefunden werden muß.

Andererseits waren die nichtpreußischen Mitglieder des Centrums entschieden mißtrauisch bezüglich einer allzu centralistischen, unitarischen Tendenz der preußischen Politik, welche der Existenz der Einzelstaaten gefährlich werden könne. Das war begreiflich. Preußen aber hat den föderativen Charakter des Reiches so ängstlich und peinlich gewahrt und bei jedem Anlaß betont, selbst über das Maß des nach dem positiven Rechte Zutreffenden hinaus, daß jede Sorge der Einzelstaaten nach dieser Richtung schwinden mußte. In der That hat denn auch der Bundesrath als das Organ der Einzelstaaten im Reiche in voller, kaum in kleinen Dingen gestörter Harmonie seit seinem Bestehen fungirt. Der Particularismus im Parlamente mit der Spitze gegen Preußen hat unter diesen Verhältnissen seine Basis mehr und mehr verloren. Und dies wäre gewiß in noch höherem Grade der Fall, wäre nicht Windthorst Führer und erste geistige Capacität des Centrums. Dieser hochbedeutende Mann ist in erster Linie Welfe; der welfische Particularismus aber muß selbstverständlich in unversöhnbarer Feindschaft zu Preußen stehen, was bei dem Bayrischen nicht der Fall ist.

Aus den obigen Erwägungen erklärt sich die mildere Haltung des Centrums in der letzten Zeit. Es ist wohl anzunehmen, daß noch eine weitere Abschwächung der Gegensätze sich vollzieht, wenn 1. es gelingt, dem Culturkampf einen einigermaßen befriedigenden Abschluß zu geben, 2. Preußen seine streng föderative Haltung im Reiche auch weiter so sorgsam festhält, 3. der persönliche Einfluß des Abgeordneten Windthorst gebrochen werden könnte. Freilich eine vollständige und aufrichtige innere Harmonie zwischen Regierung und Centrum ist nicht zu erwarten und auch — nicht zu wünschen.

Das Centrum beherrscht große zusammenhängende Territorien des Reiches. Bayern allein stellt 33 Centrumsmänner zum Reichstag: Niederbayern, Oberpfalz, Schwaben und Unterfranken schicken nur ultramontane Abgeordnete; in Schwaben wurde um den Allgäuer Wahlkreis, den einst der treffliche Völck vertreten hatte, rühmlich, aber ohne Erfolg von den Nationalliberalen gerungen; Würzburg wurde von den Demokraten und das vielumstrittene Schweinfurt von den Nationalliberalen an das Centrum verloren; ein mittelfränkischer und ein oberfränkischer Kreis (Eichstädt und Bamberg) gehören unbestritten dem Centrum, ein zweiter oberfränkischer, Kronach, hat in letzter Zeit auch nicht mehr dem Centrum abgerungen werden können, ein dritter oberfränkischer, Forchheim, fiel diesmal an das Centrum, weil die Deutschfreisinnigen, welche früher selbst diesen Wahlkreis innegehabt hatten, nicht den bisherigen freiconservativen Candidaten in der Stichwahl unterstützten, ja wohl gegen denselben stimmten. Am merkwürdigsten war die Münchener Wahl. München war bisher durch zwei klerikale Abgeordnete vertreten, jetzt gingen in Stichwahl beide Wahlkreise dem Centrum verloren, der eine an die Nationalliberalen, der zweite an die Socialdemokraten. In beiden Wahlkreisen scheint eine Coalition aller Parteien gegen das Centrum dies Resultat entschieden zu haben, und diese Coalition war verursacht durch communale Verhältnisse; das clericale Münchener Stadtregiment scheint dermaßen bedenklich gewirthschaftet zu haben, daß alle trennenden Unterschiede der Parteien in München vor der Bekämpfung dieses clericalen Regimentes zurücktraten. Außer den beiden Münchener Wahlkreisen ist das Anrecht des Centrums noch zu bestreiten und die Hoffnung auf die Zukunft gerechtfertigt für folgende bayrische Wahlkreise: Würzburg, Schweinfurt, Kronach, Forchheim, Allgäu, vielleicht auch Kitzingen nnd Memmingen.

Digitized by Google

Ohne Kampf behauptet das Centrum ferner folgende Wahlkreise: 4 württembergische, 2 ostpreußische (Ermland), 11 im schlesischen Regierungsbezirk Oppeln, je einen in Oldenburg, preußisch Sachsen (Eichsfeld), Hannover (Meppen), Hohenzollern, 8 in Westfalen, 2 in Hessen-Nassau, 27 in der Rheinprovinz. In Baden ist das Centrum um seinen Besitzstand zu angestrengtem Kampfe gegen die Nationalliberalen genöthigt; bei der letzten Wahl unterlagen die letzteren in diesem Kampfe; man wird schwerlich irre gehen, wenn man auch hier den Grund der Niederlage in der Nichtunterstützung der Nationalliberalen in ihrem Kampfe gegen das Centrum durch die Deutschfreisinnigen sucht. Statt der bisherigen vier entsendet Baden jetzt fünf clericale Abgeordnete zum Reichstag; ein bisher nationalliberal vertretener Wahlkreis ging gleich bei der Hauptwahl (Villingen), ein zweiter in Stichwahl (Offenburg) verloren, statt dessen wurde Waldshut dem Centrum genommen; Karlsruhe in Stichwahl behauptet. Da auch Freiburg früher bereits liberal im Reichstage vertreten war, dürften als befestigter Grundbesitz des Centrums in Baden nur Rastatt und Tauberbischofsheim anzuerkennen sein.

Der vielumstrittene hessische Wahlkreis Mainz, der fast sämmtlichen Parteien schon angehörte, ist von den Deutschfreisinnigen verloren und in Stichwahl zwischen Centrum und Socialdemokraten mit wenigen Stimmen Majorität der ersteren Partei zugefallen. Das einzige westpreußische Mandat des Centrums (Danzig Land) haben diesmal die Conservativen in Stichwahl erobert. In Westfalen ist Bochum an die Nationalliberalen verloren, in Hessen-Nassau wurden zwei auch bisher deutschfreisinnige Mandate (Homburg, Wiesbaden) in Stichwahl gegen das Centrum behauptet. In der Rheinprovinz fiel die Kölner Stichwahl zu Gunsten, die Solinger und Duisburger zu Ungunsten des Centrums aus; ersteren Wahlkreis behaupteten die Socialdemokraten, letzteren die Nationalliberalen. In Schlesien zählt der Regierungsbezirk Liegnitz kein clericales, der Regierungsbezirk Oppeln zählte bis jetzt kein nichtclericales Mandat; am 28. October verlor das Centrum eines der Oppelner Mandate (Kreutzburg) an die Conservativen; von den 13 Wahlkreisen des Regierungsbezirks Breslau gehören zwei unbestritten dem Centrum, ein dritter wurde in Stichwahl gegen die Reichspartei behauptet (Reichenbach); in einem vierten (Schweidnitz) unterlag das Centrum in der Stichwahl.

Im Ganzen gleichen sich Gewinn und Verlust des Centrums aus; etwa zwanzig Centrumswahlkreise aber dürfen wohl als sehr gefährdeter Besitzstand bezeichnet werden; speciell waren die Majoritäten für das Centrum bei den Stichwahlen fast durchweg sehr geringe. *

Literatur und Kunst.

Moderne Essayisten.

Von Julian Schmidt.

Veranlassung zu den folgenden Zeilen ist die neue (dritte) Auflage der „Fünfzehn Essays" von Herman Grimm (Berlin, Dümmler), die sich durch einige Zusätze bis auf 18 vermehrt, aber den alten Titel beibehalten haben. Herman Grimm hat die schon früher in England und Frankreich übliche Bezeichnung „Essay" für solche Aufsätze von kleinerem Umfang in Deutschland eingebürgert und steht unter Denen, die in dieser Gattung arbeiten, ohne Zweifel in erster Reihe. Schon der Erfolg spricht dafür, der in diesem Falle um so höher anzuschlagen ist, da es Grimm seinem Leser nicht ganz leicht macht; mehr aber noch die Freude, die jeder echte Freund der Kunst und Literatur über diesen Erfolg empfinden muß. Grimm bietet dem Leser treffende bedeutende Gedanken in der ansprechendsten und liebenswürdigsten Form; er ist niemals blos Kritiker, sondern immer Künstler. Einzelne Wunderlichkeiten nimmt der Leser gern mit in den Kauf, und betrachtet sie nicht als Fehler, sondern als Eigenthümlichkeiten einer Individualität, die als Ganzes ihm lieb und werth ist.

Statt über die Kunstform des Essays im Allgemeinen zu sprechen, will ich hier, wenn auch nur flüchtig, einige der vornehmsten Essayisten unseres Jahrhunderts zusammenstellen.

In erster Reihe nenne ich Macaulay und Sainte Beuve. Beide gehören insofern zusammen, als ihre Abhandlungen neben anderen Zwecken auch einen belehrenden verfolgen: wer eine ihrer Abhandlungen gelesen hat, braucht nichts weiter nachzuschlagen, er hat das Material, soweit er sich auf den Autor verlassen kann, vollständig beisammen. Den Preis der Zuverlässigkeit möchte ich dem Franzosen ertheilen; es giebt wenig historische Schriftsteller, aus denen man so viel lernen kann, und er ist in seinen factischen Angaben von einer seltenen Gewissenhaftigkeit. In der Kunstform weichen die Beiden wesentlich von einander ab.

Macaulay ist Moralist und vertritt eine feste politisch-ökonomische religiöse Ueberzeugung. Wenn er eine historische Person zum Gegenstand genommen hat, setzt er sich auf den Richterstuhl und stellt ein förmliches, sehr strenges Verhör an. Dem Angeklagten helfen keine Ausflüchte; so sehr er sich bei den Kreuzfragen dreht und wendet, die Wahrheit über das Einzelne muß heraus. Dann entläßt ihn Macaulay, sucht den Zusammenhang in den Actenstücken und arbeitet nach allen Regeln der Kunst ein Plaidoyer aus. Er hat sich ein vollständig zusammenhängendes Bild des Charakters entworfen, und dieses wird Schritt vor Schritt dem Leser enthüllt. Das Urtheil scheint nicht von vornherein festzustehen, es kommen beim Aussprechen desselben sogar retardirende Momente vor; Nebenumstände werden sorgfältig erwogen, aber der Leser ahnt von vornherein, wo das Ganze hinaus will. Dann gegen das Ende wird die Untersuchung beschleunigt, bis das Endresultat, noch immer überraschend, mit der vollen Gewalt eines großen Redners ausgesprochen wird.

Als Beispiel seines Verfahrens mache ich auf die kleine Abhandlung über Barrère aufmerksam, wo ein nichtswürdiger Mensch erst gleichsam mit Ruthenstreichen gekitzelt, dann mit Keulen geschlagen, mit Füßen zu Tode getreten und schließlich noch an den Galgen geheftet wird. In seiner Art ein rhetorisches Meisterstück, das man immer gern wieder ansieht, so widerwärtig auch der Gegenstand sein mag.

In diesem Fall wird man mit dem Schriftsteller vollkommen übereinstimmen. Daß aber diese rhetorische Energie auch ihre großen Bedenken hat, sieht man z. B. aus Macaulay's Abhandlung über Friedrich den Großen. Er besitzt zwar Phantasie genug, die Energie dieser gewaltigen Natur nachzuempfinden, aber er haßt ihn beinahe ebenso wie den französischen Jacobiner. Um nun den Leser sofort auf seine Seite zu bringen, beginnt er mit einer Nebenkritik, für welche er auf allgemeine Zustimmung rechnet: er macht sich über Friedrichs Verse lustig. Heute würde das nicht mehr verfangen, da man sich bemüht, in Friedrich auch den großen Dichter zu suchen; aber als Macaulay seine Abhandlung schrieb, war das noch Niemand eingefallen, und so hatte Macaulay als geschickter Advocat bei seinem Publicum so viel gewonnen, daß es annahm, Friedrich habe wenigstens in einer Seite seiner Thätigkeiten Chimären nachgejagt, und demnach erweckte, auch an anderen Seiten ähnliche Erfahrungen zu machen.

Macauley ist ein Mann der Partei, er ist Engländer, Whig, Anhänger Bacon's und Locke's, Freihändler; nach diesem Maßstab bestimmt sich fast durchweg sein Urtheil.

Im Gegentheil ist Ste. Beuve in diesen Fragen, wenn nicht gleichgültig, doch liberal. Freilich bricht der Franzose bei ihm immer durch, aber die politischen Parteien sind ihm ziemlich gleichgültig; ihm liegt es eigentlich nur am französischen Geschmack. Auch darin hat er stark gewechselt: er fing als überzeugter Romantiker an und ging in der Sammlung, die ihn erst in seiner vollen Kraft zeigt, in den „Causeries du lundi" zu der entgegengesetzten Partei über. Er hatte an sich selbst, obgleich er einen gewissen romantischen Zug niemals ganz verleugnen mochte, erfahren, wie viel hohler Schwulst sich hinter den klangvollen romantischen Phrasen versteckt, und in dieser Erkenntniß sein Auge so geschärft, daß ihn kein Nebel irren konnte. Aber eine Art Scham über seine Vergangenheit hielt ihn ab, gleich Macaulay vom

Digitized by Google

Richterstuhle aus seine Urtheile zu sprechen. Er tritt bescheiden wie ein Neugieriger oder Amateur in den Bildersaal ein, und macht auf kleine Flecken aufmerksam, die sich in vermeintlichen Meisterwerken finden und dann doch weitere Schlüsse verstatten. Er schwingt nie wie der Engländer die Keule, aber er ist im Stoßfechten geübt, und seine Klinge trifft schnell und sicher. Eins der ersten Debuts in seiner neuen Laufbahn war die Charakteristik Chateaubriand's, den er in seiner romantischen Periode fast vergöttert hatte: er analysirt ihn jetzt auf eine Weise, daß der schlimmste Feind es nicht ärger machen könnte, und immer den Hut in der Hand, mit Verbeugungen! Seine Kritik ist richtig, aber nicht vollständig: um ein rechtes Bild von Chateaubriand zu gewinnen, muß man noch andere Seiten seines Lebens hinzunehmen. Ste. Beuve ist, ohne sich dessen bewußt zu werden, ein Advocat wie Macaulay.

Wenn er über politische und religiöse Meinungen liberal denkt, so hat er dafür bestimmte Sympathien und Antipathien, die sich auf den Charakter beziehen. Er hat die Hohlheit der Phrase erkannt und verabscheut alles Phrasenmachen. Er weiß, daß das Leben eine sehr gemischte Gesellschaft zeigt, in der es nicht immer erbaulich aber amüsant genug zugeht. Darum sind ihm alle steifleinenen Moralisten und Tugendbolde verdächtig, und er freut sich, wenn er sie auf einer Schwäche ertappt. Von Personen wie Guizot oder Frau von Maintenon kann er nicht anders reden als mit kaum verhohlenem Spott.

Aber sein Wissen wenigstens was die französische Literatur und Geschichte betrifft, ist fast grenzenlos, und er bleibt, wenn man ihm nur ein wenig auf die Finger sieht, unbedingt der beste Führer in dies so höchst interessante Gebiet; er bleibt es auch darum, weil er für das, was er sagen will, immer den treffendsten Ausdruck findet. Er ist ein Meister des Stils, aus ihm kann man sich alle Feinheiten des Französischen aneignen, und nach dieser Richtung hin sind seine Urtheile absolut zuverlässig.

Der dritte Essayist, Carlyle, steht zu jenen Beiden im Gegensatz. Ihm liegt nicht im mindesten daran, seine Leser zu belehren. Wenn man einen seiner Essays zu Ende hat, weiß man von dem Thatsächlichen gerade so viel wie vorher. Es kommt ihm auch nicht darauf an, seine Leser zu gewinnen, sich bei ihnen einzuschmeicheln; sein Ausdruck ist schon von Natur etwas unbehülflich, aber er steigert die Dunkelheit desselben noch künstlich; er wirft seine Gedanken wie Orakel, mit einer gewissen Verachtung, unter die Menge, er fühlt sich wie ein Prediger in der Wüste. Es ist ihm schwer geworden, ein Publicum zu finden; so eine Sprache, wie man sie von ihm hörte, war in England noch nicht vernommen: aber er ist zuletzt durchgedrungen und hat einen Erfolg davon getragen wie wenig andere Schriftsteller. Wie weit seine Bücher gelesen werden, ist mir nicht bekannt, aber es gilt für die Pflicht eines jeden Gentleman, sie in Händen zu haben.

Dieser Erfolg entspringt daraus, daß man hier einmal ein volles warmes Herz und einen festen unerschütterlichen Glauben wahrnahm. Die Zahl der leitenden Grundgedanken, die er der Welt schenkte, ist klein, und der Umfang seiner Schriften ist nur daraus erklärlich, daß er sie beständig wiederholte; aber die Gedanken selbst sind groß, sie berühren das Höchste und Tiefste des Menschenlebens, und werden mit einer Wucht ausgesprochen, der man nicht widersteht, wenn man sich einmal in ihren Bann gegeben. Wir Deutschen haben allen Grund, ihm dankbar zu sein: er hat unsere Helden in England auf eine Weise zur Anerkennung gebracht, die uns fast beschämt.

Der vierte unter den Männern, von denen ich reden will, der Amerikaner Emerson, war Carlyle's Freund; das Verhältniß nimmt anfangs wunder, weil sie in dem eigentlichen Inhalte ihrer Gedanken wie in ihrer Ausdrucksweise beinahe Antipoden sind. Carlyle's großer leitender Gedanke ist die Persönlichkeit. Ihm ist Gott persönlich und ebenso jeder Held, jeder echte Mensch. In der Persönlichkeit liegt das freie Schaffen, das Prophetenthum; die Welt ist der Schauplatz für große Menschen, das ist ihr eigentlicher Gehalt und ihr Beruf. Emerson dagegen lebt ganz in der Natur: in dem Leben und Wirken der Naturkräfte bewegen sich die Erscheinungen des menschlichen Geistes; sie sind eins mit ihnen, nicht von ihnen zu trennen. Ebenso weicht der Vortrag der Beiden von einander ab. Carlyle ist der Prediger, welcher der staunenden Menge seine Wahrheiten wie im Zorn verkündet; Emerson der freundliche Gesellschafter, der sich gern in ein Gespräch einläßt, in ein geistvolles, anmuthiges Geplauder über Alles, was in der Welt vorgeht, das einen auf das Angenehmste unterhält. Freilich weiß man sich zuletzt nicht immer Rechenschaft zu geben, was man schwarz auf weiß davon getragen? Aber welche Fülle von Geist ist dabei zu Tage gekommen, und mit welchem Behagen haben sich die Gemüther gegen einander aufgeschlossen! Freude an der edlen und gebildeten Geselligkeit ist der stehende Refrain in Emerson's beinahe lyrischer Plauderei.

Emerson hat stark auf Herman Grimm eingewirkt und dieser hat wiederholt seine Sympathie für ihn bekannt. Gemeinsam ist Beiden die ansprechende, geistvolle Physiognomie, der Trieb nach Geselligkeit, nach freundlicher, verständnißvoller Ergießung. Beide malen sich ihren Leserkreis wie eine Gruppe von Individualitäten aus, denen sie allen gern näher treten möchten, obgleich sie mitunter über dem Herzen weg sprechen und sich über ihr liebes Auditorium lustig zu machen scheinen. Wenn Herman Grimm zuweilen mit Carlyle den Cultus der Heroen zu vertreten scheint, so merkt man ihm doch an, daß nur diejenigen Heroen für ihn Werth haben, mit denen man in ein Verhältniß von Mensch zu Menschen kommen kann, während Carlyle sich Götterbilder aufrichtet, vor denen er schweigt und staunt.

Emerson ist überwiegend Naturphilosoph, Grimm Historiker. Die meisten unter Emerson's Essays haben die Ueberschrift: „Natur", „Kunst", „Ideal", „Leben" u. s. w. Solche abstracte Themata treffen wir bei Grimm nie an; er hat fast immer einen Ausschnitt aus der Kunst oder Literaturgeschichte zum Gegenstand. Sich den Weltzusammenhang philosophisch klar zu machen, der Gedanke ist ihm wohl nur selten durch den Kopf gegangen. Auch in seinen historischen Arbeiten ist nicht sowohl die Zeichnung allgemeiner Zustände sein Zweck, sondern, wenn ich mich nicht völlig täusche, das Persönliche. Und zwar das Persönliche nach einer doppelten Richtung. Er will einmal den Eindruck, den die bunte schöne und reiche Welt auf sein eigenes Gemüth macht, sinnlich getreu wiedergeben und die Leser zu Theilnehmern seines Genusses machen. Er will sodann den Persönlichkeiten, die ihn in der Kunst, im geschichtlichen Leben oder in der Wirklichkeit interessiren, nahe treten und sich so in sie vertiefen, daß er ihr Sein und Thun gleichsam von innen heraus nachempfindet.

Das Erste, die Subjectivität der Darstellung, giebt seinen Essays zuweilen einen ganz besonderen Reiz, weil uns eben seine Persönlichkeit so anzieht. Es wird aber zuweilen zur Unart, wenn er z. B. die Homerische Frage bei Gelegenheit der Henriade abmacht, blos weil ihm das, während er schrieb, so eingefallen ist.

Das Zweite ist bei ihm das eigentlich Charakteristische. Macaulay stellt sich seinen Figuren als Richter gegenüber. Ste. Beuve kommt ihnen als Skeptiker mit kleinen Stichen bei, Carlyle verehrt sie aus der Ferne, Grimm dagegen hat nicht Ruhe, bis er sich in seine Helden völlig eingelebt hat. In Michel-Angelo tritt das noch nicht so deutlich hervor, weil hier die Bedeutung der Ideen und das Costüm der Zeit sich zu übermächtig aufdrängen; desto mehr in seinen Vorlesungen über Goethe. Grimm bemüht sich, was der Dichter, den er über Alles liebt und verehrt, empfunden, erlebt und gedacht hat, selbst nachzuempfinden, nachzuleben, nachzudenken; es soll in der Natur seines Helden nichts anonym, nichts räthselhaft bleiben, er will alle seine Motive nicht nur verstehen, sondern in sich selbst reproduciren: das Bild, welches auf diese Weise entsteht, deckt sich nicht ganz mit der Wirklichkeit, aber wie anziehend wird diese Spiegelung für den Leser!

So verfährt Grimm nicht blos mit den Helden, die er liebt und verehrt. Das erste Bild z. B., das er auf Voltaire anwendet — die Kreuzspinne, die von ihrem Netz aus auf Insecten lauert, um sie auszusaugen — gibt wohl ziemlich correct den Eindruck wieder, den Voltaire's Persönlichkeit zuerst auf ihn machte. Aber der Eindruck ändert sich, je tiefer er sich in ihn

Digitized by Google

hineinarbeitet, Voltaire wird ihm nicht blos immer interessanter, sondern immer sympathischer; ich könnte Züge anführen, die fast ebenso auf Grimm als auf Voltaire passen. Zuletzt mündet alles in das tiefe Freundschaftsbedürfniß aus, das Voltaire zu Friedrich dem Großen in geistigen Rapport setzte. In diesem Aufsuchen von Zügen, die ihn sympathisch berühren, beachtet Grimm andere weniger, die ihm selber fremd, aber für Voltaire sehr charakteristisch sind. Ich meine hauptsächlich die Fähigkeit des grimmigen unauslöschlichen Hasses: nicht die Rancüne eines eitlen Mannes wegen einer widerfahrenen Beleidigung, sondern der substancielle Haß gegen eine Welt des Aberglaubens und der Lüge. Das beständig in Erinnerung gerufene Stichwort: Ecrasez l'Infame! bleibt doch Dasjenige, was Voltaire seine historische Stellung anweist, weit mehr als der Oedipus, die Henriade, die Geschichte Ludwigs XIV. und seine Correspondenz mit Friedrich dem Großen.

Ich hebe absichtlich den Essay über Voltaire, einen seiner besten, hervor. Grimm hat für ihn insofern eine aufrichtige Sympathie, als er gleich Jenem ein moderner Mensch ist: Das, was unsere Zeit bewegt, findet nicht blos in seinem Vortrage, sondern auch in seinem Gemüthe einen starken Wiederklang. Aber er ist zugleich, und das scheidet ihn von Voltaire, ein entschiedener Idealist: von dem Standpunkte der modernen Zeit blickt er sehnsuchtsvoll auf die Zeit, wo Kunst, Religion und Sittlichkeit sich die Hand reichten, auf die classische Periode von Weimar, auf die Renaissance und Rom, endlich auf die Griechen, die „den Traum des Lebens am schönsten träumten!"

Neue historische Romane.

Von Oskar Bulle.

Wie würde sich der ehrwürdige Superintendent Bucholtz in Braunschweig, den man wohl als den Begründer des deutschen historischen Romans ansehen darf, gefreut haben, wenn er einmal auf den literarischen Weihnachtsmarkt unserer Zeit einen Prophetenblick hätte werfen können. Ganz wie wir Alten sungen, zwitschern ja auch die Jungen! so würde er wohl freudig ausgerufen haben. Denn wenn seit dem Erscheinen seiner dickleibigen Romane nun auch schon über zwei Jahrhunderte ins Land gegangen sind und viel literarischen Fortschritt und Anhäufung von Gelehrsamkeit mit sich geschleppt haben, so hat sich doch seine Schöpfung, der deutsche historische Roman, dem Wesen nach nicht viel verändert. Das historische Detail freilich gelingt unserer kritischen Zeit besser, als der Chronikenweisheit des 17. Jahrhunderts, aber die Erfindung, die eigentliche Fabel der Romane, wahrlich, die haben jene ehrwürdigen Scribenten nicht mit weniger Kunst zu handhaben gewußt, als unsere Romanprofessoren. Hierin sind sie nicht schlechter, allerdings auch nicht besser als diese, und mit derselben Unnatürlichkeit, mit der ägyptische Königstöchter und gothische Heldenkönige unsere modernen Begriffssysteme handhaben, wirft dort eine germanische Amazone mit lutherischer Dogmatik um sich oder läßt sich, wie das in einem Romane des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig aus derselben Zeit geschieht, ein germanischer Fürst mit einer Königin von Ninive durch den uralten Melchisedek trauen. Dieser schon in der Conception der Dichtung beruhende Grundfehler der historischen Romane, die Vermischung moderner Völkerpsychologie mit antikem Ausstattungsmaterial, hat sich von den ersten Anfängen dieser Dichtungsgattung bis zu der heutigen Gestaltung derselben wie eine ewige Krankheit fortgepflanzt, und es fragt sich sehr, ob derselbe durch die Genauigkeit unserer historischen Forschungsresultate an Intensität verloren, oder ob nicht vielmehr nach mancher Seite hin sich eine acutere Form desselben entwickelt hat.

Die Beantwortung dieser Frage ist bei der großen Masse von theilweise bedeutenden historischen Romanwerken, welche gerade das letzte Jahrzehnt hervorgebracht hat, nicht so einfach und präcise zu geben, sondern würde eine genaue und eingehende kritische Untersuchung erfordern, die bis jetzt für die Gesammtheit jener Erscheinungen allerdings noch aussteht. Wir wollen daher für jetzt lediglich an der Hand von zwei Dichtungen dieser Gattung, die der heurige Weihnachtsmarkt bringt, einerseits nachweisen, wie jener Grundfehler trotz der größten Genauigkeit der gelehrten Forschung und trotz der größten formellen Gewandtheit noch vollständig zu Kraft besteht, andererseits constatiren, wie allein die Intuition des echten Dichters es vermag, sich mit dem ganzen Fühlen und Denken in eine vergangene Periode hineinzuversetzen und hierdurch die Intensität jenes Grundfehlers abzuschwächen.

Das Material für den ersterwähnten Nachweis bietet uns der zweibändige historische Roman: „Die Kreuzfahrer" von Felix Dahn in genügendem Maße dar. „Eine Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert", so erläutert Dahn die Ueberschrift dieses seines neuesten Werkes. Er hätte wohl richtiger gesagt: „Ein Geschichten-Erzählen im dreizehnten Jahrhundert" denn der größte Theil der umfangreichen Dichtung besteht darin, daß irgendwo, sei es am Saum der Wüste oder in einem Tyroler Bauernhofe oder auf einer kleinen Burg des Etschthales, einige sehr schemenhaft gestaltete Figuren zusammensitzen und von ihren Lebensläuften und Abenteuern, von Politik und Herzensgefühlen in schier endloser Weise sich gegenseitig etwas erzählen. Das Werk zerfällt in drei Bücher; von diesen enthalten die beiden ersten, die einen ganzen Band von 344 Seiten füllen, mit Ausschluß einer kleinen Episode von etwa zwanzig Seiten lediglich solche Berichte über Erlebtes, während im dritten Buche, obgleich hier der unmittelbaren Vorführung der Handlung durch den Dichter mehr Rechnung getragen wird, die Gefühlsergießungen der handelnden Personen so gehäuft sind, daß man die Hälfte des ganzen Raumes für sie in Anschlag bringen kann. Man kann schon aus dieser äußerlichen Anordnung des Stoffes, ohne daß man das Buch nur zu lesen braucht, einen Schluß auf sehr mangelhafte Plastik der Darstellung und auf ein wahrhaft einschläfernd wirkendes langsames Fortschreiten der Handlung ziehen. Dazu kommt noch, daß dieses endlose Erzählen und Plaudern der Personen der Dichtung in so schönrednerischer, modern glatter Weise stattfindet, daß man nur durch das hier und da eingeschaltete Klappern mit Schwertern und Rüstungen von der immer wieder sich regenden Vorstellung abgehalten wird, als säße man mit diesen Helden in irgend einer „stilvoll" eingerichteten Weinstube in behaglicher Plauderecke oder mit diesen Damen an dem Kamine irgend eines Salons unter Blattpflanzen und Makart-Bouquets.

Die Fabel der „Kreuzfahrer" an und für sich ist ziemlich einfach und übertrifft bei Weitem die Ausführung an Gehalt und Natürlichkeit: Ritter Friedmuth ist mit Kaiser Friedrich II. ins Morgenland gefahren; sein mannhaftes Eheweib Wulfheid hütet derweilen daheim die Erbburg. Ritter Friedmuth ist ein gar treuer Ehemann, obgleich er durch seine Wulfheid der wahren Minne Wesen nicht erlernen konnte; er widersteht darum dem heißen Liebeswerben der natürlichen Tochter des Kaisers in mustergiltiger Weise und ist herzlich betrübt, als ihn die Nachricht von dem plötzlichen Tode seines Ehegemahls erreicht. Kurz darauf geräth er in sarazenische Gefangenschaft. Aus derselben und aus der drohenden Todesgefahr errettet ihn Sobeide, eine sarazenische Prinzessin. Er führt sie mit heim ins Abendland und macht sie in Rom zu seinem Weibe. — Aber die Nachricht von dem Tode der Wulfheid war eine trügerische. Dieses Mannweib ist von der Bahre wieder aufgestanden und kämpft nun heldenhaft gegen ihre bösen Nachbarn, die nach dem Besitze ihrer Burg trachten. Als sie, eine zweite Penelope, dem rauhen Angriff ihrer Bedränger zu unterliegen schon im Begriff ist, da kommt Friedmuth zurück und errettet sie. — Er steht nun da, ein neuer Hans von Gleichen mit zwei Frauen. Aber die Lösung, die sein Thüringer Schicksalsgenosse mit päpstlichem Dispense fand, widerspricht zu sehr unseren modernen Gefühlen, darum durfte sie Dahn in seinem soi-disant „historischen" Romane nicht anwenden. Er erfindet eine neue: Sobeide, eingeschüchtert durch das heftige, gewaltsame Auftreten ihrer Rivalin, vergiftet sich, Wulfheid geht ins Kloster und Friedmuth wird Deutschritter und fährt mit Hermann von Salza ins Preußenland, wo er als Held stirbt.

Digitized by Google

Neben diesen Hauptfiguren der Dichtung treten noch Walther von der Vogelweide, Hermann von Salza, ein liebender Knappe, Hezilo benamset, und ein schwäbischer Weinschenke auf, welch' letzterer als die komische Figur des Romans nicht ungeschickt gezeichnet ist. Leider finden wir diese Gestalten immer nur erzählend, schwatzend, seltend handelnd. Besonders gilt dieses „leider" im Hinblick auf den Walther von der Vogelweide. Es ist herzzerreißend, diesen Dichter in einem Dahn'schen Romane vorfinden zu müssen. So süßlich, so sentimental, so wenig mannhaft soll der Dichter durch die Welt gegangen sein, der Papst und Fürsten nicht scheute? Nein, an diese edelste Gestalt unseres Volkes hätte sich doch der Herr Professor nicht wagen sollen! — Natürlich singt Walther in diesem Romane überall, wo es nur einigermaßen angeht, seine Lieder, ja, er singt sogar einige Dahn'sche Lieder. Aber wie geschmacklos oft die Gelegenheit für ein derartiges Singen in dem Romane gewählt ist, davon möge ein eclatanter Fall Zeugniß geben: Das herrliche Lied

Under der linden
an der heide
dâ unser zweier bette was
. . . . . .

läßt Dahn in Walther's Haupt und Herz entstehen, als dieser durch heißen Wüstensand auf das Zelt seines Freundes Friedmuth zuschreitet. Diese Situation ist gerade so unnatürlich, als es sein würde, wollte ein Professor ein derartiges Liedlein hinter dem Schreibtische ersinnen. Außerdem gibt Dahn die Uebersetzung der ersten Strophe desselben mit einer Modification, die nur allzusehr für die „Leserinnen" unserer prüden Zeit berechnet ist, die beiden letzten Strophen läßt er natürlich weg; dann hätte er lieber das Lied überhaupt nicht aufnehmen sollen, denn es ist ein Ganzes und will als solches aufgefaßt sein. — Noch eine andere Geschmacklosigkeit wollen wir nicht unerwähnt lassen. S. 119 heißt es: „Die dreisaitige Harfe, die Herr Rudolf von dem Baumbach, ein fahrender Sänger, ein trefflicher aber durstiger Thüring, bei mir zu Pfand gelassen — für vielen, ach sehr vielen Weintrunk!" Ob Rudolf Baumbach wohl für solche Anspielung dankbar sein kann?

Wie ganz anders faßt der Dichter des historischen Romans, den wir als Beleg für die Ansicht, heute anführen können, daß jene Dichtungsgattung in der That auch Fortschritte aufweisen kann, eine vergangene Zeit auf. Dieser Dichter ist Wilhelm Jensen, dessen dreibändiges Werk: „Aus den Tagen der Hansa" (Freiburg i. B., Kiepert und v. Bolschwing) wohl den Glanzpunkt des diesjährigen literarischen Weihnachtsmarktes bilden dürfte.

Der erste der drei Abschnitte des Werkes — „Novellen" nennt sie Jensen — behandelt den Kampf des kraftvollen und energischen, aber zugleich treulosen und arglistigen Dänenkönigs Waldemar Atterdag gegen das damals aufblühende Lübeck unter seinem genialen, aber unglücklichen Bürgermeister Johann Wittenborg im Ausgange des vierzehnten Jahrhunderts. Der Träger der Titelrolle dieser Novelle, Dietwald Wernerkin, ist ein Jüngling altsächsischer Herkunft, der in den Dienst der lübischen „Pfeffersäcke" aus Lust nach Thaten und Streben nach Ritterehren getreten ist, und den heiße Liebesleidenschaft an ein Grafenkind, Elisabeth von Holstein, fesselt, die er einst aus räuberischen Händen befreit und von der er neben holdem Dank der Augen ein Goldkreuz zum Angedenken erhalten hat. In Wisby, der damals mächtigen Handelsstadt, der Königin des Nordens, wo er mit dem verschlagenen Waldemar Atterdag zusammentrifft, und in Venedig, wo er von Elisabeths Bruder, dem Grafen Heinrich dem Eisernen, den Ritterschlag empfängt, thut er sich gleichmäßig durch kraftvolles, ritterliches Wesen und Handeln, wie durch kaufmännische Klugheit und Besonnenheit hervor. Seine Mannentreue muß er im schwersten Kampfe erweisen: er muß als Dienstmann jenes Grafen Heinrich seiner Jugendgeliebten Elisabeth die Botschaft überbringen, daß sie Königsbraut von Norwegen werden soll, muß sie als solcher zum Altare leiten und später nach Norwegen führen. Auf dieser Fahrt geräth er mit ihr in die Gewalt Atterdag's und wird, während jene in ein Kloster gesteckt wird, von dem grausamen Dänenkönige auf gebrechlichem Kahne ins Meer hinausgestoßen.

In der zweiten Novelle, die im fünfzehnten Jahrhundert spielt, ist ein Enkel jenes Dietwald der Wismarer Kaufmannssohn Osmund Wernerkin, die Hauptgestalt; er hat von dem Urältervater den Thatendrang und die redliche Treue geerbt. Daneben tritt uns aber auch ein Sohn jenes Dietwald entgegen, Wisimar Wernerkin, der von dem Vater nur das ungestüm Heldenhafte in sich trägt: er ist Seeräuber. Den Ort der Handlung bildet eine nordische Niederlassung der lübischen Kaufleute zu Bergen, wohin der junge Osmund, der der Stadt Lübeck schon einen wesentlichen Dienst geleistet hat, gleichsam als Reorganisator des verwilderten Kaufhofes gesandt worden war. Das wilde Leben in jener kaufmännischen Niederlassung, der Kampf der rauhen Pfeffersäcke gegen die feindseligen Norweger auf der einen und die heldenhaften Seeräuber auf der anderen Seite ist nun ein äußerst bewegter Hintergrund, auf dem sich das Liebeswerben des jungen Kaufmanns um die Tochter des zum Seeräuber herabgesunkenen Königs Erich von Dänemark, der einsam aufgewachsenen Wilma Oldigson, wirkungsvoll und hell abhebt. Wie nordische Recken treten uns die drei Seeräuberhäuplinge entgegen; wie ein Kampf aus dem Gudrunlied liest sich die Schilderung von der Erstürmung des Kaufhofes durch die verbündeten Seeräuber und Norweger. Der Held dieser Novelle ist glücklicher als sein Urältervater: er führt die Königstochter nach glücklichem Ausgange jenes Kampfes um die nordischen „Kaufgärten" als Braut heim.

Auch in der dritten Novelle, Dietwald Werneken betitelt, treten uns die hervorstechenden Charakterzüge des ersten Dietwald, die sich bei ihm noch in glücklicher Vereinigung zeigten, in zwei Menschen differenciirt entgegen. Diesmal ist es eine Frauenfigur, welche allein die ungestüme Kraft des Geschlechts besitzt ohne die mildernde Beigabe der bürgerlichen Tugenden, während dieselben sich in ihrem Geschlechtsgenossen, dem aus einem Hamburger Kaufmannshause stammenden Helden der dritten Novelle, in schönstem Lichte zeigen. Folka Wulflam ist die Urenkelin jenes Seeräubers Wisimar Wernerkin und hat von ihm die leidenschaftliche Liebe zum wildstürmenden Meere und den Drang nach Unabhängigkeit geerbt. Dietwald Werneken begegnet ihr im Hause ihres Oheims Wulflam in Reval, wo er kurze Zeit auf seiner Fahrt nach Nowgorod verweilt. In Nowgorod, der einstens mächtigen russischen Handelsstadt, bestand auch ein hanseatischer Kaufhof, der aber zu der Zeit, in welcher diese Novelle spielt, in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, durch den Großfürsten Iwan den Dritten zerstört war. Ihn wieder zu gründen und dem deutschen Handel, zugleich aber auch der lutherischen Lehre in jener Einöde Wege zu bahnen, trieb es den kraftерfüllten Kaufmann. Seine Bestrebungen in Nowgorod sind erfolglos, die letzten Spuren deutscher Cultur an der Wolga müssen mit ihm der russischen Barbarei weichen. Aber er findet dort unter den letzten, schon halb verwilderten Resten der deutschen Ansiedler ein deutsches Mädchen, ein im Walde herangewachsenes Naturkind, das er bei sich aufnimmt und erzieht. Sie ist, wie sich später herausstellt, seine Base und wird nach seiner Rückkehr in deutsche Lande seine Hausfrau. In wildem Kampfe und nur durch gefahrvolle Flucht kann er sich und sie aus den Fluthen der hereinbrechenden und Alles zerstörenden russischen Gewaltthätigkeit an das heimische Gestade retten. Auf dieser Flucht ist jene ungestüme Folka sein helfender Engel; sie führt ihn durch die russischen Schneefelder an die Ostsee zurück und scheidet dort aus seinen und leider auch unseren Blicken, als das wilde Kind des stürmischen Meeres. Der Held aber kehrt mit seinem Weibe nach Deutschland heim und beschließt sein Leben in der alten Sachsenstadt Bardowieck, aus der einst sein Urältervater in den Dienst der Hansa auszog. So endet der Kreislauf des Wernerkin'schen Geschlechtes, vollbracht unter dem Orlog der Hansa.

Dieser kurze Ueberblick über den Inhalt der Jensen'schen Dichtung möge genügen, um die deutsche Leserwelt auf dieses Werk voll tiefer poetischer Schönheit eindrücklich aufmerksam zu machen. In ihm zeigt sich nach unserer Ueberzeugung ein deutlicher Fortschritt in der historischen Dichtungsgattung. Man halte es nur für einen Augenblick mit dem oben besprochenen Dahn'schen Werke zusammen, und man wird diesen Fort-

Digitized by Google

schritt herausfühlen. Abgesehen von der lebhaft und kraftvoll fortschreitenden Handlung im Gegensatz zu dem vielen Erzählen bei Dahn, ist die das Ganze beherrschende Idee, das markige deutsche Bürgerthum in seiner Thatkraft, seiner Entschlossenheit und Kühnheit und dabei seiner Redlichkeit und festen Gesinnung zu schildern, schon an und für sich mehr geeignet, das Werk auf ein höheres Niveau zu stellen, als das süßlich sentimentale Ritterthum der Dahn'schen Kreuzfahrer in seinem Maskeradentone es vermöchte. Dazu kommt noch, daß der Dichter die Vergangenheit seiner Heimath schildert; das Meer, die nordischen Gestade, die jetzt noch ihre alte Macht und Herrlichkeit in deutlichen Spuren zeigenden Hansestädte sind ihm vertraut, die kräftige Seeluft ist ihm um die Wangen gestrichen und hat ihm die Phantasie erregt, die jene Oertlichkeiten mit Gestalten bevölkerte. So hat er das Wesen jenes Volkes, von dem er singt, von Jugend an in sich aufgenommen, in sich gefühlt, und braucht es nicht erst aus Büchern zu lernen und nachzuempfinden, um es dichterisch gestalten zu können. Und daher rührt die Naturwahrheit seiner Dichtung, die jeder Leser sofort herausfühlen wird, auch wenn er nicht die historische Genauigkeit, mit der Jensen das Detail schildert, völlig zu würdigen vermöchte. Eigentlich sollte jeder historische Romanschriftsteller nur die Vergangenheit des Stammes schildern, dem er entsprossen ist, denn nur hier drängen sich die feinsten Schatten der Stammeseigenthümlichkeit von selbst in seine Seele, nur hier kann er die dichterische Intuition frei und voll walten lassen.

Das Jensen'sche Werk bedeutet also insofern einen Fortschritt auf dem Gebiete des historischen Romans, als es uns Gestalten vorführt, die der Dichter unter dem Volke, dem sie entnommen sind, selbst erlebt hat, während der Dahn'sche Roman dadurch zurücksteht, daß er seine Gestalten nur aus allgemeinen historischen, lediglich durch die Wissenschaft festgestellten Menschenkategorien entnimmt.

Die Colportageromane und die Kalender.

Von Otto Buchwald.

Seit geraumer Zeit ist von den verschiedensten Seiten gegen die sogenannte Colportage- oder Hintertreppenliteratur ein lebhafter Kampf geführt worden; man hat moralische und ästhetische Bedenken ins Feld geführt, man hat — was in gewissen Kreisen das wirksamste Ueberzeugungsmittel zu sein pflegt — den Kostenpunkt geltend gemacht und vorgerechnet, daß für die Summe, welche thatsächlich ein einziger solcher Colportageroman kostet, eine große Anzahl gediegener Bücher gekauft werden könnten; selbst gesetzliche Maßregeln sind erlassen worden. Das ist alles recht gut, aber was den eigentlich wunden Punkt anlangt, ziemlich wirkungslos. Die gesetzlichen Maßregeln ordnen den äußeren Geschäftsbetrieb und wollen der Verbreitung unsittlicher Schrift- und Bildwerke vorbeugen, können aber selbstverständlich den Vertrieb solcher Bücher, die ästhetisch werthlos sind, nicht verhindern, und all' die beherzigenswerthen Mahnungen und Berechnungen verfehlen ihren Zweck, weil sie gar nicht an die Adresse, an welche sie gerichtet sind, gelangen. Wirksame Abhilfe kann nur durch die Hebung des Geschmacks, durch den erziehenden Einfluß besserer literarischer Erzeugnisse allmählich geschaffen werden.

Nun existiren literarische Unternehmungen — ich erinnere nur an die Spemann's u. A. — welche Gediegenheit des Inhalts und Trefflichkeit der Ausstattung mit billigem Preise vereinigen und auf den ersten Blick wohl geeignet erscheinen, jener schlechten Literatur wirksam das Feld streitig zu machen. Allein diese Bücher wenden sich an ein geistig viel höherstehendes Publikum, als dasjenige ist, in welchem die Verfasser von Schauerromanen ihre Lorbeeren und die fliegenden Buchhändler ihre Münzen einheimsen. Auf den weniger bemittelten, aber gebildeten Mittelstand berechnet, gehen sie über das Verständniß und Interesse jener Volksschichten hinaus, in denen der Colportagehandel seine beste Kundschaft findet.

Aber eine Gattung von literarischen Erzeugnissen wäre meines Erachtens wohl im Stande, als Pionier eines besseren Geschmacks zu dienen: die Kalender, welche belletristische Beiträge enthalten. Sie finden dort noch Eingang, wohin kein anderes der schönen Literatur angehöriges Buch, kein besseres Journal mehr bringt; sie bieten oft die einzige Unterhaltungslectüre für das ganze Jahr. Erst genießt die ganze Familie ihren Inhalt, dann die Befreundeten, und zuletzt schafft ein veralteter Jahrgang wohl noch in Küche und Gesindestube eine angenehme Stunde. Die Kalender könnten auf die große Masse derer, welche sich nur selten einen literarischen Genuß zu verschaffen im Stande sind oder Neigung dazu verspüren, belehrend und geschmackbildend einwirken und so allmählich für gediegenere Lectüre das Verständniß erschließen, jedenfalls das Bedürfniß nach der ungesunden Kost der Colportageromane bedeutend abschwächen, was auch schon ein Segen wäre.

Sind nun die Herausgeber von Kalendern sich dieser Aufgabe bewußt, und erfüllen sie dieselbe? Wenn man die Titel einzelner Kalender, die Empfehlungen, deren Ursprung oft nicht zweifelhaft ist, und die summarischen, möglichst oberflächlichen, aber meist recht anerkennenden Besprechungen in Zeitungen und Zeitschriften liest, so möchte man die Frage freudig mit Ja beantworten; prüft man aber genauer, so sieht die Sache wesentlich anders aus. Wohl finden sich hier und da wirklich gute Leistungen, und das Bestreben, eine Art von Volksbuch zu geben, ist nicht zu verkennen, aber im großen und ganzen ist doch eine ausgesprochene Mittelmäßigkeit das gemeinsame Gepräge. Ob auch hier, wie auf anderen Gebieten, die überaus große Concurrenz den Grundsatz „billig, aber schlecht" zum leitenden erhoben hat, will ich unentschieden lassen; mein Tadel trifft diejenigen Kalender, deren Preis von vornherein nicht viel erwarten läßt, keineswegs allein.

Historische Skizzen, populäre Abhandlungen über naturwissenschaftliche Themen, überhaupt die mehr der Belehrung dienenden Abschnitte sind meist zweckentsprechend und anerkennenswerth; desto schlimmer sieht es aber mit den auf die Unterhaltung berechneten Beiträgen aus.

Anecdoten und Scherze von geradezu ehrwürdigem Alter werden jugendlich aufgeputzt wieder auf die Bühne gebracht; Witze und Kalauer, die von ihrer Geburtsstätte aus bereits die Wanderung durch alle möglichen Blätter und Blättchen gemacht haben, finden hier ein freundliches Asyl für die alten Tage. Die Gedichte, fast nur von besonderen Kalenderpoeten, deren Name sonst nirgends auftaucht, verfaßt, wetteifern in Poesielosigkeit mit den Bildern, die durch diese versificirte Beigabe dem Beschauer zum vollen Verständniß gebracht werden sollen. Die Erzählungen sind nicht selten so platt und hausbacken, so schablonenhaft und aufdringlich mit ihrer Moral, daß sie fast nur wie Franz Hoffmannsche Erzählungen in etwas anderer Tonart erscheinen, den erwachsenen Leser aber nicht im entferntesten so anmuthen, wie jene verdienstvollen Jugendschriften ihr Publicum. Ist doch der Ausdruck „Kalendergeschichte" geradezu eine Werthbezeichnung geworden, vor der sich jeder Novellist fürchtet. Kurz, die Zahl der wirklich gediegenen belletristischen Beiträge ist recht klein.

Nun wird man freilich einwenden, daß die verschiedenen Bildungsgrade des großen Publicums, auf welches ein Kalender berechnet sei, ein mittleres Durchschnittsmaß erforderten. Gewiß! Muß dies aber zur entschiedensten Mittelmäßigkeit werden? Es ist ja keine Frage, daß Erzählungen mit verwickelten psychologischen Problemen ebenso wenig am Platz wären, als solche, die Stoffe aus weit entlegener Zeit behandeln; aber ebenso gewiß ist es — und ein Blick in eins der besseren Familienjournale beweist es — daß Erzählungen genug geschrieben werden, die keine ausschließlichere Bildung oder ein besonderes Interesse für detaillirte Charaktermalerei voraussetzen, die spannend und in gutem Stil abgefaßt sind, kurz einen ästhetischen Werth, wenn auch nicht den denkbar höchsten, besitzen. Mag es auch unmöglich sein, von den vielumworbenen Novellendichtern ersten Ranges geeignete Beiträge zu erhalten, die Schwierigkeit, gute Erzählungen zu erwerben, ist sicher nicht unüberwindlich, und stellen sich die Honorare etwas höher, so ist es besser, etwas weniger und Gutes, als viel und Mittelmäßiges zu bringen. Leichter wird es sein und

Digitized by Google

mit gar keinen oder nur geringen Opfern verknüpft, kleinere Beiträge, besonders Gedichte, zu erhalten. Freilich wird man von den bildererklärenden, die mehr oder minder zur gereimten Prosa werden müssen und schwerlich zu den angenehmen Aufgaben eines wirklichen Dichters gehören, abzusehen gezwungen sein; aber muß denn der althergebrachten, nachgerade langweiligen Mode, Bilder durch Gedichte zu erklären, mit Grazie in infinitum gefröhnt werden? Kann denn nicht einmal mit der alten Schablonenhaftigkeit ein Ende gemacht und ein neuer Weg eingeschlagen werden? Es wäre gewiß kein Schade, wenn man die „alten, lieben Bekannten" nicht gleich auf den ersten Blick an ihren eingewurzelten Mängeln wiedererkennen, sondern etwas zu ihrem Vortheil verändert finden müßte.

Vereinzelten Ausnahmen, wie gesagt, begegnet man; sollen aber die Kalender die schöne Aufgabe erfüllen, die weniger gebildeten Volksschichten allmählich zu einem besseren Geschmack zu erziehen und ihnen Abneigung gegen die widerwärtige Hintertreppenliteratur einzuflößen, so muß vor allem die Hebung des belletristischen Inhalts angestrebt werden. Ehrbare Trivialität und nüchterne Langweiligkeit werden den prickelnden, oft mit vielem Raffinement die Phantasie kitzelnden Colportage-Erzählungen den Rang nicht ablaufen.

Es ist mir immer verwunderlich gewesen, daß, während es Vereine giebt, die sich mit literarischen Veröffentlichungen befassen, noch keiner auf den Gedanken gekommen ist, einmal eine Art billiger Musterkalender — sicher doch eine würdige Aufgabe — herzustellen. Vielleicht zieht der Schriftstellerverein, der ja schon manche Besserung herbeigeführt, diesen Gedanken in Erwägung. Ihm würde die Lösung der Aufgabe aus naheliegenden Gründen leichter werden, als einem Buchhändler, und sollten auch die ersten Versuche, da eingewurzelte Uebel schwer zu beseitigen sind, nicht von großem Erfolg gekrönt sein, später wird das Bestreben, dem verwahrlosten Geschmack gewisser Kreise aufzuhelfen, unfraglich gute Früchte tragen.

Schiller und das Körner-Museum in Dresden.

In Veranlassung der 125jährigen Wiederkehr des Geburtstages Friedrich von Schiller's und des gleichzeitig 25jährigen Bestehens der ihm zu Ehren benannten, zum Wohle der deutschen Schriftstellerwelt am 10. November 1859 begründeten Schiller-Stiftung, wurden fast allgemein in den hauptsächlichsten Städten Deutschlands dem großen deutschen Nationaldichter würdige Gedenkfeierlichkeiten veranstaltet. Vorzüglich war es Weimar, welches in der Rückerinnerung an die classische Zeit mit ihren Dichterheroen und auch als bis jetzt bestandene Centralstelle für alle Zweigstiftungen der Schillerstiftung sich besonders berufen fühlte, den 10. November 1884 feierlich zu begehen.

Die einen Theil des Festprogramms im großherzoglichen Museum daselbst bildende Schiller-Ausstellung, zusammengesetzt aus Bildnissen Schiller's, seiner Familie und einiger nächster Freunde, Medaillen, Handschriften und Original-Documenten, Handzeichnungen, ersten Drucken Schiller'scher Schriften, älteren Illustrationen zu Schiller's Werken, Schillerstätten-Abbildungen u. A. m., entstammend dem Besitze des Großherzogs von Weimar, des Schillerarchivs im Schlosse Greifenstein, des großherzoglichen Museums und der Bibliothek zu Weimar oder privaten Verehrern des großen Dichters, erregte unter den Festtheilnehmern, zu denen auch die Mitglieder der verschiedenen Zweigstiftungen der Schillerstiftung zu rechnen waren und die in besonders zahlreicher Vertretung von auswärts in Weimar erschienen, die weihevollste Stimmung und fand allseitigen Beifall. Der aus Anlaß dieser Schiller-Ausstellung von dem großherzoglichen Museumsdirector Hofrath Ruland mit großer Sachkenntniß verfaßte Katalog ist dankenswertherweise veröffentlicht worden und auf dem Wege des Buchhandels für Jedermann zugänglich gemacht. Die Gesammtnummer sämmtlicher in Weimar ausgestellt gewesenen Gegenstände, von Schiller herrührend oder auf ihn bezüglich, betrug 239. Hierbei möge nun auf eine andere, seit länger als 9 Jahren bestehende Schiller-Ausstellung hingewiesen werden, die, von einem einzigen Manne geplant, mit unendlichen Schwierigkeiten erworben und trefflich geordnet, das ganze Jahr hindurch zu Ehren des Dichters Schiller, zu Ehren der Stadt Dresden und des Königreichs Sachsen und ganz besonders auch zu Ehren Deutschlands, Jedermann (den gesammten studirenden deutschen Jünglingen sogar zum unentgeltlichen Besuche) täglich geöffnet ist. Wir meinen das im Körner-Schillerhause zu Dresden, Körnerstraße Nr. 4, unter der Leitung seines Begründers und emsigen Directors Dr. Emil Peschel befindliche „Körner-Museum".

Der Nichteingeweihte glaubt, daß, da Dresden die Geburtsstätte Theodor Körner's ist, dieses Museum, das den Namen des deutschen Tyrtäus mitträgt, nur Gegenständliches in Bezug auf den Dichter von „Leyer und Schwert" berge. Gewiß mag es schwer gewesen sein, den rechten Namen für ein Museum zu ersinnen, das wie kein zweites in Europa eine unendlich große politische und literarische Epoche: die Zeit der deutschen Befreiungskriege von 1813—15, sowie die Goethe- und Schiller-Literatur zugleich vorführt und dabei doch pietätvoll den Cultus für einzelne Hervorragende aus jener hochwichtigen Periode bezweckt. Der Name: Museum der deutschen Befreiungskriege wäre allein nicht zutreffend gewesen, da die das Museum bildenden Einzelsammlungen nicht ausschließlich den geschichtlichen, sondern auch den poetischen Theil unseres Vaterlandes Ende des vorigen und bis in das erste Drittheil des jetzigen Jahrhunderts behandeln, und eine doppelte Bezeichnung konnte doch füglicherweise das Museum noch weniger annehmen.

Weil nun das Körner-Museum z. Z. noch in den Räumen desjenigen Hauses in Dresden errichtet ist, wo 1791 Theodor Körner das Licht der Welt erblickte und woselbst auch zufällig 5 Jahre vorher, d. i. von 1786—87, Fr. Schiller bei seinem hochherzigen Freunde Dr. Christian Gottfried Körner und dessen in jeder Weise ausgezeichneten Familie eine neue Heimath und ein neues Glück nach einer schwer durchkämpften Sturm- und Drangperiode fand, so muß auch der Name „Körner-Museum" als der allein zutreffende anerkannt werden, insofern die geschichtlichen literarischen und künstlerischen Sammlungen im Körner-Schillerhause uns theils Theodor Körner, den begeisterten Sänger der deutschen Befreiungskriege, und diese wiederum als politischen Hintergrund für ihn selbst vorführen, während anderntheils der Vater des Dichters von „Leyer und Schwert", Dr. Chr. G. Körner, als der Freund und Schützer Schiller's als der Freund Goethe's, der Humboldt's, ja fast aller bedeutenden Dichter, Gelehrten und Künstler damaliger Zeit, soweit sie sich ihm näherten oder er mit ihnen in Verbindung zu treten Gelegenheit fand, dem geistigen Auge erscheint.

Und somit ist denn auch der Grund gefunden, aus welchem Dr. Peschel bis jetzt volle 23 rüstige Mannesjahre für unsern Schiller aus eigenen Mitteln diejenigen Schätze anhäufte, die unbeschadet dessen, was am 10. November d. J. in Weimar ausgestellt war, dazu dienen werden, der spätesten Nachwelt das sachliche Bild unseres Nationaldichters zu erhalten.

Das Dresdener Körner-Museum zählt jetzt 9700 Nummern, von denen im richtigen Verhältniß zu dem Ganzen mehr als ein Viertheil Schiller mit angehören. Die 2537 verschiedenen künstlerischen, handschriftlichen, literarischen und gegenständlichen Nummern, welche die Goethe- und Schiller-Literaturepoche zu veranschaulichen erworben wurden, setzen sich folgendermaßen zusammen:

342 verschiedene Porträts des Dichters und der Seinigen, darunter das berühmteste Originalölporträt Schiller's, gemalt zu Dresden 1787 von dem churfächsischen Hofmaler Anton Graff;

28 Porträts besonders zu Schiller gehörige Persönlichkeiten;

123 Goethe-Porträts;

522 verschiedene Dichter- und Künstlerporträts, zur Epoche gehörig;

822 Illustrationen zu Dichtungen Schiller's (auch Goethe's und Wieland's), darunter viel seltene Kupferstiche und Originalhandzeichnungen;

Digitized by Google

146 Dichterstätten und allgemein Oertliches in Bezug auf die Schillerzeit;
33 Medaillen, auf Schiller geprägt;
26 desgl. auf Carl August, Herzogin Luise, Goethe, Herder, Lessing, Wieland;
12 Büsten und Todtenmasken Carl August's, Schiller's, Goethe's;
26 Handschriftliches von Schiller;
6 desgl. von Schiller's Gattin;
3 desgl. von Goethe;
59 desgl. von Verwandten und Freunden Schiller's an oder über denselben (darunter Dr. Körner's Compositionen Schiller'scher Dichtungen, wie: Amalia's Lied aus den „Räubern", das Lied an die Freude, das Mädchen aus der Fremde, die vier Weltalter;
191 Drucksachen (Gesammtwerke, erste und Einzelausgaben von Schiller und Biographisches über denselben);
174 desgl. von Goethe (Gesammtwerke, erste und Einzelausgaben, sowie Biographisches);
92 desgl. von verschiedenen Dichtern (Werke derselben und Biographisches);
10 Gegenständliches von Schiller;
3 desgl. zu Schiller gehörig;
9 desgl. von Goethe.
Im Ganzen 2627 Nummern.

Da nun zu den hier angeführten verschiedenartigen Objecten diejenigen Theodor Körner's (von ihm allein besitzt Dr. Peschel 454 verschiedenes Handschriftliche) und seiner Familie nicht hinzugerechnet sind, so erweist sich schon diese Abtheilung des Körner-Museums als ein für sich allein bestehendes „Schiller-Museum", dessen Bedeutung alle Jene, die es beurtheilen konnten, als von Wichtigkeit anerkennen.

Als Schlußsatz zu allem Geschilderten möchte aber noch die Frage gelten: Was soll das Schicksal dieser mit so bewundernswerthem Eifer, solcher Mühe und Arbeit und selbstverständlich großen Geldopfern geschaffenen geschichtlichen und literarischen Sammlung sein?

Möglich ist, daß, wenn über kurz oder lang der Schöpfer des Museums sein leider sorgenvolles Haupt zur ewigen Ruhe niedergelegt haben wird, die Mitwelt sich noch ihrer Pflichten, wenigstens für die hinterlassene Familie des Dr. Peschel (dem, beiläufig erwähnt, die Stadt Dresden auch das Bronzestandbild Theodor Körner's auf dem Georgsplatze daselbst verdankt) vielleicht bewußt wird; möglich aber auch könnte es sein — und dieser Fall scheint ziemlich nahe zu liegen — daß Dr. Peschel nicht länger die Kräfte und den Muth hat, sich mit dem Museum ohne geeignete Staats- oder Reichsunterstützung behaupten zu können, endlich die Sammlungen vereinzelt dem einen und dem anderen Kunstmäcen oder einem Nabob des In- oder Auslandes, zum Schaden und sicher nicht zur Ehre der deutschen Nation überliefern muß.

Daß aber der Lebensabend des genannten Patrioten und Literaturgelehrten nicht der Nachwelt ein weiteres beschämendes Beispiel biete, in welcher Weise die Mitwelt einen Kämpen edelster Art seine Mühen und Sorgen lohnte, dafür sorge, ehe es zu spät ist, bei Zeiten jeder echte Deutsche.

Insbesondere mögen die Vertreter des deutschen Volkes in der neuen Session des eben jetzt zusammengetretenen Reichstages (zumal schon Gesuche zu diesem Zwecke von Seiten des Allgemeinen deutschen Schriftstellerverbandes und des aus 250 Mitgliedern bestehenden Dresdener literarischen Vereins im vorigen Reichstage zu Gunsten der jedoch leider vom Bundesrath abgelehnten Petition des Begründers des Körnermuseums nach Berlin gerichtet wurden) von Neuem beantragen, daß schleunigst Mittel und Wege gefunden werden, Deutschland das Körner-Museum zu sichern.

Wie verschieden auch politische, kirchliche oder gesellschaftliche Ansichten und Meinungen sich entgegentreten mögen, in dem Punkte der Pietät und zum Ruhme für eine große Geschichts- und Literaturepoche schaare sich ein Jeder zur Erledigung einer Ehrenpflicht unter Schiller's Banner.

Feuilleton.

Die Wirthin.

Von F. M. Dostojewsky.

Frei nach dem Russischen von Wilhelm Goldschmidt.

(Fortsetzung.)

Durch grün gewordene Scheiben streute die Sonne ein goldenes Strahlenbündel; ein wonniges Gefühl durchfloß alle Glieder des Kranken. Er war ruhig, still, unsagbar glücklich. Es schien ihm doch, als wäre eben Jemand am Kopfende der Bank gewesen. Wie freudig wollte er den Freund umarmen, wollte zum ersten Male in seinem Leben sagen — sei gegrüßt, mein Geliebter!

„Wie Du lange schläfst", sagte eine zarte weibliche Stimme. Ordynow sah sich um, und freundlich neigte sich zu ihm, hell lächelnd wie die Sonne, das Gesicht seiner Schönheit, der Wirthin.

„Und wie Du lange krank warst: nun aber ist es genug, nun stehe auf. Stehe auf, denn die Freiheit ist süßer als das Brot, ist schöner als die Sonne. Stehe auf, mein Täubchen."

Ordynow preßte ihre Hand, ihm war, als sehe er noch immer einen Traum.

„Warte, ich habe Dir Thee gemacht. Willst Du Thee? Nimm doch, er wird Dir gut thun. Ich war auch krank und weiß es."

„Ja, gib mir zu trinken", sagte Ordynow und stand auf. Er fühlte sich noch äußerst schwach, Kälte rieselte den Rücken entlang, die Glieder waren ihm wie zerbrochen. Licht aber war es in seinem Herzen. Er fühlte, daß ein neues, starkes, zauberhaftes Leben für ihn angebrochen sei. Sein Kopf schwindelte leicht.

„Man nennt Dich Wassilij?" fragte sie. „Oder habe ich mich verhört? Der Herr nannte Dich gestern Wassilij, da irre ich mich wohl nicht."

„Ja, Wassilij. Und wie heißt Du?" Ordynow näherte sich ihr, und dabei vermochte er sich kaum auf den Füßen zu halten.

Sie ergriff seine Hände und sie lächelte.

„Katharina", sagte sie und sah ihn mit ihren großen blauen Augen an.

„Hast Du mir etwas zu sagen?" fragte sie endlich.

„Ich weiß es nicht", antwortete er, und sein Blick umdüsterte sich.

Sie bemerkte sofort die Veränderung in seinem Gesicht. „Höre auf, meine Taube, höre auf, sorge nicht, härme Dich nicht! Setze Dich hier an die Sonne. Gehe mir nicht nach", fügte sie hinzu, als sie sah, daß der junge Mann eine Bewegung machte, als wolle er sie zurückhalten. „Gleich werde ich bei Dir sein, Du wirst Dich an mir satt sehen können."

Sie war auch in einigen Augenblicken wieder da, brachte ihm Thee, stellte denselben auf den Tisch und setzte sich ihm gegenüber.

„Trinke", sagte sie. „Schmerzt Dir noch der Kopf?"

„Nein, jetzt schmerzt er nicht", sagte er; „ich weiß nicht, vielleicht schmerzt er auch . . . ich weiß nicht, wie mir ist . . ." Er sagte es, schwer athmend; er suchte ihre Hand. „Vor den Augen dunkelt es mir." Er schluchzte; das Schluchzen preßte ihm den Hals zusammen.

„Aermster! Du hast wohl nie mit einem guten Menschen gelebt. Bist ganz allein? hast keine Verwandte?"

„Niemand. Ich bin allein . . . was thut es auch! Mir ist jetzt besser. Mir ist jetzt so gut!" Ordynow phantasirte. Das Zimmer schien sich um ihn zu drehen.

„Auch ich habe lange Jahre keine Seele gesehen. Wie Du mich ansiehst!"

„Was denn? was denn?"

Digitized by Google

„Es ist ja, als ob Dich meine Augen erwärmen. Weißt Du, wenn man Jemand liebt . . . ich habe Dich seit Deinen ersten Worten in mein Herz geschlossen. Wenn Du erkrankst, will ich Dich wieder pflegen. Aber Du sollst nicht wieder krank werden, nein! Wie Bruder und Schwester wollen wir leben, nicht wahr? Eine Schwester ist ja schwer zu erwerben."

„Wer bist Du? woher kommst Du?" stammelte Ordynow mit matter Stimme.

„Ich bin nicht von hier. Was kümmert es Dich! Weißt Du — die Leute erzählen, wie zwölf Brüder in einem dunklen Walde lebten und wie in dem Walde ein schönes Mädchen sich verirrte. Zu den zwölf Brüdern kam sie, und reines Haus hielt sie bei ihnen, und in Allem bewies sie ihre Liebe. Kamen nun die Brüder und merkten, daß das Schwesterchen einen Tag bei ihnen gewesen war, und riefen sie und baten sie, daß sie zu ihnen in das Haus komme. Schwester nannten sie die Brüder, und Allen war sie gleich. Kennst Du das Märchen?"

„Ich kenne es." Ganz leise sagte es Ordynow.

„Zu leben, wie ist das so herrlich! Bist Du froh in der Welt?"

„Ja, ja, eine Ewigkeit leben", antwortete Ordynow.

„Weiß nicht", sagte nachdenklich Katharina: „ich bin auch zu sterben bereit. Schön ist es, sein Leben lieb zu haben, und gute Menschen lieb zu haben, aber . . . sieh' doch, Du bist wieder so bleich, wie Mehl so weiß."

„Mir schwindelt . . ."

„Wart', ich bringe Dir meine Betten und Kissen. Wenn Du einschläfst, so träumst Du von mir; Dein Leiden hört dann auf. Unsere Alte ist auch krank."

Schon während sie sprach, machte sie das Bett zurecht, und lächelnd sah sie dabei über Ordynow's Schulter.

„Wie viele Bücher Du hast!" sagte sie, indem sie den Koffer abrückte.

Wieder näherte sie sich ihm, nahm seine rechte Hand, bettete ihn, deckte ihn zu.

„Man sagt, die Bücher verderben den Menschen", fuhr sie nachdenklich fort und schüttelte den Kopf. „Liebst Du, in Büchern zu lesen?"

„Ja", antwortete Ordynow, ohne zu wissen, ob er schlafe oder wache, fester aber preßte er Katharina's Hand, um sich zu versichern, daß er nicht schlafe.

„Mein Herr hat viele Bücher. Er sagt, es seien heilige. Mir liest er immer daraus vor. Nachher hole ich Dir welche."

„Erzähle", sagte leise Ordynow.

„Betest Du gern?" fragte sie nach kurzem Schweigen. „Weißt Du was, ich fürchte immer . . ."

Sie sprach nicht zu Ende und schien zu überlegen. Ordynow führte ihre Hand an seine Lippen.

„Was küßt Du meine Hand?" Leicht rötheten sich ihre Wangen. Und lachend fuhr sie fort: „küsse sie nur", und beide Hände hielt sie ihm hin. Und dann befreite sie die eine und legte sie auf seine Stirn, und dann fing sie an, sein Haar zurechtzulegen und zu glätten. Sie erröthete mehr und mehr, und sie setzte sich auf die Diele nieder und lehnte ihre Wange an seine Wange; ihr warmer Athem hauchte über sein Gesicht . . . Plötzlich fühlte Ordynow, daß Thränen aus ihren Augen flossen und seine Wangen benetzten. Er ward immer schwächer, immer schwächer, die Hand vermochte er nicht mehr zu rühren.

Ein Geräusch erscholl, der Riegel rasselte.

Ordynow merkte eben noch, wie der Alte, sein Wirth, eintrat; er sah dann, wie Katharina aufstand, ohne sich übrigens besonders zu beeilen, ohne Verwirrung, und beim Weggehen das Kreuz über ihn machte. Er schloß die Augen. Ein glühender Kuß brannte auf seinen Lippen . . . schwach schrie er auf, und dann verlor er die Besinnung.

Ein sonderbares Sein begann nun für ihn.

In den Minuten unklaren Besinnens dämmerte es ihm, als sei er verurtheilt, in einem endlosen Traume voll fruchtloser Unruhen und Leiden zu leben. Grauenvoll erregt, mühte er sich ab, gegen diesen verhängnißvollen Wahn sich aufzulehnen, und im Momente verzweiflungsvollen Kampfes überraschte ihn wieder eine ungehoffte Kraft und er hörte, und deutlich fühlte er es, wie ihm wieder die Besinnung schwand, wie von neuem undurchdringliche Dunkelheit ihn umfing . . . und er warf sich in dieselbe mit dem Wimmern der Seelenangst und Verzweiflung. Mitunter aber überkam ihn ein Gefühl überwältigenden Glückes, wie man es empfindet, wenn der ganze Lebensinhalt sich erhöht und man im lichten Augenblick eine goldene Zukunft erträumt. Dann fiel er wieder in Betäubung, und alles, was mit ihm in den letzten Tagen geschehen war, zog verworren durch seinen Sinn. Wieder ein anderes Bild tauchte vor dem Kranken auf: was mit ihm geschehen, hatte er vergessen, und er wunderte sich, daß er nicht im alten Quartier, nicht bei seiner alten Wirthin war. Er begriff nicht, weshalb die gute alte Frau nicht zu ihm kam, wie sie es vordem immer gethan — immer kam sie in später Schlummerstunde zum Ofen, der mit seinem schwachglänzenden Licht die dunkle Ecke des Zimmers übergoß; und sie wartete, um die zitternden knochigen Hände zu erwärmen, bis das Feuer im Verlöschen war; und dabei schwatzte sie vor sich hin, und bedenklich sah sie ihren sonderbaren Einwohner an, den sie für überspannt hielt vom langen Sitzen hinter den Büchern. Ein anderes Mal wieder erinnerte er sich, daß er umgezogen sei; weshalb es aber geschehen war, weshalb er umziehen müssen, wußte er nicht . . . Wohin rissen ihn die quälenden Gedanken! Wer warf diesen unerträglichen Brand in sein Gemüth, der in seinem Blute wüthete? Er sann, eine Antwort zu finden, und er fand sie nicht. Oftmals hörte er das Rauschen behender Schritte, und ein Flüstern hörte er, wonnig wie die Musik liebkosender Rede, während linder Athem um sein Gesicht wehte; und wie es sich über sein Lager beugte, fielen Thränen auf seine heißen Wangen, lang und zärtlich preßte sich ein Kuß auf seine seligen Lippen . . . und nun wieder stöhnte es um ihn, und sein Leben verlöschte in namenloser Pein; ihm schien sein eigenes Sein, die ganze Welt schien ihm still zu stehen, zu erstarren, Ewigkeit der Nacht breitete sich aus und umschlang das All . . .

Etwa eine Stunde mochte er gelegen haben, ohne ein Glied zu rühren, mit offenen Augen, in Erstarrung. Vorsichtig erhob er sich endlich; ein heiteres Gefühl überkam ihn, als er bemerkte, daß die wilde Krankheit seine Kraft nicht gebrochen hatte. Er sah, daß er noch so angekleidet war, wie während seines Gesprächs mit Katharina; viel Zeit konnte also nicht vergangen sein seit dem Morgen, als sie von ihm gegangen war. Wie er mit den Fingern umhertappte, erhaschte er bald einen großen Nagel, der oben in die spanische Wand, neben welcher sein Bett stand, eingeschlagen war; er griff nach demselben und ließ seinen Körper von ihm tragen, auf welche Weise er bald eine winzige Oeffnung fand, durch die ein kaum merklicher Lichtschein in sein Zimmer drang. An die Oeffnung legte er das Auge . . .

In einer Ecke des anderen Zimmers war ein Bett aufgestellt, davor ein bedeckter Tisch, bepackt mit großen Büchern — Heiligenbüchern, nach den Einbänden zu schließen. Ein Heiligenbild, ebenso alterthümlich wie dasjenige in Ordynow's Zimmer, stand in der anderen Ecke; vor demselben brannte ein Lämpchen. Auf dem Bett lag der alte Murin, mit einer Pelzdecke bedeckt, ein aufgeschlagenes Buch auf den Knieen, entkräftet von Leiden und blaß wie Leinwand. Katharina lehnte neben ihm auf der Bank, sie umschlang die Brust des Alten, und ihr Kopf lag an seiner Schulter. Sie sah auf ihn mit aufmerksamen, kindlich verwunderten Augen und schien neugierig, starr in Erwartung, auf seine Worte zu lauschen. Hin und wieder hob sich die Stimme des Erzählers, und sein blasses Gesicht belebte sich; er zog die Brauen zusammen, seine Augen begannen zu funkeln, Katharina erbebte in Angst und Erregung. Nun schlich es wie Lächeln über das Gesicht des Alten, leis lächelte auch Katharina. Plötzlich brannten Thränen in ihren Augen; sanft streichelte der Alte ihren Kopf, als sei sie ein Kind, und stärker umschlang sie ihn mit ihren schneeigen Armen, voll Innigkeit sank ihr Kopf an seine Brust.

Und Ordynow dachte wohl, dies alles sei Traum, dennoch stieg ihm das Blut zu Kopf und, schmerzvoll gespannt, bebten

Digitized by Google

die Adern an seinen Schläfen. Er ließ den Nagel los, stieg vom Bette, und schwankend, schleichend, sein eigenes Thun nicht begreifend, wie ein Somnambuler näherte er sich der Thür . . . der verrostete Riegel sprang sofort ab — mit Geräusch und Lärm stand er plötzlich im Schlafzimmer seiner Wirthe. Er sah, wie Katharina auffuhr und zusammenschreckte, wie unter den schwer zusammengepreßten Brauen die Augen des Alten boshaft aufblitzten, wie Wuth sein ganzes Gesicht entstellte; er sah, wie der Alte, die Augen nicht von ihm wendend, mit tastender Hand schnell die Flinte suchte, welche an der Wand hing; sah, wie es in der Mündung blitzte, welche des Alten unsichere Hand gerade auf seine Brust richtete . . . Ein Schuß . . . dann ein wilder fast unmenschlicher Ruf . . . als der Rauch sich verflüchtigt hatte, überraschte Ordynow ein schrecklicher Anblick. Zitternd am ganzen Körper, beugte er sich über den Alten. Murin lag auf der Diele, zusammengekrampft, das Gesicht von Qualen entstellt, Schaum auf den Lippen. Der Unglückliche lag, wie es Ordynow schien, im heftigsten Anfall der fallenden Sucht. Gemeinschaftlich mit Katharina eilte er ihm zu Hilfe . . .

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Die Adolf Hildebrand-Ausstellung.

Durch die Vermittelung von F. Gurlitt bietet der zur Zeit der Wiener Weltausstellung vielgenannte Künstler dem Berliner Publikum im Uhrsaal der Akademie eine Uebersicht seines Schaffens seit dem ersten großen Erfolg 1873. Er darf mit dem Ergebniß wohl zufrieden sein. Neben der allgemeinen Anerkennung und stellenweise der wärmsten Bewunderung hat er als einen Beweis nachdrücklicher Wirkung zu verzeichnen, daß der größte Theil seiner Arbeiten in Privatbesitz übergegangen ist. Noch eher als beim Maler erlaubt dieses Factum einen Rückschluß auf die Stimmung des Publikums. Wie wenig vermögen wir in unsern überfüllten, schlecht und falsch beleuchteten Gemächern einem Werke der Plastik Licht und Raum zu gewähren!

Gesammtausstellungen der Werke eines einzelnen lebenden Künstlers dürften berufen sein, das Ausstellungswesen, das einmal zu den Signaturen der modernen Zeit gehört, in andere Bahnen zu lenken. Drängt es doch, wie es sich in Jahrmarktsbreite bei jedem beliebigen Anlaß entfaltet, die künstlerische Production in demselben Maße herab wie das Zeitungswesen die literarische, und hat doch nicht in demselben Grade die Entschuldigung des nothwendigen Uebels.

Dagegen müssen übersichtliche Vorführungen der Gesammtarbeit eines Künstlers namentlich in unserer Zeit mit Freuden begrüßt werden. Wie schnell zerstreuen sich gerade die besten Schöpfungen, ehe ihr Bild im Gedächtniß der Mitwelt haften konnte. Das Beste, was ein bedeutender Meister leistet, pflegt noch unvollendet seinen Liebhaber gefunden zu haben, der es ängstlich dem Publikum entzieht. Wie oft wird es dem Urheber unmöglich, die öffentliche Ausstellung zugestanden zu erhalten! Es kommt hinzu die flugsandartige Beweglichkeit des modernen Culturlebens, das innerhalb seiner Grenzen keine räumlichen Schranken mehr kennt. Es wäre zu wünschen, daß Hildebrands Vorgang bei seinen Kunstgenossen in Berlin Nachfolge fände. Was würde, um nur ein Beispiel zu nennen, eine ähnliche Ausstellung von Reinhold Begas bedeuten!

Adolf Hildebrand ist 1847 in Marburg geboren, gehört mithin der jüngeren Künstlergeneration an und hat seine ersten Lorbeern im Jünglingsalter getragen. Er hat die verschiedenartigsten Meister auf sich wirken lassen. Nacheinander ist er durch die Ateliers des Malers Kreling in Nürnberg, der Bildhauer Zumbusch in München und Siemering in Berlin gegangen. Den nachhaltigsten Einfluß hat er vielleicht durch Hans von Marées erfahren, den eigenartigen Meister, der als Maler unter den Bildhauern noch andere Schüler neben Hildebrand aufzuweisen hat — es sei nur Arthur Volkmann genannt. Somit steht Hildebrand dem Kreise junger Künstler nicht fern, die gegenwärtig in Italien unter der Führung Marées eine ganz eigenartige Richtung einschlagen. Sie stellen sich der Natur bewußt naiv gegenüber und empfangen dabei doch mannichfache Anregungen von der frühesten Antike, dem Cinquecento. Ihr gemeinsamer Grundzug ist das Suchen nach dem Charakteristischen, das sie in der Vereinfachung der Erscheinung auf ihre nothwendigsten Elemente anstreben.

Der Uhrsaal der Akademie, den noch immer die Reste der effectvollen Decoration für die Jubiläumsausstellung schmücken, ist für seine gegenwärtige Bestimmung neu decorirt. Mit Recht hat Hildebrand allen Prunk vermieden, der eine selbständige Betrachtung beansprucht. Der Behang der Wände mit grauen Stoffen, deren Falten leicht durch Gold gehöht sind, dürfte auch für andere Zwecke geeignet sein. Hinter Marmor wirkt er allerdings nicht gut, und so sah sich der Künstler gezwungen, seinem Hauptwerk noch einen besonderen rothen Hintergrund zu geben. Wenn dieser nur kein Blau enthält, dürfte er sich übrigens trotz des Grau als weitaus ruhigste Umgebung empfehlen. Auf Sockeln und Postamenten sind an den Wänden einige zwanzig Büsten und Figuren aufgestellt, die vom Gyps durch den gebrannten Ton bis zur Bronze und dem Marmor alle Materialien der großen Plastik anwenden. Acht der Arbeiten sind freie Schöpfungen, die übrigen Portraits oder Portraitstudien.

Schon ein Blick auf die Benennungen im Katalog giebt über die Grenzen des Gebietes Aufschluß, in denen sich Hildebrands Phantasie bewegt. Von dem Hirtenknaben und dem trinkenden Knaben der Wiener Weltausstellung bis zu dem letzten, dem Hauptwerk, das die einfache Bezeichnung „Männliche Figur" führt, lauter Motive der allereinfachsten Art, der Wasserträger, der Flötenbläser, der Sautreiber, wassergießende männliche Figur. Nirgend eine Anlehnung an Geschichte oder Sage, nirgend die Handhabe zu einer poetischen oder historischen Association, zur Erfindung einer novellistischen Handlung, — das Genre in seiner edelsten und vornehmsten Gestalt, wo es nichts will, als darstellen. Hierin liegt eine nahe Verwandtschaft mit den edelsten Werken der Antike.

Der Hirtenknabe, Marmor, und der Trinkende, eine Bronzestatuette mit künstlicher Patina, sind dieselben Werke, die in Wien den Ruf des Künstlers begründeten. Ersterer hat noch heute dieselbe Frische wie damals. Das Motiv, an sich sehr glücklich, ist mit Ueberlegenheit ausgenutzt. Der halbwüchsige Knabe ist, von Müdigkeit überwältigt, auf einem Felsblock eingenickt. Seine Hand hat den Hirtenstab nicht fallen lassen, der Kopf ist nur wenig vorgesunken; ein Geräusch, und in die gelösten Glieder fährt wieder das Leben. Die Behandlung ist ganz summarisch. Mit so geringen Mitteln das reiche lockige Haar anzudeuten, würde bei uns nicht leicht jemand wagen. Der trinkende Knabe mit der Schale vor dem Munde ist durch den Kranz im Haar als Bacchant gekennzeichnet. In ihrer einfachen Stellung und Geberde eine köstliche Gestalt. Von reicherer Bewegung ist der Wasserträger, ein Knabe, dessen Haltung bis in jede Regung von der Last eines schweren Schöpfgefäßes beherrscht wird, das er in der Rechten trägt. Verwandt ist die etwas größere wassergießende männliche Figur für eine Brunnennische gedacht, und der Flötenbläser, Bronzerelief. Vorläufig erst im Gypsmodell ausgestellt ist der Sautreiber als Brunnenfigur für ein Gehöft, ein Schlachthaus oder einen Marktplatz gedacht.

Den Abschluß dieser Reihe selbstständiger Kunstwerke bildet die nackte männliche Figur. Ohne Frage gehört sie zu dem Bedeutendsten, was die moderne Plastik hervorgebracht hat. Alle Eigenschaften Hildebrands kommen in ihr zum harmonischen Ausdruck. Schon auf den ersten Blick frappirt die ruhige Sicherheit der Haltung, die von jeder Pose so weit entfernt ist. Wie er auf den Füßen steht! Die Linke ist leicht in die Seite gestellt, die Rechte hängt herab. Es ist ein in freier Kraftübung entwickelter Körper, dessen Haltung keine Spur von jener militärischen Straffheit verräth, die unsere besten Modelle für jede künstlerische Intention so unbrauchbar macht. Es liegt im Gegentheil etwas natürlich-Nachlässiges in der Haltung der Schultern und der Hüften. Eine leichte Tönung giebt dem Marmor Wärme und läßt die feinfühlige Durcharbeitung der Muskulatur klarer zu Tage treten.

Digitized by Google

Hoffen' dich wird das schöne Werk unserer engeren Heimath erhalten bleiben.

Einen breiten Raum nimmt im Schaffen Hildebrands die Portraitbüste ein: Von zweiundzwanzig ausgestellten Werken kommen vierzehn auf diese Gruppe. Hier tritt seine Verwandtschaft mit den Cinquecentisten am schärfsten zu Tage. Er lehnt sich sowohl in Aeußerlichkeiten, wie in der Art, wie er die Büste unter den Schultern scharf abzuschneiden pflegt, als auch in der Haltung und Formengebung an die großen Vorbilder. Aber wie durchaus modern ist er dabei. Bei zwei weiblichen Hüftbüsten ist er der Frauentracht ganz ohne Verschönerungsversuch zu Leibe gegangen, allerdings auch ohne das Detail zu pflegen. Kopf und Hände sind ihm die Hauptsache, das Gewand gibt nur den stofflichen Gegensatz. Aber auch bei der Behandlung der wichtigsten Partien verliert er sich nicht in die Ausarbeitung des Detail.

Es bleibt erstaunlich, mit wie geringen Mitteln er zu einer fast erschreckenden Lebenswahrheit gelangt. Er sucht eben überall das Charakteristische, und das liegt nicht im Detail.

Bei den Tonbüsten lagen Versuche mit der Polychromie nahe. Sehr weit ist Hildebrand nicht gegangen. Bei der einen Hüftbüste hat er sich darauf beschränkt, das Gewand zu bräunen. Auf Lebensfarbe ist er nirgend gegangen; einmal versucht er, die Augen zu färben, ohne dabei dem Gesicht die dunkle Bräune der Terracotta zu nehmen. Gelegentlich tönt er die Augen oder gräbt sie aus. Nur beim Marmor pflegt er die Fläche leer stehen zu lassen, wie bei den Antiken, welche die Farbe verloren haben, und sucht den Blick durch die energischere Bewegung der umgebenden Partien zu geben. —

Wenn der männliche Act als Abschluß der letzten Periode ebenso am Anfang einer neuen Entwickelung des Künstlers steht, wie vor zwölf Jahren der Hirtenknabe, so dürfen wir das Größte erwarten innerhalb des Kreises, in dem Hildebrand's Begabung gebannt zu sein scheint. A. L.

Dramatische Aufführungen.

Der Club.

Pariser Lebensbild in 3 Acten von Edmond Gondinet. Deutsch von Oscar Blumenthal.

Der geistreiche Gondinet, der Verfasser so vieler hübschen Komödien, wollte einmal einen Pariser Club auf die Bühne bringen. Nur diesem Wunsche verdankt das neue Stück seine Entstehung. Da aber kein weiblicher Fuß die Schwelle eines Clubs überschreiten darf und andererseits ein Stück ohne Frauen, ohne Liebe, ohne glänzende Toiletten zumal in Paris ein Ding der Unmöglichkeit ist, so galt es vor Allem, die Clubscenen nur auf einen Act zu beschränken, währenddessen der Zuschauer schlechterdings auf den Anblick schöner Weiblichkeit zu verzichten hat. Doch Gondinet, der Schwerenöther, weiß sich zu helfen. Zuerst schafft er — eine Hosenrolle: das jugendliche Clubmitglied Gervasson, der Alles chic findet, wird von einer pikanten Blondine dargestellt. Zweites Hilfsmittel: regiert im Club-Constitutionalismus der Mann, so herrscht doch die Frau, wenn auch nur unsichtbar, in absentia. Sie erfüllt das Herz und das Dasein all' dieser Lebemänner, die ihre Existenz blos dem grünen Tuch des Billards und „bac", dem Menu des Club-Diners und der Lectüre der aufliegenden Journale zu widmen scheinen. Daher hat denn auch der abgefeimte Lakai unablässig den Besuch von meist tief verschleierten Damen im Vorzimmer des Allerheiligsten zu melden — es geht wie in einem Taubenschlag, und Einer nach dem Andern wird abgerufen. Dadurch kommt ein gewisser pikanter Reiz in diese monoton männlichen Genrebilder vom Club. Man spürt überall den Zauber des „Ewig-Weiblichen".

Mit alledem läßt sich jedoch höchstens ein Act füllen. Gondinet weiß das wohl. Er erdenkt also einen vorbereitenden ersten Act, der in einem beliebigen Salon zwischen Herren und Damen spielen kann, und hat für den dritten Act, der, um den Abend zu füllen, nöthig ist, einen capitalen Einfall. Wohl betritt kein weiblicher Fuß einen Pariser Cercle, doch keine Regel ist ohne Ausnahme. Fee Wohlthätigkeit sprengt mit ihrem Zauberstab allwinterlich die Pforten der nur dem männlichen Egoismus geöffneten Räume; dann schmücken sich die Säle, wo nur der Schlag der Karten und das Geldgeklingel ertönt, mit Blumen und Frauen, und schöne Damen aus der Gesellschaft und beliebte Theaterprinzessinnen unternehmen einen Massenangriff auf die Börsen der Männer — für die Armen. Auch im Residenz-Theater sahen wir also die geschmückten Verkaufsbuden der schönen Verkäuferinnen aus dem Stegreif und ihr lustig interessirtes Treiben, das einen milden Zweck zur Entschuldigung hat. Wenn die Photographie des bei uns weniger entwickelten Clublebens minder interessirte, so fand dafür dieses hübsch inscenirte Wohlthätigkeitsfest, das in unseren gesellschaftlichen Zuständen manche Analogie hat, allgemeines Verständniß.

Ist es nicht erstaunlich, wie der geistvolle Verfasser auf solche Art seinen jeder theatralischen Gestaltung widerstrebenden Stoff annehmbar zu machen weiß? Und dabei haben wir noch gar nicht von den vielen lustigen Club-Typen à la Grévin und Gavarni gesprochen, nicht von dem Arzt, der seine Patienten warten läßt, um immer noch „eine letzte Partie" zu spielen; nicht von dem geschiedenen Gatten, der den Cercle zu seiner Familie gemacht hat, wo er wenigstens sicher ist, seiner einstigen Frau nicht zu begegnen; nicht von dem blasirten Viveur, der an seinem beschränkten Horizont ein bisher unbekanntes Wesen, das junge Mädchen, aufgehen sieht und sich von ihm in die clubfeindliche Ehe einfangen läßt; nicht von dem eingefleischten Spieler, der nur an seinen „Fetisch" glaubt und überall unheilvolle Einflüsse wittert . . . Wir haben auch noch nichts erwähnt von dem munteren, geistvollen, quecksilbernen Dialog, dessen Spitzen und Anspielungen Blumenthal fein wiedergegeben hat, ganz abgesehen von dessen mildernder Bearbeitung, der es das polizeiliche Verbot aufzuheben gelang. Und zuallerletzt hat ja das Stück auch eine Handlung, freilich nur gerade ausgiebig genug, um die in Permanenz erklärten Episoden mit einem Schein von Logik zusammenzuhalten und Spannung zu erwecken: die eheliche Untreue des Grafen Fernand, der dadurch mit einem früheren Liebhaber seiner Angebeteten in Conflict geräth; die Operationen einer verlassenen Ariadne, die ihren Vergeßlichen in Duellaffairen verwickelt, und die Steigerung aller zum Theil durchsichtigen und abgenützten, theils arg complicirten Intriguen in der originellen Rache einer grundlos eifersüchtigen Frau, welche sich an ihrer vermeintlichen Nebenbuhlerin dadurch rächt, daß sie deren Conterfei als bunt aufgeputzte Kinderpuppe in ihrem Bazar verkauft — ein stark komischer Effect, der den bis dahin discret heiteren Erfolg zum Schluß in einer allgemeinen Lachsalve austönen ließ. Z.

Notizen.

Gesammelte Schriften von C. H. Bitter, königlich preußischem Staatsminister. Leipzig, Wilhelm Friedrich. — Wenn auch Bitter's Verdienste als Staatsmann längst vergessen sein werden, wird seiner Bedeutung als Musikschriftsteller wohl noch immer gedacht werden, umsomehr als er unter die Häupter der Gegengemeinde Wagner's gehört, welche im Gegensatz zu dem „Meistercultus" die ruhige Besonnenheit des historischen Standpunktes in der Musik festhalten und zu allgemeiner Geltung zu bringen suchen. Im Hinblick auf diese bedeutende Stellung, die Bitter auf dem Gebiete der musikalischen Literatur und Forschung einnimmt, bereitet das vorliegende Buch eine freudige Ueberraschung: es bringt uns nämlich mit dem Schriftsteller gewissermaßen persönlich zusammen. Schon in dem ersten Aufsatze „Lebensbilder aus dem Jahre 1848" wird Niemand die in novellistisches Gewand gehüllte Schilderung von Selbsterlebtem verkennen, besonders wenn man weiß, daß der Verfasser als Regierungsrath am 18. September 1848 in Neuzelle in der That in der Gefahr schwebte, durch eine aufgewiegelte Menge getödtet zu werden. Ebenso bieten die den größten Theil des Buches einnehmenden: „Skizzen und Bilder aus den Ländern an der unteren Donau und aus dem europäischen Orient" so viel anziehendes Material für die Biographie des Schreibers selbst, der von 1856—60

Digitized by Google

Mitglied der Donaucommission war, daß wir nur mit dem wärmsten Interesse uns in sie vertiefen können. Die anderen Aufsätze des Buches sind, mit Ausnahme des kurzen politischen über „Uwe Lornsen", der sich gegen die ungerechtfertigte Glorificirung jenes Particularisten wendet, musikalischen Inhalts. In „Vergessene Opern" führt uns Bitter, man möchte sagen wehmuthsvoll, nochmals an den vielen Freuden und Genüssen vorüber, die in den letzten fünfzig Jahren der lauschenden Menge geboten wurden und die nun alle schon vergessen sind, wendet sich dann in „Bismarck, Wagner, Rodbertus" in scharfer Kritik gegen die Parallele, in welche Wirth diese drei Männer gestellt hat, und gibt uns schließlich mit einer höchst klar geschriebenen Abhandlung über die Uebersetzung Mozart'scher und Gluck'scher Operntexte ins Deutsche seine neu bearbeiteten deutschen Texte zu Mozarts Don Juan und Gluck's Iphigenia in Tauris, die wir allen Theaterdirectoren warm empfehlen, sowie eine trefflich ausgeführte Uebersetzung des Requiems im Anschluß an die Mozart'sche Composition. O. B.

Gedichte von Heinrich Leuthold. 3. vermehrte Auflage (Frauenfeld, J. Huber.) Zu Neujahr 1879 erschien die erste Auflage dieser Gedichte, und daß heute, nach 5 Jahren, bereits die dritte vorliegt, spricht sehr für den guten Geschmack unseres als poesiefeindlich verschrienen Publikums. Der unselige Schweizer Poet, der noch knapp vor seinem Tode im Züricher Irrenhause sein Opus empfing und anfänglich mit Ingrimm aufnahm, ist ein echter Dichter und ein Formtalent vom ersten Rang, aber die Menge wird seine wohllautvolle, kühle, scharfe Art niemals lieben lernen. Umsomehr freut uns dieses vollgültige Zeugniß, daß der feine, stille Kreis von Leuthold's Verehrern sich so sehr erweitert hat. Die vorliegende Ausgabe ist um mehrere ungedruckte Gedichte vermehrt, unter denen uns neben einigen Sonetten die erste Epistel: Deutsches Dichterloos am meisten interessirt hat. Wenigstens als pathologisches Object. Leuthold sagt hier einem jungen Dichter u. A. Folgendes:

Noch träumst Du von den Kränzen des Ruhms
Einer glänzenden Carrière,
Du Candidat des Märtyrthums
Der deutschen Dichtermisère. — — —
So schwärmst Du ... Jahre gehn herum,
Du erscheinst in Goldschnitt gebunden,
So wirksam verlegt, daß das Publikum
Dich immer noch nicht gefunden. — — —
Du hoffst noch immer, indeß mit der Zeit
Die Schwingen den Dienst versagen;
Du fühlst eine seltsame Nüchternheit
Im Kopf und besonders — im Magen. — — —
Und wenn Du gestorben — was immer Dein Theil:
Noth, Selbstmord, Gemüthsvergiftung —
Dein Bildniß bringt das Organ des Herrn Keil,
Dich begräbt die Schillerstiftung. — — —
Und befaßt sich die Schillerstiftung nicht mehr
Mit deutschen Dichterschatten,
Dann lebt noch ein Recensentenheer,
Das wird dich sicher bestatten. — — —

Leuthold hat sich nie echter und offener gegeben, als in diesem bösen Stück, das manches Räthsel von der Verbitterung und Umnachtung seiner Seele löst.

Astronomische Abende von Hermann J. Klein. (Berlin Allgem. Verein für deutsche Literatur.) — Wie es dem Zweck des Verein entspricht, der dieses Buch edirte, setzt dasselbe weder astronomisch noch mathematisch gebildete Leser voraus, sondern sucht in allgemein verständlichen Abhandlungen über den Stand der heutigen Himmelserforschung zu orientiren. — Es wird über die sogenannte Popularisirung der Wissenschaft heute viel hin- und hergeredet; das vorliegende Buch ist recht geeignet, sowohl das Gefährliche, als auch das Werthvolle dieser Popularisirungsmethode deutlich zu zeigen. Das Gefährliche in erster Linie. Denn es überhäuft uns mit einem Schwall von Hypothesen über die Entstehung und Bedeutung der einzelnen Himmelserscheinungen, ohne unter denselben eine wirklich allgemeinverständliche, und doch dabei scharf kritische Sichtung vornehmen zu können. Es ist dies nicht die Schuld des Verfassers. Dieser leistet, was nur ein Schriftsteller in solchem Falle leisten kann. Die Schuld liegt in dem Gegenstande, der sich so leichthin eben nicht populär darstellen läßt. Außerdem werden dem Laien eine Menge von Anschauungen zugemuthet, die bei einem Laien, auch wenn er auf dem Durchschnittsstandpunkt der allgemeinen Bildung steht, doch nicht vorausgesetzt werden können. Was nützt es, die Ergebnisse der spektralanalytischen Untersuchungen aufzuzählen, wenn dem Leser die Einrichtung eines Spektroskopes ganz unbekannt bleibt? welchen anderen Zweck, als die Blätter zu füllen, hat die Registrirung der bedeutenderen Doppelsterne im Capitel XXVI, die doch Niemand an der Hand eines solchen populären Buches aufsuchen kann und wird? Und muß es für einen gänzlich Unkundigen nicht geradezu peinlich sein, immer von so und so viel zölligen Teleskopen und von Riesenrefraktoren sprechen zu hören, ohne dabei nur die geringste Anschauung von einem solchen Instrument zu besitzen? — Nach der anderen Seite läßt sich das Werthvolle, das aus diesen populären Darstellungen und aus der vorliegenden speciell, für die Allgemeinbildung entspringt, nicht verkennen. Es liegt hauptsächlich in den vorzüglichen geschichtlichen Kapiteln und in der geschickten Verwerthung des Materials zu übersichtlichen Endurtheilen. Um zu letzteren zu gelangen, hätte es aber der Häufung des Materials, die den Laien nur verwirren und ermüden muß, nicht bedurft, und das Buch würde gewiß seinem Zwecke noch mehr entsprechen, wenn es seinen Schwerpunkt in die Ausbeutung, nicht in die Ausbreitung der Thatsachen verlegte. — Ein Buch, welches diese Methode in ungleich besserer, ja meisterhafter Weise befolgt, ist die Sammlung astronomischer Feuilletons, welche der geistvolle M. Wilhelm Meyer unter dem Titel: Spaziergänge durch das Reich der Sterne (Hartleben, Wien) soeben veröffentlicht. Gewiß beruhen diese Aufsätze, ebenso wie die Klein'schen Abhandlungen, auf dem festen Untergrund streng wissenschaftlicher Forschung, sie lassen auch denselben in großen Zügen dem Leser erkennen, aber sie vermeiden es durch eine wahrhaft graziös zu nennende Handhabung des Gefundenen, daß der Leser ermüdet, ehe er zu dem gelangt, was sich auf jenem Untergrund aufbaut. — Man vergleiche nur, was Meyer in seinem zweiten und dritten Spaziergange und das, was Klein in seinem XV. bis XVII. Capitel über den Mond sagen, und man wird den Unterschied sofort finden: dort ein charakteristisches Gemälde in wenigen Strichen, hier ein Mosaikbild, auf dem sich der Laie nur mit Anstrengung orientirt. — Meyer's Aufsätze behandeln vorwiegend das, was in den letzten zwei Jahren von Himmelsvorgängen die Welt und die Zeitungen beschäftigte, und sind deshalb von großem actuellen Interesse. Des Denkmals, welches er seinem unglücklichen Lehrer Klinkerfues aufrichtet, sei hier besonders gedacht. Meyer ist ohne Zweifel einer unserer temperamentvollsten, gediegensten Vertreter des wissenschaftlichen Feuilletons, und als solcher auch von den Lesern der „Gegenwart" wohl gekannt und geschätzt. O. B.

Kürschner's Taschen-Conversations-Lexikon. Stuttgart, Spemann. — Ein sehr praktisches Nachschlagebuch, das auch jenen Kreisen, für deren materielles Können selbst die kleinen Ausgaben von Meyer und Brockhaus noch unerreichbar sind, den Besitz eines Lexikons dadurch ermöglichen will, indem es nur die Auslage eines Thalers verlangt. Für so wenig Geld wird hier allerdings märchenhaft Vieles geboten. Und dabei handelt es sich nicht etwa um einen bloßen Auszug aus den bestehenden Handlexica, sondern um eine durchaus originale Leistung, zu welcher eine Reihe von Fachmännern, wie Baisch für Kunst, Boxberger für Literatur, Hauptmann Castner für Militär, Henne am Rhyn für Geschichte, van Muyden für Technologie, Steiner für Mineralogie herangezogen worden sind. Zu bedauern ist, daß durch die Aufnahme der Garnisons-Vorgesetzten, Gesandtschaften und Consulate das ganze Buch der Vergänglichkeit näher gerückt wurde, da solche Personalien einem fortdauernden Wechsel unterworfen sind. Auch möchten wir seine Corpulenz vermindert sehen, wäre es selbst um den Preis einer kleinen Vergrößerung des Formats, so daß es ein wahres Taschenbuch nicht blos für Riesen und Herculesse würde. Die Illu-

Digitized by Google

strationen, freilich zum Theil arg Miniatur, mögen Manchem willkommen sein. Der „Kleine Kürschner", den wir schon mehrfach consultirt haben, ist uns bisher keine Antwort schuldig geblieben; ja, er enthält Vieles, was wir in den umfangreicheren Handlexica vergeblich suchten. Er hat sich also praktisch bewährt, und spätere Auflagen werden ihn der Vollendung gewiß immer näher führen.

Die prachtvollen Farbendruckblätter, welche Albert Frisch in Berlin seit Jahresfrist herausgibt und deren erstes Erscheinen die „Gegenwart" s. Z. als eine epochemachende Hervorbringung des deutschen Kunsthandels begrüßt hat, sind inzwischen um sechs Blätter vermehrt worden und in immer weitere Kreise gedrungen. Schienen uns damals schon die ersten vier Blätter das Nonplusultra polychromen Drucks zu sein, so belehren uns die neuesten Reproductionen, daß allerdings noch eine Steigerung möglich war. Die Technik Frisch's, die einem eigenen, natürlich streng geheimgehaltenen Verfahren folgt, leistet hier geradezu Phänomenales, so daß nur ein Kennerauge die Reproduction vom Original zu unterscheiden vermag. Die Landschaft nach der Aquarelle von A. van de Velde gibt die ganze schwüle Sommerstimmung des Originals wieder, und die lustige „Schlittenparthie" nach Averkamp zeigt die gleiche Feinheit in der Abtönung von Luft und Licht. Mit welcher Zartheit sind auf der froh-naiven Farbenskizze von J. de Witt, den jungen Bacchus darstellend, die Fleischtöne behandelt und die leichten Uebergänge der durch die Wolken schwebenden Putten! Harmonisch abgeklärt erscheint die saftigste Farbenwelt endlich auf dem Porträt der Gräfin Potocka, nach dem berühmten Pastell eines unbekannten Meisters, ein Bild von unvergleichlichem Liebreiz, und Felicitas Tassaert's Junge Mutter, wo jedes Haar des ebenfalls nach seiner Milch verlangenden Pintschers, jede Naht des blau-weißgestreiften Kleides, die Stickerei des Wäschestücks auf das Sorgfältigste herausgetupft sind. Es ist eine wahre Bravourleistung, die in mehr als einer Hinsicht die schönsten Pariser Aquarelldrucke von Goupil übertrifft. Wir empfehlen aufs Wärmste Albert Frisch's Publicationen, die ganz darnach angethan sind, das Vorurtheil der Kunstkenner gegen den Farbendruck glänzend zu widerlegen und denselben auch im vornehmen Heim des Amateurs einzubürgern. — Dieselbe Firma, die auch im Lichtdruck Vorzügliches leistet, hat in dem Sammelband: Chodowiecki, Auswahl aus des Künstlers schönsten Kupferstichen (Berlin, Verlag von Mitscher und Roestell) die 136 Stiche des Meisters nach den zum Theil sehr seltenen Originalen in Photogravüre ausgeführt. Die Auswahl ist eine sehr geschickte und feinsinnige und bringt die Reproduction der gemüthvollsten Selbstporträts des Künstlers im Kreise seiner Familie, die zierlichsten Modekupfer aus den Gothaer und Lauenburger Kalendern, geistvoll radirte Studienblätter, die sittengeschichtlich interessantesten Almanach-Beigaben, die humorvolle Reise des Künstlers nach Dresden, Illustrationen zu Gellert, Lessing, Rousseau, den Todtentanz, der sich freilich mit dem seines Schülers Schellenberg nicht messen kann, u. a. Eine schöne Beigabe bildet die Reproduction des Künstlerporträts von Graff nach Arnold's Stich. Wer die Feinheit in Frisch's Verfahren studieren will, halte sich an die Wiedergabe der sogenannten Einfälle des Künstlers, Bildchen von mikroskopischer Accuratesse, einer Welt im Kleinen. Diese Prachtausgabe, die in geschmackvollem Umschlag erscheint, dürfte auf dem nächsten Weihnachtstisch eine hervorragende Stelle einnehmen.

Münchener Bunte Mappe. Herausgegeben von Max Bernstein. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaften (vormals Fr. Bruckmann). — Ein ebenso originelles, als prächtiges Sammelwerk, das uns von den Künstlern, die an der Isar in Liedern und Bildern schaffen, ein imponirendes Zeugniß gibt. Vor ähnlichen Prachtwerken hat das vorliegende das voraus, daß es weniger aus disparaten Elementen, aus wahllos den Mappen entnommenen Beiträgen bunt zusammengesetzt ist, daß es einen mehr einheitlichen Charakter hat und den gemeinsamen bajuwarischen Boden nicht verleugnet. Ganz bayrisch treten einmal die Maler Defregger, Grützner, Horstig, Kauffmann, Wenglein, Liezen-Mayer, Schlitt, Rosenthal, Schmid, Seitz u. A. auf mit ihren Studienköpfen, Landschaften und Genrebildern aus der Isarstadt und dem Gebirg. Lustig ist namentlich Oberländer's Zeichnung: „Wie es auf der Alm eigentlich sein sollte" mit den idealfrommen Kühen, den hüpfenden Kälbern, den gemüthlichen Gemsen und dem mit der schönen Sennerin um die Wette singenden Salon-Tyroler. Auch der literarische Theil knüpft gern an bayrische Stoffe an. Auzinger und Stieler singen „boarische Gstanzln", Pecht erzählt von dem Altmünchener Maler Spitzweg, Maximilian Schmidt und Ganghofer steuern Hochlandsgeschichten bei. Vortrefflich sind außerdem die gehaltvollen Sprüche von Heyse und Carriere, die lyrischen Beiträge von Michael Bernays, Fulda, Greif, Kirchbach, die epischen Gedichte von Wilhelm Hertz und Lingg und die schalkhaften Feuilletons von Carl Theodor Heigel und Max Bernstein. Den schönsten künstlerischen Schmuck haben neben Uhde und Liebermann jedenfalls Piglhein und Fritz Aug. Kaulbach geliefert. Letzterer in seinem stimmungsvollen Doppelbilde: „Ein Quartett" mit den reizvollen Mädchengestalten nnd Bruno Piglhein mit dem Portrait des kleinen Jungen mit Hund und dem brillant in Farbendruck wiedergegebenen barocken Titelbild in japanischem Geschmack. Möge der pikante Debardeur mit der Insectenfrisur nächstes Jahr abermals die Skizzenblätter aus der Münchener Bunten Mappe vor uns auskramen!

Horaz und Lydia. Lustspiel in einem Act von F. Ponsard. Im Versmaß des Originals übertragen von Alfred Friedmann. (Leipzig, Karl Reißner.) Eine sehr ansprechende dichterische Gabe. Ponsard's fast vergessenes Stück verdiente eine Wiedererweckung recht wohl, und hat in Friedmann einen Uebersetzer gefunden, der seiner Aufgabe gewachsen ist. Seine Nachbildung gibt den schalkhaften Liebesdialog in allen Nüancen und Feinheiten des Originals wieder, und den sonst bei Uebersetzungen französischer Dramen neuerdings aus der Mode gekommenen, weil im Deutschen leicht ermüdenden Alexandriner läßt man sich bei diesem Einacter gern gefallen. Friedmann's Verse sind flüssig und gewandt, auch stören nirgends Gallicismen in der Diction. Unter den Reimen ist uns nur „vergeudend—unbedeutend" (S. 23) als uneben aufgefallen. Das graziöse Stück verdient in seiner neuen, anmuthigen Form Aufmerksamkeit, erobert sich vielleicht sogar eine deutsche Bühne.

T—n.

Meister Pathelin. Altfranzösischer Schwank in drei Aufzügen. Uebersetzt von Albrecht Graf Wickenburg. (Wien, L. Rosner.) Es war ein vortrefflicher Gedanke des bekannten Dichters und Uebersetzers, uns die aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammende Farce „Maistre Pierre Pathelin", eines der ältesten und hervorragendsten Denkmäler der dramatischen Literatur Frankreichs, zu verdeutschen. Zum ersten Male geschieht dies hier in Versen. Die Aufgabe war wahrlich keine kleine und erforderte einen gewiegten Kenner der Sprache und einen feinfühligen Poeten. In dem Grafen Wickenburg ist die rechte Sache von dem rechten Mann angegriffen worden. Seine meisterliche Handhabung des Verses hat eine Neudichtung zu Stande gebracht, die als eine Zierde moderner Uebersetzungskunst gelten darf. Die literarhistorische Einleitung zu dem Stücke des unbekannten Vorläufers Molière's ist dankenswerth. Der Schwank selber, die fein ausgeführte Charakterfigur des Helden voran, erregt noch heute unsere heiterste Laune, wenn auch etliche Späße für unseren verfeinerten Geschmack etwas gar zu harmlos, zu wenig raffinirt erscheinen. So wird denn auch der lustige Schwank wohl kaum auf deutschen Bühnen sich mehr einen Platz erobern können, — im Wiener Burgtheater ist der Versuch mit Josef Lewinsky in der Titelrolle mißglückt — aber zur Lektüre darf er allen Freunden des Humors angelegentlich empfohlen werden.

T—n.

Das Lied vom Genius. Eine Goethestudie von August Hinüber. Leipzig, Otto Wigand. — In einer glücklicherweise wenig umfangreichen Abhandlung über „Wanderers Sturmlied" sucht der Verfasser nachzuweisen, daß Goethe sich selbst Unrecht thut, wenn er von diesem Liede sagt: „Ich sang diesen Halbunsinn leidenschaftlich

Digitized by Google

vor mich hin . . . ". (Wahrh. u. Dicht. 3. Th.) Für die „Gemeinde der Goethebekenner" hätte es dieses Nachweises, der sich übrigens von goethephilologischer Kleinkrämerei im Ganzen fern hält, kaum bedurft, für alle aber, welche gewöhnt sind, dieses Gedicht als eine ziemlich unverständliche Jugendleistung des großen Dichters zu überschlagen, kann diese Abhandlung als eine Brücke zum Verständniß des Sturmliedes bestens empfohlen werden. O. B.

Charlotte Diede. Lebensbeschreibung und Briefe, herausgegeben von Auguste Piderit und Otto Hartwig. Halle, Max Niemeyer. — Das Leben der Freundin W. von Humboldt's wird uns in dem vorliegenden Buche an der Hand von Briefen, welche dieselbe an ihre Geschwister schrieb, geschildert. Die Veröffentlichung dieser Briefe ist um so werthvoller, als über das Leben der Frau, welche ein Wilhelm von Humboldt Jahrzehnte lang in rührender Freundschaft verehrte, deren „Schätzung und vertrauende Hingabe" für ihn, den Freund Goethe's und Schiller's, „zu Demjenigen gehörte, was sein eigenes Lebensglück sehr erhöhte", bis jetzt nur Weniges, und dieses Wenige sehr entstellt, bekannt war. Die von ihr selbst an Humboldt geschriebenen Briefe sind ja leider auf ihre eigene Anordnung hin vernichtet worden, und Humboldt's Briefe an sie geben nur Andeutungen über ihre Lebensschicksale, Andeutungen, welche Gutzkow zu „offenbaren Gehässigkeiten und Unwahrheiten" Veranlassung gegeben haben. So ist diese Briefsammlung, welche die Frau Stiftsoberin Auguste Piderit zu Lippstadt seit längerer Zeit mit vieler Liebe und Sorgfalt gesammelt hat, mit wirklicher Freude zu begrüßen, wenn auch freilich nur mit Wehmuth zu lesen, denn die schöne und hochbegabte, schwergeprüfte und reichgesegnete Pfarrerstochter aus Lüdenhausen hat ein Leben gelebt, das reicher an Mißgeschick als an Lebensglück war. Erst spät hat sich die Freundin Humboldt's zur inneren Ruhe durchgerungen.

O. B.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmal über das geflügelte Wort „Reptil".

Sehr geehrter Herr!

Der Ausdruck „reptile" in Verbindung mit Zeitung scheint bereits zur Zeit der französischen Revolution gang und gäbe gewesen zu sein. In der von Eugène Hatin verfaßten Schrift: „Le Journal" (Paris, Germer Baillière & Cie.) liest man auf S. 106 Folgendes:

„Ainsi, le 8 mars 1793, un conventionnel réclamait la parole pour une „motion importante": il s'agissait de faire taire ces insectes calomniateurs qui étaient les seuls, les véritables obstacles des progrès de la révolution; la Convention devait chasser de son sein tous ces êtres immondes et forcer ces reptiles impurs à se cacher dans leur honte. (Un grand nombre de voix: Oui! oui!) — Non, ripostait un autre, moins féroce; laissons, laissons coasser dans la boue et la fange ces vils insectes!"

Es handelte sich damals um Unterdrückung mehrerer Zeitungen. Die vorstehende Stelle scheint dem Referate eines Journals der damaligen Zeit entnommen zu sein. In der neunten Auflage der Geflügelten Worte von Georg Büchmann findet sich auf Seite 270 der Vermerk: „Wo das Napoleon zugeschriebene Wort: „Chaque soldat français porte le bâton de maréchal dans son sac", jeder französische Soldat trägt den Marschallsstab in seinem Tornister", steht, habe ich bis jetzt nicht gefunden." Nach der Mittheilung einer französischen Zeitschrift lautet dies geflügelte Wort vielmehr: „Chaque soldat français porte le bâton de maréchal dans sa giberne" und rührt nicht von Napoleon I., sondern von Ludwig XVIII. her; es soll sich in der Biographie Didot finden.

Hochachtungsvoll und ergebenst

C. Löper.

Markirch.

Inserate.

Soeben erschien und ist durch jede Buch- und Kunsthandlung zu beziehen:

Christkind. Sechszehn Aquarellen von B. Paul Mohn.
Quart-Format. Elegant cartonnirt M. 6.

Aus Dur und Moll. Concertstücke ohne Noten von Karl von Schloezer.
Mit 45 Illustrationen nach Originalzeichnungen von Paul Klette, Herrmann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.
Groß-Octav. In reich illustrirtem Umschlag brosch. M. 5.
Eleg. geb. in Originalband M. 6.

Früher erschien im gleichen Verlage:

Märchenstrauß für Kind und Haus.
Mit Bildern von B. Paul Mohn. 45 Illustrationen in Chromolithographie mit Text.
Quart-Format. Elegant cartonnirt M. 12.

Verlag von Georg Stilke in Berlin, W.

Digitized by Google

Neues von Carus Sterne.

Die

Krone der Schöpfung

Vierzehn Essays über die Stellung des Menschen in der Natur von

Carus Sterne.

Broschirt M. 4.50, gebunden M. 5.

(Ein Band der geschmackvollst ausgestatteten „Salon-Bibliothek". — In allen Buchhandlungen.)

Ein neues Werk von E. Last!

Die realistische und die idealistische

Weltanschauung

entwickelt an

Kants Idealität von Zeit und Raum.

Mit dem Portrait der Verfasserin.

Preis 5 M., eleg. gebunden 6 M. 50 Pf.

Leipzig. **Th. Grieben's Verlag.**

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Dahl, Tizian, Canova, Rubens,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Fr. Spielhagen's

Sämmtliche Werke

in 100 Lieferungen à 50 Pf.

Prospecte und Lfg. 1. u. 2. in allen Buchhandl. vorräthig.

Verlag v. L. STAACKMANN in Leipzig.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c. Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Soeben erschienen in 10ter Auflage von **Julius Stinde:**

Buchholzens in Italien.

Geheftet 3 M. originell gebunden 4 M. 50 Pf.

Die Familie Buchholz.

Geheftet 3 M. originell gebunden 4 M. 50 Pf.

Bisheriger Absatz beider Werke:

30,000 Exemplare.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Gesammelte Werke

des Grafen

Adolf Friedrich von Schack.

In sechs Bänden.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Erster Band.

Mit dem Bildniß des Dichters nach einem Gemälde von Franz von Lenbach.

Inhalt: Nächte des Orients oder die Weltalter — Episoden.

Broschirt Mark 2.50, elegant gebunden M. 3.35.

Der außerordentliche Erfolg der Gesammtausgabe von Schack's poetischen Werken, deren erste starke Auflage in kaum Jahresfrist vergriffen worden ist, ruft diese zweite Auflage hervor, welche, obgleich ungemein vermehrt, zu demselben billigen Preise wie die erste in rasch aufeinander folgenden Bänden erscheinen wird.

Tag- und Nachtstücke

von **Adolf Friedrich Graf von Schack.**

8° IV. und 322 Seiten. Mark 4.— Elegant gebunden Mark 5.—

Eine Sammlung von dreiundzwanzig meist erzählenden Dichtungen, welche theils tragisch ergreifenden, theils mehr heiteren Inhaltes sind und ihrem Stoffe nach den verschiedensten Ländern und Weltaltern von der frühesten Vorzeit an bis auf unsere Tage entnommen sind. Die zahlreichen Freunde der Muse des Verfassers werden auch an diesen, in sehr verschiedenen Perioden seines Lebens entstandenen Dichtungen dieselbe Befriedigung finden, wie an den früheren.

WALHALL

NEU! Germanische Götter- und Heldensagen. Für Alt und Jung am deutschen Herd erzählt von **Felix** und **Therese Dahn.**

Ein nationales Hausbuch

Künstlerisch illustrirt mit zahlreichen Holzschnitten nach Zeichnungen von **Johannes Gehrts.**

Prachtband 10 Mark.

Verlag von A. Voigtländer in Bad Kreuznach.

Rudolf Baumbach. — Victor Blüthgen.

Als werthvolle Festgeschenke außerordentlich zu empfehlen:

Trug-Gold.

Erzählung aus dem 17. Jahrhundert

von

Rudolf Baumbach.

Miniatur-Prachtband. 6 Mark.

Der Preuße.

Erzählung aus den Karpathen

von

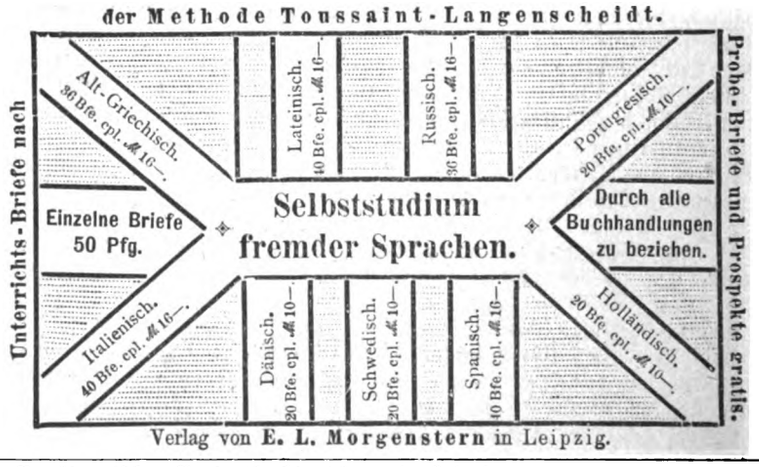
Victor Blüthgen.

Elegant gebunden. 4 Mark 50 Pf.

Beide Erzählungen, die nach allgemeinem Urtheile zu den besten der neueren Zeit gehören, nehmen eine hervorragende Stelle in der deutschen Literatur ein. Die Nachfrage nach beiden Werken steigt von Woche zu Woche. Von „Trug-Gold" ist bereits die vierte, von „Der Preuße" soeben die zweite Auflage erschienen.

Berlin W. **Albert Goldschmidt.**

der Methode Toussaint-Langenscheidt.



Verlag von E. L. Morgenstern in Leipzig.

Hierzu eine Beilage der Brockhaus'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

Redaction und Expedition, Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 49. Berlin, den 6. December 1884. Band XXVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der neue Reichstag. Von *. — Cavour und der Ultramontanismus. Von Emanuel Münzer. — **Literatur und Kunst:** Zur Philosophie der Mystik. Von Carl du Prel. — Drei Erzähler. (Karl von Schlözer. J. V. Widmann. Ludwig Hevesi.) Von Theophil Zolling. — Die deutsche Historienmalerei der Zukunft. Von Fr. Pecht. — **Feuilleton:** Die Wirthin. Von F. M. Dostojewsky. Frei nach dem Russischen von Wilhelm Goldschmidt. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Opern und Concerte. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Der neue Reichstag.

II.

Bildet das Centrum mit seinen reichsfeindlichen Anneren gewissermaßen die äußerste Rechte des deutschen Reichstages, so repräsentiren die beiden Gruppen der Demokraten und Socialdemokraten die äußerste Linke unseres Parlamentes.

Die Volkspartei hat es zu einer nennenswerthen Bedeutung im Reichstag niemals bringen können. Ihre höchste Ziffer hatte sie im letzten Reichstag mit 9 Sitzen erreicht, jetzt ist sie herabgesunken auf 7, und auch diese vermochten nur mit äußerster Anstrengung errungen zu werden; die Hauptwahl hatte die Partei auf 2 Mandate reducirt. Doch wird die parlamentarische Bedeutung ihres früheren Führers Sonnemann nicht geleugnet werden dürfen. Einen einigermaßen festen Besitzstand hat die Volkspartei nur in Württemberg. In ganz Mittel- und Norddeutschland fehlt ihr jeder Boden. Am 28. October behauptete die Volkspartei nur die beiden württembergischen Wahlkreise Reutlingen und Crailsheim. Definitiv verloren waren Würzburg an die Ultramontanen, Cannstadt und Ulm an die Nationalliberalen. In Stichwahl wurden sodann von den alten Sitzen gegen die Nationalliberalen gerettet Stuttgart, Heilbronn und Mannheim; die Volkspartei vermochte diese Stichwahlsiege nur zu erringen durch eine Coalition aller dem gemäßigten Liberalismus feindseligen Elemente; da die conservative Partei in jenen Wahlkreisen nicht existirt, bedeutete jene Coalition einfach eine Verbindung aller Parteien gegen die Nationalliberalen. Als einen besonderen Triumph betrachtete die Volkspartei den Stichwahlsieg in dem bisher unbestritten nationalliberalen Wahlkreis Kaiserslautern in der Rheinpfalz, der mit ganz geringer, durch die oben charakterisirte Coalition gebildeter Majorität erfolgte. Außerdem trat die Volkspartei im Wahlkreis Ansbach in den Kampf gegen die Deutschfreisinnigen und gewann das Mandat in Stichwahl. Der Wahlkreis war früher immer nationalliberal vertreten Die Schärfe der Parteigegensätze scheint die Nationalliberalen bei der Stichwahl zur Stimmenthaltung veranlaßt zu haben, was den Sieg der Volkspartei zur Folge hatte. Endlich verloren die Demokraten noch ihren altbefestigten Wahlkreis Frankfurt; ein völlig unbekannter Socialdemokrat siegte mit mehreren Tausend Stimmen über den altbewährten Parlamentarier Sonnemann. Daß letztere Kraft dem Reichstage fehlt, ist aufrichtig zu beklagen. Sonnemann war in der Methode des parlamentarischen Kampfes stets gemäßigt; er hat in früherer Zeit an mehreren hochwichtigen legislatorischen Arbeiten verdienstvoll mitgearbeitet; er hat insbesondere auch in letzter Zeit für die socialen Probleme und die colonisatorischen Pläne der Regierung einen vorurtheilsfreien Blick sich bewahrt und die kleine Gruppe der Demokraten davor gerettet, alle gesetzgeberischen Vorlagen der Regierung von vorne herein ad irato zu beurtheilen. Sollte die Niederlage Sonnemanns in Frankfurt durch Wahlenthaltung der Nationalliberalen verschuldet sein, so würden wir dies beklagen, aber begreifen; die Schuld davon würde die Frankfurter Zeitung treffen, deren maßlos heftige Polemik gegen die „Heidelbergerei" es einem Nationalliberalen fast unmöglich machte, für einen demokratischen Candidaten einzutreten.

Diejenige Partei, welche — und mit Recht — am stolzesten auf das Wahlergebniß zurückblickt, sind die Socialdemokraten. Die Mandate der Socialdemokraten haben sich verdoppelt. Von den früheren 12 socialdemokratischen Wahlkreisen wurden verloren ohne Stichwahl die beiden sächsischen Freiberg und Mittweida an die Nationalliberalen, in Stichwahl Hanau an die Conservativen. Behauptet wurden ohne Stichwahl Hamburg II., Reuß ä. L., Chemnitz, Zwickau; in Stichwahl gegen die Freisinnigen Breslau I. und II., Nürnberg, gegen das Centrum Solingen, gegen die Nationalliberalen Offenbach. Neu gewonnen ohne Stichwahl Hamburg I., Berlin IV. und Altona von den Deutschfreisinnigen, Glauchau von den Nationalliberalen, Leipzig Land von den Freiconservativen; in Stichwahl gegen die Deutschfreisinnigen: Reuß j. L., Gotha, Berlin VI., Magdeburg; gegen die Demokraten: Frankfurt a. M.; gegen die Nationalliberalen Braunschweig, Kirchberg (Sachsen); gegen die Freiconservativen Elberfeld-Barmen; gegen die Welfen Hannover; gegen das Centrum München II.

Von den 24 socialdemokratischen Mandaten sind somit nicht weniger als 15 in Stichwahlen gewonnen; nur 9 waren bei der Hauptwahl der Partei zugefallen und zwar 4 alte und 5 neue. In 11 der jetzt socialdemokratisch vertretenen Wahlkreise galt der Kampf den Deutschfreisinnigen. Außerdem hatten die Socialdemokraten ihre Candidaten noch in einer Reihe von Wahlkreisen zur Stichwahl gebracht, wo sie unterlagen, zum Theil gegen geringe Majoritäten (Königsberg, Kiel gegen die Deutschfreisinnigen, Kassel, Dresden II. gegen die Conservativen, Mainz gegen das Centrum, Darmstadt, Hamburg III. gegen die Nationalliberalen).

Ueberblickt man dies Resultat, so kann man sich nicht verhehlen: die großen Städte, sowie die eigentlichen Industriebezirke Deutschlands sind theils in den Händen der Socialdemokraten, theils in Gefahr, denselben anheimzufallen, eine Gefahr, vor welcher nur die äußerste Anstrengung der vereinigten anderen Parteien zu retten vermöchte. Diese Ver-

Digitized by Google

einigung hat bei der letzten Wahl nur in ganz vereinzelten Fällen zu Stande gebracht werden können; bei den Stichwahlen sind sogar unzweifelhaft viele Tausende von Stimmen anderer Parteien für socialdemokratische Candidaten abgegeben und mindestens 10 von den 15 Stichwahlen der Socialdemokraten sind durch Wahlenthaltung anderer Parteien errungen worden. Daß es auch heute noch möglich wäre, durch eine Zusammenfassung der Kräfte aller Parteien die Mandate der Socialdemokraten auf ein Minimum zu reduciren, glauben wir bestimmt; absolut verloren sind vielleicht nur Berlin IV., Solingen, Nürnberg, Hamburg II. und Chemnitz.

Daß die Socialdemokraten es auf 24 Mandate bringen konnten, erklärt sich aus verschiedenen Umständen. Der wichtigste derselben ist das Auftreten der Partei selbst. Die Bebel und Liebknecht zwar sind immer noch die Führer der Partei, und die Behauptung, die Socialdemokraten hätten ihre Principien aufgegeben, wäre leichtfertig. Aber unzweifelhaft hat die Partei ihre Taktik geändert. Die Hasselmann und Most sind von der Bildfläche verschwunden; die Scandalreden im Reichstag haben aufgehört; einzelne der socialdemokratischen Abgeordneten haben in sehr sachlicher Weise an den parlamentarischen Arbeiten sich betheiligt; das ganze, „den Umsturz der bestehenden Gesellschaftsordnung" bezweckende Treiben in Parlament, Presse und Vereinen ist aufgegeben worden. Inwieweit dies dem Socialistengesetz zu danken ist, mag dahingestellt bleiben: daß vermittelst jenes Gesetzes wenigstens die äußere Ruhe hergestellt und aufrecht erhalten wurde, wird nicht geleugnet werden dürfen. Ob freilich diese äußere Ruhe nur ein trügerisches Scheinbild ist, welches einen um so tieferen inneren Sturm verdeckt, vermögen wir vorerst nicht sicher festzustellen. Die parlamentarischen Arbeiten des Reichstages werden dies zu zeigen haben, und davon wird die Zukunft der socialdemokratischen Partei in Deutschland abhängen. Beim letzten Wahlkampfe haben die Socialdemokraten sich sorgfältig gehütet, in der früheren wüsten Sprache die früheren radicalen Umsturzideen zu predigen. Es sind durchweg ganz concrete Punkte der socialen Frage, Dinge, welche zum Theil in weiten Kreisen als Schäden der heutigen Gesellschaftsordnung empfunden werden, deren gesetzliche Regelung und Abstellung die Wahlreden der Candidaten und die Flugblätter der Partei verlangen. Ja, man bezeichnete wohl in den Flugblättern die alten socialdemokratischen Umsturzpläne, speciell in Bezug auf Eigenthum und Ehe, als Ammenmärchen, die doch Niemand glauben könne; das „Märchen vom Theilen" sei „Unsinn" — heißt es in einem vor mir liegenden Flugblatte.

Gewiß wird man sich hüten müssen, auf diese Worte und Versprechungen allzu großes Vertrauen zu setzen. Die Hasselmann und Most hat zwar die Partei von ihren Rockschößen abgeschüttelt, die Liebknecht und Bebel aber sammt ihren Schriften sind noch da. Sollte es gelungen sein, die socialdemokratische Bewegung durch das Socialistengesetz und die positiven legislatorischen Arbeiten der Socialreform dauernd in gesetzliche Bahnen zu leiten und die Partei zur Arbeit auf dem Boden des Gesetzes zu erziehen, so wäre dies ein ungeheurer Erfolg und wir wären dann nicht mehr berechtigt, der jetzigen socialdemokratischen Partei die Existenzberechtigung abzuerkennen, wie dies für die frühere socialdemokratische Partei geschehen mußte. Eine nahe Zukunft wird hierüber die Entscheidung bringen müssen. Eines aber ist jetzt schon sicher. Die Fieberhitze der Attentatszeit mit ihrer großen Furcht vor dem dröhnenden Schritt der Arbeiterbataillone ist vorüber. Keine der Parteien hat im Wahlkampf die Socialdemokraten als die Ausgestoßenen, als die absolut zu bekämpfenden Gegner betrachtet. Den Freisinnigen erschien im Kampf gegen Conservative und Nationalliberale der ja allerdings ganz „entschiedene" Freisinn der Socialdemokraten in politischer Beziehung als ein Moment der Gemeinsamkeit, die Conservativen dagegen betonten wohl, daß von den Socialdemokraten immer noch eher ein Verständniß und eine Unterstützung der socialen Reformpläne der Regierung zu erwarten sei als von den Deutschfreisinnigen, und ein Nationalliberaler, der voraussichtlich eine sehr bedeutende Rolle zu spielen berufen ist, Fischer, sprach sich mit aller Entschiedenheit für die Existenzberechtigung der socialdemokratischen Partei und für Aufhebung des Socialistengesetzes aus. So war die Lage der Partei bei der diesmaligen Wahl und ganz speciell bei den Stichwahlen eine überaus günstige. An die Stelle der Siedehitze des allgemeinen Gegensatzes gegen die Socialdemokraten ist eine Siedehitze des Gegensatzes innerhalb der sogenannten Ordnungsparteien getreten, die so weit ging, daß alle Parteien zu den Erfolgen der Socialdemokraten direct oder indirect beitrugen, nur um ihre anderweitigen Gegenparteien zu schädigen. Auf diese Weise sind mindestens ein Dutzend Mandate an die Socialdemokraten gefallen; die flagrantesten Beispiele bieten die Stichwahlen in Braunschweig, Elberfeld-Barmen, Magdeburg und München II. Zu heftigen Recriminationen in dieser Beziehung hat wohl keine Partei begründeten Anlaß.

Dazu kam, daß die Socialdemokraten angesichts der socialen Reformpläne der Regierung mit vollem Recht darauf hinweisen konnten, wie sie es doch gewesen, die durch ihre Agitation und ihre Forderungen die ganze Frage in Fluß gebracht, ein Ruhmestitel, welcher ja von berufenster Seite ihnen zuerkannt wurde. Es liegt auf der Hand, wie stark dieses Argument wirken mußte. Ferner hielten sich die Socialdemokraten bei ihren diesmaligen Forderungen durchaus innerhalb der Grenzen des Erreichbaren und fern von allen Umsturzplänen, speciell in Bezug auf das Königthum. Es wäre gewiß reine Naivetät, anzunehmen, daß die 526,000 socialdemokratischen Wähler mit Bewußtsein den Umsturz von Königthum, Ehe, Eigenthum wollen. Es ist ein allzu billiges politisches Manöver, mit solchen Behauptungen schrecken zu wollen. Aber es liegt in der Natur menschlicher Dinge und ganz speciell in der Natur der constitutionellen Verfassung, daß der Arbeiter und kleine Mann für sein Wohl besser gesorgt glaubt durch einen Abgeordneten seines eigenen Standes und seiner eigenen Lebenshaltung.

Darin liegt die erschöpfende Erklärung der socialdemokratischen Wahlerfolge. Wird die Verbitterung der übrigen Parteien unter einander sich bis zum nächsten Wahlkampfe mindern, so würden die Socialdemokraten unzweifelhaft eine Anzahl ihrer neu eroberten Sitze wieder verlieren. Im Uebrigen hängt es von dem Verhalten der Partei selbst ab, ob sie eine dauernde Existenzberechtigung und Existenzkraft im deutschen Reichstage erringen wird. Beginnt sie abermals mit den revolutionären Velleitäten der früheren Zeit und stört sie nur die Arbeiten des Reichstages durch Brutalitäten und Brandreden, so werden Hunderttausende von Wählern die Partei verlassen, und die dann in den meisten Wahlkreisen doch wieder gegen die gemeinsame Gefahr sich bildende Coalition aller übrigen Parteien würde einen in den meisten Fällen siegreichen Kampf gegen die Socialdemokraten unternehmen.

Die im Vorstehenden erörterten, dem Reiche bezw. der Reichsregierung mehr oder minder oppositionell, wenn auch aus den verschiedensten Gründen, gegenüberstehenden Parteien repräsentiren eine Stimmenzahl von 172, also bereits fast die Hälfte des gesammten, 397 Mandate zählenden Reichstages. —

Es erübrigt noch die Besprechung der beiden conservativen und der beiden liberalen Parteien. Die ersteren dürfen unter den dermaligen Verhältnissen als eine compacte Einheit zusammengefaßt werden, indeß die beiden letzteren zur Zeit einen Gegensatz darstellen, dessen Schärfe an die heftigsten Kämpfe unter Parteien erinnert, welchen jede gemeinsame Basis der politischen Anschauung völlig fehlt. Auch in der Politik wird verlorene Liebe zum Haß.

Die beiden conservativen Parteien nehmen im Reichstage 104 Sitze ein (78 und 26) gegen 77 (53 und 24) des vorigen Reichstages; die Zahl der Mandate ist somit um 27 gestiegen, eine sehr erhebliche Stärkung der Regierungsparteien, immerhin doch nur ein Viertel des gesammten Reichstages. Die conservativen Wahlkreise gehören zum weitaus größten Theile dem Königreich Preußen an und zwar den alten Provinzen der Monarchie. Bayern, Hessen und die Kleinstaaten mit Ausnahme der beiden Mecklenburg haben gar keine conservativen Vertreter. So gut wie ganz conservativ sind Ostpreußen und Pommern; in beiden Provinzen sind nur die Hauptstädte Königsberg und Stettin deutschfreisinnig vertreten.

Digitized by Google

Von den übrigen 16 ostpreußischen Sitzen gehören die 2 ermländischen unbestritten dem Centrum, alle übrigen sind conservativ, nachdem die 5 zuletzt deutschfreisinnig vertretenen Wahlkreise Labiau, Heiligenbeil, Rastenburg, Tilsit und Sensburg diesmal gleich bei der Hauptwahl verloren gegangen waren. Ebenso ist jetzt ganz Pommern mit Ausnahme von Stettin conservativ vertreten, nachdem die beiden bisher deutschfreisinnigen Wahlkreise Uckermünde und Rügen gleichfalls am 28. October conservativen Candidaten zufielen. Westpreußen theilt seine Mandate zwischen Conservative und Polen; die Conservativen zählen hier jetzt 7 Wahlkreise, von denen einer (Schwetz) früher den Polen, ein zweiter (Danzig Land) dem Centrum gehört hatte; 3 Wahlkreise mußten in Stichwahl, 2 gegen Polen, einer (Elbing) gegen die Deutschfreisinnigen behauptet werden. Neu gewonnen haben die Conservativen den ersten Oppelner Wahlkreis vom Centrum, ferner nicht weniger als 22 bisher deutschfreisinnige Wahlkreise in den verschiedenen preußischen Provinzen, speciell in Ostpreußen (5), Pommern (2), Schlesien (2), Brandenburg (5), Sachsen (5). Unter den von den Deutschfreisinnigen verlorenen Wahlkreisen befindet sich auch der Forckenbeck'sche Neuhaldensleben (Provinz Sachsen). Dagegen haben die Conservativen an die Deutschfreisinnigen verloren 6 Wahlkreise, darunter den von Levetzow'schen in Brandenburg (Königsberg i. N.-M.), 2 schlesische im Regierungsbezirk Liegnitz, ferner Altenburg. Die 20 Brandenburgischen Wahlkreise (außer Berlin) zählten im letzten Reichstage je 10 deutschfreisinnige und conservative Abgeordnete; im neuen Reichstage stehen 14 conservativen nur 6 deutschfreisinnige Wahlkreise gegenüber und auch diese mußten theilweise in Stichwahl behauptet werden. In der Provinz Sachsen zählt die conservative Partei nur 8 unter 20 Mandaten; unter diesen 8 sind 5 neu gewonnen (Neuhaldensleben, Wittenberg, Bitterfeld, Mülhausen, Erfurt), dagegen einer (Torgau) an die Deutschfreisinnigen verloren. In der Provinz Posen behauptete die Partei ihre 2 bisherigen Wahlkreise (Meseritz, Czarnikau), gewann einen in Stichwahl von den Polen (Fraustadt), einen zweiten (Bromberg), der bisher nationalliberal (Hobrecht) vertreten war, gleichfalls. Sehr eigenthümlich ist das Wahlresultat in der Provinz Schlesien; die 12 Oppelner Wahlkreise gehörten bisher dem Centrum; am 28. October gelang es den Conservativen, einen derselben zu nehmen. Die 10 Liegnitzer Wahlkreise waren bisher theils nationalliberal, theils conservativ, theils deutschfreisinnig vertreten; die Wahl vom 28. October überlieferte 7 Wahlkreise den Deutschfreisinnigen; in Stichwahl gewann sodann die deutschfreisinnige Partei auch noch die übrigen 3 Wahlkreise gegen die Conservativen (Sagan, Löwenberg, Landeshut, letzterer bisher von Gneist vertreten, der diesmal gar nicht zur Stichwahl kam). Im Regierungsbezirk Breslau gewannen die Conservativen die beiden Wahlkreise Namslau und Nimptsch von den Deutschfreisinnigen, wogegen Waldenburg, bisher immer freiconservativ vertreten, in Stichwahl an die Deutschfreisinnigen fiel. Schweidnitz mußte von den Conservativen in Stichwahl gegen das Centrum behauptet werden. In den neuen preußischen Provinzen haben die Conservativen einen erheblichen Besitzstand nur in Hessen-Nassau, wo sie jetzt 7 Mandate besitzen, darunter 4 neugewonnene und zwar 3 von den Deutschfreisinnigen (Dillenburg, Kassel, Schmalkalden), einen von den Socialdemokraten (Hanau), letzteren sowie Kassel in Stichwahl. Den einen hannöver'schen Sitz (Goslar) verlor die Partei an die Welfen; Kreuznach ging von Treitschke an Cuny über, Ottweiler sendet statt eines nationalliberalen einen freiconservativen Vertreter; in Minden wurden die 3 hochconservativen Sitze behauptet, ebenso Siegen für Stöcker gegen die Deutschfreisinnigen; Soest verlor der Nestor des Reichstages, von Bockum-Dolffs, an einen hochconservativen Gegner. Endlich zählt die Reichspartei noch 4 württembergische Mandate (Böblingen, Calw, Freudenstadt, Gmünd); in Baden wählte Sinsheim wieder conservativ und das altnationalliberale Heidelberg fiel gleichfalls den Conservativen zu; in Mecklenburg-Schwerin gewannen die Conservativen zu ihren bisherigen 2 noch einen dritten Wahlkreis, ferner Mecklenburg-Strelitz von den Nationalliberalen.

Ein herber Verlust für die conservative Partei ist ferner noch der Stichwahlsieg der Deutschfreisinnigen in Altenburg. Im Königreich Sachsen behauptet die conservative Partei 8 von 23 Wahlkreisen (Bautzen, Dresden II., Tharandt, Meißen, Grimma, Borna, Schneeberg, Plauen); Dresden I. d. E. war bisher nationalliberal, Meißen deutschfreisinnig vertreten; Leipzig Land ging von den Conservativen an die Socialdemokraten, Dresden I. von der Reichspartei an die Nationalliberalen über; die Wahlkreise Pirna und Döbeln brachten die Conservativen in Stichwahl gegen die Deutschfreisinnigen, denen sie jedoch schließlich unterlagen. Im Ganzen wurde demnach in Sachsen der Besitzstand behauptet.

Im Ganzen ergab die letzte Wahl unzweifelhaft eine starke Strömung nach rechts. Ueberall gewannen die Conservativen an Boden, mit Ausnahme des schlesischen Regierungsbezirkes Liegnitz, dem einzigen Bezirke im Reiche, in welchem die deutschfreisinnige Partei einen bedeutenden Sieg zu erringen vermochte.

*

Cavour und der Ultramontanismus.

Von Emanuel Münzer.

Der mehr als ein Decennium währende Kampf zwischen dem deutschen Reiche und der katholischen Kirche hat mit einer unzweifelhaften Niederlage des Ersteren geendigt. Die Parteien zur Rechten und zur Linken, welche, von der allgemeinen Strömung hingerissen, den eigentlichen Culturkämpfern ihre Unterstützung nicht versagten, haben diesen Schritt bitter bereut und sind längst zu ihrer alten Politik zurückgekehrt; die Curie erobert langsam, aber sicher das verlorene Terrain zurück, und die einzige Frucht des Kampfes ist, neben der Vergrößerung der Kluft zwischen den beiden Confessionen, — die Schaffung des Centrums, dieses Krebsschadens für unser constitutionelles Leben. Höchst ungerecht wäre es nun, den Führern des Kampfes allein diese Folgen zur Last zu legen, ihnen den Mangel an Voraussicht zum Vorwurfe zu machen; denn die Keime zu diesem gewaltigen Unternehmen lagen in dem protestantischen Deutschland, sie waren nah verwandt den Keimen, welchen das protestantische Kaiserthum entsprossen ist, und zogen ihre Nahrung aus demselben Erdreich. Ferner war die Siegesgewißheit unter dem Eindrucke der Vollendung der deutschen Einheit so unerschütterlich, daß sonst besonnene Historiker glaubten, jetzt oder nie könne der alte Ghibellinenkampf gegen Rom zum glücklichen Ende geführt werden. Das Vertrauen auf die Macht dieser Idee war ein so großes, daß die in dem tausendjährigen Ringen gemachten Erfahrungen und selbst die Politik moderner Staatsmänner gegenüber der Curie wenig in Betracht gezogen wurden. — Ohne Zweifel bietet das Beispiel Piemonts, — dessen nationale Einheitsbestrebungen nach einem bekannten Ausspruche Louis Napoleons ein Vorbild für Preußen sein sollten, — wie wir es aus den neuesten Publicationen über Cavour*) kennen lernen, viele Belehrungen für unsere Verhältnisse, deren Analogie dadurch nicht wesentlich alterirt wird, daß dort die römische Kirche ihren eigenen Söhnen gegenüberstand.

Wie Cavour noch vor Beginn seiner parlamentarischen Laufbahn über die Clericalen dachte, darüber kann kein Zweifel herrschen; schon 1844 sagt er: „diese Partei ist eine schrecklichere Geißel für die Menschen als die Communisten" (Brief XXXVI) und (Brief XXXV): „Sie haben nichts gelernt und nichts vergessen. Wehe dem Lande, wehe den Classen, welche ihnen die Erziehung der Jugend ausschließlich anvertrauen!" — Trotzdem ist eine seiner ersten parlamentarischen Thaten eine Rede gegen Einziehung der Klostergüter, die den größten Theil der Bevölkerung in Aufregung bringen würde und die „der erste Schritt auf dem Wege zur Revolution" sei. (22. November 1848.) So wenig er aber hier auf Popularitätshascherei ausgeht, so energisch tritt er für die Abschaffung der bestehenden Mißbräuche ein. Für die Abschaffung der

*) Camillo Cavour's Briefe. Herausgegeben von Luigi Chiala. Deutsch von M. Bernardi. 3 Bde. Leipzig, Grunow.

Digitized by Google

geistlichen Gerichtsbarkeit wirkt er mit aller Energie; aber er wünscht zugleich, daß dem Ministerium die Möglichkeit geboten werde, mit dem Papste über die religiöse Sanction dieses Gesetzes zu unterhandeln.

Dieser maßvollen Politik bleibt er auch als Minister treu. Am 30. Januar 1851 erklärt er, jeden Versuch der extremen Parteien bekämpfen zu wollen, „gleichviel, in welcher Gestalt sie auftreten mögen, sei es unter dem heuchlerischen Mantel der Religion, sei es, daß sie sich in der Schreckensgestalt der Revolution erheben wollten". Sein Ideal ist, wie aus Brief LXXVII hervorgeht, die freie Kirche im freien Staate: „Als ein entschiedener Freund der religiösen Freiheit wünsche ich sehnlichst, es möchte die Zeit kommen, wo man bei uns die Religion ausüben könnte, wie es, dank der Trennung der Kirche vom Staate, in Amerika geschieht. Diese Trennung halte ich für die unvermeidliche Folge einer fortschreitenden Civilisation. Aber so lange die Geister für diese großen gesellschaftlichen Reformen nicht reif sind, so lange wird man verhindert sein, jene anerkannt vorzüglichen Theorieen anzuwenden". — Die von der Linken geforderte staatliche Ueberwachung der Priesterseminarien erklärt er als im Widerspruch stehend zu den Principien der Freiheit, für die man den Clerus doch gewinnen wolle (13. März 1851). „Wir haben", erklärt er den Kammern am 21. October, „einen zu festen Glauben an die Grundsätze, denen wir folgen, als daß wir für die Sache der Freiheit den Despotismus als Waffe benutzen möchten."

Freilich ist diese ungemein tolerante Haltung Cavour's bedingt durch die Schonung, mit welcher in Sachen der Kirche selbst ein so constitutionell gesinnter Monarch wie Victor Emanuel behandelt sein wollte. Seine Abneigung gegen das vom Papste schon vor der Einführung verdammte Civilehegesetz verursachte die Demission des Ministeriums d'Azeglio; Balbo wurde mit der Bildung des neuen Cabinets betraut, und Cavour schrieb an de la Rive (29. October 1852): „Die Pfarrer von Savoyen werden vergnügt sein. Ich baue auf den Biedersinn des Königs. Die Arglist der Geistlichen hat ihn irregeführt; er täuscht sich über den Zustand des Landes. Wenn ihm die Thatsachen die Augen öffnen, wird er die clericale Partei zum Teufel jagen." — Und so geschah es; eine Woche später war Cavour Ministerpräsident. Freilich ließ er die Ablehnung des Civilehegesetzes durch den Senat aus Schonung für den König geschehen, und auch in der Frage über die Militärpflicht der Geistlichen stellte er sich auf den gemäßigtsten Standpunkt; ja, bei der Erhebung des Geschäftsträgers in Rom zum bevollmächtigten Minister erklärte er es für einen Theil des politischen Programms seines Ministeriums, ein Einverständniß mit dem Papste so lange zu erstreben, als die Würde der Nation es zuließe.

Indessen die Rücksichtnahme auf den König hatte ihre Grenzen. In der Frage bezüglich der Aufhebung einiger geistlichen Orden befand sich der König in großen Gewissensnöthen; „meine Mutter und meine Frau", so schreibt er an La Marmora, „hören nicht auf, zu sagen, sie sterben meinetwegen vor Kummer." (Beide Frauen sind allerdings einige Wochen darauf gestorben.) Aber Cavour blieb fest; so mannhaft er gegen die Aufhebung der der Erziehung und Krankenpflege gewidmeten Orden auftrat, und so sehr er betonte, daß man die Folgen der geistlichen Erziehung nicht anders als durch liberale Institutionen bekämpfen dürfe, so entschlossen vertheidigte er jedoch den Kern des Gesetzes gegen das Andrängen der Reaction, welche dies als die beste Gelegenheit, ihn zu stürzen, erkannt hatte.

Es war eine Krisis nicht nur der inneren, sondern vor Allem der äußeren Politik; es gilt, wie Cavour am 29. April 1855 an d'Azeglio schrieb, „die Gefahr abzuwenden, daß das Land im Moment, wo das Schicksal ihm zu lächeln scheint, durch schmutzige Intriguen von Pfaffen und alten Betschwestern zu Grunde gerichtet wird." Nach harten Kämpfen gegen die Extremen zur Rechten und Linken ging Cavour als Sieger hervor, und Alles athmete wieder freier. Der König erklärte nach der Unterzeichnung des Gesetzes: „Lieber ginge ich nach Amerika, als daß ich mich noch einmal auf solche Argumente einlasse", und Cavour schrieb: „Dank dem Himmel sind wir aus dem abscheulichen Schlamme heraus, in dem wir so lange umhergepatscht." (Bief CXCIV.) — Doch die Feuerprobe hatte Cavour's maßvolle Haltung gegen die Clericalen, die bis dahin als parlamentarische Gegner nicht ernstlich zu fürchten waren, erst noch zu bestehen.

Aus den Wahlen von 1857 war in Folge von politischen Hirtenbriefen und reger clericaler Agitation eine starke ultramontane Kammerfraction hervorgegangen. Cavour jedoch gestand dem Clerus ohne Bedenken das Recht politischer Agitation zu; „indem der Clerus die ihm durch die Constitution ertheilten Rechte oft und im weitesten Sinne benutzt, führt er den Becher der Freiheit selbst an die Lippen. So wird er allmählich diese Institutionen, diese Freiheit liebgewinnen, wird manches von dem, was in seinen gegenwärtigen politischen Ansichten maßlos ist, ablegen, wodurch sich das, was man gemeinhin clericale Ideen nennt, im Verlauf einiger Jahre in constitutionell-conservative Ansichten verwandeln kann. Will man unseren Gegnern den Sieg unmöglich machen, so muß man die von ihnen mit so großem Erfolg angewandten Mittel selbst anwenden, muß Ordnung gegen Ordnung, Disciplin gegen Disciplin kehren, Einigkeit gegen Einigkeit, Activität gegen Activität." Auch in dem Briefe CCCIX. an de la Rive begrüßt Cavour mit Freuden, daß die clericale Aristokratie durch Theilnahme an den Wahlen die Verfassung anerkannt habe, und ist überzeugt, daß der größte Theil derer, „die als Clericale in die Kammer eingehen, als pure Conservative wieder hinausgehen" würden. — So optimistisch dachte Cavour in Wirklichkeit über den Patriotismus der Clericalen; und er hat sich gewiß nicht in seiner Annahme getäuscht, daß ein großer Theil des Clerus den Einheitsbestrebungen günstig sein und die Pläne Piemonts unterstützen werde, wenn dieser auch die Einigung Italiens in dem Sinne von Gioberti's „Primato" lieber gesehen hätte.

Die umfassendste und interessanteste Beichte Cavour's über sein Verhalten zur ultramontanen Partei erfolgte jedoch erst am 19. Mai 1858, als bei Berathung einer neuen Anleihe von der Linken die Einziehung aller Kirchengüter als die beste Hülfe in der Noth vorgeschlagen wurde, und Cavour hierbei einen „Ausflug nach dem Gebiete der Staatsphilosophie" wagte. Cavour ist überzeugt, daß die Einziehung der Kirchengüter und Besoldung der Geistlichen durch den Staat statt ihrer Unterwerfung unter dessen Macht gerade den entgegengesetzten Erfolg haben würde. Als den Hauptgrund für die Mißregierung in dem Kirchenstaate erklärt er die dort bestehende Vereinigung der geistlichen Gewalt. (Heute würde Cavour noch besser auf Rußland exemplificiren.) Diese Vereinigung der Gewalten, welche durch die Einziehung der Kirchengüter geschaffen würde, hätte eine Verstärkung des Kastengeistes in dem durch das Cölibat ohnehin von der bürgerlichen Gesellschaft abgeschlossenen Clerus zur Folge. Unter Berufung auf Tocqueville's ausgezeichnetes Werk: **L'ancien régime et la révolution** führt Cavour sodann aus: „Ein Mann, der mit dem besseren Theil seines Ichs einer auswärtigen Macht unterworfen ist, der in dem Lande, das er bewohnt, keine Familie gründen darf, ist an den Boden gleichsam nur durch ein einziges festes Band gefesselt: durch den Grundbesitz. Man raube ihm den, und er gehört keinem Orte mehr an. Da, wo ihn der Zufall das Licht der Welt hat erblicken lassen, lebt er als Fremdling inmitten einer bürgerlichen Gesellschaft, von deren Interessen ihn fast kein einziges direct berührt. Sein Gewissen hängt nur vom Papste ab, seine Existenz nur vom Fürsten. Sein einziges Vaterland ist die Kirche. In jedem politischen Ereigniß sieht er nur das, was jener nützlich, ihm schädlich sein könnte. Er ist ein vorzügliches Mitglied der Gottesstadt, aber ein schlechter Bürger überall sonst." Cavour beweist alsdann die durch die Besitzentziehung erfolgte Verwandlung des nationalen Clerus in einen ultramontanen an Frankreich, Belgien und Irland. Zuletzt kehrt er zu seinem eigenen Vaterlande zurück und zeigt aufs Genaueste, daß alle Provinzen mit reichem Clerus liberal, alle Gegenden mit einer armen, vom Staate und den Gemeinden erhaltenen Geistlichkeit ultramontan gewählt hätten.

Wie nun Cavour, dieser Realpolitiker im besten Sinne

Digitized by Google

des Wortes, trotz oder vielleicht gerade in Folge seiner freisinnigen Grundsätze zu dem Schlusse kommt, daß der Clericalismus nicht durch Zwangsmaßregeln zu vernichten ist, so muß auch der unbefangene Beobachter unserer kirchenpolitischen Kämpfe gestehen, daß diese die Beobachtungen des italienischen Staatsmannes in vollem Maße bestätigt haben. Die gemachten Erfahrungen lassen nur den einzigen Weg für die Folge übrig: Völlige Beruhigung der Geister, auf daß jene „Hetzkapläne" in die Bahnen ihrer friedlichen Amtsvorgänger einlenken können, rastlose Thätigkeit des Staates auf dem Gebiete der Schule und Abwarten, bis die durch unsere Unterrichtsgesetzgebung gestreute Saat völlig aufgegangen ist. Sind dann endlich die Geister für große gesellschaftliche Reformen reif geworden, dann gilt es nicht Wiederaufnahme des Culturkampfes, sondern, wie Cavour es vorgezeichnet hat, „Trennung der Kirche vom Staate, als die unvermeidliche Folge der fortschreitenden Civilisation."

Literatur und Kunst.

Zur Philosophie der Mystik.

Von Carl du Prel.

Von jeher haben es geistige Arbeiter gerühmt, daß ihre besten Gedanken nicht in reflectiver Anstrengung kommen, sondern mühelos auftauchen; insbesondere aber ist bei Künstlern viel von unbewußter Production die Rede. Dieses Wort, auf eine Thätigkeit des Geistes angewendet, scheint zwar einen Widerspruch zu enthalten; dieser Schein beruht aber lediglich auf einer falschen Auffassung des Bewußtseins; weil geistige Arbeit meistens von Bewußtsein begleitet ist, halten wir sie für verursacht durch das Bewußtsein. Wir verwechseln also Kraft und Zustand. Genau genommen, läßt sich nicht einmal sagen, das Bewußtsein begleite unsere Gehirnprocesse; denn in der That wissen wir von diesen gar nichts, nur das Schlußresultat derselben fällt als Gedanke in unser Bewußtsein, welches sich demnach lediglich empfangend, aber nicht zeugend verhält. Demnach könnte man sagen, daß es überhaupt nur unbewußte Production gibt, und das Bewußtsein nicht zum Wesen der geistigen Arbeit gehört, ja daß es sogar zum Hinderniß werden kann, wenn es störende Innervationsströme dem Gehirn zuführt.

Nur so ist es begreiflich, was sonst unbegreiflich wäre, daß man von jeher Menschen beobachtet hat, welche in nachtwandlerischer Thätigkeit geistige Tagesarbeiten fortsetzten und Morgens zu ihrem Erstaunen fertig vorfanden, — wofür eine ganze Reihe von Beispielen beigebracht werden könnte, und zwar von Dichtern, Musikern, Malern, Mathematikern, Aerzten und Gelehrten jeder Art. Das in der Tagesarbeit leicht ablenkbare Bewußtsein kann bei solcher Schlafarbeit jedenfalls nicht störend eingreifen, es liegt daher nichts Unwahrscheinliches darin, daß in solchen Fällen der Schlafarbeit die Producenten mit ihren Leistungen auch nach dem Erwachen oft sehr zufrieden waren. Auch in diesen Fällen wird also die unbewußte Production gerühmt, von der wir übrigens nur wissen, daß sie nicht im Tagesbewußtsein geschieht, aber durchaus nicht, ob sie an sich unbewußt ist.

Diogenes Laërtius kannte sogar einen Philosophen, der schlafend an seinen Werken schrieb, sie überlas und corrigirte; und es ist in der That nicht einzusehen, warum die unbewußte Production, die innerhalb der Philosophie eine so große Rolle spielt, nicht auch in dieser gesteigerten Form sollte auftreten können.

Nun drängt sich aber die Frage auf, ob nicht der Werth solcher Producte, die ohnehin schon gerühmt werden, noch erhöht werden könnte durch systematische Anwendung dieser Productionsweise; jedenfalls hätten wir allen Grund, uns mit solchen Erzeugnissen, wenn sie vorlägen, eingehend zu beschäftigen. Dies ist nun der Fall sowohl in den Philosophemen der Neuplatoniker als der hindostanischen Religionsphilosophen. Nur mit den letzteren haben wir es hier zu thun.

Es ist in den buddhistischen Schriften viel von „Erleuchteten" oder „Eingeweihten" (Archats) die Rede, die auf dem „Pfade der Heiligkeit wandeln", deren Zustand als der höchste den Menschen erreichbare ehrfurchtsvoll und begeistert gepriesen wird. Die Weisheit dieser, in früherer Zeit auch Rischis genannten Eingeweihten ist, im Gegensatz zur europäischen Wissenschaft, nicht reflectiv erschlossen, sondern durch unmittelbare Intuition gewonnen, und darum sehen sie in ihr die unbedingte Wahrheit, nicht nur eine subjective Wahrheit, wie sie in unseren Systemen liege. Dies gilt insbesondere von der buddhistischen Geheimlehre, deren derzeitige Hüter in Indien Mahatmas genannt werden, ohne daß jedoch die Eigenschaft eines Mahatma mit dem buddhistischen Glaubensbekenntnisse nothwendig verknüpft wäre. In der Auswahl ihrer Geheimjünger — Chelas — sind dieselben sehr aristokratisch; nicht nur beschränken sie sich in der Wahl auf solche Classen, welche nach den Gesetzen der Erblichkeit die beste Pflanzschule geeigneter Bewerber zu sein versprechen, sondern unterwerfen auch noch die Erwählten so strengen Prüfungsbedingungen, daß man 20—30 Jahre Geheimjünger sein und doch noch auf einer sehr tiefen Stufe der Chelas stehen kann. Auf der untersten Sprosse stehen jene Yogis und Fakire, von welchen Orientreisende so unglaubliche Dinge berichten, die aber ganz und gar falsch bezeichnet sind, wenn man sie, wie die europäische Aufklärung es thut, die „indischen Gaukler" nennt.

Von der Buddhistischen Geheimlehre ist nun — wie es scheint, zum ersten Male — der Schleier ein klein wenig gelüftet worden, und zwar durch freiwillige Preisgabe einiger Aufklärungen von Seite der Mahatmas. Auf ihren Anlaß wurde vor einigen Jahren die theosophische Gesellschaft in Indien gegründet — seither sind Zweiggesellschaften in Frankreich, England und Deutschland enstanden, — und ein Mitglied dieser Gesellschaft berichtet nun*), was es über die religiösphilosophische Weltanschauung der Eingeweihten von diesen selbst erfahren hat.

Die Geheimlehre verwirft die Ansicht, es sei der Mensch ein vollkommen ausgebildetes Wesen; sie lehrt seine Entwicklungsfähigkeit, und ihr Zweck ist eben der, die große Menge innerer Fähigkeiten und Eigenschaften zur Entwickelung zu bringen, die im Menschen so vollständig schlummern, daß nicht einmal ihr Vorhandensein geahnt wird. Aus der Entwickelung dieser Fähigkeiten entspringt aber nicht nur abstraktes Wissen, sondern auch die Kunst, gewisse dunkle Naturkräfte zu beherrschen und damit wunderbare Erscheinungen zu erzielen. Dieß und der mögliche Mißbrauch sind eben die Gründe der Geheimhaltung.

Die Geheimlehre begnügt sich nicht mit der ungefähren Eintheilung des Menschen in Leib und Seele; sie nimmt vielmehr sieben Grundtheile im Menschen an; sie kennt aber nicht den Dualismus von Kraft und Stoff, und darum sind ihr alle diese Grundtheile in gewissem Sinne stofflich. Wenn aber die Geheimlehre sagt, es sei in der Natur nichts gänzlich stofflos, so fügt sie doch bei, daß der Stoff noch ganz anderer Zustände fähig ist, als solcher, die für unsere groben Sinne erkennbar sind. In neuester Zeit spricht bekanntlich auch die europäische Wissenschaft von einem vierten Aggregatzustand der Materie, den Crookes die „strahlende Materie" nennt.

Durch diese Beseitigung des Dualismus von Kraft und Stoff ist die Geheimlehre das fehlende Verbindungsglied zwischen Materialismus und Spiritualismus. Während auf unserem jetzigen Wohnort, der Erde, Kraft und Stoff, Geist und Materie, ungefähr im Gleichgewicht stehen — aus welchem Grunde der Erde ein sehr untergeordneter Rang unter den Sternen zugesprochen wird —, werden wir zu immer geistigeren Welten auftauchen, in welchen das Leben immer mehr von körperlichen Bedürfnissen befreit sein wird.

*) Sinnet: Die esoterische Lehre oder Geheimbuddhismus. Aus dem Englischen. Leipzig, Hinrich. 1884.

Digitized by Google

Die Geheimlehre anerkennt die Wahrheiten des Darwinismus und der Entwicklungslehre überhaupt; sie ergänzt ihn aber nach zwei Richtungen: der Darwinismus erklärt nur einen geringen Theil der Wirklichkeit; die irdische Entwickelung ist nur ein geringes Glied einer alle Gestirne umspannenden Kette. Die Gestirne, deren Zusammenhang schon durch ihre bloße Sichtbarkeit erwiesen ist, stehen auch in biologischer Verbindung insofern, als die Lebenskeime von einem Sterne zum anderen übergehen, die Lebenswellen des Universums von Welt zu Welt fortschreiten und in spiraler Höherentwicklung wieder zurückkehren. Auch insofern noch ist der Darwinismus ergänzungsbedürftig, als der Mensch auch in seinem künftigen Leben dem Gesetze des Fortschrittes und der Entwicklung unterworfen ist; jene inneren Fähigkeiten, deren Ausreifen die Mahatmas schon innerhalb dieses irdischen Lebens erstreben, sind die Entwicklungskeime einer späteren Menschheit. Darum werden wir unseren späten Nachkommen nicht günstiger erscheinen, als uns die thierischen Vorfahren.

Auch im Jenseits der buddhistischen Geheimlehre, im Devachan, sind wir also entwickelungsfähig. Das Devachan ist keine Oertlichkeit, sondern ein den Bedürfnissen und Verdiensten des Einzelnen angepaßter innerer Zustand, und, mit Rücksicht auf die Entwickelungsfähigkeit des Menschen, eine ganze Reihenfolge fortschreitender Zustände. Die Vergeltung für unsere irdischen Sünden findet jedoch nicht eigentlich im Devachan statt, sondern in der nächsten Verkörperung. Die moralische Resultante des einen körperlichen Lebens bestimmt die Lebensbedingungen der nächsten Verkörperung. Auf diese Weise löst die Geheimlehre das Räthsel der geistigen, moralischen und socialen Ungleichheiten des irdischen Lebens; sie sind Folgen des früheren Karma, durch uns selbst verschuldet. Nicht nur meine guten und schlimmen Anlagen, sondern auch meine äußeren Lebensumstände sind das Erzeugniß und Product der letzten Persönlichkeit, als welche ich gelebt habe. Wenn ich mich also verkürzt glaube an Fähigkeiten und irdischen Gütern, so lehrt die Geheimlehre, daß ich genau das erworben habe, was ich durch mein letztes Dasein verdient habe. Sie stellt den Menschen auf die eigenen Füße, sie erweckt in ihm das heroische Gefühl der Schuld, aber auch der Gewißheit, daß er sich sein künftiges Geschick selbst bestimmen kann durch Erwerbung eines Karma, dem eine günstigere Verkörperung folgen muß. Dieses Gefühl steht hoch über jener socialdemokratischen Unzufriedenheit, die auf materialistischer Grundlage sich aus der Betrachtung der irdischen Uebel ergibt. Der Mahatma erweckt in seinen Jüngern das heroische Gefühl, daß für das Schicksal des Menschen nicht der Schöpfer, nicht die Natur, nicht der blinde Zufall verantwortlich ist, sondern ausschließlich der Mensch selber; er erzieht so seinen Jünger zum moralischen Heros, während unsere Socialdemokraten in ihren Schülern nur die bestialische Lust erwecken, Alles krumm und klein zu schlagen, und keine andere moralische Lehre ihnen geben, als die, daß, wer kein Heros zu sein vermag, wenigstens ein Herostratus werden sollte.

Schiller's Wort: die Weltgeschichte ist das Weltgericht! gilt also im eigentlichen Sinne. Es ist der Zweck der Menschengeschichte, menschliche Seelen zur Veredelung zu bringen, damit sie, höher und höher steigend, schließlich für jenen Zustand geeignet werden, den der Buddhismus Nirwana nennt, der aber keineswegs das Nichts bedeutet, sondern lediglich die Negation des Diesseits, an sich aber ein ganz positiver Begriff ist. Der Zweck der Geschichte, menschliche Seelen zu veredeln, erfüllt sich also auf der ganzen Linie, während Pessimisten und Materialisten nur etwa im Endstück einen Sinn entdecken können, wenn sie von der Verneinung des Lebenswillens sprechen, oder von einem goldenen Zeitalter träumen, dessen sich wenigstens die letzte Menschengeneration erfreuen soll.

Die Geheimlehre kennt keine Vernichtung geistiger Wesen, sondern nur die Auflösung der niederen Grundtheile des Menschen. Was die höheren Grundtheile betrifft, so können auch sie durch unrichtigen Gebrauch eines körperlichen Daseins verloren gehen; es kann der Verlust des zur jenseitigen weiteren Entwickelung befähigenden sechsten Grundtheils im irdischen Leben eintreten, wodurch der Mensch gleichsam in eine Sackgasse geräth — buddhistische Schriften bezeichnen sie als die achte Welt —, aus welcher ein Entrinnen durch fortschreitende Veredelung nicht mehr möglich ist. Auch in diesem Sinne ist die Geheimlehre aristokratisch: die Unsterblichkeit im Sinne beständiger Veredelung, muß verdient werden.

Wie Plotin und Kant, unterscheidet auch die Geheimlehre zwischen Person und Subject des Menschen. Bei jeder Verkörperung bin ich eine andere Persönlichkeit — nur in diesem Sinne ist es zu nehmen, wenn manchmal von der Sterblichkeit der Seele die Rede ist —; das Ich der einen Existenz ist verschieden von dem der anderen, aber die ganze Reihenfolge dieser Persönlichkeiten wird von der Einheit des Subjects zusammengehalten. Nur hochentwickelte Wesen vermögen es aber, die Reihe ihrer Existenzen mit der Erinnerung zu umfassen, wie es von Pythagoras berichtet wird.

So ist also die Geheimlehre wissenschaftlich der zu Ende geführte Darwinismus; in religiöser Hinsicht vermeidet sie aber jene Einseitigkeit, die den Accent ausschließlich auf die Moral legt, ohne zu geistigem Streben anzuspornen. Sie kann bezeichnet werden als eine Vereinigung der Wissenschaft mit der Religion, sowohl im praktischen Sinne, weil sie Beide zu pflegen befiehlt, als auch im theoretischen Sinne, weil sie beide Bestandtheile verbindet, und als Religion im Einklange steht mit den naturwissenschaftlichen Wahrheiten.

Die in der Geheimlehre niedergelegte Erkenntniß ist nicht reflektiv erschlossen, sondern in ekstatischen Zuständen gewonnen, die mit den höheren Graden des Somnambulismus manche Aehnlichkeit haben. Man vergleiche nur etwa die Erläuterungen von Kerner's „Seherin von Prevorst" zu den von ihr entworfenen mystischen Zeichnungen (Sonnenring und Lebensring) mit dem im Sankara Gesagten, der doch gewiß dieser schwäbischen Somnambulen ganz unbekannt war. Damit ist die anfangs gestellte Frage, ob aus der unbewußten Production auch in philosophischer Hinsicht werthvolle Resultate hervorgehen können, im bejahenden Sinne erledigt. Das Buch von Sinnet, das nun in einer vortrefflichen deutschen Uebersetzung und, nebenbei gesagt, in sehr geschmackvoller Ausstattung vorliegt, stellt die buddhistische Geheimlehre allerdings nur in ihren allgemeinsten Umrissen dar, und es ist nicht gesagt, ob wir weitere Eröffnungen zu erwarten haben. Das bisher Gebotene genügt aber schon, das höchste Interesse zu erwecken und jene Erbauung zu gewähren, die nur die aus der Tiefe geistiger Versenkung in die Welt gewonnenen Erkenntnisse bieten.

Wer, wie ich, im Gebiete der Mystik Umschau gehalten hat, der wird auch auf reflektivem Wege, aus innerer Nothwendigkeit des Gedankens zu Anschauungen gelangt sein, die mit denen der Geheimlehre in vielen wichtigen Punkten harmoniren. Wer dagegen im Gebiete der Mystik fremd ist, könnte zwar geneigt sein, in der mystischen Conception philosophischer Ideen nur ein Curiosum zu sehen; indessen könnte ihm leicht gezeigt werden, daß die europäische Wissenschaft, ohne es selbst zu wissen, in einer Richtung arbeitet, die sich stark nach der Geheimlehre neigt. In der That hat die moderne Wissenschaft die Grundlinien einer Weltanschauung entworfen, die in ihrem späteren Ausbau viele Aehnlichkeit mit der Geheimlehre zeigen wird. Die Erhaltung der Kraft, das Schlagwort der modernen Naturwissenschaft, ist in der Geheimlehre auf moralischem Gebiete als Ueberleben des Karma aufgestellt. Die Entwickelung, das Schlagwort der Biologie und Geschichte, ist von der Geheimlehre so sehr betont, daß man sie den zu Ende gedachten Darwinismus nennen könnte. Der Darwinismus, in Richtung der Zukunft betrachtet, führt zur Annahme transcendental psychologischer Entwickelungskeime im Menschen, und das sind eben jene, die wir nur sehr theilweise und mit krankhaften Bestandtheilen untermischt im Somnambulismus kennen lernen, die aber der indische Geheimjünger zur Reife zu bringen bestrebt ist.

Aber auch die Philosophie hat ihren vorbereitenden Beitrag in der Richtung der Geheimlehre geleistet. Wenn alle mystischen und magischen Functionen das gemeinschaftliche Merkmal haben, daß die zeitlichen und räumlichen Sonderungen der Dinge dabei aufgehoben oder modificirt sind, so ist klar, daß eine Philosophie, welche Zeit und Raum zu Erkenntniß-

Digitized by Google

formen des sinnlichen Bewußtseins macht, damit die Pforten der Mystik aufschließt. Ebenso kann auch die Magie des Willens nur von einer solchen Philosophie für möglich gehalten werden, die den Willen zur metaphysischen Substanz des Menschen macht — Schopenhauer —, oder ihn wenigstens zur metaphysischen Substanz des Menschen hinzuschlägt —Hartmann —. So weisen also die Ideen der modernen Naturwissenschaft und Philosophie, wenn auch ihren eigenen Trägern unbewußt, nach der Mystik hin, und die Geheimlehre spricht nur ein Wort aus, wovon man — wäre sie nicht viel älter, als sogar der Königssohn Gautama Buddha — geradezu glauben könnte, es sei ihr von unserer europäischen Wissenschaft auf die Zunge gelegt worden.

Drei Erzähler.

Karl von Schlözer. — Joseph Victor Widmann. — Ludwig Hevesi.

Die beliebten Lieferanten der Familienblätter und Leihbibliotheken, deren Muse nur vielbändiger Romane zu genesen pflegt, blicken stets mit Geringschätzung auf jene Erzähler herab, die ihre Dichtungen nicht gleich als Zwillinge und Drillinge — hinsichtlich der Bändezahl — in die Welt setzen. Mit Unrecht. Denn nichts ist leichter, als breit zu erzählen, während die edle Kunst der knappen, concentrirten Relation nur das Erbtheil weniger auserlesener Geister bleibt. Drei neue Erzähler, ein Norddeutscher, ein Schweizer und ein Deutsch-Ungar, deren Geschichtenbücher gerade noch rechtzeitig zum Weihnachtstische kommen, mögen diese Wahrheit erhärten: eine jede ihrer Geschichten wiegt künstlerisch ein ganzes Schock dickleibiger Romane auf.

So erzählt uns Karl von Schlözer in seinem von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und dem phantasievollen Radirer Max Klinger reich illustrirten Buch: Aus Dur und Moll (Berlin, Georg Stilke) allerlei Geschichten, die zwischen der Novellette und dem Feuilleton die Mitte halten. Er ist ein Schüler Andersen's, dessen „Bilderbuch ohne Bilder" schon im zweiten Titel: „Concertstücke ohne Noten" nachklingt. Damit wird der fast musikalische Charakter welche dieser Märchen, Stimmungsbilder, Capriccios angedeutet, ter selten bis zuletzt durchgeführten Phantasien gleichen, sondern meist nur weich und träumerisch angeschlagene Accorde, ganz in Stimmung aufgelöste Motive sind, die in eine widerspruchsvolle und doch seltsam fesselnde dichterische Symphonie zusammentönen. Ganz an Andersen gemahnen die poesievollen Ouvertüren, die das Leitmotiv jeder Suite angeben: die moderne Scheherasade mit den unergründlichen Augen und der melodischen Stimme; der kleine Postillon, der nach dem Monde fährt, dort Raum und Ruhm für seine Kunst zu suchen, wobei ein kleiner Nachtwächter mit Spieß und Knarre, der letzte seines Stammes, als blinder Passagier hinten aufsitzt; die geflügelten Kinder im Garten der Poesie, die sich vor einem frechen Eindringling, dem gesunden Menschenverstand, ängstlich und fröstelnd in die Blumenkelche verkriechen, „so hastig, so unbesonnen, daß hier und da noch eine rosige Zehe hervorguckt". Aber Schlözer hat auch eine ganz persönliche, originelle Note, die zu seiner eigensten Signatur gehört: er ist ein durch und durch moderner Mensch, dessen Muse, das Märchen, bezeichnend genug im Salonwagen des Blitzzuges durch Europa fährt bis nach Kritikovič, wo sie aussteigt, da sie „den Zoll vermeiden möchte". Und auf der ganzen Fahrt schlägt zu ihren wundersamen Geschichten, womit sie ihre bunte internationale Reisegesellschaft unterhält, die Dampfmaschine den rasselnden Tact und erinnert unablässig an unsere höchst realistische und materielle Gegenwart, die allem Träumen und Sinnen abgeneigt ist und doch das Reich des Gedankens unendlich erweitert hat. So spielen die Errungenschaften unserer Forscher und Entdecker hinein in diese phantastische Welt, und der Widerstreit, der sich ergibt, ist von einem eigenen drastischen Reiz. Die Photographien im Stereoskopenkasten fangen plötzlich an, sich zu bewegen, springen „mit leisem Jodgeruch" aus dem Carton und beginnen eine tolle Hetzjagd durch Zimmer und Straßen, so daß Edgar Poe an diesen Durchgängern seine Freude gehabt hätte. Oder die Telegraphendrähte erzählen einen abenteuerreichen Roman von zwei excentrischen Menschenkindern, mit Fallissement, Dampfkesselexplosion, Schiffbruch, Dynamitattentat und anderen modernsten Annehmlichkeiten, einen ganzen Roman im richtigen Depeschenstil, den die „Gegenwart" bereits neulich in all seinen Peripetien veröffentlicht hat. Auch der Spiritist und Gedankenleser Mr. Chester-Cheese ist eine sehr actuelle Persönlichkeit, aber was fällt nur dem Edlen ein, die Gedanken des Sultans errathen zu wollen, der ja keine hat! ... Und dann liest der Verfasser wieder eine ganze Geschichte aus einem kleinen Wassertropfen, freilich einem durch das elektrische Riesenmikroskop vergrößerten, an die Wand projicirten Tropfen Sumpfwasser, darinnen es von Infusorien wimmelt. Die liebenden Räderthierchen Ro und Ra schwimmen dort selbander ins Standesamt, allwo ein beleibtes Rückenauge als Beamter fungirt, Trompeterthierchen blasen als Tafelmusikanten zum Hochzeitsmahl auf, „Cholera-Bacillus" — o Geheimrath Koch! — gilt in diesen Kreisen für eine Insulte, und die berüchigte Seeschlange windet sich drohend auch durch diese Welt im Kleinen. Plötzlich wird die Gesellschaft bedenklich lebhaft. Ein grelles Licht überstrahlt sie, denn der Professor hat soeben die Glasscheibe mit dem Wassertropfen in den Focus der elektrischen Lampe geschoben; eine tödtliche Hitze erwärmt den Tropfen, und die Zuckungen der Infusorien werden in tausendfältiger Vergrößerung dem sich köstlich amüsirenden Publico gezeigt. Nur Ro und Ra, die in Folge dieses Zwischenfalls der Seeschlange glücklich entwischt sind, überstehen das große Sterben, denn es ist ja bekanntlich durch die Wissenschaft erwiesen, daß die Räderthierchen den höchsten Wärmegrad ohne Schaden ertragen können, und wenige Tage nach der geschilderten Naturerscheinung beschenkt Ra ihren Gatten mit zwei blühenden Sprößlingen. Nicht wahr, ein reizender mikroskopischer Novellenstoff? Ja, wenn die Wissenschaft selbst poetisch wird, dann kann es dem Dichter nicht fehlen.

Das wissen wir von Jules Verne und erfahren es aufs Neue aus Schlözer's Zukunftsmusik: „Jetzt und Einst". Da leben wir im Jahre des Heils 50000 nach Christo. Excusez du peu, wie Rossini zu sagen pflegte. Ach, was ist mittlerweile nicht Alles hier unter dem wechselnden Mond geschehen?! Bis 3140 wurden die Geschicke Europa's durch die Politik Deutschlands bestimmt; um 4000 concentrirt sich die gesammte Civilisation in Australien; einige Jahrtausende später haben sich die europäischen Staaten überlebt, und Angra Pequena übernimmt die Führung derselben. Anno 50 000 aber fliegen mit Hülfe des geheimnißvollen Uhrwerks Tik die Menschen, nach Art von Luftkissen aufgeblasen, wie Gummibälle durch den Aether, und sogar die Leichen werden nicht mehr beerdigt, sondern gewissermaßen beluftigt. Die Gelehrten veranstalten Ausgrabungen, finden ein versteinertes Exemplar von „Max und Moritz" und schwärmen für jenes fabelhafte romantische 19. Jahrhundert, wo man den Duft der entschwundenen Tabakspflanze einathmete und sich mühselig auf Eisenbahnen fortbewegte, während man jetzt — wie gesagt, um 50 000 nach Christo — mit dem einrädrigen Cycle, dessen Reif genau in den um die Erde laufenden Aequator eingepaßt ist, in 8 Tagen um die Erde rollt und dabei zehn Tage gewinnt und folglich um 48 Lebensstunden jünger wird, so daß unsere entfernten Nachfahren sich mittelst dieses sinnreichen Experiments in ihrem Lebensalter zurückdrehen und kein Mensch mehr an Altersschwäche stirbt.

Aus allen Tonarten, in allen Stimmungen, Dur und Moll! Sentimental sind die Eisblumen am Fenster, die dem rettenden Sonnenstrahl den Eintritt in die Krankenstube verwehren und am Ende doch ihr Leben für die junge Mutter dahingeben; barock der träumende Balletmeister, der, über seinem Testament eingenickt, in Schlafrock und Pantoffeln in den himmlischen Reigen geräth, und nun verfügt, daß er einst im Frack und mit der Tanzordnung in der Hand begraben sein will; satirisch ist die Geschichte vom stilvollen Stuhl; ganz

Digitized by Google

Duft und Poesie die japanische Erzählung von Saiwai, der Statthalterstochter, und ihrer Freundin Jinjo, der Sängerin, die am Ende als schillernde Schmetterlinge aus aller Erdennoth davon flattern; phantastisch wie ein Stück von Callot-Hoffmann ist die Liebe des überspannten Russen zur Venus im Wachsfiguren-Cabinet, wo plötzlich Alles lebendig wird und der wächserne Diogenes mit seiner Laterne doch umsonst einen Menschen sucht; und ausgelassenen Studentenhumor athmet die Geschichte von dem flotten Burschen Keck von Keckenstein, dem der höfliche Herr Tod die Lebensrechnung präsentirt und einen Platz erster Classe im Courierzug nach der Hölle bestellt, wo der Studio mit seinem unzertrennlichen Corpshunde Ulk eintrifft, angesichts der Höllenstrafen seine schneidige Haltung nicht verliert und sogar mit dem Satanas eine Partie Whist spielt, die mit einem bösen Duell endigt. Der Teufel jagt dem Studenten „sehr unlogisch" eine Kugel ins Herz, da dieser aber schon todt ist, so fliegt das Blei unschädlich durch ihn hindurch; dafür schießt aber Keck den Bösen ganz nach dem Comment über den Haufen, löst die Hölle auf und wird von Petrus im Triumph per himmlischen Luftballon in die lichten Regionen des offenen seligen Paradieses geleitet. Und mag nun Carl von Schlözer die Welt schildern, wie sie sich uns zeigt, oder eine Welt malen, welche die beste der unmöglichen ist, überall zeichnet er mit feinem Griffel, schildert er als echter Dichter, bleibt er ein liebenswürdiger Humorist voll Wehmuth und Heiterkeit, Grazie und Tiefsinn. „Ist nicht die Erde", fragt er zum Schluß, „ist nicht das Leben mit seinen Höhen und Tiefen, die Landschaft im bunten Schmucke der Jahreszeiten, ist nicht das Weltall mit seinen Tausenden von flammenden, auf und nieder wogenden Gestirnen ein einziges, farbensprühendes Märchen, das ein großer Meister den lauschenden Schaaren seiner Menschenkinder erzählt? Und bilden nicht seine Worte die brausende, ewig wechselnde Melodie allen Seins, ein Singen und Klingen aus „Dur und Moll?"

Der zweite unserer Erzähler ist längst kein Debütant mehr. Joseph Victor Widmann ist mit Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer der Dritte im Bunde der Schweizerdichter, deren Namen und Werke weit über die Grenzpfähle ihrer Heimath gedrungen sind. Ein Pfleger des komischen Epos, der mit souveränem Humor den Ritt ins alte romantische Land wagt, ein zwar bis jetzt nicht auf die Bühne gedrungener Dramatiker, dessen von Goethe'schem Geist erfüllte „Oenone" zu den vier, fünf Werken gehörte, die letztesmal bei der Ertheilung des Schillerpreises in engere Wahl kamen, und, wie wir jetzt aus seinem neuen Buch*) erfahren, ein trefflicher Novellist, der die verloren gegangene Kunst gedrungener Erzählung mit feiner Gestaltungskraft zu verbinden weiß. Freilich ist diese edle Knappheit nicht seine Wahl, sondern ein Gebot der Nothwendigkeit, wie das bittere Vorwort versichert, das manches zustimmende Echo aus den Redactionsstuben lösen wird. „Die Tagespresse ist das Faß der Danaiden, das unaufhörlich frische Füllung verlangt", klagt Widmann, der es als Redacteur des Berner „Bund" wohl wissen muß, und er entschuldigt sich damit vorweg bei seinen Lesern, daß er ihnen hier nicht in behaglicher Stille gereifte Früchte künstlerischer Muße bietet, sondern für das tägliche Bedürfniß einer Zeitung geschriebene Feuilleton-Erzählungen. Nun, dieser Entschuldigung bedarf es eigentlich kaum, denn all' diese Geschichten sind in einem reinlichen, guten Stile geschrieben, und ihre hastige Art steht ihnen vortrefflich zu Gesichte; sie entspricht auch offenbar, wie übrigens das Vorwort selbst zugibt, mehr der Naturanlage des Verfassers, der „rasches Arbeiten unter der frischen Wirkung des jeweilen neusten poetischen Impulses" liebt. Wirkliche Begebenheiten, Lesefrüchte, persönliche Erlebnisse liegen den meisten dieser Geschichten zu Grunde, und daher berühren sie uns auch mit dem ganzen Zauber des wirklichen Lebens. Die köstlichen Philistertypen, die Widmann zu zeichnen versteht, sind gewiß sämmtlich nach der Natur gezeichnet, und sogar der komische Rector Müslin, den wir schon aus einer früheren „Italienischen Reise" kennen, ist gewiß ebenso wenig ein frei erfundener Charakterkopf, als Stettenheim's Wippchen oder Stinde's Frau Buchholz. Aber hier tritt der Rector mit einer wirkungsvollen Nuance auf: einer ganz neuen Leidenschaft für Erfindungen, die dem häuslichen Leben, wenigstens nach den Versicherungen der Reclame, größere Bequemlichkeit geben sollen. Lebenswahr ist auch der Principienreiter Conrector Oehmchen, der in den Wald geht, um sein Naturrecht auszuüben, d. h. für seine Kinder einen Weihnachtsbaum zu schneiden, wobei er einen Förster über den Haufen schießt — zum Glück für ihn ist aber Alles nur ein Traum gewesen. Ein alter Bekannter scheint uns auch Herr Säuerlein, der sich stets vor allen möglichen und unmöglichen Gefahren fürchtet und in Folge dessen seinen traditionellen „vergnügten Tag" grausam verdirbt, oder Herr Dodel mit seinem Mittagessen mit Hindernissen, Picknick genannt, und andere unverkennbar schweizerische Spießbürger. Einige Geschichten spielen weitab von der Wiege Tell's in Spanien, in Peru, in den Vereinigten Staaten. Gewiß einem Reisewerk verdankt der Verfasser die Anregung zu der Novelle „Donna Carmen", die in mehr als einer Hinsicht an H. v. Kleist's „Erdbeben in Chili" gemahnt, nur daß hier die Liebenden durch das Naturereigniß vereint werden. Bei einer anderen Skizze: „Sunkels letztes Opus" vermag ich die Quelle genau anzugeben. Sunkel ist ein verbummelter Programmdichter für Meßbuden; sein „letztes Opus", auf das er sich so viel einbildet, die marktschreierische Anpreisung eines achtarmigen Polypen, ist jedoch direct aus Victor Hugo's „Travailleurs de la mer" herübergenommen, wo das Seeungeheuer, die pieuvre, im bekannten Offenbarungs-Kraftstil geschildert wird. Weiß Widmann um diese Anleihe Sunkels? Nein, ich bin fest überzeugt, daß er ein authentisches deutsches Seeschlangenprogramm reproducirt, ohne zu ahnen, daß es von Demjenigen stammt, den die Franzosen gern als den größten Dichter unseres Jahrhunderts preisen. . . . Eine wirkliche Begebenheit mag gewiß auch dem „Diplomat im Landstädtchen" mit seiner Lustspiel-Stimmung und überraschenden Lösung und der etwas banalen Geschichte von dem Handlungsreisenden in Menschenhaaren zu Grunde liegen. Ein prächtiger Operettenstoff ist aber das verfängliche Abenteuer eines spanischen „Wildfeuer", wie denn Widmann gerne das Gebiet gewagter physiologischer Probleme streift. Namentlich gern verflicht er seine Knabenerinnerungen in diese Geschichten, und ein Thema, das ihm offenbar am Herzen liegt, denn er berührt es mehrfach, ist das der Liebe unter den Kindern. Geistvolle Bemerkungen über Amor als Kind beweisen, wie tief Widmann über sein Lieblingsthema nachgedacht hat, das ihm, dem ehemaligen Berner Schuldirector, freilich sehr nahe liegen muß. In der künstlerisch bedeutendsten letzten Geschichte streift er sogar das bedenkliche Problem der Geschwisterehe, und auch da ist er rücksichtslos und ohne kränkelnde Moral; ihm ziemt „eine robuste Sinnlichkeit", wie es in Feuchtersleben's Diätetik der Seele heißt. Nur beschränkte Schulmeisterseelen mögen daran Anstoß nehmen. Der Leser wird verständnißvoll zustimmen, wenn Widmann von sich selbst versichert, daß er „nicht zu jenen langweiligen, tiefsinnigen Schriftstellern gehört, die mit ihrer Erzählung einer Begebenheit die Welt aus den Angeln heben oder wenigstens ungeheure sittliche Verbesserungen ins Werk setzen möchten, sondern zu jenem als leichtfertig verschrienen Schreibervolke früherer Zeiten, das alles gethan zu haben glaubte, wenn es sich und die andern vergnügte."

Ludwig Hevesi, der Verfasser des Geschichtenbuches: Auf der Schneide (Stuttgart, Bonz u. Comp.) besitzt diese naive Fabulirlust in geringerem Maße. Auch er ist Redacteur (des Wiener „Fremdenblatts") und schreibt allwöchentlich für das „Faß der Danaiden", mit Widmann zu reden, sein stilisirte, geistsprudelnde Chroniken über die Begebenheiten der Welt, der Stadt und der Bühne. Dennoch findet er dabei noch die Zeit zu subtil ausgetüftelten und langsam ausgereiften Erzählungen, die das Entzücken der Kenner bilden. Das Element des Novellisten Hevesi ist das Paradoxe, und der vielleicht nicht ganz praktische aber geistreich spintisirte Titel seines Buches bezeichnet vortrefflich das Wesen, den Charakter seiner Erzählungskunst. Seine Geschichten balanciren sämmt-

*) Aus dem Fasse der Danaiden. Zwölf Erzählungen. Zürich, Caesar Schmidt.

Digitized by Google

lich auf der scharfen Schneide des Originellen, Ungewöhnlichen; jenseits hart daneben liegt das Künstliche, Barocke, Triviale, die Caricatur. Hevesi's besondere Kunst besteht nun darin, die Schneide, die Schärfe vergessen zu machen, und seine Geschicklichkeit ist so groß, daß wir an der ausgeklügelten Pointe vorbeisehen und uns das Ungewöhnliche natürlich und das Künstliche künstlerisch erscheint. Nehmen wir gleich die prächtige erste Erzählung: Die Arbeiten des Herkules. Hier bildet das Bizarre die Klippe. Schon das Zeitcostüm ist barock. Wir sind im London der dreißiger Jahre, das uns Bulwer im „Pelham", Carlyle, Barbey d'Aurevilly („Du Dandysme") und Fürst Pückler geschildert haben. Die Geheimnisse des high life werden wie Weltereignisse besprochen, George Bryan Brummell, der König der Mode, erhebt die Kunst im Knüpfen der Halsbinde zur Höhe einer Institution; die Flirtation, die von Frankreich importirte Duellwuth und die Excentricitäten des Jockey-Clubs sind populär wie der Constitutionalismus, indeß man die Vorzeichen der drohend sich nähernden Julirevolution mißachtet. Diese nichtige, blasirte, epikureische Geckengesellschaft wird nun im trockenen Chronistenton handelnd vorgeführt; blitzten verstohlen nicht ein Paar ironisirende Lichter herein, man müßte annehmen, daß selbst Hevesi nicht höher schwört, als bei Lady Georgina's Ohrläppchen und daß er auch die übrigen Verrücktheiten der fashionablen Welt vollständig billigt. Diese Schilderung des Zuständlichen ist dem Erzähler die Hauptsache. Der Einschlag, das verliebte Duell zwischen Lord Arthur und Lady Georgina, dient nur dazu, die Verbindung herzustellen und das Interesse zu erhöhen. Sobald der Verfasser mit seiner Sittenschilderung zu Ende ist, bricht er die Herkulesarbeiten des edlen Lords mit einem Knalleffect ab: mit der graziös erzählten und lustig erfundenen Geschichte, wie der Lord die originellste Maske ersinnt und in der Gestalt der siamesischen Zwillinge die letzte Wette und der Geliebten Hand gewinnt. „Sie schlang ihre Arme um seinen Nacken, wie geängstet, daß er ihr entschwinden könnte, und, über sie hinabgebeugt, hielt er sie zu sich empor wie ein Kind und flüsterte: Wer ist die originellste Maske? — „Die Siamesen . . ." — Nein, ich, theure Georgina, denn ich erscheine als Dein Verlobter."

Zwischen dem Erhabenen und Lächerlichen schaukelt die „Romanze". Die balladeske Stimmung, das Dunkle, Angedeutete, Grausige ist meisterhaft getroffen. Die knappe poetische Prosa, ganz mit Antithesen gespickt, liest sich wie die Uebersetzung eines Gedichtes von Victor Hugo. Auch das Stoffliche, die Rache des betrogenen Ehemanns, der für sein Weib so lange eine fürchterliche Todesart sucht, bis er sich — in sie verliebt, fordert die Parodie geradezu heraus, und doch sind die kurzen Capitel spannend und packend; erst hinterher, wenn der ganze Alp vorüber, sieht man ein, daß der Verfasser ein Schalk ist, dem es nur um ein Experiment zu thun war. Nicht minder parador ist die Geschichte von dem den „König Lear" im Costüm probirenden Schauspieler, in dessen Greisenantlitz sich ein junges Mädchen verliebt, oder von dem durchgebrannten Cassier, der just von dem Vater des durch ihn geretteten Kindes festgenommen wird, oder das Stillleben von den zwei „nicht auf sechs Beinen, sondern auf sechs Pendeln" gehenden Schildwachen, die in Liebe und Haß nicht von der Stelle dürfen, bis der Eine die Consigne bricht und den Andern, seinen Nebenbuhler, mit aufgepflanztem Bajonett niedersticht, oder die hübsche Erklärung der Unsicherheit des Fornarina-Bildes durch den Fluch einer eifersüchtigen Rivalin der schönen Bäckerstochter, oder die an Freytag erinnernde, doch stark chargirte Schilderung deutschen Kleinlebens in „Blau". Auch in der Eisenbahnfahrt „Zwischen Thorbach und Seefehlen" entgeht der Verfasser gewandt der Gefahr des Entgleisens. Gewiß, diese Menschen und ihre Beziehungen streifen die Caricatur, aber welch liebenswürdiger Humor verklärt die halsbrecherische Tour! Der erste Theil, wo sich der Erzähler für Karl Bädeker ausgibt und die Gegend, die er zum ersten Male in seinem Leben sieht, mit der Suada einer rothen Reisevorsehung erklärt, wobei er nicht vergißt, der hübschen Begleiterin immer näher zu rücken, ist eine wirkungsvolle Komödienscene, die förmlich nach der Bühne schreit. Der Reisefeuilletonist guckt dem Verfasser auch sonst aus allen Poren, und immer findet er das passende novellistische Gewand für seine ethnographischen Schilderungen, für seine anschaulichen, stimmungsvollen Naturbilder. Man merkt hier viel weniger die Absicht, als z. B. in Laube's Reisenovellen, wo der Roman immer nur äußerlich angehängt ist. Hevesi personificirt am liebsten das zu schildernde Land in einem scharf ausgeprägten Typus, wie die Pußta in den Zigeunern Muki und Peti. Diese beiden Figuren haben Leben und Rundung und stehen mit überreichem Detail in ihrer ganzen Einfalt, Verschmitztheit und Hundetreue, mit ihrer bilderreichen, farbensprühenden Sprache und in ihrem grenzenlosen Elend da. Und neben diesen befremdend originellen Personen aus dem Krakó, dem Zigeunerdorfe, die Prachttypen des angestammten Magyarenthums in ihrer Ritterlichkeit und Rohheit und ihrer phänomenalen, überlegenen Unbildung! . . . Die originellen Hyperbeln des in Haß und Liebe, Sprache und Geste stets übertreibenden Czinege Marczi lesen sich gerade so lustig, wie die ABC-Künste des abergläubischen Zigeuners oder die Erziehungsresultate des Prügelsystems bei dessen Collegen. Unvermerkt lernt da der Leser, indem er sich für die Geschichte eines einzelnen Menschen interessirt, die Naturgeschichte eines ganzen Volkes, die Ethnographie eines eigenartigen Stückes von Halbasien kennen, und eine Fülle geistreicher Bemerkungen und dichterischer Stimmung verbirgt die didaktischen Bemühungen des Beschreibers von Land und Leuten. Am reichsten quillt der Strom der Poesie jedenfalls in der Neujahrsgeschichte: Tommaso und Angela, die vor Jahresfrist zuerst in der „Gegenwart" veröffentlicht wurde. Seither ist die an Heyse's feinste Schöpfungen gemahnende Novellette mehrfach z. B. in Wien und immer mit dem größten Beifall öffentlich vorgelesen worden. Wie gewagt ist nicht die Heiligthumschändung der Novize Angela, die dem Madonnenbilde den himmelblauen Mantel und die güldene Krone wegnimmt und dem fiebernden Tommaso als Muttergottes erscheint, um die häßlichen Larven von seinem Lager zu verscheuchen! Hier verschwindet aber alles Gesuchte in dem naiven, fein abgetönten Vortrag, und alles Künstliche wird schöne, reine, auch im Kleinen große Kunst.

Theophil Zolling.

Die deutsche Historienmalerei der Zukunft.

Von Fr. Pecht.

Daß die unsere ganze Weltanschauung verändernden Fortschritte der Naturwissenschaften, vorab die allgemeine Annahme der Darwin'schen Entwicklungslehre, einen nicht minder großen Einfluß auf unsere Kunst ausüben müssen als seinerzeit die Einführung des Christenthums, wer möchte das bezweifeln? Denn die Welt ist durch sie nicht nur unwiderruflich entgöttert, sondern wir haben vor allem auch ganz andere Ansichten über den Menschen und seine Entstehung, ja seine Natur überhaupt gewonnen. Wir wissen jedenfalls, daß seine Existenz und Ausbildung durch Klima, Nahrung, Sitten, Religion, politische Verhältnisse und Institutionen in viel höherem Grade bedingt sind, als man früher annahm. Ebenso wissen wir, daß der Stammescharakter, trotz der allgemeinen Variabilität der Individuen sich mit großer Zähigkeit erhält, daß also die einzelnen Arten der Gattung Homo sapiens eine mindestens ebenso ausgesprochene Verschiedenheit unter sich darbieten als die der Hunde oder Pferde, der Tauben oder Schwimmvögel. Mit dieser dem herrschenden demokratischen Geiste des Jahrhunderts allerdings sehr unbequemen Erkenntniß aber, daß wir ganz und gar nicht gleich, sondern im Gegentheil bereits ganz ungeheuer verschieden sind, verbindet sich noch die weitere, daß wir im Laufe der Zeit nothwendig immer noch verschiedener werden müssen. Denn gerade die steigende Entwicklung des Individuellen, wie die beständige Vermehrung der Arten ist es ja, welche die Geschichte charakterisirt. Die Menschheit ist heute, dank der Variabilität der Gattung und noch viel mehr der räumlichen Isolirung der

Digitized by Google

Völker und Stämme, unendlich mannichfaltiger, wie sie vor sechs Jahrtausenden war, also zu der Zeit, aus der wir die ersten Denkmäler der Kunst besitzen. —

Mit der Anerkennung dieser Gesetze und dem Verständniß dieser Thatsachen öffnet sich aber der bildenden Kunst, vorab der Malerei als der jüngsten und ausdrucksfähigsten der Künste, ein wahrhaft unermeßliches Feld, das ihr die Bibel und den Homer hundertfach ersetzt, von denen sie seit zweitausend Jahren nicht wegkommen konnte. Um sich der Einförmigkeit und Tyrannei beider zu entziehen, flüchtete sich die lebendige Kunst seit dem siebzehnten Jahrhundert in die Profanhistorie, das Sittenbild und die Landschaft. — Bei ihnen holte sie sich wieder neue Kräfte, kam durch sie erst in die unmittelbarste Berührung mit dem unermeßlichen Reichthum der Natur. — Rubens wie Rembrandt, die Führer dieser Bewegung, erwiesen aber der Kunst einen nicht minder großen Dienst dadurch, daß sie die religiösen und profanen Mythen, die ja auch sie darstellten, in noch viel größerem Umfang, als dies früher geschehen war, in den Schooß des eigenen Volkes, ja in die unmittelbarste Gegenwart verlegten und ihrer Darstellung dadurch erst wieder neues Leben einflößten. Die Spanier folgten ihrem Beispiel und erzeugten so ebenfalls eine verhältnißmäßig immer noch kerngesunde Kunst. Todtkrank ward dieselbe erst, als das achtzehnte Jahrhundert, diesen Weg verlassend, im Zopf Coreggio zu imitiren und dann gar die Antike in die Malerei zu übersetzen anfing, wie es Mengs, Carstens oder David thaten. Daß dann später die Cornelianische Schule, wie Ingres, an die Stelle der Antike Raphael und Michel Angelo setzten, das hat uns nur mäßig verbessert, denn auch sie gaben damit nur Kunst aus zweiter Hand. Es wäre doch endlich Zeit, sich das einzugestehen, nicht minder, daß in dieser ganzen Periode erst die Sittenbildmalerei wieder neue Formen, wahrhaft Lebendiges und Dauerhaftes erzeugt hat, weil sie nach dem Beispiel der Niederländer wieder bei der Natur in die Schule ging und den Menschen mit all seiner Bedingtheit, damit aber auch in seiner unerschöpflich mannichfaltigen Erscheinung darstellte und so unsere Kunst von dem ewigen leblosen Nachbeten fremder Muster endlich wieder loßriß.

Wir kommen damit auf einen Haupterfahrungssatz, den sich Jeder bei nur einigermaßen aufmerksamer Betrachtung der bisherigen Leistungen der Historienmalerei sehr leicht abstrahiren kann: eben weil die ganze Welt, vor Allem aber die Menschen, in einer beständigen Veränderung begriffen sind, so versteht der Künstler nur die Gegenwart ganz, und selbst in dieser Gegenwart versteht er nur seine eigene Nation, ja oft nur seinen Stamm. Er kann also nur sie wahrhaft zuverlässig darstellen. Alles Andere, was die Malerei sonst noch geschildert hat, von Delaroche, Gallait bis Feuerbach und Alma Tadema oder Makart, das sind entweder maskirte Zeitgenossen oder unwahre Schemen. Sie geben dann im besten Falle nur die Vorstellung wieder, die unsere Zeit von jenen fernen Epochen hatte, also ein Bild, das beständigem Wechsel unterworfen ist. Niemand wird bezweifeln, daß Leo X. oder Heinrich VIII. wirklich so aussahen, wie sie Raphael und Holbein malten, weil sie dieselben eben täglich vor sich hatten. Daß aber Moses oder Cäsar ganz gewiß nicht so ausgesehen haben können, wie sie Michel Angelo oder Mantegna schilderten, das wissen wir heute schon mit der größten Bestimmtheit, weil eben unsere Kenntniß jener Zeiten sich erweitert hat. Kann man, wie wir täglich sehen, nicht einmal die Individuen einer fremden Nation irgend befriedigend wiedergeben, wenn man nicht mitten unter ihr lebt, sie täglich vor Augen hat, wie Passini die Italiener, so ist man selbstverständlich noch viel weniger im Stande, den Charakter fremder Nationen und Zeiten zugleich zu treffen. Die gesammte moderne Kunstgeschichte ist ein einziger Beweis für die Wahrheit dieses Satzes.

Während jeder Künstler den allgemeinen Charakter seiner Nation immer trifft, weil er sie immer vor sich sieht, gelingt das Fremden schon darum nicht, weil das Charakteristische eben so gut in der Bewegung, der Geberde liegt, als in der plastischen Form. Die Japanesen und Chinesen schildern ihre Stammesgenossen frappant, sind aber ganz unfähig, uns rothhaarige Barbaren auch nur annähernd zu treffen.

Unsere Historienmalerei hat also vor Allem diese Erfahrungssätze endlich besser zu beachten und uns in Zukunft mit den traurigen Zerrbildern römischer Consuln ebensowohl als mit den Carricaturen englischer Könige und französischer Revolutionsmänner zu verschonen, mit denen sie uns bisher so beschwerlich fiel, sie hat sich im Gegentheil ganz im Kreise des eigenen Volkes und seiner Geschichte zu bewegen, die Schilderung fremder Nationen aber diesen selber zu überlassen. Am besten wird sie auch da fahren, wenn sie sich an die Gegenwart hält, denn da werden ihre Darstellungen für spätere Zeiten ein fortwährend steigendes Interesse behalten. Freilich muß sie sich aber dafür noch ungleich mehr als bisher in den Besitz der künstlerischen Mittel setzen. Hier hat sie bei unsern Sittenbildmalern noch lange in die Schule zu gehen, um ihren Figuren jene unbedingte Wahrheit zu verleihen, die ein Defregger oder Passini, ein Knaus oder Vautier den ihrigen geben. Gewiß ist dieselbe bei einem großen Mann, einem Dichter oder Helden, einem Führer der Nation sehr viel schwerer zu erreichen, als bei einem Jäger, einer Sennerin oder einem Schwarzwälderbauern. Dafür hat sie aber das unvergleichliche Material der Photographie zur Benützung, das den Alten nicht zu Gebote stand. Nur bei solcher weisen Beschränkung aber kann unsere Profanhistorienmalerei — von der idealen Kunst spreche ich ja nicht — hoffen, mustergiltige Werke von bleibendem Werth zu schaffen. Wir müssen uns zum Beweise auch hier sofort wieder auf den Boden der praktischen Erfahrung stellen, die sicherer leitet als alle Theorie. — Da finden wir denn auch, daß mit überraschend wenig Ausnahmen all' das, was von unserer heutigen Production dieser Art Aussicht hat, noch kommende Jahrhunderte zu interessiren, innerhalb dieses Kreises ganz realistischer Darstellung des nationalen Lebens zu suchen ist — des häuslichen und geselligen, wie es die Sittenbilder schildern, des öffentlichen und politischen, wie es die Historienmalerei thut, welche uns die großen Männer im Handeln und Thun zeigt, in ihren entscheidenden Augenblicken, oder sie doch zeigen soll. — Unläugbar ist dessen noch immer sehr wenig, was wir da geliefert haben, einige Male ist es aber doch halb oder ganz gelungen. So am besten bei Menzel's Bildern, Anderem von Peter Heß, Piloty und Ramberg. Was entsteht, wenn ein begabter Künstler den Vorgängen als Augenzeuge beigewohnt hat, die er schildert, oder wenn er die handelnden Personen aus genauer eigener Anschauung kennt, zeigt uns in seiner geistvoll nüchternen Art fast unübertrefflich v. Werner. So in seiner Darstellung des Kaisers, wie er nach der Schlacht von Spicheren nach Saarbrücken kommt. Hier ist die Charakteristik der aufgeregten Einwohnerschaft sogar noch besser als die des Monarchen, es ist ein ächtes Historienbild der Zukunft, da das Volk die Hauptrolle in demselben spielt. Den Kaiser mit seinen Kriegern in einem welthistorischen Moment sehen wir dann in der Kaiserproclamation von Versailles, und noch besser, weil verständlicher, ist jene Composition, wo Bismarck, hoch zu Roß, vom besiegten Napoleon stehend erwartet wird. Das Verhältniß des Kanzlers zu einer Reihe der bedeutendsten Zeitgenossen gibt vortrefflich das berühmte Congreßbild. Ohne Zweifel haben dessen Gestalten noch keineswegs die ganze technische Meisterschaft eines Frans Hals, nichtsdestoweniger nimmt es unter den modernen Productionen dieser Art einen der ersten Plätze ein, so gut als Lenbach's Bildnisse des großen Staatsmannes, die ja gewiß auch keinen Vergleich mit Van Dyk oder Velasquez aushalten, aber dennoch nach Jahrhunderten noch fesseln werden, weil der Künstler sein Original wenigstens verstand. — Auch Bleibtreu hat, dank diesem Verständniß, einige Momente der neuesten Geschichte ausgezeichnet gegeben, so den Kronprinzen mit seinem Generalstab während der Schlacht von Sedan.

Was man in realistischer Darstellung der Vergangenheit der eigenen Nation allenfalls erreichen kann, haben bei uns Lessing, Alfred Rethel und Janssen zweifellos am besten gezeigt. Die Bilder des letzteren im Erfurter Rathhaus sind in dieser Beziehung unübertroffen. Von den berühmten Historienbildern des Delaroche lassen uns die aus der eng-

Digitized by Google

lischen Geschichte heute schon kalt, da seine Engländer nicht überzeugend sind, während uns seine vom Gericht zurückkehrende Marie Antoinette, sein Duc de Guise oder sein Napoleon immer noch erschüttern, weil sie uns völlig glaubwürdig erscheinen. Daß man aber dem Maler glaube, das ist die allererste Bedingung für sein Kunstwerk, denn sowie man das nicht mehr thut, so ist alles Interesse dahin, da weder malerischer Reiz noch Pathos, noch irgend eine wirklich interessante oder nur aufgeblähte Subjectivität uns für die mangelnde Glaubwürdigkeit schadlos halten können, sobald es sich um reale Geschichte handelt. Der Maler hat also seine Gestalten mit der vollsten Wahrheit auszustatten, ihnen das Gepräge ihrer Nation, ihres Standes und ihrer Zeit nicht weniger aufzudrücken, als das ihres individuellen Charakters, wenn er uns fesseln will, schon weil er nur immer einen Moment bei ihnen erfassen kann. Dichter und Geschichtsschreiber lassen dies Bild durch eine fortlaufende Reihe von Handlungen in uns entstehen und dies ist auch der Grund, daß sie weit eher fremde Nationalitäten und weit entfernte historische Charaktere schildern können, weil unsere Phantasie dann leicht aus diesen bestimmten festen Punkten ein Bild, eine bestimmte Gestalt zusammensetzt, wenn dieselbe auch bei jedem einzelnen Leser anders ausfällt. — Hat der Maler zugleich Meisterschaft genug, um in seiner Darstellung alles Unwichtige unterzuordnen und nur das wahrhaft Wesentliche auf uns wirken zu lassen, besitzt er also Stil oder doch genügende Stimmung, so wird seine Wirkung auf unser Gemüth eine doppelte sein. Daß Alfred Rethel in so außerordentlichem Maße die Fähigkeit der Unterordnung alles Unwesentlichen unter das Wichtige, jene monumentale Kürze besaß, das stellt ihn am höchsten unter unsern Profanhistorienmalern. Aehnliches erreichte Lessing, wenigstens einige Male durch die coloristische Stimmung, in der auch Piloty, Bleibtreu und v. Werner verschiedene Male Bedeutendes erreicht haben.

Will die Historienmalerei der Zukunft dem Fluch der Nüchternheit entgehen, der sich ihr leicht anheftet, so wird sie unbedingt das Element der Stimmung noch weit mehr als bisher cultiviren müssen. Durch sie hat neuerdings der Nordpolfahrer von Payer einem sonst ganz modern realistisch geschilderten Vorgang, dem Untergang der Franklin'schen Expedition, eine ungewöhnlich erschütternde und zugleich erhebende, also ächt tragische Wirkung mitzutheilen gewußt, selbst ohne daß einer der Dargestellten uns irgend besonderen Antheil einflößte. —

Mit der Stimmung, als etwas durchaus Subjectivem, kommen wir nun zu der eigentlich idealisirenden Kunst. Hier kommt freilich das Meiste auf die Persönlichkeit des Künstlers an, wie sie sich in den Werken ausspricht. Die des Cornelius z. B. erhalten ihren hohen Werth lediglich durch die gewaltige Subjectivität, die aus ihnen spricht, trotz ihrer sonstigen Unvollkommenheit. Ebenso die des Carstens, Genelli u. A., die ja noch viel mangelhafter sind, dann die des Führich oder Schwind, welche das nationale Temperament besonders scharf aussprechen. Allerdings scheint das Gebiet dieser Kunst durch die Eingangs berührte Veränderung unserer Weltanschauung ganz außerordentlich eingeschränkt werden zu müssen. Das ist aber doch nur scheinbar, und schon Hans Makart hat uns neben Alfred Rethel durch sein glänzendes Beispiel den Weg gezeigt, den unsere idealisirende und vollends die monumentale Kunst in Zukunft zu gehen haben werden. So hat der außerordentliche Aufschwung der Naturwissenschaften und der Technik dem sich ohnehin täglich erweiternden Reich der Allegorie, also der Personification von Begriffen, ja ganz neue Gebiete hinzugefügt, hat Makart die Sinne, die Tages- und Jahreszeiten, wie „den Sommer" und „den Frühling", zu den lieblichsten Schöpfungen benützt, in denen er einigemale dem Correggio sehr nahe kommt; lieferte die Kosmogenie des Hesiod dem Cornelius den Stoff zu den geistvollen Compositionen des Göttersaals in der Münchener Glyptothek. Ebenso würde eine heutige Weltentstehungsgeschichte sicherlich noch reicher sein können. Arthur Fitger hat im Stiegenhaus der Bremer Börse bewiesen, daß der Olymp selbst für den Seefahrer zu den glücklichsten Erfindungen zu benützen ist und läßt neben Leukothea und Boreas auch Pluto erscheinen. Wie hat nur besonders die monumentale Skulptur, z. B. in den Schilling'schen Tageszeiten, in seiner Germania, in den unzähligen Siegesdenkmalen eine Fülle des Stoffes aufgehäuft, welcher der Malerei ganz ebenso offen steht! Aber auch die religiösen Mythen, die christliche sogar am allerwenigsten, verlieren durch ihre Behandlung als solche nicht, wenn sie richtig gewählt werden, d. h., wenn man ihre allgemein und unmittelbar verständlichen Stoffe aussucht und sie wieder mitten in die eigene Nation hineinverlegt, wie das alle ächte Kunst von jeher that, die unserige aber aufs thörichtste außer Acht ließ, als sie ihr Mekka ein Jahrhundert lang in Rom suchte, obwohl ihr gerade das Beispiel der classischen Kunst aller Völker von Masaccio bis Correggio, von Rubens bis Murillo das Gegentheil hätte lehren müssen. Oder hat denn der letztere etwa auch wie unsere Romantiker die Italienerinnen des Rafael nachgeahmt, statt die Urbilder seiner Madonnen in Sevilla zu suchen? Fiel das Rubens, trotz seines jahrelangen Aufenthaltes in Italien, ein? Haben Van Eyk und Meister Stephan, Dürer und Holbein die Originale ihrer lieblichen Madonnen etwa in Rom und Venedig, nicht vielmehr in Köln, Basel und Nürnberg gefunden?

Es ist der ungeheure Fehler unserer Kunstwissenschaft seit Winkelmann, die Künstler auf den verderblichen Weg gedrängt zu haben, alles Heil in Italien zu suchen und dadurch nur zu oft ihrem Vaterland und aller gesunden Empfindung entfremdet zu werden! Sie arbeitete da dem uns ohnehin schon ruinirenden religiösen Romanismus direct in die Hände. Und aus dieser ungesunden, zwiespältigen Wirthschaft, die nicht Fleisch nicht Fisch war, hätte eine neue nationale Kunst erstehen sollen! Ja, man möchte sie neuerdings gar noch durch die Errichtung einer deutschen Akademie in Rom verewigen, während die Franzosen die ihrige dort schon längst satt haben. Fiel es denn einem Rafael oder Tizian etwa auch ein, nach Deutschland zu gehen und blonde Barbarinnen zu malen, wie ihre heutigen deutschen Nachahmer nach Rom wanderten, die, dank diesem verkehrten System, so selten etwas Gesundes und Dauerndes zusammengebracht haben? —

Gerade unsere neue Münchener Schule hat seit einigen Jahren durch eine ganze Reihe von lebensfähigen und reizvollen Schöpfungen bewiesen, daß sich der Bibel, wie der antiken griechischen Göttermythe auch heute noch die lieblichsten Stoffe abgewinnen lassen, wenn man nur den Muth hat, sie mitten in die eigene Nation zu verlegen, wie es die Alten gar nicht anders wußten. Jedermann wird sich in unserer Pinakothek der köstlichen Nacht des E. Zimmermann erfreuen, oder der Pieta des Löfftz, die beide Italien so wenig je länger gesehen haben als Dietz, der ebenfalls eine köstliche Anbetung der Hirten malte, oder Defregger, dessen echt deutsche Madonnen an Reinheit nicht hinter denen des Gian Bellin zurückbleiben. Das merkwürdigste Beispiel aber gab neuerdings Uhde, der seinen Christus mitten unter deutschen Proletarierkindern darstellte und die rührendste Wirkung damit erzielte. Wie man aber antike Mythen wahrhaft entzückend, frisch und lebendig mit seltenem Reize darstellen kann, zeigte Makart's Diana, die lauter echte Wienerinnen gibt, wie seine köstlichen modernen Amoretten Münchener Backfische darstellen. Ebenso haben Piloty auf seinem Münchener Rathhausbild und Lindenschmidt mit seinen „Bürgertugenden", die er im Kaufbeurer Rathhaus dargestellt, ein überaus werthvolles Beispiel gegeben, wie Personificationen von Begriffen erst recht lebendig und reizend dargestellt werden können, wenn man ihre Typen im eigenen Volke sucht. Das sind aber alles kerngesunde Kunstwerke, die uns den Weg zeigen, den die Kunst der Zukunft voraussichtlich gehen wird und muß. Es ist kein anderer, als der der Rückkehr ins Vaterland und zu der Wiederbelebung der religiösen Mythen durch modernen Geist. Denn diese Mythen sind ja nur kostbare Gefäße, in die jedes Jahrhundert seinen eigenen Wein zu gießen hat. Dabei werden wir wahrhaftig unendlich besser fahren, als mit den ewigen leblosen Nachahmungen der Antike oder der italienischen Renaissancekunst, die hinter ihren Originalen immer so kläglich zurückbleiben mußten, wie jede Copie hinter dem Original.

Digitized by Google

Es ist eben etwas sehr Verschiedenes, Geschichte zu schreiben und sie zu verstehen. Will man aus den Vorgängern Nutzen ziehen, so muß man vor allen Dingen studiren, nicht was, sondern wie sie es gemacht haben, um Meisterwerke hervorzubringen.

Feuilleton.

Die Wirthin.

Von F. M. Dostojewsky.

Frei nach dem Russischen von Wilhelm Goldschmidt.

(Fortsetzung.)

Die Nacht verlief unruhig. Ungeachtet seines Fieberzustandes ging Ordynow früh Morgens am anderen Tage aus. Auf dem Hofe traf er wieder den Dwornik. Dieses Mal grüßte der Tatar schon von Weitem und sah ihn neugierig an, besann sich jedoch bald, hantirte wieder mit dem Besen und schielte Ordynow an, der sich langsam näherte.

„Nun, hast Du nichts in der Nacht gehört?" fragte Ordynow.

„Habe gehört."

„Sage 'mal: was ist das für ein Mensch? was treibt er?"

„Hast selbst gemiethet, mußt es ja wissen; ich weiß es nicht."

In diesem Augenblick rief Jemand den Dwornik vom anderen Hofe, und gleich darauf zeigte sich ein kleiner gebückter Mann im Pelz; stolpernd, ächzend ging er und murmelte etwas vor sich hin. Er machte ganz den Eindruck eines Menschen, der vor Alter schwachköpfig geworden war.

„Der Hauswirth! Der Hauswirth!" murmelte in Hast der Dwornik, nickte Ordynow zu, riß die Mütze ab und lief dem Alten entgegen. Ordynow kam dessen Gesicht bekannt vor; war es ihm doch, als sei er demselben vor Kurzem irgend wo begegnet. Uebrigens fand er darin nichts Erstaunliches und verließ den Hof. Schnee flatterte, der Morgen war grämlich und kalt. Der junge Mann fühlte, daß der Fieberschauer ihn wieder bewältige; ihm war, als schwanke unter ihm der Boden. Plötzlich wünschte ihm eine süßlich zitternde Stimme einen guten Morgen.

„Jaroslaw Iljitsch!" sagte Ordynow.

Vor ihm stand ein rothbäckiger Mensch, etwa dreißig Jahre alt, nicht groß, mit grauen Augen, ganz Lächeln; gekleidet . . . nun, wie Jaroslaw Iljitsch immer gekleidet ist. Jaroslaw Iljitsch reichte ihm in der zuvorkommendsten Art die Hand. Ordynow hatte seine Bekanntschaft vor gerade einem Jahre gemacht, ganz zufällig, fast auf der Straße; er war der rechte Mann für Jaroslaw Iljitsch, der eine außerordentliche Neigung hatte, mit noblen Leuten zu verkehren, zum mindesten mit gebildeten Leuten, die durch Talent und Benehmen würdig sind, der höchsten Gesellschaft anzugehören.

„Wie kommt es, daß ich Sie hier treffe?" rief Jaroslaw Iljitsch mit dem Ausdruck wirklicher Freude.

„Ich wohne nicht weit von hier im Hause Koschmarow."

„Mit Ihrem Hauswirth bin ich bekannt. Prächtiger Alter das! Ohne ruhmredig zu sein, kann ich sagen: wir sind fast, fast sage ich, intime Freunde. Eine noble Seele! — Haben Sie Ihre eigene Wohnung?"

„O nein, ich habe mich eingemiethet."

„Bei wem? Vielleicht kenne ich Ihren Wirth?"

„Beim Kleinbürger Murin; ein hochgewachsener alter Mann . . ."

„Murin, Murin . . . ja so, erlauben Sie, auf dem hinteren Hofe, über dem Sargmacher?"

„Ja ja, auf dem letzten Hofe."

„Hm . . . haben Sie es ruhig da?"

„Ich bin erst vor Kurzem hingezogen."

„Hm . . . ich wollte nur sagen, hm . . . bemerkten Sie nichts Besonderes? Das heißt, ich bin überzeugt, daß Sie es bei ihm gut haben werden, wenn Ihnen die Räumlichkeit zusagt . . . Was halten Sie von dem Alten?"

„Es scheint ein sehr kranker Mann zu sein."

„Ja, er ist sehr leidend. Haben Sie sonst nichts bemerkt? Sprachen Sie denn nicht mit ihm?"

„Wenig nur; er ist so menschenscheu und gallig."

„Hm . . ." Jaroslaw Iljitsch ward bedenklich.

„Unglücklicher Mensch!" sagte er nach einem Stillschweigen. „Unglücklicher und sonderbarer Mensch! Im Uebrigen, wenn er Sie nicht belästigt . . . Verzeihen Sie, daß ich Ihre Aufmerksamkeit auf so einen Gegenstand lenkte; ich selbst war neugierig . . ."

„Sie haben auch meine Neugierde erregt . . . ich möchte gern wissen, wer er ist."

„Sehen Sie 'mal — man sagt, dieser Mann war früher sehr reich. Er war Kaufmann, wie Sie wahrscheinlich bereits Gelegenheit hatten, zu hören. Verschiedenes Unglück brach auf ihn ein, und er verarmte. Mehrere beladene Schiffe gingen unter; die Fabrik, welche der Leitung eines geliebten Verwandten anvertraut war, brannte ab, wobei, wie man sagt — merken Sie nur —, der Verwandte in den Flammen umkam. Sie geben zu, ein schrecklicher Verlust! Wie er denselben aufnahm? Je nun — er verfiel in eine bejammernswerthe Stimmung. Man fürchtete für seinen Verstand. Und wirklich, in einem Streite mit einem anderen Kaufmanne, auch einem Besitzer von Wolgaschiffen, benahm er sich so höchst eigenthümlich, daß kaum Jemand seine Geisteszerrüttung bezweifelte. Uebrigens trat noch ein ganz besonderes, ein bedenkliches, verhängnißvolles Ereigniß ein, das sich nicht anders als durch feindliche Einflüsse des erzürnten Schicksals erklären läßt."

„Erzählen Sie doch."

„Man sagt, daß er einmal, von Tollheit getrieben, auf das Leben eines jungen Kaufmanns, den er vordem ungemein lieb hatte, einen Anfall machte. Ihn selbst hat die That so überrascht, daß er sich das Leben nehmen wollte — wenigstens erzählt man so. Was aus der Sache wurde, weiß ich nicht; sicher ist indeß, daß er während mehrerer Jahre Kirchenbuße thun mußte. . . O ein verständiger Mensch, spricht gewandt, dreist und ausnehmend schlau. Man sieht noch die Spuren des vergangenen stürmischen Lebens auf seinem Gesicht. Interessanter Mensch! Und wie belesen!"

„Er scheint nur kirchliche Bücher zu lesen."

„Ja, er ist ein Mystiker."

„Was?"

„Mystiker! Daß es nur Niemand hört! Ich stecke es Ihnen im Geheimen. Im Geheimen will ich Ihnen auch sagen, daß er eine Zeit lang unter Aufsicht stand. Dieser Mensch hatte einen enormen Einfluß auf Andere."

„Was denn für einen?"

„O, es ist kaum glaublich.,"

„Ich weiß Beispiele. Ein junger Kornet, die Hoffnung einer hohen Familie, lächelte — lachte nicht! nein, lächelte ihm nur einmal in's Gesicht. Was lachst Du? sagte ärgerlich der Alte. In drei Tagen wirst Du selbst „das" sein! Und er legte kreuzweis seine Hände, indem er auf diese Weise einen Todten andeutete."

„Nun? weiter?"

„Ich wage nicht, daran zu glauben, sehen Sie — aber man sagt, daß die Voraussagung eingetroffen sei. Er hat die Gabe, Wassilij Michailowitsch . . . Sie lächeln zu meiner treuherzigen Erzählung? Ich weiß, Sie sind aufgeklärter als ich; ich glaube ihm: er ist kein Charlatan. Puschkin erwähnt etwas Aehnliches."

„Hm. Ich widerspreche nicht, Sie können mir gewiß sagen, wer bei ihm wohnt."

„Ein weibliches Wesen?"

„Ja ja."

„Ich glaube, die Tochter."

„Die Tochter wohl nicht."

Digitized by Google

„Oder die Frau."

„Sonderbar."

Der junge Mann verfiel in Nachdenken, Jaroslaw Iljitsch betrachtete ihn mit Zärtlichkeit; dann verabschiedete er sich.

Ordynow fühlte sich so abgespannt, daß er kaum die Füße zu heben vermochte. Mit Mühe schleppte er sich die wenigen Schritte bis zu seinem Hause. Im Hofe traf er wieder den Dwornik, der beobachtet hatte, wie Jaroslaw Iljitsch sich von ihm verabschiedete. Der junge Mann ging vorüber, ohne ihn zu beachten. Auf der Treppe begegnete er einem kleinen alten Figürchen mit niedergeschlagenen Augen, das eben von Murin's Wohnung kam.

„Verzeihe mir Gott meine Sünden!" murmelte das Persönchen, und dabei sprang es mit der Elasticität eines Pfropfens zur Seite.

„Habe ich Sie vielleicht angestoßen?"

„Nein, danke sehr für die Aufmerksamkeit . . . O Gott, Gott!"

Stöhnend, prustend und dazwischen erbauliche Sprüche vor sich hin sprechend, wackelte das Männchen die Treppe herunter. Es war der Hauswirth, vor dem sich der Dwornik so erschreckt hatte. Jetzt erinnerte sich auch Ordynow, daß er bei Murin mit ihm zusammengetroffen war, und zwar an dem Tage, als er in das Quartier zog.

Er sank auf das Bett nieder, das sie ihm zurechtgemacht hatte, und wiederum begann er zu lauschen. Deutlich hörte er das Athmen zweier Menschen im Nebenzimmer. Bald war es ihm, als höre er sie schluchzen . . . und nun erklang es wie Gebet. Er wußte, daß sie auf den Knieen vor dem Heiligenbilde lag, die Hände ringend . . . Wer ist sie? für wen bittet sie? welch eine Leidenschaft treibt ihr Herz? weshalb schmerzt es und bangt es und ergießt es sich in so heißen, so hoffnungslosen Thränen? Er schloß die Augen. Eine Uhr schlug. Es ward spät und später. Dämmerung trat ein.

Plötzlich schien es ihm, als habe sie sich wieder zu ihm geneigt, als sehe sie mit ihren wunderbaren klaren Augen in seine Augen. Wie feierliche Ruhe lag es über ihrem Antlitz, ihr Lächeln sprach von holder Verheißung, mit solchem Mitgefühl, solcher kindlichen Neigung lehnte sie sich an seine Schulter, daß ein Stöhnen der Freude seiner entkräfteten Brust sich entrang. Sie wollte ihm etwas sagen, sie vertraute ihm etwas an . . . gierig trank er die Luft in sich, die ihr naher Athem erwärmte, sehnsüchtig schob er seine Hände . . . und nun athmete er auf und öffnete die Augen. Sie stand vor ihm, gebeugt über sein Gesicht, blaß, in Thränen, bebend in Erregung. Sie sagte ihm etwas, bat ihn um etwas — er hielt sie in seinen Armen, sie zitterte an seiner Brust.

„Was hast Du? was ist mit Dir?" fragte Ordynow.

Sie schluchzte leise, sie senkte die Augen.

„Ich weiß es nicht", sagte sie endlich mit kaum hörbarer Stimme, schwer aufathmend und kaum die Worte aussprechend. „Wie ich zu Dir gekommen bin, ich weiß es ja nicht." Und heftiger umschlang sie ihn, küßte sie ihn; wie in Verzweiflung, bedeckte sie dann ihr Gesicht mit den Händen und sank in die Kniee. Als Ordynow sie aufhob und neben sich setzte, brannte ihr Gesicht in voller Röthe, ihre Augen flehten um Vergebung, und ein Lächeln, das sie gewaltsam auf ihre Lippen zwang, schien nur die Gewalt einer neuen Empfindung brechen zu wollen.

„Vielleicht hat ein schwerer Traum Dich geängstigt, armes Kind", sagte Ordynow. „Vielleicht hat Er Dich erschreckt . . . Er phantasirt und ist ohne Besinnung . . . vielleicht hat er etwas gesprochen, das Du nicht hören solltest . . . Hast Du etwas gehört? Ja?"

„Ich schlief nicht", antwortete Katharina; sie kämpfte ihre Aufregung mit Gewalt nieder. „Schlaf kam gar nicht zu mir. Er schwieg, nur einmal rief er mich. Ich ging und sprach ihm zu; mir ward so ängstlich; er wachte gar nicht auf und hörte mich nicht. Gott möge ihm Hilfe bringen, denn er ist sehr leidend! Bittere Traurigkeit erfaßte mich. Ich betete immerfort, immerfort betete ich . . ."

„Hör'", rief sie plötzlich, „hattest Du eine Geliebte?"

„Nein — vor Dir keine!"

„Vor mir . . . Du nennst mich Deine Geliebte?"

Mit Verwunderung sah sie ihn an, wollte etwas sagen, schwieg aber und senkte den Kopf, allmählich wieder überflog Röthe ihr Gesicht, heller blitzten die Augen, die noch von Thränen feucht waren, eine Frage schien auf ihren Lippen zu schweben.

„Nicht ich werde Deine erste Liebe sein. Nicht ich", wiederholte sie, nachdenklich den Kopf schüttelnd. „Höre, was ich Dir sagen werde, mein lieber Freund: bezähme Dein Herz und liebe mich nicht so, wie Du mich jetzt liebst; es wird Dir dann leichter sein und Du wirst Dir eine liebende Schwester bewahren. Ich werde zu Dir kommen, wenn Du willst, werde Dich liebkosen, und werde nicht zu erröthen brauchen, daß wir einander kennen. War ich ja auch zwei Tage lang bei Dir, als Du in schwerem Fieber lagst. Erkenne die Schwester an! Weinend um Deinetwillen habe ich zur Gottesmutter gefleht. Durchziehe die ganze Welt, keine Schwester wirst Du finden. Wie ich Dich jetzt liebe, will ich Dich immer lieb haben — dafür will ich Dich immer lieb haben, daß Deine Seele so rein, so hell, so durchsichtig ist; dafür, daß mein Herz Dir entgegenflog, als ich das erste Mal Dich sah. Aber ach — mein Leben ist nicht mein, es gehört mir nicht! Das Schwesterchen aber nimm, sei Du mir Bruder, schließe mich in Dein Herz, wenn wieder Melancholie, die garstige Krankheit, mich überfällt: sei so, daß ich nicht zu erröthen brauche, wenn ich zu Dir komme und die lange Nacht bei Dir sitze." Sie wollte noch mehr sagen, aber in krampfhaftem Schluchzen erlosch ihre Stimme.

„Mein Leben!" murmelte Ordynow — „ich verstehe Dich nicht, wer bist Du? Von woher kommst Du, mein Liebling? Wie Traum ist es um mich . . . O, erzähle mir, wo Du wohntest, was Dich da erfreute und was Dich traurig machte . . . ob die Luft warm war, und hell der Himmel . . . wer waren Deine Lieben? . . . wem zuerst neigte Deine Seele sich zu? . . . hattest Du eine Mutter, die Dich liebkoste? . . . sage mir, wie ich Dein Herz erfreuen kann . . ."

Blaß saß Katharina da. Unbeweglich sah sie in die Luft, ihre Lippen waren blau, wie die einer Todten, die Augen umwölkt. Sie erhob sich langsam, machte zwei Schritte, und schluchzend sank sie vor dem Heiligenbilde nieder. Zusammenhanglose Worte entrangen sich ihrer Brust. Ordynow, in Angst erschüttert, richtete sie auf und brachte sie an sein Bett; seiner selbst nicht mächtig, stand er vor ihr. Nach Verlauf einer Minute öffnete sie die Augen, stand auf und ergriff seine Hände.

„Ich bin verdorben", sagte sie ganz leise, „man hat mich unglücklich gemacht!"

Ordynow blickte mit wilder Bestürzung zu ihr. Ein häßlicher Gedanke bemächtigte sich seiner. Katharina sah das krampfhafte Zusammenziehen seines Gesichtes.

„Ja, mich hat der böse Mensch verdorben — er . . . Ich habe ihm meine Seele verkauft . . . weshalb hast Du der Mutter gedacht? was brauchtest Du mich zu quälen? . . . Er sagt", murmelte sie geheimnißvoll, „wenn er stirbt, so holt er meine sündige Seele . . . ich bin sein, ich habe ihm meine Seele verkauft . . . er hat mich gepeinigt, er hat aus den Büchern gelesen . . . hier, sieh, sieh sein Buch . . . er sagt, ich habe eine todeswürdige Sünde begangen . . . sieh, sieh . . ."

Und sie zeigte ihm das Buch. Ordynow hatte nicht bemerkt, wie dasselbe in sein Zimmer gekommen war, er nahm es mechanisch — es war eins jener alterthümlichen Bücher der Altgläubigen, die er früher öfter zu sehen Gelegenheit hatte.

„Manchmal bespricht er mich mit Worten, ein andermal nimmt er sein Buch, das größte, und liest über mir. Grausig und düster. Ich weiß nicht, was . . . nicht jedes Wort verstehe ich; aber die Angst benimmt mich, und wenn ich auf seine Stimme horche, ist es mir, als ob nicht er spräche, sondern ein anderer — kein guter, einer, den nichts erweicht, der durch nichts sich erbitten läßt; und schwer, schwer wird es mir auf dem Herzen, o wie es brennt . . ."

„Gehe nicht zu ihm."

„Warum bin ich zu dir gekommen — weiß ich es? . . . Immer sagt er mir: bete, bete! Manchmal stehe ich in der

Digitized by Google

dunklen Nacht auf und bete lange, lange; oft übermannt mich der Schlaf; aber die Angst in meiner Brust weckt mich auf, und dann kommt es mir vor, als ob um mich sich ein fürchterliches Gewitter sammle . . . Wenn er mich aber ruft, mir schmeichelt, mich streichelt, mich tröstet: dann wird mir leichter; käme jetzt auch ein Unglück, bei ihm fürchte ich mich nicht mehr. Er ist mächtig! groß ist sein Wort!"

„Welche Noth peinigt Dich denn?" fragte Ordynow.

Katharina sah ihn an wie ein zum Tode Verurtheilter, der an der Gnade verzweifelt.

„Ich bin eine verfluchte Tochter, ich bin eine Seelenmörderin; mich hat die Mutter verflucht! Ich habe die eigene Mutter getödtet!"

Wortlos umschlang sie Ordynow. Zitternd schmiegte sie sich an ihn. Er fühlte, wie ihr Körper schauerte, als wolle die Seele sich von ihm trennen.

„Schon lange wollte ich sprechen, er aber verbot es mir, flehte mich an, zu schweigen und hatte zornige Worte für mich . . . Lange ist es her, ach wie lange! . . . Setze Dich neben mich. Ich will Dir von meinem Gram erzählen . . .

Ordynow lauschte athemlos.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Opern und Concerte.

Hero, Oper in drei Acten von Ernst Frank, Text nach Grillparzer's Drama von Ferdinand Vetter. Zum ersten Male aufgeführt im Königlichen Opernhause am 26. November. Concerte: „Extra"-Concert der Philharmonischen Gesellschaft. Frau Grosser, Herr Dvorschak. Stern'scher Gesangverein. „Schön Ellen" von Bruch. „Orpheus" von Gluck. Quartett Joachim.

„Hero" ist die erste Oper eines bisher fast ganz unbekannten Componisten, des Herrn E. Frank, der, früher in München und Mannheim, jetzt als Kapellmeister und Nachfolger Bülow's in Hannover wirkt. Sein Werk hat lebhafte Theilnahme des Theaterpublikums anzuregen nicht vermocht, dagegen aber die fast einstimmige Anerkennung der Kritik gewonnen. Der erstbezeichnete Fall war vorauszusehen. Der Stoff — er ist allbekannt und bedarf daher keiner Beschreibung — bietet nur eine einfache traurige Liebesgeschichte, und zwar eine antike und reine. Das heutige Publikum aber erwärmt sich nur für Liebesgeschichten mit Ehebruch oder für ganz ehrlose freie, wie z. B. in Carmen. Nur Derartiges darf vom lebenden Dichter und Componisten tragisch behandelt werden, die reine Liebe gehört jetzt in die heiteren, in die „amüsanteren" Opern. Es fällt uns nicht ein, hierüber ein unnützes Klagelied anzustimmen; wir wollen nicht einmal behaupten, daß die Zeiten, in welchen andere Stoffe besser gefielen, moralischere gewesen sind — und nur das unleugbare Factum feststellen.

Der Text der „Hero" ist dem Drama Grillparzer's „Des Meeres und der Liebe Wellen" nachgebildet. Wir haben dieses in unserer Jugend auf dem Wiener „Burgtheater" gesehen, der Stoff ward schon damals, in der Zeit, wo schöne Diction und rührende Scenen noch weit mehr Wirkung übten, als wenig dramatisch bezeichnet. Die Bearbeitung des Textbuches kann sehr gelobt werden, die Verse sind flüssig und wohlklingend und öfters von dichterischem Hauche belebt. Nur sind einige scenische Zuthaten so wenig dramatisch, daß sie den ohnehin schleppenden Gang der Handlung noch erschweren, ja sogar die wenigen wirksamen Momente, welche diese bietet, ganz abschwächen. Dem Dichter ist die fast unbegreifliche Idee gekommen, drei Nereiden öfters im Meere erscheinen zu lassen, welche die Kühnheit Leanders beklagen und über das ihm beschiedene Loos „Wehe" rufen. Gegen diese Zuthat sprechen zwei sehr wichtige Gründe. Erstens erinnert das jedesmalige Erscheinen der drei Gestalten sofort an die „Rheintöchter" Wagner's; seine Anhänger und seine Gegner, beide lächeln über diese Nachahmung des Meisters. Zweitens stehen sie nicht im mindesten Zusammenhange mit der Handlung, ja sie stören sie geradezu. Sie erscheinen nach dem höchst wirksamen Liebesduett des zweiten Actes vor dem Wiederauftritt des glücklichen Leander, und nachdem dieser im liebesbegeisterten Uebermuthe mit dem der Hero geraubten Schleier fortstürmt, um von Neuem „auf der grausen Bahn" die Geliebte aufzusuchen, da tauchen sie neuerdings empor und jammern ihm nach. Wir können als Augenzeugen auf's Bestimmteste versichern, daß nach der eben erwähnten Arie Leander's eine sehr belebte Stimmung im Publikum rege war, die, wenn der Act unmittelbar endete, sich in allgemeinem Beifall kundgab; das Auftauchen der Nereide wirkte wie kaltes Wasser, und als nach ihrem Gesange der Vorhang fiel, regten sich kaum ein paar Hände. Und in der Schlußscene, als Hero sich ins Meer stürzt, da erscheinen erst der Chor des Volkes am Ufer und dann noch einmal die Nereiden im Meer, mit dem Leichnam der Hero, und zwischen den langen Klagegesängen geht der Eindruck jenes tragischen Endes verloren. Wir wiederholen, der Textdichter hat vielfache Proben von achtungswerthem Talente gegeben; wenn er künftig dramatisch verwendbarere Stoffe wählt und bedacht ist, das Wirksame, das er erdacht, nicht selbst abzuschwächen, so kann er sich wahre Verdienste um die deutsche Oper erwerben.

Die Musik des Herrn Frank ist die einer ersten Oper, das heißt sie bietet öfters ein Spiegelbild mannigfacher äußerer Einflüsse. Der Wagner's giebt sich kund in der Verwebung des Recitativs mit dem melodischen Gesange, besonders aber in der ganzen Handhabung des Orchesters, dem der eigentliche Schwerpunkt zugetheilt ist, und in der Instrumentation, in welcher die tiefen Blasinstrumente eine manchmal zu sehr hervortretende Rolle spielen. Auch Meyerbeersche, selbst Schumann'sche Einflüsse sind erkennbar. Doch wer gerecht urtheilen will, der muß zugeben, daß in jeder ersten Oper solche Anlehnungen zu finden sind — ist etwa Wagner's Rienzi frei von den Einflüssen der damaligen französischen „historischen Oper?" Neben solchen unvermeidlichen Schwächen bietet Hero aber doch manches sehr Interessante, und einige Stellen, die des Componisten Begabung als unzweifelhaft erkennen lassen. Die ganze ziemlich lange Opferscene im ersten Akt ist voll anregender und schöner Momente; ebenso der große Einzelgesang der Hero in zweiter, und das darauf folgende Liebesduett, dem auch große dramatische Wirksamkeit innewohnt. Hervorzuheben ist auch, daß die Gesänge der Nereiden sehr hübsch fließend melodisch sind, ohne den mindesten Anklang an Wagner; umsomehr ist zu bedauern, daß hier die gute Musik an solch verlorenen Posten gewendet wurde. Im Ganzen betrachtet, legt die erste Oper des Herrn Frank der nicht übelwollenden Kritik die Pflicht auf, ihn allerdings zur Vermeidung mancher Fehler zu ermahnen, aber auch zu ermuntern; zu Hoffnungen berechtigt sein Werk; ob diese sich erfüllen werden, muß die nächste Oper lehren.

Die Aufführung war eine ganz ausgezeichnete. Frau Sachse-Hofmeister gab in der Titelrolle das Musterbild einer antiken Gestalt; äußere Erscheinung, Gesang und Spiel einigten sich zu einer vollendeten Kunstleistung. Herr Ernst als Leander war auch ganz vortrefflich. Die kleineren Rollen fanden in den Herren Biberti (Oberpriester) und Schmidt (Naukleros) die besten Vertreter. Die Fräulein v. Ghilany, Götze und Leisinger waren die denkbar lieblichsten Nereiden — wenn sie sich hin und her wiegten, dachte man immer unwillkürlich, das wären die schönsten und bestsingenden Rheintöchter, die man sich wünschen könnte! Ueber den Erfolg haben wir schon zu Anfang der Beurtheilung gesprochen. Das Publicum anerkannte die einzelnen Schönheiten, rief auch den Componisten, ließ aber seine Theilnahme nicht über einen gewissen mittleren Wärmegrad steigen. Die Kenner aber sagen zu Herrn Frank: Vorwärts, zeige recht bald, daß Du noch Bedeutenderes zu leisten vermagst.

An Concerten haben wir das „Extra"-Concert der Philharmonischen Gesellschaft hervorzuheben, in welchem Herr Dvořak (Dworschak) als Dirigent erschien, und eine Ouverture mit einem böhmischen Titel und ein Clavierconcert, gespielt von Frau Anna Grosser, vorführte. Die Erstere ist ein wenig bedeutendes und lang ausgesponnes Tonstücken

Digitized by Google

mit vielen slavischen Anklängen. Diese dominiren auch in dem Clavierconcerte; doch ist dieses viel besser erfunden und durchgeführt als jene. Dem Clavierspieler bietet es nur sehr wenig Gelegenheit, hervorzutreten. Frau Grosser löste die sehr schwere Aufgabe als treffliche feinfühlige Musikerin. In dem Stern'schen Concerte wurde zuerst „Schön Ellen" von Bruch aufgeführt, dann „Orpheus" von Gluck, letzterer in glanzvoller Vollendung unter Professor Rudorff's Leitung durch die Chöre, das Orchester und die Solisten Fräulein Hermine Spies, Fräulein Oberbeck und Frau Schulzen von Asten. Schließlich wollen wir des vierten Quartettabends von Joachim und Genossen erwähnen, in welchem nur Beethoven'sche Werke zu Gehör kamen, unter diesen das letzte f-dur-Quartett (op. 135) in der höchsten idealen Vollendung.

H. Ehrlich.

Notizen.

Christkind. Sechszehn Aquarellen von Paul Mohn. Berlin, Georg Stilke. Es war ein vortrefflicher Gedanke des Künstlers und der Verlagshandlung, durch diese farbenfrohe Schilderung der Kindheit des Heilands Jung und Alt an die Veranlassung der fröhlichen, seligen, gnadenbringenden Weihnachtszeit zu erinnern. Professor Mohn, dem wir schon die Illustration unserer Kinderlieder und Märchen verdanken, hat da wieder aus dem Vollen geschöpft, um uns die Gestalten der heiligen Geschichte anheimelnd vorzuführen. Seine Auffassung ist rein menschlich und zeigt die himmlisch-irdische Handlung etwa so, wie sie sich in unseren Tagen in einem weltverlorenen Dorfe, auf hoher Alp, in einem alten Städtchen abspielen könnte. Und warum sollte es dem modernen Künstler versagt sein, wie Dürer, Holbein, Urs Graf es einst gethan, die schöne Legende in das Gewand seiner Zeit zu kleiden? Hat nicht Rafael ein idealisirtes Zeitcostüm des 15. Jahrhunderts für seine Heiligen gewählt? Und die Franzosen der dreißiger Jahre sind sogar darauf verfallen, die frommen Gestalten als Beduinen in Turban und Burnus zu stecken während Andere wieder classischen Faltenwurf oder gar ägyptisirende Kleidung wählten; aber die unvergleichlich populären malerischen Situationen übten auch im wunderlichsten Costüm ihren unverwüstlichen Zauber aus. Paul Mohn weiß sich allerdings frei von solchen Spitzfindigkeiten. Er malt die heilige Handlung etwa so, wie unsere Kinder sich dieselbe vorstellen. Die Engel sind ihresgleichen, blondzöpfige, rothbackige Schelme, mit bunten kleinen Flügeln, die aus dem knappen Hemdchen hervorgucken, lustig und fromm, spielend, singend, scherzend. Sie gruppiren sich erwartungsvoll um den funkelnden Christbaum und tragen ihr Spielzeug, — man weiß nicht, sind sie selbst die Bescheerten oder kommen sie, ihre irdischen Kameraden, die braven Kinder, zu beglücken. Und etwas Kindliches haben auch die Erwachsenen in diesem heiligen Drama. Die gottergebene Jungfrau Maria, die vor der Herberge des traulichen Dorfes unter blauem Sternenhimmel sich mit ihrem Bündel zur Ruhe niedergelassen hat und später voll Mutterstolz und doch so demüthig auf ihr Kindlein niederblickt; der schlichte Zimmermann Joseph, der seine Maria nicht minder ehrfürchtig betrachtet, als die himmlischen Erscheinungen und die Weisen aus Morgenland; die Hirten mit ihren frischen, frommen Knaben; die gekrönten und turbangeschmückten Mohren — sie alle sind aus der Kinderseele heraus gemalt und werden auch den Erwachsenen ein Stück Jugendparadies vorzaubern. Reizend ist die gemüthliche Art, wie die Thierwelt mitspielt. Ein schnurrender Kater ist philosophischer Zeuge der Geburt des Heilands, fromme Lämmer blicken verwundert zum Engel der Hirtenverkündigung, eine Henne mit ihren Küchlein besieht sich nicht minder andächtig wie der Ochse und der Esel die Anbetung der Hirten, und Störche, Tauben und Spatzen mischen sich überall in die Handlung. Dazu kommen die künstlerischen Vorzüge dieser Blätter, die in ihren saftigen und doch weichen und discreten Farben stets harmonisch wirken. Entzückende Genrebilder, wie die Scene vor der Herberge, wechseln mit anmuthigen Arabesken und stimmungsvollen Landschaften, die des Künstlers großes Compositionstalent und coloristisches Können in bestem Lichte zeigen. Das liebenswürdige Bilderbuch, das alles Dogmatische vermeidet und nur das allgemein Menschliche in warm empfundener, naiver Kunst wiederspiegelt, wird Groß und Klein gefallen und bald in jedem deutschen Hause ein Liebling von Alt und Jung sein.

Dürer. Geschichte seines Lebens und seiner Kunst von Moriz Thausing. 2. verbesserte Auflage. 2 Bde. Leipzig, E. A. Seemann. Nur wenige Monate nach Erscheinen dieser zweiten Auflage ist der genial veranlagte Verfasser unserer besten Dürer-Biographie einer Nervenkrankheit verfallen, welche seinen Geist verdüsterte und ihn in den selbstgewählten Tod trieb. Wer die krankhafte Reizbarkeit Thausing's, seine erbarmungslose ausfallende Manier, seinen Haß auf jeden Maler, der an der Spitze einer Akademie stand, zuletzt noch seine Angriffe auf den sterbenden Julius Hübner, den Vorstand der Dresdener Sammlung, wer namentlich seine wilde Polemik gegen Lippmann, Ephrussi, Dombaumeister Schmidt, Lübke, Eisenmann beobachtet hat, dem mußte es klar werden, daß da eine geistige Organisation gründlich gestört war und früher oder später dem Verfolgungswahn, dem Irrsinn anheimfallen würde. Auch in seinem Buch über Dürer liegt schwärmerische Hingabe und geniale Intuition hart und unvermittelt neben hämischer Nörgelei, kleinlicher Rechthaberei, abstoßendem Klopffechterthum. Das Buch ist nicht abgerundet, mehr eine Sammlung von einzelnen Studien, als eine sorgsam ineinander gearbeitete Monographie, aber es ist doch ein höchst scharfsinniges, inhaltreiches, durch und durch bedeutendes Buch, das zumal in seinem rein historischen Theil vortrefflich ist und thurmhoch über den anderen Dürer-Biographien steht. Thausing verstand fesselnd zu erzählen und anschaulich zu beschreiben. Er hat in diesen zwei Bänden die Resultate einer zehnjährigen anstrengenden Arbeit niedergelegt, und fast jede Seite beruht anf eigener Forschung, wenn auch fast jede Seite zum Widerspruche reizt. Mit großem Verständniß wird Dürer erst als Mensch fixirt. Ganz neu und bahnbrechend sind Thausing's Untersuchungen über des Meisters Verhältniß zu den Arbeiten für Kaiser Maximilian und zumal zu seinem Lehrer Wohlgemuth, der freilich gewaltig überschätzt wird. Reiche Sachkenntniß verräth auch die Würdigung Dürer's als Maler, obwohl da mancher entbehrliche Excurs mit unterläuft. Thausing hat unter der Masse der Dürer zugeschriebenen Tafelbilder gründlich aufgeräumt und manchen zweifelhaften Kupferstich beseitigt; daß er in seinem Eifer oft zu weit geht, lag eben in seinem Naturell und vermag sein Verdienst kaum zu mindern. Zu bedauern ist namentlich, daß er, der als Director der Albertina über einen so großen Schatz von Dürer'schen Handzeichnungen verfügte, mehr von den Stichen und Holzschnitten ausging; vielleicht legte ihm aber gerade seine Stellung in mehrfacher Beziehung eine gewisse Reserve auf. Die zweite Auflage hat Manches verbessert und vermehrt, aber die Grundzüge unverändert gelassen. Daß der verdienstvolle Pariser Dürer-Forscher Ephrussi in der neuen Vorrede ein Plagiar genannt wird, ist echt Thausingsch. Ein paar praktisch äußerst verwendbare Register sind hinzugekommen, die das Studium des Buches wesentlich erleichtern. Jasper's herrliche Radirung des Porträts des 41jährigen Dürer, die zahlreichen Reproductionen noch nirgends veröffentlichter Kunstwerke — leider ist abermals von der Wiedergabe der Kupferstiche abgesehen — die geschmackvollen Initialen und Randleisten nach Dürer'schen Motiven, überhaupt die splendide Ausstattung machen die inhaltlich so gediegene Schrift auch äußerlich zu einem wirklichen Prachtwerk, auf das der deutsche Buchhandel stolz sein darf.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Soeben erschien und ist durch jede Buch- u. Kunsthandlung zu beziehen:

Christkind.

Sechzehn Aquarellen von **Paul Mohn.**

Farbendruck von Mühlmeister und Zohler.

Quart-Format. Eleg. cart. M. 6.—

Mohn's Christkind führt den Kindern die Geschichte der Geburt Christi in ihren Haupt-Momenten vor, und zwar wie sie dem deutschen Gemüth am nächsten liegt. Nicht in orientalischem Gewande, sondern auf unserem heimatlichen Grunde sind die erhabenen Vorgänge gedacht und mit deutscher Innerlichkeit durchgeführt.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schloezer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„**Dur und Moll**" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Märchenstrauß für Kind und Haus.

Mit Bildern von **Paul Mohn.**

45 Illustrationen in Chromolithographie mit Text.

Quart-Format. Eleg. cart. Mk. 12.

Die ersten Autoritäten und hervorragendsten Organe der Presse haben sich enthusiastisch über den Werth und die künstlerische Bedeutung dieses eigenartigen Prachtwerkes ausgesprochen. Auf der internationalen Special-Ausstellung der graphischen Künste in Wien 1883 wurde dasselbe mit dem **Preis gekrönt.**

Die Antiquariatsbuchhandlung von Aurel Bluemich

in **Leipzig**, Neumarkt 9.

versendet auf Wunsch gratis und franko:

Antiquariats-Katalog Nr. 1 Theologie, Nr. 2. Deutsche Sprache und Literatur, Geschenkwerke. Nr. 3, Geographie. Reisen. Geschichte. Nr. 4, Naturwissenschaften. Pädagogik. Jurisprudenz. Philosophie. Medizin.

Neues von Carus Sterne.

Die Krone der Schöpfung

Vierzehn Essays über die Stellung des Menschen in der Natur von

Carus Sterne.

Broschirt M. 4.50, gebunden M. 5.

(Ein Band der geschmackvollst ausgestatteten „Salon-Bibliothek". — In allen Buchhandlungen.)

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.

Erster Jahrgang. Band 8.

Preis pro Band **50 Pf.** — Gebunden **75 Pf.**

Gräfin Sarah

von

Georges Ohnet.

Band I.

Der zweite Band erscheint Mitte December.

Früher erschienene Bände à 50 Pf. ungebunden, 75 Pf. gebunden:

Der Hüttenbesitzer von Georges Ohnet. 2 Bände.	Aus Nacht zum Licht von Hugh Conway.	Zéro. Eine Geschichte aus Monte Carlo von Mrs. Praed.	Wassilissa von Henry Gréville. 2 Bände.	Vornehme Gesellschaft von Hamilton Aïdé.

Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart.

In **Carl Winter's Universitäts-Buchhandlung in Heidelberg** ist soeben erschienen:

Aus Carmen Sylva's Leben.

von Natalie Freiin von Stackelberg. 2. Auflage.

gr. 8 brosch. 6 M., eleg. geb. m. Goldschn. 7. M. 50 Pf.

Wer Carmen Sylva's Dichtungen kennen und schätzen gelernt hat, wünscht auch Näheres über ihr Leben und ihren Entwickelungsgang zu erfahren. Hier findet sich, mannigfachen ungenauen Nachrichten gegenüber, Authentisches über die königliche Dichterin. Beigegeben sind ein Bildniß aus der Jugendzeit und ein zweites die Königin darstellend, sowie ein Facsimile des Gedichts: „Meine drei Freunde." **Das Buch eignet sich vorzüglich als Festgeschenk!**

Otto Spamers illustrirte Weihnachts-Novitäten

liegen in allen guten Buchhandlungen zur Ansicht aus.

Verzeichnisse empfehlenswerter Geschenkwerke für jung und alt **gratis** und **franko.**

Aus Orten, in denen Buchhandlungen nicht bestehen, wende man sich an die Verlagsbuchhandlung von **Otto Spamer** in **Leipzig** — in **Berlin** SW.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Werke von Karl Emil Franzos.

Ein Kampf um's Recht. Roman in 2 Bänden. Zweite Auflage. VIII, 387 u. VI, 372 S. 8. geh. Mk. 10. —, eleg. geb. Mk. 12.

Mein Franz. Novelle in Versen. 48 S. 16. geh. Mk. 1.50, eleg. geb. Mk. 2.50.

Aus Halb-Asien. Culturbilder aus Galizien, der Bukowina, Südrußland und Rumänien. Zwei Bände. Zweite revidirte Auflage. XVIII, 365 u. VI, 334 S. 8. geh. Mk. 10. —, eleg. geb. Mk. 12.60

Vom Don zur Donau. Neue Culturbilder aus „Halb-Asien". Zwei Bände. XIV, 333 u. VI, 342 S. 8. geh. Mk. 10. —, eleg. geb. Mk. 12.60.

Die Juden von Barnow. Geschichten. Ein Band. Dritte vermehrte Aufl. XII, 332 S. 8. geh. Mk. 5. —, eleg. geb. Mk. 6.40.

Moschko von Parma. Geschichte eines jüdischen Soldaten. Ein Band. VI, 331 S. 8. geh. Mk. 5. —, eleg. geb. Mk. 6.40.

Deutsches Dichterbuch aus Österreich. Herausgegeben von **Karl Emil Franzos.** XL. 338 S. gr. 8. geh. Mk. 7.50, eleg. geb. Mk. 9.50. (Velinpapier, ornamentirt.)

Neue Deutsche Dichter

im Verlag von **A. G. Liebeskind, Leipzig.**

Der Pathe des Todes.

Dichtung von **R. Baumbach.**

M 2.—

Liederhort aus Jungfriedel der Spielmann

von **August Becker.**

M 3.—

Idyllen und Schwänke.

Neue Gedichte von **Heinrich Seidel.**

M 2.50.

Siebenschön.

Ein April-Mai-Märchen in Reimen von **Bruno Küttenauer.**

M 2.—

Mix für Unguet.

Schnaderhüpfeln von **H. Grasberger.**

M 2.—

Gebunden in Leinwand pr. Einband *M* 1.— mehr. Durch alle Buchhandlungen zu beziehen oder bei Einsendung des Betrags frei durch die Post.

Digitized by Google

Im Verlage der Kgl. Hofkunstanstalt von **Edm. Gaillard** in **Berlin** erschien soeben folgendes, für Goetheverehrer, Italienreisende ꝛc. hochinteressante Prachtwerk:

Goethe's italienische Reise,

illustrirt von **Julie von Kahle.**

Textrevision und Einleitung von Professor Dr. Heinrich Düntzer.

Mit 100 Vollbildern und 218 Halbbildern in Lichtdruck in obiger Anstalt ausgeführt.

Folio-Format. — Prachtband mit Goldschnitt. Preis in Calico 75 Mk., in Saffian 100 Mk.

Ihre Majestät die Kaiserin-Königin Augusta haben Allergnädigst geruht, die Widmung dieses Werkes anzunehmen.

Neuer Verlag von **Breitkopf und Härtel** in Leipzig.

Dante Alighieri's Fegefeuer.

Zweite Abtheilung der Göttlichen Komödie.

Genau nach dem Versmaße des Originals in deutsche Reime übertragen und mit Anmerkungen versehen von

Julius Francke.

VIII., 218 S. gr. 8. geh. Mk. 5, eleg. geb. Mk. 6,50.

Die zweite Abtheilung von Dante's Göttlicher Komödie, das „Fegefeuer", ist in derselben Weise bearbeitet, wie die im J. 1883 von demselben Verfasser herausgegebene erste Abtheilung, die „Hölle". Sie benutzt frei die Philalethes'sche Uebersetzung, ist aber eine völlig selbständige Uebertragung, welche die Göttliche Komödie als Dichterwerk in deutschen Versen streng im Versmaße des Originals wiedergiebt und ein genußvolles Lesen und Verstehen desselben zu vermitteln strebt. Dem letzteren Zwecke dienen insbesondere auch die zahlreichen, das Gedicht nach allen Richtungen hin erläuternden Anmerkungen.

Als Festgeschenk

wird aus dem Verlag von **Justus Naumann's Buchhandlung** in **Dresden** empfohlen:

Das Lied vom Boberschwan

von

Gustav von Haugwitz.

Eleg. gebunden Preis Mk. 4,50, brosch. 3 Mk.

„Die Dichtung ist ein Zeugniß echter Poesie, die vorgeführten ritterlichen Mannesgestalten, die fürstlichen Frauenerscheinungen sind von einem eigenen romantischen Zauber umflossen." (Nordd. Allg. Ztg.) „Wem nicht das Ergötzen an einer einfachen und natürlichen Erzählung verloren gegangen ist, der wird diese Erzählung gern lesen." (Reichsanzeiger.) Mit vollkommener Souverainetät beherrscht der Dichter die Sprache. (Post.) Es ist eine Freude, daß in einer so materiellen Zeit, wie die gegenwärtige, die erhebende und veredelnde Sangeslust nicht erstirbt, sondern solche neue Blüthen treibt." (Kirchl. Wochenblatt.) „Gott und Minne, das sind die Grundpfeiler des Ganzen, aber nicht leicht verfliegende Sinnenlust, sondern starke deutsche Gattentreue. Der poetische Hauch des Ritterthums weht durch die Lieder. Wir hoffen, daß der **Boberschwan** sich in vielen Häusern und Herzen einbürgert, und daß noch Mancher mit uns sich des liebenswürdigen Buches freut." (Neue Preuß. Zeitung.) Die Liebeslieder, insbesondere das prächtige Sonett vom Magnetberg, sind köstliche Perlen, die nur aus der Tiefe eines echt dichterischen Gemüths geschöpft sein können." (Bromb. Tagesbl.) Jedem Schlesier wird es bei dem Anblick dieser warmgefühlten poetischen Geschichte seines engeren Vaterlandes warm um's Herz werden. (Schles. Presse.)

Neuer Verlag von **E. A. Seemann** in **Leipzig.**

Zeitschrift für bildende Kunst und Kunstgewerbeblatt.

Herausgegeben von C. v. Lützow und Arthur Pabst.

20. Jahrgang, Oktober 1884—1885. Nebst wöchentlichem Beiblatt **„Kunstchronik".** Halbjährlich 14 M. — Das **Kunstgewerbeblatt** kann auch abgesondert in Monatsheften unter Beigabe der „Kunstchronik" bezogen werden und kostet halbjährlich 6 M.

Mit dem neuen Jahrgange ist dem „Kunstgewerbe" eine besondere Abtheilung in der Zeitschrift für bildende Kunst unter der Redaktion von **A. Pabst,** Direktorial-Assistenten des Kunst-Gewerbe-Museums in Berlin, eingeräumt und der Umfang und die illustrative Ausstattung der so **vereinigten Kunstblätter** damit wesentlich vermehrt worden. Herausgeber und Verleger werden bemüht sein, den vereinigten Kunstblättern sowohl in literarischer wie in artistischer Beziehung den Rang und das Ansehen zu sichern, dessen sich die Zeitschrift für bildende Kunst bisher zu erfreuen hatte. Für das Kunstgewerbeblatt haben ihre Mitwirkung u. A. zugesichert: **J. Brinckmann, Br. Bucher, Franz Ewerbeck, L. Gmelin, C. Graff, P. F. Krell, Julius Lessing, Franz Sales Meyer, Fr. Luthmar** und **Marc Rosenberg.**

Geschichte der Architektur, von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart.

Von **Wilh. Lübke.** 6. verm. u. verb. Auflage. I. Band. br. 14 M., in Calico geb. 16 M., in Halbfranzbd. M. 16,75. (Bd. II erscheint 1885.)

Der Cicerone. Eine Anleitung zum Genuss der Kunstwerke Italiens von Jacob Burckhardt.

Fünfte, verbesserte und vermehrte Auflage. Unter Mitwirkung von Fachgenossen besorgt von **Wilhelm Bode.** 1884. 3 Bände. broch. M. 13,50; geb. in Calico M. 15,50.

Die Kunst des 19. Jahrhunderts.

(Kunsthistorische Bilderbogen. I. Suppl.) Mit Textbuch von **Anton Springer.** Zweite, auf 82 Tafeln vermehrte Auflage. In Umschlag 8 M.; gebunden mit Textband 12 M. — Das Hauptwerk:

Kunsthistorische Bilderbogen.

246 Tafeln qu. fol. mit Textbuch von **Ant. Springer** kostet br. 23 M., geb. in 2 Bände und Textbuch apart M. 31,50. — Dazu die Ergänzung (II. Supplement) 60 Tafeln und 5 Farbendrucke 8 M., geb. M. 10,60.

Moderne Kunst, Studien zur Kunstgeschichte der Gegenwart von Fritz Bley.

Mit Illustrationen und 20 Radirungen und Kupferstichdrucken. Quart. Eleg. geb. Ausg. I mit Kupfern auf chinesischem Papier 25 M. (nur 100 Expl. abgezogen); Ausg. II 20 M.

Die geistreiche Darstellung des Verfassers und die reiche und kostbare Ausstattung mit vorzüglichen Radirungen geben diesem Werke einen dauernden Werth.

Deutsche Renaissance. Eine Sammlung von Gegenständen der Architektur, Decoration und Kunstgewerbe, unter Mitwirkung von Fachgenossen in Original-Aufnahmen herausgegeben von A Ortwein, fortgesetzt von A. Scheffers.

Heft I bis 180 à 10 Blatt Autographien. 1871—1884. Fol. broch. à 2 M. 40 Pf. Auch in 6 Bänden zu 30 Heften oder 300 Tafeln. Jeder Band kostet in Calico geb. 85 M., in Halbsaffian 96 M.

Ein 7. Band wird das Werk im Jahre 1886 abschliessen.

Deutsche Renaissance in Oesterreich. Eine Sammlung von Gegenständen der Architektur und Kunstgewerbe.

Herausgegeben von **A. Ortwein, R. Bakalowits, W. Schulmeister** und **M. Bischof.**

I. Band: **Steiermark** und **Böhmen** in 13 Lieferungen à 10 Blatt Folio mit Text br. 31 M. 20 Pf., in Halbleinwandband cart. 34 M.

Ein 2. Band von ungefähr gleichem Umfange wird das Werk abschliessen.

Die Renaissance in Belgien und Holland. Original-Aufnahmen von Franz Ewerbeck und Alb. Neumeister.

I. Band. (Breda, Antwerpen, Dortrecht, Mecheln, Ypern, Haag) in 8 Lieferungen à 4 M. gr. Folio; m. Text in Mappe 32 M.; in Halbleinwandband cart. 35 M. (Es folgt noch ein 2. Band.

Ausführliche Prospekte vorstehender drei Renaissance-Werke stehen gratis und franco zu Diensten.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Gesammelte Werke

des Grafen

Adolf Friedrich von Schack.

In sechs Bänden.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Erster Band.

Mit dem Bildniß des Dichters nach einem Gemälde von Franz von Lenbach.

Inhalt: Nächte des Orients oder die Weltalter — Episoden.

Broschirt Mark 2.50, elegant gebunden M. 3.35.

Der außerordentliche Erfolg der Gesammtausgabe von Schack's poetischen Werken, deren erste starke Auflage in kaum Jahresfrist vergriffen worden ist, ruft diese zweite Auflage hervor, welche, obgleich ungemein vermehrt, zu demselben billigen Preise wie die erste in rasch aufeinander folgenden Bänden erscheinen wird.

Tag- und Nachtstücke

von **Adolf Friedrich Graf von Schack.**

8° IV. und 322 Seiten. Mark 4.— Elegant gebunden Mark 5.—

Eine Sammlung von dreiundzwanzig meist erzählenden Dichtungen, welche theils tragisch ergreifenden, theils mehr heiteren Inhaltes sind und ihrem Stoffe nach den verschiedensten Ländern und Weltaltern von der frühesten Vorzeit an bis auf unsere Tage entnommen sind. Die zahlreichen Freunde der Muse des Verfassers werden auch an diesen, in sehr verschiedenen Perioden seines Lebens entstandenen Dichtungen dieselbe Befriedigung finden, wie an den früheren.

Digitized by Google

Bei **A. Helmich** in Bielefeld erschien soeben nachstehende interessante Novität:

Kleinstädte u. Kleinstaaten
auf
industriellen u. gewerblichen Gebieten
von
Oskar Asemissen,
Rechtsanwalt in Detmold.
Preis eleg. brochirt 2 *M.* 75 *pf.*
N. Einsend. des Betrages erf. Frankozusend.

Festgeschenke. Nova.

Preise für Expl. in **Orig.-Einbänden:**
Allmers, H., Dichtungen. 2. Aufl. *M.* 4.
— Röm. Schlendertage. 5. Aufl. *M.* 6,50.
— Marschenbuch. 2. Aufl. illustrirt. *M.* 7,50.
Appell, Werther u. s. Zeit. 3. Aufl. *M.* 6.
Bulthaupt, Gerold Wendel. Trauersp. *M.* 3.
— Dramaturgie. 2. Aufl. * Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. *M.* 6 ** Shakespeare *M.* 6.
Burns, Lieder u. Ball. Deutsch von **J. Faun.** 3. Aufl. *M.* 3.
Bilder a. d. Nordsee-Marschen v. H. v. Dörnberg. Mit Dichtungen v. H. Allmers. 6 gr. photogr. Kunstbl. In Carton *M.* 9, in Pracht-Mappe *M.* 15.
Droste's Kochbuch f. alle Stände. *M.* 2.
Das Volksschauspiel Faust. Herausg. m. Bühnengesch. 2c. v. **K. Engel.** 2. Aufl. *M.* 5.
D. Puppenkom. m. gesch. Einleit. u. **Bibl. Faust.** herausg. v. **K. Engel.** 2 Bde. *M.* 9. Einz. Bdchn. à *M.* 1,20.
Fitger, Fahrendes Volk. Gedichte. 2. Aufl. *M.* 5.
— Winternächte. Gedichte. 2. Aufl. *M.* 5.
— Die Hexe. Trauersp. 4. Aufl. *M.* 3.
— V. Gottes Gnaden. Trauersp. 2. Aufl. *M.* 3.
Frater Hilarius, Maipredigten. 6. Aufl. Einltg. von **L. Steub.** *M.* 2,25.
Girndt, Dankelmann. Trauersp. *M.* 3.
Kaden. Ital. Gypsfiguren. 2. Aufl. *M.* 6,50.
Murad Efendi, Ost u. West. Gedichte 3. Aufl. *M.* 5.
— Nassred. Chodja. Osm. Eulensp. 3. Aufl. *M.* 3.
— Balladen u. Bilder. 3. Aufl. *M.* 3.
Neumann-Strela, Thron u. Reich. Bilder u. Skizzen. Titelbild. 3. Aufl. *M.* 3.
Partisch, Sylvesterglockenklang. 2. Aufl. *M.* 2.
Pichler, Seebilder. 2. Aufl. *M.* 4.
Roßmann, Meister Lukas. Dram. Charakterb. 2. Aufl. Lutherfestgabe. *M.* 2,20.
Spaeth, Samenkörner d. Wahrheit. 32 Predigt *M.* 8.
Stahr, Ad., Italien. 5 Thle. 4. Aufl. *M.* 18.
— Oberitalien. 2 Thle. 3. Aufl. *M.* 7,50.
Strackerjan, Von Oldenb. Land u. Leuten. *M.* 2,80.
Wöbcken, Am Wege. Christl. Sprüche *M.* 1,50.
Volksbote. Volkskal. 48. Jahrg. reich illustr. 50 ₰.
Verl.: **Schulzesche Hofbuchh. Oldenburg.**

Soeben sind erschienen und stehen gratis und franco zu Diensten:
Katalog 169:
Geschichte und ihre Hilfswissenschaften.
3547 Nrn. Enth. eine reichhaltige Sammlung **gediegener historischer u. geographischer Werke.**
Katalog 170:
Deutsche Sprache und Literatur. Kunst. Prachtwerke.
Ca. 3500 Nrn. U. A. die Bibliothek des verst. Herrn Professor Dr. Lichtenstein enthaltend.
Wilhelm Koebner
(L. F. Maske's Antiquariat).
Breslau, Schmiedebrücke 56.

Festgeschenk.

In **R. v. Decker's Verlag,** Marquardt & Schenck, in Berlin, ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:
Aus Friedrichs des Großen Leben.
Ein episch-lyrisches Gedicht
von **Gustav von Haugwitz.**
Mit einer Radirung von B. Mannfeld.
17½ Bogen 8°, geh. 3 M., eleg. geb. mit Goldschnitt 4,50 M.
Das vorliegende Gedichtbuch verfolgt den Zweck, die Hauptmomente aus dem öffentlichen und Privatleben Friedrichs des Großen in einer Reihe poetischer Bilder, welche sich zu einem anschaulichen Lebensbilde vereinigen, dem Leser vorzuführen. Mannigfach und farbenreich nach Form und Inhalt, wie das Wirken des unsterblichen Königs, werden die zur Verherrlichung seines Andenkens gesungenen Heldenlieder in allen patriotischen Herzen gewiß lebhaften Widerhall finden.

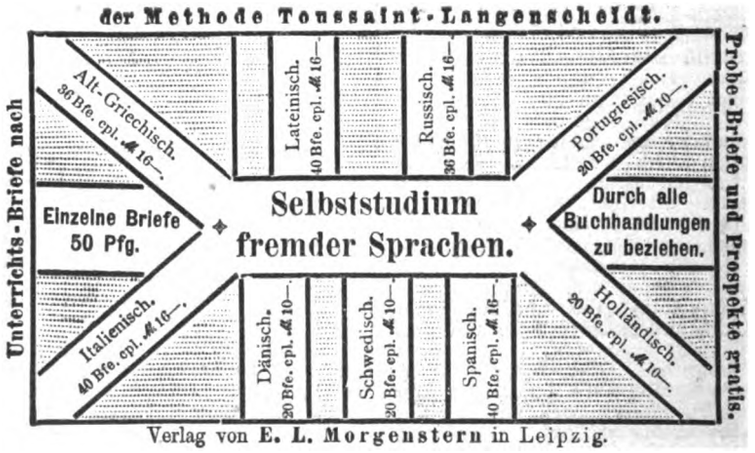
Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Unterhaltungen
mit
Friedrich dem Großen.
Memoiren und Tagebücher
von
Heinrich de Catt.
Herausgegeben
von
Reinhold Koser.
Mit einer facsimilirten Tafel.
Royal-8°. Preis geheftet M. 9.—, in Halbfranz gebunden M. 10.
Das Werk H. de Catt's, eines französischen Schweizers, der im dritten Jahre des siebenjährigen Krieges als Vorleser in den Dienst Friedrichs des Großen trat und während dieser Zeit über alle Bemerkungen des Königs und seine Gespräche mit demselbeu sorgfältig Buch führte, wird hier in Form von Memoiren und Tagebüchern zum ersten Male aus einer im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin befindlichen Handschrift veröffentlicht und darf als einer der interessantesten Beiträge zur Geschichte des großen Königs angesehen werden.

Rudolf Baumbach. — Victor Blüthgen.
Als werthvolle Festgeschenke außerordentlich zu empfehlen:

Trug-Gold.
Erzählung aus dem 17. Jahrhundert
von
Rudolf Baumbach.
Miniatur-Prachtband. 6 Mark.

Der Preuße.
Erzählung aus den Karpathen
von
Victor Blüthgen.
Elegant gebunden. 4 Mark 50 Pf.

Beide Erzählungen, die nach allgemeinem Urtheile zu den besten der neueren Zeit gehören, nehmen eine hervorragende Stelle in der deutschen Literatur ein. Die Nachfrage nach beiden Werken steigt von Woche zu Woche. Von „Trug-Gold" ist bereits die vierte, von „Der Preuße" soeben die zweite Auflage erschienen.
Berlin W. **Albert Goldschmidt.**



Verlag von **E. L. Morgenstern** in Leipzig.

Soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:
Feldnelken. Hessische Dorfgeschichten von **E. Mentzel.** 8°. Elegant geheftet M. 4.—. Elegant gebunden M. 5.—.
Aus meiner Studienmappe. Drei neue Erzählungen von **E. Salinger.** 8°. Elegant geheftet M. 3.—. Elegant gebunden M. 4.—.
J. D. Sauerländer's Verlag, Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Märkische Streifzüge von **A. Trinius.**

Neue Folge.

Geh. M. 4,50, in gr. Lwd. geb. M. 5,50, in Liebh.-Band M. 6,50.

Inhalt:

Oestlich von Berlin. Friedrichsfelde. Strausberg. Im Blumenthal. Buckow und die Märkische Schweiz.

Im Lande Lebus. Müncheberg. Neu-Hardenberg. Comthurei Lietzen. Lebus. Schlacht bei Kunersdorf.

Spree-Landschaften. Erkner. Kloster Kagel. Fangschleuse. Fürstenwalde. Auf den Rauenschen Bergen.

An der Nuthe. Jüterbock. Kloster Zinna. Schloß Beuthen. Auf dem Kapellenberge. Saarmund und die Burgfischerei.

Havel-Landschaften. Von Wannsee bis Neu-Babelsberg. Heiligensee und Bötzow. Oranienburg. Am Lehnitz-See. Am Wandlitz-See.

Der früher erschienene Band 1 hat die gleichen Preise und enthält die Abschnitte: Nördlich von Berlin. — An der Oberspree. — Havel-Landschaften. — Quer über den Fläming.

Verlag von **Schmidt & Sternaux** in Berlin, SW. 11. Königgrätzerstr. 65.

Gratis und franko versende

Katalog antiquarischer Kupferstiche, Grabstichelblätter, Radirungen, Schabkunstblätter,

hierbei eine Anzahl zum Einrahmen geeigneter schöner grösserer Blätter, aus einem Nachlass herrührend, zu beigesetzten sehr billigen Preisen baldigst zu verkaufen durch

E. H. Schroeder in Berlin SW.

Möckernstrasse 137.

Von meinem neuesten

Kunstlager-Katalog X

(2005 Nummern Radirungen, Kupferstiche, Holzschnitte 2c. älterer und neuerer Meister und 95 Nummern Original-Aquarelle und -Zeichnungen neuerer Künstler enthaltend) stehen Käufern solcher Kunstblätter Exemplare gratis und franco zu Diensten.

Dresden, Ende November 1884.

Franz Meyer, Kunsthändler, Seminarstraße 7.

Die Kreuzzüge

und die Kultur ihrer Zeit, von Otto Henne am Rhyn, illustrirt v. Gustav Doré. Pracht-Ausgabe in Folio (ca. 300 Illustr.), erscheint in 30 Lfg., à 2 Mk. oder geb. Mk. 78.

Das verlor. Paradies

von John Milton, ill. von G. Doré, Pracht-Ausgabe in Folio. 50 Bilder, geb. in Saffian, 60 Mk., Call. 48 Mk., 10 Lfg. à 4 Mk.

Trachten der Völker

vom Beginn der Geschichte bis zur Jetztzeit, v. Kretschmer u. Rohrbach. Geb. in Saffian, Mk. 130, in Call. Mk. 125, in 26 Lfg. à 4 Mk.

Illustr. Koch-Notizbuch

für gute Hausfrauen, und die es werden wollen. Neue Auflage 9., geb. M. 7.50.

J. G. Bachs Verlag, Leipzig.

Colonialfragen von

O. Livonius, Vice-Admiral a. D.

Soeben erschienen. Preis 1,50 Mark.

Verlag von R. Wilhelmi, Berlin, Unter den Linden 47.

Aus dem **1884**er Verlag von **Wilhelm Hertz** in Berlin W. (Bessersche Buchhandlung) Behrenstraße 17.

Aischylos, übersetzt von Joh. Gust. Droysen. Vierte umgearbeitete Auflage. Eleg. geh. 6 M. In Lwd. geb. 7 M. 20 Pf.

Georg Beseler, Erlebtes und Erstrebtes. 1809 bis 1859. Mit Anlagen. Eleg. geh. 6 M. In Lwd. geb. 7 M. 20 Pf.

Margarethe von Bülow, Novellen. Mit einem Vorwort von Julian Schmidt. Inhalt: Oberlieutenant Percy. Gebunden. Gabriel. Herr im Hause. Der Fieberquell. Tagesgespenster. Eleg. geh. 5 M. In Lwd. geb. 6 M. 20 Pf.

Gustav Engel, Aesthetik der Tonkunst. Eleg. geh. 8 M. In Lwd. geb. 9 M. 20 Pf.

Goethe und Gräfin O'Donell. Ungedruckte Briefe nebst dichterischen Beilagen herausgegeben von Dr. Richard Maria Werner. Mit zwei Portraits. Eleg. geh. 6 M. In Lwd. geb. 7 M. 20 Pf. In feinstem Halbkalblederband 9 M.

David Heß, Joh. Caspar Schweizer. Ein Charakterbild aus dem Zeitalter der französischen Revolution. Eingeleitet und herausgegeben von Jakob Bächtold. Eleg. geh. 6 M. In Lwd. geb. 7 M. 20 Pf.

Paul Heyse, Gedichte. Dritte Auflage, aus dem „Skizzenbuch" und den „Versen aus Italien" vermehrt. Eleg. geh. 5 M. Originell in Lwd. geb. 6 M. In feinem Ganzlederband 8 M. 60 Pf.

Paul Heyse, Buch der Freundschaft. Neue Folge. (17. Sammlung). Inhalt: Siechentrost. Die schwarze Jakobe. Gute Kameraden. Im Bunde der Dritte. Eleg. geh. 6 M. Eleg. geb. 7 M. 20 Pf.

Max Hobrecht, Von der Ostgrenze. Drei Novellen. Inhalt: Feiertage. Marienburg. Vis major. Eleg. geh. 5. M. In Lwd. geb. 6 M. 20 Pf.

Gottfried Keller, Das Sinngedicht. Novellen (in Prosa). Vierte Auflage. Eleg. geh. 6 M. Eleg. geb. 7 M. 20 Pf.

Oscar von Redwitz, Haus Wartenberg. Ein Roman. Eleg. geh. 5 M. Sehr elegant in Lwd. geb. 6 M.

Adolf Schoell, Gesammelte Aufsätze zur klassischen Literatur alter und neuerer Zeit. Eleg. geh. 7 M. In Lwd. geb. 8 M. 20 Pf. In feinem Halbkalblederband 10 M.

Clara Cron

Soeben neu erschienen:

Die **Geschwister**

Eine Erzählung für junge Mädchen

Elegant gebunden Preis: M. 5.—

Emil Baensch Verlag (R. Bredow) Leipzig

Empfehlenswerthes Geschenk für junge Mädchen

Weihnachts-Kataloge der reichen Geschenk-Litteratur ihres Verlages liefert gratis und franco

Oldenburg. Schulzesche Hof-Buchhandlung.

Soeben erschienen in 10ter Auflage von **Julius Stinde:**

Buchholzens in Italien.

Geheftet 3 M. originell gebunden 4 M. 50 Pf.

Die Familie Buchholz.

Geheftet 3 M. originell gebunden 4 M. 50 Pf.

Bisheriger Absatz beider Werke:

30,000 Exemplare.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Digitized by Google

Tanagra-Figuren.

Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichsten Publicationen des Kunsthandels“ versendet gratis und franco

Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung.
Berlin W., 29 Behrenstr.

Weihnachtsgabe für Gebildete.

Deutscher Kalender 1885.

Neu. I. Jahrg.
224 Seiten eleg. geb.
Preis 2,40 Mk.
(Verlag v. A. Haack, Berlin)
In allen Buchhandlungen vorräthig.

Jahrbuch d. Wichtigsten in Wissenschaft, Kunst etc.

Inh.: Kalendarium. Säcularkal. Naturwiss. Geogr. Entdeck. Gesundheitspfl. Handel. Techn. Fortschr. Kunst. Nekrologe. Geneal. Behörden. Gerichte Regierungen. Kriegsheere. Banken. Weltpostv. Eisenb. Telegr. Sternw. Universität. Höh. Fachschulen. Professoren. Bäder. Berg- u. Hüttenw. Wirthschafts Genossensch. Gewerbe.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Bret Harte's Neueste Novellen.
1882—1883.
Der Gentlemann von „La Porte.“ Der Ring. Flip. Auf der Mission von San Carmel. Uebersetzt von Bettina Wirth. Vom Verfasser autorisirte Ausgabe.
IV., 230 S. 8 geh. M. 3.— elegant geb. M. 4.—
Die neueste Erzeugnisse Bret Harte's spielen, wie alle seine Werke, unter den orginellen Söhnen Kaliforniens. Der Stoff und die Charaktere der Neuesten Novellen sind in hohem Grade fesselnd und zählen zu den Leistungen Bret Hartes'

Neue Novellen
von
Sophie Junghans.
Inhalt: Der Kardinal. Auf Borkum. Guilio Bolvri. Späte Sühne. Leonore.
8° IV., 408 S. geh. M. 5.40, elegant geb. M. 6.40.
Die „Neuen Novellen“ der beliebten Schriftstellerin Sophie Junghans haben sich der allgemeinsten Anerkennung zu erfreuen gehabt. „Der Cardinal“ ist bereits in schwedischer und polnischer Uebersetzung erschienen.

Verlag von Leopold Voss in Hamburg (u. Leipzig).

Soeben erschien:

KANT's Dinge an sich und sein Erfahrungsbegriff.
Eine Untersuchung
von
M. W. Drobisch.
gr. 8. 1885. Mk. 2.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Für den Selbstunterricht!

Die Steno-Tachygraphie.
Ausführliche Anleitung
diese neue, einfach aufgebaute, praktisch bewährte **Geschwindschrift brieflich ohne Lehrer in 5 Lectionen leicht und gründlich zu erlernen.**
In fünf Briefen mit 20 stenographirten Tafeln
von **Paul Ehrenberg,** Lehrer.
Mit Vorwort des Erfinders Aug. Lehmann.
Preis für alle 5 Briefe M. 2,75.

Dritte Auflage!

Gedichte
von
Heinrich Leuthold.

Mit Porträt und Lebensabriß des Dichters. XVI und 348 S.

Preis brosch. 5 M., in elegantem Leinwandband 7 M.

Vorräthig in allen Buchhandlungen:
Der Vorzüge, welche diese kürzlich erschienene dritte Auflage von Leutholds Gedichten von den früheren unterscheiden, sind mehrere. Schon äußerlich zeichnet sie sich durch elegantere Ausstattung aus; sodann sind, wie der Titel besagt, eine Anzahl (kleinerer) Dichtungen neu aufgenommen worden; aber die bedeutsamste Bereicherung bilden das in Lichtdruck nach einem ganz vortrefflichen Originalbilde von Papperitz (München) ausgeführte Porträt des Dichters und dessen von Professor Bächtold geschriebener Lebensabriß. Diese neue Ausgabe dürfte daher auch den Besitzern früherer Ausgaben willkommen sein und den großen Kreis von begeisterten Verehrern Leutholds noch bedeutend erweitern.

J. Huber's Verlag in Frauenfeld.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.
Preis: per 1/1 1/2 1/4 1/8 1/4 = Pfd.-Dose
850 500 150 75 Pfennige.
HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Für Kunstfreunde.
Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Dahl, Tizian, Canova, Rubens,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Im Verlag von **Heinrich Minden,** Dresden, erschienen soeben:
Briefe an Hans von Bülow
von
Ferdinand Lassalle.
1 Bd. kl. 8°. eleg. Ausstattung.
Preis 1 Mk.
Einige 20 Briefe Lassalle's nebst einem Schreiben der Gräfin Hatzfeld kurz nach der Katastrophe.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. gegen Einsendung des Betrags auch direct von der Verlagshandlung.

Verlag von Leopold Voss in Hamburg (und Leipzig).

Briefe
von Anna Maria von Hagedorn
an ihren jüngeren Sohn
Christian Ludwig
1731—32.
Herausgegeben von
Dr. Berthold Litzmann,
Dozent an der Universität Jena.
gr. 8. 1885. Mk. 2.50.

Christian Ludwig Liscow
in seiner litterarischen Laufbahn.
Von
Berthold Litzmann.
gr. 8. 1883. Mk. 4.50.

Schuldrama und Theater.
Ein Beitrag zur Theatergeschichte
von **Emil Riedel.**
gr. 8. 1885. Mk. 2.—

Aus Hamburgs Vergangenheit.
Kulturhistorische Bilder aus verschiedenen Jahrhunderten.
Herausgegeben von
Karl Koppmann.
Mit Abbildungen gr. 8. 1885. Broschirt Mk. 6.—. Gebunden in Halbfranz Mk. 7.50.

Niederdeutsches Liederbuch.
Alte und neue plattdeutsche Lieder und Reime mit Singweisen.
Herausgegeben von
Mitgliedern des Vereins für Niederdeutsche Sprachforschung.
8. 1884. Halbleinwandband Mk. 1.50.

Hamburger Handel und Handelspolitik
im 16. Jahrhundert.
Von **Richard Ehrenberg.**
gr. 8. 1885. Mk. 1.20

Hierzu eine Beilage der Ehlermann'schen Verlagshandlung in Dresden und eine Beilage der Twietmeyer'schen Verlagshandlung in Leipzig.

Redaction und Expedition, Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 50. Berlin, den 13. December 1884. Band XXVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten. Von Rudolf Doehn. — Zur Colonialfrage. Von Alphons Thun. — **Literatur und Kunst:** Die Möglichkeit einer Weltsprache. Von F. G. Schultheiß. — Max Müller's Biographische Essays. Von Robert Lutz. — Unsere Fahnen. Von P. Jessen. — **Feuilleton:** Die Wirthin. Von F. M. Dostojewsky. Frei nach dem Russischen von Wilhelm Goldschmidt. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von O. B. — Notizen. — Inserate.

Die Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten.

Von Rudolf Doehn.

Die diesjährige Präsidentenwahl in der nordamerikanischen Union ist in mehr als einer Beziehung von hohem Interesse. Ganz abgesehen davon, daß der Wahlkampf ein äußerst erbitterter war und die Parteileidenschaften oft ungewöhnlich wild emporloderten, ist das Resultat des Kampfes die Niederlage derjenigen Partei gewesen, die ruhm- und sieggekrönt aus dem blutigen Secessionskriege hervorging, die dem fluchbeladenen Institut der Negersklaverei ein Ende machte und seit 1861 als Regierungspartei die Geschicke der Union lenkte. Man darf daher wohl von vornherein annehmen, daß der Sieg der Demokraten über die Republikaner kein blinder Zufall war, sondern aus tiefer liegenden Ursachen hervorging und deshalb auch aller Wahrscheinlichkeit nach für die innere und äußere Politik der Union, namentlich in ersterer Beziehung, von nicht zu unterschätzender Tragweite und Bedeutung sein wird. Zum besseren Verständniß der Situation dürfte ein kurzer Rückblick auf die politische Parteigeschichte der Vereinigten Staaten am Platze sein.

Als es nach der Erringung der Unabhängigkeit von England darauf ankam, einen neuen Staat zu bilden und die in der berühmten Unabhängigkeitserklärung ausgesprochenen Grundsätze zu verwirklichen, war es die Partei der Föderalisten, welche vorzugsweise die englische Constitution als Vorbild vor Augen hatte und mehr deren bewährten Vorzügen, als einer noch nicht bewährten demokratischen Republik, mehr der Zweckmäßigkeit der alten Autoritäten, als der Reife und Bildung des amerikanischen Volkes für die neue Staatsform vertraute. Der Hauptführer der Föderalisten, die ein geschlosseneres, bundesstaatliches Princip verfolgten, war Alexander Hamilton. Im Gegensatz zu den Föderalisten, deren Hauptziel die Consolidirung der Union war, betonten die Antiföderalisten unter Führung von Thomas Jefferson die Rechte der einzelnen Unionsstaaten, das Princip des Staatenbundes. Die Föderalisten waren demnach von dem Wunsche beseelt, die kaum gegründete Union möglichst schnell zu befestigen, den öffentlichen Credit aufrecht zu erhalten, den nationalen Handel, Schifffahrt und Industrie zu ermuthigen, die Ausgabe von Papiergeld zu verhindern und die Erfüllung der abgeschlossenen Verträge zu erzwingen. Zur Erreichung dieses Zieles suchten sie die Macht und das Ansehen der Bundesregierung zu stärken. Die Antiföderalisten dagegen, beunruhigt über den Plan nationaler Taxen, fürchteten, daß die vorzugsweise in den Südstaaten mit Hülfe der Negersklaven gepflegten Agriculturinteressen der Beschützung des Handels und der Gewerbthätigkeit in den Nord- und Oststaaten geopfert werden möchten, waren nicht zu ängstlich wegen der Abzahlung der Privat- und öffentlichen Schulden, berücksichtigten überhaupt mehr das Interesse der Schuldner, als der Gläubiger, sahen deshalb mit Besorgniß auf die ausgedehnten Befugnisse der neuen Nationalregierung und suchten ihr, deren Nothwendigkeit sie sonst nicht leugneten, durch allerlei Beschränkungen Hindernisse in den Weg zu legen. George Washington, von beiden Parteien gern und bereitwillig als Präsident und das Haupt der Regierung anerkannt, suchte zwischen seinem Staatssecretär Jefferson und seinem Finanzminister Hamilton zu vermitteln, doch gelang ihm dies nur in beschränktem Maße. Gleich bei Begründung der Union boten eben zwei Fragen in verhängnißvoller Weise nahezu unüberwindliche Schwierigkeiten dar: die Bemessung des relativen Antheils, welchen die einzelnen Unionsstaaten an der Constituirung der Bundesgewalten haben sollten, und die Negersklaverei. Nur die richtige Erkenntniß, daß die Existenz der Union auf dem Spiele stehe, ließ für längere Zeit eine Verständigung erzielen. Beiden Fragen lag jedoch ein principieller Gegensatz zu Grunde, und eine dauernde Versöhnung zwischen entgegengesetzten Principien ist überall ein Unding. „Die Kluft wurde verhüllt und überbrückt," wie ein geistreicher Kenner der amerikanischen Verfassungsgeschichte sagt, „aber geschlossen wurde sie nicht"; dies geschah erst unter großen Opfern durch den Secessionskrieg, welcher der Negersklaverei ein Ende machte.

Im Laufe der Zeit nannten sich die Antiföderalisten „Republikaner" oder „nationale Republikaner", aus denen schließlich (1829—1837) unter dem Präsidenten Andrew Jackson die Partei der „Demokraten" hervorging, ein Name, der von Anfang an einen großen Zauber auf die Massen des amerikanischen Volkes ausgeübt hat. Ihrem Wesen nach waren die Demokraten der südliche Flügel der aufgelösten alten republikanischen Partei und prägten bewußt und unbewußt in ihrer Organisation diesen Gegensatz gegen den Norden aus. Namentlich verbanden sie sich so eng mit den Bewohnern der Sklavenstaaten und den Interessen der Sklavenhalter, daß sie durch Anerkennung des sich souverän dünkenden Localdespotismus der letzteren wohl oder übel die Bundesverfassung, in welcher die Sklaverei weder ausdrücklich anerkannt, noch auch nur genannt worden war, in einer Weise auslegen mußten, welche den Vätern der Republik und der ganzen bisherigen Politik durchaus fremd war. Die Föderalisten verschwanden allmählich und an ihre Stelle traten mehr oder weniger seit 1832 die Whigs, von denen manche ebenfalls zu den nationalen Republikanern gehört hatten. Die Sklaven-

Digitized by Google

frage möglichst ignorirend, legten die Whigs den Hauptnachdruck auf die Verwirklichung des sogenannten „amerikanischen Systems", d. h. auf die Banken, den Tarif und die inneren Verbesserungen. Wie Andrew Jackson die Seele der demokratischen Partei, so war Henry Clay die Seele der für den Schutzzoll eintretenden Whigs. Unter der Präsidentschaft von Jackson wurde zuerst die Lehre von der Beute in die Politik eingeführt; von ihm stammt bekanntlich das Wort: „Dem Sieger gehört die Beute"; er besetzte alle öffentlichen Aemter im Parteiinteresse mit seinen Freunden und Anhängern. Unter den früheren Präsidenten war selten oder nie ein Beamter deshalb entlassen worden, weil er der Opposition angehörte. Jackson ist der Gründer des verderblichen Aemterschachers (trade in politics), durch den er eine ebenso wirksame, wie folgsame Parteimaschine erhielt; er wandte sich an die niedrigsten, aber auch zugleich energischsten Leidenschaften des Menschen, an dessen Geldgier, Gewinnsucht und Eitelkeit. In Bezug auf die Besetzung der öffentlichen Aemter pflegte er zu sagen: „Ich bin ein zu alter Soldat und werde eine Festung nicht mit meinen Feinden besetzen."

Unter Jackson's Administration erlangten die südlichen Sklavenhalter aber bereits eine solche Machtstellung, daß sie unter der Führung von Calhoun, in dessen Adern irisches Blut rollte, an der Hand der antiföderalistischen „Staatenrechtslehre" (State-Right's Doctrine) die Einheit der Union bedrohten. Jackson antwortete ihnen bekanntlich mit dem Kernspruche: „Die Union soll und muß erhalten werden!" Zu derselben Zeit ungefähr, wo John C. Calhoun seine unionsfeindliche Staatenrechtslehre ins Werk zu setzen versuchte, gewann aber auch die Opposition gegen die Negersklaverei an Boden. Zu Anfang der dreißiger Jahre bildeten sich in den größeren Städten des Ostens der Union, namentlich in Boston, Abolitionisten-Gesellschaften unter der Leitung von Tappan und Garrison; der hervorragendste Redner der Abolitionisten war der unlängst verstorbene Wendell Phillips; der ihm geistig verwandte Theodor Parker darf wohl als der bedeutendste Denker und freisinnigste amerikanische Kanzelredner bezeichnet werden. Wir Deutsche haben die Ehre, durch Carl Follen in den Reihen der Abolitionisten vertreten zu sein. Zur Zeit, als die Whigs unter der Präsidentschaft von Zacharias Taylor (1849—1850) am Ruder waren, einigten sich die unzufriedenen Elemente unter den Demokraten und Whigs, welche der Negersklaverei abhold waren, unter dem Namen der „Freiboden-Partei"; aus ihnen gingen die Republikaner hervor, welche 1856 in John C. Fremont ihren ersten Präsidentschafts-Candidaten aufstellten, um 1860 mit Abraham Lincoln zu siegen. Mit Lincoln zogen die Republikaner in das „Weiße Haus" ein, das sie nunmehr am 4. März 1885 verlassen müssen. Der schon längst vorhergesagte „unabwendbare Conflict" (the irrepressible conflict) war zum Ausbruch gekommen, das Institut der Negersklaverei wurde nach harten und blutigen Kämpfen aufgehoben und die Union auf freiheitlicher Basis „reconstruirt." Von den kleineren Nebenparteien, z. B. den Fremdenhassern oder „Knownothings", den Temperenzlern oder Prohibitionisten u. s. w. schweigen wir hier.

Die republikanische Partei hat das unleugbare Verdienst, dem Princip der Gesetzesherrschaft, dem Princip der Ueberordnung der Union über die Einzelstaaten zum Siege verholfen zu haben; sie hat der Sklavokratie für immer ein Ende gemacht, aber sie hat auch unter der Administration von U. S. Grant das Beutesystem im öffentlichen Aemterwesen zu einer Blüthe gebracht, die fast eben so verderblich zu werden drohte, wie es die Negersklaverei gewesen war. Die durch den Bürgerkrieg hervorgerufene gewaltige Schuldenlast haben die Republikaner durch eine, im Ganzen genommen, weise Finanzpolitik wesentlich herabgemindert. In nationalökonomischer Beziehung befolgten sie eine ähnliche Politik, wie die Föderalisten unter Hamilton's Leitung es gethan und wie die Whigs als Freunde des Schutzzolls sie später empfohlen hatten. Wir können und wollen es nicht leugnen, daß uns bei dem Gedanken an die Niederlage der Partei der Republikaner eine gewisse Wehmuth beschleicht. Waren es doch die Republikaner, die in der Stunde der Gefahr treu zur Union und zum Sternenbanner standen, die es nicht zuließen, daß dem unseligen Institut der Negersklaverei zu Liebe die Union in Stücke zerfiel. Wie wir in Deutschland uns lange und heiß nach einem geeinigten Vaterlande sehnten, und wie solches nach schweren Kämpfen unter der Führung des ruhmreichen Geschlechtes der Hohenzollern stark und siegreich erstand, so galt auch den edelsten und besten Bürgern der Vereinigten Staaten lange vor dem Ausbruche des Secessionskrieges als erstrebenswerthestes Ziel die Erhaltung der Einheit der Union und die Niederbrechung der Negersklaverei. Beides wurde unter der Präsidentschaft von Abraham Lincoln erreicht. Allein schon unter dem zweiten Amtsnachfolger Lincolns, unter Ulysses S. Grant, schlich sich, wie gesagt, in den amerikanischen Staatskörper ein Gift ein, das schwer aus demselben zu entfernen sein wird. Jackson's Wort: „To the victor belong the spoils" ist nie vorher in so schmachvoller Weise zur Wahrheit geworden. Weder Rutherford B. Hayes, noch der jetzige Präsident Arthur waren im Stande, die bösen Folgen des Aemterschachers gründlich zu heilen, wenn auch unter ihrer Administration die Dinge in manchen Punkten eine Wendung zum Besseren nahmen. Die edleren und einsichtsvolleren Mitglieder der republikanischen Partei wollten deshalb bei der diesjährigen Präsidentenwahl in dem langjährigen Bundessenator Edmunds von Vermont einen als fähig und sittenrein erprobten Mann als ihren Candidaten für das Präsidentenamt ins Feld stellen; allein die Schaar der beutesüchtigen Politiker siegte und in James G. Blaine von Maine wurde von der Mehrheit der Republikaner ein Mann für das Präsidentenamt ernannt, der sich bei verschiedenen Gelegenheiten, namentlich aber als Sprecher des Repräsentantenhauses im Congresse, der Bestechung äußerst zugänglich gezeigt hatte. Mit Blaine wäre die personificirte Corruption in das „Weiße Haus" eingezogen; Blaine's Präsidentschaft wäre die zweite verschlimmerte Auflage von Grant's Administration gewesen, da ersterer an Schlauheit und Geriebenheit den letzteren weit übertrifft. Da erhob zur rechten Zeit ein Theil der republikanischen Partei in den Staaten Massachusetts und New-York einen feierlichen Protest gegen die Nomination von Blaine und deutete an, daß man für den Präsidentschafts-Candidaten der demokratischen Partei stimmen würde, wenn dieselbe den jetzigen Gouverneur des Staates New-York, Stephen Grover Cleveland, zu ihrem Bannerträger zu ernennen bereit wäre. Dies geschah bekanntlich. Cleveland hatte sich nämlich nicht nur in seinem jetzigen Amte, sondern auch in den Stellen, die er früher bekleidete, als einen ebenso fähigen, wie unbestechlichen Beamten gezeigt. Als nun der Wahlkampf in voller Hitze entbrannte, da durchreiste Blaine eine ganze Anzahl von Unionsstaaten und hielt als glänzender Redner eine Menge Reden. Im schneidenden Gegensatze zu Blaine blieb Cleveland ruhig im Staate New-York und waltete, wie bisher, gewissenhaft seines Amtes. Der Wahlkampf war ein so erbitterter, wie ihn das amerikanische Volk selten erlebt hat. Nicht ein einziges Mal bestieg Cleveland die Rednerbühne, um sich den Wählern zu empfehlen; auch sein Schreiben, in welchem er die ihm angetragene Candidatur annahm, war verhältnißmäßig sehr kurz und enthielt nur in gedrängter Kürze die Angaben der Principien, die ihn leiten würden, falls er berufen sei, den Präsidentenstuhl zu besteigen. Blaine's Annahmeschreiben war dagegen sehr wortreich und ausführlich. Eine der Ursachen, die den Wahlkampf zu einem so erbitterten machten, ist wohl darin zu suchen, daß Sittlichkeit gegen Unsittlichkeit, Unbestechlichkeit gegen Bestechlichkeit, Freiheits- und Vaterlandsliebe gegen Selbstsucht und Herrschbegierde in die Schranken traten. Es war vor allen Dingen die Fraction der „unabhängigen Republikaner", zu deren Hauptführern Karl Schurz zählt, welche von einem höheren Standpunkt aus, als die gewöhnliche Parteipolitik ihn zu schaffen vermag, in den Wahlkampf eingriff. Die Mitglieder dieser Fraction appellirten an das Gewissen des amerikanischen Volkes; und wie bei dem Ausbruche des Bürgerkrieges die Republikaner die Einheit und Freiheit der Union auf ihre Fahne schrieben und damit den Sieg gewannen, so waren es diesmal die Reinheit der Grundsätze und die Ehrlichkeit in der öffentlichen Verwaltung, welche die Demokraten als ihr Motto erkoren und damit

Digitized by Google

den Sieg an ihre Fahne fesselten. Nahezu ein Vierteljahrhundert hat die republikanische Partei das Heft der Regierung in Händen gehabt, und es ist fraglich, ob sie nach ihrer Niederlage noch längere Zeit als eine lebenskräftige Partei wird fortbestehen können. Des sittlichen Haltes in hohem Maße baar, ist es leicht möglich, daß sie in nicht zu langer Zeit zerbröckelt und zerfällt, wie eine Form ohne Inhalt. Die Einheit der Union ist jetzt ebensowenig gefährdet wie ihre Freiheit; nachdem die Neger gleiche bürgerliche und politische Rechte mit der weißen Bevölkerung erhalten haben, ist die Sklavenfrage als vollständig gelöst anzusehen, und die Ausgleichung der beiden Racen ist nur noch eine Frage der Zeit. Die demokratische Partei hat verschiedene Wandlungen erlebt und ist darüber nicht zu Grunde gegangen; die Berechtigung zu ihrer Fortexistenz wird sie aber wahrscheinlich in nächster Zukunft beweisen müssen, und zwar bei der Lösung der immer wichtiger und dringender werdenden Tariffrage. Ob die Tariffrage eine Veranlassung zur Neubildung politischer Parteien geben wird, lassen wir dahingestellt sein; der Freihandel zählt Anhänger unter den Republikanern, wie unter den Demokraten, wenn auch bei Letzteren in größerer Anzahl. Man redet davon, daß die Fraction der Unabhängigen unter der Präsidentschaft Cleveland's einen gewissen Antheil an der Regierung erhalten wird; etwas neues Blut könnte allerdings auch der demokratischen Partei nicht schaden, und fähige und ehrliche Männer zählen die Unabhängigen in ihren Reihen.

Zur Colonialfrage.

Von Alphons Thun.

Wenn wir uns aus der nationalökonomischen Literatur der neuesten Zeit zurückversetzen in jene der vierziger Jahre, so finden wir zu unserer tiefen Beschämung, daß selbst unsere modernsten Themata, wie Arbeiterversicherung und Colonialwesen, schon damals eine Behandlung erfahren haben, welche in vielen Punkten keineswegs der heutigen nachsteht. Insbesondere ist das mit der Colonialfrage der Fall. Die Bewegung in der Presse, sowie die Vereinsthätigkeit auf diesem Gebiete war vor einem Menschenalter eine durchaus lebhafte, und wenn auch die Ziele der praktischen Agitation damals andere waren als heutigen Tages (damals galt es die Beseitigung der unwürdigen Art der Auswandererbeförderung und die Schaffung nationaler Schifffahrts-Gesellschaften), so stehen wir doch in literarischer Beziehung gegenwärtig noch vollständig auf den Schultern der Schriftsteller der vierziger Jahre.

In das Jahr 1848 fällt nämlich das Erscheinen von Roscher's „Colonien, Colonialpolitik und Auswanderung". Mit diesem Werke sind im Wesentlichen alle Gedanken anticipirt worden, welche die deutsche Wissenschaft über das Colonialwesen zu Tage gefördert hat. Denn wenn auch auf die Ruhe eines Menschenalters in dieser Frage seit dem Jahre 1878 eine erneute Agitation durch Vereine und die Presse eingetreten ist, und es daher an Schriften jeglicher Art nicht gefehlt hat, ja wenn in der „Ueberseeischen Politik" von Dr. Hübbe-Schleiden auch ein beachtenswerther Versuch gemacht worden ist (1881), die Vortheile des Colonialbesitzes ziffermäßig nachzuweisen, so fehlt es doch immer noch an einem zusammenfassenden Werke, welches in systematischer Weise, gleich ausgiebig in theoretischer wie geschichtlicher Hinsicht, das Colonialwesen behandelte. So kommt es denn, daß Roscher in diesem Jahre sein Buch wieder erscheinen lassen kann*), ohne irgend namhafter Concurrenz zu begegnen. Nicht als ob seiner Arbeit keine Mängel anhafteten. Es leidet dieselbe vielleicht in noch höherem Grade als die übrigen Schriften des gleichen Verfassers an dem Notizenreichthum, welcher hier im Texte störender zu Tage tritt als in den Lehrbüchern, wo die Notizen sich mehr in den Anmerkungen verbergen. So erscheinen denn manche Seiten als Sammlungen von Lesefrüchten, welche alle an sich sehr interessant sind, jedoch mit dem Ganzen nicht in genügend begründetem Zusammenhange stehen. Ferner werden manche Leser ungern den durchgehenden Zug gewaltiger Ueberzeugung vermissen, welche auch Andere überzeugen will, die Zielstrebigkeit in der Darstellung. Roscher hat Nichts von einem Agitator; er ist der besonnene Forscher, welcher mit gleicher Ruhe Bedeutendes wie Unbedeutendes zusammenträgt und nebeneinander setzt, oftmals ohne seine eigenen Sympathien zu verrathen. Ganz anders sein Mitarbeiter Dr. Jannasch, welcher dem Werke einen dritten Abschnitt hinzugefügt hat. Mit wahrhaft dithyrambischem Schwunge leitet er seine Ausführungen über die deutsche Auswanderung und den Export ein. Hinreißend, begeisternd, weil selbst begeistert von seinem Thema, packt er den Leser an seinem Patriotismus. Aus jeder Zeile spricht der Mann der Action, des Schaffensdranges und der Kraft zu schaffen. Endlich sind zahlreiche Angaben des Roscher'schen Werkes, was er im Vorwort entschuldigend selbst anführt, gänzlich veraltet. So liest man denn, daß in neuerer Zeit Dies oder Jenes geschehen sei; man merkt aber bald zu seiner Enttäuschung, daß die vierziger Jahre, das Jahrzehnt des Erscheinens der ersten Auflage, damit gemeint sind. Ohne also blind zu sein gegen die Mängel des Buches, müssen wir doch fragen: wo existirt in der neueren deutschen Literatur ein Werk, welches sich in der umfassenden theoretischen und geschichtlichen Behandlung des Colonialwesens mit dem Roscher'schen messen könnte? Die Vollständigkeit in der Eintheilung der Colonien, in der Charakteristik ihres Wesens, der Art der Verwaltung sind nirgendwo sonst erreicht worden

Vergleichen wir noch das deutsche Buch mit dem eines französischen Verfassers, der auch bei uns ein wohlverdientes Ansehen genießt, mit dem Buche von Paul Leroy-Beaulieu: de la colonisation chez les peuples modernes (1882), so enthält dessen theoretischer Theil kaum irgend eine Lehre, welche nicht schon in unserem deutschen Werke zu finden wäre, das dem Franzosen wiederholt als Wegleiter gedient hat. Dagegen hat die französische Schrift den Vorzug, lesbar geschrieben zu sein und neue Daten zu enthalten; vor Allem aber ist die in dem ersten Theil steckende Arbeit nicht zu unterschätzen, da sie eine eingehende Uebersicht über die Colonien und die Colonialpolitik der verschiedenen Staaten gibt.

Verweilen wir einen Augenblick beim Roscher'schen Buche. Das Belehrendste darin für einen weiteren Leserkreis ist wohl seine Eintheilung der Colonien. So manche Differenzen in den täglichen Debatten lösen sich friedlich auf, wenn man bedenkt, wie grundverschiedene Arten Colonien es gibt, und wie verschieden deren Verhältnisse zu beurtheilen sind. Zunächst kommen die Militär- und Marinestationen in Betracht, wie St. Helena, Gibraltar, Malta, Perim, Aden, Fernando Po. Theils sind es Festungen, theils Ruhepunkte für die Schifffahrt, wo auf fernen Seereisen Ausbesserungen vorgenommen, Kranke ausgesetzt, Vorräthe an Wasser, Lebensmitteln und Kohlen eingenommen werden. Die Handelscolonien sind aus Handelsfactoreien hervorgegangen, angelegt an den Kreuzungspunkten großer Handelsstraßen wie Singapore, oder an sicheren Häfen in Ländern, wo der Handel sich noch in der Kindheit und in Unsicherheit befindet, oder noch um seine rechtliche Zulässigkeit zu kämpfen hat, wie Hongkong und die zahlreichen Niederlassungen an der Küste Asiens und Afrikas. Solche Handelscolonien gehen, wie einstmals die hanseatischen, unter, wenn der eigene Handel der colonisirten Länder sich hebt; sie können aber auch auf lange hinaus sich erhalten, falls die barbarischen Zustände des Landes unverändert bleiben. Eine dritte Gruppe bilden die Pflanzungs-Colonien, die Treibhäuser Europas, in tropischen Klimaten gelegen, mit einem natürlichen Monopol für die Production von Zucker, Kaffee u. dgl., wie Java, Cuba und Ostindien. Hier erfordert die Cultivation, wie Hübbe-Schleiden sie nennt, viel Capital, aber wenig Einwanderer. Die Einwanderer sind Capitalisten und Unternehmer sammt dem Aufsichts- und Hülfspersonal, welche Plantagen anzulegen, und wofern unfreie Arbeit unzulässig ist,

*) Wilhelm Roscher und Robert Jannasch: Colonien, Colonialpolitik und Auswanderung. Leipzig. Winter.

Digitized by Google

die Eingeborenen zur freiwilligen Arbeit zu gewöhnen haben. Wie schwer das fällt, hat Wörmann in seiner bemerkenswerthen Rede auf der Versammlung des Colonialvereins deutlich genug auseinandergesetzt. Allein er fügte hinzu, daß seit der Aufhebung des Sklavenhandels an der Westküste Afrikas die Neger im Verlaufe der letzten Jahrzehnte mit zunehmender Sicherheit ihrer Person und wachsender Lust nach europäischen Waaren sich zur Ansiedelung und freien Arbeit bequemten. Verwandt mit den Pflanzungscolonien sind die Bergwerkscolonien, welche gleichfalls auf dem natürlichen Reichthum, und zwar an Metallen und Mineralien, beruhen und das Object capitalistischer Ausbeutung sind. Die wichtigste Art der Colonien sind die Ackerbaucolonien. Hier muß die Urbevölkerung eine dünne und wenig widerstandsfähige sein, das Klima gleichartig dem des Mutterlandes, und das Land bequem zu erreichen. Auch muß die Colonie ein großes Hinterland besitzen, um eine Masseneinwanderung aufnehmen zu können, ohne bald von der ex- zu der intensiven Cultur übergehen zu müssen, wozu es an Arbeitskräften und Capital fehlt. In diesem Falle handelt es sich um eine Einwanderung von Arbeitskräften, mit verhältnißmäßig geringem Capital, welche das Land roden und bebauen müssen, wie solches in den Vereinigten Staaten, Australien, Canada geschehen ist. Endlich nehmen die Strafcolonien eine ganz besondere Stelle ein.

Aus dieser flüchtigen Skizzirung der Colonien ergibt sich, daß das Urtheil über die einzelnen Arten derselben durchaus verschieden ausfallen muß, da, wie gesagt, ihr Wesen, ihre Ansprüche an Capital und Arbeitskraft und ihre politischen Verhältnisse völlig von einander abweichende sind. Die deutsche Politik hat sich bisher blos auf das Protectorat von Handelsfactoreien an der Sklavenküste und im Kamerungebiet und von Bergwerksunternehmungen und Handelsniederlassungen in Lüderitzland erstreckt; auch scheinen Erwerbungen von Kohlenstationen in Aussicht zu stehen. Im Wesentlichen handelt es sich also um die Beförderung deutscher Schifffahrt und deutscher Handels- und Bergwerksunternehmungen, um die Hebung deutschen Exports, um den Schutz capitalistischer Interessen, um eine Ergänzung jener Politik, welche im Inlande die Industrie und Schifffahrt durch Schutz- und Unterscheidungszölle zu heben bestrebt ist. Nicht einmal von Pflanzungscolonien kann man reden, auf deren Einrichtung man angesichts der von Wörmann hervorgehobenen Schwierigkeiten wohl noch lange wird warten müssen, noch viel weniger von Ackerbaucolonien, welche Lüderitz auf seinem Gebiete auf lange Zeit hinaus für Zukunftsmusik erklärte. Von einer Regelung der deutschen Auswanderung seitens des Reiches ist nicht die Rede, auch nicht von einer Hinüberleitung derselben in Bahnen, wo die Arbeitskraft und Capitalien dem Mutterlande in nationaler wie wirthschaftlicher Hinsicht erhalten bleiben. Selbst das Verbot der Auswanderung nach Süd-Brasilien ist noch nicht aufgehoben worden. Die Colonialpolitik kommt also vor der Hand dem capitalistischen Interesse zu Gute; damit beschränken sich die günstigen Wirkungen derselben.

Seien wir jedoch zufrieden mit dem so unerwarteten Gebotenen. Unter obwaltenden Verhältnissen war dieser Anfang gewiß der zweckmäßigste, und es ist ein Glück, daß dem sich mächtig regenden nationalen Wunsche nach Colonien Genüge geleistet worden ist. Allein viel bleibt noch für unsere Auswanderung und unseren Export zu leisten, und über diese Fülle bietet uns der umfangreiche Abschnitt Auskunft, welchen Dr. Jannasch dem Roscher'schen Werke hinzugefügt hat. Selten hat ein competenterer Schriftsteller die einschlagigen Fragen behandelt. Als Gründer und Vorsitzender des Centralvereins für Handelsgeographie, als Redacteur der Wochenschrift „Export" hat er in erster Reihe zu denjenigen Männern gehört, welche seit dem Jahre 1878 die Colonialfrage in Fluß gebracht haben. Aus der Masse des von ihm Gebotenen hebe ich auch hier nur einen Punct hervor, den Erlaß eines Reichs-Auswanderungsgesetzes. Es ist die höchste Zeit, daß in dieser Hinsicht etwas geschieht. Die bunte Mannigfaltigkeit der oft unzulänglichen particularen Gesetzgebung sollte verschwinden, und diese wichtige Angelegenheit eine einheitliche und eingehende Regelung erfahren. Jannasch hat Recht, wenn er das Uebel des Agententhums darin erblickt, daß dasselbe, im Solde von Dampfschifffahrtsgesellschaften, amerikanischen Landspeculanten und Eisenbahncompagnien stehend, einen wesentlichen Einfluß auf die Wahl des Zeitpunctes und des Zieles der Auswanderer geltend macht, ohne daß dieser Einfluß stets ein heilbringender gewesen wäre. Es wird angesichts der von ihm angeführten Umstände wohl verständlich, daß er dazu gelangt, der Verstaatlichung der Auswanderungsbeförderung das Wort zu reden. In der That, ein schöner Gedanke, dieses gemeine Speditionsgewerbe zu der Höhe eines großen öffentlichen und nationalen Berufes zu erheben! An der Spitze ein Reichsamt für Auswanderungswesen, welches die fur Colonisation sich eignenden überseeischen Gegenden untersuchen läßt und dieselben durch Flugschriften und Karten bekannt macht. Davon abhängig ein paar Dutzend Auswanderungsämter in den Hauptplatzen des Reiches für den Verkauf der Auswandererbillete und die Feststellung der einzuhaltenden Routen. An den Haupt- und Endstationen, in den Häfen und wichtigsten überseeischen Städten endlich Reichscommissare, welche die schnelle Beförderung sichern und der Ausbeutung unserer Landsleute vorbeugen. Diese uninteressirten Beamten vermöchten den durch die günstige Conjunctur im Coloniallande gebotenen Zeitpunkt anzugeben, die passenden Gegenden zu empfehlen und durch Vereinbarung mit den Verkehrsanstalten billigere Beförderungsbedingungen zu erzielen.

Gegen dieses Zukunftsbild vermag ich principielle Bedenken nicht zu erheben; ja, ich glaube sogar, daß die Errichtung eines Reichsamtes für Auswanderungswesen und die Ernennung einer größeren Anzahl Auswanderungscommissare zu den dringendsten Obliegenheiten der Reichspolitik gehören. Nur gegen die Verstaatlichung des Agententhums kann ich einige Einwendungen nicht unterdrücken, welche in den gegenwärtigen Verhältnissen wurzeln. Zunächst sind dieselben politischer Natur und erscheinen mir um so begründeter, als ja, wie bekannt, der Hauptstrom der Auswanderung aus den östlichen Provinzen Preußens und aus Mecklenburg fließt. Wer aber wollte gerade dort Beamten einen bestimmenden Einfluß auf die so ungern gesehene Auswanderung zuweisen?! Ferner fehlt es Deutschland vor der Hand, und voraussichtlich noch auf längere Zeit, an passenden Ackerbaucolonien, nach welchen die Auswanderung mit ruhigem Gewissen geleitet werden könnte. Inzwischen erscheint es aber sehr fraglich, ob das Reichsamt eine genügende Auswahl der Auswanderungsziele schaffen würde. Gegenwärtig bietet die Concurrenz der Agenten eine große Auswahl. Das hat seine Schattenseiten, aber unleugbar auch seine Vorzüge. Ich vermag demnach einer Verstaatlichung des Agententhums nicht das Wort zu reden, freilich ohne darum die mit demselben verknüpften Uebelstände zu verkennen. Zu diesen zähle ich gerade auch die übergroße Zahl der concessionirten Auswanderungsunternehmungen, von welchen dann, von der Concurrenz dazu gezwungen, die Einen überall auch dort Agenten unterhalten, wo es die Anderen thun; diese Agenten ihrerseits suchen einander im Anwerben von Auswanderern zu überbieten. So sind z. B. in Baden elf Auswanderungsunternehmungen mit insgesammt 513 Agenten concessionirt, während in der größeren, stärker bevölkerten und eine größere Anzahl Auswanderer stellenden Schweiz zehn Unternehmungen mit blos 273 Agenten bestätigt worden sind. Und doch führt daselbst der Bundesrath wiederholt Klage darüber, daß die mit einander concurrirenden Agenten die Leute durch allerlei Vorspiegelungen zur Auswanderung aufmunterten, namentlich, wenn dieselben Inhaber von Wirthschaften wären. Es erscheint mir dringend geboten, anknüpfend etwa an das schweizerische Auswanderungsgesetz und an die strengeren badischen und württembergischen Bestimmungen, ein Reichsgesetz über das Auswanderungswesen zu erlassen, wozu der kürzlich verstorbene Abgeordnete Friedrich Kapp im Reichstage bereits einmal — leider vergeblich — die Initiative ergriffen hatte.

Die Betrachtungen, welche sich an das von Roscher und Jannasch herausgegebene Werk über Colonialwesen anknüpfen, sind zahllose; sie beweisen, wie anregend und belehrend das Buch geschrieben ist.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Die Möglichkeit einer Weltsprache.

Von F. G. Schultheiß.

Man hat in jüngster Zeit mehrfach den Schmerzensruf ausgestoßen, daß die Vorliebe jeder Nation für ihre Sprache nachgerade anfange, Unsinn zu werden, wenn Finnen, Magyaren, Portugiesen, Russen, Dänen, Slovenen auch in wissenschaftlichen Veröffentlichungen von Akademien eigensinnig auf ihrem Idiom beharrten. Die Sprache vereine, aber die Sprachen trennten. Und dies gilt ja doch nicht blos für wissenschaftliche Angelegenheiten; zu nahe ist der Schauplatz der erbitterten Kämpfe zwischen den Angehörigen verschiedener Sprachen, für den unbefangenen Beurtheiler halb lächerlich, halb traurig, zu augenscheinlich die unfruchtbare Verschwendung an Kraft und Streben; an die Stelle des religiösen Fanatismus scheint der sprachliche Fanatismus zu treten. Wem fiele nicht die sinnreiche Erzählung vom Thurmbau zu Babel ein!

Wer hierin eine Analogie mit der Verdrängung des Lateinischen als allgemeiner Gelehrtensprache suchen wollte, würde einen gewaltigen Unterschied übersehen. Dort konnte das alte Gefäß den veränderten und vermehrten Begriffen nicht mehr genügen, die monumentale Hülle trat in Widerspruch zu den gährenden, wechselnden Vorstellungen; hier wird auf sinnlichen Volkssprachen hastig ein Schwarm fremdwüchsiger Begriffe und Anschauungen gezüchtet, wie die magyarische Sprache „seit 1867" mit der Terminologie für sämmtliche Zweige des modernen Culturlebens ausgestattet ist. Dazu gehört auch die Einführung eines slovenischen Gymnasialunterrichtes, bevor man Lehrmittel dafür besaß.

Angesichts solcher Umstände fühlt man sich allerdings versucht, ein internationales Verständigungsmittel zu wünschen und kann solchen Bestrebungen den Anspruch, zeitgemäß zu sein, nicht ganz abschneiden, wenn sie auch in so befremdender Weise auftreten, wie die Weltsprache volapük des katholischen Pfarrers Schleyer in Litzelstetten am Bodensee. Derselbe hat eine Grammatik der von ihm erfundenen Sprache in dritter Auflage herausgegeben, es erscheint ein Weltspracheblatt zur Verbreitung derselben und er arbeitet an einem Wörterbuch für die sieben Hauptsprachen: weltsprachlich, lateinisch, englisch, französisch, deutsch, spanisch und russisch. Auf dem letzten Kongreß der Weltsprachfreunde in Friedrichshafen-Buchhorn fanden sich immerhin nach freilich parteiischer Schätzung zweihundert Anfänger ein.

Der Gedankengang des Erfinders, der sich von seinen Gefolgen den größten Wohlthätern der Menschheit beizählen läßt, ist der gleiche, wie er jedem phantasiebegabten Tertianer eigen ist, den die zahlreichen Unregelmäßigkeiten seines Buttmann, Zumpt oder Engelmann ärgern. Warum muß es denn zwei Aoriste geben, einer wäre ja ausreichend. Zu was braucht denn das Griechische überhaupt einen Aorist, da doch das Lateinische auch keinen hat. Warum hat denn das englische bad im Comparativ worse? Zu was nützen solche Unregelmäßigkeiten? Könnte man nicht den Plural von Esel, Kalb, Schaf, Maus gleichmäßig bilden? Eine derart vereinfachte Sprache baut nun der Erfinder auf das Englische auf, dem schon Jacob Grimm wegen seiner Kraft und Fuge, wie seiner Verbreitung die Vorherbestimmung zur dereinstigen Weltsprache zugestand. Sie wird noch dadurch verbessert, daß alle Silben auf möglichst wenig Laute oder Buchstaben zurückgeführt werden, deren 28 übrig bleiben; die Diphthonge haben aufgehört zu sein, doch werden die Umlaute sehr viel verwendet. (Volapük geht hervor aus world und speak.) Der Bartholomäusnacht der tyrannischen Grammatiken entgeht nur eine Declination mit vier Casus (Endungen im Singular — a é i, im Plural s as es is), Comparativ und Superlativ werden durch ikum und ikün gebildet. Das weibliche Geschlecht ist endgiltig als Ergänzung des männlichen durch das Präfix ji festgesetzt. Auch nur noch eine Conjugation bleibt fortbestehen, welche ihre Tempora durch Präfixe bildet, ä Imperfect, e Perfect, i Plusquamperfect, o Futur, u Futurum exactum — im Passiv pä, pe, pi ꝛc. Der Aorist mit ai, äi bezeichnet „andauernd". (!) Die Personalendungen sind Suffixe, ebenso die Modi. Infinitiv, Particip, Imperativ, Optativ und Conjunctiv giebt es in allen Zeiten; so ist i—löf—obös Optativ Plusquamperfecti; mochte ich geliebt haben (?) elogoföls—li—la? heißt sogar: Frauen, die etwa möchten gesehen haben? „Welche Kürze, Feinheit und Geschmeidigkeit unserer Allsprache!" — setzt der Erfinder hinzu — „hier giebt es zu denken." Allerdings! Diese Beispiele werden genügen, um das System zu kennzeichnen. Es ist eine agglutinirende, an die liliputische Swifts erinnernde Sprache, ohne Ausnahmen, das Englische zurückgezwungen auf die zweite Stufe der Sprachentwicklung. Die Vorzüge, welche Max Müller den Türken seiner Sprache beimessen läßt, treffen hier zu.

Von dem Nutzen dieser neuen Sprache ist nun der Erfinder natürlich überzeugt. In den 30 Seiten „lobender Ausschnitte" und Briefe seiner Anhänger wird die Weltsprache mit den Noten der Musik verglichen. Auf dem Tag von Ulm (23. April 1883) ward der Vorschlag gemacht, ein internationaler Congreß aller Regierungen sollte sich — wie für einen Weltpostverein — für die Einführung dieser Weltsprache entscheiden, deren Grammatik in 8 Tagen gelernt werden könne. Also bloß noch 8 Tage (höchstens 3 Monate nach Ansicht des Erfinders) und alle nationalen Reibungen zu Ende, ewiger Völkerfriede, wie vor dem Thurmbau zu Babel! Auch zum Singen ist sie vorzüglich geeignet wegen ihres Wohlklangs, sowie wegen ihrer vielen Gleichklänge auch zur Poesie! Die Grammatik enthält Uebersetzungen der bekanntesten Nationalhymnen; auf dem Friedrichshafener Congreß wurde auch eine neugedichtete Weltsprachehymne gesungen. So sehr wir im Interesse des menschenfreundlichen Erfinders und seiner begeisterten Anhänger fürchten, daß die Nachwelt das Urtheil des Reichspostmeisters Dr. Stephan rechtfertigen wird, der, von dem eingeschlagenen Wege keinen Erfolg erwartend, die Keime eines internationalen Verständigungsmittels vielmehr auf dem Gebiet der Telegraphie ahnen will — würden wir doch unsere Betrachtung für ungerecht halten, wenn ein Hinweis auf frühere Bestrebungen ähnlicher Art unterbliebe — ohne hier eine Vollständigkeit des geschichtlichen Materials in Anspruch zu nehmen.

Leibniz, welcher wünschte, daß es nur eine Sprache in der Welt gäbe, weil dann in der That das menschliche Leben um den dritten Theil zunehmen würde, der auf die Erlernung der Sprachen verwendet würde, hat sich von seiner Jugend an mit dem Problem einer allgemeinen Charakteristik, der spécieuse générale, beschäftigt, die er dem Infinitesimalcalcül zur Seite setzt, leider ohne daß mehr als ein Entwurf daraus geworden ist. Alle menschliche Denkbethätigung (Ratiocination) würde durch gewisse Zeichen vervollkommnet. Nicht nur die Dinge selbst, sondern auch die Vorstellungen derselben können und sollen dem Geist nicht immer deutlich gegenwärtig sein, und darum werden der Kürze wegen Zeichen für sie angewandt. In den Unvorgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache, erscheint sein Gedankengang: Gleichwie man sich an des Geldes Statt der [Wechsel] Zettel bedient, also thut auch der Verstand mit den Bildnissen (*ἰδέα*) der Dinge, zumal wenn er viel zu denken hat, daß er nämlich Zeichen dafür braucht — deshalb sollten die Worte gleichsam als Wechselzettel des Verstandes wohl gefasset, wohl unterschieden, zutauglich, häufig, leichtfließend und angenehm sein. — Es haben die Wißkünstler (Mathematiker) eine Erfindung der Zeichenkunst, davon die Algebra nur ein Theil. — Es haben die Alten mit der Kabbala viel Wesens gemacht und Geheimnisse in den Worten gesucht, und die würden sie in der That in einer wohlgefasseten Sprache finden, als welche dienet nicht nur in der Wißkunst, sondern für alle Wissenschaften, Künste und Gewerbe. Demnach ist die Kabbala im rechten Verstand und Gebrauch der Worte zu suchen. Das Ideal einer Sprache, welche das Denken erleichtern soll, geht hinüber in das Problem einer Art Algebra des Denkinhalts. Alle menschlichen Dinge müßten sich in wenige primitive Gedanken auflösen lassen, denen ent-

Digitized by Google

sprechende Charaktere anzuweisen wären; daraus ließen sich die Charaktere abgeleiteter Begriffe bilden und nur diesen ihre Werthe ermitteln. Diese Algebra konnte Leibniz nur auf sein System — soweit man von einem solchen reden kann — gründen, und er hat sich nicht gescheut, dadurch dasselbe für alle Zeiten als bleibende Grundlage zu erklären. (Brief an Burnet 1697.) In einem anderen Brief an Montmort erscheint es ihm nicht schwer, diese Charakteristik oder Sprache zu erfinden oder zu gestalten. Er wünscht nur Gehülfen, die es dann in fünf Jahren ausrichten könnten. In zwei Jahren würden sie die in das Leben einschlagenden Doctrinen Moral und Metaphysik in einem unwidersprechlichen Calcül liefern. Ueber solche dunklen Andeutungen ist sein umfassender und gährender Geist freilich nicht hinausgekommen.

Es läßt sich vermuthen, daß Leibniz das merkwürdige Buch des Bischof Wilkins „Essay towards a real charakter and a philosophical language 1668" nicht unbekannt gewesen sei. Wilkins war eines der ersten Mitglieder der königlichen Gesellschaft, und sein Buch wurde von deren Buchdrucker gedruckt.

Der I. Theil desselben, Prolegomena auf dem Standpunkt damaliger Sprachwissenschaft, verbreitet sich über die Verschiedenheit der Sprachen, die Veränderungen derselben am Beispiel des englischen „Vater unser" erläuternd, über die Schreibung, über die Unregelmäßigkeiten und Unvollkommenheiten der Sprachen und kommt dann auf den Plan einer Universalsprache. Die Theorie soll sich der Natur der Dinge anschließen. Deshalb ist der II. Theil einer sachlichen Eintheilung des englischen Wörterbuches gewidmet.

Er hält sich hierbei an die Kategorien der Logik, von denen er die fünf: Substanz, Quantität, Qualität, Handlung, Verhältniß, hinübernimmt und dann wieder in Unterabtheilungen, genera, zerlegt; diese liegen dem System der Sprache zu Grunde. Doch findet er noch allgemeinere Bezeichnungen als die Kategorien und stellt sie deshalb voraus. So heißen die vier ersten der 40 genera: transcendental general transcendental, mixt relation transcendental relation of action discourse (Grammatik und Logik). Ebenso stehen über den Kategorien als 5. genus der Schöpfer und als 6. die Welt. Dann folgt die Eintheilung der Substanz (genus 2—20), der Quantität (21—23, Größe, Raum, Maß), der Qualität (24—28), der Handlung oder Thätigkeit (29—32) und des Verhältnisses (33—40). Die genera zerfallen nach unterscheidenden Merkmalen in differences, z. B. genus 8 Steine, in vulgarmiddlepriced - precious less transparent-more transparent-dissolvible - indissolvible. Die Differenzen wieder in Species. Nachdem so der ganze Sprachschatz systematisirt ist (Uebersicht auf Seite 23 des Buches), folgt die Bezeichnung modificirter Begriffe; sheep verbunden mit der transcendentalen Partikel officer gibt z. B. shepheard, mit aggregate: flock.

Der III. Theil enthält eine natürliche Grammatik ohne Besonderheiten und Unregelmäßigkeiten. Er unterscheidet nun Integrale, die allein im Verzeichniß enthalten sind, und Partikel, Hilfswörter, wozu auch die Bezeichnung der Modi und Zeiten gehört. Er führt die transcendentalen Partikeln an, welche ein Integral z. B. metaphorisch machen, seinen Ort angeben oder die Wissenschaft von ihm ausdrücken. Besonders merkwürdig ist die Orthoepie, er versucht eine phonetische Schreibung des Englischen, in der er das Vaterunser und das Credo gibt, dann stellt er zwei neue Alphabete auf, ein vereinfachtes in systematischer Ordnung und ein zweites, in dem er die Stellung der Sprachorgane im Lautzeichen nachzuahmen sucht. An die Tafel mit anatomischen Zeichnungen darf freilich nicht der Maßstab jetziger Lautphysiologie gelegt werden.

Im vierten Theile trachtet er nach einer Schrift, welche, vergleichbar den Hieroglyphen oder chemischen Formeln, nicht den Laut, sondern den Begriff bezeichnen und in jeder Sprache gelesen werden könnte. Jedes Genus von den vierzig seines Systems erhält ein Zeichen; Striche in verschiedenen Winkeln bezeichnen vorn die Differenz, hinten die Species, mannigfache andere Zeichen, Häkchen, Schlingen, Kreuzchen u. dgl., bezeichnen die modificirenden Partikel. Als Beispiel dient wieder ein Vaterunser in dieser Schrift.

Dann erst folgt die Schreibung seiner künstlichen Sprache in der gewöhnlichen Lautschrift. Jedes der vierzig Genera enthält eine Wurzelsilbe; (dα be sy ꝛc.) die Differenzen bezeichnet an dritter Stelle ein hinzugefügter Consonant (in der Reihenfolge b d g p t c z s n), die Species einer der sieben Vocale α (kurzes a) a e i o ov (u) y (dyn-done) yov yi (thy our). So bezeichnet de Element (Kl. 7) deb Feuer (1. Diff.) detα Hof um den Mond (2. Species). Das Adjektiv bezeichnet ein eingeschobenes ov; do Stein, dovo steinig; ein vorgesetzter Vocal das Gegentheil: dab Geist, odab Körper. Die Partikel werden durch eigene Silben bezeichnet. In dieser Sprache gibt er dann wieder das Vater unser und das Credo. Hαι coba ovov (who) ια ril dad: αι bezeichnet die erste Person Plus. des Pron., H das possessiv, coba: co ist die Wurzelsilbe für oeconomical relation, b die erste Differenz, a zweite Species unmittelbarer Ascendent also Vater. ovov bezeichnet who und which, ια praesens d. copula ohne Personenbezeichnung, ril ist in, dad-da Genus Welt d zweite Differenz. Himmel. Oder ein anderes Beispiel: Sovemtyov. Se Genus richterliche Beziehung t 5. Differenz yov 9. Species, crucifying, das eingeschobene ov Adjectiv, m Passiv, also crucified.

Diese Beispiele werden genügen, um dem Scharfsinn und grübelnden Fleiße des Bischofs gerecht zu werden, der eine künstliche, philosophische Sprache zu Stande gebracht hat, wenn man sein System der Eintheilung mit in den Kauf nehmen will. Doch ist auch er nicht der erste, der solchen Verbesserungen der natürlichen Sprachen nachsann. Der Scholastik, welche mit dem Latein des Cicero so gewaltthätig umsprang, um es in Wörtern wie haeccitas oder perseitas ihren Zwecken dienstbar zu machen, welche die syllogistischen Formeln ausklügelte, mußte auch dieser Gedanke sich eröffnen. Doch müssen wir es uns hier versagen, diese Zusammenhänge nachzuweisen.

Alle diese Versuche machen freilich auf Jeden, der über das Wesen der Sprache nachgedacht hat, den Eindruck lebensloser Hirngespinste; wie der Homunculus im Faust in der Studirstube erzeugt, verträgt ihre zarte und feine Structur nicht die Berührung mit der Wirklichkeit. Die Sprache ist eben etwas Anderes als eine über den fertigen Gedanken gezogene Hülle; sie stehen im innersten Zusammenhang; ursprünglich eins wie Inhalt und Form, Geist und Leib, reißt nur die Betrachtung sie auseinander. Je höher und umfangreicher die Sprachgewalt, desto tiefer und rascher ist auch das Denken, wie beim Einzelnen, so bei den Völkern.

Wenn in der That der wechselnde Verkehr der Völker das Bedürfniß eines Verständigungsmittels hervorbringt, so wird auch aus der Natur der Dinge heraus die Befriedigung kommen. Eine lebendige Sprache verträgt so viele individuelle Schattirungen, daß sie zwischen Menschen wie verschiedener Bildung, so auch verschiedener Aussprache immer noch eine Verständigung möglich macht. Oder ist das Englische des Negers, wofür doch selbst Grammatiken vorhanden sind, die Sprache Shakespeare's oder Buckle's? das Corporalsdeutsch im österreichischen Heere die Goethe's oder Grimm's? Wo immer verschiedene Sprachen und verschiedene Bildungsstufen, ja Arten Vorstellungen zu fassen und auszudrücken zusammentreffen, bildet sich durch den Zwang der Noth ein Compromiß, eine Vereinfachung durch Aufgaben des Charakteristischen und Trennenden und nicht zum Vortheil des Höherentwickelten. Das ist das Lallen des Kindes, auf das die Amme eingeht; das das gebrochene Englisch des ungebildeten Negers. Wie der Handel in der Levante das Italienische mit vorderasiatischer Sprechweise zur lingua franca gestaltete, so hat der ostasiatische Handel zwischen Engländern und Chinesen eine Kreuzung zwischen den beiden Sprachen hervorgebracht, die, oft mit einander verglichen, doch durch den ganzen Verlauf menschlicher Sprachentwickelung verschieden sind. Das Pidgin-Englisch (von business) hat sich zum Verkehrsmittel zwischen beiden Völkern, ja zwischen Chinesen verschiedener Dialekte entwickelt. Dem Chinesischen zu Liebe ist jede Flexion ersetzt durch Hilfszeitwörter, das dem Chinesischen mißliche r

Digitized by Google

meist durch I vertreten; für I me my mine we our ours genügt my. Wie das Chinesische classificirende Wörter einschiebt, heißt es hier one piece man ein Stück Mann. Kurz, das Englische ist hier noch über Schleyer hinaus auf die isolirende Sprachstufe gebracht. Und auch diese Mischsprache gestattet sich den Luxus der Ansätze zu literarischer Verwendung.

Unter gleichen Verhältnissen entsteht immer dieselbe Erscheinung, eine Bastardbildung zwischen den verschiedenen Denk- und Ausdrucksweisen. Und wie das unbeholfene Lallen des Kindes im Fortgang seiner geistigen Entwickelung flüssiger und geläufiger wird, so wird auch das Ideal einer Weltsprache nur mit und durch den Fortschritt der Cultur in Wirklichkeit treten können in unendlich vielen Abstufungen und Mischsprachen, vielleicht zusammengehalten durch den ununterbrochenen Bestand einer Schriftsprache als Gefäß des Bildungsideals.

Max Müllers Biographische Essays.

Von Robert Lutz.

„Aus Orient und Occident wunderbar gemischt", wie es von Goethe's Westöstlichem Divan heißt, so ist auch das soeben in London veröffentlichte neueste Buch unseres Landsmanns Professor Max Müller in Oxford. Dasselbe ist betitelt: Biographical Essays (London, Longmans, Green & Co.) und enthält eine Sammlung von Aufsätzen, welche Müller in den letzten Jahren geschrieben und zum größeren Theil schon an verschiedenen Stellen veröffentlicht hat. Seine Lebensmittheilungen erstrecken sich auf einen Kreis von Männern, welchen Müller als Forscher, Lehrer oder Freund nahe gestanden hat; die meisten der Biographien sind Rückblicke auf bereits abgeschlossene Leben. Die Einen sind Hindus und Japanesen, die Anderen Europäer. Mit Ausnahme des englischen christlich-socialen Reformers Charles Kingsley sind sämmtliche der im Buche versammelten Männer an dem Werke der vergleichenden, vom Sanskrit ausgehenden Sprachforschung, sei es als Philologen (wie Mohl und Colebrooke), sei es als Religionsphilosophen (wie Bunsen), oder aber als Religions-Reformatoren ihrer indischen Heimath betheiligt. In der Lebensbeschreibung dieser letzteren, in Deutschland wohl nur Wenigen dem Namen nach bekannten Männer, liegt gewiß für die Meisten das Neue und Fesselnde der Essays-Sammlung. Wir sehen uns auf einmal einer Reihenfolge von Reformatoren gegenübergestellt, welche für den Fortschritt der Religionsentwickelung in Indien und Japan und damit auch in der christlichen Welt überhaupt, eine ähnliche Bedeutung haben, wie unsere Calvin, Luther, Zwingli für das Abendland.

Seit einem halben Jahrhundert oder etwas länger ist in Indien eine vielverheißende religiöse und sociale Bewegung im Gange. Die bedeutendsten Urheber und Führer derselben sind der 1833 auf englischem Boden gestorbene Rajah Rammohun Roy, und der 1884 gestorbene Keshub Chunder Sen. In Rajah Rammohun Roy lernen wir einen Brahmanen kennen, dessen Lebenszweck die Wiederherstellung der alten indischen Religion war, die in der Bibel der Indier, in dem ältesten Buche der arischen Race niedergelegt ist. Aus der götzendienerischen Vielgötterei der herrschenden orthodoxen Hindureligion hatte sich der Rajah zu dem Glauben an einen Gott geflüchtet. Angezogen durch die Lehre des Christenthums, welche er in der Berührung mit den Beamten der ostindischen Verwaltung, in deren Diensten er einen Posten begleitete, hatte kennen gelernt, war er nach England gegangen, um das Christenthum in voller Wirksamkeit zu betrachten und zu studiren. Aber schon nach kurzem Aufenthalt in England starb der Brahmane, dessen Besuch Müller als einen wichtigen Anknüpfungspunkt zwischen den blutsverwandten Gliedern der arischen Völkerfamilie bezeichnet. „Er war", schreibt er, „der würdigste Vertreter des südöstlichen Zweiges der arischen Familie, der herüber kam nach dem fernsten Ausläufer des nordwestlichen Zweiges des arischen Volkes in Europa, um von Neuem die alten Beziehungen unter den Brüdern einer Race anzuknüpfen."

Noch einen Schritt weiter als der Rajah, der in Indien die Gemeinde der Brahma Samâj gegründet hatte, die seine Anhänger um sich schaarte, ging Debendranath Tagore. Derselbe ließ in den vierziger Jahren einige junge Brahmanen die damals noch schwer zugänglichen Texte der Veden studiren, und die Folge der angestellten Kritik war, daß die Brahma Samâj den Veden, welche noch mehr als unsere Bibel voll menschlicher Irrthümer und Unzulänglichkeiten sind, eine göttliche, d. h. übernatürliche Herkunft absprach. Aber während Debendranath Tagore bei diesem Schritte stehen blieb und bemüht war, seiner Secte ihren national-indischen Charakter unter Beibehaltung gewisser hergebrachter Formen und Gebräuche zu erhalten, trat in seinem Freunde Keshub Chunder Sen ein Mann auf, der in apostolischem Feuereifer revolutionärer vordrang und das Banner seines Glaubens auf die Höhe eines internationalen weltbürgerlichen Standpunktes, woselbst sich die Bibel und der Koran mit den Veden berührten, aufzupflanzen trachtete. Dieses Vorgehen hatte die Spaltung der Samâj in ein conservatives und ein freisinniges Lager zur Folge. Auch Keshub Chunder Sen hat England besucht, wo er wie sein großer Vorgänger der Gegenstand der Aufmerksamkeit in den gelehrten und politischen Kreisen war. Müller machte seine Bekanntschaft, die zu einer Freundschaft bis ans Ende wurde, in deren tief ernsten sittlichen Gehalt wir einen Einblick erlangen durch den von Müller mitgetheilten Briefwechsel zwischen ihm und dem indischen Reformator. Die beiden Männer führen in demselben religionsphilosophische Gespräche, die zum Schönstne dieser Art gehören. Es berührt wundersam, den deutschen Sanskritforscher zu dem Inder über das Wesen Christi, über die Kant'schen Begriffe des Unendlichen, über die Evolution der Religionen u. A. reden zu hören; und darauf die Antworten Keshub's, der mit großem Scharfsinn einen fast deutschen mystischen Tiefsinn verbindet. Müller zeigt sich in den Briefen an Keshub als einen vollständigen Freidenker, an dem ein D. Fr. Strauß seine Freude hätte. Er bringt uns die Person Christi und das Wesen des Göttlichen wunderbar nahe. „Wenn man", schreibt er, „von Christus nicht als ganz menschlich spricht, macht man ein neues Idol aus ihm und wird die wahre Seele der Religion zerstört. Andere Propheten haben versucht, uns Gott zu offenbaren: Christus aber hat uns offenbart, was der Mensch ist, und das ist die größte Offenbarung, welche alle Christen in ihrer ursprünglichen Reinheit festhalten müssen. Jeder hat die Aufgabe, seinen eigenen Christus zu entdecken. Das mußten auch die Apostel thun." Unmittelbar an diese Betrachtung knüpft Müller eine Ermahnung, sich einer schlichten Ausdrucksweise für göttliche Wesen und Dinge zu befleißigen. Ein großes Hinderniß für das Aufkommen einer geläuterten Auffassung des Göttlichen bei den Indern sei deren Vorliebe für die Superlative. Ueber Uebertreibungen und Ueberschwenglichkeiten des Ausdruckes urtheilt Müller wie der feinfühlende Amerikaner Emerson in einem seiner Essays gethan. Das wahrhaft Große und Erhabene kann nur gewinnen, wenn man sich darüber in einfachen Worten ausläßt.

Müller läßt dem orientalischen Geiste die größte Gerechtigkeit widerfahren. Er beklagt den europäischen, speciell den englischen Hochmuth, der von oben herab über Indien urtheilen zu dürfen glaubt, weil England Indien erobert und beherrscht habe. Wie mancher Schriftsteller verbreite sich über altindische Literatur, Theologie und Philosophie, der keine Zeile Sanskrit verstehe. Der Gedanke, daß vom Osten irgend etwas dem europäischen Geiste Ebenbürtiges kommen könne, falle diesen Schriftstellern nie ein, und doch gebe es kein Problem der Religion und Philosophie, das nicht ein Gegenstand des tiefsten und ernstesten Nachdenkens unter den alten und neuen Denkern Indiens gewesen sei. Auf einige der höchsten Probleme sei aus Osten mehr Licht geworfen worden, als aus Westen, und die Zeit werde kommen, wo das anerkannt werde.

Müller erwartet, daß die Bewegung, welche durch die erwähnten Männer ins Leben gerufen wurde, allmählich ganz

Digitized by Google

Indien durchdringe und zur Erneuerung desselben in jeder sittlichen Hinsicht führe. Die Bewegung ist keine einseitig nur auf die Religion beschränkte; sie erfaßt das gesellschaftliche und socialpolitische Leben ebenfalls. An die Thätigkeit des Rajah Rammohun Roy knüpft sich das endgültige Verbot der Sitte der Wittwenverbrennung, die bis 1831 rechtsgültig war und jährlich ungezählte Frauenopfer forderte. Keshub Chunder Sen dehnte seine Bestrebungen auf die weibliche Erziehung, auf Verbreitung der Bildung durch billige Literatur, auf Armenpflege und Mäßigkeit aus. Von den Samâjs, den obengenannten protestantischen Secten, erwartet Müller, „daß sie den Traum einer neuen Religion in Indien, vielleicht gar in der Welt, verwirklichen helfen, einer Religion frei von mancherlei Entartungen der Vergangenheit, sei es Götzendienst, Kastengeist, materieller Offenbarungsglauben oder Priesterherrschaft, und fest gegründet auf den Glauben an einen Gott, der der nämliche ist in den Veden, im alten wie im neuen Testament, derselbe im Koran und auch in den Herzen Derer, die nicht länger Veden, Upanischads oder sonst ein heiliges Buch zwischen sich und ihrem Gott dulden." Die modernen Weisen Indiens sind bereits völlig im Besitze derselben Ideen von einer Weltreligion. Einer derselben schreibt Müller aus Calcutta: „Was Sie auf dem Gebiete der vergleichenden Theologie thun, thun wir auf dem des Glaubens und der Werkthätigkeit. Wir führen denselben Kampf gegen Bigotterie und Exclusivität. Wir streben nach derselben Erkenntniß der gemeingültigen Wahrheiten. Gottes Vaterschaft ist eine nichtssagende Abstraction, wenn nicht die Einheit der Wahrheit in allen Landen und bei allen Völkern angenommen wird. Und die Bruderschaft der Menschen ist unmöglich, wenn es an der Anerkennung der Dienste fehlt, welche die großen Völker der Erde einander geleistet haben."

Mit den Essays über die europäischen Gelehrten und Schriftsteller: Colebrooke, Mohl, Bunsen und Kingsley können wir uns kurz fassen. Dieselben sind bereits früher in englischen oder deutschen Zeitschriften erschienen. Es ist sehr zeitgemäß, daß Müller die Gegenwart, welche etwas zu tief in die chauvinistische, nationaldünkelhafte Richtung gerathen ist, aber wie es scheint in dieser Hinsicht glücklicherweise den Höhepunkt überschritten hat, lebhaft an die Zeit unter Louis Philippe erinnert, da deutsche und französische Wissenschaft innig mit einander verschmolzen waren und da Paris eine gastliche Heimstätte für manchen deutschen Gelehrten wurde. Müller preist höchlich die französische Urbanität jener Zeit, welche er noch heute nicht für verschwunden hält, denn er schreibt: „Es giebt keine köstlichere Geselligkeit als die französische der gebildeten Kreise; auch sollte nicht vergessen werden, daß vieles von ihrer Anmuth und ihrem Glanz nicht blos das Ergebniß hoch ausgebildeter Sitten ist, sondern der Ausfluß tieferer Ursachen, als da sind: „die Herzensgüte und ein geringerer Beisatz von Selbstsucht und Eingebildetheit als sonstwo gefunden wird." Müller zweifelt nicht, daß der Einfluß und das Beispiel von Männern wie Mohl, welcher Deutsche und Franzosen für berufen hielt, einander zu ergänzen und Hand in Hand nach den höchsten Zielen in Wissenschaft und Kunst zu ringen, nicht vergeblich war.

Unsere Fahnen.

Von P. Jessen.

Kann das Auge eines Künstlers an dem heute üblichen Fahnenschmuck sein Genüge finden? Wenn eine schöne Frau für jeden festlichen Anlaß, zur Kindtaufe und zum Siegesfest, zur Hochzeit und zur Trauerversammlung nur ein und dasselbe Gewand mit denselben fröhlichen Nationalfarben anlegen wollte, so würden wir sie für jeden Geschmackes bar halten. Wenn aber unsere Stadt dasselbe thut, so wundert das Niemanden. Ja, wenn eines schönen Sonntages alle Frauen des Ortes in demselben Kleide einherstolzirten, so würde das Bild nicht eintöniger werden, als heute, da von jedem Dache dieselbe Tricolore weht. Wir haben verlernt, daß die Fahne ein Schmuck ist, und mehr noch, daß sie einst ein persönliches Wahrzeichen, das Symbol des Geschlechtes, der Familie war; der Staat hat sie gleichsam mit Beschlag belegt, und wir sehen in ihr nichts als ein Merkzeichen der politischen Gesinnung. Daher die ermüdende Einförmigkeit der Gestalten und der Farben, eine Armuth, die mit der politischen Einheit wachsen müßte bis zur völligen Verödung, wenn nicht bei Zeiten eine bessere Einsicht Einhalt thut.

Uns Städtern von heute ist die Fahne als Zierde des Gebäudes am geläufigsten. Allein das ist ja weder ihre erhabenste noch ihre älteste Gestalt; sie ist nicht auf dem Dache geboren. Schon als Tertianer begeisterten wir uns für die Feldzeichen und Banner, unter denen Cäsars Truppen Gallien eroberten, und manches Fähnlein muthiger Ritter haben wir mit knabenhafter Phantasie in den Kampf begleitet. Die tragbare Fahne war weitaus die bedeutendste Art; die Geschichte der Fahne ist ihre Geschichte. Allein die Feldzeichen des Alterthums berühren uns wenig; die heutige Gestalt ist auf abendländischem Boden erwachsen.

Ihrem Organismus nach ist die Fahne ein Stück Zeug an einer Stange. Zunächst knüpfte man sie nicht an einen beliebigen Stock, sondern dieser selbst war das Hauptstück, die Lanze des Ritters. Im Turnier und im Felde, in dem Gedränge der Hoffeste und im Gewirr des Kreuzheeres genügte dem Einzelnen die Unterscheidung nicht, welche der Wappenschild und die Farben der Rüstung und der Helmzier boten; als leuchtendes, allen Feinden weithin erkennbares Zeichen nahm er obendrein das Stücklein farbiger Seide an die Spitze seiner Lanze. Hier konnte ihm der Zipfel zugleich im Kampfe selbst dienen, um das Pferd des zu berennenden Gegners vor dem Zusammenprall scheu zu machen. Das Tuch war meistens viereckig, bisweilen mit zackigem Ausschnitt, auch wohl mit Zinnen; fast immer mit sichtbaren Bindestellen um den Schaft geknüpft. Es scheint im Anfang keine Regel und Ordnung bestanden zu haben, und erst die Lehnsgesetze schnitten mit festem Gebot in diese frohe Willkür ein. Nun hatte nur Derjenige ein Recht auf ein gesondertes Fahnenzeichen, der als Bannerherr eine bestimmte Anzahl Ritterbürtiger — hier waren es zehn, dort fünfundzwanzig — ins Feld zu stellen vermochte. Für diese ward die Fahne der Mittelpunkt im Kampfe, das Symbol der kleinen Gemeinschaft, für welches nun auch ein besonderer Bannerträger verantwortlich ward. Deutlichkeit, Sichtbarkeit war das erste Erforderniß; so wurde ein steifer Seidenstoff in klaren Farben üblich, zumeist mit dem Wappen des Bannerherrn bestickt. Die vorwiegend viereckige Form, das Banner, ward entsprechend dem Wappenschild in den verschiedensten Theilungen gegliedert: zuweilen zweistreifig, weit häufiger in vier Felder, hier und da mit breitem Mittelkreuz, auch mit kräftigem Diagonalkreuz oder Schrägbalken; vereinzelt war auch der einfarbige Grund mit kleinen Wappengebilden bestreut. Zahlreiche Abbildungen unter den Miniaturen und den ältesten Tafelgemälden zeigen eine so bunte Fülle der Combinationen, daß jeder Zeitgenosse der Tricolore sie nur mit Neid mustern kann. Diese Mannigfaltigkeit entspricht dem persönlichen Stolze jener ritterlichen Zeit, der Freude an der eigenen Persönlichkeit und Geschichte, an der Familie und dem Geschlechte: wenn diese Sonderformen im bürgerlichen Leben durch die Demokratie, im Kriegswesen durch die Uniformirung des Volksheeres abgelöst worden sind, so hat die Macht der Gemeinschaft gewonnen, was die Kunst verloren hat.

Allein schon um die Wende des Mittelalters begann das Königsbanner die übrigen an Umfang und Würde zu überragen, das deutsche mit dem noch einköpfigen Adler, das englische mit den drei Löwen, das von Frankreich mit den Lilien bestickt, am prächtigsten, wenn eine Heirath zwischen zwei hohen Häusern durch ein Alliancebanner gefeiert ward: da finden sich etwa auf vierfach getheiltem Grunde die Wappen von Frankreich und England kreuzweis versetzt, das Ganze von breiter Franse umrahmt, ein wahrhaft majestätisches Wahrzeichen. Auch sehen wir, daß mit dem Erstarken der königlichen Centralgewalt ihr farbiges Abzeichen eine Erweiterung über die hergebrachte Form hinaus annimmt. Die dem

Digitized by Google

Stock abgekehrte Seite des üblichen Vierecks wird um ein langes Dreieck verlängert, oder es wird über dem Wappenbanner ein längerer Streifen, der Schwenkel, angenäht, von anderer Farbe, da er die Blutfahne des Königthums vertritt; dieser Schwenkel wächst schon damals mit dem Banner selbst zusammen und umspielt mit freierer Endigung das feste, deutliche Gebilde. Die heutige Renaissance hat gerade diese Form mit Vorliebe wieder aufgegriffen und hierin die mustergiltige Vereinigung des heraldischen und des decorativen Zweckes erblicken wollen. Schwerlich mit Recht: ein flottes Wimpelband erreicht die Absicht weit besser als ein abhängiger und halb beweglicher Zipfel. Thatsächlich geschah auch historisch der Fortschritt nicht durch die Entwicklung einer Ecke, sondern durch Bereicherung des ganzen Umrisses; das Ende wird gespalten, bald einmal, bald auch mehrfach, mit eckigen und mit spitzen Absätzen und Zacken. Jede Brechung und Belebung war willkommen und ganz am Orte: denn noch war ja der Reiter Bannerträger, noch ragte das bewegliche Wahrzeichen hoch und frei hinaus, noch bereicherte es bei jedem schärferen Ritt den Schmuck der Rüstung und schreckte das Pferd des Gegners. Heute wissen wir ja leider, daß auch für den letzten Rest dieser Reiterzierde die Tage gezählt sind; auch das Fähnlein der Ulanen wird binnen Kurzem mit der Lanze zu Grabe getragen werden, und vielleicht schon im nächsten Feldzug wird der vielberufene Aviso der „germanischen Hunnenschaaren" seine flotten Thaten ohne den schwarzweißen Wimpel wiederholen.

Allein, wenn auch der letzte Ulanenwimpel fällt, so gibt diese reiche Ausgestaltung der Ritterfahnen noch heute zu denken. Eben die Reiter ersannen sich die reicheren Umrisse, weil ihre Banner hoch über Roß und Mann hinausblickten und jedem Spiel des Windes willkommenen Stoff boten. Und denken wir nach, so ist ja die Aufgabe unserer heutigen Hausfahne im Grunde noch dieselbe: ist es also mehr als leidige Tradition, wenn wir hier jede Abweichung von dem gegebenen Umriß verpönen? Maßgebend freilich ist heute im Ganzen die Schiffsflagge; ja, correcter Weise sollten wir mit dem Namen Flagge alle Fahnen bezeichnen, welche nicht an ihrem Stocke dauernd befestigt sind, sondern mittelst einer Schnur aufgehißt werden. Allein auch die Schiffsflagge neigt, wie die alte Reiterfahne, noch heute und mehr noch in früherer Zeit durchaus zu leichten, lustigen Gestalten, zum mannigfach gebrochenen Wimpel. Hier hätte auch der Privatmann auf dem festen Lande viel zu lernen.

Mit feinem Gefühl indeß beschränkten unsere Ahnen diese luftigen, beweglichen Formen auf das bewegliche Reitervolk. Als an die Stelle des Ritterheeres das Fußvolk trat, die dichten, geschlossenen Haufen, da zogen diese mit breiten, ungebrochenen Fahnen in die Schlacht; die spitzen Enden hätten sich sogleich in dem Wald der Spieße verfangen. Der Fähndrich ward ein wichtiges Glied im Trupp und wird in den Exercierreglements des 17. Jahrhunderts eingehend bedacht. Er soll die Fahne zu schwingen wissen und darum vor Allem ein kräftiger, stattlicher Mann sein; ihm lagen unbequemere Pflichten ob, als das Portepee mit Würde zu tragen. Das Fahnenschwenken ward eine Kunst und eine Profession, die heutzutage nur noch an wenigen auserlesenen Oertchen im Schwange ist. Die deutschen und niederländischen Stecher, wie Koler und Goltzius, haben uns umständliche Folgen von Fahnenschwenkern hinterlassen; da wird das gewaltige Tuch an dem kurzen, handlichen Stecken bald in breitem Bausch durch die Luft gezogen, bald in buntem Knäuel hoch hinauf geworfen; bald ruhte es als reiches Gefälte auf der Schulter. Und einen wackeren Virtuosen erforderte die Sitte, denn in der Reichskriegsverfassung von 1627 wird der Umfang der Fahne auf drei Ellen an der Stange und vier Ellen im Fluge bemessen. Wie solch ein buntes Gewoge den festlichen Zug unterbrach und belebte, wie diese behäbige Fülle des Stoffes zu der breiten Tracht der Landsknechte paßte, mit welchem Stolz auf seine reizvolle Kunst der rüstige Schwenker sein Tuch handhabte! Man denke dagegen an die dürftige Enge unserer Festzüge, an die ängstliche, knappe Fassung unserer Fahnen und Banner, der würdigen Zeitgenossen des Frackes und des Cylinderhutes.

Des üppigen Stoffes war die Verzierung nicht unwerth. Wie die breiten Fahnen der Fußheere aus den Zeichen der Zünfte und Innungen ihren Ursprung nahmen, so finden wir bei festlichen Aufmärschen alle Embleme der Gewerke in reichstem Rahmen von Stickerei vertreten, daneben an der Spitze der Bürgerwehren die mächtigen Stadtwappen. In Dürer's Triumphzügen tauchen phantastische Theilungen jeglicher Art auf, im Anschluß an die alten Ritterbanner. Breite, gezierte Borten umrahmten den vielfach gebrochenen Grund; auf einer Sturmfahne fanden wir als ausgesucht glückliches Motiv einen breiten, geflammten Rand, welcher die flatternde Bewegung im Tuche selbst wiederspiegelte.

Zum ersten Male systematisch zusammengefaßt sind die mannigfachen, willkürlichen Formen der Heeresbanner in dem ersten größeren stehenden Heere, in den Compagnien Ludwigs XIV. Die wenig späteren Uniformwerke geben genaue Kunde über Form und Farbe, wie auch die Vorschriften der französischen Reglements für die Behandlung der militärischen Fahnen, die Griffe, die Ehrenerweisungen, auf lange hinaus maßgebend wirken. Hier wird zwischen den wallenden Fahnen der Infanterie und den kleinen Standarten der Reiterei unterschieden; denn schon war bei den berittenen Truppen das feste, eckige, dürftige Wahrzeichen an die Stelle des alten beweglichen Banners getreten. Höchst lehrreich nun ist es eben für moderne Zwecke, den Reichthum dieser Compagniefahnen zu beobachten. Denn meistens war nicht das Wappen, sondern nur das mehrfarbige Tuch des Grundes das Unterscheidende; die Regimenter trugen die Farben ihrer Provinz. Allein diese wurden nicht in öder Streifung an einander geheftet, sondern in anmuthiger Gliederung auf das Viereck vertheilt: vorwiegend auf vier Felder wechselweis versetzt, welche in der Mitte ein kräftiges Kreuz trennte; die kleineren Felder wieder sind durch schräge Balken, durch diagonale Theilung, durch Treppen und am schönsten durch radiale Strahlen belebt, und jeder anmuthigen Erfindung ward hier, so scheint es, ihr Recht. Wo es die heraldische Ordnung gebot, ward das Wappen auf die Mitte des Mittelkreuzes gestickt; auch konnten die vier Felder mit schmückenden Zweigen belegt werden, ohne daß die Deutlichkeit des Grundes Schaden litt. Und noch standen die Banner der Privaten, der Gewerkschaften und Gemeinden hinter denen der Soldaten nicht zurück.

Was uns in Deutschland in Zeughäusern und Kirchen aus dem 17. und dem Beginne des 18. Jahrhunderts erhalten ist, zeigt, daß wir mit Glück auch im Fahnenwesen wie in so vielen soldatischen Dingen in Frankreichs Bahnen gingen. Noch aus Friedrichs des Großen Armeen hängen im Berliner Zeughause Feldzeichen mit schön gebrochenem, farbigem Grunde, nur hin und wieder in den blasseren Farben, die uns das Rococo übermacht hat. Allein schon jetzt stellen sich daneben auch andere, bedenkliche Neuerungen ein: das Tuch wird matt einfarbig, auf ungemustertem Grunde flattert ein unbedeutendes Wappen oder ein dürftiges Monogramm, die leeren Ecken werden mit winzigen Zeichen armselig genug bedacht. Ein Spruchband zog sich in gebrochener Linie über oder unter dem Wappenthiere hin, ein angeklebtes, nicht organisch eingefügtes Füllsel. Der elegante, ängstliche Zopfstil wußte natürlich der wallenden Masse kein frischeres, bewegteres Motiv zu bieten; das Ende war vorbereitet, als endlich unter der Guillotine Alles fiel, was Frankreich noch an natürlicher, schlichter Grazie der Decoration besaß. Die neuen Machthaber decretirten an Stelle des verhaßten Lilienbanners auch die neue Fahne der Freiheit im bewußten Widerstreit zu aller Tradition. Die Farben der Tricolore waren zugleich unheraldisch, willkürlich und im Grunde eine zwar deutliche, aber wenig harmonische Farbenbindung. Der ärgste, oft gerügte Fehler aber war die senkrechte Zusammensetzung der drei Streifen. Bei breiter Entfaltung schweben zwei von ihnen gleichsam haltlos in der Luft, bei jedem Spiel des Windes werden sie abgerissen, zerhackt, halb unsichtbar, das Ganze also unklar und verwirrt. Allein da schon die Heerschaaren der Revolution unter diesen Fahnen in Feindes Land zogen, was Wunder, wenn die bequeme Tricolore im weiten Umkreise vorbildlich ward? Ihr Princip überwiegt heute unter den Landesfahnen, hier und da modificirt und verbessert, führt

Digitized by Google

aber im Ganzen zu einer Eintönigkeit, die eine Musterung der heutigen Flaggenkarte nicht unbedingt erfreulich macht.

Allerdings war Sichtbarkeit und Deutlichkeit von früh an das erste Erforderniß der Nationalflagge. Eine Farbe genügt indessen kaum; der rothe Grund wird wenigstens durch ein Wappenbild gezeichnet. So führt Hamburg seine Thürme, die Türkei ihren Halbmond; auf dreieckiger Fahne zeigt China seinen Drachen und Japan seine kaiserliche Wappenscheibe; auch der Adler der preußischen Handelsflagge stand allein im weißen Felde. Einen zweiten Typus zeigen die englische Handelsflagge und das Sternenbanner: in der inneren Ecke des dicht gestreiften Grundes steht eine kleinere Sonderflagge, bei England nach alter Sitte das durch ein Doppelkreuz getheilte Bannerfeld, in der amerikanischen Flagge die Sternensaat. Aus noch älterer Tradition, den ritterlichen Arten verwandt, führt der Danebrog ein senkrechtes Kreuz; in der schwedischen und der norwegischen Fahne ist diese Gestalt noch durch ein getheiltes Eckstück nach Art des englischen bereichert. Es ist dasselbe System, dem sich mit Glück die Flagge der deutschen Marine angeschlossen hat. Ein schwarzes Kreuz trägt den Adler auf seiner Mitte und in der oberen Ecke steht auf der dreifarbigen Nationalflagge das Eiserne Kreuz. Eine beredte Gruppirung und Farbenwahl, unzweifelhaft mit ästhetischem Tact erfunden. Wir müssen es bitter beklagen, daß sich dagegen unsere Handelsflotte und damit zugleich das deutsche Volk mit der nackten, kahlen Tricolore begnügen muß. Es hat auch schon in den Tagen, da zunächst nur für den norddeutschen Bund ein neues Nationalzeichen gefunden werden sollte, nicht an abweichenden Rathschlägen gefehlt. Nicht nur der politische Romantiker, sondern auch der strenge Heraldiker sprach für die Farben, unter denen unsere Väter für das „ganze" Deutschland geschwärmt und gelitten hatten, das Schwarz und Gelb des alten Reichsadlers und seines Feldes, das Roth der alten Blutfahne. Daß man damals als Grundstamm die Farben Preußens wählte und ihnen das Roth von Brandenburg hinzusetzte, ist jedoch so ganz im Geist der neuen Reichsgeschichte gedacht, daß kein historischer Denkender an den Farben Anstoß nehmen darf. Wohl aber thäten wir gut, uns über die Dürftigkeit ihrer Zusammenstellung besser als bislang klar zu werden. Um so schlimmer, daß die eine Nationalfahne alle besonderen Bildungen mehr und mehr verdrängt. Man kann der beste Patriot sein, ohne diese Uniformirung gut zu heißen.

Wir meinen damit nicht, neben der Reichsfahne den Landesfarben das Wort zu reden. Ob schließlich eine oder zwei Formen von allen Dächern wehen, wäre gleichgültig. Aber ist denn wirklich der Staat die einzige Gemeinschaft, zu der wir uns bei jeglichem festlichen Anlaß mit so aufdringlicher Ausschließlichkeit bekennen müßten? Würde eine Stadt, eine Behörde, ein Verein, eine Familie die Nation weniger ehren, wenn sie selbst bei patriotischen Festen ihr eigenes Banner wehen ließen, in dem ihr Stolz liegt? Würde das Haus eines Bürgers durch ein eigenes, nur ihm gehöriges Wappentuch weniger feierlich geschmückt sein? Man hat es mit Freuden begrüßt, daß sich neuerdings im Adel und im Bürgerthum der stolze Sinn für das Wappen, für die Tradition der Familie frischer regt, und daß man diese Zeichen historischer Gemeinschaft hier und da auch am Hausgeräth wieder pflegt. Wir wüßten keinen Ort, wo das persönliche Wappen und Wahrzeichen besser am Platze wäre, als in dem wallenden Hausbanner. Sei es ein echtes Wappenbild, sei es zur Noth selbst sein dürftiges Surrogat, das Monogramm: auf wie reich gebrochenem Grunde, in wie breiter, wirksamer Anordnung, mit wie mannigfachen, leuchtenden Farben — auch diese im Anschluß an das Familienwappen — könnte man es der Straße und der Stadt vortragen! Einen glücklichen Anfang haben schon einige sinnige, altadlige Schloßherren gemacht. Was aber ließe sich erst für die Stadt, für ihr wehendes Festgewand erhoffen! Wie viel verlorene, zu Herzen gehende Symbolik könnte auf diesem Wege wieder erschlossen werden. Der Berliner kennt das prächtige Banner, welches man unserem Kaiser ersonnen hat; es zeigt ihm an, ob er die Majestät in seinen Mauern zu schützen hat. Und mancher Hamburger wird sich der würdigen, leuchtenden Flagge erinnern, unter welcher der Kronprinz bei seinem jüngsten Besuch durch den Hafen fuhr. Wer dieses stolze Symbol der Reichshoheit an dem Maste des kleinen Dampfers hinaufklimmen sah, zum ersten Mal auf den Gewässern der Hansestadt, der müßte sein Leben lang, meinen wir, an den Moment denken: und hätte es dafür ein schöneres, kräftigeres Zeichen gegeben, als dieses Herrscherbanner? Jedes Schiff, das auf sich hält, vom kleinsten bis zum größten, führt auf besonderem Wimpel sein Zeichen oder seinen Namen: warum will man auf dem Lande bei Festen entbehren, was auf der See alltäglich ist?

Auf einige verheißungsvolle Anfänge können wir verweisen, wenn wir die tragbaren Fahnen der jüngsten Zeit mustern. Mit dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts war auch das Innungs- und Vereinsbanner dem allgemeinen Verfall nicht entgangen. Es ist schwer zu entscheiden, wann hierfür die alte kirchliche Form der Fahne, das an einem Querstab hängende Kreuzbanner, vorzüglich in Gebrauch gekommen ist; was wir aber von beiden Gattungen aus den ersten und mittleren Jahrzehnten unseres Jahrhunderts noch überkommen sehen, ist fast durchweg in Zeichnung und Farbe von Mitleid erregender Dürftigkeit. Allein eben hier setzt die frische Erfindung der neuesten Generation mit glücklichstem Erfolge ein. An manchen Orten sind begabte Architekten und Decorateure bemüht, im Anschluß an die reichen Muster der deutschen Renaissance das Gerüst, den Umriß, die Stickerei des Grundes sammt Rand, Fransen und Quasten zu glänzender, festlicher Harmonie zu stimmen. Zunächst als Zuthat der historischen Gruppen ersonnen, reichen diese glücklichen Neuerungen allmählich auch in die düsteren Reihen der modernen Festzügler hinüber: möchten sie auch der armseligen Feiertracht unserer Tage ein Vorbild werden! Die Sturmfahnen unseres Heeres sind daneben von geringem Belang, da sie sich im Frieden so selten entfalten; vorwiegend halten sie sich noch an die Muster des ausgehenden 18. Jahrhunderts.

Allein was für den festlichen Aufzug mit Glück begonnen ist, das mache man sich auch für die große Ueberzahl der Hausfahnen zu Nutze. Hört endlich auf, das wallende Tuch nur als Vorrecht des Staates zu hüten; erkennt, daß es für jede engere Gemeinschaft, ja für den Hausherrn allein kein stolzeres und zugleich sinnigeres Wahrzeichen gibt, als das eigene Banner; bedenkt vor Allem, welch' ungeahnte Reize ihr dem Festbilde eurer Stadt einflechten könntet. Ein muthiger und selbstbewußter Mann beginne: die Heerde der Zaghaften wird dem stolzen Beispiel folgen.

Feuilleton.

Die Wirthin.

Von F. M. Dostojewsky.

Frei nach dem Russischen von Wilhelm Goldschmidt.

(Fortsetzung.)

„Es war eine Nacht„ wie jetzt" begann Katharina, „aber noch grausiger; der Wind heulte durch unseren Wald, wie ich es nie gehört hatte. Die Eiche vor unseren Fenstern schlug er nieder. Ein alter Bettler kommt zu uns und erzählt, daß er dieser Eiche sich erinnere, als er noch ein ganz kleines Kind gewesen, und damals habe sie ebenso gewaltig gestanden. In dieser Nacht — mir ist es, als tauche diese entsetzensvolle Nacht vor mir auf — waren unsere Schiffe zerschellt. Fischer kamen in die Fabrik und meldeten das Unglück. Vater, der krank war, fährt sofort zum Flusse. Ich sitze mit Mutter allein, sie dämmert vor sich hin, ist traurig, weint bitterlich. Mutter war erst vor Kurzem vom Krankenbett aufgestanden, blaß sieht sie aus, und immer wiederholt sie mir, ich solle ihr ein Todtenhemd nähen '. . . Plötzlich um Mitternacht klopft es an die Pforte. Ich springe auf, das Blut treibt mir zum

Digitized by Google

Herzen. Mutter stößt einen Schrei aus ... ich sehe sie nicht an. Ich nehme die Laterne. Ich selbst gehe, um zu öffnen ..... das ist er! Ich fürchtete mich vor ihm, so war es, seit ich denken kann — ja, ich fürchtete mich vor ihm, und doch, wie ein Magnet zog er mich an; wie die Reinen die Sünde hassen, so haßte ich ihn, und doch sehnte ich ihn herbei, meine Gedanken umschlangen sein Bild; wie ich ihn auch verabscheute, vor ihm bangte, ihn haßte: wäre sein Leben von Sturm und Wellen oder Menschenhand bedroht worden, zwischen Sturm und Wellen und mordende Menschen hätte ich mich geworfen, um mit meinem Leibe den Teufel zu retten. Er hatte damals noch kein weißes Haar, sein Bart war pechschwarz, wie Kohlen leuchteten die Augen. Er fragte: ‚Ist die Mutter zu Hause?' Ich schließe die Pforte und sage: ‚Der Vater ist nicht zu Hause.' Er darauf: ‚Ich weiß es.' Als wir in das Zimmer gingen, wo Mutter saß, fragte er mich leise: ‚Weshalb hast Du mir gesagt, daß Dein Vater nicht zu Hause sei, als ich nach der Mutter fragte?' Ich schweige. Wir treten ein. Mutter fährt zusammen. Er sieht sie kaum an. Die Kälte hatte ihn erstarrt: im Sturm war er zwanzig Werst gefahren. Seit neun Wochen hatten wir ihn nicht gesehen. Die Mütze warf er ab, die Faustshandschuhe zog er aus, um die Heiligenbilder kümmerte er sich so wenig wie um die Mutter. Er setzte sich ans Feuer."

Katharina fuhr mit der Hand über das Gesicht und athmete tief auf.

„Er fing an, mit Mutter tatarisch zu sprechen", fuhr sie fort, „ich verstand kein Wort davon. Sonst wurde ich immer fortgeschickt, wenn er kam; heute getraute sich Mutter nicht, mich gehen zu heißen. Ich merke, daß sie auf mich sehen, von mir sprechen. Mutter weint. In seiner Hand sehe ich einen Dolch, er will sich erstechen. Ich springe auf, greife nach seinem Gürtel, greife nach seinem bösen Messer. Er knirscht mit den Zähnen, schreit auf, will mich von sich stoßen — schlägt mich an die Brust, aber stößt mich nicht weg. Ich denke, daß ich sogleich sterben werde, vor den Augen dunkelt es, ich falle lautlos zu Boden. Er reißt mich in die Höhe und zwingt mir den Dolch in die Hand. ‚Stolzes Mädchen', ruft er, ‚stoße mich nieder!' Ich lege das Messer bei Seite. Das Blut wollte mich ersticken. Ich sah ihn nicht an. Ich erinnere mich, daß ich lächelte, ohne die Lippen zu verziehen ... ich sehe der Mutter in die traurigen Augen und doch will mir das unverschämte Lächeln nicht von den Lippen; und blaß sitzt die Mutter da ... Er nahm die Mütze, ohne zu grüßen. Mutter wollte ihm das Geleit geben, ich aber kam ihr zuvor und leuchtete ihm bis zur Pforte. Wortlos öffnete ich und verscheuchte die Hunde. Er nimmt die Mütze ab und grüßt mich. Dann holt er aus der Brusttasche ein mit rothem Leder überzogenes Schächtelchen und öffnet den Deckel. ‚Ich habe', sagt er, ‚in dem Städtchen eine Freundin, der ich diese Perlen zum Gruß bringen wollte; aber ich brachte sie ihr nicht; Dir stehen sie besser an, schöne Jungfrau, erhöhe damit Deine Schönheit ... oder zertritt sie mit dem Fuße. Aber nimm die Perlen.' Ich nahm sie — aber nicht, um sie zu zertreten, nicht einmal so viel Ehre wollte ich ihm anthun; aber ich nahm sie tückisch, und kein Wort sagte ich. Ich ging zurück in das Zimmer und stellte die Perlen auf den Tisch — sie vor Mutter hinzustellen, dazu hatte ich sie genommen. Mutter saß da so blaß und schwieg, als ob sie sich fürchte, mit mir zu reden. Endlich fragte sie: ‚Was ist das?' Ich antwortete: ‚Dir, Mutter, brachte es der Kaufmann; ich weiß es nicht'. ‚Nicht mir, böses Töchterchen, nicht mir.' So schmerzvoll sprach sie die Worte, als ob ihre Seele weine. Ich sah sie an, ich wollte mich ihr zu Füßen werfen, aber der böse Geist brach meinen Willen und raunte mir etwas zu. ‚Nun, nicht Dir, dann sicherlich dem Vater; ihm will ich sie geben, wenn er zurückkommt; ich werde sagen: ‚Kaufleute waren hier, haben Waare vergessen ...' Wie Mutter da auf einmal heftig zu weinen begann! ‚Ich selbst werde dem Vater erzählen, was für Kaufleute hier waren, und nach was für einer Waare sie fragten. Du bist eine schleichende Schlange, Du bist ein verfluchtes Kind!' Ich schwieg, thränenlos. Ich ging in mein Zimmerchen und horchte die ganze Nacht auf das Sausen des Sturmwindes.

Fünf Tage waren verflossen. Spät Abends kam Vater zurück, streng und trüb, gebrochen durch das Unglück, das so plötzlich seine Hoffnungen vernichtete. Den einen Arm trug er in der Binde. Ich sah es ihm an, daß der böse Feind seinen Weg gekreuzt; der Feind hatte seine Kraft vernichtet. Wer der Feind war, wußte ich auch. Mit Mutter sprach er kein Wort, nach mir fragte er nicht, er rief die Leute zusammen und befahl, die Fabrik stillstehen zu lassen und das Haus vor dem bösen Auge zu hüten. Mein Herz fühlte, daß es bei uns zu Hause nicht gut sei. Die Nacht kommt, es stürmt. Kaum bin ich in meinem Zimmer, so öffne ich das Fenster — das Gesicht brennt, die Augen weinen, das unruhige Herz thut mir so weh, so weh. Möchte heraus aus dem Zimmerchen, an das Ende der Welt, wo Gewitter und Sturm erstehen. In meiner Brust ist es so heiß, so heiß. Endlich übermannt mich Müdigkeit, ich schließe das Fenster, lege mich angekleidet auf das Bett, schlafe ein. Horch! ans Fenster pocht es; horch! es ruft: mach' auf! An einem Strick hat sich Einer zum Fenster heraufgewunden. Ich wußte gleich, wer als Gast zu mir kam, ich öffnete wieder das Fenster und ließ ihn in mein einsames Zimmerchen. Die Mütze nahm er nicht ab, athemlos setzte er sich auf die Bank. Ich fühlte, wie ich erblaßte. ‚Nun, Du schöne Jungfrau', flüsterte er ‚willst Du jetzt den Feind verderben, den Vater rufen? Hier ist ein Strick. Binde mich.' Ich schwieg. ‚So öffne die Thür, schönes Mädchen, ich will nach unten gehen und den Eltern meinen Gruß bringen.' Ich zitterte so, daß die Zähne klapperten. Ich öffnete ihm die Thür. Als er die Schwelle betrat, nahm ich meine ganze Seelenkraft zusammen und rief: ‚Wage es nicht wieder, mir Geschenke zu bringen!' Das Kästchen mit den Perlen warf ich ihm nach."

Katharina hielt inne. Ihre Wangen brannten, ihre Augen blitzten durch die Thränen, schwer athmend hob und senkte sich die Brust.

„Ich blieb allein", fuhr sie fort, ihre Stimme klang unruhig und traurig. „Wirres Rufen dröhnte plötzlich durch die Nacht, die Stimmen schwirrten durcheinander, durch das Schreien und geräuschvolle Laufen vernahm ich das furchtbare Wort: die Fabrik brennt! Ich verbarg mich. Alle liefen aus dem Hause. Im Hause blieb ich allein mit der Mutter. Mutter lag auf ihrem Sterbebette, o, ich wußte es! Seit drei Tagen lag sie im Sterben ... Unter meinem Zimmer ertönte ein Angstschrei, ein so schwacher, verhallender, wie ein Kind schreit, wenn es erschreckt im Traume auffährt. Dann ward es still. Ich löschte das Licht aus — und ich weiß nicht, weshalb ich es that —, ich fürchtete mich im Dunkeln, ich bedeckte das Gesicht mit den Händen. Und da höre ich, wie das Laufen wieder von neuem anfängt. Ich biege mich aus dem Fenster — die Fabrikleute drängen unten durcheinander, im Gedräng bildet sich eine Gasse, und durch die Gasse schleppen Männer eine Last ... einen menschlichen Körper ... Ihr Heiligen! ... schleppen Vaters Leiche ... und unten fliegt das Wort von Mund zu Mund: auf der Treppe stolperte er ... in den glühenden Kessel fiel er ... gestoßen hat ihn wohl der böse Geist ... Ich fiel auf das Bett. Starr liege ich da, warte, warte, und weiß nicht, worauf ich warte. Schwer war mir die Stunde. Wie lange ich wartete? Ich erinnere mich nicht, erinnere mich nur, daß es mir dumpf im Kopfe ward, während mir Rauch in die Augen biß; daß ich ein mattes Behagen empfand in dem dämmernden Gefühl meines nahen Todes. Kaum merke ich, daß Jemand mich bei der Schulter faßt und aufhebt ... wie ich ihn aber erkenne, erfrischen sich meine Sinne: ganz versengt ist er, ganz versengt auch sein Kaftan, der heiß ist, wie ich ihn antaste, der raucht. ‚Zu Dir komme ich, schöne Jungfrau. Verlasse mit mir diese Stätte des Unheils. Verdorben für Dich habe ich meine Seele und ich allein kann keine Verzeihung erflehen für diese verfehmte Nacht — wir Beide gemeinsam vermögen es vielleicht!' Er lachte dabei, der Teufliche! ‚Weise mir an', sagte er weiter, ‚wie man durchkommt, um nicht Menschen zu begegnen.' Ich nahm ihn bei der Hand und führte ihn mit mir. Wir gingen durch den Corridor, und da ich die Schlüssel bei mir hatte, machte ich die Thür zur Vorrathskammer auf und zeigte auf das

Digitized by Google

Fenster. Das Fenster sah auf den Garten. Er faßt mich an mit seinen mächtigen Händen, hält mich fest umschlungen und springt mit mir zum Fenster hinaus. Und wir liefen zusammen, Hand in Hand, lange liefen wir. Vor uns ein dichter, dunkler Wald. Er hielt im Laufen ein und horchte. ‚Sie verfolgen uns, Kathe. Gott gebe den Tölpeln langen Athem — mögen sie sich abäschern! Jetzt ist uns nicht bestimmt, unser Leben zu lassen! Küsse mich, Du mein schönes Mädchen — Liebe und ewiges Glück soll Dein Kuß bedeuten!'

‚Weshalb sind Deine Hände voll Blut?'

‚Blutig die Hände, mein Liebling? Habe Euren Hunden den Garaus gemacht. Die Köter bellten gegen den späten Gast. Komm!'

Wieder liefen wir.

Auf dem Richtsteig sehen wir Vaters Pferd, hat die Zügel losgerissen, ist aus dem Stall gelaufen; verbrennen wollte die Mähre nun einmal nicht. ‚Sitz auf, Kathe, hinter mir. Gott schickt uns Hilfe!'

Ich antworte nicht.

‚Willst nicht? Bin doch kein Unchrist, kein böser Geist. Sieh doch, wie ich mich bekreuzige.' Und wirklich, er schlug das Kreuz. Ich setzte mich auf, drückte mich an ihn — ich vergaß mich ganz, als webe um mich ein Traum. Wir kommen an einen breiten, breiten Fluß. Er steigt ab und hebt mich vom Pferde. Wir gehen zum Schilfrohr, wo er seinen Kahn versteckt hatte. ‚Fahre nun wohl, gutes Roß. Suche Dir einen neuen Herrn.' Ich warf mich an Vaters Pferd, fest umarmte ich es zum Abschied. Wir stiegen in den Kahn. Er faßte die Ruder. Bald war uns das Ufer entschwunden. Und wie das Ufer entschwunden war, legte er gemächlich die Ruder hin.

‚Höre, schöne Jungfrau', sprach er darauf — und die Augen leuchteten ihm so seltsam —, ‚kein müßiges Wort sage ich Dir. Was ich Dir sage, präge sich tief in Deine Seele ein als ein tiefernstes Wort. Merke auf: Bin ich Dir nicht wohlgefällig, heut oder in späterer Zeit, so verliere Du keine Worte, bemühe Dich nicht. Nur Deine Zobelbrauen verziehe, nur Deine schwarzen Augen laß sprechen, bewege Deinen kleinen Finger: und ich gebe Dir Deine Freiheit zurück. Was Dich befreit, Du wunderbare Stolze, wird mein Tod sein!' Meine Seele lächelte bei diesen Worten . . ."

Katharina hielt inne, von tiefster Erregung bewältigt. Sie wollte weiter sprechen, als ihre leuchtenden Augen Ordynow's leidenschaftlichem Blicke begegneten. Sie bedeckte ihr Gesicht, in das sich Röthe ergoß, mit den Händen und preßte es in die Kissen.

„Ach, nicht das ist mein Elend" — sagte sie nach einer Weile und erhob ihren Kopf. „Was ist mir die Mutter, wenn ich auch auf der weiten Welt keine andere Mutter erwerben kann! Was will es bedeuten, daß sie mir in ihren schweren letzten Stunden ihren Fluch gab! Was ist mir an meinem früheren goldenen Leben gelegen, an meinem hellen Kämmerlein, an meiner Mädchenfreiheit! was endlich daran, daß ich mich dem bösen Geist verkaufte, meine Seele dem Verderben anheim gab, daß ich Glück mit ewiger Sünde vertauschte! Nicht das ist mein Elend, wenn auch darin mein Verderben liegt! Aber bitter ist mir dies, und es zerfleischt mein Herz, daß ich seine entehrte Sklavin bin; Entehrung und Schande ist es mir, daß mein Herz an dem Schändlichen hängt, daß es keine Kraft hat, sich loßzureißen! . . ."

Krampfhaftes Schluchzen unterbrach ihre Worte, vom heißen Athem waren ihre Lippen trocken, die Brust hob sich und senkte sich tief, ihre Augen blitzten in Entrüstung. Ordynow sah sie bewundernd an. „Sage mir, was Du begehrst", rief er endlich — „was soll ich thun? . . . Ich bin zu Allem bereit!"

Unbeweglich sah ihn Katharina an. Sie wollte ihm antworten und fand das Wort nicht. „Ich habe Dir nicht Alles erzählt", sagte sie endlich leise mit zitternder Stimme. Hätte Dir erzählen sollen, wie ich ein Jahr bei ihm gelebt habe — aber das werde ich ja nicht. Als aber ein Jahr verstrichen war, ging er mit seinen Kameraden den Fluß hinunter und ich blieb bei seiner Mutter in einem Häuschen bei der Anfahrt. Ich wartete einen Monat, noch einen Monat — da begegnete mir in der Vorstadt ein junger Kaufmann, und wie ich ihn ansah, erinnerte ich mich vergangener goldener Zeiten. Und er sagte zu mir: ‚Geliebtes Schwesterchen, ich bin Aljoscha; die Alten hatten uns feierlich verlobt, schon als wir Kinder waren, weißt Du wohl? Hast Du mich vergessen? Erinnere Dich, ich bin aus Eurem Ort . . .' Darauf ich, ihm schnell in die Rede fallend: ‚Was sagt man in unserem Ort von mir?' — ‚Die Leute sagen, unehrlich seiest Du aus Eurem Hause gegangen, habest Deine Mädchenehre vergessen, Dich einem Räuber, einem Seelenverderber anvertraut' — ‚Und was sagst Du, Aljoscha?' — ‚Manches wollte ich Dir sagen, als ich hierher kam. Aber jetzt, wo ich Dich wiedersehe, ist meine Seele erstarrt — lache über meine Liebe, Du schönes bestrickendes Mädchen.' Im Kaufhof wohnte er länger als einen Monat. Seine Begleiter hatte er verlassen. Er war ganz allein. Ich fühlte Mitleid mit seinem Kummer. An einem Morgen traf ich mit ihm zusammen. Ich sagte: ‚Warte auf mich, Aljoscha, wenn es dunkel wird, bei der unteren Anfahrt; zusammen wollen wir in Deine Heimath fahren. Mir ist mein unseliges Leben überdrüssig geworden.' Die Nacht kam. Ich schnürte mein Bündelchen. Die Seele bebte und rang in mir . . . Da unerwartet, plötzlich kommt mein Herr zurück. ‚Sei gegrüßt. Komm. Auf dem Flusse wird es unruhig, der Sturm wartet nicht auf uns.' Ich folge ihm. Wir kommen zum Flusse. Das große Haus am anderen Ufer war so weit. Ein Boot hat angelegt, im Boot sitzt ein bekannter Ruderer, als ob er Jemand erwarte.

‚Sieh da, Aljoscha, Gott helfe Dir! Was? hast Dich verspätet? Eilst zu Deinen Schiffen? Nimm uns auf, Du Guter, mich und meine Herrin, setze uns über. Mein Boot ist schon drüben.' — ‚Setze Dich ein', sagt Aljoscha. Mir schmerzte die Seele, wie ich seine Stimme hörte. ‚Der Wind ist für Alle. In meinem Boote ist Platz für Euch.' Wir bestiegen das Schiff. Die Nacht war dunkel, die Sterne hatten sich versteckt, der Wind heulte, gewaltig hob sich die Welle. Vom Ufer mochten wir schon eine Werst entfernt sein. Wir schwiegen alle Drei. ‚Der Sturm ist losgebrochen,' hebt endlich mein Herr an, ‚so einen habe ich noch nie gesehen. Was, Aljoscha? Es ist zu schwer für das Boot — Drei sind zu schwer, nicht?' — ‚Drei trägt das Boot nicht', antwortete Aljoscha. ‚Einer von uns ist überflüssig.' Seine Stimme zitterte vor Schmerz und Wuth. ‚Kannte Dich schon, Aljoscha, als Du ein kleines Kind warst; waren Gastfreunde, Dein Vater und ich. Sage mir, Aljoscha, kannst Du ohne Boot an's Ufer gelangen oder wirst untersinken und Deine Seele in Gefahr bringen?' — ‚Kann nicht ohne Boot ans Ufer gelangen. Und Du, guter Mann, wenn Du ins Wasser fällst, kannst herüber?' — ‚Kann nicht herüber. Es würde mein Ende sein. Der stürmische Fluß wird mich nicht tragen.' — ‚Höre Du jetzt, Katherinuschka, meine vielkostbare Perle — ich erinnere mich einer Nacht, die dieser sehr ähnlich war; aber da schaukelte nicht die Welle, die Sterne glänzten und der Mond leuchtete. Will Dich ganz einfältig fragen: hast nicht vergessen?' — ‚Ich erinnere mich', sagte ich. — ‚Und wenn Du nicht vergessen hast, dann weißt Du ja auch, wie ein braver Kerl ein schönes Mädchen lehrte, ihre Freiheit von dem Ungeliebten wiederzunehmen. Nun?' — ‚Nein, auch das habe ich nicht vergessen'. Ich sehe den fürchterlichen Frager an, wie er ruhig dasitzt, indeß der Sturm in seinen Haaren wühlt, und bin weder lebendig noch todt. — ‚Ah! Hast nicht vergessen! Nun sieh' einmal — im Boot ist's zu schwer. Ist nicht Jemandes Stunde gekommen? Sage doch, mein Liebling.'

„Ich habe damals mein Wort nicht gesagt", flüsterte Katharina erblassend . . . . . Sie beendigte nicht.

„Katharina!" ertönte eine heisere Stimme. Ordynow fuhr zusammen. In der Thür stand Murin. Er hatte sich in die Pelzdecke eingewickelt; sein Gesicht war leichenblaß; mit wahnsinnigem Blick sah er auf Katharina. Und sie sah ihn an, bleich, unbeweglich, gebannt durch seines Blickes dämonische Gewalt.

„Komm' zu mir, Katharina", flüsterte der Kranke und

Digitized by Google

verließ das Zimmer. Katharina blickte starr in die Luft, als ob der Alte noch immer vor ihr stände.

„Auf morgen denn, meine Thränen", sagte sie mit sonderbarem Lächeln. „Vergiß nicht, wo ich stehen geblieben bin: ‚einen von Beiden suche Dir aus — wer Dir lieb oder unlieb ist' . . . Wirst Dich entsinnen? und wirst Dich eine Nacht gedulden?"

„Katharina, gehe nicht, mache Dich nicht unglücklich! Es ist ein Wahnsinniger", murmelte Ordynow.

„Katharina!" ertönte es hinter der Wand.

„Fürchte nicht, er wird mich nicht tödten. Gute Nacht, mein herziger Bruder! Verschlafe Deinen Kummer. Wirst morgen zur Freude aufwachen." Sie küßte ihn leidenschaftlich.

„Katharina! Katharina!" Ordynow fiel vor ihr auf die Kniee und flehte sie an, zu bleiben.

Sie lächelte ihm zu, im Lächeln weinend, und ging aus dem Zimmer.

Ordynow lauschte auf, als sie zu Murin eingetreten war. Aber keinen Laut vernahm er.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Frau Susanne" von Lindau und Lubliner. — „Der Salontyroler" von G. von Moser.

Das Deutsche Theater scheint mit seiner jüngsten Novität, dem fünfactigen Schauspiele: „Frau Susanne" von Lindau und Lubliner, kein Zugstück gewonnen zu haben, und doch ist der Vorwurf recht interessant: wie eine Art Lorle sich zur eleganten Reichshauptstädterin und tüchtigen Hausfrau entwickelt, die ihrem Manne energisch den Kopf zurechtsetzt. Leider ist die Behandlung breit und ungleich. Herr Martini, ein kaufmännischer Parvenu, theilt im Club, wo der erste Act spielt, seinem Freunde Schleebusch mit, daß er aus verletzter Eitelkeit — er hat soeben von der Tochter eines alten Handlungshauses einen Korb bekommen — eine Professorstochter heirathen werde, die er im vorigen Jahre im Salzkammergut kennen gelernt habe. Der zweite Act spielt in Gotha in der Wohnung dieses burlesken Professors, wo Martini mit Erfolg um Susannens Hand wirbt. Im folgenden Aufzuge finden wir Frau Susanne als reiche Dame der Großstadt in Luxus und Glück, indeß ihr Mann mit dem Bankerott ringt und nur mühsam den Schein des Millionärs aufrecht erhält. Martini's ernste Auseinandersetzung mit Schleebusch, die Enthüllungen, die Letzterer der arglosen Susanne von dem eigentlichen Zustande des Hauses macht, versetzen uns in eine beinahe schwüle Stimmung, da kommt plötzlich wieder der Herr Professor aus Kalau — nein, aus Gotha, recht quer herein. Vortrefflich ist der vierte Act. Martini steht im Begriff, sich auf ein Schwindelunternehmen einzulassen und seine Ehre zu verlieren. Seine Frau hat die schwere Aufgabe, ihn in den Stunden, in welchen jenes Unternehmen zu Stande kommen soll, nicht aus dem Hause, nicht aus ihrer Nähe zu lassen. Susanne kann ihren Mann nur dadurch ans Haus fesseln, daß sie ihn durch einen anonymen Brief eifersüchtig macht. Er kommt nach Hause in der Absicht, zu überraschen und findet seine Frau allein; er läßt sich durch ein reizvoll und graziös von ihr durchgeführtes Spiel fesseln und erfährt schließlich, indem sich der Dialog immer dramatischer zuspitzt, daß sie von Allem, von seinem Ruin und seiner unglückseligen Absicht weiß. Noch will er fortstürzen, um die letztere auszuführen — da schlägt die Uhr die zwölfte Stunde: sein Bankerott ist besiegelt, aber seine Ehre gerettet. — Der Erfolg, den dieser Act errang, ist nicht lediglich dem allerdings meisterhaften Spiel der Frau Niemann zuzuschreiben, sondern er liegt begründet in dem ganzen Aufbau der Scene, der künstlerisch zu nennen ist, in dem raschen und lebendigen, wahrhaft spannenden Dialog. Der fünfte Act hätte eigentlich wegbleiben sollen. Wir erfahren in demselben nur, daß Martini und Susanne durch ehrliche Arbeit wieder emporkommen wollen und daß sie sich nun erst gefunden haben, hören noch einige Possen des Professors und erleben die Verlobung der jugendlichen Schwester Martini's. Schade, daß der vierte Act nicht aus dem Stück herausgeschält und für sich allein dargestellt werden kann!

Auch der vieractige Schwank von G. von Moser: Der Salon-Tyroler scheint nicht durchgeschlagen zu haben. Die Idee, einmal statt eines Romans ein Bild zu dramatisiren, ist gewiß eine originelle zu nennen. Das populäre Genrebild Defregger's wird sogar im Eingange des dritten Actes lebend gestellt. Ganz wie in der Nationalgalerie, mit täuschender Aehnlichkeit selbst mancher Gesichter, sitzt die heitere Gesellschaft in der Sennhütte am Achensee zusammen, bis plötzlich der Bergfex das gemüthliche, von dem Publicum mit einem beifälligen Ah! begrüßte Bild durch seine Frage: „Na, was lacht Ihr denn?" stört. — Einen Berliner Bergfex nach dem Achensee zu bringen, ist für Moser selbstverständlich nicht schwer. Er nimmt seinen alten Herrn von Hase aus „Ultimo" wieder vor, gibt ihm einen anderen Namen und läßt ihn in eine junge Berlinerin verliebt sein, die seit ihrer vorjährigen Sommerreise nur noch für Natur und Tyroler Berge und Seen schwärmt. Mit ihm zugleich ist natürlich auch die ganze andere Berliner Gesellschaft, die das Stück füllt, dahin versetzt worden — ohne weitere Motivirung, wie das bei Moser ja stets der Fall ist, und amüsirt sich und das Publicum mit den kurzweiligsten und ältesten Schnurren. Das junge naturschwärmende Mädchen findet endlich ihr Ideal erfüllt in einem Berliner Naturburschen, einem Commis ihres Vaters, der ein frischer, kecker, oft freilich etwas zu derb auftretender Geselle ist, und der Salontyroler schließt sich, als ihm die Imitation der Natur sehr „vorbeigelungen" ist, an eine Gesinnungsgenossin aus dem Kreuzbergviertel, die wie er nur gerne Partien macht, die „nicht weit und nicht hoch gehen", fürs Leben an. Das sind die beiden Hauptpaare des Stückes. Daneben ein wirklicher Tyroler Bauernbursche, der das Kammerzöfchen der naturschwärmenden Berlinerin ins Herz geschlossen hat und nach Berlin kommt, wo er in Ueberrock und Beinkleidern aus der „Goldenen Hundertzehn" eine klägliche Rolle spielt; ein Vater, der sich vor seinen allzu eindringlichen Damen stets nur durch einen kräftigen Fluch zu retten weiß; ein alter Diener, der das Schlagwort „Das ist das Schlimmste noch nicht" mit viel Glück im Munde führt; eine emancipirte russische Studentin, welche die naturschwärmende Berlinerin um ihr Geld prellt und noch einige mit kleinen liebenswürdigen Zügen ausgestattete Füllfiguren, dazu ein paar Kärntner Volkslieder, Schnadahüpfeln und Jodler — das ist die Staffage und Würze für die anspruchslose Handlung, die sich zwischen den beiden Hauptpaaren abspielt. Die Darstellung im Wallnertheater war vortrefflich, wenn auch das Tyroler Deutsch bedenklich berlinerisch angekränkelt war.

O. B.

Notizen.

Die Weihnachtsliteratur für unsere Jugend nimmt heuer solche Verhältnisse an, daß wir uns darauf beschränken müssen, aus der Masse des Gebotenen nur Weniges hervorzuheben und zwar blos das wirklich Empfehlenswerthe. An erster Stelle verdient das reich illustrirte Jugend- und Familienbuch für Knaben und Mädchen genannt zu werden, welches Julius Lohmeyer und Oskar Pletsch unter dem Titel: Deutsche Jugend (Alphons Dürr, Leipzig) herausgeben. Der uns vorliegende 23. Band ist ein neuer Beweis, wie fein und umsichtig Lohmeyer diese Zeitung für Kinder redigirt. Die Erzählungen und Märchen von Joh. von Wildenradt, A. Godin und Lohmeyer treffen den richtigen Ton, der auf die Einbildungskraft jugendlicher Geister freundlich wirkt, die geschichtlichen und Naturbilder enthalten viel Belehrendes, und die Räthsel und Verstandesübungen verfallen nie ins Läppische und rein Spielerische. Dazu kommt noch der reiche Schmuck trefflich ausgeführter Holzschnitte von

Digitized by Google

F. Flinzer, L. Richter und von Pletsch selbst, der uns wieder gemüthvoll-anheimelnde Kindergestalten vorführt. Würdig reihen sich an diese Publication die nicht minder allbeliebten Mädchen-Jahrbücher von Thekla von Gumpert: Herzblättchens Zeitvertreib und Töchter-Album, von denen bereits der 29. und 30. Band vorliegen (Glogau, Carl Flemming). In beiden Büchern ist das Unterhaltungs- und Belehrungsmaterial reich und sorgsam ausgewählt und die Farbendrucke sind zum Theil von geradezu künstlerischem Werthe. Im nämlichen Verlag erschienen außerdem von Thekla von Gumpert die 4. Auflage der anmuthig illustrirten Erzählung: Der kleine Vater und das Enkelkind, sinnig erfundene und spannend erzählte Deutsche Märchen von Friedrich Büchner, Lebensbilder deutscher Männer und Frauen von J. Stieler, u. A. die Biographien von Goethe, Rietschel, Pestalozzi, Schiller und hübsche Holzschnitte von Richter, Thumann, Burger enthaltend, und ein wunderschönes Neues ABC-Buch von Rudolph Geißler mit prächtig ausgeführten Farbendruckbildern. Ein altberühmtes Kinderbuch: Fünfzig Fabeln für Kinder von Wilhelm Hey in Bildern, gezeichnet nach Otto Speckter, ist bei F. A. Perthes in Gotha in colorirter Ausgabe erschienen. Die entzückenden Holzschnitte Speckter's, die sich den fromm-naiven Versen Hey's congenial anschmiegen, gemahnen in in ihrem farbigen Gewande nicht mehr so altfränkisch wie ehedem und dürfen sich jetzt kühn neben den besten unserer modernen Kinderbuch-Bilder zeigen. Von hohem pädagogischen Werthe sind die Geschichten: Für's Kind (Leipzig, E. Twietmeyer), die Dietrich Theden nach seinen in der „Gegenwart" unlängst entwickelten Principien über Jugendliteratur erzählt, und auch der geschmackvoll ausgestattete Band: Erträumte Märchen, erzählt und illustrirt von Marie Beeg, im nämlichen Verlage, verdient um seiner sinnigen Geschichten und reizenden Farbendrucktafeln willen eine ehrenvolle Erwähnung. Der treffliche Lyriker F. H. O. Weddigen bietet uns in seinen Neuen Fabeln und Märchen (München, Callway), die Gehrts und Ulffers mit hübschen Zeichnungen versahen, originelle dichterische Schöpfungen, die nicht nur die Jugend, sondern auch das gereifte Alter ansprechen werden. An das reifere Mädchenalter wendet sich die culturgeschichtliche Erzählung aus dem 13. Jahrhundert: Edelfalk und Waldvögelein von Brigitte Augusti (Leipzig, Hirt & Sohn), spannend, anschaulich und gar nicht süßlich vorgetragen und mit hübschen Illustrationen versehen. Anmuthvolle Erzählungen für die reifere Jugend erzählt die Deutsch-Amerikanerin Frau Sara Hutzler in „Junge Herzen" (Stuttgart, Krabbe). Wir empfehlen noch die neuen Publicationen der Rieger'schen Buchhandlung in Stuttgart: Bei Freund und Feind in allen Zonen von J. H. O. Kern, drei Bände reich illustrirter „Indianer"- und anderer Geschichten: Roth von Geburt, durch Bildung weiß, Der Flüchtling im Gran Chago und Reisen im Innern von Brasilien, überall treffliche Schilderungen von Land und Leuten, gegründet auf umfassenden geographischen und ethnographischen Studien und den besten Quellen, in einem für unsere Jugend verlockend unterhaltenden Gewande — alles wahrhaft gediegene Jugendschriften. Schließlich erwähnen wir noch die drei geschmackvoll ausgestatteten Bände der Jugendbibliothek von Fr. Ebhardt in Berlin: William Shakespeare von O. Höcker, Wilde Scenen von W. Lackowitz und Die Wallfahrt des Centurion von Br. Hoffmann.

Im Verlage von Raimund Mitscher in Berlin sind soeben drei große Original-Radirungen erschienen, die wir als denkbar schönsten Wandschmuck jedem deutschen Haus empfehlen können. Heidelberg von K. Oenicke ist ein wunderbar stimmungsvolles Landschaftsbild, das alle Feinheiten des Originals, zumal in den Luft- und Lichteffecten, mit größter Zartheit wiedergibt. Die „Stadt an Ehren reich" ist etwa vom sogenannten Philosophenweg aufgenommen, und ihr Weichbild mit den malerischen Thürmen und Mauern, die epheuübersponnene Schloßruine und der das Ganze krönende dunkle Königsstuhl blicken freundlich aus den stilvollen Renaissance-Arabesken der Umrahmung. Nicht minder flotte Behandlung der Nadel verrathen die zwei neuen Blätter von Bernhard Mannfeld: Loreleyfelsen und Rheingrafenstein, Seitenstücke von hoher zeichnerischer Vollendung und fast coloristischer Wirkung der Radirung. Namentlich „Rheingrafenstein", das uns in einem herrlichen Drucke vor der Schrift vorliegt, ist ein Meisterstück, das ebenbürtig neben den besten Pariser Radirungen sich sehen lassen kann. Nichts ist erfreulicher, als daß die edle, echt deutsche Radirkunst in unseren Tagen wieder so viel verständnißvolle und wahrhaft künstlerische Pflege findet. Möge auch die Gunst des Publicums sich ihr im vollsten Maße zuwenden.

Gruß vom Elbstrand, 25 Lichtdrucke nach Originalen Dresdener Künstler, herausgegeben von der Dresdener Kunstgenossenschaft. (Dresden, Gutbier.) Der Gedanke des vorliegenden Unternehmens scheint uns ein recht glücklicher zu sein. Einerseits bürgt der Umstand, daß die Dresdener Kunstgenossenschaft selbst die Herausgabe besorgt hat, in erwünschter Weise dafür, daß wir es hier mit keinem jener durch diensteifrige Reclame „angepriesenen Prachtwerke" zu thun haben, bei denen häufig prunkende Ueberladung ersetzen muß, was ihnen an echtem künstlerischen Werthe abgeht. Andererseits gewährt das Zusammenfassen der Leistungen von Künstlern, die am gleichen Orte schaffen und unter sich in geistigem Zusammenhange stehen, überhaupt einen wünschenswerthen Einblick in die Kunstbestrebungen der Gegenwart, wie sich dieselben an den Hauptsammelpunkten der deutschen Kunstthätigkeit ausprägen. Ein gleicher Gruß, wie er hier von der Elbe vorliegt, von der Isar, der Spree, der Ilm würde zu interessanten Vergleichen Anlaß bieten und die Uebersicht über die deutschen Malerschulen in unserer Zeit in zwar unsystematischer, aber darum nicht minder fesselnder Weise erleichtern. Die getroffene Auswahl des in dem „Gruß vom Elbstrand" Gebotenen ist eine umsichtige und wohlerwogene. Sie berücksichtigt die verschiedenen Gebiete der Malerei: Genre, Landschaft, Porträt, Thierstück, Figurenstudien und ebenso sind die verschiedenen künstlerischen Ausdrucksweisen: Aquarell, Tusch-, Kohle-, Kreide-, Bleistift-, Federzeichnung, Oelskizze, Grisaille sämmtlich vertreten. Von besonders hervorragenden Namen und Beiträge erwähnen wir Ludwig Richter mit vier seiner innigsten und sinnigsten Compositionen, Pauwels mit einem sehr markigen Luther und Melanchthon, L. Pohle mit einer vortrefflichen Portraitskizze, Hofmann mit einem höchst anziehenden Studienkopf, Oehme mit einer Hirschjagd, F. W. Heine mit einer sehr lebendigen Manöverscene ꝛc. Die Ausführung in Lichtdruck aus dem Atelier von Römmler und Jonas ist von tadelloser Vollendung, ebenso die äußere Ausstattung mit Einschluß einer nach Entwürfen von Hofrath Graff ausgeführten, höchst eleganten Mappe eben so würdig wie geschmackvoll.

Julius Duboc.

Der Zukunftsstaat und die Lösung der socialen Frage von Th. Blume. Hannover, Carl Meyer. Wenn Staatskunst, Wissenschaft und tägliches Leben ihr Augenmerk auf einen und denselben Punkt richten, dann kann man sicher sein, daß dort die geschichtliche Entwickelung wieder einmal im Begriffe steht, eine kräftige Vorwärtsbewegung zu machen. In solchen Epochen fühlen dann Viele das Bedürfniß und den Beruf, auch ein Wort mitzureden, so auch der Autor des vor uns liegenden Heftes; dieses soll den conservativen Ideen zu Hülfe kommen, compromittirt dieselben aber auf das Empfindlichste. Der Verfasser hat nicht einmal das gewöhnliche Endziel vieler socialöconomischen Studien, nämlich die Kenntniß der einschlägigen Büchertitel erreicht, und eifert in Folge dessen natürlich nur gegen Behauptungen, die Niemand aufgestellt hat. Das „Werk" strotzt von Widersprüchen, wovon man sich z. B. durch Vergleich der Anschauungen über Staatsindustrien, S. 26 und S. 97, überzeugen kann. Die heftigen Angriffe, mit welchen Socialöconomen und Naturforscher in gleicher Weise bedacht werden, geschehen in rüdester Form.

O. W—r.

Digitized by Google

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Dahl, Tizian, Canova, Rubens,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Fr. Spielhagen's
Sämmtliche Werke
in 100 Lieferungen à 50 Pf.
Prospecte und Lfg. 1. u. 2. in allen Buchhandl. vorräthig.
Verlag v. L. STAACKMANN in Leipzig.

Soeben erschienen in 10ter Auflage von
Julius Stinde:
Buchholzens in Italien.
Geheftet 3 M. originell gebunden 4 M. 50 Pf.
Die Familie Buchholz.
Geheftet 3 M. originell gebunden 4 M. 50 Pf.
Bisheriger Absatz beider Werke:
30,000 Exemplare.
Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Bildermappen zu Schorers Familienblatt

in gross Quartformat sind mit Lieferung 12 soeben vollständig geworden.

Die Bildermappen enthalten 36 in Kupferstichmanier gedruckte vorzügliche Illustrationen aus Schorers Familienblatt nebst poetischen Textbeilagen. In der in Nr. 48 (9) abgebildeten stilvollen Mappe nach dem preisgekrönten Entwurfe von P. Schley bilden dieselben ein Prachtwerk von hohem Kunstwerte, wie es zu so billigem Preise selten geboten werden kann.

Als Festgabe wird es überall willkommen sein.

Für die Abonnenten des Familienblatts und des Echo ist der Preis Mk. 15.60., für Nichtabonnenten Mk. 20.—.

☞ Die Abonnenten wollen bei der Bestellung sich durch Abonnementsquittung als solche ausweisen. ☜

Ein Neudruck findet nicht statt, wir können also nur liefern, so lange der gegenwärtige Vorrat reicht.

Bestellungen können bei allen Buchhandlungen gemacht werden, auch bei der Verlagshandlung, welche bei Einsendung des Betrages portofrei versendet.

Die Verlagshandlung von
Schorers Familienblatt und des Echo.
Berlin SW., Dessauerstraße 42.

Von meinem neuesten
Kunstlager-Katalog X
(2005 Nummern Radirungen, Kupferstiche, Holzschnitte 2c. älterer und neuerer Meister und 95 Nummern Original-Aquarelle und -Zeichnungen neuerer Künstler enthaltend) stehen Käufern solcher Kunstblätter Exemplare gratis und franco zu Diensten.
Dresden, Ende November 1884.
Franz Meyer, Kunsthändler,
Seminarstraße 7.

Zeitgemässe Novität. Bestes Weihnachtsgeschenk.

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Gerhard Stein:
Die Entdeckungsreisen
in alter und neuer Zeit.

Eine Geschichte der geographischen Entdeckungen. Mit 110 Holzschnitten und 4 Aquarellen nach Zeichnungen von **E. Berninger** und **A. Obermüllner,** 11 Karten und 1 Faksimile.

16 Lieferungen à 1 Mark. Eleg. geb. 18 Mark.

Unentbehrlich für jeden Gebildeten, der sich für den Verlauf der geographischen Reisen und die Erlebnisse der Forscher in fremden Welttheilen interessirt.

Verlag von Carl Flemming in Glogau.

WALHALL
NEU! Germanische Götter- und Heldensagen. Für Alt und Jung am deutschen Herd erzählt von Felix und Therese **Dahn.**
Ein nationales Hausbuch
Künstlerisch illustrirt mit zahlreichen Holzschnitten nach Federzeichnungen von **Johannes Gehrts.**
Prachtband 10 Mark.
Verlag von A. Voigtländer in Bad Kreuznach.

Neue Werke aus
Th. Grieben's Verlag (L. Fernau)
in Leipzig.

Die Seele des Kindes. Beobachtungen über die geistige Entwicklung des Menschen in den ersten Lebensjahren. Von **Prof. Dr. W. Preyer.** 2 Aufl. broch. **9 M.,** gebd. **11 M.**

Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien. Von **Dr. H. Ploss.** 2 starke Bände. broch. **16 M.,** gebd. **19 M.**

Neu! **2 M.**
Humoristische Neuigkeit.

Vorräthig in jeder Buchhandlung.
2 M. **Neu!**

Bei **A. Helmich** in **Bielefeld** erschien soeben nachstehende interessante Novität:
Kleinstädte u. Kleinstaaten
auf
industriellen u. gewerblichen Gebieten
von
Oskar Asemissen,
Rechtsanwalt in Detmold.
Preis eleg. brochirt 2 *M.* 75 *pf.*
N. Einsend. des Betrages erf. Frankozusend.

„Meine in Wahrheit schön singenden
Kanarienvögel
werden in einer Verpackung versandt, bei der ein Hungern, Dürsten, Erfrieren der Vögel unmöglich ist.
R. MASCHKE, Andreasberg, Harz.
„Es ist eine wahre Wonne, den schönen, zarten Gesang des Vogels zu hören. v. Mletzko, Lehrer, Kl. Dombrowka b. Schoppinitz."

Die Antiquariatsbuchhandlung von
Aurel Bluemich
in **Leipzig,** Neumarkt 9.
versendet auf Wunsch gratis und franko:
Antiquariats-Katalog Nr. 1 Theologie, Nr. 2. Deutsche Sprache und Literatur, Geschenkwerke. Nr. 3, Geographie. Reisen. Geschichte. Nr. 4, Naturwissenschaften. Pädagogik. Jurisprudenz. Philosophie. Medizin.

Digitized by Google

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1,25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c. Abbonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Soeben erschien:

Villa Schönow.

Eine Erzählung
von
Wilhelm Raabe.

Ein Band. 17½ Bogen. 8°. Fein Velinpapier.
Preis geheftet 6 Mk.
Elegant gebunden 7 Mk. 20 Pf.

Braunschweig. **George Westermann.**

Soeben ist als 20ter Band der **Grote'schen Sammlung** erschienen:

Der Raubgraf.

Eine Geschichte aus dem Harzgau
von
Julius Wolff.

Preis broch. Mk. 6.20, gebunden Mk. 7.

Berlin. G. Grote'scher Verlag.

Neuer Verlag von **Breitkopf und Härtel** in Leipzig.

Der Schandfleck.

Eine Dorfgeschichte
von
Ludwig Anzengruber.

(A. u. d. T.: Anzengrubers Dorfromane Band I und II.)
Neue umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile.
IV, 188 u. IV, 234 S. 8. geh. *M* 5.—.
Eleg. geb. in einem Bande *M* 6.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von Eduard Kummer in Leipzig.

Klencke,

Hauslexikon d. Gesundheitslehre

Siebente Auflage.

Preis geheftet 14 Mk. eleg. geb. Mk. 16,50.

Ist anerkannt das vollständigste, billigste und praktischste aller Gesundheitsbücher; es giebt in 2 starken Bänden alle Krankheiten des Menschen an und führt dafür die bewährtesten Heilmittel auf. Infolge der Reichhaltigkeit und der lexikalischen Anordnung des Stoffes erspart es die Anschaffung aller ähnlichen theilweise viel theureren Werke. Dieses Buch sollte in keinem Hause auf dem Lande fehlen.

Otto Spamers illustrirte Weihnachts-Novitäten

liegen in allen guten Buchhandlungen zur Ansicht aus.

Verzeichnisse empfehlenswerter Geschenkwerke für jung und alt gratis und franko.

Aus Orten, in denen Buchhandlungen nicht bestehen, wende man sich an die Verlagsbuchhandlung von **Otto Spamer** in **Leipzig** — in **Berlin** SW.

Für unsere deutsche Knabenwelt!

Früher sind erschienen:

(I.) **Reisen im Innern von Brasilien.**

Mit einem Titelbild von F. Specht u. 30 Holzschn.-Illustrationen im Text. 256 Seiten gr. Oktav.

Eleg. ausgest., geb. Preis *M* 4.50.

(II.) **Rot von Geburt, durch Bildung weiß.**

Mit einem ganzseitigen Titelbild und 27 Holzschnitt-Illustrationen im Text. 368 Seiten gr. Oktav.

Elegant ausgestattet, gebunden. Preis *M* 6.—

(III.) **Der Flüchtling im Gran Chaco.**

(Neuester Band, Weihnachten 1884)

Mit 11 ganzseitigen und 24 Illustrationen im Text. 368 Seiten gr. Oktav. Eleg. gebunden mit feinstem chromolith. Umschlag. Preis *M* 6.

Bei Freund und Feind in allen Zonen.

Aus den Tagebüchern Arnolds und Erichs über ihre Reisen in fremden Ländern zunächst für die reifere Jugend ausgewählt und bearbeitet von J. E. D. Kern, Gymnasiallehrer in Rostock.

Ueber diese gediegenen u. schön ausgestatteten Bücher liegen die günstigsten Urtheile vor: „Deutsche Jugend", herausgeg. von Jul. Lohmeyer: „Das verdienstvolle Werk ruht auf umfassenden Studien und belehrt und unterhält in hohem Grade. Die überaus lebendigen, farbenprächtigen Schilderungen von Land und Leuten und des südamerikanischen Wald- und Prärielebens, der Tier- und Pflanzenwelt, welche an die höchst interessanten Reiseerlebnisse, Kämpfe und Abenteuer der beiden jugendlichen Reisenden anknüpfen, werden besonders unsere Knaben auf das Höchste begeistern. Wir können Eltern und Erziehern das schön ausgestattete, reich illustrierte Buch auf das Wärmste empfehlen."

Und noch eine große Anzahl ähnlicher anerkennender Beurteilungen.

Jeder Band bildet ein Ganzes für sich.

Rieger'sche Verlagshandlung, Stuttgart.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Gesammelte Werke
des Grafen
Adolf Friedrich von Schack.

In sechs Bänden.
Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.
Erster Band.
Mit dem Bildniß des Dichters nach einem Gemälde von Franz von Lenbach.
Inhalt: Nächte des Orients oder die Weltalter — Episoden.
Broschirt Mark 2.50, elegant gebunden M. 3.35.

Der außerordentliche Erfolg der Gesammtausgabe von Schack's poetischen Werken, deren erste starke Auflage in kaum Jahresfrist vergriffen worden ist, ruft diese zweite Auflage hervor, welche, obgleich ungemein vermehrt, zu demselben billigen Preise wie die erste in rasch aufeinander folgenden Bänden erscheinen wird.

Tag- und Nachtstücke
von **Adolf Friedrich Graf von Schack.**

8° IV. und 322 Seiten. Mark 4.— Elegant gebunden Mark 5.—

Eine Sammlung von dreiundzwanzig meist erzählenden Dichtungen, welche theils tragisch ergreifenden, theils mehr heiteren Inhaltes sind und ihrem Stoffe nach den verschiedensten Ländern und Weltaltern von der frühesten Vorzeit an bis auf unsere Tage entnommen sind. Die zahlreichen Freunde der Muse des Verfassers werden auch an diesen, in sehr verschiedenen Perioden seines Lebens entstandenen Dichtungen dieselbe Befriedigung finden, wie an den früheren.

Hierzu zwei Beilagen der Verlagsbuchhandlung von Reißner und eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von Engelhorn in Stuttgart, eine Beilage der Verlagsbuchhandlungen von Wigand, Tietze und Liebeskind in Leipzig, eine Beilage der Grote'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin und eine Beilage der Schauenburg'schen Buchhandlung (F. Kaatz) in Cottbus.

Redaction und Expedition, Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 51. Berlin, den 20. December 1884. Band XXVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Engländer und ihre Flotte. Von G. M. Asher-London. — Der neue Reichstag. III. Von *. — **Literatur und Kunst:** Die neuesten Vertreter der allgemeinen Literaturgeschichte. Von Heinrich Breitinger. — Der Roman eines politischen Märtyrers. Von M. Carriere. — Moderne Möbel. Von A. Lichtwark. — **Feuilleton:** Die Wirthin. Von F. M. Dostojewsky. Frei nach dem Russischen von Wilhelm Goldschmidt. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Christoph Marlowe. Trauerspiel von Ernst von Wildenbruch. Von Z. — Notizen. — Inserate.

Die Engländer und ihre Flotte.

Von G. M. Asher-London.

Die gegenwärtige Aufregung der Engländer in Bezug auf die Flotte ist ein höchst eigenthümliches Phänomen; verständlich nur Demjenigen, der solche Dinge hier an Ort und Stelle zu beobachten gewohnt ist. Durchaus unverdient ist der in Frankreich ausgesprochene Verdacht, die Engländer spielten Komödie, um die Franzosen in eine Falle zu locken. Die Bewegung ist nicht nur vollkommen ehrlich, sondern hat auch mehr als ausreichenden Grund.

Was zuerst die Urheberschaft der Bewegung durch die Pall-Mall-Gazette betrifft, so war es, als dieses Blatt noch in ultraconservativer Richtung von Mr. Greenwood redigirt wurde, eine der Geschäftsmethoden des sehr geschickten Mannes, die Sturmglocke zu läuten. Dadurch wird geschäftlich dreierlei erzielt. Originalität und Kraft der Leitartikel, Ruf des warmen Patriotismus, und, was die Engländer „Sensation" nennen, dieselbe Nervenerregung, auf die so viele Romanschreiber speculiren. Gegenwärtig ist zwar die Pall-Mall-Gazette in anderen Händen und ist ein radicales Blatt, Organ des linken Flügels des Gladstone-Ministeriums, aber in analogem Verhältniß stand sie früher zum rechten Flügel des Beaconsfield-Ministeriums; und auch jetzt, wie damals, wahrt sie sich eine große Actionsfreiheit. Geschäftliche Ausbeutung eines an und für sich ächten Gefühls ist also auch bei dieser Anregung der hauptsächliche Zweck. Dazu kommt noch, daß man der Opposition eines ihrer Mittel vorwegnimmt. Aehnliche Anregung hat Mr. Smith, der Marineminister des Beaconsfield-Ministeriums, seit er außer Amt ist, wiederholentlich, und auch jetzt wieder, in einem Briefe an den Standard gegeben.

Uebrigens ist die somit fast gleichzeitig von radicaler und conservativer Seite ausgehende Bewegung jedenfalls berechtigt und wahrscheinlich noch weit mehr, als das Publicum je erfahren wird. Denn die Marineverwaltung ist eine womöglich noch seltsamere Ausgeburt der englischen Praxis, die Geschäfte nach dem politischen Rang der parlamentarischen Persönlichkeiten zu vertheilen, als die Begnadigungsbefugniß des Home Secretary. Auf Mr. Goschen als Marineminister wurde einst der Vers gemacht:

Mr. Goschen	Mr. Goschen
Has no notion	Hat keinen Begriff
Of the ocean	Vom Ocean

und das paßt auf die meisten englischen Marineminister. Mr. Smith, seines Zeichens ein Buch- und Zeitungshändler, giebt in jenem Briefe an den Standard mit dürren Worten zu verstehen, daß die permanenten Beamten des Marineministeriums den politischen Chefs die Controlle so gut wie unmöglich machen. Es wird immerfort in's Blaue hinein experimentirt. Was heute gebaut ist, wird morgen auseinandergerissen, und nicht selten ist daher ein Schiff sechs Jahre lang in Arbeit. Offenbar ist so ein Buchhändler, der von der Technik des Schiffsbaues keine Ahnung hat, den Technikern gegenüber wie verrathen und verkauft. Wie es mit den Technikern selbst bestellt ist, das sehen wir daraus, daß eine der einflußreichsten Persönlichkeiten, Mr. Reed, dem Admiral Popoff zu seinen kreisrunden Schiffen die Grundidee gegeben und die russischen Wahnsinnsproducte dann in der Times mit Bewunderung überschüttet hat. Ganz ohne Einfluß ist übrigens auch die politische Oberleitung des Marineministeriums nicht auf das, was in dieser Verwaltung vorgeht; namentlich gegenwärtig, wo Sir Thomas Brassey, ein Dilettant auf dem Gebiete des Seewesens, zweiter Marineminister ist. Dieser Herr ist besonders durch die auf der eigenen Dampfyacht gemachte, von seiner Frau sehr hübsch beschriebene Reise um die Welt bekannt. Seinem Geschäft nach ist er Unternehmer von Eisenbahnbauten, hat sich aber theils dadurch, daß er selbst seine Yacht commandirt, theils durch Briefe an die Times über Fragen des Seewesens beim Publicum den Ruf eines ausgezeichneten Sachverständigen erworben. Zwischen seinem Verwaltungsprincip und dem Mr. Smith's ist der Unterschied, daß der Buchhändler auf Ausbesserung der schadhaft gewordenen Schiffe hält, der Bauunternehmer hingegen die alten Schiffe zerfallen läßt und eifrigst neue Schiffe baut. Bei welchem Princip das Publicum schlechter fährt, ist schwer zu sagen. Denn die Reparaturen waren so kostspielig, daß der Bau neuer Schiffe vielleicht wohlfeiler ist.

Man muß, wenn man sich eine Ahnung von dieser Wirthschaft verschaffen will, sich vergegenwärtigen, daß seit dem amerikanischen Kriege der Bau von Kriegsschiffen eine Sache des wirrsten Experimentirens, ohne irgend welche praktische Probe, geworden ist. Früher war zwischen Kriegs- und Kauffahrteischiffen der Unterschied so gering, daß noch vor 40 Jahren alle größeren holländischen Kauffahrteischiffe für beide Zwecke gleich geeignet waren. Jetzt hat das ganz aufgehört, und dadurch ist man auf den Weg des schrankenlosen, uncontrolirbaren Experimentirens, bei Verfügung über fast unerschöpfliche Geldmittel, gelangt. Eine gewisse Schranke ist der Phantasie der Theoretiker nur dadurch gesteckt, daß schnelle Bewegung ein unabweisliches Bedürfniß der Kriegsschiffe ist. Andererseits aber geht das wechselseitige unaufhörliche Ueberbieten der Panzer und der Schiffskanonen bis zur Tollheit. Die letzten bisherigen Fortschritte sind Panzer

Digitized by Google

von zwei Fuß Dicke und Kanonen von 2000 Centner Gewicht. Aber auch ohne so weit zu gehen, kostet ein Panzerschiff selbst nur zweiten Ranges mehrere Millionen Mark und mehrere Jahre Arbeit. Erreicht wird durch dieses Getreibe das Gegentheil von dem, was man vernünftiger Weise anstreben sollte. Wenn Vervollkommnung des Materials im Seekriege den Ausschlag geben soll, so sind die wohl organisirten continentalen Verwaltungen gegen England im Vortheil; und England büßt für den Krieg alle seine natürlichen Vorzüge mehr oder weniger ein. Dabei ist die so theuer bezahlte Sicherheit nichts weiter als eine gefährliche Selbsttäuschung. Denn ein resoluter, über eine große Zahl schneller Torpedoboote verfügender Feind kann mit Gewißheit alle Panzerschiffe des Gegners versenken; und außerdem, wenn französische Flottenofficiere Recht haben, kann eine Anzahl kleiner schneller Fahrzeuge, die ein großes Schiff umgeben, sich desselben mit einigen Opfern bemächtigen. Jedenfalls taugen für die Manipulationen in einem der neumodischen Panzerschiffe die Matrosen der Kauffahrteiflotte nicht. Die ganze Einrichtung, namentlich die Kanonen-Ungethüme, erfordern eine Menge künstlicher Maschinerie, und zur Bedienung ist daher eine eigens herangezogene Classe von Seeleuten nöthig. All' das sind zugleich Elemente der Schwäche, der Unsicherheit und der Kostspieligkeit. Letztere wird, was den Schiffsbau angeht, auch dadurch gesteigert, daß die Unklarheit der Durchstecherei günstig ist. Diese spielt also eine ziemlich beträchtliche Rolle; alle beim Schiffsbau maßgebenden Persönlichkeiten, Fabrikant sowohl als Beamten, aber sind Gentlemen, die meisten allerdings im wahren Sinne des Wortes; manche jedoch verkaufen ihre Gentlemansehre um einen Preis, an den man, z. B. im cynischen Rußland, wo Niemand auf Gentlemansehre hält, nicht zu denken wagen würde.

Obwohl somit die heutige Wirthschaft in der Admiralität äußerst kostspielig ist, wird der Geldaufwand für die Flotte nicht erhöht. Popularität ist bei Parteiregierung die Hauptsache, und die den Geldbeutel betreffende Regierungsweisheit ist, was die große Masse am leichtesten begreift. Davon hauptsächlich ist die Rede in den an die Wähler gerichteten Discursen und auf den Agitationsreisen der angesehenen Parlamentsmitglieder, gegenwärtig fast eben so wichtigen Bestandtheile des englischen Parlamentarismus als die Parlamentssitzungen selbst, was namentlich in der heutigen Krise ersichtlich ist. Mr. Gladstone, der erste aller Staats- und Rechen-Sophistiker, weist auf seiner Agitationsreise in Schottland nach, daß, obgleich er thatsächlich mehr Geld braucht als die Conservativen, sie die Verschwender sind, er hingegen und sein ganzes Ministerium die wahren Muster von Sparsamkeit. Man begreift bei solcher Tendenz der Parteiregierung, daß weder Conservative noch Liberale sich zur Steigerung der Anforderungen für die Flotte entschließen.

Ein politisches Manöver war in der That der Aufsatz in der Pall-Mall-Gazette insofern, als er das Publikum bewegen will, auf das Ministerium eine Pression nicht zur Sparsamkeit in Marinesachen, sondern im Gegentheil zum Geldaufwand auszuüben. Darauf kommt der Schluß jenes Artikels hinaus, das Publikum soll das Ministerium veranlassen, die Ausgaben für die Marine um eine Million jährlich zu erhöhen, damit nicht die Franzosen im Wettrennen des Panzerschiffsbaues die Oberhand gewinnen. Vergleicht man damit die aus den Enthüllungen der Pall-Mall-Gazette selbst und den Bekenntnissen von Mr. Smith sich ergebende Sachlage, ohne zu bedenken, daß jene Zeitung ein ministerielles, Parteizwecke stets im Auge behaltendes Blatt ist, so erstaunt man nur darüber, daß nicht ganz andere Schlüsse gezogen werden. Der unbefangene Beobachter kann nicht umhin, zu sehen, daß namentlich in der gegenwärtigen Zeit der Unsicherheit in Bezug auf alle Fragen des Kriegsschiffsbaues das Princip der englischen Marineverwaltung ein Unding ist. Die Reform desselben wäre aber gleichbedeutend mit dem Aufgeben der parlamentarischen Regierung, wenigstens auf diesem wichtigen Punkte. Gründliche Abhilfe könnte nur ein zugleich tüchtiges und für sein Thun verantwortliches, permanentes Fachministerium schaffen, und davon darf man den Engländern nicht sprechen. Ja, es ist fraglich, ob ein solches Ministerium auf irgend einem Gebiete in England möglich ist.

Allerdings hat demnach eine solche Marineverwaltung wie die französische über die englische ganz wesentliche Vortheile, und es ist auch gewiß, daß es in den Officiercorps der französischen Flotte Elemente giebt, die dieser Thatsache dunkel bewußt, es für möglich halten, den Seekrieg mit England wieder einmal aufzunehmen und siegreich zu Ende zu führen; daher wohl der Gedanke der Franzosen, die Engländer wollten sie durch täuschende Darstellung der Schwäche der englischen Flotte in eine Falle locken. Richtig ist im Princip, wenn auch nicht buchstäblich, die Antwort, die den französischen Heißspornen sowohl in Frankreich als von deutschen Blättern gegeben worden ist. Wie schlecht es mit der englischen Marineverwaltung bestellt sein mag, so bleibt doch immer England in Bezug auf alle Elemente einer Seemacht jedem anderen Lande unermeßlich überlegen. Das ist zur Zeit der Segelschiffe durch siegreiche Kämpfe mit den anderen Seemächten praktisch bewiesen worden, und gegenwärtig ist das natürliche Uebergewicht noch gesteigert. Denn je mehr in der Handelsschifffahrt Dampf die Segel verdrängt, um so mehr steigert sich Englands Vorrang auf der See. Was Vorbereitung und Fähigkeit für Bau von Dampfschiffen und Dampfschiffsmaschinen angeht, ebenso wie in Betreff der Kohlenindustrie und der Kohlenstationen, ist gar kein anderes Land mit England irgend zu vergleichen. Die dauernden Grundelemente der Macht aber, nicht die augenblicklichen Erscheinungen, sind für solche Fragen, wie die großer Kriege zwischen civilisirten Nationen, entscheidend.

Der neue Reichstag.

III.

Den Schluß unserer Betrachtung der politischen Parteien bilden die beiden liberalen Gruppen: die Deutschfreisinnigen und die Nationalliberalen. Seit Bestehen des deutschen Reichstages existirten in demselben zwei liberale Grundparteien. Bis in die Mitte der siebziger Jahre war die nationalliberale Partei die stärkste und einflußreichste des Reichstages: die grundlegende Gesetzgebung des deutschen Gesammtstaates ist wesentlich von dieser Partei im Zusammenwirken mit der Regierung geschaffen worden. Die schweren parlamentarischen Kämpfe um die wirthschaftliche speciell Zollgesetzgebung Ende des vergangenen Jahrzehntes führten sodann im Zusammenhang mit anderen politischen Momenten zu einer Schwächung und Spaltung der Partei, indem eine Anzahl besonders süddeutscher Mitglieder unter Führung des verewigten edlen Patrioten Völck aus der Partei ausschieden, weil sie an der negativen Haltung gegen die Regierung in jenen wirthschaftlichen Fragen sich nicht zu betheiligen vermochten. Das Sinken des Einflusses und der Bedeutung der nationalliberalen Partei hatte mit einer gewissen Nothwendigkeit ein Steigen der Bedeutung der anderen liberalen Gruppe, der Fortschrittspartei, zur Folge, welche jederzeit die entschieden liberale Opposition gegenüber der Regierung mit Schärfe vertrat. Die vorerwähnte Secession nach rechts vermochte jedoch die innere Homogeneität der alten nationalliberalen Partei doch nicht auf die Dauer zu sichern bezw. wiederherzustellen. Die inneren Gegensätze führten nach wenigen Jahren wesentlich mit unter dem Einflusse preußischer Parteikämpfe zu einer erneuten Secession zahlreicher Mitglieder und zwar nach links. In der vorigen Legislaturperiode vereinigten sich diese Secessionisten mit der alten Fortschrittspartei zu einer einheitlichen großen liberalen Partei, welche sich den Namen der Deutschfreisinnigen beilegte. In dieser Vereinigung trat die Partei als die neben dem Centrum stärkste in den Reichstag ein; über ein Viertel der sämmtlichen Mitglieder des Reistages (106) waren deutschfreisinnig. Und nicht allein an Zahl war die Partei die stärkste; die altbewährten parlamentarischen Autoritäten der Stauffenberg, Forckenbeck, Bamberger, Rickert u. a. m. mußten der neuen Partei auch in geistiger Beziehung ein glänzendes Relief verleihen. Wenigstens im Parlamente schien damit der Beginn einer entschieden freisinnigen Aera vollkommen und definitiv

Digitized by Google

gesichert. Mit den größten Hoffnungen rechnete man auf die nächste Zukunft, und vor dem Beginn der letzten Reichstagswahl betonte die Parteipresse mit Stolz, man habe über 260 Candidaturen zum Reichstag aufgestellt, unter welchen nur wenige als Zählcandidaturen zu betrachten seien.

Die nationalliberale Partei schien diesem Aufschwung gegenüber in einer verzweifelten Lage, und man erwartete mit großer Bestimmtheit deren baldige völlige Auflösung, nachdem selbst der alte Bennigsen'sche und andere vorher nie fortschrittlich vertretene Wahlkreise (Lübeck, Aurich, Erfurt, Kassel) in Nachwahlen den Deutschfreisinnigen zugefallen waren. Im Reichstage selbst spielte die nationalliberale Partei, an Zahl auf kaum ein Drittel ihres früheren Standes reducirt, eine mehr als bescheidene Rolle, nachdem die alten bewährten Führer Bennigsen und Miquel sich vom parlamentarischen Kampfplatze vollständig zurückgezogen hatten. Die deutschfreisinnige Partei und Presse waren geneigt, der nationalliberalen Partei das Prädicat „liberal" ganz abzusprechen.

Die Hoffnung auf den völligen Zusammenbruch der Partei war jedoch verfrüht. Unter dem Drucke der parlamentarischen und journalistischen Kämpfe um ihre Existenz begann die nationalliberale Partei ihre Kräfte wieder zu sammeln und sich innerlich zu consolidiren. Unter Führung süddeutscher Elemente entwickelte sich eine überaus rührige Thätigkeit für Reconstruction der Partei, an welcher auch die altbewährten Führer Bennigsen und Miquel lebhaften Antheil nahmen; diejenigen Abgeordneten, welche s. Z. nach rechts secedirt waren, traten wieder in den Vordergrund der Agitation, so speciell die beiden bayrischen Parlamentarier Schauß und Fischer, beides frühere Mitglieder des Reichstages. Die nationalliberale Agitation fand in Süd- und Mitteldeutschland lebhaften Anklang im Volke, indeß in Norddeutschland das Uebergewicht der conservativen einer- und fortschrittlichen Richtung andererseits ein Anwachsen der nationalliberalen Richtung fast durchweg unmöglich machte.

Die Basis bezw. das Resultat dieser Bewegung war das Heidelberger Programm. Es liegt nicht im Rahmen dieser Erörterung, die einzelnen Sätze dieses Parteimanifestes kritisch zu beleuchten. Dieselben enthalten in wirthschaftlicher, socialer und financieller Beziehung eine weitgehende Annäherung an die Politik der Regierung und damit einerseits einen entschiedenen und definitiven Bruch mit der anderen liberalen, der deutschfreisinnigen Partei, andererseits in den zur Zeit brennenden politischen Fragen eine fast völlige Uebereinstimmung mit den conservativen Parteien.

Betrachten wir darnach den Erfolg der beiden feindlichen Brüder bei der letzten Wahl.

Die deutschfreisinnige Partei zählte im letzten Reichstage als die stärkste der Parteien 106 Mandate; die nationalliberale noch 46. Am 28. October behauptete die deutschfreisinnige Partei 30 Mandate, die nationalliberale zählte 50. Die deutschfreisinnige Wählerzahl betrug bei der Hauptwahl 1881: 1 061 988, 1884: 983 293; die nationalliberale 1881: 642 718, 1884: 979 430. Die deutschfreisinnige Partei hatte somit 1884 gegen 1881 nicht weniger als 76 Mandate und 79 000 Stimmen verloren, die nationalliberale zwar nur 4 Mandate, aber 327 000 Stimmen gewonnen.

Die deutschfreisinnige Partei behauptete am 28. October 30 Sitze und gewann dann noch 35 Stichwahlen. Verloren wurden 23 Mandate an die Conservativen, 11 an die Nationalliberalen, 1 an die Demokraten (Ansbach), 8 an die Socialdemokraten. Die Siege der Socialdemokraten waren mit Ausnahme von zweien (Berlin IV. Hamburg I.) Stichwahlsiege (Berlin VI., Magdeburg, Gotha, Reuß j. L., Barmen, Braunschweig, in letzteren beiden Wahlkreisen hatten es die Freisinnigen übrigens gar nicht mehr zur Stichwahl gebracht); die 23 von den Conservativen gewonnenen Sitze sind sämmtlich preußische Wahlkreise, 5 in Ostpreußen, 2 in Pommern, 6 in Brandenburg, 2 in Schlesien, 5 in Sachsen, 2 in Hessen-Nassau, einer in Schleswig-Holstein. An die Nationalliberalen wurden verloren 4 hessische (Gießen, Alsfeld, Darmstadt, Bensheim), 3 hannöversche (Aurich, Stade, Neuhaus), je ein schleswig-holsteinscher und bayerischer Wahlkreis (Tondern und Rothenburg a. T.), sowie Meiningen und Dessau.

Dem gegenüber steht das Gewinnconto der deutschfreisinnigen Partei mit 8 Mandaten, von welchen 6 den Conservativen, 2 den Nationalliberalen abgenommen wurden; erstere sind ein brandenburgischer (Königsberg i. N.), 3 schlesische (Waldenburg, Löwenberg, Hoyerswerda, ersterer in Stichwahl), ein sächsischer (Torgau) Wahlkreis und Altenburg (in Stichwahl); letztere sind je ein schlesischer und braunschweigischer (Landeshut, früher durch Gneist vertreten, und Gandersheim, beide in Stichwahl gegen die Conservativen.)

36 Mandate mußten von der deutschfreisinnigen Partei in Stichwahl erkämpft werden. In 11 der bisherigen Wahlkreise der Partei kam es mit den Conservativen, in 15 mit den Nationalliberalen, in 2 mit dem Centrum zu Stichwahlen, die zu Gunsten der bisherigen deutschfreisinnigen Vertretung endeten. Die erste Gruppe dieser Wahlkreise bilden Berlin II., III. und V., Brandenburg, Frankfurt a. O., Sagan, Gardelegen, Naumburg, ferner die beiden sächsischen Kreise Pirna und Döbeln, endlich Weimar. Die gegen das Centrum behaupteten Wahlkreise sind Homburg und Wiesbaden. Mit den Nationalliberalen mußte der Kampf um den Besitzstand gekämpft werden in je einem bayerischen (Erlangen), sächsischen (Zittau), badischen (Lörrach), württembergischen (Balingen) Wahlkreis, ferner in Lübeck und Sondershausen, in 2 thüringischen (Eisenach und Saalfeld) und 2 hessischen (Friedberg, Bingen), endlich 5 preußischen Wahlkreisen (Halle, Pinneberg, Altena, Dortmund, Lennep). Soweit also der Kampf zwischen Nationalliberalen und Deutschfreisinnigen äußerlich im Wahlresultate zum Ausdruck kam, bezog er sich auf nicht weniger als 31 Wahlkreise, von welchen bei der Hauptwahl 11 an die Nationalliberalen, 2 an die Deutschfreisinnigen, in Stichwahl 15 an die Deutschfreisinnigen und 3 an die Nationalliberalen fielen. Nimmt man hierzu noch den in zahlreichen Wahlkreisen indirect geführten Kampf, welcher sich äußerlich ziffernmäßig theils gar nicht, theils nur durch weitgehendes Eindringen in das Detail der Wahlkämpfe bei der Hauptwahl feststellen ließe, so ist man in der That berechtigt, zu behaupten, daß neben dem Anschwellen der socialdemokratischen Bewegung und der bedeutenden conservativen Strömung in den altpreußischen Provinzen der Kampf zwischen Nationalliberalen und Deutschfreisinnigen der letzten Wahlbewegung recht eigentlich die Signatur verliehen hat.

Das überaus günstige Resultat der Stichwahlen für die deutschfreisinnige Partei — über die Hälfte der dermaligen Mandate sind das Resultat von Stichwahlen — ist für die Partei doch im Ganzen wenig erfreulich. Jedes Stichwahlresultat ist nicht der Sieg einer Partei, sondern der Sieg einer Parteicoalition, welche oft genug in sich widerspruchsvoll, ja in ihren bestimmenden Ursachen geradezu unwahr ist. Wenn ein Viertel des Reichstages das Resultat von Stichwahlen ist, so ist dieses Viertel mehr oder weniger eine Fälschung des Volkswillens. Von 18 Stichwahlen zwischen Nationalliberalen und Freisinnigen endeten 15 mit dem Siege der letzteren, nur 3 (Tondern, Aurich, Bensheim) der ersteren Partei. Alle der Regierung oppositionell gegenüberstehenden Elemente, Socialdemokraten, Demokraten und insbesondere das Centrum, vereinigten sich mit den Freisinnigen, indeß die Nationalliberalen fast durchweg allein standen, da in den meisten Wahlkreisen, die hier in Frage kamen, eine conservative Partei entweder überhaupt nicht oder in geringstem Umfange existirt. Trotzdem unterlagen die Nationalliberalen jener unwahren Coalition der Oppositionsparteien fast überall nur mit ganz geringen Ziffern, gewöhnlich nur mit wenigen hundert, ja noch weniger Stimmen, so in Halle, Altena, Dortmund, Lennep, Friedberg, Balingen.

Daß übrigens das Aufgehen der Conservativen in der nationalliberalen Bewegung keineswegs ein vollständiges war, beweisen die Stichwahlen zwischen beiden Parteien in Oschersleben, Dinkelsbühl, Jena, Wetzlar, Schwerin. Wo immer auch nur einige Aussicht des Sieges vorhanden schien, stellten die Conservativen den Nationalliberalen ihre eigenen Candidaten gegenüber, selbst die Freiconservativen, so in Jena und Dinkelsbühl.

Ueberblickt man nun das Gesammtresultat bezüglich der liberalen Parteien, so haben Ostpreußen, Pommern und West-

Digitized by Google

preußen nur je einen deutschfreisinnigen Vertreter (Königsberg, Stettin, Danzig), Posen, Hannover (3 an die Nationalliberalen verloren) und die Regierungsbezirke Oppeln, Erfurt (2 freisinnige Mandate an die Conservativen verloren), Kassel (ebenso), Münster, Minden, Köln, keinen einzigen; von den 6 Berliner Mandaten wurden 4, darunter 3 in Stichwahl gegen die Conservativen gerettet; von den 20 brandenburgischen Mandaten verblieben noch 6 den Deutschfreisinnigen, darunter 2 durch Stichwahlen; in Schlesien sind die 10 Liegnitzer Mandate jetzt sämmtlich deutschfreisinnig, 3 derselben wurden in Stichwahl genommen. Von den 13 Breslauer dagegen wurde einer in Stichwahl den Conservativen abgenommen; Sitzen fielen 2 bisher deutschfreisinnige an die Conservativen, in den beiden Wahlkreisen der Stadt Breslau unterlagen die Freisinnigen den Socialdemokraten.

Von einem festgesicherten Besitzstand der Freisinnigen läßt sich somit bei den 6 östlichen Provinzen der preußischen Monarchie nur für den Bezirk Liegnitz reden. Die nationalliberale Partei hat in diesen 6 Provinzen nirgends festen Fuß gefaßt.

Von den 20 Mandaten der Provinz Sachsen gehören zur Zeit noch 6 der freisinnigen Partei, darunter ein neu gewonnenes (Torgau) und 2 in Stichwahlen behauptete (Halle gegen die Nationalliberalen, Naumburg gegen die Conservativen); 6 freisinnige Mandate gingen am 28. October verloren. Von den 10 schleswig-holsteinischen Mandaten sind noch 4 deutschfreisinnig, 2 davon auf Grund von Stichwahlen (Kiel gegen die Socialdemokraten, Pinneberg gegen die Nationalliberalen); verloren wurden drei Sitze, je einer an die Conservativen (Lauenburg), Socialdemokraten (Altona) und Nationalliberalen (Tondern). In Hannover wurden die Deutschfreisinnigen völlig verdrängt. In Hessen-Nassau behauptete die Partei 2 von den bisherigen 3 Mandaten in Stichwahl gegen das Centrum, eins ohne Stichwahl. In Westfalen zählte die Partei bisher 3 von den 8 Mandaten des Regierungsbezirkes Arnsberg; Hagen wurde auch diesmal behauptet; Altena und Dortmund konnten nur mit ganz kleiner Majorität gegen die Nationalliberalen gerettet werden; in Siegen verlor die freisinnige Partei die Stichwahl gegen Stöcker, den bisherigen Vertreter. In der Rheinprovinz waren unter 35 Mandaten bisher 2 deutschfreisinnig (Lennep, Barmen); gerettet wurde Lennep mit Mühe in Stichwahl gegen die Nationalliberalen, Barmen dagegen kam in Stichwahl zwischen Socialdemokraten und Freiconservativen, deren Resultat durch directe und indirecte Hilfe der Freisinnigen ein Sieg der Ersteren war.

Von den 48 bayerischen Wahlkreisen blieben deutschfreisinnig 2 (Hof und Erlangen, letzteres in Stichwahl zwischen Stauffenberg und Schauß); verloren wurden Ansbach an die Demokraten, Rotenburg an die Nationalliberalen; in Nürnberg unterlagen die Deutschfreisinnigen nach hartem Wahlkampfe den Socialdemokraten.

In Württemberg und Baden zählt die freisinnige Partei je 1 von 17 bezw. 14 Mandaten (Balingen und Lörrach), beide in Stichwahl gegen die Nationalliberalen behauptet. Von den 23 sächsischen Wahlkreisen waren bisher 5 deutschfreisinnig; am 28. October verblieb nur Löbau im bisherigen Besitzstand, Meißen ging verloren, die 3 übrigen wurden in Stichwahl gerettet, Zittau gegen die Nationalliberalen, Döbeln und Pirna gegen die Conservativen. Von den 9 hessischen Wahlkreisen gehörten 7 der freisinnigen Partei; am 28. October konnte keines dieser Mandate definitiv behauptet werden und nur in dreien (Friedberg, Bensheim, Alzey) brachte es die Partei zur Stichwahl, die in Friedberg und Alzey mit äußerster Anstrengung gewonnen wurde; Mainz war verloren an das Centrum, Gießen und Alsfeld ohne Stichwahl, Darmstadt und Bensheim in Stichwahl an die Nationalliberalen.

Eine recht erhebliche Zahl von Mandaten, nämlich 20 von 35, besaß endlich die freisinnige Partei noch in den deutschen Kleinstaaten; auch jetzt wurden 16 Sitze behauptet, darunter allerdings 7 in Stichwahlen (Weimar, Altenburg und Gandersheim gegen die Conservativen, Eisenach, Saalfeld, Sondershausen, Lübeck gegen die Nationalliberalen); verloren wurden Braunschweig I., Hamburg II., Gotha, Reuß j. L. an die Socialdemokraten; Meiningen, Dessau, Hamburg III. an die Nationalliberalen; dafür gewonnen Gandersheim von den Nationalliberalen und Altenburg von der Reichspartei.

Es erübrigt nach den obigen Darlegungen nur noch, zum Abschluß dieser statistisch-politischen Betrachtungen den Besitzstand der Nationalliberalen festzustellen; das Gewinn- und Verlustconto, sowie das traurige Stichwahlgeschick der Partei erhellt aus den früheren Erörterungen.

In den preußischen Provinzen Ost- und Westpreußen, Brandenburg, Pommern, Posen und Schlesien ist die nationalliberale Partei ohne Vertretung; unter den 120 Mandaten dieser Provinzen ist kein nationalliberales mehr, nachdem Bromberg (Hobrecht) und Landeshut (Gneist) bei der letzten Wahl auch verloren wurden. Von den 20 Wahlkreisen der Provinz Sachsen gehören 3 (Wanzleben, Oscherleben, Sangerhausen); von den 10 schleswig-holsteinischen 2 (Flensburg und Tondern); von den 19 hannöverschen 7 (Emden, Aurich, Diepholz, Hildesheim, Celle, Stade, Otterndorf); von den 17 westfälischen einer (Bochum, bisher clerical); von den 14 hessen-nassauischen einer (Hofgeismar); von den 35 rheinländischen 3 (Duisburg, Kreuznach, Saarbrücken) der nationalliberalen Partei. Bayern sendet unter 48 Abgeordneten 9 nationalliberale Vertreter (München I., Bayreuth, Dinkelsbühl, Rotenburg, dazu 5 von den 6 pfälzischen Kreisen); das Königreich Sachsen 6 von 23 (Dresden I., Leipzig, Annaberg, Marienberg, Freiberg und Mittweida, die beiden letzteren bisher socialdemokratisch vertreten); Württemberg 4 von 17 (Cannstadt, Ulm, Eßlingen, Hall); Baden 5 von 14 (Constanz, Waldshut, Lahr, Carlsruhe, Pforzheim); Hessen 5 von 9 (Gießen, Alsfeld, Darmstadt, Bensheim, Worms). Von den 35 Mandaten der Kleinstaaten gehören 9 der nationalliberalen Partei (Schwerin, Jena, Wolfenbüttel, Meiningen, Dessau, Bernburg, Waldeck, Bremen, Hamburg III.).

Der liberale Besitzstand beträgt somit:

	Freisinnige	Nationalliberale
1. in den 7 alten östlichen Provinzen Preußens	30	3
2. in den 2 westlichen Provinzen	4	4
3. in den 3 neuen Provinzen .	7	10
4. in Bayern	2	9
5. in Sachsen	4	6
6. in Württemberg	1	4
7. in Baden	1	5
8. in Hessen	2	5
9. in den Kleinstaaten . . .	15	9
	66	55

*

Literatur und Kunst.

Die neuesten Vertreter der allgemeinen Literaturgeschichte.

Von Heinrich Breitinger.

Die Literaturgeschichte ist eine junge Wissenschaft; reicht sie doch für die modernen Zeiten kaum über die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts hinauf; denn die kritischen Artikel in Bayle's berühmtem Dictionnaire und ähnliche Bausteine älteren Datums können hier kaum in Betracht fallen. Aber fast gleichzeitig mit den ersten Versuchen, die ganze Literaturgeschichte einer Nation zu schreiben, regte sich auch das Bedürfniß, eine allgemeine, internationale, vergleichende Literaturgeschichte zu schaffen. In Frankreich ging aus den Vorlesungen, welche Voltaire's Schüler La Harpe kurz vor der Revolution und nach dem Sturze Robespierre's im Pariser Athenäum gehalten, ein vielbändiges Werk hervor, das die Gebildeten durch die Literatur der Griechen und Römer zur Betrachtung der französischen Classiker führte und mit einer

Digitized by Google

keineswegs unparteiischen Würdigung der Zeitgenossen des 18. Jahrhunderts in Frankreich abschloß. Auch heute haben La Harpe's Vorlesungen ihren Reiz nicht ganz verloren: auf dem durchsichtigen Strome seiner Beredsamkeit gleiten auch wir noch angenehm an den Trümmern antiker Größe, an den Prunkbauten modernen Geschmackes vorbei; — aber eine Geschichte bietet uns La Harpe freilich nicht. Daß die Literaturformen verschiedener Zeiten und Völker als historische Erscheinungen gleichberechtigt und ebenbürtig seien, daß sie von dem Aesthetiker in ihrer Originalität begriffen und unter sich verglichen sein wollen, das kam dem Schüler Boileau's und Voltaire's nicht in den Sinn. Ihm war die abgeschlossene Poetik seiner Meister Anfang und Ende, Maßstab und Prüfstein für alles Fremde und Abweichende; was nicht in diese Schablone passen wollte, das wurde verworfen, das erschien verächtlich, werth- und interesselos. Kein Wunder also, daß La Harpe's Buch zwar ein Anfang der allgemeinen, aber kein Anfang der vergleichenden Literaturgeschichte ist.

Den deutschen Romantikern, besonders Wilhelm und Friedrich von Schlegel, war es vorbehalten, auch hier den Franzosen den Weg zu weisen. Frau von Staël machte sich zur Vermittlerin ihrer Gedanken, bis ihre Schriften selbst in französischer Uebersetzung erschienen; ja schon Ende der neunziger Jahre, also vor ihrer persönlichen Bekanntschaft mit den Schlegel, hatte Frau von Staël in ihrem Buche „Von der Literatur" den Geist der nordischen und der südlichen Literaturen „als Ernst und Tändelei" einander gegenübergestellt; gleichwohl müssen die Schlegel als die nächsten Anreger Sismondi's und Villemain's betrachtet werden. Villemain in seinen Vorlesungen von 1827 betrat zuerst in Frankreich das eigentliche Gebiet der vergleichenden Literaturgeschichte. Da sein Verfahren eine Uebergangsform von der ästhetischen zur historischen Behandlungsweise bildet und seine Arbeiten durch die Leistungen großer Nachfolger (Sainte-Beuve, Renan, Taine, Montégut u. A.) heute allerdings überholt sind, so wurden seine Verdienste im Urtheile der Nachwelt allzusehr herabgesetzt, gerade wie bei uns heute unter dem Hochdrucke der literarhistorischen Detailforschung und dem „tausendfachen Ausmünzen von Goethe's (und Anderer) letztem Hosenknopf", der Sinn für das Wesen, den Geist und den Zusammenhang des Ganzen gelitten hat und „der gute" Hettner von Leuten über die Achsel angesehen wird, die mit Cassius bekennen sollten: „Wir kleinen Leute, wir wandeln unter seinen Riesenbeinen und schau'n umher nach einem schnöden Grab." Mag nun die Zunft der Fachmänner ihre Bewunderung und ihre Verachtung verschenken wie sie will, die dankbare Theilnahme der Gebildeten wird auch in Zukunft denen sich zuwenden, welche den Geist und den Geschmack der Jahrhunderte dem allgemeinen Leser mit Geist und Geschmack zu vermitteln wissen. Diese Lesewelt wird einen Irrthum, eine Flüchtigkeit, ja sogar eine kleine Ignoranz nicht gleich zu einer Sünde wider den heiligen Geist der Wissenschaft aufblasen, soferne das Buch mit Talent und Anmuth geschrieben ist; mit Voltaire wird sie nur ein Genre verurtheilen, das langweilige und geistlose. Weil sie jenes Bedürfniß verstanden und in ganz eminentem Sinne zu befriedigen wußten, werden die Werke Hermann Hettner's und Johannes Scherr's noch lange genossen werden, wenn das Rauchfaß befreundeter Zunftgenossen nicht mehr über den Särgen todtgeborener Seminararbeiten und ausgegrabener Mumien geschwungen wird.

In Italien und in Frankreich sind die ersten Versuche einer allgemeinen Literaturgeschichte neulich erst gemacht worden. Bei Hoepli in Mailand veröffentlicht der Florentiner Professor Angelo de Gubernatis ein auf mindestens achtzehn Bände angelegtes Opus über das umfangreiche Thema. Die ansehnliche Ausdehnung des Ganzen erklärt sich theilweise daraus, daß jedem Textbande eine Auswahl von Musterstücken folgt. Die bisher erschienenen zwölf Bände enthalten die Geschichte des Dramas, der Volkslyrik, der epischen Poesie, der Volksnovelle, des Romans, der Historiographie mit sechs Bänden „Florilegi". Angekündet sind: Geschichte des Epigramms und der Satire, Geschichte der Philosophie, Geschichte der Beredsamkeit. Die gewaltige Arbeitskraft des Verfassers bietet hinreichende Bürgschaft für eine rasche Durchführung seines Planes, aber dieser Plan scheint mir nicht eben ein glücklicher zu sein. Fachleute brauchen derartige Werke nicht, und der allgemeine Leser fordert ein Buch von mäßigem Umfange. Knappe und pikante Form, eine geistvolle Uebersicht der springenden Punkte wirkt gewiß ganz anders als ein breiter, nicht eben tiefer, ewig gleich dahin gleitender Strom der Darstellung.

Kaum hatte Herr de Gubernatis seine ersten zwölf Bände vollendet, so erschien bei Didot in Paris der erste von Marc-Monnier verfaßte Band einer „Histoire générale de la littérature moderne". — Im mäßigen Umfange von 530 Seiten behandelt der Verfasser die Renaissanceliteratur von Dante bis Luther. Zwar hat er seinen Band nicht ausdrücklich als den ersten eines größeren Werkes bezeichnet, aber es ist Grund, zu hoffen, daß wir aus seiner Feder nach und nach ein französisches Gegenstück zu Adolf Stern's „Geschichte der neueren Literatur" erhalten; echt französisch, d. h. klar, kurzweilig und geschmackvoll dürfte dieses Pendant allerdings werden; dafür bürgen uns Marc-Monnier's ganze Vergangenheit, eine Uebersicht seiner zahlreichen Schriften und sein fesselndes Wort. Marc-Monnier ist seinen Fachgenossen im Auslande wohlbekannt; diese mögen daher verzeihen, wenn ich zur Orientirung weiterer Kreise seine literarischem Verdienste hier zusammenfasse.

Marc-Monnier steht heute in seinem fünfundfünfzigsten Jahre. Als Vertreter der vergleichenden Literaturgeschichte (littératures étrangères) wirkt er seit vielen Jahren an der Universität Genf. Er ist zwar Franzose von Herkunft, aber seine Jugend verlebte er in Florenz und Neapel. So kam es, daß seine ersten literarischen Arbeiten sich mit Italien beschäftigen. Eine Studie über die Sarazenenherrschaft in Sizilien erschien 1847, zwölf Jahre später das treffliche Buch: „L'Italie est-elle la terre des morts?" welches, beträchtliche Zeit nach Giusti's satirischer Antwort (La terra dei morti) die herausfordernden Verse Lamartine's:

„Je vais chercher ailleurs (pardonne, ombre romaine!)
Des hommes, et non pas de la poussière romaine".

mit einer förmlichen Literaturgeschichte Italiens in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts beantwortete. Durch diese Leistung erwarb sich Marc-Monnier die Sympathien des jungen Italiens und den Eintritt in die Revue des deux mondes, als deren Mitarbeiter er sich den Ruf eines vorzüglichen Kenners italienischer Dinge erworben hat. Diesen Ruf verdient Marc-Monnier heute mehr als je. Ist er doch mit den meisten bedeutenden Italienern des Tages persönlich bekannt oder befreundet, verkehrt er doch mit dem Fischer der Ghiaia und dem toskanischen Bauer ebenso geläufig wie mit de Amicis oder Farina. Seine neapolitanischen Novellen und seine Romane bekunden eine tiefe Kenntniß von Land und Leuten, seine italienische Monatschronik in der Bibliothèque Universelle von Lausanne, mit graziöser Ironie geschrieben, befolgt den alten Spruch: „Ridendo dicere verum". Seine Ariostübertragung (Le Roland de l'Arioste raconté en vers français) ist um so trefflicher gelungen, als der Bearbeiter selbst ein gutes Stück Ariosto im eigenen Blute mitführt. Die anmuthige, jeder verletzenden Härte entbehrende Satire ist Marc-Monnier's eigenstes Erbtheil: man lese nur seine Gedichte und seine kleinen satirischen Dramen. — Wir besitzen von ihm auch eine metrische Uebertragung des Goethe'schen Faust. In den Gesprächen mit Eckermann hat Goethe bemerkt, sein Faust könnte nur in der französischen Sprache des sechszehnten Jahrhunderts den Franzosen verständlich werden. Er wollte damit andeuten, daß der sonore Pomp der französischen Classiker, welcher die naive Natürlichkeit der altfranzösischen Dichtung verdrängt hatte, zu einer Uebersetzung seines so oft an Hans Sachsen's Zeit anklingenden Werkes ganz und gar nicht tauge. Wenn nun Marc-Monniers Faustübersetzung ihren zahlreichen Vorgängern den Rang abgelaufen, so ist es nicht nur deshalb, weil der Uebersetzer „den Zweikampf Jacobs mit dem Engel" ehrenvoll bestanden hat, indem er gewiß durch die Natur der Sache gegebenen Schwierigkeiten kundig überwand, sondern auch darum, weil er in Metrum, Stil und Ausdruck jene längst verlorene Einfachheit und Natürlichkeit

Digitized by Google

der alten Weisen wieder zu erobern wußte, ein Ergebniß, das nur der vollendete Geschmack des Künstlers und eine staunenswerthe Meisterschaft in Verwendung aller Sprachmittel zu erklären vermag.

Als Literarhistoriker hat sich Marc-Monnier in einer Arbeit über die Genfer Literatur alter und neuer Zeit ein zweites Mal bewährt. Sein Buch hält mehr als der Titel (Genève et ses poètes) verspricht. Es ist eben nichts Geringeres als eine Culturgeschichte der berühmten Calvinistenstadt seit dem 16. Jahrhundert bis auf die neuere Zeit.

Dies zur Orientirung des Lesers. Die „Renaissance von Dante bis Luther" kleidet eine oft erzählte Geschichte in ein neues Gewand von ganz modernem und graziösem Zuschnitt. Was der allgemeine französische Leser wünschen kann, ist hier mit feinster Fühlung für dessen Wünsche geboten. Mit großer Gewandtheit werden die gleichzeitigen literarischen Ereignisse verschiedener Länder, von Süd und Nord, verwoben, die leitenden Gesichtspunkte hervorgehoben und die Schulstifter in ihrer Individualität gezeichnet. Was jedoch den Hauptreiz des Buches ausmacht, das ist die Sprache und der Ton. Die geistreiche Bemerkung Richard Lepsius', das Französische erscheine ihm wie eine spiegelglatte Eisfläche, auf welcher die Schriftsteller und Redner der Nation im Schlittschuhlaufen sich üben, paßt so recht auf Marc-Monnier's Schreibart und Darstellung. Wenn Théophile Gautier's Schule durch Effecthascherei und tausend Schnörkel und Künsteleien die schlichte Klarheit der Sprache Voltaire's zu bedrohen schien, so beweisen Bücher wie das vorliegende, daß wir es dort mit einer bloßen Mode zu thun haben, die der gesunden Tradition im Grunde wenig Schaden bringt.

Vom Tone eines Buches vermag die Uebersetzung nur eine schwache Vorstellung zu geben, besonders in unserem Falle, wo die zarten Linien und feinen Nüancirungen einer leichten Künstlerhand in's Spiel kommen und nicht selten das entscheidende Moment sind.

Da heißt es von Petrarca, den die „Italienische Literaturgeschichte von Gaspary (Berlin, Oppenheim) so erschöpfend behandelt, daß schwerlich noch etwas Neues beizufügen bleibt:

„So ist denn Petrarca der erste Künstler seiner Zeit gewesen, aber nicht seine Virtuosität allein stellt ihn über alle anderen Lyriker: zum ersten Male tritt hier aus der Schaar der Troubadours eine bestimmte Gestalt hervor, welche Niemandem gleicht und welcher Alle gleichen möchten".

Und von der Florentiner Pest des Jahres 1348:

„Diese Pest von 1348, welche als Einleitung zu Boccaccio's Decamerone figurirt, ist gewissermaßen ein literarisches Ereigniß: Der Chronist Villani starb daran, ebenso Petrarca's Laura. Wir verdanken dieser Plage die schönsten Verse des Letzteren und das erste Stück der mustergiltigen Prosa Boccaccio's.

Die Entlehnungen Lafontaine's und Musset's aus dem Decameron werden charakterisirt wie folgt:

„Lafontaine hat Boccaccio's schlechten Ruf noch schlechter gemacht. Er borgte für seine „Contes en vers" die losesten Geschichten, malte sie ins Einzelne aus, vertrieb und vertändelte seine Zeit mit den Zoten (il s'amusait et s'attardait aux gravelures). So werden dreißig Zeilen Boccaccio bei Lafontaine leicht zu hundert Versen. Lafontaine schlägt immer den längsten Weg ein, nur legt er diesen rascheren Schrittes zurück; denn seine Sätze sind kürzer als die des Boccaccio. Er kennt weder dickleibige Vocabeln noch müßige Füllwörter, er läßt seine Sätze laufen und läuft mit; dafür treibt er allerlei Kurzweil auf dem Wege, beguckt sein Thema von allen Seiten, entdeckt eine Menge von Dingen, häuft Einzelzüge, lustige und schalkhafte Einfälle, hüpft und springt und trabt wie ein Schulbube neben den langausholenden Schritten des Lehrers dahin.

Musset thut das Gegentheil: er kürzt den Meister ab; denn heute läßt man sich nicht mehr gemüthlich gehen wie vor zweihundert Jahren. Heute muß jeder Satz und jeder Vers seinen Werth haben. Ich weiß nicht, welche Ungeduld und welcher ungestüme Drang uns gepackt hat, aber wir sind immer pressirt und fühlen uns rasch ermüdet. Und dann noch ein Unterschied: Lafontaine wählte die losen Geschichten, Musset zieht die leid- und schmerzvollen vor."

Im Gegensatze zu de Sanctis will der Verfasser behaupten, Boccaccio habe nichts gegen den Christenglauben unternommen, sein Spott gelte ja nur den Lastern des damaligen Clerus; aber die Beweise klingen wie eine leise Verhöhnung des Lesers: „Galt doch Boccaccio für einen guten Katholiken, hatte er doch die Ehre, vom Patriarchen von Jerusalem umarmt und geküßt zu werden!"

Unser Buch ist natürlich keine erschöpfende Arbeit im deutschen Sinne des Wortes; es wendet sich nicht an die Zunft der Gelehrten, es will auch kein Lehr- und Handbuch für Studirende sein; es klopft vielmehr an die Salonthüre der vielbeschäftigten, vielzerstreuten französischen Weltleute und bittet in schlichter Rede mit ironisch überlegenem Untertone um geneigtes Gehör. Der Vortrag ist kurz, oft skizzenhaft, aber auch die Genossen der gelehrten Observanz könnten dabei etwas lernen: zierliche Einfachheit, plastische Anschaulichkeit und — den Krieg aufs Messer mit dem „Genre ennuyeux".

Der Roman eines politischen Märtyrers.

Von M. Carriere.

Ein historischer Roman von Kunstwerth entsteht nicht dadurch, daß ein Schriftsteller berühmte Männer und große Ereignisse nimmt und den ersteren allerhand Liebesabenteuer auf den Leib lügt, den anderen allerhand kleinliche Motive und Intriguen gesellt; so verfuhren Luise Mühlbach, Heribert Rau und Andere, und Alexander von Humboldt mußte es erleben, daß er selbst ein Buch zu lesen bekam, in welchem ihm allerhand Verwicklungen mit einem jungen Burschen angedichtet wurden, den er in Amerika mit einem rothhäutigen Mädchen erzeugt haben sollte. Bei solchen Zwitterdingen kommen Geschichte und Poesie in gleicher Weise zu kurz. Anders ist es, wenn der Dichter eine anziehende Erzählung selber erfindet, aber sie in die Atmosphäre einer bestimmten Zeit verlegt, ihr den geschichtlichen Hintergrund der Sitte und Bildung einer bestimmten Nation gibt, aber die persönlichen Geschicke seiner Phantasiegestalten nur mitbedingt werden läßt durch die aufsteigenden oder absinkenden Wellen eines welthistorischen Ereignisses, oder dadurch, daß sie in Berührung mit einem bedeutenden Manne kommen, der nun in ihr Leben eingreift und, seinem Charakter gemäß, in Wort und That der Wirklichkeit getreu veranschaulicht wird. In diesem Sinne hat Otto Müller, kein Neuling, sondern ein bewährter Künstler auf diesem Gebiete, den Roman „Altar und Kerker"*) geschrieben. Er selber sagt im zweiten Bande, als das Darmstädter Arresthaus der Mittelpunkt wird, um welchen die Begebenheiten der Erzählung sich bewegen: „Wir schreiben keinen Gefängnißroman im Genre von le mie prigioni von Silvio Pellico, diesem berühmten Märtyrer von Italiens Freiheit, dessen Namen noch heute jeder Italiener mit Stolz und Ehrfurcht nennt; wir schreiben auch keinen nervenerschütternden physiologischen Vivisectionsroman, wie Die letzten Tage eines Verurtheilten von Victor Hugo; wir schildern nur in Form und Brauch des Romans die Zeitgenossen und die Schicksale des größten politischen Märtyrers Deutschlands, den leider selbst unter den Gebildeten heutzutage nur noch wenige kennen und dessen Bild auch vielfach durch der Parteien Haß und Gunst verwirrt wurde." Die eigenen Jugenderinnerungen, Gedichte und Briefe des seltenen Mannes selbst, sowie die Berichte von dessen Freunden und Schülern boten ihm ein reiches Material; das Romanhafte aber liegt in einem Freundespaare aus der Hauptstadt; und in die Art und Weise, wie ihre Liebesgeschichten sich abspinnen, wirkt die Persönlichkeit des Mannes ein, dessen bedeutender und gewinnender Charakter, dessen tragisches Geschick es ist, auf die ihr eigenes Leben, Streben und Lieben sich mannigfach bezieht.

*) Ein Roman aus den dreißiger Jahren. Dem Andenken Weidig's gewidmet von Otto Müller. Stuttgart, Bonz & Comp.

Digitized by Google

Soll uns der Roman in Prosa wie das Volksepos in Versen ein Weltbild geben, so wird das am besten, ja wir können sagen, nur dann wahrhaft gelingen, wenn der Dichter das eigene Leben schildert, das Gemälde der eigenen Zeit entwirft. Denn versetzt er sich auch durch gelehrte Studien in entlegene Perioden der Culturentwickelung und unter fremde Nationen, so liegt die doppelte Gefahr nahe: daß er einmal doch das eigene Denken und Fühlen seinen Gestalten unterschiebt, und dann, daß er sein Gemälde etwas aufdringlich aus den bunten Steinchen seiner gelehrten Kenntnisse mehr äußerlich zusammensetzt als organisch entfaltet; gibt er uns aber das Selbsterlebte mit klarer Anschaulichkeit, sehen wir die Charaktere, die Sitte und Bildung seiner Gegenwart treu und farbenhell vor uns stehen, dann gewinnt er selbst historischen Werth für spätere Tage, wie Fielding's Tom Jones oder Goethe's Wilhelm Meister ihn heute schon haben, und wie mir Freytag's Soll und Haben viel werther bleibt als seine Ahnen. Und gerade in dieser Beziehung scheint mir Müller's Buch unseren Dank, unsere Anerkennung zu verdienen. Denn welch gewaltiger Umschwung sich in Deutschland von 1848 bis 1871 vollzogen hat, das erkennen wir sehr deutlich daran, daß dem nachwachsenden Geschlecht die trüben engen zwanziger und dreißiger Jahre so weit in den Hintergrund getreten; Telegraph und Dampfwagen und der Weltverkehr durch sie haben mitgeholfen. Es war gut, daß ein Dichter, dem sich in jener Zeit seine Schwingen sich befiederten, von den neuen Erlebnissen aus die alten betrachtete und sie mit Verständniß und mit Wahrhaftigkeit schilderte. Müller gedenkt einmal im Verlaufe des Romans einiger Verse aus seiner eigenen Jugend, und fügt ihnen einige Seiten geschichtlicher Erinnerungen an, von denen wir ein paar Stellen hier hersetzen:

„Ach, weil das Schicksal will, daß edel sein
So viel heißt als in einer einz'gen Brust
Die Noth von Tausenden zusammendrängen
Und doch für Einen gelten, darum müssen
Die Besten unter uns am meisten leiden!"

„Die Besten! — Ja, das war das rechte Wort für jene deutschen Männer und Jünglinge, die noch in den Tagen der Rechtlosigkeit und Unterdrückung aller Volksrechte den Muth einer freien Meinungsäußerung, eines zornigen Aufschreies gegen die tyrannische Willkür der Bundestagspolizei hatten und dafür in den Kerker wandern mußten, während Andere in der Schweiz ein Asyl fanden und viele Hunderte dem Vaterlande den Rücken wandten, um in der großen Republik überm Ocean ein menschenwürdiges Dasein zu finden, das ihnen in der Heimath versagt war."

„Nicht Böse nur verbergen ihre Thaten,
Auch Tugend hüllt sich ein;
Das Vaterland, auf off'nem Markt verrathen,
Weint seine Thränen ganz allein."

„So sang der edle Platen; denn die Hydra der Revolution war ja das Schreckgespenst, mit welchem Fürst Metternich die kleinen deutschen Höfe in einer beständigen Angst vor ihren getreuen Unterthanen erhielt.... Mehr als achtzehn Hundert Männer und Jünglinge, meist dem gebildeten Mittelstande angehörig, wurden im Laufe weniger Jahre ohne Richterspruch eingezogen und der geheimen Justiz überliefert... Die meisten glorreichen Märtyrernamen jener Tage sind verklungen gleich dem Klirren ihrer Ketten, gleich dem Grabgeläute ihrer begeisterten Hoffnungen; — Namen, deren bloßer Klang damals hinreichte, um in den Herzen der patriotischen Jugend alle Töne des Jammers, alle Klagen der unterdrückten Vaterlandsliebe wachzurufen! Und Männer, die ihr Leben und ihr Alles an die Sache der Freiheit und Einheit Deutschlands setzten, sie haben selbst „als trauernde Schatten" keinen Raum mehr im Gedächtniß der heutigen Welt, bei der sie doch als gefeierte Helden in unvergänglichem Ruhme fortleben sollten, der Stolz ihres Volkes, das — o des schnöden Undanks dieser vergeßlichen Welt! — nicht einmal mehr eine mitleidige Thräne für sie hat."

Darum Ehre dem Dichter, der einem dieser Edlen den Dank des Vaterlandes zollt und dem rasch lebenden Geschlecht es in die Erinnerung ruft, wie die Saat unter Kampf und Leid ausgestreut wurde, welche jetzt freudig aufgesprossen ist. Was wir heute haben und hinnehmen, als ob es sich von selbst verstände, Freiheit der Presse, der Versammlung, der Vereinsbildung, Oeffentlichkeit der Rechtspflege, das war lange die Forderung der voranstrebenden Männer, das war formulirt, und so setzte die Volksbewegung im Frühjahr 1848 es überall rasch durch. Nicht so klar war man über das Wie der Einheit Deutschlands; so blieb sie vertagt, bis ein genialer Mann an die rechte Stelle kam, um sie, die Sehnsucht der Edelsten und Besten, die Idee des Liberalismus zu verwirklichen. Damals aber, in den dreißiger Jahren, war es verboten, von der Einheit des Vaterlandes zu reden, die deutschen Farben zu tragen! Im Kampfe für jene Volksrechte und für das eine Vaterland ist Weidig als Opfer des geheimen Gerichts gefallen. Er war ein Oberhesse, lange der erste Lehrer an der Stadtschule zu Butzbach, dann auf die Pfarrei des Dorfes Obergleen versetzt. Es war ihm nicht vergönnt gewesen, gegen Napoleon zu fechten, aber im Frieden nahm er nun die Arbeit auf sich, es zu erringen, daß die Proclamation von Kalisch erfüllt und dem deutschen Volke „eine Verfassung aus ureigenem Geiste" gewährt werde, daß es, das siegreiche, ein ähnliches Maß von Freiheit erlange, wie dem besiegten Frankreich zu Theil geworden. Er gründete eine deutsche Gesellschaft, er schrieb in den Rheinischen Mercur, er gab durch eine Petition den ersten Anstoß zu der Bewegung, welche in Hessen-Darmstadt die Verleihung einer Constitution herbeiführte. Schon damals kam er in Untersuchung. Aus Heinrich Leo's Selbstbiographie erfahren wir, daß er und Karl Follenius von der burschenschaftlichen Jugend als geistige Leiter „der Schwarzen" angesehen wurden, daß sie nach antiker Art des Volkes Heil für das höchste Gesetz erklärten. Neben dem vorzüglichen Schulunterricht wirkte er mit, um einzelne Knaben und Jünglinge für die Universität vorzubereiten; so habe ich selber Homer, Herodot, Plutarch und Tacitus mit ihm gelesen. Nach der Julirevolution schrieb er eifrig in liberalen Blättern, und arbeitete daran, daß freisinnige Deputirte gewählt wurden. Er ward verhaftet, und erst freigelassen, als in der zweiten Kammer die späteren Märzminister Gagern und Jaup für ihn eintraten; aber die Kammer ward aufgelöst, die Blätter wurden verboten und er auf das entlegene Dorf verwiesen. Das trieb ihn dazu, nun im Geheimen Flugblätter erscheinen zu lassen. Georg Büchner, damals Student, der Dichter von Danton's Tod, war hier sein hilfreicher Genosse, und der Biograph und Herausgeber desselben, K. E. Franzos, hat ja auch in diesen Blättern das Andenken Weidig's wieder wachgerufen. In zweijähriger Untersuchungshaft, geistigen und leiblichen Qualen und Entbehrungen ausgesetzt, erkrankt, glaubte er zu sehen und zu hören, was die erregte Einbildungskraft ihm vorspiegelte; man hielt es für Verstellung. Eines Morgens lag er in seinem Blute, mit Glasscherben seiner Wasserflasche hatte er sich die Pulsadern an Händen, Füßen und Hals aufgeschnitten. Daß die letzte Wunde ihm von fremder Hand beigebracht worden, scheint mir doch nicht glaublich. Jünglinge, Studenten und Bürger waren mit ihm seit lange verhaftet; er brachte sich für sie zum Opfer, sie brauchten nun seiner nicht mehr zu schonen, und, selbstlos wie er war, wird er gern gestorben sein, wenn er ahnen konnte, was der Erfolg seines freiwilligen Todes war, der Sturz des heimlichen Gerichts, des Inquisitionsverfahrens in Deutschland.

Ich studirte in Göttingen, als die Schreckenskunde von seinem Selbstmord erscholl. Ich dachte damals an Goethe und Werther, es könne durch eine ähnliche Dichtung, aus seiner Seele herausgeschrieben, ein mächtiger und erfolgreicher Eindruck auf das deutsche Volk zur Erfüllung von Weidig's Hoffnungen gemacht werden; aber da war die actenmäßige Prosa nöthig, und durch diese in den Büchern von Schulz und Welcker und Nöllner ward in der Mitte der vierziger Jahre die Reform der Rechtspflege in Deutschland zur unabweisbaren Volksforderung. „Durch ihn verging das heimliche Gericht." Ein deutsches Reich, wie wir es haben, war das Ziel seines Strebens; heute würde er conservativ sein. Heute

Digitized by Google

ist erreicht, was er für Deutschland erstrebte, was er für sich wünschte; eins seiner Gedichte schließt:

Vaterland, dein sei mein Leben,
Dein mein Hoffen, Denken, Streben,
Und zum Lohne gib dafür
Grab in freier Erde mir.

Otto Müller hat Weidig und seine Gattin lebenswahr geschildert. Anfangs dachte ich, er wollte ihn in einen Liebesroman verstricken; aber die erdichtete Halbschwester seiner Frau ist nur ein Typus für die hinreißende Einwirkung, welche Weidig's Persönlichkeit auf die Jugend ausübte, ähnlich wie der Volkslehrer und der Soldat, die seine Befreiung versuchen. Ihnen gesellen sich eine Reihe trefflich gezeichneter männlicher und weiblicher Characterköpfe aus den Kreisen des Beamtenthums und der Bürgerschaft. Durch leise Umbildung der Namen läßt Müller manchmal für die mit den damaligen Verhältnissen Vertrauten durchschimmern, wer die Hauptzüge für die Typen geliefert hat, die gerade dadurch individuelle Lebendigkeit gewinnen. Warum aber auch Ortsnamen verändert sind, warum Weidig selbst als Pfarrer Friedrich auftritt, und doch mehrere seiner Gedichte und Briefe dem Roman wörtlich eingeschlossen sind, das ist zunächst nicht recht erfindlich, vermuthlich wollte der Verfasser damit aufmerksam machen, daß er im Goethe'schen Sinne Wahrheit und Dichtung bietet, das Wirkliche im Spiegel der Poesie künstlerisch gestaltet. Der Roman beginnt in einer oberhessischen Stadt; die Hauptpersonen der frei erfundenen Novelle kommen in Berührung mit dem Pfarrer des benachbarten Dorfes, und sein späterer Peiniger und Untersuchungsrichter tritt bereits als Beamter in den Vordergrund; ein Bauerncrawall, der sich von Churhessen aus verbreitet — im Herbst 1830 —, mit Humor in Scene gesetzt, veranschaulicht die Lage des Kleinstaates; der Pfarrer zieht mit der streitbaren Dorfjugend den bedrängten Freunden in der Stadt zu Hilfe. Während dann die angelegten Novellenfäden sich weiter spinnen, entwickelt sich Weidig's agitatorische Thätigkeit, und mit seiner Verhaftung kommen wir in die Residenz: die jugendlichen Hauptgestalten des Romans vereinigen sich zu seiner Vertheidigung, ein getrenntes Liebespaar findet sich hier wieder, zwei andere Herzen schließen sich gegen einander auf und gewinnen einander fürs Leben; der Märtyrer selbst bleibt der bewegende Mittelpunkt, ohne daß wir in seine Zelle eingeführt werden. Er unterliegt, aber wir empfangen doch Trost und Versöhnung in der Erkenntniß, wie sein Geist immer mächtiger wird, wie ein stiller Bund aller tüchtigen Menschen sich gegen das herrschende System bildet. Vor dem frischen Märzwinde sind dessen Träger wie Spreu zerstoben. Da ward auch der Kitt wieder hinweggenommen, mit welchem auf Befehl der Regierung die Inschrift auf Weidig's Grabstein bedeckt worden war:

Du starbst nach langer Kerkerhaft als heil'ger Streiter,
Dein freier Geist sucht in gestirnter Höh' des Lichtes Urquell.

Müller erzählt es, und so etwas ist ja auch Dichtern unerfindbar, dazu bedarf es der kleinlichen lichtscheuen Reactionäre in Beamtenuniform.

In der Nacht, in welcher der kühne Dulder sich die Adern öffnete, wie der Römer Thrasea dem Befreier Zeus sein Blut als Opfer spendete, war der Dichter selbst mit seinen Jugendfreunden vereint, wie sie, von der Universität gekommen, nun sich zum Eintritt in mannigfaltige Berufskreise rüstend, allwöchentlich einmal sich im Dienst des Schönen, in der Freude an der Poesie versammelten. Der Sohn eines der geheimen Staatsräthe zeigt in der Mitternachtsstunde ein graues Conceptpapier mit blasser Dinte beschrieben; der es beschrieben, sei weder Hölderlin noch Lenau, aber an hoher Lebensanschauung und inniger Empfindung ihnen ebenbürtig, ein Dichter von Gottes Gnaden, wie abhold immer dem Gottesgnadenthum. Die Freunde vernahmen folgende Ode:

Nur der verlieret, welcher sich selbst verliert!
Raubt Dir das Schicksal eines Befreundeten
Geliebte Nähe, bleibt sein Bildniß
Tiefer im Herzen Dir eingegraben.

Und eine einz'ge Stunde des Wiedersehns
Zehrt vieler Tage schmerzliche Trennung auf,
Er, der die Herzen einigt, spendet
Fülle der Seligkeit solchen Stunden.

Von Allem, was uns wird in der Zeitlichkeit,
Ist der Besitz nur sicheres Eigenthum,
Der durch des Geistes Treu' und Adel
Weihe des ewigen Lebens findet.

O miß des Lebens Seligkeit mit dem Maß,
Das Dir der Ew'ge beut und Dein treues Herz!
Miß nicht nach flücht'ger Zeiten Länge,
Nicht nach der flüchtigen Güter Größe.

Wohl Manchem lächelt leicht Behaglichkeit
Und des Genusses schäumender Becher an,
Doch der Gewalt der Erde dienstbar,
Kennt er der edelsten Freiheit Werth nicht.

Was nützt die Welt ihm, wenn er sich selbst verlor?
Wenn er als Sklave seines Besitzes dient?
Was böte doch der Mensch, damit er
Seine gefangene Seele löse!

Die freie Seele sucht in gestirnter Höh'
Des Lichtes Urquell. Wer in Vergänglichem
Sein Heil umfaßt, wird untergehen;
Laß uns zum heiteren Licht emporschaun!

Ein junger Philologe meint die einfache Erhabenheit und weihevolle Stimmung eines Sophokleischen Chors zu vernehmen; und die Freunde einen sich im Gelübde: mit dem Dichter die Weihe des Lebens in Adel und Treue des Geistes zu finden. Am anderen Morgen mit der Todeskunde des Gefangenen hören sie: das Gedicht war sein letzter tröstender Gruß an die ferne geliebte Gattin! Und der Maler, der in der Schwägerin des Helden seine Braut gefunden, drückt sie ans trauernde Herz mit den Worten: Laß uns zum heiteren Licht emporschaun!

Moderne Möbel.

Von A. Lichtwark.

Vor Kurzem wurde mir beim Besuch eines Gewerbemuseums in der Provinz auf meine Frage, ob neben den vier oder fünf Sälen voll schlechter geschnitzter Truhen, Credenzen und Tische des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts nicht auch Möbel des achtzehnten vorhanden, mit überlegenem Lächeln erwidert: Wir sammeln sie nicht. Sie taugen ja aber auch gar nichts. Unser Herr Director — der gerade verreist war — hält nichts von ihnen. Er interessirt sich nur für die deutsche Renaissance. — In der That war in dem ganzen Museum nicht eine Arbeit des späten Barock oder des Rococo zu finden, und das in einer Gegend, die im vergangenen Jahrhundert zu den reichsten im Land zählte, aus der noch jetzt die herrlichsten Dinge auf den Kunstmarkt kommen. Bis auf zwei oder drei gute Stücke war der ganze Bestand des Museums die roheste, mit wüstem unverstandenem Ornament überladene Bauernarbeit.

Dies Erlebniß würde lediglich zur Heiterkeit Veranlassung geben, wenn es nicht die Ansichten und Stimmungen weiter Kreise wiederspiegelte. Es sei ferne von mir, zu verkennen, daß die deutsche Renaissance im letzten Jahrzehnt die Grundlage einer gemeinsamen Entwickelung im ganzen Reich abgegeben hat. Was heute in München an Luxus- und besseren Gebrauchsmöbeln angefertigt wird, unterscheidet sich nicht wesentlich von dem, was Berlin, Hamburg oder Cöln fabricirt. Daß die allgemeine Bewegung in ein sicheres Bett geleitet wurde, ist sicherlich ein Gewinn, der nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Aber jetzt gilt es, die Blicke in die Zukunft zu richten. Die deutsche Renaissance, als Lehrschule gar nicht zu ersetzen, kann ohne wesentliche Umbildung und Erweiterung zu nichts Dauerndem führen. Sie ist an Formen

Digitized by Google

zu arm, an technischen Mitteln zu einseitig, und während sie auf der einen Seite der Ausbildung des Luxusmöbels, das den höchsten Ansprüchen genügen soll, große Schwierigkeiten entgegensetzt, verführt sie auf der andern Seite durch die Wirthschaft mit unverarbeitet übernommenen architektonischen Motiven gar zu leicht zum Bombast und zur Ueberladung. Wenn wir nicht dahin gelangen können, auf der gewonnenen Grundlage Neues und Besseres zu schaffen, so wird sich der Zwiespalt zwischen den Formen des Gebrauchs und des Luxus, der zum Unheil beider bereits wieder vorhanden, zu einem unüberbrückbaren Riß erweitern, denn trotz aller Verachtung seitens der Renaissanceenthusiasten wendet man sich schon jetzt in Berlin, wenn es gilt, etwas ausnahmsweise Reiches zu schaffen, zu den Formen des Rococo.

Wir möchten diese Thatsache, die sich in allen größeren Magazinen und den Weihnachtsmessen der Hauptstadt beobachten läßt, nicht mit der allgemein cursirenden Phrase erklären, wir hätten uns in die Renaissance gestürzt, und müßten nun nothwendig auch zum Barock und Rococo vorwärts schreiten. Schon die Beobachtung, daß wir mit Umgehung des Barock zum Rococo gelangt sind, straft diese Ansicht Lügen. Das Rococo mit seinen unendlich reicheren Mitteln stellt sich naturgemäß als das Gegebene ein, wo es sich um ein Prunkstück im höchsten Sinne handelt. Ob wohl die deutsche Renaissance im Stande wäre, ein praktisch noch verwendbares Möbel herzustellen wie jenes Schränkchen für 30,000 Francs, das vor zwei Jahren ein deutscher Fürst in Paris anfertigen ließ?

Leider wird man sich auch bei den besten modernen Arbeiten im Stil des Rococo bald überzeugen, daß die Benutzung desselben, wenn sie sich, wie bisher, mit Vorliebe auf die ornamentale Außenseite richtet, bald wieder abgewirthschaftet hat. Ein so ganz individueller Stil, der in seiner Betonung der Unsymmetrie an den Geschmack des Erfindenden die höchsten Anforderungen stellt, läßt sich im besten Falle copiren, nie aber schöpferisch nachbilden.

Wenn wir an den Rococomöbeln lernen wollen, so kann es sich nur um das Studium der Construction und der Verwendung der verschiedenartigen Materialien handeln.

Hier gilt es nun, sich über den realen Inhalt all der Injurien zu verständigen, die man dem Rococo zufügt.

Am häufigsten wird die Beschuldigung in's Gefecht geführt, das Rococo thäte in seinen geschwungenen Formen dem Material Gewalt an, es sei somit im letzten Grunde stilwidrig.

Wie wäre es dagegen, wenn die Formen des Rococo sich als die consequente Entwicklung der gesteigerten, alle Eigenschaften des Materials ausnutzenden Technik herausstellten?

Ein Blick auf die Geschichte der technischen Behandlung des Holzes hilft uns die Formen verstehen.

Im Mittelalter scheint die Technik der Alten, von der wir übrigens nicht viel wissen, verloren gegangen zu sein. Gegen die Eigenschaft des Verwerfens, die aus dem Brett ein so schwieriges Material macht, kannte man kein besseres Mittel, als die Ueberflechtung desselben mit Metallbändern, die den Einflüssen der Witterung auf die Bewegung der Holzfaser Widerstand entgegensetzen sollten. Einerlei, ob es sich um ein Kirchenthor aus mehrzölligen Bohlen oder um die dünnen Wände eines Schmuckkästchens handelte, ein Rankenwerk aus Metall mußte sie schützen.

Spät erst machte man die Erfahrung, daß Möbelflächen aus Brettern von verschiedener Faserrichtung construirt, sich nicht warfen, weil die Bewegung des einen Theils die des anderen aufhob. Man lernte die Flächen aus Rahmen und Füllung herstellen, wie wir sie an unseren gewöhnlichen Möbeln, an unseren Zimmerthüren noch jetzt beobachten können. Rahmen und Füllung bilden die Grundlage der Construction für die Möbelflächen von der späteren Gothik bis gegen das achtzehnte Jahrhundert. Im siebzehnten Jahrhundert bildete man dieses Motiv nach der ornamentalen Seite aus, indem man den Rahmen in reichster Zusammensetzung und Profilirung um die Füllung bewegte. Man erinnere sich der Thürfüllungen großer Kleiderschränke.

Gegen das Rococo hin that die Construction den letzten, entscheidenden Schritt. Sie verließ das bisherige System von Rahmen und Füllung vollkommen; nicht aber, um zu der primitiven Metallverklammerung zurückzukehren, sondern um sich aus dem Holz ein ganz neues Material zu schaffen, richtungslos wie das Metall.

Es geschah durch Verleimung. Indem auf diesem Wege Holzplatten mit der verschiedensten Faserrichtung zu einem festen Körper verbunden wurden, der unter den Einflüssen der Feuchtigkeit keine Richtungsveränderung mehr erlitt, war für die Construction der Möbel die völlige Freiheit von der Holzfaser erreicht. Aus dem Material, das neu geschaffen, Möbel nach dem alten Schema von Pfosten und Füllung herzustellen, wäre ein Unding gewesen. Man verfiel auch gar nicht darauf, sondern suchte und fand mit dem neuen Stoff den neuen Stil.

In seinen geschwungenen Linien hängt er wesentlich von dem Umstande ab, daß die Oberfläche des zusammengeleimten Stoffes nicht gezeigt werden konnte. Sie mußte verkleidet werden. Zu dem Zwecke bediente man sich der bereits früher bekannten Incrustation mit Fournier, einer dünnen, aufgeleimten Schicht edleren Holzes. Dieses wurde bei der allgemeinen Vorliebe für das Blanke, Glänzende spiegelglatt polirt. Die schwellenden Formen der Umrisse brachten diese Eigenschaften erst zur rechten Wirkung.

In der Hülle von Fournier fand das Möbel gegen alle Einflüsse der Witterung den besten Schutz. Auch die Verleimung trägt kein Moment der Unsolidität hinein. Bei gediegener Ausführung ersetzt sie die verlorene Continuität der Holzfaser vollkommen.

Vielleicht führte der Glanz der Politur auf die Heranziehung des Metalles zum Schmuck des Möbels. Von der Mitte des sechszehnten bis gegen das achtzehnte Jahrhundert hatte es am Gebrauchsmöbel keine große Rolle gespielt. Die Beschläge der Schlüssellöcher, die kleinen Knöpfe an den Schiebladen der Cabinette bildeten die kümmerlichen Ausnahmen. Statt des Eisens, das in gothischer Zeit das Holz überzogen hatte, wurden die Bronze und ihre Surrogate verwendet. An den einfacheren Möbeln trat sie nur als Beschlag des Schlüssellochs, als Handgriff an den Schiebladen auf. Den geschwungenen Beinen wurde ein zierlicher Bronzeschuh zum Schutz gegen unsanfte Berührung angezogen; zum Schutz der Kanten und Ecken, die stets abgerundet wurden und nie mit der Schärfe architektonischer Steinprofile die Glieder der Menschen in Gefahr brachten, wie wir an unsern Renaissancemöbeln gewohnt sind, erhielten häufig einen glatten Ueberzug von Metall.

Und bei all diesem Formenreichthum nirgends eine Spur architektonischer Details. Keine Säulen, keine Pilaster, keine Gebälke. Diese Freiheit und Selbständigkeit der Möbelformen des Rococo war bereits ein Erbtheil des späten französischen Barock, das seine Möbel von der drückenden Herrschaft der Architektur befreit hatte. Zum ersten Mal wieder seit der Gothik und der Frührenaissance hatte das Möbel eigene Formen empfangen. Leider, wie auch in den früheren Perioden, nur für kurze Zeit; wie die strengen Holzformen der frühgothischen Möbel bald von einer üppigen angeklebten Architektur mit Fialen, Maßwerk und Zinnenbekrönung abgelöst wurde; wie auf die aller Architektur entkleideten constructiven Formen der Frührenaissance, die nur in den Füllungen Ornament anbrachte, die Fassadenarchitektur der Renaissance hereinbrach, so hielten sich auch die reinen Formen des Rococo nur wenige Jahrzehnte. Im Zopf schlichen Säule und Gebälk sich wieder ein; im Empire hatte man bereits wieder soweit das Stilgefühl eingebüßt, daß bewegliche Tischbeine als korinthische Säulen verkleidet werden konnten.

Das andere große Verdienst des Rococo, die Schöpfung aller unserer modernen Gebrauchsmöbel, sein erster Versuch, das Möbel im Sinne des modernen Comforts auszubilden, sei hier nur angedeutet. In dieser Beziehung können wir uns seinem Banne nicht entziehen, in welchem Stil wir auch immer unsere Bedürfnisse zu befriedigen suchen.

Für unsere Möbelindustrie kann es sich jetzt, was ein Studium mit Absicht der Nachahmung anlangt, wesentlich nur um die frühgothischen architekturlosen Formen, um die der

Digitized by Google

nordischen Frührenaissance und die des Barock und Rococo handeln. Letztere, als die am höchsten entwickelten, stehen unserm Bedürfniß am nächsten. Leider werden sie, wie gesagt, bis jetzt nur erst äußerlich nachgeahmt, und man sucht ihr Wesen nicht an den einfachen Gebrauchsmöbeln, sondern an seltenen Prunkstücken zu ergründen.

Feuilleton.

Die Wirthin.

Von F. M. Dostojewsky.

Frei nach dem Russischen von Wilhelm Goldschmidt.

(Schluß.)

Er wußte nicht, als er zu sich kam, welche Stunde es war. Im Zimmer war's noch dunkel; aber Licht brach durch das Fenster . . . Da ertönte plötzlich Katharina's Stimme aus dem Nebengemach: „Der gute Morgen und der Tag sind vorübergegangen. Guten Abend Dir! Komm' zu uns. Wir erwarten Dich, der Herr und ich. Liebe verlösche den Haß, wenn noch immer das Herz von der Beleidigung schmerzt! Komm' und sprich ein schmeichelndes Wort!"

Ordynow folgte sogleich ihrem Ruf, er begriff kaum, daß er zu den Wirthsleuten gehe. Die Thür öffnete sich, und sonnenhell strahlte das goldige Lächeln seiner wunderbaren Wirthin.

„Stehe auf", rief sie dem Alten zu. „Bewillkommne den Gast. Ein Gast ist wie ein Bruder. Stehe auf, stolzer Alter, begrüße ihn, fasse den Gast an seinen Händen, setze ihn an den Tisch!"

Murin lag noch immer auf dem Bett, jedoch angezogen, als ob er bereits aufgestanden und ausgegangen wäre.

„Ja, das bist Du", sagte Murin. Er erhob sich und setzte sich auf das Bett. „Du bist mein Einwohner. Ich bin schuldig vor Dir, Herr, habe gegen Dich gesündigt, Dich unr vorsichtig beleidigt. Bin ein kranker Mann, habe meine Anfälle — nun, das sei genug für Dich. Setze Dich. Sei mein Gast."

Ordynow sah ihn starr an.

„Setze Dich doch, setze Dich", rief der Alte ungeduldig, „setze Dich, wenn es Dir gefällig ist. Seht doch, verschwistert habt Ihr Euch, als hätte eine Mutter Euch geboren, liebgewonnen habt Ihr Euch — seht doch, seht doch . . ."

Ordynow setzte sich.

„Was für eine Schwester!" fuhr er fort, laut auflachend und seine wohl erhaltenen weißen Zähne zeigend. „Liebkost Euch, meine Lieben! Ist Deine Schwester nicht schön, Herr? sprich doch, antworte! Da sieh' einmal, wie ihre Wangen glühen. Guck' sie doch an, lobe doch vor der ganzen Welt ihre Schönheit!"

Ordynow kniff seine Augenbrauen zusammen und sah auf den Alten; der erbebte vor seinem Blick. In Ordynow's Brust kochte blinde Wuth. Instinctiv fühlte er neben sich den Todfeind.

Katharina holte aus dem Schrank einen alterthümlichen, aus Silber gearbeiteten Kasten und suchte aus demselben drei silberne Becher aus — für den Herrn, den Gast und für sich selbst. Mit einem ernsten, fast nachdenklichen Blick sah sie auf den Alten und dann auf den Gast. „Ist Einer unter uns", hub sie an, „der dem Anderen gram ist? Derjenige, der dem Einen nicht lieb ist, ist mir lieb und wird mit mir sein Glas trinken. Mir seid Ihr Beide werth. Trinken wir denn auf Liebe und Eintracht!"

Ordynow schob schweigend seinen Becher hin.

„Wartet", sagte der Alte und erhob seinen Becher; „alle Räthsel, alle Gedanken, die jeder von uns in sich trägt, mögen sie nach seinem Wunsche in Erfüllung gehen!"

Sie stießen an und tranken.

„Starker Wein, mein Täubchen! Du selbst benetzest nur Deine Lippen." Murin lächelte und hielt von Neuem Katharina seinen Becher hin.

„Ich werde Dir credenzen, und Du trinke bis zur Neige. Was nützt es auch, Alterchen, schweren Gedanken nachzuhängen! schmerzt doch nur das Herz von den drückenden Gedanken. Trinke, Alter! ertränke das brütende Sinnen!"

„Es scheint ja, daß in Dir selbst Schmerz aufwallt, da Du Dich gegen denselben so bewaffnest. Willst den Schmerz auf einmal tödten, meine weiße Taube . . . Ich möchte mit Dir trinken; und hast auch Du einen Schmerz, Herr, wenn Du erlaubst, zu fragen?"

„Wenn ich ihn habe, so habe ich ihn für mich", murmelte Ordynow, die Augen nicht von Katharina wendend.

„Es ist bitter, wenn man durch Vergangenes sich durchschlägt", sagte nachdenklich der Alte. „Was vergangen ist, ausgetrunken ist es wie Wein. Was liegt auch am vergangenen Glück! Der Rock ist abgetragen, weg mit ihm . . ."

Hastig, dabei gezwungen lachend, fiel ihm Katharina in die Rede: „Ein neuer ist nöthig." Während sie die Worte sprach, traten ihr zwei große Thränen in die Augen und hingen an ihren Wimpern wie Diamanten; und die schimmernden Tropfen fielen in den Wein des Alten, und Katharina sagte: „Sieh doch, Alter, ich grub in Dein Glas meine Thränen ein."

„Für wie viel Glück verkaufteſt Du Deinen Schmerz?" fragte sie Ordynow, und seine Stimme bebte in Erregung.

„Hast wohl, Herr viel Eigenes zu verkaufen, daß Du Dich ungefragt einmischst?" Boshaft lachte Murin, frech sah er auf Ordynow.

„Wofür ich es verkaufte, es war danach!" antwortete nun ihrerseits Katharina; ihr Stolz war empfindlich beleidigt. „Wofür ich es verkaufte? . . . Dem Einen scheint es viel, wenig dem Anderen. Der Eine will Alles geben, und ist doch nichts bei ihm zu finden; der Andere verspricht nichts, ihm aber folgt das gehorsame Herz! Schilt nicht einen Menschen", fügte sie hinzu, traurig Ordynow ansehend, „Einer ist so ein Mensch, der Andere ist nicht derselbe . . . weiß man denn, weshalb die Seele an einem Menschen hängt? Gieße Wein in Deinen Becher, Alter — trinke auf das Glück Deines geliebten Töchterchens, Deiner gehorsamen Sklavin! Erhebe Dein Glas."

„So sei es! Schenke auch Dir ein."

„Warte, Alter, mit Trinken. Sage mir erst wahr, bevor Du Deinen Verstand vertrinkst. Hier hast Du meine weiße Handfläche. Nicht umsonst nennen Dich die Leute einen Zauberer. Du hast ja nach Büchern gelernt und kennst jede schwarze Wissenschaft! Schau' doch nach, Alter, und erzähle mir mein Loos; aber siehe zu, daß Du nicht Unwahrheit sprichst. Sage, wie Du es weißt: Wird Dein Töchterchen Glück haben, oder verzeihst Du ihr nicht und rufst ihr auf den Weg böses Leid nach? Wann ich Abschied von Dir nehmen werde, sage mir auch dies, und wann ich Dir für Deine Gastfreundschaft danke, daß Du mich getränkt und gesättigt hast und mir Märchen erzähltest? Aber siehe zu, daß Du mir Wahrheit sagst, lüge nicht — die Zeit ist gekommen, achte auf Dein Wort!"

Nachdenklich schaute jetzt der Alte auf Katharina.

„Willst viel auf einmal erfahren, mein auffliegendes Vögelchen. Schnell noch einen Becher!"

Er ließ sie den Becher füllen und trank den starken Wein mit einem Zuge.

„Schenk' ein, Katharina, schenk' ein, böses Töchterchen, bis ich trunken bin! Was hast Du so wenig getrunken? Habe ich's etwa nicht gesehen?"

Katharina antwortete ihm, Ordynow vermochte indeß die Worte nicht zu verstehen. Der Alte ließ sie nicht ausreden; er faßte sie bei der Hand, als ob er nicht mehr die Kraft habe, Alles zurückzuhalten, was seine Brust beengte. Die Augen in dem blassen Gesicht trübten sich bald, bald funkelten sie in grellem Feuer; die weiß gewordenen Lippen bebten, und mit unruhiger Stimme, aus der hin und wieder ein sonderbares Entzücken klang, sagte er ihr: „Gib das Händchen,

Digitized by Google

Du Schöne, gib — ich sage wahr, die ganze Wahrheit sage ich Dir. Ich bin auch wirklich ein Zauberer, hast Dich wohl nicht geirrt, Katharina. Dein goldenes Herz hat es Dir verrathen, daß ich mit der Wahrheit nicht zurückhalten werde. Dein Kummer, Jungfrau, ist wie die Spur im Sande — Regen verwischt sie, Sonne trocknet sie ein, was übrig bleibt, verweht der Wind. Und ferner sage ich dies: Wer Dich wird lieb haben, zu dem wirst Du als Sklavin gehen, Deine Freiheit wirst Du selbst aufgeben und nie zurücknehmen; mich zu lieben wirst Du zur rechten Zeit vergessen; ein Körnchen wirst Du darreichen, und Dein Verderben wird es zu Aehren großziehen! . . . Noch ein Glas, Katharina, für meine weise Rede! Mir scheint es unnöthig, noch weiter . . . zu . . . reden . . ."

Die letzten Worte lallte er, schenkte sich ein und trank hastig; und laut klopfte er mit dem Silberbecher auf den Tisch; er wollte sprechen, aber die Zunge versagte den Dienst; aus der Hand fiel ihm der Becher, rollte und schlug zu Boden; seine Augen suchten Ordynow, dann senkten sich schwer die Lider. Sein Gesicht war schauerlich bleich — mit den geschlossenen Lidern, mit den Lippen, die sich stumm öffneten und schlossen, machte er einen gespenstigen Eindruck. Plötzlich zitterte eine Thräne an seinen Wimpern, tropfte und glitt langsam über die Wange. Und nun lag er in tiefem Schlaf.

Ordynow erhob sich, schwankte, machte einen Schritt vorwärts, näherte sich Katharina, ergriff ihre Hand. Sie aber, als ob sie seine Anwesenheit gar nicht bemerke, sah ihn nicht an. Hatte auch sie die Besinnung verloren? handelte sie nach dem Willen einer unsichtbaren Gewalt? Während Ordynow noch immer ihre Hand hielt, sank sie an die Brust des Schlafenden, umschlang mit ihren weißen Armen seinen Hals und betrachtete ihn unverwandt, als sei sie an ihn gekettet.

Endlich wendete sie halb ihren Kopf zu Ordynow. „Gehe, geh' fort", sagte sie ihm, „Du bist trunken und böse!" Und von neuem heftete sie ihre Augen auf den Schlafenden, als ob sie über jeden seiner Athemzüge wache und mit ihren Blicken seinen Schlaf liebkose.

„Katharina! Katharina!" rief Ordynow, wie in Klammern ihre Hand pressend.

Ihr Gesicht verrieth nur einen Augenblick Schmerz, der sofort verflog und einer höhnischen Miene Platz machte, als sie ihn mit eisigem Blick ansah. Sie wies dabei auf den Alten.

„Meinst Du", rief Ordynow, „er wolle mich ermorden? Pah! vor dem fürchte ich mich nicht!" Und als flüstere ihm ein Dämon die Worte zu, fuhr er fort: „Werde Dich kaufen, meine Schönheit, bei Deinem Kaufmann . . ."

Er sprach nicht weiter. Das starre Lachen in Katharina's Gesicht, der herausfordernde Hohn, der in diesem Lachen lag, schlossen ihm die Lippen. Seiner nicht mehr Meister, riß er von einem Haken an der Wand einen kostbaren alten Dolch . . . er sah auf Katharina, die unbeweglich dastand, den starren lachenden Hohn im eisigen Antlitz . . .

In diesem Augenblick war es ihm, als ob ein Auge des Alten langsam sich öffne und lachend ihn anschaue. Ordynow's Augen begegneten diesem lachenden Auge . . . und da breitete sich das Lachen über das ganze Gesicht des Alten, ein diabolisches, tödtliches, eisig machendes Lachen erfüllte das ganze Zimmer. Ein mißgestalteter finsterer Gedanke, wie eine Schlange, wand sich in Ordynow's Kopf. Er schreckte zusammen, das Messer entfiel seiner Hand und klirrte auf der Diele.

Katharina schrie erbebend auf.

Der Alte erhob sich langsam und schleuderte mit dem Fuße das Messer in die Ecke des Zimmers. Mit seinen mächtigen Armen umfaßte er Katharina, die zusammenbrach und flehend die Arme zu ihm erhob; er erdrückte sie fast an seiner Brust. Jedes Fältchen in seinem Gesicht verrieth Jubel über seinen Triumph . . .

* * *

Als Ordynow, blaß und erregt, am anderen Tage um acht Uhr Morgens bei Jaroslaw Iljitsch eintrat, den er aufsuchte, er wußte selbst nicht weshalb, taumelte er überrascht zurück — im Zimmer sah er Murin.

„Ich sprach hier vor", begann Ordynow, „um Ihnen zu erzählen, daß ich in Folge eines sehr unangenehmen Zufalls mich genöthigt sehe, meine Wohnung zu verlassen und . . ."

„Ei, sehen Sie doch", unterbrach ihn Jaroslaw Iljitsch, „ich gestehe Ihnen, daß ich vor Bestürzung ganz außer mir war, als dieser ehrwürdige Alte mir eben von Ihrem Entschluß Mittheilung machte. Aber . . ."

„Er machte Ihnen diese Mittheilung?" fragte Ordynow mit fatalem Erstaunen und blickte auf Murin.

Diesem, der trotz seiner Schwäche sich nicht gesetzt hatte, schien es endlich Zeit zu sein, auch seinerseits in die Unterhaltung einzugreifen; an der Verlegenheit Jaroslaw Iljitsch's und seines Gastes hatte er sich genugsam geweidet. „Ich", begann er, „will heißen wir, will heißen ich und meine Wirthin, wie beten wir zu Gott für Euer Wohlgeboren! Aber Sie wissen ja selbst, Herr, sie ist ein kränkliches, dummes Weib. Mich selbst tragen kaum die Füße. Sehen Sie, Herr, sie ist eine Verwandte von mir, will heißen, eine weitläufige, das siebente Wasser, wie man so zu sagen pflegt — kränklich, hitzig, im Walde aufgewachsen unter den Schiffsziehern und Fabrikleuten; und ihr Haus verbrannte; und die Mutter, Herr, verbrannte; und der Vater verbrannte. Sie ist sehr krank, Herr. Du lieber Gott! Aerzte, was für Aerzte haben sie in Moskau untersucht, will heißen, Herr, sie ist ganz unheilbar, das ist's eben! ich allein bin ihr geblieben; mit mir allein lebt sie nun auch. Wir beten zu Gott, hoffen auf seine Gnade, und ich widerspreche ihr schon gar nicht . . ."

Ordynow verfärbte sich noch mehr. Jaroslaw Iljitsch sah bald auf den Einen, bald auf den Anderen.

„Gerade heraus, Herr . . . wir sind dunkle Leute . . . wie werden wir für Sie beten! . . . Sie, Herr, Euer Gnaden sind ein junger, stolzer, hitziger Herr . . . Sie wissen ja selbst, Herr, ein unvernünftiges Kind — ist denn da die Sünde weit? Sie ist ja ein frisches, rothbäckiges, liebes Weib, und mich Alten plagt immer die Krankheit. Der Teufel hat wohl Euer Gnaden verführt. Haben Sie Mitleid mit uns! Das würde ja sein wie mit einem Liebhaber! Und was finden Euer Gnaden an ihr? Ist sie auch ein gutes Weib, so bleibt sie doch eine Bäuerin, eine dumme Bäuerin, für mich, den Bauern, paßt sie. Ihnen, Väterchen, Herr, steht es doch nicht an, mit Bäuerinnen schön zu thun! Und wie würden wir für Eure Gnaden zu Gott beten! So tief würden wir beten! . . ." Hier neigte sich Murin tief, tief und blieb lange gebückt, fortwährend den Bart mit dem Aermel wischend.

Jaroslaw Iljitsch wußte vor Verlegenheit nicht, wohin er sich verkriechen sollte.

„Wie viel bin ich Ihnen schuldig?" fragte Ordynow schnell, zu Murin gewendet.

„Aber ich bitte Sie, Herr! Was denn, Herr? Erbarmen Sie sich! Womit etwa haben wir Euer Gnaden nicht genügt? Wie haben wir uns doch bemüht und bemüht, uns die Seele aus dem Leibe geplagt — erbarmen Sie sich! Der Heiland mag es Ihnen verzeihen. Sind wir denn Unchristen? Wir würden ja gar nichts weiter sagen, wenn Sie bei uns gelebt, unser bäuerisches Essen zur Gesundheit verzehrt hätten — kein Wort würden wir sagen. Aber der Böse hat Euer Gnaden verführt. Bin ja ein kranker Mann. Die Wirthin ist auch krank. Was ist da zu machen? Aber beten wollen wir für Sie! Wie tief würden wir beten! . . ." Und wieder neigte er sich tief, tief auf den Boden.

Eine selige Thräne drückte sich aus Jaroslaw Iljitsch's entzückten Augen. Voll Enthusiasmus sah er auf den raffinirten Alten. Und zu Ordynow gewendet, rief er aus: „Sagen Sie, was für ein nobler Zug! Welch' heilige Gastfreundschaft im russischen Volk!"

Wild blickte Ordynow auf den dummen Sprecher; er maß ihn vom Kopf bis zum Fuß. Dann erhob er sich. „Ich gehe jetzt", sagte er kurz.

„Leben Sie wohl", rief Murin ihm nach, „vergessen Sie uns nicht, besuchen Sie uns Sünder."

Digitized by Google

Ordynow hatte nichts mehr gehört, er war schon gegangen — halb bei Sinnen; er war wie zerschmettert. Er hätte in diesem Augenblicke sterben mögen, seine Füße knickten ein, und er lehnte halb ohnmächtig an einen Zaun, ohne die Menge zu beachten, die um ihn sich sammelte.

Im Schwirren der Stimmen erkannte er plötzlich Murin's Stimme. Er hob den Kopf. Der Alte stand vor ihm; ernsthaft und nachdenklich war sein blasses Gesicht. Das war ein ganz anderer Mensch als derjenige, welcher sich bei Jaroslaw Iljitsch so grob über ihn lustig gemacht hatte.

Murin nahm ihn bei der Hand und führte ihn aus der Menge. „Mußt noch Deine Siebensachen einpacken", sagte er, Ordynow schief anblickend . . „Sei nicht bekümmert, Herr — was ist da weiter sich zu härmen!"

Ordynow schwieg.

„Bist beleidigt, Herr? bist wohl sehr ärgerlich geworden? Was ist da weiter? Jeder wahrt sein Gut!"

„Ich kenne Sie nicht", sagte Ordynow. „Ich mag nicht Eure Geheimnisse kennen. Aber sie! sie!" rief er, und Thränen entströmten seinen Augen; eine nach der anderen entführte der Wind.

„Ich erklärte Dir bereits", sagte Murin, die Augenbrauen zusammenziehend, „sie ist eine Halbtolle. Wie sie verrückt wurde — was brauchst Du es zu wissen. Ich aber habe sie lieb gewonnen mehr als mein Leben und Niemand trete ich sie ab. Verstehst Du es jetzt?"

Ganz leise sprach Ordynow vor sich hin: „Weshalb ist mir denn, als ob ich jetzt das Leben verloren? Weshalb schmerzt mein Herz? Weshalb mußte ich Katharina kennen lernen?"

„Weshalb?" Murin lächelte und ward bedenklich. „Ich weiß es auch nicht. Das aber weiß ich, daß sie nahe daran war, mit Dir auf und davon zu gehen. Sie verschmähte den Alten. Hast ihr gewaltig in die Augen gestochen. Ich lasse ihr immer ihren Willen. Wünscht sie Vogelmilch, Vogelmilch verschaffe ich ihr. Eitel ist sie, ja wohl! hascht nach Freiheit, und selbst weiß sie nicht, was das Herz wünscht. Ja, ja, ich wußte von Anfang an, daß es so kommen würde — aber dawider reden kann man nicht, kein Wort darf laut werden, wenn man sein Glück bewahren will."

Sie kamen auf den Hof und die Treppe herauf.

Die Alte, welche bei Murin diente, die Mutter des Dworniks, packte seine Habseligkeiten in ein großes Bündel.

„Warte. Es ist noch Etwas liegen geblieben, was Dir gehört; ich bringe es Dir." Murin ging in seine Wohnung. Er kam sogleich zurück und händigte Ordynow ein reich mit Seide und Perlen gesticktes Kissen ein, dasselbe, welches Katharina unter seinen Kopf gelegt hatte, als er krank war.

„Das schickt sie Dir. Jetzt gehe mit Gott. Gib auf Dich acht," fügte er mit väterlicher Stimme halblaut hinzu, „sonst gehst Du zu Grunde".

Er wollte Ordynow nicht beleidigen, als er jedoch den letzten Blick auf ihn warf, nahm sein Gesicht unwillkürlich einen Ausdruck beleidigender Bosheit an. Er schloß die Thür.

Zwei Stunden darauf zog Ordynow zu Spieß, dem Deutschen, dessen Tochter Tinchen höchlich verwundert war, als sie ihn erblickte. Am selben Tage erkrankte er so heftig, daß er erst nach drei Monaten das Bett verlassen konnte.

Als er wieder auszugehen vermochte, liebte er es, in den Straßen zu schlendern, lange, zwecklos. Vorzugsweise wählte er die Dämmerstunde. Der Ort seiner Spaziergänge waren Winkelgassen und öde Stellen bei der Stadt. An einem regnerischen ungesunden Frühlingstage begegnete er Jaroslaw Iljitsch.

„J, denken Sie, Wassilij Michailowitsch — wir haben eine Neuigkeit! Erinnern Sie sich des Hauses, wo Sie gewohnt haben?"

Ordynow zuckte zusammen.

„Also denken Sie nur, vor kurzem entdeckte man in diesem Hause eine Räuberbande, das heißt, mein bester Herr, eine ganze Gesellschaft, ein Diebsnest; Contrebandisten, Hallunken jeder Sorte, wer weiß was Alles! Viele hat man dingfest gemacht, nach anderen wird gefahndet. Es sind strengste Befehle erlassen. Und können Sie sich vorstellen: erinnern Sie sich des Hauswirthes, der so fromm, so ehrwürdig, so edel sich ausnahm . . ."

„Nun?"

„Urtheilen Sie über die Menschheit! Der war ja der Anführer des Gesindels!"

„Und sie? . . . und Murin?"

„Ach, Murin, Murin! Nein, das ist ein ehrwürdiger edler Alter. Aber erlauben Sie, Sie kommen da allerdings mit einem neuen Licht . . ."

„Wie denn? Er gehörte auch zur Bande?"

Ungeduldig wollte Ordynow's Herz die Brust zersprengen.

„Uebrigens . . ." fügte Jaroslaw Iljitsch hinzu, seine bleiernen Augen starr auf Ordynow heftend — ein Zeichen, daß er combinirte: „Murin konnte nicht darunter sein. Genau drei Wochen vorher fuhr er mit der Frau in seine Heimath . . . ich erfuhr es vom Dwornik . . . dem Tatarenbengel, erinnern Sie sich?"

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Christoph Marlowe.

Trauerspiel in vier Aufzügen von Ernst von Wildenbruch.

Das neue Stück Wildenbruch's, das im Kgl. Schauspielhause den üblichen lärmenden Erfolg hatte, gehört in die Classe der Künstlerdramen. Der erste Held oder der Charakterspieler tritt da in irgend einer historischen Maske auf und sagt: Ich bin Shakespeare, oder Bürger, oder Correggio, oder Goethe, oder Schiller oder irgend ein Genie, und der Zuschauer ist gebeten, es auf Treu und Glauben hinzunehmen. Der berühmte Mann wird nun, im Anschluß an eine Ueberlieferung, Mythe oder Anekdote seines Lebens, in eine Handlung gestellt, die sein Genie meist im Kampfe mit der Welt oder seiner eigenen Leidenschaft darstellt. Sind Conflict und Handlung allgemein menschlich, so mögen derlei Stücke wohl auch interessiren. Rechnet aber der Verfasser darauf, daß man seinen Helden nur um dessen Namen willen bewundern soll, so irrt er, denn da ist meistens gerade die Klippe. Wie selten gelingt es dem Autor, die Bedeutung eines großen Dichters oder gar eines Malers dramatisch zu gestalten! Meist kommt es nur auf eine Selbstverherrlichung des Verfassers heraus, der da seine eigenen kleinen Leiden, seine Mißgunst und seinen Groll und Größenwahn verkörpert, und statt des Genies hören wir der Herren eignen Geist. Gutzkow's Goethe („Königslieutenant") ist ein vorlauter Junge, Laube's Schiller („Karlsschüler") ein phrasendreschender Renommist, Oelenschläger's Correggio ein salbadernder Nachmittagsprediger . . . Nur Goethe's Tasso tritt uns glaubhaft und imponirend entgegen. Am schlimmsten steht es jedenfalls um den neuesten aus der Literaturgeschichte dramatisirten Helden: den Christopher Marlowe von Ernst von Wildenbruch.

Was wissen wir von diesem Vorläufer und Zeitgenossen Shakespeare's? Wir kennen nicht viel mehr als seinen kummervollen Anfang, sein trauriges Ende, seine sieben Dramen. Der Schuhmachersohn studirte in Cambridge; ein sicherer Sir Thomas Walsingham, dem eins seiner Stücke gewidmet ist, war sein Wohlthäter; er gerieth in ausbündige Gesellschaft, schrieb Theaterstücke und ergab sich dem Trunk und Spiel; schließlich starb er jung im Duell mit einem gewissen Francis Archer, dessen Stahl ihm durchs Auge ins Gehirn drang. Alles Andere ist Mythe. Daß er ein lahmes Bein hatte, daß er Schauspieler gewesen, daß er ein wüster Atheist war und im Streit um ein lüderliches Frauenzimmer fiel und blasphemirend starb. — Dies und Anderes ist wohl nur von zelotischen Puritanern später ersonnen worden, die Alles, was mit dem sündigen Theater in Verbindung stand, in einem großen Anathem verdonnerten. Eine spärliche, aber zuverlässige Quelle sind schon eher die Werke dieses Kraftgenies: ein welterobernder Skythe Tamerlan, sein Faust, sein Jude von Malta. Feuerseele, der man es schon zumuthen darf, daß sie mit himmelbesitzen ohne Zweifel alle etwas von seiner wilden, dämonischen, rohen

Digitized by Google

stürmender Ueberzeugung glühte und mit einem gotteslästernden Fluch ausgehaucht wurde. Uebrigens hat Wildenbruch sich um den historischen Marlowe herzlich wenig gekümmert. Seine einzige Quelle scheint vielmehr eine Novelle Ludwig Tieck's: „Dichterleben" zu sein, deren erster Theil ihm mannigfache Anregungen gegeben hat: zumal Marlowe's letzte Worte und Shakespeare's Erscheinung an seiner Leiche hat sich Wildenbruch offenbar zu Nutze gemacht. Nur die Liebesgeschichte ist seine eigene Erfindung.

Im ersten Acte kehrt der verschollene und bereits todtgesagte Kitt Marlowe in das Haus Walsingham's zurück, das der Undankbare vor fünf Jahren heimlich verlassen hat. Die edle Margaret, eine Anverwandte des Hauses, welcher seine Flucht das Herz gebrochen, ist jetzt ein verblühtes Weib. Sie hat in dem vermummten Krieger sofort den Dämon ihres Lebens, Marlowe, erkannt und ist über das plötzliche Erscheinen des als todt Beweinten bestürzt. Indem sie ihn beschwört, die friedliche Schwelle, der er doch nur Unheil bringe, gleich wieder zu verlassen, fürchtet die Gute nicht für ihr eigenes Herz, wohl aber für Leonore, die Tochter des Hauses. Diese hat „Tamerlan den Großen", Marlowe's ungestümen Erstling, gelesen, schwärmt für ihn, liebt den ihr persönlich unbekannten Dichter und vergleicht mit ihrem Ideal die nüchterne Wirklichkeit: ihren Verlobten Francis Archer. Und mit Recht zittert Margaret für Leonorens Frieden. Denn Marlowe entdeckt zufällig, daß er in seinem Werk in diesem Hause lebt, daß das schöne junge Mädchen ihn liebt, und schon rührt sich die Autorencitelkeit in ihm. Ein Theatercoup zerstört sein Incognito. Er gibt sich auf Margarets Bitte als einen Freund des gefallenen Marlowe aus, und als er bei Tisch erzählt, wie der Dichter im Kampfe wider die spanische Armada fiel und von seinen Collegen im Elysium, Homer und Tyrtäus, als ein Sänger und ein Held bewillkommnet wird, da erkennt Leonore ihren Dichter und fliegt ihm an den Hals, was von Seiten der Anwesenden und besonders des Bräutigams natürlich sehr übel vermerkt wird. Doch die Dinge werden im zweiten Aufzuge noch viel verdrießlicher. Leonore verspricht ihrem todtkranken Vater, eine gehorsame Tochter sein und schon morgen dem biederen Francis zum Altar folgen zu wollen. Allein Marlowe, der auf allgemeines Verlangen Abschied genommen, kehrt als Störenfried zurück, und Beide vergessen abermals alle Gebote der Ehre und Sitte: er verführt im Nu die geliebte Tochter seines hinfälligen Wohlthäters, der aus Gram darüber stirbt, und nimmt sie mit sich nach London. In den folgenden Acten erfüllt sich der wunderliche Fluch des sterbenden Walsingham an Marlowe: ein Größerer stürzt ihn von seinem Dichterthrone.

Marlowe ist wie umgewandelt. Von seiner Neigung zu Leonore ist gar nicht mehr die Rede, denn er liebt offenbar nur sich selbst. Und diese Eitelkeit führt ihn zur häßlichsten Scheelsucht. Im Theater der Königin wird ein anonymes Stück: „Romeo und Julia" aufgeführt, und Marlowe geberdet sich wie wahnwitzig, daß nicht er der Verfasser ist. Seine Genossen stellen sich, als ob sie ihn für den Dichter dieses Meisterwerkes hielten, und ein Abgesandter der Königin gratulirt ihm zu seinem Erfolge, so daß der neidische Marlowe sich plötzlich „wie ein Thier" geberdet, den Lord beleidigt und seinen Freunden an die Kehle springt. Noch toller redet er sich in seine blinde Wuth hinein, als auch Leonore, die, man weiß nicht weshalb, mit einemmal in Männerkleidern auftritt,*) für den unbekannten Dichter des „Romeo" zu schwärmen beginnt, gerade wie sie bis dahin mit dem ganzen Bildungseifer einer „höheren Tochter" für „Tamerlan" und seinen Schöpfer geglüht hat. Der eifersüchtige Dichter geberdet sich in Folge dessen wie rasend und mißhandelt die Geliebte, die darob in schwere Krankheit verfällt. Im vierten Acte endlich wird sie wahnsinnig, als sie den Tod ihres Vaters erfährt, und spielt eine Ophelia-Scene auf. Ein Glück, daß Francis Archer dazukommt, um dem Spuk ein Ende zu machen. Sein Degen durchbohrt Marlowe, dessen brechendes Auge noch einmal aufflammt, wie der prophezeite Größere erscheint, dessen Ueberlegenheit er versöhnt anerkennt. Es klingt wie Parodie, wenn Herr Nesper in trefflicher Shakespeare-Maske — nur die traditionellen Bänder am Hemdekragen fehlten, — die Hand des Sterbenden ergreift und mit seelenvollem Augenaufschlag den Todtenschau-Bericht abgibt:

„O, welch' ein edler Geist ist hier zerstört!"

ein schönes Wort, das der sparsame Dichter bekanntlich später in seinem „Hamlet" abermals mit Glück verwendet hat. Immerhin ist es uns lieber, als wenn Wildenbruch ihm eine Tirade von seiner Mache in den Mund gelegt hätte.

Es ist ein Jammer, zu sehen, wie der reichbegabte Dramatiker hier all' seine Kraft an einen verfehlten Vorwurf setzt. Einzelne Scenen, in denen feuriges Theaterblut pulsirt, reißen Darsteller und Zuschauer mit sich fort. Der erste Act, der Höhepunkt des ganzen Stücks, ist weitaus das Beste, was Wildenbruch geschaffen; auch in der Diction offenbart sich ein unleugbarer Fortschritt. Sie hat den alten Glanz und Schwung, die jugendliche Schlagkraft bewahrt und doch diesmal fast ganz von schwülstigen Tiraden und geschmacklosen Bildern freigehalten. Wahre Leidenschaft glüht in den Wechselreden zwischen Margaret und Leonore; die literarische Schwärmerei der letzteren hat einen packenden visionären Zug; die Schilderung von der Seeschlacht ist ein rhetorisches Effectstück, und die einschmeichelnden Accente des verführenden Marlowe haben eine unwiderstehliche Gewalt. Und doch ist das Ganze unerfreulich und peinlich. Wir können uns unmöglich für diese Tragödie des Größenwahns interessiren. Marlowe ist widerlich als Mensch, denn er tritt die heiligsten Pflichten mit Füßen, und gleich abstoßend als Dichter, denn wir sehen nur seinen Hochmuth, seine schrankenlose Ueberhebung: er ringt keinen Augenblick mit Shakespeare, er beneidet ihn nur und geht an dieser Mißgunst zu Grunde. Poeteneitelkeit ist aber weder tragisch noch erbaulich und erweckt kein Mitgefühl. Zudem ist die Composition mißlungen; mit dem dritten Acte beginnt ein neues Stück, und erst am Ende schließt sich der Ring. Die Charaktere gehen nicht in die Tiefe und sind nirgends durchgeführt. Nur Marlowe's dämonisches Wesen ist gut getroffen; die Uebrigen sind Schemen. Sorgfältiges Motiviren war Wildenbruch's Sache niemals, und auch hier hat er sich wenig damit gequält. Welches ist das Verhältniß Marlowe's zur Familie Walsingham, namentlich zu Margaret? War sie ihm mehr als mütterliche Freundin? Und warum verließ er sie vor fünf Jahren? Warum erscheint er plötzlich wieder im zweiten Acte? Warum ist Marlowe schnell von seiner Liebe zu Leonore geheilt? Warum . . . aber wozu die Fragen, wenn der Dichter uns die Antworten schuldig bleibt?

Dazu kommt, daß jeden Augenblick die Stimmung zerrissen wird. Wildenbruch hat nach Shakespeare'schem Muster die Einführung komischer Scenen in seine düstere, unsympathische Handlung versucht; da er aber keinen Humor besitzt, so verfällt er stets in die Caricatur, und die Darstellung im Schauspielhause that noch ein Uebriges, um die Komik noch tiefer hinunterzudrücken. Die beiden Hausdiener bei Walsingham, der Theaterunternehmer Henslow sind Possenreißer, wie nicht minder die großen Dramatiker Altenglands, die — noch überdies im Palaste der Königin! — sich wie betrunkene Rüpel balgen. De gelehrte Ben Jonson, den Walter Scott so sehr bewunderte, bekommt von Wildenbruch sogar den bösartigen Knittelvers in den Mund:

„Der Recensent, das ist ein Mann,
Der Alles weiß und gar nichts kann."

Die Berliner Kritik lachte herzlich mit über diesen Stoßseufzer aller verkannten Genies. Sie tröstet sich damit, daß alles Unverbindliche, was hier im dritten Acte von den Recensenten erzählt wird, nicht halb so schlimm ist, als was Wildenbruch von seinen eigenen Brüdern in Apoll aus der Schule schwatzt. Das Genie ist Wahnsinn, Rohheit, Undankbarkeit und Scheelsucht, die Dichter sind Selbstanbeter, Neidinge, Mädchenverführer, Säufer und Lumpe wie Marlowe und die übrigen größten Tragiker Englands nach Shakespeare. Die Poeten sind noch nie von einem Recensenten so schwer verleumdet worden, als es hier von einem Mitdichter geschieht. Wie wahr ist doch das Sprüchwort: On n'est jamais trahi que par les siens! Z.

*) Es ist falsch, daß keine Frauen das altenglische Theater besuchten. Wir wissen aus Thomas Nash's Satire, daß unter den Gründlingen des Parterres anständige Frauen und — ihr Gegentheil zu sehen waren; auch rauchende Bürgerweiber aus der City, eine Maske vor dem Gesicht und den Pfeifenkopf unter der seidenen Hülle.

Digitized by Google

Notizen.

Von Lenz zu Herbst. Dichtungen von Günther Walling. Leipzig und Berlin, Wilhelm Friedrich. — Die vorliegende Sammlung ist die Erstlingsgabe eines Dichters, der, wie wir hören, sich bisher auf rein praktischen Lebensgebieten bewegt hat; die einzelnen Gedichte mögen daher wohl in den verschiedensten Zeiten und Lebenslagen, auch in den verschiedensten Stimmungen entstanden sein, denn sie tragen in Folge dessen das Gepräge von „Gelegenheitsdichtungen" in dem edleren Sinne dieses Wortes. Das ist immer ein gutes Zeichen für eine Gedichtsammlung, denn nur der Eindruck, daß die Lieder unmittelbar empfunden, von dem Augenblicke geboren sind, kann den Leser für länger an sie fesseln. Diesen Eindruck machen in der vorliegenden Sammlung besonders die Gedichte, welche sich in den Abtheilungen: „Pastell- und Frescobilder", „Aus Italien", „Kunst" und „Vermischte Gedichte" vorfinden, in denen zum größten Theil Reiseeindrücke und Stimmungen frisch und lebendig verarbeitet worden sind. Selbst Urtheilen und Kritiken über manches Gesehene und Gelesene gibt der Dichter in diesen Abschnitten ein poetisches Gewand, das freilich einigemale nicht grade graziöse Falten schlägt. Von den anderen Abtheilungen der Sammlung möchten wir besonders die Lieder „aus der Maurenzeit" als im Tone und Stimmung, sowie auch in der Form höchst anmuthende Balladen, und die auf düsteren Hintergrund gezeichneten „Lebensbilder" hervorheben, welch' letztere einige moderne Lebensprobleme in packender Weise behandeln. Die „Lieder" der ersten Abtheilung und ebenso die „Herbstelegien", welche den Schluß der Sammlung bilden, enthalten einige werthvolle Gedichte, die von den poetischen Gaben des Verfassers vollgültiges Zeugniß ablegen. Besonders die Sonette in den „Herbstelegien" stehen an Gedankenfülle und Stimmung, sowie auch hinsichtlich der formellen Correctheit den besten ihrer Gattung nicht nach.

William Dunbar. Sein Leben und seine Gedichte. Von J. Schipper. Berlin, Oppenheim. — Grade zur englischen Literaturgeschichte sind von deutschen Gelehrten in den letzten Jahren werthvolle Beiträge geliefert worden; wir erinnern nur an die vorzüglichen Monographien Elze's über Shakespeare, Walter Scott und Byron. Das vorliegende Buch schließt sich diesen Beiträgen würdig an, ja, es übertrifft sie stofflich in mancher Hinsicht. Denn es bietet uns nicht nur eine Biographie des altschottischen Dichters in Verbindung mit einem Abriß der altschottischen Poesie, sondern zugleich auch die werthvollsten seiner Gedichte in Uebersetzungen, deren Vortrefflichkeit und glatte formelle Gestaltung die hierauf bezügliche Entschuldigung des Verfassers überflüssig erscheinen lassen. So haben wir in diesem Buche neben einer gediegenen literarhistorischen Monographie zugleich eine mustergültige ausgewählte deutsche Ausgabe Dunbar's in der Hand. Der Name des altschottischen Barden wird wohl nur den genauen Kennern der englischen resp. schottischen Literatur näher bekannt sein. Aber es verlohnt sich auch für den Nicht-Literarhistoriker, das Schipper'sche Buch zur Hand zu nehmen und jenen Dichter, den Walter Scott „the excellent poet, unrivalled by any which Scottland ever produced" nennt, aus eigener Anschauung kennen zu lernen, denn wahre Meisterstücke von Originalität, dichterischer Kraft und Fülle und oft auch humorvoller Darstellung finden sich unter den Gedichten dieses lang verschollenen Sängers. Sicher wird das Schipper'sche Buch, das gewandt und fließend geschrieben und besonders ausgezeichnet angeordnet ist, für die Freunde einer gediegenen Lectüre eine höchst angenehme Gabe sein. O. B.

Deutsche Soldaten- und Kriegslieder aus fünf Jahrhunderten. Gesammelt und herausgegeben von Hans Ziegler. Leipzig, Breitkopf und Härtel. — Mit Interesse haben wir diese dem Generalfeldmarschall Moltke gewidmete Sammlung in die Hand genommen, denn neben den unter den mannigfachsten Gesichtspunkten schon veranstalteten Sammlungen von Liedern der Volks- und Kunstpoesie fehlte in der That bis jetzt eine solche, die bei Beschränkung auf die wehrhafte Stimmung unseres Volkes einen größtmöglichen Zeitraum umfaßte. Der Herausgeber hat bis in das 14. Jahrhundert zurückgegriffen und unter dem großen Materiale, welche die zu anderen Zwecken veranstalteten Volksliedersammlungen aus dem 12. bis 18. Jahrhundert darbieten, eine geschickte Auswahl getroffen, wenngleich auch manche Perlen, z. B. aus den Landsknechtsliedern, seinem Blicke oder seinem Beifalle entgangen sind. Die Soldatenlieder hätten nach unserer Meinung eine durchweg chronologische Anordnung erfahren müssen, denn sie sind charakteristisch für ihre Zeit, und wenige nur werden länger als ein Jahrhundert gesungen worden sein. Um so interessanter wäre es gewesen, bei der Anordnung nach Jahrhunderten die Spuren der alten Lieder bequem in unseren neuen Soldatenliedern verfolgen zu können. Noch einen anderen Mangel des Buches wollen wir nicht verschweigen: Der Herausgeber schöpft seinen Stoff, auch den modernen, nur aus gedruckten Quellen, die er gewissenhaft anführt. Aber jeder, der die Waffe getragen, weiß, daß auch noch in unseren Tagen eine Menge von bisher ungedruckten, ja selbst ungeschriebenen Volksliedern innerhalb der Truppen circuliren und von Mund zu Mund sich forterben, deren Gehalt und Innigkeit sie neben ihrer oft volksthümlichen Derbheit wohl der Sammlung werth machen. Vielleicht geben diese Zeilen dem Verfasser und auch anderen Gesangslustigen die Anregung, mehr nach solchen noch jetzt umlaufenden und täglich neu entstehenden Liedern umherzuspähen und sie zu fixiren. Diese beiden angedeuteten Mängel wiegen jedoch leicht gegenüber der Fülle des Stoffs und der geschickten Auswahl desselben, welche dieses Liederbuch werthvoll machen und ihm hoffentlich eine ähnliche Verbreitung in deutschen militärischen Kreisen erringen, wie sie die „Commersbücher" in den studentischen gewannen. O. B.

Spanische Frühlingstage von G. v. Beaulieu. Leipzig, Hoffmann u. Ohnstein. — Fräulein v. Beaulieu ist ein lustig plaudernder Reisender, das wissen wir schon aus manchen anderen ihrer Reisefeuilletons; mit großem Interesse folgen wir ihr also auch nach Spanien, wohin ja auch sonst jetzt der Modezug das reisende Deutschland lockt. Ein offener Blick für alle Eigenthümlichkeiten eines Landes, ein helles Auge für landschaftliche und menschliche Schönheiten, ein warmes Herz für sociales Elend, wo es ihr auf dem Wege begegnet, das sind die Hauptvorzüge der Touristin. Frische des Tones, Lebhaftigkeit der Darstellung und ein gewisser burschikoser Humor, verbunden mit Jovialität, sind die Reize der Schriftstellerin. Wer sich von solch angenehmem Reiseführer nach Spanien begleiten lassen oder auch nur bei seinem Plaudern von einer Reise dorthin träumen will, der nehme das Buch zur Hand. O. B.

Wie es war und wurde. Erzählungen vom Verfasser der „Erinnerungen eines deutschen Officiers." Wiesbaden, J. F. Bergmann. — Aus Sammlungen alter und neuer Familienbriefe hat der Verfasser dieses Buches den Stoff für seine einfachen Erzählungen herausgeblättert. Anspruchslos in Erfindung und Ton treten sie vor uns hin, aber unter dem einfachen Gewande, das in seinem Zuschnitte jedes Künstlerische absichtlich zu vermeiden scheint, schlägt ein warmes Herz, und eine vornehme Eleganz paart sich mit der Einfachheit. „Aus althannoverscher Zeit" behandelt in zwei Bildern das Leben mehrerer hannoverschen Adelsgeschlechter zur Zeit der großen Revolution und der Befreiungskriege. Französische Refugiés und später französische Eroberer treten in freundlicher und feindlicher Weise in Verbindung zu jener Sippe, und diese Beziehungen machen jene Bilder ungemein lebendig. In der zweiten Abtheilung: „An der Grenze" werden die Abkömmlinge jener hannoverschen Geschlechter in ihrer Theilnahme an den Ereignissen des Jahres 1870 uns vorgeführt. Interessant ist hier die Schilderung der Stimmung in einer süddeutschen Stadt vor Ausbruch des großen Krieges. Aufs neue treten nach Beendigung desselben die deutschen Familien in freundliche Beziehungen zu einem französischen Adelsgeschlechte, und so gewinnt das Buch einen höchst erfreuenden und harmonischen Abschluß.

Digitized by Google

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Dahl, Tizian, Canova, Rubens,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

in groß Quartformat sind mit Lieferung 12 soeben vollständig geworden.

Diese Bildermappen enthalten 36 in Kupferstichmanier gedruckte vorzügliche Illustrationen aus Schorers Familienblatt nebst poetischen Textbeilagen. In der in Nr. 48 (9) abgebildeten stilvollen Mappe nach dem preisgekrönten Entwurfe von P. Schley bilden dieselben ein Prachtwerk von hohem Kunstwerte, wie es zu so billigem Preise selten geboten werden kann.

Als Festgabe wird es überall willkommen sein.

Für die Abonnenten des Familienblatts und des Echo ist der Preis Mk. 15.60., für Nichtabonnenten Mk. 20.—.

☞ Die Abonnenten wollen bei der Bestellung sich durch Abonnementsquittung als solche ausweisen. ☜

Ein Neudruck findet nicht statt, wir können also nur liefern, so lange der gegenwärtige Vorrat reicht.

Bestellungen können bei allen Buchhandlungen gemacht werden, auch bei der Verlagshandlung, welche bei Einsendung des Betrages portofrei versendet.

Die Verlagshandlung von
Schorers Familienblatt und des Echo.
Berlin SW., Dessauerstraße 12.

Neue Werke aus
Th. Grieben's Verlag (L. Fernau)
in Leipzig.

Die Seele des Kindes. Beobachtungen über die geistige Entwicklung des Menschen in den ersten Lebensjahren. Von **Prof. Dr. W. Preyer.** 2 Aufl. broch. **9 M.**, gebd. **11 M.**

Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien. Von **Dr. H. Ploss.** 2 starke Bände. broch. **16 M.**, gebd. **19 M.**

Die Antiquariatsbuchhandlung von
Aurel Bluemich
in **Leipzig**, Neumarkt 9.
versendet auf Wunsch gratis und franko:
Antiquariats-Katalog Nr. 1 Theologie, Nr. 2. Deutsche Sprache und Literatur, Geschenkwerke. Nr. 3. Geographie. Reisen. Geschichte. Nr. 4. Naturwissenschaften. Pädagogik. Jurisprudenz. Philosophie. Medizin.

Soeben sind erschienen:
Friedrich Hebbels Tagebücher.
Mit einem Vorwort herausgegeben von
Felix Bamberg.
I. Band nebst Portrait Hebbels nach Rahl.
Preis 9 Mark.
Berlin. **G. Grote'scher Verlag.**

B. Z.

Es bietet wohl kaum eine politische Zeitung ihren Lesern in so reichem Maße eine anregende Lektüre, bei einer Fülle des Stoffes, zu einem so billigen Abonnementspreise, als das „Berliner Tageblatt", das sich durch seine Reichhaltigkeit, Vielseitigkeit und sorgfältige Auswahl seines Inhalts einen festen Stamm von 70,000 Abonnenten zu erwerben gewußt hat u. somit die bei Weitem gelesenste u. verbreitetste Zeitung Deutschlands geworden ist. Diese Abonnentenzahl hat bisher noch keine zweite deutsche Zeitung auch nur annähernd erreicht. So große Erfolge können nur durch wirkliche Leistungen erzielt werden; sie liefern den Beweis, daß das „Berliner Tageblatt" die Ansprüche, welche man an eine große politische Zeitung zu stellen berechtigt ist, in vollem Maße zu befriedigen weiß.

Eine **neue Bereicherung** des **Inhalts** erfährt das „Berliner Tageblatt", indem es fortan auch in einer **Montags-Ausgabe** erscheint, der eine feuilletonistische Beilage: **„Der Zeitgeist"** beigegeben ist. Diese Beilage wird einen hervorragenden Theil jener Aufsätze u. Artikel enthalten, welche im „Deutschen Montags-Blatt" erscheinen, das sich bekanntlich der Mitarbeiterschaft der bedeutendsten zeitgenössischen Schriftsteller erfreut.

Die **besonderen Vorzüge** des „Berliner Tageblatt" bestehen vornehmlich in Folgendem: Die Abonnenten empfangen nachstehende werthvolle Separat-Blätter: Das illustrirte Witzblatt **„Ulk"**, das illustr. belletrist. Sonntagsblatt **„Deutsche Lesehalle"** u. die „Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau** u. **Hauswirthschaft"** nebst **„Industrieller Wegweiser"** u. endlich Montags das feuillet. Beiblatt: **„Der Zeitgeist".**

Täglich zweimaliges Erscheinen als Morgen- u. Abendblatt. — Freisinnige, von allen speziellen Fraktionsrücksichten unabhängige, politische Haltung. — Zahlreiche Spezial-Telegramme von eigenen Korrespondenten an den Hauptweltplätzen, durch welche das „Berliner Tageblatt" mit den neuesten Nachrichten den meisten Zeitungen voran zu eilen im Stande ist. — Ausführliche Kammerberichte des Abgeordneten- u. Herrenhauses, sowie des Reichstages. — Vollständige Handels-Zeitung, die Fonds-Börse, den Produkten- und Waarenhandel umfassend, nebst einem sehr ausführlichen Courszettel der Berliner Börse. Ernteberichte. Eisenbahn-Einnahmen. — Ziehungslisten der Preußischen u. Sächsischen Lotterie, sowie Ausloosungen der wichtigsten Loospapiere. — Graphische Wetterkarte nach Telegrammen der Deutschen Seewarte sowie Wetter-Prognosen. — Militärische u. Sport-Nachrichten. Personal-Veränderungen der Civil- u. Militär-Beamten. Ordens-Verleihungen. — Reichhaltige u. wohlgesichtete Tages-Neuigkeiten aus der Reichshauptstadt u. den Provinzen; interessante Gerichts-Verhandlungen. — Die hervorragenden Erscheinungen der Litteratur u. Kunst werden allwöchentlich in besonderen Essays besprochen. — Theater u. Musik finden im täglichen Feuilleton des „Berliner Tageblatt" sorgfältige Behandlung. Auch erscheinen darin die **Romane** u. **Novellen** der ersten Autoren. So bringt das „Berliner Tageblatt" im nächsten Quartal einen **hochinteressanten** u. **spannenden Roman** in drei Bänden von **Ouida** unter dem Titel:

„Fürstin Napraxine"

welcher einen interessanten Einblick in die Verhältnisse der russischen Hoch-Aristokratie u. deren Denkweise gewährt. Trotz der Fülle anregenden u. unterhaltenden Lesestoffes, wie solcher thatsächlich von keiner anderen Zeitung Deutschlands geboten wird, beträgt der Abonnementspreis auf das „Berliner Tageblatt" für das Vierteljahr nur **5 Mk. 25 Pf.** für alle fünf Blätter zusammen. Eine frühzeitige Bestellung bei der nächst gelegenen Postanstalt ist zweckmäßig, wenn die Zusendung vom 1. Januar ab pünktlich erfolgen soll.

Digitized by Google

Neu erschienen:

Schillers Glocke

in 40 Bildern von B. Neher, nach den Entwürfen zu den Wandgemälden im Schlosse zu Weimar in Holz geschn.

Verkleinerte Lichtdruck-Ausgabe.

40 Bl. auf ff. Carton, in Mappe, 8°. Mk. 5.—
(Leipzig, J. A. Barth.)

Die gelesenste Zeitung in Berlin ist die

Berliner Zeitung

mit drei Beilagen
a. Deutsches Heim.
b. Gerichtslaube.
c. Aus alter und neuer Zeit.

Pro Quartal in Berlin M. 4,20
Abonnement ausserhalb „ 4,50
Expedition SW., Koch-Strasse 23.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Für Weihnachten!

Soeben erschien:

Kleine Geschichten

von

Richard Leander.

gr. 8. 250 S. Velinpapier. Eleg. geb. M 2.40.

Inhalt: Die beiden Weiser. — Die Rumpelkammer — Francesco.

Der Verfasser der bereits in 14 Auflagen verbreiteten „Träumereien an französischen Kaminen" bietet in dem vorliegenden Werkchen drei feinsinnige, tief ergreifende Erzählungen.

Von einer grossen Zeitung (fortschrittl. Tendenz) werden neben den ständigen Redakteuren tüchtige Mitarbeiter für politische und soziale Artikel gegen gutes Honorar gesucht. Diskretion wird zugesichert. Meldungen unter **P. 15** Expedition der „Gegenwart".

Als 18. und 19. Band der **Grote'schen Sammlung** ist soeben erschienen:

Der Bürgermeisterthurm.

Eine Erzählung aus dem 15. Jahrhundert

von **A. von der Elbe.**

2 Bände. Preis 6 Mk., in 1 Band geb. 7 Mk.

Berlin. **G. Grote'scher Verlag.**

WALHALL

NEU! Germanische Götter- und Heldensagen. Für Alt und Jung am deutschen Herd erzählt von Felix und Therese **Dahn.**

Ein nationales Hausbuch

Künstlerisch illustrirt mit zahlreichen Holzschnitten nach Federzeichnungen von **Johannes Gehrts.**

Prachtband 10 Mark.

Verlag von R. Voigtländer in Bad Kreuznach.

Otto Spamers illustrirte Weihnachts-Novitäten

liegen in allen guten Buchhandlungen zur Ansicht aus.

Verzeichnisse empfehlenswerter Geschenkwerke für jung und alt gratis und franko.

Aus Orten, in denen Buchhandlungen nicht bestehen, wende man sich an die Verlagsbuchhandlung von Otto Spamer in Leipzig — in Berlin SW.

Verlag von **Wilhelm Engelmann** in Leipzig.

Allgemeine Weltgeschichte

von

Georg Weber.

Zweite Auflage

unter Mitwirkung von Fachgelehrten revidirt und überarbeitet.

15 Bde. in ca. 110 Lieferungen und 4 Registerbde. gr. 8°.

Bisher erschienen:

1. Band. **Geschichte des Morgenlandes.** 1882. M 7.—.
2. = **Geschichte des Hellenischen Volkes.** 1882. M 7.50.
3. = **Römische Geschichte bis zu Ende der Republik und Geschichte der alexandrinisch-hellenischen Welt.** 1883. M 7.50.
4. = **Geschichte des Römischen Kaiserreichs, der Völkerwanderung und der neuen Staatenbildungen.** 1883. M 7.—.
5. = **Geschichte des Mittelalters.** 1. Theil 1883. M 6.—.
6. = ——— do. ——— 2. Theil 1884. M 7.—.
7. = ——— do. ——— 3. Theil 1884. M 7.50.

Register zum 1.—4. Band. I. **Geschichte des Alterthums.** 1883. M 1.50.

Einbände pro Band einfach: M 1.25; **elegant:** M 2.—.

——— Register **einfach:** M 1.—; **elegant:** M 1.50.

Soeben erschienen in dem unterzeichneten Verlage:

Geschichtsrepetitionen

für die oberen Klassen höherer Lehranstalten.

Herausgegeben von

Professor Dr. Friedrich Junge,

Direktor des Gymnasiums mit Realabteilung zu Greiz.

1885. VI u. 126 S. 8°. Cartonnirt M 1.20.

David Müller:

Geschichte des deutschen Volkes

in kurzgefaßter übersichtlicher Darstellung zum Gebrauch an höheren Unterrichtsanstalten und zur Selbstbelehrung. **Elfte verbesserte Auflage,** besorgt von **Prof. Dr. Fr. Junge,** Direktor. Ausgabe für den Schulgebrauch. Mit einem Bildniß Kaiser Wilhelms von A. v. Werner. 1884. 33¼ Bog Geh. M 4.20. Geb. (in Leinen) M 5.—. Geb. (mit der Schilling'schen Germania) M 6.—.

Verlag von Franz Vahlen in Berlin.

Neuer Verlag von **Breitkopf u. Härtel** in Leipzig.

Ein Kampf um's Recht

von

Karl Emil Franzos.

Roman in zwei Bänden.

Zweite Auflage.

8. VIII, 387 u. VI, 372 S. geh. Mk. 10.—. Eleg. geb. Mk. 12.—.

Der vorliegende Roman ist bereits ins Englische, Russische, Dänische, Holländische und Rutdenische übersetzt worden. Rudolf v. Ihering sagt über denselben in der neuesten Auflage seines Werkes „Der Kampf ums Recht": „Franzos hat das Thema in neuer, seinem Vorgänger Kleist gegenüber völlig selbständiger und höchst ergreifender Weise behandelt. Sein Werk bildet ein würdiges Seitenstück zum Kohlhaas, es ist ein Seelengemälde von reiner Wahrheit und erschütternder Kraft, das Niemand, ohne aufs Höchste ergriffen zu sein, aus der Hand legen kann."

Hierzu eine Beilage der Annoncen-Expedition von Haasenstein & Vogler in Berlin (Weihnachtstisch 1884) und eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von Puttkammer & Mühlbrecht in Berlin.

Redaction und Expedition, Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 52. Berlin, den 27. December 1884. Band XXVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur Börsen- und Capitalrentensteuerfrage. Von Max Quarck. — Zoologische Stationen. Von Carl Vogt. — **Literatur und Kunst:** Dietsche Beweging. Von Klaus Groth. — „Haus Wartenberg." Von Oscar von Redwitz. Besprochen von Theophil Zolling. — Das neue Gewandhaus in Leipzig. Von H. Ehrlich. — **Feuilleton:** Vater Jost's Geheimniß. Eine Weihnachtsgeschichte von Ludwig Hevesi. — **Aus der Hauptstadt:** Kunstausstellungen. Von A. L. — Notizen. — Inserate.

Zur Börsen- und Capitalrentensteuerfrage.

Von Max Quarck.

Es ist unzweifelhaft richtig, daß wir uns in einer Zeit befinden, in deren öffentlichem Leben der Widerstreit der materiellen Interessen der verschiedenen socialen Volksclassen den Vordergrund einnimmt. Man hat diese Erscheinung von vielen Seiten beklagen zu müssen geglaubt. Aber mit Unrecht. Diesen Kampf der wirthschaftlichen Gegensätze hat die Gegenwart nicht erfunden, sondern in der Geschichte als eine aus der aufsteigenden Classenbewegung nothwendig resultirende Aufgabe, ausdrücklich für sie gestellt, gefunden. Das Ende des vorigen Jahrhunderts sah die Lösung einer solchen Aufgabe unter dem Impuls des dritten Standes, da in blutigem Aufstande, dort in friedlicher Reform. Dem Ende unseres Jahrhunderts ist die Lösung derselben Aufgabe unter dem Drängen des vierten Standes vorbehalten. Jetzt spitzt sie sich zu in die Erzielung einer dauernden Versöhnung zwischen dem sich in immer weniger Hände häufenden, nur Renten ziehenden Besitze und dem sich bedrohlich mehrenden besitzlosen und auf den nothwendigsten Lebensunterhalt angewiesenen Proletariate. Ihre Lösung ist bereits angebahnt im politischen Leben durch die Einführung socialer Reformen und einstweilen durch eine mehr den thatsächlichen Verhältnissen als idealen Anschauungen von Gleichberechtigung entsprechende Vertheilung der Staatslasten auf die einzelnen Classen. Freilich übersetzen sich die Forderungen der materiellen Lage der Nation nur erst sehr schüchtern und langsam in das Politische. Während im wirthschaftlichen Leben die Gegensätze bereits fast unerträglich geworden sind, macht die Politik noch Versuche, sie beizubehalten und nur ein wenig zu mildern. Doch so ist stets der Gang der Geschichte gewesen. Und an jene Stelle gehört auch der Gegenstand dieser Betrachtung: der Gedanke einer Börsensteuer, Capitalrentensteuer oder wie man die vielbesprochene Sache sonst noch genannt hat. Daß Diejenigen, die von dieser Steuer betroffen werden würden, sie mit allen Kräften als eine der größten Ungerechtigkeiten und Unmöglichkeiten verschreien, darf natürlich das unbefangene Urtheil nicht im mindesten beirren. Der Socialpolitiker, der die Thatsachen nüchtern betrachtet, kommt ja, wie schon erwähnt, zu dem viel weiter gehenden Ergebnisse, daß eine Börsensteuer u. Aehnl. wirthschaftliche Gegensätze, die bereits unhaltbar geworden sind, nicht beseitigen, sondern beibehalten und nur mildern will. Sollen und können diese Gegensätze aber trotzdem noch nicht beseitigt, sondern nur gemildert werden, so ergibt sich jene Steuer — wenigstens was die Vertheilung der Staatslasten angeht — allerdings als der beste und geradeste Weg. Nicht aus den Zeitungsräsonnements, die eben nur die verschiedenen Interessen unvermittelt gegen einander ausspielen, sondern an der Hand grundlegender, lediglich wirthschaftlicher Betrachtung der historisch gewordenen und bestehenden Vertheilung des Volkseinkommens läßt sich die Berechtigung oder Nichtberechtigung jener socialpolitischen Maßregel erkennen. Es ist zu diesem Ende auf die eminent geschichtliche Auffassung von der gegenwärtigen Vertheilung des Nationalvermögens zurückzugehen, die in der Staatswissenschaft endlich die maßgebende geworden ist: die des größten deutschen Volkswirthes Rodbertus.

Rente ist nach dieser, den Thatsachen am schärfsten auf den Leib gehenden Zergliederung unserer Wirthschaftsverfassung alles Einkommen, welches ohne eigene Arbeit, lediglich auf Grund eines Besitzes, bezogen wird. Dahin gehört die Grundrente, der Capitalgewinn und Capitalzins. Nun besteht Einkommen nur aus wirthschaftlichen Gütern. Wirthschaftliche Güter aber wiederum kosten Arbeit, und nichts als Arbeit. Zum „Kosten" gehören nämlich wesentlich zwei Dinge: einmal, daß ein Aufwand gemacht ist, der deshalb nicht mehr für Anderes zu machen ist; dann, daß dieser Aufwand von einem Subject gemacht wird, das durch die Unwiederbringlichkeit des Aufwandes getroffen wird. Wirthschaftliche Güter (und nur mit solchen hat es die Volkswirthschaft zu thun) **kosten** aber nur die bewegende Kraft, die Arbeit, weil einerseits der Aufwand an Intellect und Willen dabei recht wohl wieder für Anderes zu machen ist, und andererseits durch den Aufwand an Naturkräften und Stoffen bei der Hervorbringung eines Gutes zwar die Natur, aber nicht der Mensch, nicht seine Wirthschaft unwiederbringlich getroffen wird. Da alles Einkommen aus wirthschaftlichen Gütern besteht, letztere aber nur durch Arbeit hervorgebracht werden, so kann es Rente, die ja eben Einkommen ohne eigene Arbeit ist, nur dann geben, wenn die Arbeit mehr hervorbringt, als wenigstens zur Fortsetzung der Arbeit für die Arbeiter nothwendig ist, und wenn Einrichtungen bestehen, die dies Mehr ganz oder zum Theil den Arbeitern entziehen und Andern, die nicht selbst arbeiten, zuwenden. Ursprünglich hat die Sklaverei diesen Zwang geübt. Aber auch an den später freigewordenen Arbeitern übt das Grund- und Capitaleigenthum einen ähnlichen Zwang aus. Denn dies bewirkt erstens noch ebenso wie die Sklaverei, daß das Product selbst nicht den Arbeitern, sondern den Herren des Bodens und Capitals gehört, und es bewirkt zweitens, daß die Arbeiter, die Nichts besitzen, gegenüber den Herren, die Boden und Capital besitzen, froh sind, von ihrem eigenen Arbeitsproducte nur einen Theil zur Unterhaltung ihres Lebens, d. h. wieder zur Fortsetzung ihrer

Digitized by Google

Arbeit, nicht mehr, zu erhalten. Rente sowohl als Lohn sind also Antheile, in welche das Product, so weit es Einkommen ist, zerfällt. Es giebt nämlich auch Producte, die nicht Einkommen sind: Rohstoffe, Hülfsstoffe, Gebäude, Werkzeuge, Maschinen u. Aehnl., gleichsam in Gallerte übergegangene Arbeit, von denen die Werkzeuge im weitesten Sinne im Verhältniß zu ihrer Abnutzung die Arbeitskosten der Güter erhöhen. Das Eigenthum an solchen Productionsmitteln zusammen mit einem bestimmten Quantum wirklicher Einkommensgüter in natura oder in Gestalt einer Anweisung auf sie in Geldsummen nennt man vulgär „Capital" „Privatcapital". Im volkswirthschaftlichen Sinne bildet jedoch nur die in einer Nation vorhandene Gesammtheit jener Productionsmittel, die sich bei der Arbeit abnützen und wieder ersetzt werden müssen, das Nationalcapital, im Gegensatz zum Nationaleinkommen, das aus sämmtlichen, mit Hilfe der Productionsmittel erzeugten Einkommensgütern besteht und nach Maßgabe der oben geschilderten Einrichtungen und Verhältnisse so ungleich unter Besitzende und Nichtbesitzende in einem sich selbst überlassenem Verkehre sich vertheilt. — Also Rente und Lohn sind gleichartige Antheile am Nationaleinkommen. Vergrößert sich die erstere, so muß nothwendigerweise der letztere sich verkleinern. Das Brod, wovon der Arbeiter lebt, ist zwar schlechter, als das des Rentiers, aber doch eben so frisch.

Ursprünglich hat nun die Theilung der Arbeit die Gestalt angenommen, daß die Herren des Bodens auch meistens die Herren des Capitals waren: der Grundbesitzer war zugleich der „Fabrikant" und meistens auch der Großhändler mit den vollendeten Producten. In einem solchen Zustande wird die ganze Rente den zu einer Person verschmolzenen Grund- und Capitaleigenthümern zufallen und sich überhaupt keine besondere Grundrente und Capitalrente unterscheiden lassen. Dieser Zustand hat noch die Regel im griechischen und römischen Alterthum gebildet. Entwickelt sich aber die Theilung der Arbeit dahin, daß das Capital der Regel nach andere Herren hat als der Boden, und daß also das Rohprodukt, das von den einen Arbeitern im Dienste der Einen, der Bodenbesitzer, hervorgebracht wird, nun von andern Arbeitern im Dienste der Andern, der Capitalbesitzer, in deren Eigenthum es übergeht, vollendet wird (wie in unserem modernen Zustande), so wird sich die Rente theilen und der eine Theil dem Besitzer des Rohproducts, dem Grundbesitzer, der andere dem, der das Rohproduct hat vollenden lassen, dem Capitalbesitzer, zufallen. Diese Theilung geschieht im Verhältniß des Werthes des Rohproductes zu dem Werthe, der dem Rohproducte durch die vom Capitalisten veranlaßte (Fabrikations- oder Transportations-) Arbeit zugesetzt ist, mit anderen Worten, im Verhältniß des Werththeiles, den das Rohproduct vom vollendeten Product einnimmt. Je niedriger der Werth des Rohproductes im Verhältniß zum Werthe des Fabrikationsproductes ist oder umgekehrt, desto kleiner oder größer wird der auf das Rohproduct fallende Theil der Rente, desto größer oder kleiner der auf das Fabrikationsproduct fallende Theil derselben sein. Die Capitalbesitzer nennen den letzten Theil Capitalgewinn und berechnen ihn im Verhältniß der Größe des Capitals; — wie es üblich geworden ist im Verhältniß zu Hundert oder nach Procenten. Dies Verhältniß drückt die Höhe des Capitalgewinnes aus. Damit ist zugleich ein Maßstab für den Rentenerwerb alles angewandten Capitalvermögens gegeben. Man wird kein Capitalvermögen anwenden, wo es nicht nach diesem Maßstabe Rente zieht. Und da auch zur Herstellung von Rohproduct Capital erforderlich ist, so wird man auch von dem auf das Rohproduct fallenden Rententheile nach jenem Maßstabe erst wieder einen Theil als auf das angewandte Capital zu berechnende Rente oder als „üblichen Capitalgewinn" abziehen müssen. Bleibt dann noch ein Theil übrig, so wird derselbe Grundrente genannt, weil er dem Grundbesitzer nur als solchem, abgesehen von ihm als Capitalbesitzer oder gar Arbeiter, zufällt, und es pflegt nach ihm das Grundstück zu Capitalwerth berechnet oder „capitalisirt" zu werden. Ist der Capitalgewinn hoch, so muß die Grundrente niedrig sein. —

Soweit die Rententheorie von Rodbertus, die weder in ihrem strengen logischen Aufbaue, noch von den thatsächlichen Verhältnissen aus angefochten werden kann und auch noch von Niemand widerlegt ist. Sie hat vielmehr den Vortheil, auch dem Laien die Natur solch' mystischer Begriffe klar und faßlich zu machen, wie ihm, dank unseren „gangbaren" Volkswirthen, z. B. derjenige der Grundrente ist. Um für unser Thema fruchtbar zu werden, bedarf diese Rententheorie jedoch noch einiger Zusätze, die auch Rodbertus schon an zerstreuten Stellen seiner leider so seltenen Werke gemacht hat.

Eine Folge jener festgestellten qualitativen Vertheilung des Nationalvermögens und Nationaleinkommens nach Lohn, Grund- und Capitalrente ist unsere moderne Geldwirthschaft. Das ganze Nationalproduct — von dem Moment an, wo es in seinen materiellen Elementen durch die Rohproducenten aus dem Schooße der Erde herausgeholt wird, bis zu dem, wo es als Nationaleinkommen in die consumtive Vertheilung übergeht — wird, weil es während dieses ganzen Productionsprocesses mehrere Male den Besitzer wechselt, immer nur im Wege des Verkaufs und Kaufs, d. h. mittelst des Geldes, oder in der Geldform mittelst des Credites von Stufe zu Stufe gehoben. Ebenso erhält auch jeder Betheiligte zunächst nur in solcher Geldform seinen durch die bestehenden Rechts- und Volkswirthschaftsgesetze bedingten Antheil, den er auch immer nur mittelst Kaufes in den wirklichen Gütern, auf die es ihm ankommt, zu realisiren vermag.

Trotz dieser Geldwand, die dem ersten Blicke jene einfachen Haupttheilungsverhältnisse verdeckt, spiegelt sich jedoch die qualitative Vertheilung des Nationalvermögens deutlich in unserem modernen Steuersysteme wieder, wenn auch in Folge der bestehenden Geldwirthschaft im Geldgewande. Wo nämlich im Staate Domänen, Zölle und andere indirekte Abgaben nicht ausreichen — und wo ist dies nicht der Fall? —, sind auch die Steuern, welche die noch unbefriedigten Staatsbedürfnisse decken müssen, nicht blos quantitativ, nach der Höhe und Größe, sondern auch qualitativ, nach der Art der zu Grunde liegenden Vermögens- oder Einkommenstheile verschieden. Eine specielle Steuer auf den Lohn, als den einen Einkommenstheil, hat zwar noch kein Staat im Bewußtsein der schreienden Ungerechtigkeit, die in dieser direkten Kürzung des nothwendigsten Lebensunterhaltes liegen würde, eingeführt; freilich ersetzen die indirekten Steuern, ohne den odiosen Namen einer Lohnsteuer zu führen, dieselbe fast vollständig. Aber die verschiedenen Abzweigungen der Rente kommen, die Grundrente als Object der Grundsteuer, die Capitalrente, freilich nur in verhältnißmäßig kleinen Theilen, als Object der Gewerbesteuer, der Stempelsteuer und ähnlicher unbedeutenden Abgaben zum Vorschein. Immerhin ist die Capitalrente als solche, als ein lediglich aus bloßem Besitze an beweglichem Capitale gezogenes Einkommen, der Pflicht, zu ihrem Verhältniß die öffentlichen Lasten mitzutragen, noch fast ganz entschlüpft. Daß es in dem oder jenem Kleinstaate eine zahme, wirkliche Capitalrentensteuer gibt, kommt hier nicht in Betracht.

Somit sind wir auf scheinbar weitsichtigem, abliegendem Wege mitten in unseren Gegenstand gelangt. Wir sehen, daß die moderne Besteuerung, wohl ohne klares Bewußtsein instinktmäßig auf jener qualitativen Vertheilung des Nationaleinkommens fußt, und wiederum mit Vorliebe sich an die Rente, und zwar bislang vorzüglich nur an die Grundrente, hält. In der That kann ja der einzig gerechte Grundsatz einer heutigen Besteuerung angesichts der geschilderten Theilungsverhältnisse des Nationaleinkommens nur eine Vorausbesteuerung des Besitzes sein. Es ist ein von keinem Volkswirthe mehr geleugnetes Gesetz, daß die Vertheilung des Nationalproductes nach den „natürlichen" Gesetzen des Tauschverkehrs, wie sie eben in unserem gegenwärtigen Wirthschaftsleben unbeschränkt herrschen, es mit sich bringt, daß bei steigender Productivität der Arbeit — und dieses Steigen grenzt ans Wunderbare, seidem sich die Wissenschaft mit der Technik verbrüdert hat! —, der Lohn der Arbeiter ein immer kleinerer verhältnißmäßiger Antheil am Nationalproduct wird. Durch das eherne Lohngesetz wird er immer auf das bloße Existenzminimum der Arbeiter herabgedrückt, und die ganze Fülle jener wunderbaren Production, die ja längst das Existenzminimum des Arbeiters erfüllt und weit hinter sich gelassen

Digitized by Google

hat, kommt folglich den Grund- und Capitalbesitzern zu Gute, kann nur ihnen zu Gute kommen. Andererseits läßt sich auch beweisen, daß alle aus dem Steuerertrage gegründeten öffentlichen Anstalten heute hauptsächlich nur wieder dem Besitze nützen. Wenn aber der Besitz ein Präcipuum in den Vortheilen, sowohl bei der Vertheilung des Nationaleinkommens, als auch bei Benutzung der öffentlichen Anstalten hat, so muß er gerechter Weise auch sein Präcipuum bei den Lasten haben, d. h. sich einer Vorbesteuerung unterwerfen. Eine einzige Einkommensteuer, die nothwendig progressiv sein müßte, verwirklicht indessen, abgesehen von allen sonstigen Nachtheilen, diesen Grundsatz noch nicht genügend, wenn sie auch den heute unverhältnißmäßig steigenden Renten- und Gewinnbetrag in der Nation zum Besten der Nichtbesitzenden, weder Rente noch Gewinn beziehenden, also der arbeitenden Classen, in Etwas kürzt. Jenen einmal gefundenen Gedanken der gerechten Vorbesteuerung des Besitzes kann nur eine Grundrenten **und** Capitalrentensteuer (Grund- und Capitalsteuer) realisiren. Erst dann, wenn diese Vorausbesteuerung des Besitzes zur Deckung der öffentlichen Bedürfnisse nicht hinreichte, würde eine allgemeine Einkommensteuer, die dann nicht einmal progressiv zu sein brauchte, den Rest zu beschaffen haben. Daß die durch eine Capitalrentensteuer aufgebrachten Beträge, wären sie bei den Pflichtigen geblieben, zur Capitalisation verwandt worden wären, daß also mit einer Capitalrentensteuer der Nationalproduction geschadet würde, ist mehr als zweifelhaft. Denn einmal werden Steuern vom Einkommen erhoben und würden also wahrscheinlich auch als Einkommen verbraucht worden sein — und zweitens würde, ohne die sammelnde Hand des Staates, die Vereinigung dieser Beträge zu Capital ihre Schwierigkeiten gehabt haben. —

In der Hauptsache sind es nur zwei legislatorische Strömungen, die eine bereits in ein festes Bett gelenkt, die andere noch regellos und nicht fixirt, die hier anzuführen sind. Von einer, der Bedeutung der Frage entsprechenden Lösung kann in beiden Fällen nicht gesprochen werden. Unverkennbar im organischen Zusammenhange mit den weltgeschichtlichen socialen Reformplänen der deutschen Reichsregierung, die dem wirthschaftlich Schwachen helfen wollen, steht der einer Initiative des Reichstagsabgeordneten von Wedell verdankte Entwurf eines Gesetzes, betreffend Abänderung des Gesetzes über Erhebung von Reichsstempelabgaben vom 1. Juli 1881, der den wirthschaftlich allzu Mächtigen, den Capitalisten, etwas vom Nerv ihrer Macht nehmen soll. Der Bundesrath nahm den Entwurf im Juni 1884 an, ohne sich um die wahrhaft verzweifelten Proteste namentlich des capitalistischen Großhandelsstandes zu kümmern, der nur in einigen Handelskammern Zeugniß von einem besonnenen und selbstlosen Patriotismus ablegte, und in diesen wenigen seiner Vertretungen seine doch noch so schonend geplante Heranziehung zu einer gerechteren Vertheilung der Staatslasten billigte. Die Novelle führte ja eigentlich nur statt des Fixstempels den Werthstempel, statt der Schlußnoten- und Rechnungsbesteuerung das Steuercontrolbuch ein, und normirte für ersteren den Satz von $^1/_5$ pro Mille. Das steuerliche „Sittenbuch", gegen das sich die Capitalisten mit Händen und Füßen stemmten, opferte ihnen übrigens der Bundesrath. Man ersieht bereits aus diesen kurzen Notizen, wenn man sie mit unseren grundlegenden wirthschaftlichen Ausführungen zusammenhält, auf welchem weiten Umwege die Novelle nur einen kleinen Theil der Aufgabe lösen will. Indeß hat man doch auch sie bereits als eine Börsensteuer bezeichnet. Demgegenüber streben die conservativen Parteien des Reichstages immer noch nach der Einführung einer wirklichen Börsensteuer. Neuerdings geben selbst Blätter, die mit der Börse in enger Fühlung stehen, offen zu, daß eine stärkere Besteuerung der Börse nicht zu umgehen sei: ja sie stellen sogar in Aussicht, daß die interessirten Kreise selbst für die Ausarbeitung eines Börsensteuerentwurfes sorgen würden, freilich, last not least, mit dem Hinzufügen, daß dem „reellen Geschäft" dabei möglichst die Existenzbedingungen gewahrt bleiben müßten. Die conservative Presse hat dies Entgegenkommen freudig begrüßt, auf die im Interesse der Betheiligten vorhandene Nothwendigkeit eines solchen Verhaltens hingewiesen und betont, daß nur auf diesem Wege, niemals durch starre Ablehnung einer „mehr als berechtigten Forderung" eine allen Interessen entsprechende Lösung gefunden werden könne. Hinzugefügt hat sie freilich wiederholt, daß sie nach wie vor an der Forderung eines organisatorischen Börsengesetzes im Zusammenhange mit der Börsensteuer, bezüglich als Grundlage derselben festhalten müsse. Hierher gehört auch die durch Schönbergers Börsen- und Handelsbericht mitgetheilte Aeußerung eines Mitgliedes der haute finance: „Die Börse kann 20 und auch 40 Millionen neue Steuern aufbringen, nur müssen die unerträglichen Controlmaßregeln der Steuer wegfallen." Durch ein diesen Worten entsprechendes Verhalten könnte die Berliner Börse den Makel verwischen, den sie sich dadurch aufgeladen hat, daß sie beim bloßen Bekanntwerden der Börsensteuerpläne der Regierung ohne weiteren Grund jede Theilnahme an der Gründung einer Colonialbank verweigerte. Beginnt doch selbst die Hochburg des modernen Capitalismus, England, sich mit Börsensteuerplänen ernsthaft zu beschäftigen. Das dort angesehenste Fachblatt, der „Economist", macht in einer seiner letzten Nummern den Vorschlag, eine Abgabe von 1 Schilling per Cent auf alle Umsätze an der Fondsbörse zu legen, die sich seiner Schätzung zufolge auf Lstr. 5 000 000 000 im Jahre belaufen. Eine Schillingsteuer pro Cent auf diese riesige Summe würde dem Staatsschatze Lstr. 2 500 000 im Jahre zuführen. Dieser Satz bedeutet $^1/_2$ pro Mille und ist bedeutend höher als der in der Novelle zum deutschen Stempelgesetze angenommene ($^1/_5$ pro Mille). Bis dato hat freilich der von der liberalen Parlaments-Mehrheit der Capitalisten abhängige Schatzkanzler auf die Anregung des Blattes, das als eine Autorität in Handels- und Finanzfragen gilt, noch nicht reagirt. —

Zoologische Stationen.

Von Carl Vogt.

Wenn wir vor dreißig und mehr Jahren zur Seeküste wallten, um dort Studien zu machen, mietheten wir uns an einem geeigneten Orte ein Zimmer, richteten uns dort mit Mikroskopen und Instrumenten, Glasgefäßen und Wasserbecken so gut ein als möglich und priesen uns glücklich, wenn wir einen Fischer fanden, der intelligent oder schon von einem unserer Vorgänger eingeschult war für den Fang der uns interessanten Organismen und für die nöthigen Handleistungen. Dann kamen wir nach Wochen, Monaten oder selbst Jahren heim und sagten: Wir haben am Meere gearbeitet.

Wenn heute Einer genau dasselbe thut, so macht er einen großen Lärm und sagt: Ich habe eine zoologische Station gegründet! Kommt allenfalls irgend ein fremder Naturforscher, dem man in demselben Zimmer einen Platz gönnt, so ist die Station über Nacht eine internationale geworden.

Aber es gibt Stationen und Stationen. Die einen können kleinen Verkaufsläden, die anderen Magazinen von Großwaarenhändlern verglichen werden. Die Station in Neapel spielt etwa die Rolle der Docks von London.

Vor einiger Zeit wurde ich von einer Regierung, die an der Station von Neapel betheiligt ist, angefragt, ob es nicht räthlich sei, sich bei einer näheren und wohlfeileren Anstalt zu abonniren oder gar den Beitrag unter mehrere Institute dieser Art zu vertheilen? Da man wisse, daß ich mit den einschlagenden Verhältnissen wohl vertraut sei, ersuche man mich, eine aufrichtige Antwort zu ertheilen.

Ich antwortete, daß ich aus eigener Anschauung mit geringer Ausnahme fast alle zoologischen Stationen des europäischen Continentes kenne, in mehreren derselben längere Zeit gearbeitet habe, und daß ich aus innigster Ueberzeugung nur rathen könne, nicht nur bei Neapel zu bleiben, sondern sogar den Beitrag, den man leiste, wesentlich zu erhöhen. Ich gebe hier einen Auszug aus meiner Begründung des ertheilten Rathes.

Digitized by Google

Was Neapel vor allen anderen Instituten ähnlicher Art auszeichnet, ist die Großartigkeit der Mittel und die Vielseitigkeit des Betriebes.

Nirgends finden sich, wie in Neapel, mit den wissenschaftlichen Einrichtungen vereinigt, große See-Aquarien, die mit stets strömendem Seewasser gespeist und täglich frisch bevölkert werden. In den anderen Stationen gibt es nur kleine Studien-Aquarien; die meisten entbehren des für das längere Leben der Thiere nöthigen Wasserstromes. Nur in Neapel kann man die zarten durchsichtigen Thiere der Hochsee längere Zeit hindurch beobachten; nur dort sieht man in den großen Becken, die eine Länge von 76 Meter im Laufenden einnehmen, die Thiergesellschaften in ihrem heimischen Leben und Treiben, in ihrem Verhalten zu einander.

Die Unterhaltung dieser Aquarien und ihres Wasserstromes erfordert beständig arbeitende Dampfmaschinen, Saug- und Druckpumpen, Dienstpersonal, Maschinisten; mit einem Worte: Geld, viel Geld.

Neapel besitzt zwei kleine Dampfer: einen gedeckten für Netzfischerei und Scaphandertauchen im Golf, einen ungedeckten, noch kleineren für Oberflächenfischerei mit dem feinen Netze. Keine andere Station besitzt einen eigenen Dampfer, der ihr Tag und Nacht zu Gebote steht und mit eigenen Leuten und des Geschäftes kundigen Fischern bemannt ist; der einen oder anderen dieser Stationen wird zuweilen von der Marine des betreffenden Staates ein Aviso während eines Monats zur Verfügung gestellt; die meisten sind hinsichtlich der Beschaffung des Materials auf ein Ruderboot und einen oder zwei Fischer beschränkt, während in Neapel die beiden Dampfschiffe und vier Ruder- und Segelboote das Material schaffen. Während man anderwärts oft Wochen lang auf das gewünschte Material warten muß, Vieles gar nicht bekommen kann, weil ein Markt oder die nöthigen Fangmittel fehlen, strömt es in Hülle und Fülle in Neapel zu, sobald der Zustand des Meeres es erlaubt.

Es entspricht der ganzen Anlage der Station in Neapel als eines Universal-Institutes für maritime Naturgeschichte, Botanik und Zoologie, daß das ganze Arbeitsfeld, welches das Meer bietet, in umfassender Weise ausgebeutet werde. Um diesen Zwecken zu genügen, bedarf es neuer Anstrengungen.

Um in größere Tiefen der See zu dringen, um größere Oberflächen zu beherrschen, um die Herkunft der Fauna und Flora kennen zu lernen, welche die Bucht von Neapel bevölkern, bedarf man eines größeren Dampfers, der so ausgestattet sein muß, daß er zugleich als schwimmendes Laboratorium dient. Um die Beschaffung eines solchen zu betreiben, befindet sich Professor A. Dohrn, der Director der Station, gegenwärtig in Deutschland.

Daß die Herstellung und Unterhaltung eines solchen Schiffes bedeutende Geldmittel benöthigen, weiß Jeder; ebenso, daß die Reisen und Excursionen auf dem Meere nicht umsonst gemacht werden. Je größer das Schiff, desto mehr Bemannung, desto mehr Kohlen erfordert es.

Bei dem bisherigen Betriebe der Station konnten manche wissenschaftliche Arbeitsfelder nur sehr ungenügend oder gar nicht bebaut werden. Die Physiologie verlangt Forschungen an Seethieren; die Pathologie nicht minder. Neuerdings erst hat Metschnikoff gezeigt, wie große Vortheile gewisse Seethiere, und nur diese allein, zur Lösung einer Menge von Fragen bieten, welche durch die mikroskopischen Krankheitserreger, die Microben, aufgeworfen werden. Es müssen für diese Wissenschaftszweige neue Räume geschaffen, ein Anbau an das jetzige Gebäude erstellt werden.

Die praktische Bedeutung der Meeresstudien ist durch die Beziehung derselben zur Fischerei, zur Gewinnung der Nahrungsstoffe aus dem Meere eine ungemein große. Die Gesetzgebung und Regelung der Fischerei ist nur auf Grund solcher Untersuchungen möglich. Auch diese Seite muß und soll eingehender berücksichtigt werden, sobald die nöthigen Mittel dazu vorhanden sind.

Neapel besitzt schon jetzt eine wissenschaftliche Bibliothek, die ihres Gleichen sucht. Aber sie muß vervollständigt und auf dem Laufenden erhalten werden, damit Jeder, der dort arbeitet, alle literarischen Hülfsmittel zur Hand habe, die er zur Vollendung seiner Arbeit braucht.

Die Station veröffentlicht werthvolle Werke, eine Zeitschrift, einen vollständigen Jahresbericht über die Leistungen in dem Gesammtgebiete der Zoologie und eine Reihe von Monographien „Fauna und Flora des Golfes von Neapel". Wenn die Zeitschrift sich selbst erhält, so kosten der Jahresbericht und noch mehr diese Monographien, von welchen einige ihren Verfassern Jahre lange Arbeit in Anspruch nahmen, die aber auch in Beziehung auf Gediegenheit des Textes und künstlerische Ausführung das Höchste leisten.

Der Betrieb einer solchen Anstalt erheischt ein wissenschaftliches Personal, das sich ganz den Aufgaben widmen kann, die der Station obliegen. Hier namentlich möchte ich noch ein letztes, bringendes Wort sagen.

Wenn es an anderen kleinen Stationen genügen kann, daß ein Director, etwa mit einem oder höchstens zwei Assistenten, die häufig wechseln, den wissenschaftlichen Arbeiten vorsteht, so gehört zu einer Universalanstalt wie Neapel auch ein stehender, Traditionen schaffender und fortpflanzender Generalstab — nennen wir es, um die Vergleichung durch einen Namen zu erleichtern, eine zoologische Facultät. Neapel hat das Glück, eine solche Facultät zu bilden. Aber es gebührt sich, daß Männer, welche ihr ganzes Leben, ihre besten Jahre einer solchen Aufgabe widmen, auch so gestellt werden, daß sie sorgenlos in die Zukunft blicken können. Es muß, wenn die Station auch weiterhin ihre Zwecke erfüllen soll, ein Pensionsfond gegründet werden, der eine dauerde Stellung verbürgt. Wir pensioniren unsere Professoren — sollen wir nicht auch für Diejenigen sorgen, welche im Auslande die wissenschaftliche Fahne hochhalten und ihre ganze Kraft einsetzen, um dieser Flagge die ihr gebührende Stellung zu wahren?

Die Einnahmequellen der Station fließen nur zum Theil in regelmäßiger Weise und auch diese nur so lange, als dieselbe die ihr gesteckten Zwecke erfüllt. Aber ein großer Theil dieser Einnahmen hängt nicht von der Arbeitsthätigkeit und den Leistungen der Anstalt ab, sondern ist Zufälligkeiten unterworfen, über welche Niemand Gewalt hat. Der Besuch der großen Schau-Aquarien, die zugleich zu biologischen Studien dienen, wirft Jahr aus, Jahr ein etwa 25 000 Mark ab. Aber dieser Besuch hängt fast ausschließlich von dem Fremdenbesuche ab; er gehört zu dem Programme der Touristen, wie der Vesuv oder Pompeji. Wie viele Fremde werden in diesem Winter Neapel besuchen? Voraussichtlich sehr wenige, obgleich die Cholera gar nicht in die Fremdenviertel gedrungen ist und nur in denjenigen Stadttheilen, unter den ärmsten Schichten der Bevölkerung, gewüthet hat die der Reisende höchstens einmal der Merkwürdigkeit des Anblickes wegen flüchtig besucht, aber niemals bewohnt. Doch wird der Ausfall, welchen die Furcht vor der Epidemie bedingt, ein ungemein fühlbarer werden.

Es ist also in der Lage der Sache nur zu sehr begründet, wenn Professor Dohrn jetzt sich Mühe gibt, durch Wandervorträge in den größeren Städten Deutschlands, die Bildung von Comité's zu betreiben, welche durch freiwillige Beiträge nicht nur die nöthigen Mittel zur Vervollständigung der Station beschaffen, sondern auch eine dauernde Einnahmequelle eröffnen, die zur Bildung eines Reservefonds dienen muß, der den Zweck hat, den etwa eintretenden Zufälligkeiten die Spitze zu bieten.

Man könnte fragen, warum denn gerade Deutschland hier werkthätig eingreifen soll, während doch die Station einen internationalen Charakter trägt, der ihr jedenfalls gewahrt werden muß, da der Zusammenfluß der Forscher aus so vielen verschiedenen Ländern einen der großen Vorzüge bildet, welcher diese Anstalt vor anderen, einzelnen Ländern angehörigen auszeichnet?

Die Antwort kann aus verschiedenen Gründen hergeleitet werden.

Existirte die Station in Neapel nicht, so müßte unbedingt eine deutsche Station am Mittelmeere errichtet werden. Die Gründung einer solchen wäre ebenso gewiß eine unabweisbare Nothwendigkeit für die deutsche Wissenschaft, wie die Gründung und Erhaltung eines archäologischen Institut in Rom es gewesen und noch ist.

Digitized by Google

Die deutsche Forschung steht unbedingt in den zoologischen und biologischen Wissenschaften, die als Arbeitsfeld der Fauna und Flora des Meeres bedürfen, obenan. Deutschland leistet in diesen Zweigen, wenn nicht mehr, so doch gewiß ebenso viel, als alle übrigen Culturländer zusammengenommen. Das ist eine Thatsache, an der kein nationaler Neid zu rütteln vermag.

Die deutschen Meeresküsten sind aber, wie allgemein anerkannt wird, zur Anlegung zoologischer Stationen nicht geeignet. Ihre Fauna ist arm an Formen verschiedener Art. Diese Formenarmuth ist sowohl in der Structur der Küsten, als in der Beschaffenheit der Meeresgewässer selbst begründet.

Will man die deutschen Forscher nicht zwingen, entweder sich ungenügend selbst zu helfen, wie sie es vor dreißig Jahren thun mußten, oder in mangelhaft ausgerüsteten fremden Stationen um Aufnahme zu bitten, die von dem guten Willen der Directoren abhängt, so muß eine Station geschaffen und unterhalten werden, die den größtmöglichen Reichthum an Formen, die größte Leichtigkeit der Beschaffung von Material zu Untersuchungen bietet, zugleich leicht erreichbar ist und außerdem wenigstens den größten Theil des Jahres hindurch benutzt werden kann. Je nördlicher das Meer, desto geringer ist sein Reichthum an Formen, desto kürzer die Zeit, die man auf eingehende Studien verwenden kann.

Hier liegt also die zwingende Nothwendigkeit vor, der durch die Station von Neapel nach allen Seiten hin genügt ist. Schon zu den Zeiten, wo keine Eisenbahnen existirten, pilgerten die deutschen Forscher vorzugsweise nach dem Mittelmeere als dem geeignetsten Arbeitsfelde. Sollen sie dies fortsetzen, oder soll die deutsche Wissenschaft vor fremden Thüren betteln, während sie jetzt ein berechtigtes Asyl hat? Uebrigens hat die Erfahrung gelehrt, daß sogar in den heißesten Monaten des Jahres sich in Neapel sehr gut arbeiten läßt, während der Winter im Norden jeder Thätigkeit ein Ziel setzt.

Ein letzter Punkt ist nicht der leichteste in der Wagschale. Die Station in Neapel ist von einem Deutschen gegründet, und obgleich internationalen Charakters, ist doch das deutsche Element dort das vorwiegende. Gegenüber andern Stationen repräsentirt gerade die neapolitanische die ganze Vollwucht deutscher wissenschaftlicher Arbeit. Sie ist ein Musterinstitut, dem alle andern mit mehr oder minder großem Erfolg nacheifern. Italien hat sich neidlos dem Streben der Station angeschlossen, und wo sie nur irgend können, fördern die italienische Regierung, Provinz und Stadt Neapel die Station, die sie mit Recht als ein Institut ansehen, das dem Lande Ehre und Vortheil bringt. Würden solche Anschauungen Platz greifen können, wenn nicht die Station den höchsten Anforderungen entspräche, welche die Wissenschaft stellen kann? So wird ihre Erhaltung und stete Verbesserung eine Ehrensache für die gesammte deutsche Nation, die von der wissenschaftlichen Höhe, welche sie erklommen hat, nicht herabsteigen darf Angesichts anderer Völker, welche uns in diesem Punkte vorkommen möchten.

Aus allen diesen Gründen, die ich nur andeuten konnte, ist es angezeigt, daß der deutsche Bürgersinn, der sich jetzt wieder zu fühlen beginnt, eintrete mit Wort und That für eine Schöpfung, deren Unterstützung eine Ehrensache ist.

Literatur und Kunst.

„Dietsche Beweging".

Von Klaus Groth.

„Dietsche Beweging", so nennen die Vlamen ihre Agitation für die niederdeutsche Sprache — vlamisch-holländisch-plattdeutsch, für ihre Erhaltung dem andrängenden Franzosenthum gegenüber, für ihre Verschwisterung und Ausbildung. Die Vlamen haben diese Agitation begonnen und mit Recht für die Sache den Namen erfunden. Die Sache selbst ist noch nicht alt, für den Namen können wir sogar den Erfinder nennen, der noch für die dietsche Beweging lebt und wirkt: es ist der sprachgelehrte Dr. L. J. Hansen, Stadtbibliothekar in Antwerpen. — Unser hessischer Patriot Friedrich Oetker lebte, aus dem Vaterlande vertrieben, auch einige Jahre als politischer Flüchtling in Belgien. Er wurde, ähnlich wie Hoffmann von Fallersleben, als geborener Niederdeutscher bald mit der vlamischen Sprache, mit dem Volk und hervorragenden Gelehrten und Politikern so bekannt und vertraut, daß er im Jahre 1856 eine kleine Schrift u. d. T. „Der flämische Sprachenstreit" herausgeben konnte, eine Schrift, die in den Niederlanden wie in Deutschland, in vlaamscher und deutscher Sprache großes Aufsehen erregte und Einfluß übte.

Der erfahrene Politiker rieth den Vlamen, den Kampf um ihre Sprache als eine politische Angelegenheit aufzufassen und zu führen, er müßte in die Landesversammlung hineingetragen werden, ihre Abgeordneten müßten in der Kammer ihre Rechte vorbringen und verfechten. Dazu sei der erste Schritt die allerlebhafteste Betheiligung der Vlamen bei den Wahlen zur Kammer.

Die Vlamen haben diesen Rath langsamerhand befolgt, ihre Zeischriften, wie z. B. die scharfe Zweep (Peitsche) sind entschieden nicht blos vlamisch-national, also antifranzösisch, sondern zugleich anticlerical, während man früher mit dem Clerus liebäugelte, soweit er sprachlich zu ihnen hielt. Sie haben seitdem wichtige Gesetze über den Unterricht in vlamischer Sprache, über die Gleichberechtigung derselben mit dem Französischen vor Gericht, bei der Verwaltung, beim Postwesen, Eisenbahnverkehr 2c. durchgesetzt.

Auch die dietsche Beweging ist davon die weitere Folge, wie sie schon damals ebenfalls von Oetker, wenn auch in etwas verschiedener Auffassung, ins Auge gefaßt wurde. Er schreibt darüber 1878 in seinen Lebenserinnerungen: „Daneben beschäftigte mich ein Plan, den ich schon länger gehegt hatte und den ich noch fortwährend in Gedanken habe, obwohl nicht viel Aussicht mehr ist, daß ich an seiner Ausführung werde Theil nehmen können, nämlich die Aufzeichnung der niederdeutschen Mundarten von Dünkirchen bis Königsberg."

Deutsche und holländische Gelehrte begrüßten den Plan mit Freuden. Der gelehrte Professor de Vries schrieb im Namen der Maatschappy van nederlandsche Letterkunde in Leiden, daß diese berühmte Gesellschaft sich mit Vergnügen zum Mittelpunkte aller Mitwirkung in den Niederlanden machen würde.

Aber der Plan blieb liegen und dann auch, schreibt Oetker, war mit Privat- und gewöhnlichen Vereinsmitteln ein so riesiges Unternehmen nicht auszuführen . . . Selbst im Reichstage fanden sich bisher immer noch andere Aufgaben. Und doch wäre es hohe, ja die höchste Zeit, ihn wieder aufzunehmen. . . Auch von Anderen wurde das lebhaft anerkannt, allein Keiner hatte Zeit oder Lust und Muth, vorzugehen. . . Aufgegeben habe ich allerdings den Gedanken noch nicht; aber ich möchte wohl, daß ein Anderer, ein Jüngerer und Gesünderer für mich einträte. Einstweilen muß es erfreuen, daß wenigstens einzelne Gebiete hier und da lebhaft in Arbeit genommen worden sind.

Hätte mein tapferer Freund, der mit Muth seinem tyrannischen Landesherrn widerstanden und mit Glück der Rache Hassenpflugs entgangen war, um noch, mit Ehre ins Vaterland zurückberufen, als Abgeordneter von seinen Landsleuten entsandt, am Auf- und Ausbau des Deutschen Reiches mitzuwirken, hätte er einem stärkeren Feinde als jene, seiner habituellen Kränklichkeit noch einige Jahre länger Widerstand leisten können, so hätte er erlebt, daß sein oben bezeichneter Plan, blos durch Eifer, Hingabe und Arbeit Einzelner, wozu auch ich mich ein wenig rechnen darf, ohne Maatschappy, ohne Staatshülfe weder von den Niederlanden, noch vom deutschen Reiche, so weit er überall ausführbar, ausgeführt, ja überholt worden ist.

Van de Schelde tot de Weichsel. Nederduitsche dialecten in dicht en ondicht (Vers und Prosa) ausgewählt und erläutert durch Joh. A. Leopold und L. Leopold (Vettern). Drei Theile in zwei Bänden. Te Groningen bei J. B. Wolters

Digitized by Google

1882. Erster Theil: Frankreich, Südniederland, Nordniederland, 700 S. Zweiter Theil: Niederdeutschland, 400 S. Dritter Theil: Friesland, 260 S.

So betitelt sich ein Sammelwerk, das also auf fast 1400 eng, aber scharf und leserlich gedruckten Seiten Großoctav, schön ausgestattet, alles und mehr bietet, als was je in Oetker's Plan beabsichtigt war. Es ist ein Werk hingebendster Liebe, an Arbeit von Seiten der Herren Leopold, an Geldopfern von Seiten des Verlegers Herrn Wolters. Ich kann es nicht unterlassen, ihnen öffentlich den wohlverdienten Dank auszusprechen.

Die Sammlung enthält charakteristische Dialectproben aus dem ganzen im Titel bezeichneten Gebiete. Die Sammlung beginnt noch weiter südwestlich, als Oetker vorgeschlagen; sie bringt nämlich ein Halbdutzend interessanter Beiträge aus niederdeutschen Orten Frankreichs, aus Bailleul, Bambaque, Bergues, Caestre, Cappellebrouck, Duinkerken ꝛc. und überschreitet im Osten die Grenzen Rußlands.

Als die Herren Leopold sich gegen Ende der siebziger Jahre an mich wandten um Rath und Hülfe bei ihrem Unternehmen, da erschrak ich fast über ihre Kühnheit und habe anfänglich nicht geglaubt, daß sie es durchführen könnten und würden, am allerwenigsten daß es in so kurzer Zeit mir vollendet in zwei stattlichen Bänden vorliegen würde. Ich kannte die Schwierigkeiten besser als sie, und das mag gut gewesen sein, sonst hätten weder sie noch der Verleger es vielleicht unternommen. Die Herren hatten anfänglich die Absicht, eine gleichmäßige Orthographie für die Beiträge über das ganze Gebiet durchzuführen. Dies ist eine Lieblingsidee der Niederländer. Schon kurz nach dem Erscheinen meines Quickborn wandten sich vlamische Gelehrte an mich mit der Bitte, meine plattdeutschen Gedichte in niederländischer Schreibweise herauszugeben. Bei meinem Aufenthalt in Belgien 1861 war dies der immer wiederkehrende Gegenstand meines Gespräches mit dortigen Sprachgelehrten. Bis tief in die Nacht hinein saß ich eines Abends mit dem berühmten Professor Heremanns in Gent im Hotel, um ihm zu beweisen, daß es — für mich — nicht möglich sei. Es ist hier nicht der Ort, meine Ansicht zu begründen. Die Herren Leopold überzeugte ich, sie nahmen für Norddeutschland meine (Müllenhoff's) Orthographie im Princip an, für die übrigen Gebiete die neuholländische, gewiß zum Vortheil ihres Werkes.

Von besonderem Nutzen war ihnen meine ziemlich umfassende Kenntniß der plattdeutschen poetischen Literatur, ohne die es ihnen wohl kaum möglich gewesen wäre, einen stattlichen Halbband von 400 Seiten des Besten und Charakteristischsten derselben zusammen zu bringen. Die Hauptarbeit blieb aber ihnen, und man muß gestehen, daß sie nach Textgabe und Erläuterung ein lobenswerthes und gediegenes Werk geliefert haben. Was an ähnlichen Werken vorhanden war, z. B. Firmenich's deutsche Völkerstimmen, das haben sie durch Sorgfalt der Auswahl, Genauigkeit der Wiedergabe und Reichthum weit überholt. Sie haben mit einem Wort ein Musterwerk geschaffen, das schwer wird übertroffen werden. Ein Forscher des Niederdeutschen kann es in Zukunft nicht entbehren, und ein Freund unserer Mooderspraak in allen ihren Phasen und dialectischen Wandlungen könnte höchstens durch den embarras de richesse abgeschreckt werden, sich in die Sammlung zu vertiefen. Er wird aber, wenn er herzhaft zugreift, schnell lernen, zu finden, was ihm nahe liegt und zusagt, und dabei bald seinen Gesichtskreis zu eigener Freude und Genuß erweitern. Er tritt in ein Panorama niederdeutschen Lebens, Denkens und Empfindens, von dessen Reichthum und Mannigfaltigkeit er keine Ahnung hat. Und was die Sprachformen selbst betrifft, so wird er, wenn er in der Sammlung, wie er ja kann, von seinem Heimathsort ausgeht und allmählich weiter schreitet, mit Erstaunen bemerken, daß von Duinkirchen bis in die russischen Ostseeprovinzen, von der Schelde bis zur Weichsel, der Grundstock der niederdeutschen Sprache immer derselbe und seine Mundarten verständlich sind nach dem geringsten willigen Zuhören und Aufmerken von einem Endpunkte des Gebietes bis zum andern.

Der treibende Gedanke für ein Unternehmen dieser Art war natürlich der von der Einheit der niederdeutschen Sprache, und das Bedürfniß, diese Einheit, die sprachliche Verwandtschaft der Stämme niederdeutscher Mundart thatsächlich, in Beispielen vor Augen zu legen. Daß dieses Erkenntniß und Bedürfniß mit dem Erwachen der neuplattdeutschen Literatur zusammentrifft, ist kein Zufall, sondern nothwendige Folge. Hatte man sich in politischer und wirthschaftlicher Kurzsichtigkeit vom deutschen Mutterlande getrennt, so fühlte man plötzlich die Verwandtschaft bei unserem Auftreten, und die ideal Gesinnten zögerten nicht, ihre Erkenntniß darzulegen.

Schon vor den Herren Leopold, vor jetzt 10 Jahren, 1874, gab ein sprachgelehrter wohlhabender praktischer Arzt in holländisch Friesland, in Leeuwarden, ein Werk in zwei Bänden (fast 900 Seiten Octav) heraus, das nach einem weniger umfassenden Plane, als der der Herren Leopold, dieselbe Idee verfolgte. Germanisten ist bekannt, daß Stalder 1819 eine schweizerische Dialectologie nebst Gleichniß von dem verlorenen Sohne in allen Schweizermundarten herausgab. Nach diesem Muster verschaffte sich Herr Winkler im Laufe von vier Jahren durch eine weitläufige, zeitraubende Correspondenz 186 Uebersetzungen derselben Parabel in eben so vielen verschiedenen Mundarten niederdeutscher und friesischer Sprache. Diese hat er mit sprachlichen Anmerkungen versehen u. d. T. Algemeen nederduitsch en friesch dialecticon. 's Gravenhage bei Martinus Nijhoff 1874 in zwei Bänden herausgegeben.

Es versteht sich wohl von selbst, daß sich auch Winkler um Hülfe an mich gewandt und daß ich bestrebt gewesen bin, ihm in plattdeutschen Landen, soweit nur irgend meine Bekanntschaft reichte, Personen zu bezeichnen, die ihm entweder selbst eine Uebersetzung der Parabel liefern oder ihm wieder andere bezeichnen konnten, die Arbeit zu leisten.

Welch' ein sonderbares Unternehmen — wird mancher Leser denken, um vier, fünf Jahre Arbeit und Mühe und acht bis zehn Tausend Mark zu verwenden — denn der Verleger wird sich gehütet haben, mit solchem Werk eine Speculation zu machen. Wer liest denn 186 mal das Gleichniß vom verlorenen Sohn in niederdeutschen und friesischen Uebersetzungen? — Darüber sagt der Verfasser, nachdem er aufgezählt, wie viel Mühe, Arbeit und Opfer ihm sein Werk gekostet: „Die Arbeit war mir so angenehm, daß, wenn durch irgend einen unglücklichen Zufall meine Handschrift in dem Augenblick, nachdem ich den letzten Buchstaben davon aufs Papier setzte, vernichtet worden wäre, ich mich doch vollkommen für meine Mühe belohnt gehalten hätte durch den Genuß, den die Arbeit selbst mir gewährt hatte."

Eine solche Freude an der Arbeit muß ihr Gelingen sichern. Der Leser braucht übrigens kein Dialectforscher von Fach oder Neigung zu sein, um sich davon zu überzeugen, sie nachzuempfinden. Man liest ohne besondere Mühe die bekannte Parabel leichthin in einer Reihe von Mundarten, bemerkt die leisen Uebergänge von Ort zu Ort und gelangt allmählich von dem Plattdeutsch an der russischen Grenze durch alle Stufen des Uebergangs übers Holländisch-vlamisch-friesische bis ins nördliche Frankreich hinein, anschaulich überzeugt von der Einheit der Grundlage dieser Sprachen.

Dazu liefert Herr Winkler eine Reihe von interessanten Anmerkungen nicht bloß über die Sprache, sondern über Land und Leute, Sitten und Gebräuche, Geschichte und Sagen, und zeigt einmal recht handgreiflich, wie viel Interessantes beim eindringlichen Detailstudium herauskommt. Ich will nur ein Beispiel anführen. Durch Winkler erfährt man speciell, welch' ein bedeutender Theil Nordfrankreichs noch bis ins 17. ja 18. Jahrhundert niederdeutsch in der Sprache gewesen und erst in neuerer Zeit verfranscht worden ist, selbst große Städte, wie Calais (eig. Kales), und daß es trotzdem noch eine Anzahl Oerter gibt, die sich bisher deutsch (vlaamsch) erhalten haben.

Ein höchst interessantes Kapitel behandelt das Rothwälsch (roodwaalsch, frz. argot), auf das ihn auch seine Erkundigungen geführt haben. Lust und Neigung, sagt er, oder das Bedürfniß, sich in Gegenwart Anderer besprechen zu können, ohne von ihnen verstanden zu werden, ist allgemein verbreitet. Schon Kinder, namentlich in der Schule, lernen meistens irgend eine Plappersprache, die ihnen dies im Scherze er-

Digitized by Google

möglicht, so lange die andern es ihnen nicht abgesehen haben. In meiner Knabenzeit machten wir es nach der Formel, ein ei jedem Wort anzuhängen und den anlautenden Consonanten mit ans Ende zu ziehen, z. B. Willst du mit? lautete: Illstwei udei itmei. Winkler theilt eine ganze Anzahl verschiedener Methoden zur Bildung ähnlicher Plappersprachen in Deutschland und den Niederlanden mit.

Besonders hatten Handelsleute, Krämer das Bedürfniß, sich Mittheilungen in Gegenwart ihrer Kunden und Käufer machen zu können, ohne von ihnen verstanden zu werden. Sie erfanden sich daher eine Geheimsprache, daher der Name Krämerlatein. Am meisten waren die oft verfolgen Handelsjuden, welche hausiren gingen oder die Jahrmärkte besuchten, einer solchen Geheimsprache bedürftig. Winkler gibt an, daß die sog. Juden- oder Kochemer-Sprache der Grundlage nach hochdeutsch sei und zwar das Hochdeutsch der Stadt Frankfurt a. M. Dahinein sind meistens die Substantive und viele Verba aus dem Hebräischen geflickt: loschaun ha kaudisch nennen sie selbst dieses Kauderwälsch.

Es scheint mir ein unverkennbares Zeichen besserer Zeiten und zunehmender Gesittung, daß die Geheimsprachen wenigstens im westlichen Europa verschwunden sind oder verschwinden; nur noch Verbrecher und Spitzbuben erhalten oder erfinden sich ihre Gaunersprache.

Was die Holländer Winkler und die Leopold's für die dietsche Beweging gethan haben, das bleibt auf dem Felde der Gelehrtenarbeit. Die Vlamen, allen voran Dr. Hansen, gehen direct agitatorisch zu Werke, Sprache und Literatur der drei niederdeutschen Völkergruppen möglichst zu vereinen und zu verschmelzen. Hansens Vater stammte aus Dänemark. Auf einer Reise dahin in den fünfziger Jahren hatte er, nachdem er schon vorher mit meinen Schriften in plattdeutscher Sprache und über's Plattdeutsch bekannt geworden, das ganze niederdeutsche Gebiet über Holland, Ostfriesland, Oldenburg, Bremen, Hamburg, Holstein durchwandert und sich durch den Augenschein überzeugt, daß die drei Völker und Sprachen so nahe verwandt sind, daß man sich mit geringer Mühe gegenseitig verstehen kann. Diese Ueberzeugung, für Gelehrte nicht neu und oft genug ausgesprochen, trug er in seinen Reisebriefen in zwei Bänden lebhaft vor, indem er eine Anzahl meiner Gedichte als Beweismittel mittheilte oder umschrieb. Er hat seitdem nicht aufgehört, für seine schwärmerische Idee, die dietsche Beweging, thätig zu sein. Zunächst gab er meinen Rothgeber in vlamischer Uebertragung mit Anmerkungen heraus. Er schrieb aber auch in Zeitschriften und Flugblättern über den Gegenstand bei jeder sich darbietenden Gelegenheit und zog bedeutende Männer in Belgien, wie den gelehrten Prof. Heremanns, den Dichter Hiel, die bedeutende Dichterin Frl. Loveling, in Holland den berühmten Volksdichter Heije zu seinen Anschauungen herüber. Auf allen niederländischen Sprachcongressen, bei festlichen Gelegenheiten, z. B. bei Eröffnung des ersten niederländischen (vlaamschen) Theaters in Antwerpen, auch sonst in öffentlich gehaltenen Vorlesungen, bei Empfang der Deputationen der Buren aus Südafrika ꝛc., versäumte er nie, auf die Verwandtschaft der Niederländer mit den Plattdeutschen hinzuweisen und den thatsächlichen Beweis, daß wir uns gegenseitig verstehen können, zu liefern, indem er plattdeutsche Gedichte von mir und von Anderen vortrug. Er ersann eine sehr prakticable Schreibweise, worin sich Plattdeutsch mit niederländischen Lettern recht gut lesen läßt, und hat manches Gedicht von mir nach dieser Methode drucken lassen.

Natürlich fehlte und fehlt es ihm auch nicht an Gegnern. Philister finden die Sache unbequem und haben es leicht, Hansen's Ideen für phantastisch und unausführbar zu erklären. Andere wittern politische Hintergedanken, namentlich sind es Holländer, die immer wieder fürchten, übergeschluckt zu werden, denen, wie Hansen sich ausdrückt, het goosvleesch (die Gänsehaut) überläuft, wenn sie den Namen Bismarck hören.

Wie weit diese Bewegung reichen wird, wohin sie führen kann, das läßt sich vorläufig nicht übersehen. Ideen reifen langsam bis zur praktischen Gestaltung. Ohne heilsame Wirkung ist sie bisher schon nicht gewesen. Konnte ich doch in einigen Vorlesungen an der Universität zu Leiden und in Amsterdam, wozu ich eingeladen war, 1875 ohne Widerspruch, ja mit Beifall der Zuhörer, das heikle Thema unserer engen Sprachverwandtschaft berühren und den Holländern sagen, sie seien schuld daran, daß wir so lange und so weit von einander getrennt gewesen. Alle Blätter begrüßten mich als „Vetter", manche berichteten, ich sei kein Muff (Schimpfname des Deutschen in Holland). Nur ein einziges argwohnte in mir einen geheimen Agenten Bismarcks.

Jedenfalls wünsche ich der dietschen Beweging einen guten Fortgang.

„Haus Wartenberg" von Oscar von Redwitz.*)

Es giebt Schriftsteller, die sich ihr Lebenlang vergeblich abmühen, eine literarische Jugendsünde vergessen zu machen. Emanuel Geibel, dessen Leyer bald einen so männlichen Vollklang gewann, bleibt bei einem großen Theil unseres Publikums der süßliche Sänger verliebter Backfische, als welcher er bedütirte, und daß auch die Kritik sich hierin vielfach gegen ihn versündigte, beweist sein Stoßseufzer:

„Mit der Tageskritik verdarb ich's leider,
Weil ich sie nie nach ihrer Meinung frug;
Sie klopft noch stets die abgelegten Kleider,
Die ich mit achtzehn Jahren trug."

Oscar von Redwitz ist es ähnlich ergangen. Nur in einer Zeit geistiger Abspannung, wie sie auf die Erhebung von Anno 48 folgte, war es möglich, in dem Dichter der „Amaranth" auf die Versicherung katholischer Ultramontanen und protestantischer Pietisten hin einen poetischen Heiland zu sehen. Und noch heute ist er der süßliche Dichter der frommen Schwarzwaldmaid geblieben, obwohl er bald in gesundere Bahnen einlenkte, sich offen und aufrichtig zum Liberalismus bekehrte, im „Zunftmeister von Nürnberg" und in „Philippine Welser" kraftvolle Dramen schuf und durch sein patriotisches Lied vom neuen Reich, durch seine Romane „Hermann Stark" und „Odilo" und durch sein „Hausbuch" ein Liebling des deutschen Bürgerheims wurde. In seinem neuesten Roman hat er wieder einen Schritt nach rückwärts gethan. Weniger in Bezug auf seine religiöse und politische Ueberzeugung, denn in seinem „Haus Wartenberg" erkennt man überall einen modern denkenden Dichter, der die Probleme unserer Zeit in liberalem Sinne lösen möchte; allein man merkt es ihm deutlicher als früher an, wie schwer es ihm geworden sein muß, sich von seinen feudalen und orthodoxen Jugendidealen zu trennen. Mehr aber steht der neue Roman in künstlerischer Beziehung hinter seinen letzten Werken zurück. Zwar die Composition ist gut, einfach und übersichtlich; der erste Theil, der das Leben auf einem hochadligen Landsitz schildert, hat vor der Beschreibung anderer Schriftsteller, die nur nach Hörensagen erzählen, den Vorzug der Lebenswahrheit voraus; auch einige Episoden sind mit schöpferischer Phantasie packend oder rührend gestaltet, und durch das ganze Buch geht eine edle, milde, wirklich vornehme Stimmung. Aber Oscar von Redwitz wendet sich hier allzu sehr an weibliche Leser. Seine Dichtung ist ein wahrer Musterroman für höhere Töchterschulen. Wir bewegen uns nur in bester Gesellschaft; Bürgerliche und Feudale wetteifern mit einander in allen Tugenden. Lauter gute, vortreffliche Menschen, in deren Nähe uns wohl ist. Die Liebe ist hier wohl stark und getreu bis in den Tod, aber dabei doch merkwürdig wenig sinnlich und über die Maßen entsagungs- und opferfreudig. Die Conflicte sind nirgends auf die Spitze getrieben, die Geister platzen nicht aufeinander, sie weichen sich meistens behutsam aus und führen ihre Sache par distance, am liebsten brieflich. . . Jedes derbe Wort ist verpönt; der Respect, die Respectabilität bleibt überall gewahrt. Und Alles wird schließlich durch das höfliche Schicksal zum Guten gelenkt; eine unvermuthete Erbschaft, ein manierlicher Todesfall löst den Knoten auf einfachste Weise.

*) Wilhelm Hertz, Berlin.

Digitized by Google

Es ist Alles so reinlich und zweifelsohne und trieft so von Güte und Edelmuth, Frumbheit und Fürtrefflichkeit, daß kein junges weibliches Herz widerstehen kann. Nur der männliche Leser, wenn er kein Weib ist, wird mehr als einmal bei der Lectüre eine heftige Langeweile verspüren, über Süßholzraspelei brummen und mit Wilhelm Busch seufzen:

„So viel Tugend
Ist nicht recht nach meinem Sinn;
Stets befind' ich mich am wohlsten,
Wenn ich damit fertig bin.
Dahingegen so ein Laster
Ja, das macht schon mehr Plaisir". . . .

Aber, wie gesagt, der Dichter hat ja offenbar nur weibliche Leser beiderlei Geschlechts vor Augen, und ihr Plaisir liegt offenbar mehr nach der tugendhaften Seite hin. Ihr Mann ist also Oscar von Redwitz jedenfalls.

Es ist der herkömmliche Gouvernantenroman, eine etwas modern aufgeputzte „Jane Eyre". — Margarethe Bluhme — „wie ihr, wenn auch unorthographisch geschriebener Name besagt, eine junge Menschenblume, die trotz alles Frostes draußen doch ihren vollen Duft bewahrt hat" — ist eine wahrhaft ideale Gesellschafterin. Tochter eines verstorbenen Professors, hat sie eine äußerst sorgfältige Erziehung genossen, kann „perfect" mehrere Sprachen, phantasirt auf dem Klavier und dichtet auch. Bezeichnender Weise ist sie nicht schön, und dieses unterscheidet sie von den früheren Romanheldinnen, denen ihre Verfasser alle Reize der Venus anzudichten pflegten. Ihr Steckbrief ist zu charakteristisch, um hier unterdrückt zu werden. „Nein", heißt es, „sinnlich schön und sinnbestrickend war sie nicht trotz ihrer feinen, schlanken Gestalt und dem geistvollen Köpfchen. Wer aber auch noch von höherer, seelischer Schönheit etwas wußte und nur einmal in ihre großen, tiefen Augen sah, der vergaß ganz, nachzuforschen, was denn in diesem Gesichte schön und unschön sei. Nur nach diesen Augen verlangte ihn noch und nach all' den anderen Reizen der in diesem Blick so glaubwürdig sich offenbarenden schönen Seele". Kein Wunder, daß Graf Erich Wartenberg, der zweitgeborene Sohn des uralten Geschlechts, von einer tiefen Neigung für die fabelhaft interessante Lehrerin seiner Schwester erfaßt wird. Auch er ist, wie Alles in diesem Roman, ideal. Er hat Geologie studirt, will Doctor und gar Professor werden und hofft den Widerstand seines adelsstolzen Vaters in dieser Hinsicht noch zu brechen, da er sich von seiner Mutter unterstützt weiß. Wie wird es ihm aber mit seiner Liebe zu Margarethe gehen? Darum kümmert sich Erich vorderhand noch nicht, obwohl er selbstverständlich in einem solchen Roman gar keine anderen als nur höchst ernsthafte Absichten haben kann. Er begnügt sich, im Dunstkreis der Geliebten sich sattzuweiden, ihr Klavierspiel zu bewundern, wie ihre Tugenden, und sogar ihre Verse schön zu finden. Da bricht der Krieg mit Frankreich aus. Nicht allein Lieutenant Kurt, der erstgeborene Sohn, und Graf Erich, der Reservelieutenant, ziehen in's Feld, sondern auch — ein starkes Stück! — der 53jährige Vater, der seine ehemalige Majorsuniform anzieht, sich in Berlin zur Verfügung stellt und aus besonderer königlicher Gnade zur Reserve-Cavallerie beordert wird. Die drei Wartenberger haben verschiedene Schicksale, obwohl sie alle das unausweichliche eiserne Kreuz bekommen. Der alte Graf sieht wohlbehalten seine Penaten wieder; Kurt fällt von der Kugel eines Franctireurs, und sein Leichnam wird von der nicht minder heroischen Gräfin-Mutter in Feindesland gefunden und zur Bestattung in der Familiengruft heimgeleitet; Erich aber kommt verwundet nach Hause und wird unter mütterlicher Obhut bald wieder gesund. Er ist idealer als je. „Auch äußerlich", heißt es jetzt von ihm, „war er viel bedeutender geworden. Ein so schöner junger Mann er auch schon vorher gewesen, sein Körper war doch noch viel kräftiger, seine Haltung stolzer, und sein von Luft und Sonne gebräuntes, ohnehin schon dunkelfarbiges Gesicht, von einem prächtigen Vollbart umrahmt. Wahrhaftig, im ganzen deutschen Reiche hätte wohl schwerlich ein anderer junger Majoratserbe diesen Grafen Erich von Wartenberg übertroffen. Eine leibliche wie geistige Zierde des deutschen Adels." Wie muß da das Herz der Leserinnen des Herrn von Redwitz schlagen! Wer widerstände aber auch einem bedeutenden, schönen, jungen Mann, einem prächtigen Vollbart, und gar der Zierde des deutschen Adels!

Nun ist Erich Majoratsherr. Er kann nicht mehr daran denken, Margarethe zu heirathen, und diese entflieht, um ihm die Entsagung zu erleichtern. Gleichzeitig erkennt Erich den Plan seines Vaters, ihn mit einer nichtigen Weltdame, der Prinzessin von Asen, zu vermählen; doch schon bei der ersten Begegnung scheitert das Project, indem Erich mit dem Vater der ihm Zugedachten einen Wortwechsel hat und auch dieser selbst seine Abneigung zu fühlen gibt. Der alte Graf geräth darob sehr in Harnisch, doch Erich, der auch hierin die Unterstützung seiner Mutter gewonnen, entzieht sich seinem Zorn. Er reist fort, um eine Erbschaft anzutreten, besonders aber um Margarethens Spuren wiederzufinden. Er sucht sie sogar in England auf, wo sie bereits eine Stelle gefunden, allein seine Werbung wird mit edlem Mädchenstolz zurückgewiesen. Da erscheint die energische Mutter auf dem Plan und nimmt Alles in ihre Hände. Erich, der durch seine Erbschaft materiell unabhängig geworden, darf leichten Herzens auf das Majorat verzichten, das an die Bedingung einer standesgemäßen Ehe geknüpft ist, und gleich darauf erringt er den Segen des sterbenden Vaters, den ein Hirsch auf der Jagd tödtlich verletzt hat.

Im Mittelpunkte des Romans steht die Gräfin Wartenberg. Auch sie ist ein Ideal, das Ideal einer Mutter. Klug, verständig, pflichttreu, gütig und thatkräftig. Träte der Zweck, in ihr die deutsche Frau zu verherrlichen, nicht so aufdringlich hervor, so könnte man diese eigentliche Hauptgestalt des Buches rührend und erhebend nennen. Für meinen unmaßgeblichen Geschmack steht sie zu sehr in bengalischer Beleuchtung. Einzelne Züge verderben überdies die Figur. So ihr mehrfach ostentatives Auftreten, ihre monumentale Rede an die Frauen und Mütter der in den Krieg gezogenen Wartenberger Bauern. In langathmigem Vortrag tröstet und erhebt sie die von Angst und Sorge gepeinigten Herzen und setzt ihnen die Bedeutung und Pflicht dieser großen Zeit auseinander. Fast komisch muß es wirken, wenn sie allen Ernstes zu erklären sucht, daß in diesem Kriege kein Unterschied zwischen Vornehm und Gering gemacht wird: „drum ist schon diese ganz allgemeine Gleichheit aller wehrpflichtigen Männer im Krieg ein gewisser Trost für die niedrigeren und ärmeren Stände des Volkes und somit auch für euch selber." Das heiße ich die Trauernden unfein trösten . . . Allzu feudal ist es auch, daß bei den Wartenbergern fortwährend von dem schweren Vergehen einer nicht standesgemäßen Heirath die Rede ist, während der Verfasser niemals erwähnt, daß auch die bürgerliche Gouvernante in gewissem Sinne mesalliirt. Ihr erzwungener Eintritt in eine adelsstolze Familie, ihre Personification der Versündigung an Stammbaum und Tradition, und die harte Nothwendigkeit, daß ihr Geliebter um ihretwillen auf das Erbe seiner Väter verzichten muß, dies wiegt zum mindesten alle hochgräflichen Beklemmungen auf. Doch davon ist leider nie die Frage.

Da schaut eben der eingefleischte Aristokrat heraus, der bei aller liberalen Liebäugelei und demokratischen Velleitäten nicht über seinen Schatten springen kann. Wohl schreibt Redwitz sehr schön über Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, preist das Evangelium der Arbeit und verkündet die Rechte des Herzens; wohl stellt er neben sein glänzendes Bild des deutschen Hochadels in dem Fürsten von Asen und seiner Tochter auch ein minder erfreuliches Widerspiel, aber wir sind doch keinen Augenblick im Zweifel, daß sein Herz weniger links schlägt, als er uns und sich selbst einreden möchte. Nur mit einem Compliment werden die adeligen Herrschaften genannt. Da heißt es immer: der „gräfliche" Doctorand, die „gräfliche" Frau, der „gräfliche" Schütze. Das Haus der Wartenberg erhält stets das Epitheton „uralt" — „uralt echtes Adelshaus". Auch das Rasseln der patriotischen Phrase soll uns wohl imponiren; der letzte Krieg kann nicht oft genug „herrlich" genannt werden, das neue deutsche Reich ist fast auf jeder Seite „glorreich wieder auferstanden", Und zu diesem junkerlichen, hyperloyalen, chauvinistischen Kokettiren mit

Digitized by Google

zarten weiblichen Leserherzen kommt noch die weichliche Zerflossenheit und süßliche Empfindelei, das Tändeln mit Sonnenschein und Waldesduft, mit Vogelgesang und Wellengerieſel, der halb schon abgethane Gefühlsüberschwang der frommen Amaranth. Namentlich der sentimental-dithyrambische Stil mit seinen Ausrufen und süßlichen Beiwörtern. O! Ach! Ei! Gott! Himmel! beginnen die meisten Sätze. „O du überglückliches Bräutchen!“ — „das Comteßchen“ ist natürlich „ein loser Mädchenzeisig“ mit „Rehaugen“. Reines Zuckerwasser fließt in folgenden Stellen:

Auch die geistvollste höfische Dame, wie das gesundest blühende Edelfräulein vom Lande, hatten seine Gedanken nicht um einen Schritt abwendig machen können vom weltumfassenden Hofe jener erhabenen Königin, der sein Geist von jeher gehuldigt: der Wissenschaft. —

Er legte das wissenschaftliche Buch wieder weg und vertiefte sein geistiges Auge in ein anderes, das zwar nicht mit Buchstaben gedruckt war, darin aber dennoch ein Lied aufgeschrieben stand von so wunderbarer Zartheit und Inbrunst, wie sie kein Dichter beschreiben kann, so wenig, als wie den Glanz und Duft einer Rose oder ein Nachtigallenlied in sternheller Sommernacht. Und dieses Buch war sein dreiundzwanzigjähriges Herz. —

Wie neidlos hätte sie es ihr gegönnt, wenn die Knospe ihrer thaufrischen Neigung sich zur duftigen Blume der Erfüllung entfalten würde, ob auch für ihre eigene, gleich erste Liebe im Buche des unerbittlichen Schicksals nur deren langsam qualvolles Absterben verzeichnet stand.

Da plötzlich klang der Ton einer Schelle vom Salon herein. Wie Erich davon zusammenfuhr! Zitternd stand er da, und doch war die Hand, die diese Schelle erklingen ließ, die gütigste Hand seiner eigenen Mutter.

Oder die sentimentale Hyperbel: „Ein paar Oellampen mußten aushelfen, aber die Thränen des treuen Dieners gaben auch ihren Glanz dazu.“ Oder das Bild: „gewaltigen Seelenstreites leibhaftige Hände.“ Oder das unausstehliche: „eine selten kluge Wahl“ — „ihr selten klares Köpfchen“ . . .

Unangenehm wirkt auch das Kauderwälsch, dessen sich einige dieser Aristokraten befleißen. Seit Johann Christian Trömel seinen Deutsch-Franzos Jean Chretien Toucement seine Zopfzeit satyrisch beschreiben ließ, ist kein solches Kauderwälsch mehr gehört worden.

So meldet einmal Großtante Clemence Folgendes über Mademoiselle Bluhm:

Könnte ich Dir aber in meinen Jahren noch neidisch sein, so hätte ich diese Blume Marguerite zur Embellirung meines Alters für mich selber reservirt und ich werde sie sehr regrettiren . . . Auch Dir persönlich wird sie eine große Ressource sein, denn sie weiß infiniment viel für ihre Jugend. Auch das Aquatremain-Spiel mit ihr wird Dich sehr delektiren; sie spielt ganz magnifique und ist ein veritables coeur-d'ange. Auch mit ihrer Mutter hatte ich eine recht touchante Entrevue; sie ist ein gar respectuöses Kind . . .

Ich weiß nicht, ob das komisch oder nur charakterisch sein soll, jedenfalls kann es auf die Dauer einen normalen Leser nervös machen.

Schließlich sind die Verse von Fräulein Bluhme recht schwach. Man könnte versucht sein, anzunehmen, daß es dem Verfasser nur um eine täuschende Parodie der Blaustrumpf-Lyrik zu thun war; dagegen spricht aber, daß z. B. die Begrüßungsverse des Pfarrers diesen Gedichten täuschend ähnlich sind, daß Stimmung damit gemacht wird, daß sie sogar in die Handlung eingreifen und diese mehrfach vorwärts bringen. Erich wird von diesen Gouvernantenliedern bezaubert, die seine Schwester heimlich copirt und ihm zugesteckt hat; diese Lyrik verdoppelt seine Liebe; Margarethe gibt Erich ihre Gedichte zu lesen, „damit er ihr Herz verstehe und wisse, warum er Mitleid mit ihr haben solle“; noch mehr: sogar der höchst unliterarisch fühlende alte Graf ist von den scandirten Seelenergüssen der Gouvernante so hingerissen und gerührt, daß er nichts Eiligeres zu thun hat, als allen Widerstand gegen eine so treffliche Schwiegertochter einzustellen und seinen Segen zu geben. Geschmackvolle Leute jedenfalls, denn die Gouvernante singt unter Anderem:

„Und doch, ich weiß: sie achten mich:
Sie müssen's wohl, denn stolz bin ich,
So hoch sie selbst auch dünken sich;
Die Kinder lieben mich sogar.
Streng bin ich gegen sie und wahr,
Und ob manch' elterlichem Wahn
Hab' ich schon triumphirt.
Doch nie ein Blick, der wohlgethan! —
Ach, wie mein Herz drum friert! — —
Ach, waren das der Jahre zwei,
Drin ich gelehrt der Kinder drei,
Und selbst gelernt für zehen!

Die eine Anerkennung können wir Oscar von Redwitz nicht versagen: er kennt das Publicum, für das er schreibt. Dieses wird sein Buch, das denn auch binnen wenigen Wochen bereits fünf Auflagen erlebt hat, auf alle Fälle „reizend“ finden und dem bösen Kritiker gewaltig zürnen, der den reichlich gespendeten Lorbeer eines Lieblingsdichters ein wenig zerpflückt. Und so treffe mich Armen denn der ganze Haß der „höheren Tochter“.

Theophil Zolling.

Das neue Gewandhaus in Leipzig.

Von H. Ehrlich.

Es gibt im Kunstleben — wie im politischen und gesellschaftlichen — Ereignisse, deren Bedeutung nicht allein in ihrer äußeren sichtbaren Erscheinung und unmittelbaren Wirkung liegt, sondern auch in den nicht sichtbaren Anregungen und Nebenwirkungen, die sie hervorgerufen, in den verschiedenartigen geheimen Kräften, die da thätig gewesen, lange arbeiten gemußt, bis das Ereigniß hervortreten konnte. Ein solches war die feierliche Eröffnung des neuen Gewandhauses in Leipzig. Ueberaus herrlich ist der Bau, vollkommen gelungen in Schönheit und Zweckmäßigkeit; aber fast noch herrlicher sind die Erinnerungen, welche sich an diesen Bau knüpfen, an seine Entstehung, an den Gemeinsinn der Bürger Leipzigs, an die Opfer, die sie gebracht haben, damit ein würdiger neuer Kunsttempel entstehe, in welchem der alte Spruch: **Res severa est verum gaudium** *) vollglänzend weiter sich bewähre.

Das Concertleben Leipzigs war schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, also noch vor Errichtung des alten Gewandhauses, ein sehr reges. J. S. Bach und der Musikdirector der Pauliner Kirche K. Gottl. Körner dirigirten bereits 1736 „Musikalische Concerte oder Zusammenkünfte.“**)

Im Jahre 1743 bildete sich eine „Große Concertgesellschaft“ aus 16 Personen, „sowohl Adeligen als Bürgerlichen Standes“ (das Wort Adelig war in der Ankündigung mit lateinischen Buchstaben gedruckt). Endlich im Jahre 1781 am 25. November wurde der Saal des „Gewandhauses“ feierlich eingeweiht; er faßte 500 Personen, hatte der Stadt an 3600 Thaler gekostet und galt als einer der schönsten, wenn nicht als der schönste Concertsaal Deutschlands. Ueber die entscheidende Anregung, den Gang der Verhandlungen, Be-

*) Er stand im alten Gewandhaussaale über dem Orchester; heute krönt er die Hauptfront unter dem Giebel.

**) Herr Alfr. Dörffel hat im Jahre 1881 zur hundertjährigen Jubelfeier des Gewandhauses im Auftrage der Concertdirection eine ganz ausgezeichnete, sehr ausführliche Festschrift geschrieben, die ein außerordentlich schätzbares Material für die Musikgeschichte bietet. Er führt dieselben Stellen aus Mitzler's „Musikalischer Bibliothek“ über die oben genannten Concerte an, welche der Verfasser dieser Besprechung in seinem Büchlein „Schlaglichter und Schlagschatten“ 1872 als die einzigen Leipziger Zeitungs-Angaben über Bach und jene Periode bezeichnet hat. Dagegen findet man in Mitzler's damals sehr berühmter Zeitschrift ausführliche Berichte über — Russische Hofmusik, wie schön Graf Repnin die Flöte blies, daß Herr Oberst Sumarakow eine Oper componirt habe und viele dergleichen wichtige Nachrichten.

Digitized by Google

ginn und Ausführung des Baues konnte selbst Herr Dörffel, der Verfasser der unten angeführten ausgezeichneten umfangreichen Festschrift, genaue Angaben nicht ermitteln; festgestellt hat er nur, daß vom Rathe der Architekt J. C. Fr. Dauthe mit dem Baue und der berühmte Prof. Ad. Fr. Oeser, Director der Leipziger Malerakademie, mit der Verfertigung der Deckengemälde betraut worden war. Joh. Ad. Hiller, der Componist vieler damals sehr beliebter Opern,*) war der erste Capellmeister des Gewandhauses; und wie noch heute, unterstanden die Concerte einem Directorium, das über alle geschäftlichen Angelegenheiten und künstlerischen Anordnungen verfügte. Das erste Concert brachte eine Symphonie von Jos. Schmitt (wer kennt heute diesen Namen?), eine Hymne an die Musik von Reichardt, ein Violinconcert, gespielt von Herrn Berger, eine „Symphonie von J. C. Bach" (dem Londoner), eine Arie von Sachini und eine „Symphonie von E. W. Wolff" (von dem auch heute Niemand Etwas weiß).

Eine Beschreibung des Wirkens der neun Capellmeister, welche die Gewandhausconcerte in den letzten 103 Jahren geleitet haben, sowie der Entfaltung und Aufschwung dieser Concerte würde den Raum dieses Gelegenheits-Aufsatzes zu weit ausdehnen. Hier sei nur erwähnt, daß von den neun Capellmeistern drei noch leben, Ferdinand Hiller, Niels Gade und Carl Reinecke, der, seit 1860 am Dirigentenpult stehend, noch heute in ungeschwächter Kraft wirkt; und daß Felix Mendelssohn-Bartholdy das Gewandhaus und das während seines Leipziger Aufenthaltes geschaffene Conservatorium zu höchster, über Europa hinausreichender Bedeutung gehoben hat. Seine Nachfolger waren redlich und erfolgreich bemüht, den Instituten ihre Bedeutung zu erhalten. Und der Anblick des neuen Gewandhauses, seine Entstehung, äußere und innere Einrichtung, sowie die Concerte der Eröffnungsfeier haben in allen Gästen die Ueberzeugung festgestellt, daß Leipzig in der vordersten Reihe der Musik pflegenden Städte einen wichtigsten Platz einnimmt.

Schon die Geschichte der Entstehung dieses Hauses bietet einen Beweis, wie tief der Kunstsinn in den Bewohnern Leipzigs wurzelt, welche Opferfreudigkeit sie kund geben bei jeder Gelegenheit wo es gilt, diesen Kunstsinn zu bewähren. Der alte Gewandhaussaal hatte sich von Jahr zu Jahr als immer ungenügender für die sich vergrößernde Zahl der Besucher erwiesen, trotz aller künstlichen Erweiterungen durch Hinzuziehen von Nebensälen und Seitenflügeln; mehr als 700 Plätze konnten nicht geschaffen werden, während manchmal die doppelte Anzahl zu besetzen war. Die Nothwendigkeit eines Neubaues trat immer dringender hervor; ein Vermächtniß von 400,000 Mark zum Zwecke der Errichtung eines solchen gab den ersten Anlaß, die Bürgerschaft Leipzigs anzurufen, daß sie die weiteren Mittel für den neuen Kunsttempel beschaffe. In kurzer Zeit war die veranschlagte Summe gesichert; 370,000 Mk. wurden als zweiprozentiges (!!) Darlehn gegeben, 400,000 Mk. als ganz unverzinsliches und die letzten 180 000 als weiter verzinsliches Darlehn.

Der Bau hat also 1 350 000 Mk. gekostet, und es ist wieder die merkwürdige Erscheinung festzustellen, daß in Handelsstädten, wo doch dem Anscheine nach jedes Unternehmen vom geschäftlichen Standpunkte beurtheilt werden sollte, Kunstangelegenheiten manchmal in viel idealerer, jeder Speculation fern stehender Art geordnet werden, als in großen Residenzen, wo nur zu oft die Frage des Erträgnisses, der Verzinsung, in den Vordergrund tritt!

Berliner Architekten — Gropius (†) und Schmieden — haben den Plan des Gebäudes entworfen; der letztgenannte hat in Gemeinschaft mit Baumeister von Weltzen und Architekt Speer und Professor Schaller den Bau ausgeführt. Die herrliche Giebelgruppe über der Vorderfront „Apollo unter den Hirten" und die Statuen über dem Giebel: der Gesang, die Kirchenmusik und die Instrumentalmusik, sind von Professor Joh. Schilling, dem Schöpfer des Nationaldenkmals auf dem Niederwald. Das Gebäude steht auf einem freien Platze, an dem sich rechts und links die bisher nur im Bauplan ausgesteckten „Beethoven"- und „Mozart"-Straßen schließen werden. Die Beschreibung der äußeren und inneren Gestaltung des Baues würde einen sehr ausführlichen Artikel für sich beanspruchen. Wir können hier nur sagen, daß er in jeder Hinsicht Schönheit und Zweckmäßigkeit verbindet, und daß der Besucher, wohin er auch blickt, immer den Eindruck der künstlerischen Weihe empfängt; nirgends stört prunkender schwerfälliger Luxus, überall ist mit zierlichem Glanze vollendeter Kunstgeschmack vereinigt. Der Saal faßt mit den Galerien rechts und links etwa 1500 Personen; die großartige Orgel über dem Orchesterraume giebt den herrlichen allegorischen Wandgemälden und der prachtvollen Decke einen würdigen Abschluß. Die Akustik hat sich bei den Concerten als ganz vorzüglich bewährt. Leider konnte der Verfasser nur dem ersten beiwohnen, dem die Anwesenheit Sr. Majestät des Königs von Sachsen ein besonderes feierliches Gepräge gab. Es begann mit Beethovens „Weihe des Hauses", der ein Prolog von Gottschall folgte, gesprochen von der Heldin des Stadttheaters, Fr. Lewinski-Precheisen. Dann spielte Herr Homeier eine Toccata von Bach auf der Orgel; den Beschluß der ersten Abtheilung des Concertes bildete Mendelssohn's 114. Psalm; nach der Pause wurde Beethovens „Neunte" aufgeführt; die Soli wurden von Fr. Kammersängerin Otto-Alvsleben, Fr. Metzler-Löwy, den Hrn. Lederer und Schelper vom Stadttheater gesungen, die Chöre von den Schülern des Conservatoriums und dem Thomanerchor. Es ging fast Alles vortrefflich. Das Orchester des Gewandhauses bewährte seinen alten Ruhm, und sein verehrter Leiter seit 1860, Kapellmeister Reinecke, zeigte auch hier seine Sicherheit und Feinfühligkeit im besten Lichte. Nach den einstimmigen Berichten waren die beiden Concerte der folgenden Tage, „Messias" von Händel mit Frl. Spies, Frau Otto-Alvsleben und Hrn. Götze, dann ein Künstlerconcert mit Joachim und Anderen, von noch glänzenderem Erfolge begleitet, da die Akustik vollständig „ausprobirt" war und die Tonstärke, besonders der Blasinstrumente, dem entsprechend berechnet und entfaltet wurde. Und so hat denn die neue Aera des Leipziger Musiklebens mit den besten Wahrzeichen begonnen, und wir wünschen herzlich, daß sie alle in Erfüllung gehen, zum Gedeihen Leipzigs und der Kunst.

*) Seine „Jagd" war einst eine berühmte, eine unsterbliche Oper!

Feuilleton.

Vater Jost's Geheimniß.

Eine Weihnachtsgeschichte von Ludwig Hevesi.

Der alte Jost ist halb Jäger, halb Heger und ein Stück Bauer dazu, darum betrachten ihn weder die Jäger, noch die Heger, noch die Bauern als ihresgleichen. Dagegen ist er weit und breit bekannt wegen der heidenmäßig vielen Grütze, die er im Kopf hat. Was Wunder auch? Wenn man fünfzig Jahre lang die Hasen hat springen sehen, muß man wohl die Menschen kennen. Und was hat das Reh für kluge Augen; daraus läßt sich schon was schöpfen an Lebensweisheit. Und vollends, wenn Einer nicht nur auf dem Anstand gesessen Stund' um Stunde, sondern auch ein wenig hinter dem eigenen Pfluge hergegangen, da muß ihm wohl manchmal Manches durchs Hirn gelaufen sein. Sie wissen's auch Alle in der Gegend, in den Forsten rund herum, und unten im Dorf, und sogar im Schloß oben. Und Mancher, der just ganz hoffnungslos in der Zwickmühle steckt, geht zu ihm und fragt ihn: „Jost, wie kommt Einer da heraus?" Und er hat für Alle einen guten Rath; den allerbesten aber, den er weiß, gibt er nur gar Wenigen. Da muß Einer schweigen können, wie das Grab, und vorher einen Eid schwören, das Geheimniß redlich zu wahren. Denn ein Geheimniß ist dabei. Der Jost hat's von seinem Vater selig, und der hat es auch von seinem Vater gehabt, und der wieder vom seinigen, und so immer hinauf, kein Mensch weiß wie lange.

Digitized by Google

Und doch steckt er selbst jezuweilen in der Klemme. Grad jetzt zum Beispiel. „Hör' auf, Alte, plag' mich nicht!" hat er sein Weib schon ein Dutzendmal angeknurrt, und noch immer kaut die Frau Sus' an demselben Bissen. Hart zu kauen; das Feuchte steigt ihr davon in die zwei Augen und dann ist's gut, daß ihre Schürze zwei Zipfel hat, einen fürs rechte, einen fürs linke. „Armer Wurm", seufzt sie, „wenn sich das Mädel nur nicht ganz vergrämt. Welche Hex' mag ihr das tolle Zeug eingeblasen haben! Just an den Hagelbauer muß sie sich hängen. Zu beißen hat er freilich, die Welt hat er auch gesehen beim Militär, und ein guter Kerl ist er auch; die Den einmal kriegt, wird's sicher nicht übel haben . . . Geh', Alter, was ist's mit dem Nagel? So viele Jahr' frag' ich Dich schon drum und Du sagst's ewig nicht. Muß doch ein schlechtes Weib sein, daß der eigne Mann mir nicht über'n Weg traut." Der Alte aber sagt kein Wort, nur klopft er die Pfeife aus am Tischrand, obgleich sie schon leer ist.

Auch an der Thür klopft es. „Herein!" Dem Alten bleiben die Augen weit offen stehen, seiner Frau auch der Mund, und einer dritten Person im Nebenstübel sogar das Ohr, und zwar ganz dicht am Schlüsselloch, denn auf der Schwelle steht der Hagelbauer. Er selbst. Er füllt fast den ganzen Thürrahmen. Kaum daß sie ihren Willkomm herausbringen vor Erstaunen. Er ist etwas verlegen und findet lang' keinen Platz auf dem steifbeinigen Sessel. Und er hat doch wichtige Neuigkeiten mitzutheilen: daß das Wetter jetzt wieder recht gut ist fürs Heu, und daß der Klee nicht übel gedeiht, und daß es gut wäre, wenn der Wein heuer gut gerathen wollte. Aber so neugierig auch der alte Jost ist, noch mehr dergleichen zu erfahren, merkt er doch, daß der seltene Gast andere Dinge auf der Leber hat. Er zuckt also mit der linken Wimper, das bedeutet bei ihm Aepfelmost, und Frau Sus' kennt diese Sprache und geht, für Most zu sorgen.

Jetzt können sich die beiden Männer ungestört aussprechen, sie benützen also die Gelegenheit, um ein halbes Stündchen stumm vor sich hin zu rauchen. Nur kraut sich der Hagelbauer wiederholt hinter dem linken Ohr, auch betastet er mehrmals sein rechtes Knie, als wollte er jetzt ein für allemal über dessen Beschaffenheit ins Klare kommen. „Ah ja, 's Wetter ist schon schön", beginnt endlich der alte Jost wieder. Das gibt den Ausschlag, denn jetzt fürchtet der Hagelbauer, man könnte am Ende wieder vom Eigentlichen abgelenkt werden und er fällt ihm geschwind ins Wort: „Das heißt, Vater Jost, was ich sagen möcht' . . . seht Ihr . . . die Leut' sagen, Ihr hättet ein Geheimniß, das schon Manchem geholfen. Und seht Ihr, um mir zu helfen, möcht' ein Geheimniß schier nicht einmal ausreichen." — „Na, was wird Euch denn groß fehlen?" — „Ich . . ." Der Hagelbauer tippt mit dem Mittelfinger leicht an einige Stellen seines Hinterkopfes, als suche er daselbst ein besonders geeignetes Plätzchen, um sich zu kratzen. Und wie er's nach einigem Fehlgreifen gefunden hat, kratzt er sich auch wirklich ein klein wenig und sagt dann kurz und dumpf: „Ich wollte gern heirathen, Vater Jost." — „Heirathen", wiederholt der Alte, indem er die Augenbrauen in die Höhe zieht und tief mit dem Kopfe nickt, „heirathen, dazu kann ich Euch nur rathen. Wer ist sie denn?" — „Die blonde Mariann'" — „Ah, die. Gut. Sehr gut. Hat Haus und Hof . . . und Haar auf den Zähnen." — „Haar, ganz richtig . . . viel Haar." — „Fast zu viel, gelt?" — „Hm ja, könnt' wohl sein. Denn, wißt Ihr, eigentlich . . ." — „Eigentlich . . .?" — „Nu, das ist jetzt doch alles eins, es ist einmal beredet und besprochen, und auf Weihnachten soll's Versprechen sein, und ich als Hagelbauer . . . gelt, sein Wort muß Eins doch halten?" — „Das will ich meinen . . . Aber warum kommt Ihr dann zu mir? Es ist ja eh' Alles abgemacht." — „Ich hab' nur gemeint, Vater Jost, daß . . . Vater Jost!" — „Hagelbauer?" — „Ich mein', wie habt Ihr's denn gemacht, daß Ihr gewußt habt, ob Ihr die Sus' nehmen sollt oder nicht?" — „Ja die Sus'! Na, mir ist's nicht schwer worden, denn" . . . er dämpft die Stimme . . . „ich hab' halt meinen Nagel." — „Einen Nagel?" Der Hagelbauer starrt ihn ganz verhölzert an. — „Und dieser Nagel hat mir noch immer geholfen." — Der Hagelbauer rückt ihm näher. „Geht, Vater Jost, was ist's mit dem Nagel?" — „Ah ja, das soll ich Euch wohl so blank herausfagen? Das ist ja mein großes Geheimniß, von Großvater und Ahn her. Nicht einmal die Sus' weiß davon . . . Euch thät' ich zwar schon was zu Gefallen, Hagelbauer, lieber als Einem, weil Ihr ein gar braver Bauer seid; aber wollt Ihr auch schwören, einen heiligen Eid, daß Ihr's keinem Menschen verrathet?" — „Ich schwör's, Vater Jost, bei unserem Heiland und dem Seelenheil meiner guten Mutter." — „Und Eurem eignen obendrein." — „Und meinem eignen obendrein." — „Gut, so rückt näher. Es ist zwar noch etwas lang' auf Weihnachten, aber Ihr sollt mein Geheimniß haben als Christkindel, denn zu Weihnachten erst wird's sich an Euch bewähren . . . oder nicht bewähren."

Der Hagelbauer ist ihm ganz nahe gerückt und horcht ihm ordentlich ins Gesicht. Der Alte aber fährt fort: „Mein Vater selig hat mir's auf seinem letzten Bett gesagt. Jost, sagt er, da knie' Dich nieder am Bettrand. Und ich knie' nieder, da legt er seine Hand vor mich hin auf die Bettdecke und weist mir seinen Nagel. Den großen Daumnagel da. Jost, sagt er, was siehst Du auf dem Nagel? Ich schau' scharf hin, seh' aber nichts als einen gewöhnlichen Nagel, wie meiner und Eurer, Hagelbauer. Da stupft er mir ihn recht unter die Nase und jetzt seh' ich drauf einen kleinen weißen Fleck, wie ein Hirskorn so klein. Den weißen Punkt schau' Dir gut an, sagt mein Vater, denn der hat mich glücklich gemacht, und meinen Vater und Großvater auch, und Dich wird er auch glücklich machen, wenn Du mir folgst. Denn nämlich, sagt er, was meinst, Jost, was hat auf dieser Welt den langsamsten Gang, den allerlangsamsten? Ich denk' eine Weil' nach und sag' dann: der Schneck . . . Was denkt denn Ihr, Hagelbauer?"

„Na, ein Schneck geht freilich langsam. Ich wollt' auch meinen: . . . ein Schneck. Wenn nicht vielleicht . . . halt, ich hab's! Der Zeiger auf der Uhr wird's sein, der Stundenzeiger."

„Seht Ihr, Hagelbauer, grad' dasselbige hab' ich meinem Alten auch gesagt, nach dem Schneck nämlich. Na ja, so ein Stundenzeiger, wenn man ihn anschaut, steht ja förmlich still, und zwölf geschlagene Stunden dauert's, bis er ums Zifferblatt herumkommt. Aber der Vater sagt drauf: gefehlt ist's, Jost. Am langsamsten geht der weiße Fleck da auf meinem Nagel. Ja, geht denn der? frag' ich. Wie sollt' er nicht gehn? sagt er; wie der Nagel aus seiner Wurzel herauswächst, immer weiter fort, geht auch der Fleck mit. Was meinst, wie lang' braucht er, bis er ganz vorn ist und im Schwarzen verschwindet? Na, vierzehn Tag' wohl, sag' ich. Ja, Schnecken! sagt er und lacht, so gut's noch geh'n will; zwei Monat wenigstens; jetzt stell' Dir die Langsamkeit vor! Und grad' das ist das Richtige. Darum ist mein Urälter-vatersbruder, der ein Pfarrer war, drauf gekommen, weswegen unser Herrgott das so eingerichtet hat. So oft er nämlich was Schweres hat beschließen sollen, oder sonst nicht gewußt, wie und wo, hat er vorerst gar nichts gethan, sondern so einen weißen Fleck auf seinem Nagel gesucht — in unserer Familie erben wir die gefleckten Nägel Eins vom Andern — und hat dem ganz geduldig zugeschaut auf seiner Wanderschaft, bis er ihn nimmer gesehen hat. Und da hat er dann auch jedesmal schon das Richtige gewußt, was zu thun oder zu lassen."

„Ist denn das möglich?" zweifelt der Hagelbauer.

„Wohl wohl," betheuert der alte Jost, „hab's oft genug ausprobirt an mir selbst. Zum ersten Mal, wie ich Jägerbursch war im Werderforst, dreißig Meilen von hier. Schwerer Stand gewesen, schlechtes Volk, der Forstmeister war mir aufsässig und . . . hast du's nicht gesehn! haut er mich einmal über's Ohr, daß er seine fünf Finger fast nimmer von meiner Backe losgekriegt hätte. Ich, ein wilder Bursch damals, steh' wie vom Donner gerührt. Der Kopf schwindelt mir, ich taumle und pack' mich mit beiden Fäusten selber an der Brust, um nicht zu fallen. Der Forstmeister aber sieht, daß ich außer mir bin und ist gescheidt genug, zu verschwinden. Ich bin rasend vor Wuth, nichts wie Roth seh' ich vor den Augen, des Forstmeisters Blut. Ich renn' in den Wald hin-

Digitized by Google

ein, wo er am dicksten ist, und wie ich mich nach ein paar Stunden umseh', kommt mir grad der Forstmeister in den Schuß. Ich steh' hinter einem dichten Busch, er sieht mich nicht. In dem Augenblick war mein Herz von Stein und meine Hand von Eisen. Der Forstmeister war so viel wie todt. . . Ich also reiß' das Gewehr von der Schulter und leg' auf ihn an. Ich hab' ihn auf dem Korn, so fest und sicher, daß mich's schier selbst gewundert hat. Und grad' will ich losdrücken, da steht mir, wie ich so mit der rechten Hand den Stutzen fest umklammert hab' und den Finger schon am Drücker, da steht mir, sag ich, der Daum knapp an's Aug' her, daß ich ihn sehen muß. Und da seh' ich auf dem Daumnagel einen kleinen, weißen Punkt. Dieser Punkt hat dem Forstmeister das Leben gerettet und mir meinen ehrlichen Namen. Denn in dem Augenblick fällt mir das Alles ein, von meinem Vater selig, und ich steh' da wie mit eiskaltem Wasser übergossen. Ich laß' das Gewehr sinken und laß' den Forstmeister vorbei; er hat mich gar nicht erblickt. Warten wir, was der weiße Punkt sagt, denk' ich mir und warte richtig. Sieben Wochen hat's gedauert, bis er verschwunden war; da war aber auch meine Wuth verraucht, ganz und gar, und nicht einmal auf Befehl, nicht einmal wenn er mich selbst kniefällig drum gebeten hätte, hätt' ich den Menschen noch niederschießen können."

„Verflixte Geschicht'", sagt der Hagelbauer aufathmend und wischt sich die Stirn. — „Na, und so ist mir's noch manchmal im Leben gegangen. So hab' ich mir nach und nach alles Jähe abgewöhnt. Nur schön überlegen, Hagelbauer, nur immer warten, bis der weiße Punkt auf dem Nagel verschwunden ist." — „Und beim Heirathen?" — „Ah, da hab' ich mir einen besonders schönen Fleck ausgesucht, auf dem Nagel da, am Ringfinger der linken Hand war er, just als hätt' er gewußt, um was es sich handelt. Was schaust denn nur immer den Nagel an? hat die Sus' tausendmal gefragt; sie weiß's aber noch heut nicht. Und ich hab' nur immerzu gewartet, ob ich sie noch immer mögen werd', bis der Fleck fort ist. Und wie mein Sinn in so langer Zeit sich nicht geändert hat, hab' ich die Sus' richtig genommen." — „Und Ihr meint also, Vater Jost . . ." — „Gewiß mein' ich also, Hagelbauer." — „Hm, hm!" Der Hagelbauer betrachtet aufmerksam seine zehn Fingernägel. „Hm, das wird bei mir nicht gut gehen. Ich hab' keinen einzigen weißen Fleck . . . Gilt's vielleicht auch von den Fußzehen?" — „Das hab' ich wirklich nicht versucht, Hagelbauer. Aber Himmelkreuz . . . wo bleibt denn's Mädel mit dem Most? . . . Gretel, wo bist denn?" Er ruft's zur Thür hinaus, daß es durch das ganze Haus schallt.

Und jetzt endlich erscheint, von der Mutter geschickt, Gretel mit dem Krug Aepfelmost. Sie ist selber roth wie ein Mostapfel; wahrscheinlich hat sie sich im Keller tief zum Faß gebückt. Und wie sie am Hagelbauer vorbeihuscht und ihm mit dem sauberen Kleidchen den Aermel streift, gewiß nicht absichtlich, da schaut der Bauer den Aermel langmächtig an, er weiß vielleicht selbst nicht, warum. Gretel schenkt den Most ein mit ihrer kleinen Hand — eine Hand fast wie von einem Fräulein — und der Hagelbauer schaut bald auf den Krug in ihrer Hand, bald auf ihre Hand an dem Krug. Und auf einmal werden seine beiden Augen ganz groß, und immer größer und größer. „Aber, Hagelbauer, Ihr macht ja Augen, als ob Ihr den ganzen Most da schon ausgetrunken hättet!" ruft Gretel und muß trotz ihrer Betrübniß lachen, so großmächtig und kugelrund sind seine Augen, mit denen er sie anschaut. Nicht sie, nur ihre Hand. Nicht ihre Hand, nur ihren Daumen, oder vielmehr den Nagel daran und ganz nahe der Wurzel dieses Nagels ein feines, weißes Pünktchen, wie ein Flöckchen Urbani-Schnee im Mai, das auf ein verwehtes Rosenblatt gefallen. Da stößt er den alten Jost mit dem Ellbogen an und zwinkert nach dem Erschauten hin: „Schaut, Vater Jost, das wär' ja so eben, was ich brauche. Gilt's auf der Gretel ihrer Hand?" — „Ei freilich, in meiner ganzen Familie gilt's, schon seit hundert Jahr und länger." — „Na", sagt der Hagelbauer, „was meint sie denn, Jungfer, will sie mir ihren Fingernagel leihen?" Aber da stutzt er und schlägt sich auf den Mund. „Vater Jost, gleich hätt' ich ihr's Geheimniß verrathen." — „Das mit dem weißen Fleck?" fragt Gretel, den Schalk im Gesicht. — „Wa . . . was?" ruft der Vater betroffen, „was weißt denn Du davon?" — „Wir haben halt ein Bissel gehorcht, mit der Mutter." — „Himmelkreuz . . .!" — „Wollen's aber gewiß keiner Sterbensseele verrathen", fällt die Mutter ein, die sich ganz sacht hereingeschlichen.

* * *

Der Hagelbauer kommt jetzt jeden Tag und besieht sich genau den weißen Punkt, welcher sein Schicksal bedeutet. Nein, was der langsam vorwärts kommt! Und er bleibt nicht lang beim weißen Punkt, sondern verbreitet seine Aufmerksamkeit alsbald auf dessen Umgebung, erst auf die nächste, dann auch auf die fernere. Der Punkt macht ja den ganzen Nagel schön, und der Nagel den ganzen Finger, und der Finger die ganze Hand. Und nach einigen Tagen gefällt dem Hagelbauer sogar der Arm nicht übel; er kneift ihn jedesmal, noch ehe er nach dem Punkt sieht. Und so schreitet er von Tag zu Tag fort in der Erkenntniß. Einmal nun, wie er wiederkommt, findet er Gretel's Daumen verbunden. Er thut ihr weh, heißt's, und der Daumen auch, und der Punkt auch. Ganz besonders der Punkt. Wenn der Daumen nur nicht schwierig wird, daß der Nagel verloren geht, der kostbare Nagel! Nein, das darf nicht sein. Der Hagelbauer ist außer sich, er läuft selber um den Feldscheer, Alles will er sich's kosten lassen, ja er schwört, daß er gern den eigenen Daumen hergäbe, wenn er damit ihren Nagel retten könnte. Er sagt ihr das unter vier Augen, ins Ohr, dicht ins Ohr. Sie wird ganz roth von der Stimme, mit der er das sagt. Der Daumen wird auch glücklich gerettet, denn es hat ihm eigentlich wenig gefehlt. Der Punkt ist unversehrt und rückt immer weiter. Nein, was so ein Punkt auf dem Nagel hurtig wandert, er wird ja bald am Rande sein: denkt jetzt der Hagelbauer. Vor drei Wochen war er ihm noch viel zu langsam. . . . Wochen vergehen. Heute oder morgen wird der weiße Punkt verschwunden sein. Er schimmert schon ganz am Nagelrand. Und der Daumen zittert immer so stark, wenn die Gretel ihn herweisen muß. „Was zitterst denn wie eine Espe?" sagt der Hagelbauer, der das wohl bemerkt. Er duzt sie, wie eine Ebenbürtige, wenn Niemand dabei ist. — „Ich zitter' ja nicht", stottert sie, muß aber die Hand gleich auf den Tisch legen, so schwer wird sie ihr.

Weihnachten ist auch vor der Thür. In acht Tagen zündet man die Lichter am Christbaum an. Vater Jost sitzt still am Tisch, er ist ungeheuer ruhig, aber er raucht doch seine Pfeife viel geschwinder aus als sonst. Mutter Sus' hat ordentlich das Fieber und stöhnt zwanzigmal im Tag: „Jess' Maria, was wird draus werden!" oder „Jess' Maria, wenn nur schon Weihnachten vorbei wär'!" Der weiße Punkt berührt jetzt schon den Rand des Nagels. Er wäre sogar schon ganz fort, wenn die Gretel den Nagel seit einigen Wochen regelmäßig gestutzt hätte, wie die neun andern. Aber sie möchte ihn nicht um die Welt kürzen, obgleich er schon um ein ganzes Stück zu lang ist. Sie will sich durchaus nicht trennen von dem weißen Punkt. Wenn der verschwindet, meint sie, müßt' eine Sonnenfinsterniß werden am Himmel.

Und morgen ist Weihnachten. Unter Vater Jost's Dache hat Keins die Augen geschlossen die ganze Nacht. Der weiße Punkt ist gar nicht mehr zu sehen . . . Ob der Hagelbauer noch kommen wird? Mutter Sus' hat sich an den Tisch gesetzt, ihrem Alten grad' gegenüber, und schaut ihm nur alleweil ins Gesicht, als ob alles von ihm abhinge und nur von ihm allein. Und er kann doch auch nichts thun, als rauchen, höchstens noch etwas rascher als alle die Tage her. Endlich hält's die Frau nicht mehr aus. „Was meinst, Jost?" — „Ja, es paßt halt so schwer", sagt der Alte, „er ist am End' doch der Hagelbauer und ich bin ihm kaum ein halber Bauer. Wer kann da wissen? Wie unser Herrgott will." Die alte Frau seufzt, schlägt ein Kreuz und bewegt die Lippen zu einem stillen Vaterunser.

Da klopft's. In der Thür steht ein Bub' vom Hagelhof, ein Stricklein in der Hand, und dran ein halbjährig Kalb, schneeweiß, tadellos. „Grüß Gott Alle miteinand' und der

Digitized by Google

Hagelbauer schickt Eurer Gretel das Kälbel zum Christkindel.“ Und wie ihn Alle sprachlos anstarren: „Na, ist's etwa nicht schön genug? Wir haben gar kein schöneres auf dem Hof. Ich bind's da an die Thürschwell'. B'hüt' Gott.“ Der Bub' ist fort; die Pfeife, die ihm der Alte im ersten Grimm nachgeworfen, hat ihn nicht mehr getroffen. Nur das Kalb steht in der offenen Thür, grad wie dazumal der Hagelbauer, und glotzt mit runden Augen herein. Die Pfeife trifft's grad ans schwarze Maul, da sagt es „Muh“ mit kläglicher Stimme, denn die Pfeife ist noch heiß. „Ja, wir sagen auch Muh“, brummt der alte Jost in den Bart und vergräbt den struppigen Graukopf in beide Hände. Der Mutter Sus' rinnt das Wasser über beide Wangen: Rinnsale gibts ja drauf genug. Nur die Gretel ist ganz weiß und ruhig und führt das Kalb in den Stall. Es leckt ihr unterwegs die Hand; sie merkt's gar nicht.

Aber der Hagelbauer, der hinter der Stallthür aufpaßt, hat's wohl gemerkt. Er hat auch die Pfeife aus der offenen Thür fliegen sehen und das „Muh“ gehört. Jetzt, wo die Gretel in den Stall tritt, und ihn gar nicht sieht, hat er sie auf einmal um den Leib, von rückwärts, ganz fest, ihre zwei Handgelenke in seinen Händen wie in Schraubstöcken, und sagt kein Wort. Und sie sagt auch kein Wort, obgleich sie es wie eine feurige Kohle erst im rechten Ohr fühlt und dann gleich darauf im linken; auf die beiden Ohren hat er sie nämlich geküßt, weil ihm nichts anderes näher war. „Du hast ja geweint, Gretel,“ raunt er ihr zu. — „Ich? Wer sagt Euch das, Hagelbauer?“ Denn daß der da hinter ihr, den sie nicht sieht, kein Andrer sein kann als der Hagelbauer, weiß sie auswendig. — „Das Kalb hat Dir ja die Hand geleckt.“ — „So?“ — „Sie muß also salzig schmecken.“ — „Ah geht doch, Hagelbauer.“ — „Hast Dir wohl was Salzig's aus den Augen gewischt, gelt, Gretel?“ Er zieht sie auf seinen Schooß nieder und hat beide Arme fest um ihren Leib geschlagen. „Geht, Hagelbauer, laßt mich nur das Kalb anbinden,“ sagt sie, macht aber keine Anstrengung, loszukommen. Das Kalb steht ohnehin ganz still dabei und sieht sich die Zwei mit ganz großen Kalbsaugen an, denn so was ist ihm noch nicht vorgekommen. „Der weiße Punkt ist auch verschwunden“, sagt der Hagelbauer, der ihren Daumen hart unter sein Auge führt, „und morgen ist Weihnachten.“ — „Da soll ja das Versprechen sein“, sagt Gretel, bringt's aber nicht ordentlich heraus. — „Das Versprechen, ja, das muß stattfinden, das kann ich nicht ändern . . .“ Gretel macht eine fruchtlose Anstrengung, sie weiß nicht recht, wozu. — „Aber nicht mit der Mariann',“ fügt er hinzu. Und er küßt sie so laut und lange auf den vollen Mund, daß das schneeweiße Weihnachtskälblein in seiner Unschuld ganz verlegen wird und geschwind einiges Heu aus der Raufe zupft, um nichts weiter zu sehen.

Aus der Hauptstadt.

Kunstausstellungen.

Trotz der schwierigsten Raumverhältnisse hat die Nationalgalerie auch in diesem Jahre eine Ausstellung zum Gedächtniß verstorbener Künstler veranstaltet, die neunzehnte in der Reihe. Im Rethelsaal und dem derweile ausgeräumten Handzeichnungscabinet rufen Bilder und Studien des Landschafters Albert Berg, des Genremalers Otto Günther und des Architekturmalers Karl Graeb die Charakterzüge der Künstlernaturelle ins Gedächtniß zurück.

Die drei Männer haben wenig mit einander gemein, aber sie gehören als Künstler so typisch ihrer Zeit an, daß die Grundstimmung des modernen Betrachters ihren Werken gegenüber dieselbe bleibt, ein gewisses Unbehagen, das in dem Gefühl der Schwierigkeit entspringt, aus den Tendenzen unserer Zeit heraus den Künstlern der jüngst verflossenen Periode gerecht zu werden.

Es ist eine alte Erfahrung, daß jede Generation, die sich in der Kunst einer eigenen, neuen Richtung bewußt wird, sich in einer instinctiven Abneigung gegen die Werke der vorhergehenden Epoche wendet. Mit derselben bis zur vandalischen Wuth gesteigerten Verachtung, welche die Classicisten vom Schluß des vergangenen Jahrhunderts gegen die Architektur und Decoration des Rococo und Barock an den Tag legten, haben fast alle anderen Stilrichtungen ihre Vorgänger beurtheilt. Rembrandt konnte aus der Mode kommen. Die Schüler David's schossen nach dem Meisterwerk Watteau's mit Brotkugeln, und Boucher gilt erst seit wenigen Jahrzehnten überhaupt wieder als Künstler.

Diese allgemeine Erscheinung müssen wir bei jedem Urtheil über die Kunst vor 1870 im Auge behalten, denn wir sind nur allzusehr geneigt, nichts weiter gelten zu lassen als das, was wir heute noch ebenso machen würden.

Am schwierigsten wird es uns, zu den coloristischen Neigungen der Zeit Stellung zu nehmen. Das haben uns die drei Künstler wieder recht lebhaft empfinden lassen. Der allgemeine rosa oder lila „Gesammtton“, der Fleisch und Gewand, Mauer und Fußboden in gleicher Nichtachtung der Localfarben überzieht, verdirbt uns den Genuß an manchem Werk, das uns sonst Freude machen würde. Und in diesem Falle ist es nicht wahrscheinlich, daß wir uns in einer auf rein physiologischen Gesetzen des Rückschlags beruhenden Abneigung befinden. Wir können verfolgen, wie eine große coloristische Bewegung, die seit dem vierzehnten Jahrhundert alle im Bereich der Möglichkeit liegenden Phasen von der Vorliebe für reine tiefe glühende Tinten bei den Eyck bis zu den verschwimmenden Tönen des Rococo durchmachte, am Ende des vergangenen Jahrhunderts langsam ausklingt, und wie an ihrer Stelle ein vollkommenes Chaos anbricht, aus dem wir uns erst allmählich erheben. Aber nach wie vielen Irrfahrten und Abwegen! Was haben wir in diesem Jahrhundert nicht Alles für Colorismus hingenommen! Ist es doch nicht unwahrscheinlich, daß eine spätere Zeit selbst dem vergötterten Makart nur einen Rang als Uebergangserscheinung zusprechen wird.

Wie dem sei, das Colorit ist bei Berg, Günther und Graeb die schwächste Seite.

Albert Berg hat in einem reichbewegten Leben seine vielseitigen Anlagen in einem Umfange entwickeln können, der einem modernen Menschen in seinem Zug nach Specialisirung nur selten beschieden ist Ursprünglich für die diplomatische Carriere vorbereitet, ist er als Reisender und Reiseschriftsteller, als Kenner der modernen Sprachen und Verwaltungsbeamter nicht weniger bedeutend denn als Künstler.

Seine Richtung als Landschafter ist von seinem Wanderleben, das ihn nach längeren Ausflügen durch Italien, Sicilien, die Türkei — am Anfange der vierziger Jahre noch wirkliche Reisen — in die Urwälder Neu-Granadas, später nach Kleinasien und zuletzt als Begleiter der preußischen Expedition 1860—1862 nach Ostasien führte, stark beeinflußt. Zu der bekannten Publication über die Resultate dieser letzteren Forschungsreise hat Berg außer den Illustrationen auch den Text geliefert. Den Schluß seines wechselvollen Lebens bildete seine Thätigkeit als Director des schlesischen Provinzialmuseums in Breslau, das er von 1878 bis zu seinem Tode im vergangenen Sommer verwaltete. Er hat sein sechszigstes Lebensjahr nicht mehr erreicht.

Als Künstler gehört er jenem Kreise an, der auf Anregung Alexander von Humboldt's in der Schilderung der fremden, namentlich der tropischen Landschaft eine Bereicherung unserer Stoffe suchte. Humboldt selbst schrieb zu einer Sammlung lithographirter Ansichten aus Neu-Granada, die Berg 1854 unter dem Titel „Physiognomy of Tropical Vegetation in South-America“ veröffentlichte, die Vorrede. Der Titel deutet schon auf eine wissenschaftliche Nebenabsicht hin. Diese tritt auch in den Ansichten von der Reise nach Rhodos und Kleinasien zu Tage, deren Ergebnisse Berg in einem reich illustrirten Werk niedergelegt hat. Am frischesten muthen die energischen Skizzen japanischer Landschaften an, in denen die fremdartige, im höchsten Grade malerische Architektur des Inselvolkes, die so glücklich mit den Linien der Berge und der Vegetation zusammengeht, mit eben so künstlerischer wie wissenschaftlicher Treue festgehalten wird. Selten habe ich selbst in englischen und französischen Werken so vorzügliche Landschaftsstudien ge-

Digitized by Google

sehen. Stets sind es jedoch die Federzeichnungen, die zum Verweilen einladen. Sobald Farbe hinzutritt, geht die Naivität verloren.

Wie lange ein mächtiger Anstoß nachzittert! — Mit Albert Berg hat die Generation der Künstler, deren Schaffen von Alexander von Humboldt und somit im letzten Grunde von dem Verfasser von Paul und Virginie angeregt wurden, noch nicht ihren letzten Vertreter verloren.

Otto Günther ist vorwiegend als Genremaler bekannt, der sich die Vorwürfe aus dem Volksleben holt. Er hat zwar keine Künstlerphysiognomie, die als Ganzes seinen Namen vor der Vergessenheit schützen könnte, aber einzelne seiner Bilder werden im Publicum noch lange die Stimmung finden, für die sie gedacht sind. Zuweilen weiß er Töne anzuschlagen, die sich, wie bei dem „Wittwer" in der Nationalgalerie, über die Genrerührung hinaus zu schlichtem Pathos erheben, und auf der anderen Seite ist ihm ein kecker Humor nicht fremd.

Seine zahlreichen Illustrationen der Kriegsfahrten 1864, 1866 und 1871, die er als Zeichner mitmachte, werden wohl vorwiegend als Documente Werth behalten. In der Historien- und Decorationsmalerei hat er einige Erfolge zu verzeichnen, ohne jedoch zu durchschlagender Wirkung gekommen zu sein.

Günther hat von seiner ersten Düsseldorfer Studienzeit ab viele fremde Naturelle auf sich wirken lassen, ohne doch jemals seine Eigenheit aufzugeben. Weimar und Königsberg, namentlich ersteres, sind die hauptsächlichen Stätten seiner Wirksamkeit. Vor der Zeit — er ist erst 1838 geboren — erlag er im vergangenen Frühling nach jahrelangem Leiden.

Karl Graeb gehörte seit langen Jahren zu den beliebtesten Künstlern seiner Vaterstadt Berlin. Sein Name hatte hellen Klang; wenn er vor einem der unzähligen Interieurs deutscher Dome genannt wurde, die aus seinem Atelier hervorgegangen, verstand sich der Respect vor der Leistung von selber. Kein Wunder, daß sich die Reproduction seiner Schöpfungen in ausgedehntem Maße bemächtigte und seinen Namen dadurch in Schichten der Bevölkerung trugen, welche unterhalb des Niveaus liegen, auf welches ein Oelgemälde gelegentlich hinabsinkt.

Wir stehen heute seinen Werken, namentlich, wenn sie in großer Menge auftreten, etwas kühler gegenüber als die Generation, welche seiner Mannesarbeit zujubelte. Die große antiquarische Treue, welche vor vierzig Jahren gerühmt wurde, imponirt uns nicht mehr, seitdem wir die Werke unserer Vergangenheit mit archäologischer Gewissenhaftigkeit studiren. Sein Colorit erscheint uns hart in den Aquarellen und süß in den Oelbildern. Von dem Helldunkel, das sich in seinen Kircheninterieurs um den einen hellen Fleck nahe dem Mittelpunkt lagert — eine Eigenheit, die dem großen Publicum das Wiedererkennen Graeb's eben so sehr erleichterte wie bei Wouwermann der bekannte Schimmel — haben wir aus eigener Erfahrung in den Domen so nicht kennen gelernt. Um Graeb zu genießen, müssen wir uns in die romantische Stimmung der Zeit versetzen, in die seine Bildungsperiode fällt. Von dieser aus können wir all den Eigenschaften gerecht werden, die ihm zum Namen des ersten deutschen Architekturmalers seiner Zeit verhalfen.

Dann können wir auch seine Popularität verstehen, die bei einem so beschränkten Stoffgebiet doppelt auffallend wäre, wenn nicht die Romantik den Schlüssel gäbe.

Graeb hat sein siebzigstes Lebensjahr erreicht. Früh der Kunst zugewandt, ging er von der Decorationsmalerei aus in die höhere Kunst. Er ist viel gereist, ist jedoch seiner Vaterstadt bis an sein Ende treu geblieben. Titel und Ehren haben sich auf ihn gehäuft, und noch 1873 hat er in Wien die große goldene Medaille davongetragen. —

In Gurlitt's Kunsthandlung locken Roemer's polychrome Terracotten namentlich die vornehme Welt. Er hat sich in den letzten Jahren mit großem Erfolg aus der Porträtbildnerei in Nippfigurenformat eine Specialität geschaffen. Anfangs tastend und unsicher, hat er sich jetzt eine eigenartige Manier gebildet, die ihn aus der Gruppe Gleichstrebender heraushebt. Er lehnt sich in kleinen Statuen an die Terracotten von Tanagra, indem er bald das griechische Costüm beibehält, bald auch an seine Stelle die moderne Toilette setzt. Nur in den Farben geht er seinen eigenen Weg', indem er mit Vorliebe die Nüancen der Terracotten benutzt. Doch ist er im Ganzen schon farbiger geworden und wird wohl noch mit der Zeit sich zu weiteren Concessionen bereit finden. Vorläufig sind die Büsten, die er in größerer Zahl ausgestellt hat, das Beste, was wir auf dem Gebiet besitzen. Wenn wir sie neben die besten Erzeugnisse der halbwegs volksthümlichen Thonplastik von Neapel halten, erscheinen sie allerdings in Absicht und Behandlung noch etwas schwer.

A. L.

Notizen.

Die Giebinger. Eine Erzählung aus dem sechszehnten Jahrhundert von C. Hirundo. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. — Selten ist so viel Edelmuth und Vortrefflichkeit zusammengehäuft worden, wie auf den 200 Seiten dieses Buches. Edler Wunibald! Ihr deutschen Jünglinge der Gegenwart nehmt euch ein Beispiel an ihm. Alles kann er, der Wunderjüngling, obgleich er nur einen Arm hat. Er ist gelehrt, herzensgut, Wohlthäter der Armen in der ganzen Umgegend, Rathgeber auf der Burg, beliebt bei Jung und Alt, hat das edelste Antlitz, hohe Gestalt, blitzendes Auge, „glockenreine Stimme", Alles, Alles, nur kein Geld. Und doch liebt er die holde Jungfrau Edeltraut, die Letzte von dem hohen Geschlechte der Giebinger. Natürlich liebt sie ihn wieder. Er stürzt sich in das Schwert des italienischen Grafen, der um sie wirbt, und wird schwer verwundet. Sie pflegt ihn, gibt dem Italiener einen Korb und heirathet ihn, nachdem sich noch dazu herausgestellt, daß er auch ein Giebinger ist und ihm eigentlich die Burg gehört. Luther und der Zwiespalt, den seine Lehre anstiftete, gucken natürlich, da die Geschichte im 16. Jahrhundert spielt, auch von Zeit zu Zeit in die Erzählung herein. Wieder ein historischer Roman! Wann wird diese tolle Maskerade in unserer Literatur endlich ein Ende nehmen?

O. B.

Des Lebens Wellenschlag. Novellen von H. Steinau. Halle, Tausch u. Grosse. — Es ist in unserer Zeit, in der es so viele Federheldinnen gibt, eine interessante Aufgabe, auszuspüren, ob sich hinter einem zum ersten Male in der Belletristik auftretenden Pseudonym oder einem nur mit den Initialen des Rufnamens ausgestatteten Autorennamen etwa eine schreibende Dame versteckt. Damen-Dichtungen haben ihr eigenthümliches Gepräge, und gewöhnlich häufen sich schon auf den ersten Seiten so sehr die Anzeichen der weiblichen Hand, die die Feder führte, daß ein hieraus gezogener Schluß auf die Autorschaft selten trügt. Bei dem vorliegenden Novellenband könnte nun ein wettlustiger Leser auch Tausend gegen Eins auf die Behauptung wagen, daß H. Steinau eine Geschlechtsgenossin der Musen ist. Die Beweise hierfür liegen eben so sehr in der Schreibweise und in tausend Einzelheiten, als besonders auch in den Problemen, welche diese Novellen behandeln. Die erste derselben, „Eine alte Geschichte", zeigt uns eine junge Frau, welche durch seltsame Schicksalsfügung an einen alten blinden, aber edlen Gemahl gefesselt worden ist, aber siegreich den Kampf gegen eine später plötzlich wieder aufwallende Jugendneigung besteht und ihrem Gemahle eine liebe- und aufopferungsvolle Gattin wird; die zweite, „Aus Trümmern erblüht", hat sogar eine jugendliche Schriftstellerin, die heimlich dem Dienste der Musen fröhnt, zur Heldin, und die dritte und letzte, „Gabriele", behandelt den Conflict, in den sich ein Mädchenherz gestürzt sieht, dessen Geliebter, welcher eine frühere Verlobung sehr vernünftiger Weise wieder aufgehoben hatte, ein scheinbar wortbrüchiger und wankelmüthiger Charakter ist. Sind das nicht echt „weibliche" Probleme? Und echt weiblich sind sie durchgeführt. Denn solche herrliche, fast etwas überschwenglich idealisirte Männergestalten, wie sie uns in diesen drei Novellen entgegentreten, zeichnet nur eine Damenfeder. Die Männer, selbst wenn sie Dichter sind, kennen ihr eigenes Geschlecht besser. Die erste und die dritte dieser Novellen sind sehr schön geschrieben und nehmen darum ihre unglücklichere Genossin, die zweite, geschickt in ihre schützende Mitte. Sie erfreuen sich einer guten Composition und zeigen eine einfache, gedankenreiche Ausführung.

O. B.

Digitized by Google

Am Rhein und beim Wein. Gedichte von Emil Rittershaus. Leipzig, Ernst Keil's Nachfolger. „Respect! Es kommt der Jubilar, der Wein von vierundachtzig!" Endlich einmal wieder ein guter Jahrgang, dazu darf Sang und Klang nicht fehlen, und es ist brav von ihm, unserm alten Rheinwein-Dichter, daß er den Jubelton bei Zeiten angeschlagen hat und ihn zu uns herüber klingen läßt. — Rittershaus ist nirgends ursprünglicher, frischer, kecker und humorvoller als in seinen „Weinliedern"; diese sind in der That vom Augenblicke geboren und darum voll echter Poesie, so kräftig und dabei anmuthig duftig, wie die Blume des goldenen Rheinweins. Diese Lieder muß man daher eigentlich auch beim kühlen Trunke lesen und ihren berauschenden Duft zugleich mit der Kraft des alten Rheingoldes einschlürfen. Dann wird man auch in die echte Stimmung kommen für das schöne, schon weitbekannte patriotische Lied: „Hurrah, du stolzes, schönes Weib, hurrah, Germania!", das ursprünglich zur Einweihung des Niederwalddenkmals gedichtet war und jetzt den Schluß dieser Sammlung bildet.

Das von uns bereits bei seinem ersten Erscheinen mit Beifall begrüßte Prachtwerk: „Die Kunstschätze Italiens" aus dem Verlage von Engelhorn in Stuttgart liegt mit seiner 30. Lieferung abgeschlossen vor uns; es ist ein künstlerisches Sammelwerk allerersten Ranges geworden. Eine überreiche Vollständigkeit kann jetzt erst genügend erkannt und bewundert werden, nachdem man an der Hand des gediegenen, in sich abgeschlossenen und höchst gleichmäßig bearbeiteten Textes von Carl von Lützow die Kunststätten Italiens durchwandert hat. Beigefügte Künstler- und Ortsverzeichnisse erleichtern nachträglich die Orientirung innerhalb des umfangreichen Materials, das von Anfang bis zu Ende von den Künstlern, wie von dem Schriftsteller mit gleichmäßiger Vortrefflichkeit behandelt worden ist. Wir wünschen diesem Werke, das um seiner prachtvoll ausgeführten 50 Radirungen und mehreren hundert Holzschnitte willen ein Unicum des deutschen Kunstverlags bildet, recht weite Verbreitung in unseren kunstsinnigen Kreisen.

Zwei in dem Verlage von Liebeskind in Leipzig kürzlich erschienene Gedichtsammlungen: Idyllen und Scherze. Neue Gedichte von Heinrich Seidel, dritte Sammlung, und Liederhort aus Jungfriedel der Spielmann von August Becker liegen wie Repräsentanten zweier der größten Gegensätze hier vor uns: diese als Vertreterin einer romantischen, an das Mittelalter in Stoff und Form sich anlehnenden Lyrik, jene als Erzeugniß eines gänzlich modernen poetischen Schaffens, durchwoben und gekräftigt von einem gesunden Realismus, der glücklicherweise jetzt mehr und mehr den Mondschein aus der Dichtung verdrängt. Becker's Liederhort ist nur ein Auszug aus dem lyrisch-epischen Gedicht: Jungfriedel der Spielmann, welches schon 1854 bei Cotta erschienen war und nun eine fröhliche, wenn auch nur partielle Auferstehung feiert. Selbst dieser Auszug aber dünkt uns eines abermaligen Excerpirens werth zu sein; es ist auch jetzt noch zu viel Singen von Lindenbäumen, Spielleuten, Elfen und Wasserlilien, zu viel Triviales, Mattes und Anempfundenes, und es wird deshalb dem Leser schwer gemacht, bis zu den eigentlichen Perlen des Hortes durchzudringen. Aber hat man sie einmal gefunden und für sich zusammengesucht, so erfreut man sich um so mehr an ihrem Glanze, der ein echter und dauerhafter ist. — Die Stoffe dagegen, die Seidel sich für sein erneutes Singen ausgewählt hat, sind eigentlich nicht von vorneherein solche, die man lyrische nennt: Schwänke aus allen Zeiten und Völkern, besonders aber aus unseren Märchenbüchern, drollige Scenen, die der Dichter zuweilen auf modernen Bildern erblickt hat und manche realistische Anspielung auf das jetzige Thun und Treiben finden hier ihre gemüthliche, humorvolle Behandlung, die aber nirgends einer geistreichen Feinheit und echt lyrischen Gestaltungskraft entbehrt. Beide Sammlungen dürften trotz ihrer charakteristischen Verschiedenheit ihren Verehrerkreis finden. O. B.

Walhall. Germanische Götter- und Heldensagen, erzählt von Felix Dahn und Therese Dahn. Illustrirt von Johannes Gehrts. Kreuznach, Voigtländer. — Es ist trotz des raschen Aufschwungs der Germanistik bisher noch nicht gelungen, die germanische Mythologie eben so sehr dem Sinnen und Denken des deutschen Volkes, besonders seiner Jugend, vertraut zu machen, wie dies mit der griechischen der Fall ist. Die Schuld liegt einestheils an unserer lediglich auf klassischen Studien begründeten humanistischen Erziehung, anderentheils an der Unbrauchbarkeit der bisherigen Darstellungen der Mythologie für die nicht gerade germanistisch gebildeten Kreise. Das allen späteren zu Grunde liegende Werk Jakob Grimm's ist nur der Wissenschaft zugänglich, Simrock's Mythologie, obgleich allgemein verständlicher geschrieben, enthält doch noch eine allzu große Fülle des Materials und alle anderen, seien es Special-, seien es Gesammt-Darstellungen — die Abhandlungen Uhland's natürlich ausgenommen — sind entweder zu gelehrt oder zu ungelehrt, d. h. zu oberflächlich abgefaßt, als daß sie weitere Wirkung hätten ausüben können. Das vorgenannte Werk scheint endlich allen Ansprüchen in dieser Hinsicht gerecht zu werden: es gründet sich vollständig auf die Forschungen der beiden Grimm und ihrer Nachfolger, erfüllt also auch die strengsten wissenschaftlichen Anforderungen und ist nach der anderen Seite hin so allgemein verständlich, so schön und klar geschrieben und dabei so übersichtlich angeordnet, daß wir ihm großen Erfolg in der Verbreitung germanisch-mythologischer Anschauungen im deutschen Volke versprechen. — Die erste Abtheilung: Göttersagen von Felix Dahn umfaßt nach einem sehr gediegenen, die religions-philosophischen Grundlagen und den dramatischen Bau der germanischen Mythologie besonders betonenden allgemeinen Theil die kurzen aber scharfen Charakteristiken der einzelnen Götter und Göttergruppen und die großartige Schilderung der „Götterdämmerung"; die zweite Abtheilung: Heldensagen, von Therese Dahn bearbeitet, enthält in geschmackvoll erzählender Form die Darstellung der verschiedenen nordischen Sagenkreise (Wölsungen, Beowulf, Kudrun u. s. w.) mit geschickter Hindeutung auf ihren Zusammenhang mit der mittelhochdeutschen Dichtung. — Die Illustrationen Gehrts' sind mit großem Verständniß für den Stoff, einige mit echt künstlerischem Griffel angefertigt. — Möge dieses Buch seinen Zweck voll und ganz erfüllen und die Phantasie unseres Volkes mit den großen gewaltigen Gestalten aus der Mythologie unserer Vorfahren aufs Neue beleben. O. B.

Carl Marx, eine Studie von Gustav Groß. Leipzig Duncker u. Humblot. Einen Markstein in der öffentlichen Beurtheilung einer großen Individualität bildet jedesmal der Tod ihres Trägers. Dies zeigt sich auch bei Carl Marx. Die öconomische Wissenschaft, die bisher den Gelehrten um des Agitators willen verschmähte, fängt an, ihm näher zu treten. Der Verfasser der vorliegenden Studie wagt die Excursion auf den von akademischer Seite selten betretenen Pfad, wobei es sehr erklärlich ist, daß die Orientirung auf diesem so wenig begangenen Wege manchmal unsicher wird. Die socialpolitische Richtung des Verfassers kommt zudem trotz aller Bemühungen, objectiv zu sein, häufig ans Tageslicht. Hieraus entspringt auch der entschiedene Mißgriff des Verfassers, daß er zuerst den Parteiführer schildert, worauf dann „noch erübrigt", die Bedeutung Marx' als Nationalöconomen zu schildern. W.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XXVI. Bande der „Gegenwart",

sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend) elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von **1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.**

Digitized by Google

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren ꝛc.), mit 4 Photographien nach **Dahl, Tizian, Canova, Rubens,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Die gelesenste Zeitung in Berlin ist die

Berliner Zeitung

mit drei Beilagen
a. **Deutsches Heim.**
b. **Gerichtslaube.**
c. **Aus alter und neuer Zeit.**

Pro Quartal in Berlin M. 4,20
Abonnement ausserhalb „ 4,50
Expedition SW., Koch-Strasse 23.

WALHALL. Deutsches Familien-Journal. Illustrirte Zeitschrift für Literatur, Kunst und Gesellschaft. Ein nationales Hausbuch von bleibendem Werthe. Jährlich 52 Nummern. Vierteljährlich 4 Mark. Jährlich 16 Mark. Probenummern gratis und franco durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes. Verlag von R. Voigländer in Leipzig.

Herrliches illustrirtes Festgeschenk.

Lorle
die Frau Professorin.

Von
Berthold Auerbach.

Mit 72 Illustr. i. Holzsch. v. Wilh. Hasemann.
Quart. In reichem Original-Einband Mark 20.—.

Ein vollendetes Seitenstück zu dem von Vautier illustrirten Auerbach'schen Barfüßele. — Soeben erschienen.

Stuttgart.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Soeben erschien:

Torald
der Hohenzollern Ahnherr unter Christi Kreuz.

Von
Oskar Gutsche.

Zwei Bände in Octav von (zusammen) 1003 Seiten.
Geheftet M. 15. Elegant gebunden M. 18.

Das vorliegende Werk beschäftigt sich mit dem Problem der künstlerischen Darstellung des Menschen, welcher Gott sucht. Der Verfasser entschied sich, die Aufgabe — das Finden Gottes — auf historischem Wege zu lösen. Die tief religiös angelegte Natur des Menschen, welchen er schildert, findet ihre Befriedigung durch die persönliche Begegnung mit Gott, d. h. mit Jesus Christus während seiner Leidenszeit zu Jerusalem. Die durch einen kurzen, aber hoch bedeutsamen Verkehr mit dem Heiland gegebene Auszeichnung mochte Verfasser niemand Anderem als einem Deutschen, und unter diesen nur seinem Königshause, gönnen. — So ist das die ganze antike Welt umfassende Lebensbild zugleich patriotischer Roman und realistisch durchgeführte Messiade.

Soeben erschien im unterzeichneten Verlag:

Eine Weltreise
von **Dr. Hans Meyer.**

560 Oktav-Seiten mit 120 Illustrationen von Jos. Püttner.

Preis elegant gebunden 6 Mark.

Eine Weltreise ist die außerordentlich lebendig geschriebene Schilderung einer erst vor kurzem beendeten Fahrt um die Erde, die geeignet ist, allseitig das lebhafteste Interesse zu erregen. Der reiche Schmuck Püttnerscher Illustrationen sowie die vorzügliche Ausstattung gestalten das Buch zu einer hervorragenden

Weihnachtsgabe für alt und jung.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag des Bibliogr. Instituts in Leipzig.

Soeben erschien:

Von Lenz zu Herbst.
Dichtungen von Günther Walling (Carl Ulrici).

Elegant gebunden mit Goldschnitt Mark 5.—

Die Berliner Börsenzeitung vom 16. II. 84 sagt über das Buch u. A.: Die Tiefe der Empfindungen, die Formvollendung der Sprache und Verse, wie sie uns hier entgegentritt, läßt den stattlichen, auch äußerlich vortrefflich ausgestatteten Band Gedichte weit über alle neueren ähnlichen Sammlungen hinausragen und wird Jedem volle Anerkennung abzwingen, der einer Vertiefung in das Seelenleben eines dichterisch-fühlenden und schaffenden Menschen fähig ist. Die Eindrücke großer historischer Ereignisse und Werke, die sich dem Verfasser auf seinen vielen Reisen, namentlich bei seinem langen Aufenthalt in Spanien, aufdrängen, sind in gleich sinniger Weise wiedergegeben, wie die rein menschlicher Empfindungen des Herzens und des Gemüths.

Verlag von **Wilh. Friedrich,** K. Hofbuchhandlg.
Leipzig und **Berlin.**

Redaction und Expedition, Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google